



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### **Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### **About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

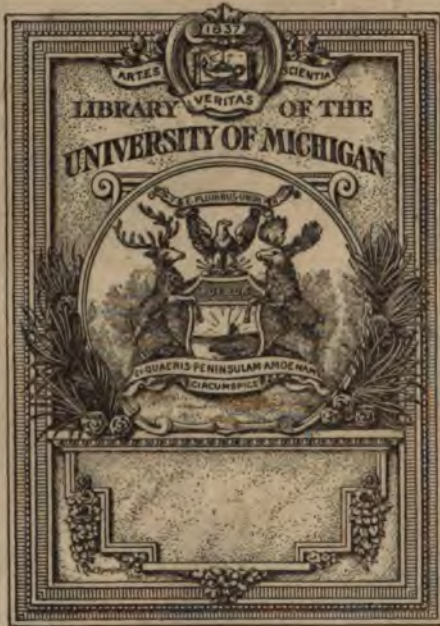
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

B 1,187,548













# Zeitschrift für den deutschen Unterricht.

Begründet unter Mitwirkung von Rudolf Hildebrand.

Herausgegeben von

Prof. Dr. Otto Lyon.

---

Achtzehnter Jahrgang.



Leipzig und Berlin  
Druck und Verlag von B. G. Teubner  
1904.

Druck von B. G. Teubner in Dresden.

## Inhalt des achtzehnten Jahrgangs.

### A. Allgemeines.

	Seite
Die Schule der Gegenwart im Lichte der Gemeindeverwaltung. Von Otto Lyon in Dresden	1
Die Begründung der deutschsprachlichen Forderungen im 17. Jahrhundert mit Rücksicht auf Unterricht und Wissenschaft. Von Dr. Reinhard Dietel in Leipzig	30. 81
Die Dresdener Pennälersprache. Von Dr. Kurt Schladebach in Dresden	56
Zur Schillerbriefliteratur. Von Dr. August Stern in Wien	62
Sittengeschichtliches aus Abraham a S. Clara. Von Prof. Dr. A. Denecke in Dresden	104
Das Schillermuseum in Marbach a. N. Von Prof. Dr. Herm. Unbescheid in Dresden	123
Bemerkungen zu Greifs „Prinz Eugen“. Von Prof. Dr. Julius Sahr in Gohrisch	130
Zum Worte „Schelmuffsky“. Von Theodor Distel in Dresden-Blasewitz	140
Sprachgeschichtliches im deutschen Unterrichte der Obersekunda. Von Prof. Dr. Paul Vogel, Rektor des Königin Carola-Gymnasiums in Leipzig	153
Über Herders Verhältnis zur Schule. Zu seinem 100jährigen Todestage. Von Prof. Jaro Pawel in St. Pölten-Wien	164
Klassische Bildungselemente im Realgymnasialunterricht. Von Gymnasialoberlehrer Dr. Woldemar Schwarze in Dresden	181
Ednard Moerike. Von Lic. theol. et Dr. phil. Kurt Warmuth in Dresden.	190
Lesung und das bürgerliche Trauerspiel. Von Dr. John Bloch in Wilmersdorf-Berlin	225. 321
Emil Frommel. Von Lic. Dr. Kurt Warmuth in Dresden	267
Gedicht Houwalds auf Abiturienten. Von Theodor Distel in Blasewitz	271
Stallparzer als Dichter geschichtlicher Dramen. Von Dr. Gerhard Heine in Bernburg	289. 353
Stilprobe des Kurfürsten August. Von Theodor Distel in Blasewitz	337
Zur Übersetzungsliteratur. Von Dr. Wagler in Wurzen	339
Zum Gedächtnisse Kants. Vortrag, gehalten im Dresdener Lehrerverein am 12. Februar 1904. Von Dr. Richard Laube in Dresden	378
Das deutsche Volkstum. Von Lic. Dr. Kurt Warmuth in Dresden	398
„Hans Lange“ von Paul Heyse in einer Schülervorstellung. Von Seminaroberlehrer W. Kahle in Cöthen	403
Stephan Baeholdt. Von Otto Lyon in Dresden	406
Aus einer profaischen Homerüberdeutschung bald nach Langes Horazübersehung. Von Theodor Distel in Blasewitz	418
Gedanken über die Reformschulbewegung. Von Dr. Woldemar Schwarze in Dresden	425
Hebbel als Schulklassiker. Von Dr. Alfred Neumann in Bittau	431
Eine Schilderung der Hoffeste im Nibelungenliede. Eine kulturhistorische Studie. Von Dr. Richard Laube in Dresden	462. 566
Zur Sprache Frh. Reuters. Von Oberlehrer Dr. Ernst Brandes in Demmin	488
Boerries Freiherr von Münchhausen. Von Lic. theol. et Dr. phil. Kurt Warmuth in Dresden	501
Über biblische Ausdrücke. Von Dr. H. Willert in Berlin	506
Was ist klassisch? Versuch zur Entwidlung eines wichtigen Kunstbegriffes in Prima in Form einer Aufzugsdisposition. Von A. Wesemüller in Jüterbog	510

	Seite
Zu J. G. Seidls hundertstem Geburtstage. Eine Würdigung des Dichters und Balladenfängers. Von Prof. Dr. Leo Langer in Willach . . . . .	537
Was unsere Quartaner lesen. Von einem Gymnasiallehrer . . . . .	581
Zur zweiten Auflage der vaterländischen Gedichte Julius Mosens. Von Dr. H. Schuller in Plauen i. B. . . . .	585
Ein Zitat Luthers aus dem Volksliede von Hildebrandt. Von R. Sprenger in Northeim . . . . .	604
Familienlegenden. Von Prof. Albert Heinke in Stolp i. P. . . . .	604
Der Oberlehrer im Spiegel der Dichtung. Von Oberlehrer A. Kosikat in Königsberg i. Pr. . . . .	617. 687
Die Tierwelt im Bilderschnude des alttestamentlichen poetischen Schrifttums. Von Prof. Dr. theol. et phil. August Wünsche in Dresden . . . . .	634. 704. 764
Über ästhetische Erklärung von Gedichten. Von Dr. Aug. Huther in Heidelberg . . . . .	653
König Georg von Sachsen †. Von Otto Lyon . . . . .	681
Der Sachsse als Zweisprachler. Von Otto Lyon . . . . .	681
Der Ausdruck im deutschen Volkslied. Von Gustav Pflugk in Leipzig . . . . .	720
„s ist Uwe!“ Von Richard Eichhoff in Remscheid . . . . .	732
Martin Greifs Gedichte in siebenter Auflage. Von Julius Sahr in Gohrisch bei Königstein . . . . .	745
Anzeigen aus der Schillerliteratur 1903—1904. Von Prof. Dr. Hermann Unbescheid in Dresden . . . . .	785
Schulprüberie. Von Dr. Beshlin in Lüneburg . . . . .	804

### B. Lektüre.

Zum Chor der Barden in Kleists „Hermannschlacht“. Von R. Sprenger in Northeim . . . . .	63
Anzengraber und Shakespeare. Von Dr. J. Ernst Wülfing in Bonn . . . . .	65
Die Wilsfucht. Von Eb. Nestle in Maulbronn . . . . .	66
Zu Heinrich von Kleists „Prinz von Homburg“. Von R. Sprenger in Northeim . . . . .	139
Roussseau und Goethe. Von W. Kohlschmidt in Kassel . . . . .	139
Zu Goethes „Zauberlehrling“. Von Dr. August Andrae in Wilhelmshaven . . . . .	141
Zu F. W. Webers Gedicht „Andre, denen Leid geschehen“. Von Dr. August Andrae in Wilhelmshaven . . . . .	209
Zu Goethes Beurteilung des Hans Sachs. Von R. Sprenger in Northeim . . . . .	210
Zu Goethes „Divan“. Von D. Strohmeier in Kiel . . . . .	210
Zu Schillers „Glocke“. „Lied von der Glocke“ oder „Glockengießerlied“? Von Gymnasialdirektor Prof. W. Evers in Barmen . . . . .	252
Zu Kleists „Hermannschlacht“. Von R. Sprenger in Northeim . . . . .	271
Zu Heines Gedicht „Kobes I.“ Von Dr. August Andrae in Wilhelmshaven . . . . .	272
Zu Btschr. XVI, 239. Von F. Weidling in Gera . . . . .	272
Zum Unterricht in der deutschen Literaturgeschichte. Von R. Sprenger in Northeim . . . . .	273
Zu Trulle. (Btschr. XVII, 363 flg.) Von R. Sprenger in Northeim . . . . .	274
Eiserne Tür anhängen. Von Studiendirektor Hofrat Prof. Dr. Göhe in Dresden . . . . .	318
Der Wettpreis des Teufels. Ein Beitrag zur Faustliteratur. Von Gerhard Fuchs in Dresden . . . . .	330
„Spudabergglaube“ bei Heine und sonst. Von Dr. August Andrae in Wilhelmshaven . . . . .	333
Zu „König Karls Meerfahrt“ von Uhland. Von Paul Weizsäcker in Calw . . . . .	334
„Mich, Henker!“ ruft er, „ermürget!“ Von August Althaus in Berlin-Zehlendorf . . . . .	336
Die Sonne geht zu Gnaden. Von R. Sprenger in Northeim . . . . .	337
Eine rhythmisch völlig getreue Übertragung des ersten Antigone-Chors. Von Prof. Dr. A. Köpcke in Ottenfen . . . . .	337
Zu Platens Lustspiel „Die verhängnisvolle Gabel“. Von R. Sprenger in Northeim . . . . .	342
„Was da flucht und kreucht.“ Von Prof. Alb. Heinke in Stolp i. P. . . . .	417
Zu Btschr. XVIII, S. 274. Von Edm. Goetze in Dresden . . . . .	418
Einige Bemerkungen zu Schillers Metrik. Von Geh. Reg.-Rat Fofß † in Großlichterfelde bei Berlin . . . . .	514
Biblische und andere Anklänge in Wielands „Oberon“. Von Richard Herold in Drantenstein a. d. Lahn . . . . .	515

	Seite
Zu Friedrich Rückerts Gedicht „Die Straßburger Tanne“. Von Oberlehrer Dr. Paul Witz in Frankfurt a. M. . . . .	517
E. M. Arndt über die Tellfrage. Von R. Sprenger in Northeim. . . . .	518
Schiller und Voltaire. (Vgl. Ztschr. XV, S. 397 ff.) Von Dr. J. E. Wülfing in Bonn . . . . .	521
Sage und Geschichte in Gustav Schwabs „Nahl zu Heidelberg“. Von Dr. Paul Weizsäcker in Calw . . . . .	591
Zu Hoffmanns von Fallersleben Landsknechtsliedern. Von R. Sprenger in Northeim . . . . .	602
Zu Gutzkows „Uriel Acosta“. Von Dr. J. Ernst Wülfing in Bonn . . . . .	604
Zu Kleists „Prinzen von Homburg“. Von E. Grünwald in Berlin . . . . .	728
Zu H. von Kleists „Hermanns Schlacht“. Von R. Sprenger in Northeim . . . . .	731

### C. Grammatik und Stilistik.

Berziegen und berziehen. (Vgl. Ztschr. XIV, 328.) Von Dr. J. Ernst Wülfing in Bonn . . . . .	67
Knaul auf Fall? Von Dr. J. Ernst Wülfing in Bonn . . . . .	68
„In Prima?“ (Ztschr. XVI, 58.) Von Oberl. P. Martgraf in Friedenau-Berlin . . . . .	138
Zu Ztschr. XV, 810. Von Oberlehrer P. Martgraf in Friedenau-Berlin . . . . .	143
Richtig oder falsch? Von R. Hansen in Oldesloe . . . . .	205
Angehören mit Akkusativ. Von E. Nestle in Maulbronn . . . . .	212
Vernt erst Deutsch! Von Theodor Distel in Dresden-Blasewitz . . . . .	213
Reines Trachtens nach. Von E. Müller in Dresden . . . . .	270
Aus aller Herren Länder. Von E. Müller in Dresden . . . . .	336
Beide = alle miteinander. Von Prof. E. Nestle in Maulbronn . . . . .	414
Das Lohn, der Gehalt. Von Dr. J. Ernst Wülfing in Bonn . . . . .	415
Drei Schreibarten. Von Dr. August Gebhardt in Erlangen . . . . .	460
Zu dem Aufsatz: „Der sinnliche Gehalt steigender Zusammenhänge.“ (Ztschr. XVII, S. 508 ff.) Von E. Ballas in Schrimm . . . . .	519
Zur Formel „Thron und Altar“. Von Dir. Dr. Karl Löschhorn in Wollstein . . . . .	520
Mit = gegen, von. Von D. Weise in Eisenberg S.-A. . . . .	600
Derem, dessen. Von Dr. J. Ernst Wülfing in Bonn . . . . .	602
Am Montag, den 18. Mai. Von Bräuninger, K. Realschulrektor in Bayreuth . . . . .	666
„Am Alshermittwoch, den Tag nach Fastnacht.“ Von R. Hansen in Oldesloe . . . . .	667
Vom „ge-“ des Perfekts. Von E. Nestle in Maulbronn . . . . .	667
Ein merkwürdiger Gebrauch des Wortes diesseitig (Diesseitigkeit). Von Dr. A. Kraemer in Frankfurt a. M. . . . .	668
Anderseits. Von D. Behaghel in Gießen . . . . .	730
Kräftigkeit, Gläubigkeit, Großsinnigkeit. Von Dr. A. Kraemer in Frankfurt a. M. . . . .	730
Anderseits oder andersseits. Von August Gebhardt in Erlangen . . . . .	803

### D. Behandlung des Altdeutschen und Volkstümlichen. Mundarten.

Zu seinem Esse sein. Von Otto Schütte in Braunschweig . . . . .	63
Das ist doch kein Perlenstück. Von Otto Schütte in Braunschweig . . . . .	65
Die mundartliche Verwechslung der Endungen -ch, -sch, -ig. Von Dr. J. Ernst Wülfing in Bonn . . . . .	66
Löschhorn = Nase. Von R. Sprenger in Northeim . . . . .	141
Wenn der Himmel wär' Papier usw. Von Karl Müller in Dresden . . . . .	142
Zu Ztschr. XV, 806. Von Oberlehrer P. Martgraf in Friedenau-Berlin . . . . .	208
Humoristische metaphorische Bezeichnungen im Niederdeutschen. Von Dr. Pigge in Brüm . . . . .	211
Volksetymologisches von der deutsch-französischen Grenze. Von Dr. phil. Bernhard Hoffmann in Dresden . . . . .	246
Zu Ztschr. XVII, 315. Von W. Kohlschmidt in Kassel . . . . .	272
Zu Ztschr. XVI, 709 und XVII, 530: Morgen ist auch ein Tag. Von Dr. G. Käffner in Ludwigshafen a. Rh. . . . .	273
Zu der Redensart „Biel Geschrei und wenig Wolle“. Von Paul Weizsäcker in Calw . . . . .	413

Zu den imperativischen Namen. (Ztschr. XVI, 478.) Von R. Sprenger in Northheim	51
In seinem Esse sein. (Vgl. S. 63.) Von Reimer Hansen in Oldestoe	51
Noch einmal Volksetymologisches von der deutsch-französischen Sprachgrenze. Von Bibliothekar Dr. F. Menz in Straßburg i. E.	51
„Volksetymologisches von der deutsch-französischen Grenze.“ Von Dr. Lhis in Straßburg	51
„Sich spielen.“ Von Seminaroberlehrer Gröhschel in Nauhen	61
Manchetten. (Zu Ztschr. XVII, 234.) Von E. Hoffmann-Kracher in Basel	61
Weiteres über „sich spielen“. Von Seminaroberlehrer Gröhschel in Nauhen	81

### E. Bücherbesprechungen.

Bschalig, Heinrich, Bilder und Klänge aus der Kochlizer Pflege. Besprochen von Prof. Julius Sahr in Gohrisch bei Königstein	1
Herders Werke. Herausgegeben von Prof. Dr. Theodor Matthias. Besprochen von Otto Lyon in Dresden	7
Raumann, Dr. Julius, Theoretisch-praktische Anleitung zur Besprechung und Abfassung deutscher Aufsätze in Regeln, Beispielen, Entwürfen und Stoffdarbietungen. Besprochen von Oberlehrer Proffen in Stadthagen	7
Weitbrecht, Karl, Gesammelte Gedichte. Besprochen von Lic. Dr. Kurt Warmuth in Dresden	7
Lenz, Margarete, Treue Herzen. Besprochen von Prof. G. Klee in Nauhen	7
Teep, Dr. F., Schillers „Lied von der Glocke“. Besprochen von Dir. Dr. Karl Löschhorn in Wollstein	7
Sombart, Werner, Das neunzehnte Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung; Band VII: Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert. Besprochen von G. Klee in Nauhen	14
Kohl, Ludwig, Beethovens Dreier. Besprochen von Dir. Dr. Karl Löschhorn in Wollstein	14
Ragl, Dr. Johann Willibald, Deutsche Mundarten. Besprochen von Aug. Gebhardt in Erlangen	14
Wilbrandt, Adolf, Villa Maria. Besprochen von Dir. Dr. Karl Löschhorn in Wollstein	14
Wilhelm, D., Tauf- und Rufnamen im Herzogtum Coburg. Besprochen von D. Glöbe in Doberan i. M.	14
Günther, Dr. L., Deutsche Rechtsaltertümer in unserer heutigen deutschen Sprache. Besprochen von Dr. Bassenge in Dresden	21
Seiffert, B., Zum Dreißigjährigen Krieg. Besprochen von D. Glöbe in Doberan i. M.	21
Adolf Heines „Praktische Anleitung zum Disponieren deutscher Aufsätze“. Besprochen von Dir. Dr. Karl Löschhorn in Wollstein	21
Paszkowski, Dr. Wilhelm, Lesebuch zur Einführung in die Kenntnis Deutschlands und seines geistigen Lebens. Besprochen von Dr. Erich Bleich in Charlottenburg	21
Gedichte von Louis Zacharias. Besprochen von Dir. Dr. Karl Löschhorn in Wollstein	22
Geeger, G., Tiere im pfälzischen Volksmunde. Besprochen von D. Glöbe in Doberan i. M.	22
Scheel, Dr. Willy, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Besprochen von Dr. Waldemar Schwarze in Dresden	27
Georg Webers Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte. Besprochen von Dr. Bassenge in Dresden	27
Dibelius, Franz, Vom heiligen Kreuz. Besprochen von Lic. Dr. Kurt Warmuth in Dresden	28
Besson, Paul, Etudes sur le théâtre contemporain en Allemagne. Besprochen von Dr. Alfred Müller in Auerbach i. B.	28
Wilke, Edwin, Schriftdeutsch und Volkssprache. Besprochen von Dr. Bassenge in Dresden	34
Mann, Heinrich, Die Göttinnen oder die Drei Romane der Herzogin von Assh. Besprochen von Dir. Dr. Karl Löschhorn in Wollstein	34
Seibel, Heinrich, Gedichte. Besprochen von Lic. Dr. Kurt Warmuth in Dresden	41

	Seite
Lewitz, Prof. Dr., Dreitausend Themen zu deutschen Aufsätzen. Besprochen von Dir. Dr. Karl Böschhorn in Wollstein	419
Beyer, C., Kulturgeschichtliche Bilder aus Mecklenburg. Die Regierung und die Bauern. Bei den Leibeigenen. Besprochen von D. Glöde in Doberan i. M.	420
Fuß, Dr. Alfred, Lesebuch für die höheren Schulen Deutschlands. Besprochen von Dir. Dr. Karl Böschhorn in Wollstein	421
Rosengel, Prof. Dr. G., Deutsche Aufsätze für mittlere und obere Klassen höherer Lehranstalten. Bespr. von Realgymnasialdirektor Dr. Ed. Koese in Stralsund	522
Böckel, Dr. Friß, Detlev von Liliencron im Urtheil zeitgenössischer Dichter. Besprochen von Lic. Dr. Kurt Warmuth in Dresden	525
Frid, Dr. D., Aus deutschen Lesebüchern. Fünfter Band. Wegweiser durch die klassischen Schuldramen. II. Abtheilung. Friedrich Schillers Dramen I. — Vierter Band. Epische und lyrische Dichtungen. II. Abtheilung. Lyrische Dichtungen. Besprochen von Oberrealschuldirektor Dr. R. Knabe in Marburg a. d. Lahn	526
Fischer, Karl, und Krauß, Rudolf, Eduard Mörikes Briefe. Besprochen von Lic. Dr. Kurt Warmuth in Dresden	527
Glöde, D., Die deutsche Interpunktionslehre. Bespr. von Prof. Dr. F. Lindner in Kottbus i. M.	527
Fischer, Prof. Dr. Karl, Eduard Mörikes künstlerisches Schaffen und dichterische Schöpfungen. Besprochen von Lic. Dr. Kurt Warmuth in Dresden	528
Falle, Gustav, Hamburgische Hausbibliothek. Friedrich Hebbel: Meine Kindheit. Besprochen von Lic. Dr. Kurt Warmuth in Dresden	528
Bed, Dr. Anton, Die Amberger Parzival-Fragmente und ihre Berliner und Aspersdorfer Ergänzungen. Besprochen von Dr. Wilh. Schnupp in Amberg	529
Meyer, Konrad Ferdinand, In der Erinnerung seiner Schwester Betsy Meyer. Besprochen von Lic. Dr. Kurt Warmuth in Dresden	530
Gandig, Direktor Dr. H., und Frid, Dr. G., Deutsche Schulausgaben. Besprochen von Dr. R. Knabe in Marburg a. d. Lahn	530
Berner, Richard Maria, Friedrich Hebbels Tagebücher. Besprochen von Lic. Dr. Kurt Warmuth in Dresden	531
Sollmann, Remigius, Wortkunde in der Schule. Besprochen von Lic. Dr. Kurt Warmuth in Dresden	606
Glöck, Die Familiennamen Wesels. Bespr. von Otto Schütte in Braunschweig	607
Seddigen, Dr. Otto, Die Ruhestätten und Denkmäler unserer deutschen Dichter. Besprochen von Lic. Dr. Kurt Warmuth in Dresden	610
Bronisch, B., Die slawischen Ortsnamen in Holstein und im Fürstentum Lübeck. Besprochen von D. Glöde in Doberan i. M.	610
Gonsbruch, Dr. M., und Klindfick, Dr. Fr., Deutsche Lyrik des 19. Jahrhunderts. Besprochen von Lic. Dr. Kurt Warmuth in Dresden	611
Haack, Dr. Hermann, Geographen-Kalender. Besprochen von Oskar Steinell in Kaiserslautern	612
Gerkenberg, Dr. H., Henriette von Schwabenberg und Hoffmann von Fallersleben. Besprochen von Dr. Wächter in Keilhau	612
Barfels, Adolf, Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Die Alten und die Jungen. Besprochen von Lic. Dr. Kurt Warmuth in Dresden	668
Baldamus, Prof. Dr. Alfred, Georg Webers Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte. Besprochen von Dr. Edmund Bassenge in Dresden	669
Rathesius, Johannes, Ausgewählte Werke. Besprochen von Prof. C. Göpfert in Dresden	675
Max Hesses Neue Leipziger Klassiker-Ausgaben: 1. Grillparzers sämtliche Werke, herausgegeben von Moritz Reder. 2. Friedrich Halm's ausgewählte Werke, herausgegeben von Anton Schloffer. 3. Wieland's ausgewählte Werke, herausgegeben von Wilhelm Bölsche. 4. Hermann Kurz' sämtliche Werke, herausgegeben von Hermann Fischer. 5. Ludwig Tieck's ausgewählte Werke, herausgegeben von Georg Wittkowski. Besprochen von Gotthold Klee in Baugen	733
Wittkowski, Georg, Die Meisterwerke der deutschen Bühne. Besprochen von Gotthold Klee in Baugen	736
Wittkowski, Georg, Was sollen wir lesen und wie sollen wir lesen? Besprochen von Gotthold Klee in Baugen	737

	Seite
Gottsche Bibliothek der Weltliteratur. Hebbels Ausgewählte Werke. In 6 Bänden. Herausgegeben von Richard Specht. Bd. 1—5. Besprochen von Lic. Dr. Kurt Warmuth in Dresden . . . . .	737
Hille, Prof. Dr. Karl, Zur Pflege des Schönen. Besprochen von Gotthold Klee in Baugen . . . . .	738
Bräuninger, Julius, Übungs- und Prüfungsaufgaben zur deutschen Sprach- lehre. 2. Aufl. Besprochen von Ludwig Fränkel in München . . . . .	739
Witkowski, Georg, Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts. Besprochen von Gotthold Klee in Baugen . . . . .	741
Frey, Justus, Spruchdichtungen. Besprochen von Gotthold Klee in Baugen . . . . .	742
Brandes, Georg, Gesammelte Schriften. Deutsche Original-Ausgabe. 1. Band: Deutsche Persönlichkeiten. 2. Band: Scandinavische Persönlichkeiten. Besprochen von Lic. Dr. Kurt Warmuth in Dresden . . . . .	806
I. Das deutsche Knabenbuch. II. Das deutsche Mädchenbuch. Besprochen von Dir. Dr. Karl Löschhorn in Wollstein . . . . .	807

**F.**

Anfrage. Von Gymnasialrektor Dr. Th. Knapp in Tübingen . . . . . 67

**G.**

Kleine Mitteilungen: 222. 347. 423. 808.

**H.**

Druckberichtigung: 428.

**I.**

Zeitschriften und neu erschienene Bücher: 77. 79. 150. 152. 223. 224. 287. 288.  
350. 351. 423. 424. 532. 535. 615. 616. 679. 680. 743. 744. 808.



## Die Schule der Gegenwart im Lichte der Gemeindeverwaltung.<sup>1)</sup>

Von **Otto Lyon** in Dresden.

Die Deutsche Städteausstellung, die am 20. Mai 1903 in Dresden eröffnet wurde, brachte in Abteilung V auch das Schul- und Bildungswesen der Städte zu anschaulicher Darstellung. Ich hatte oft Gelegenheit, Besucher aus allen Teilen Deutschlands und des Auslandes durch diese Ausstellung zu führen, meist Männer in hervorragenden Lebensstellungen, die viel erfahren und viel gesehen hatten, und regelmäßig schieden diese mit dem Ausdruck der lebendig empfundenen Überzeugung, daß von unseren Gemeindeverwaltungen auf dem Gebiete des Schulwesens in den letzten Jahrzehnten ganz Gewaltiges und Großes geschaffen worden sei mit Aufwendung bedeutender Mittel und mit voller Hingabe des Geistes und Herzens an die gestellte Aufgabe. Es erhärtet dies nur die Tatsache, daß unsere Gemeindeverwaltungen die Schulen als besondere Kleinode ihrer Tätigkeit betrachten, freilich steigern sich dadurch die Ausgaben für das Schulwesen mit jedem Jahre in außerordentlicher Weise, und der Schuletat ist nach und nach in allen kommunalen Haushaltplänen zu einem wahren Koloss angewachsen. Und es mag wohl vorkommen, daß angesichts solcher Ziffern hier und da einmal einer der Herren Gemeindevertreter in seinem Herzen in die von Primanern geschaffene Parodie einer Stelle aus einem Drama Schillers einstimmt, wenn auch aus anderen Gründen als die Primaner:

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht,  
Der Übel größtes aber ist die Schule.“

Und doch ist der Schrecken über solche Ziffern immer nur sein vorübergehender. Sagt sich doch schließlich jeder, daß kein Kapital besser

1) Damit bei der Beschäftigung mit dem einzelnen Fache der Blick für das Ganze und der Zusammenhang des Faches mit dem Ganzen nicht verloren geht, sollen in unserer Zeitschrift künftighin auch von Zeit zu Zeit Überblicke über das ganze Erziehungsgebiet gegeben werden. Gerade der deutsche Unterricht erscheint wohlgeeignet, auf die Gestaltung unseres gesamten Erziehungswesens nachdrücklichen Einfluß zu gewinnen. Der vorstehende Aufsatz, mit dem hier der Anfang einer derartigen Betrachtungsweise gemacht wird, war ursprünglich ein Vortrag, den der Verfasser auf dem Sächsischen Gemeindetage in Pirna am 4. Juli 1903 hielt (vgl.: Verhandlungen des Sächsischen Gemeindetages in Pirna am 3. und 4. Juli 1903, nach den stenographischen Niederschriften herausgegeben von dem Vorstande des Sächsischen Gemeindetages, S. 123 flg.). D. L. d. Bl.

angelegt werden kann und reichere Zinsen trägt, als das für die Ausbildung und Erziehung der Jugend aufgewendete. Das herrlichste Vermögen, das wir besitzen, ist doch die lebendige Arbeits- und Schaffenskraft unseres Volkes. Und dieses Vermögen wird am sichersten gesteigert und vermehrt durch Erziehung eines gesunden, willensstarken, tatkräftigen, körperlich und geistig gleich leistungsfähigen Nachwuchses. Die Choleraepidemie in Hamburg kostete dieser Stadt 280 Millionen Mark; sie wäre wohl sicher vermieden, Tausende von Menschenleben wären erhalten und Hunderte von Millionen erspart worden, wenn Hamburg rechtzeitig 1 Million zur Besserung der Wasserverhältnisse und zu ähnlichen hygienischen Maßregeln bewilligt hätte. Ganz ähnlich, wenn auch nicht so unmittelbar in die Augen springend, liegen die Verhältnisse auf dem Gebiete der geistigen Hygiene und der Schulgesundheitspflege.

Und wenn wir auf dem Weltmarkte den Wettbewerb mit dem Auslande, insbesondere mit Amerika, England, Rußland und Frankreich, siegreich bestehen wollen, so wird uns dies nicht möglich sein ohne eine sorgfältige und umfassende Ausbildung und Erziehung unseres in diesen Kampf eintretenden Nachwuchses, die den ungeheueren Anstrengungen des angelsächsischen, romanischen und slawischen Auslandes auf dem Gebiete der Jugendausbildung mindestens die Wage hält. Es ergibt sich daraus aber auch zugleich die unanfechtbare Berechtigung der Gemeinden, sich nicht bloß mit der Ordnung der äußeren Angelegenheiten ihres Schulwesens zu begnügen, sondern auch auf die innere Ausgestaltung und Entwicklung der Schule, selbstverständlich unter der gebührenden Berücksichtigung fachmännischen Rates, der dadurch zu sichern ist, daß Lehrer und Schulmänner in den Schulausschüssen und städtischen Kollegien Sitz und Stimme erhalten, maßgebenden Einfluß zu gewinnen. Und weiter ergibt sich daraus mit logischer Notwendigkeit für die Lehrer und Lehrervereinigungen die Forderung, den Bestrebungen und Vorschlägen der Gemeindeverwaltungen für die innere Ausgestaltung der Schule die ernsteste Beachtung zu schenken und sie nicht, wie es häufig geschehen ist, als von Laien aufgestellte und der Schule von außen aufgelegte Forderungen kurzerhand von sich zu weisen. Und dazu kommt noch, daß die Laien als Eltern, die ihre Kinder der Schule anvertrauen, nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht haben, sich ernstlich darum zu kümmern, was die Schule ihren Kindern bietet.

Aber auch nach anderer Richtung hin stehen die Gemeindeverwaltungen in bezug auf die Entwicklung des Schulwesens auf einem weit vorgeschobenen Posten. Auf dem Deutschen Philologentage, der 1897 in Dresden abgehalten wurde, äußerte ein hervorragender Leipziger Schulmann, der leider viel zu früh verstorbene Rektor des König Albert-Gymnasiums Professor Dr. Richter,

am Schlusse eines von ihm gehaltenen prächtigen pädagogischen Vortrages: „Es ist das Charakteristische pädagogischer Erörterungen, daß nichts dabei herauskommt.“ In diesem Scherzworte liegt doch ein gesunder Kern, insofern nämlich, als alle pädagogischen Fragen durch theoretische Erörterungen zwar vielseitig beleuchtet und geklärt, aber niemals gelöst werden können. Gelöst werden sie einzig und allein auf dem Boden der praktischen Erfahrung. Schulpraxis und Verwaltungskunst sind die entscheidenden Faktoren aller pädagogischen Entwicklung.

Im 17. und 18. Jahrhundert bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein wurden diese praktischen Versuche mit neuen pädagogischen Forderungen in Privatschulen angestellt. Man braucht nur an Pestalozzis Anstalt in der Schweiz, an Salzmanns Institut in Schnepfental, an Basedows Philanthropin in Dessau und andere Anstalten zu denken, um zu erkennen, welche großartigen Neugestaltungen unseres Schulwesens von diesen Zentralpunkten pädagogischer Versuche ausgegangen sind. Heute erfordern solche Neuerungen freilich weit reichere Mittel, und Privatschulen können daher derartige Versuche kaum noch ausführen. Diese Aufgabe fällt vielmehr heute den Gemeinden zu, und diese sehen wir daher heute bemüht, neue, wohlbegründete und gesunde pädagogische Gedanken auf dem Boden der praktischen Erfahrung zuerst zu erproben. Eine landesgesetzliche Regelung kann in der Regel erst auf Grund derartiger lokaler Erfahrungen erfolgen.

Wir sind in Sachsen in der glücklichen Lage, für alle solche Versuche mit neuen gesunden Gedanken auf dem Gebiete der Volkserziehung bei Sr. Exzellenz Herrn Staatsminister Dr. v. Seydewitz und dem Königlichen Ministerium des Kultus und des öffentlichen Unterrichts stets das bereitwilligste Entgegenkommen zu finden, so daß die oberbehördliche Genehmigung solchen von den Gemeinden als notwendig oder wünschenswert betrachteten Neuerungen gern erteilt wird. So hat z. B. Sr. Exzellenz dem Handfertigkeitsunterrichte und dem Koch- und Haushaltungsunterrichte stets das größte Wohlwollen entgegengebracht. Auf der Jahreskonferenz der Bezirksschulinspektoren im Jahre 1896 bemerkte Herr Staatsminister Dr. v. Seydewitz in seinem Berichte: „Das Bestreben, den Kochunterricht für Mädchen mit dem Schulunterrichte in Verbindung zu bringen, sei erfreulicherweise im Steigen begriffen. Es habe zwar ein berichterstattender Bezirksschulinspektor bemerkt, daß damit dem Volksschulunterrichte wieder ein fremder Zweig eingefügt worden sei, allein nach Ansicht des Ministeriums kämen die den Kochunterricht fördernden Bestrebungen einem tiefempfundenen Bedürfnisse entgegen, und man habe hierin auch allerwärts gute Erfahrungen gemacht.“ Für solches Entgegenkommen sind die Gemeindeverwaltungen der obersten Schulbehörde in hohem Grade dankbar.

Der in keiner Theorie befangene, natürliche Einfluß der Gemeindeverwaltungen macht sich nun besonders nach vier Seiten hin geltend. Er fordert innigen Anschluß der Schule an das Leben, die Eingliederung der Schule in den Dienst der sozialen Aufgaben des Staates und der Gemeinde, hingebende Pflege des Heimischen und Nationalen und die stetig fortschreitende Emporhebung unserer Schule von einer bloßen Unterrichtsanstalt, von einer Stätte des Geistesdrills zu einer im Mittelpunkte des gesamten Volkslebens stehenden, allgemeinen Volkserziehungsanstalt.

Ich liebe nicht, was staubig,  
Nur an das Frische glaub' ich.

Dies ist der Geist, von dem die Maßnahmen unserer Gemeindeverwaltungen erfüllt zu sein pflegen. Während unsere Schule in den letzten Jahrhunderten vor allem den Begriff der allgemeinen Bildung und die entwickelnde Methode ausgebaut hat, richten die Gemeindeverwaltungen naturgemäß ihren Blick besonders auf die Bedürfnisse des praktischen Lebens. Und je mehr sich der Begriff der „allgemeinen Bildung“ in immer einseitigerer Weise zur bloßen Entwicklung des Verstandes, der Denkkraft eingengte, um so nachdrücklicher forderten besonnene Schulmänner, Ärzte und Gemeindevertreter eine allseitige Entwicklung aller Kräfte des Menschen, des Geistes, des Willens, des Gefühls, des Gemüts und vor allem auch des Körpers. Diesen Standpunkt durchzukämpfen und durchzuführen, ist die Aufgabe der nächsten Jahrzehnte, ja vielleicht Jahrhunderte. Wir stehen noch im Anfange dieser großen Bewegung, und bei dem starken Widerstande formalistischer Theoretiker wird der Kampf kein leichter sein. In der Tat ist das Leben der einzige und wirkliche Schulherr, der ewige große Auftraggeber für die Schule. Denn Schule ist nicht Selbstzweck und darf niemals Selbstzweck werden, sondern sie ist Vorbereitung für das Leben. Einzig und allein zu diesem Zweck ist sie begründet worden, dieser Zweck bestimmt ihr Wesen und gibt ihr die Existenzberechtigung. Ist doch das Leben, wie Tausende von Erfahrungen bestätigen, die eigentliche, größte und beste Schule des Menschen, und Goethe sagt mit Recht: „Es bildet nur das Leben den Mann, und wenig bedeuten die Worte.“ Wir können gar nichts Besseres tun, als uns das Leben selbst in die Schule hereinzuholen und die Schule zu einem Abbild der großen Schule des Lebens zu gestalten. Das ist der klar vorgezeichnete Weg, den wir zu gehen haben. Auf diesem werden wir sie zu neuen, großen Aufgaben emporzuführen haben, die das neue, vielgestaltige, mächtig dahinrollende Leben und die sozialpolitische Fürsorge unserer Zeit in sich schließen. Hier muß eine gesunde Erziehungspolitik einsetzen, und ohne eine gesunde Erziehungspolitik werden die Gemeinden

die zahlreicheren, großen Aufgaben, namentlich auf sozialem Gebiete, vor die sie gestellt sind, nicht lösen können.

Nun ist unsere Schule, wie sie in der wirklichen Unterrichtspraxis sich darstellt, schon jetzt in vieler Beziehung ein Abbild des Lebens. Eine Klasse ist ein Staat im Kleinen, wo sich der Schüler dem Ganzen ein- und unterordnen muß, wo eins ins andere greift und eins durchs andere blüht und reift, wo der Lehrer das Gesetz verkörpert, und der Schüler sich der Autorität und Zucht der Schulordnung und des Schulgesetzes fügen muß. Regierung, Unterricht und Zucht gelten nicht mit Unrecht als die Grundlagen der heutigen Schule. Noch heute steht das kraftvolle Lebenswort des griechischen Dichters, das Goethe seinem herrlichen Werke „Dichtung und Wahrheit“ zum Motto gab, auch in der Schule in Geltung, das Wort:

*ὁ μὴ δαρείς ἀνδρῶπος οὐ παιδεύεται,*

d. h. auf gut deutsch: Ein Mensch, der nicht geschunden wird, wird nicht erzogen. Und auch die altgriechische Forderung in der Laufbahn der Wettkämpfe:

*„σπεῦδε, ἀγλῶστε, κάμψον,*

eile rüstig vorwärts, strebe der erste zu sein, schieße nicht über das Ziel hinaus!“ lebt in unseren Schulen in ungeschwächter Kraft, ähnlich dem Kampfe des Lebens, wenn auch vom körperlichen Wettkampf auf den geistigen übertragen. Aber bei dem Errungenen darf unsere Schule nicht in selbstzufriedener Ruhe verharren, und sie will es auch nicht. Noch Seume wurde von seinem Lehrer, dem Magister Schmidt, hart getadelt, weil er gebadet hatte, da dies etwas Unnötiges und etwas Unfittliches sei. Heute sind wir zwar über diesen beschränkten Standpunkt längst hinausgeschritten, aber es bleibt noch viel zu tun übrig. Wir wissen heute, daß die Reinlichkeit und Sauberkeit eine der wichtigsten Grundlagen der Volkswohlfahrt und Volksgesundheit ist. Das Volk muß daher geradezu zum Baden und Schwimmen erzogen werden. Diesem Zwecke soll vor allem das Schulbrausebad dienen, und es sollte kein neues Schulhaus mehr ohne ein solches erbaut werden. Da, wo man Schulbrausebäder eingerichtet hat, hat man überall die Beobachtung gemacht, daß die Eltern sehr bald der Unterkleidung der Kinder die gleiche Sorgfalt zuwandten wie früher kaum der Oberkleidung. Und durch das Brausebad wird die Jugend an solche Leibespflge gewöhnt, das Baden wird ihr Lebensbedürfnis. Daher führen die Schulbrausebäder sehr bald auch zu einer fleißigeren Benutzung der Badeanstalten. Und das Schwimmen, das so heilsame Turnen im Wasser, sollte ebenso von der Schule aus gepflegt werden wie das Turnen. In Hamburg, wo bereits an 27 Schulen obligatorischer Schwimmunterricht eingeführt ist, sowie in Berlin hat man mit diesem Unterrichte sehr gute Erfahrungen gemacht.

Wenn man die in Dresden übliche Methode des Trockenschwimmunterrichts zu Hilfe nimmt, so kann jeder Schüler in wenigen Wasser schwimmstunden ohne großen Zeitverlust und ohne zu große Überlastung der öffentlichen Bäder zum Schwimmen ausgebildet werden.

Als besonders wichtige Aufgaben der Schulhygiene, die den Gemeinden obliegen, sind die Schaffung licht- und luftreicher Schulbauten zu bezeichnen, mit guter Heizung und Ventilation, und die peinlichste Reinigung der Zimmer, Treppen und Gänge. Licht und reine Luft soll das Schulhaus in reichster Fülle durchströmen, aber die wichtigste hygienische Forderung ist die strenge Durchführung der Reinigung. Die herrlichsten Schulhäuser nützen uns so gut wie nichts, wenn sie im Innern verschmutzen und unsauber werden. Wir sind zweifellos ein hygienisch verängstigtes Geschlecht, und zahlreiche Übertreibungen kommen auch in den Forderungen unserer hygienischen Theoretiker vor. Besonnene Prüfung wird hier manche überflüssige Ausgabe von den Gemeinden abhalten. Aber in der Forderung der Reinigung kann man nicht streng genug sein. Wenn beim Reinigen die Schulbänke nicht weggerückt oder umgestellt, wenn beim Kehren nicht feuchte Sägespäne oder ähnliche staubbindende Stoffe verwendet werden, wenn der Staub nicht eine halbe Stunde später sorgfältig von Bänken, Schulgeräten, Fensterbrettern und Heizkörpern weggewischt, wenn beim Scheuern nicht Seife benutzt und das Scheuerwasser nicht oft genug erneuert wird, wenn die Reinigungen nicht häufig genug wiederholt werden, so kann man nicht sagen, daß die hygienischen Maßnahmen auf der Höhe stünden. Mit staubbindenden Ölen steht man noch im Stadium des Versuchs, doch zeigen sich vielfach gute Ergebnisse. Sehr vermindert wird die Staub- und Bakteriengefahr durch Anlage eines guten Fußbodens, der weder Ritzen- noch Kissenbildung zuläßt. Fußboden aus Tannenholz sollte daher in Schulhäusern nicht gestattet werden. Als der beste Belag hat sich bisher der eichene Riemenfußboden bewährt.

Die Hauptsache aber bleibt, daß man durch ausreichende körperliche Übung die angeborene Widerstandsfähigkeit des jugendlichen Körpers gegen schädliche Einflüsse und gegen die Seuchenerreger sorgsam erhält und nachhaltig stärkt. Ein Geschlecht, das seinen Körper in frischer und freier Luft täglich bis zur Ermüdung durcharbeitet, wird auch ein hygienisch minderwertiges Schulhaus ohne Schaden besuchen. Aber ein Geschlecht, das durch übertriebenes Stubensitzen der körperlichen Übung und der frischen Luft mehr und mehr entwöhnt wird, dürfte auch in dem herrlichsten Schulpalaste nach und nach elend und siech werden. Daher tägliche Körperübung der Jugend in freier Luft! Das ist die Hauptforderung, die eine gesunde Erziehungspolitik der Gemeinden in hygienischer Beziehung stellen muß.

Namentlich den Großstädten, aber auch schon den Mittelstädten, strömt unaufhaltfam ein existenzsuchendes, leider aber meist körperlich und geistig minderwertiges Menschenmaterial in den unteren Volksschichten zu, das zu einem leistungsfähigen Geschlecht erzogen werden muß, wenn es nicht nach und nach zu einer Pestbeule in den Körpern unserer Städte werden soll. Hier liegt der Schwerpunkt in der Lösung der sozialen Frage für die größeren Städte. Daher sollte man, namentlich auch in den Arbeitervierteln, große, weite, staubfreie Spielplätze schaffen, wie sie Dresden in seinen Elbwiesen und in seinem Sportplatz, Leipzig in den Spielplätzen der Schrebervereine besitzt (ich führe diese Beispiele an, weil mir gerade die Verhältnisse in diesen Städten näher bekannt sind), und fleißige Benutzung dieser Plätze ist aufs sorgfältigste durchzuführen.

Mit Recht ist man daher in gesund geleiteten Großstädten auf Einverleibung von Vororten mit großen und weiten Landflächen bedacht, um so an Raum für derartige Spiel- und Erholungsplätze und für künstliche Eisbahnen wenigstens in der Peripherie zu gewinnen, was im Innern der Stadt zu schaffen nicht mehr möglich ist. Liegen freilich solche Plätze weit vor der Stadt, so wird man billige und bequeme Zufahrten und Fahrgelegenheiten zu diesen Plätzen herstellen müssen. Neben dem fröhlichen Jugendspiel und dem Eislaufen während des Winters gebührt die sorgfältigste Pflege den frischen Fußwanderungen durch Flur und Wald, bei denen zugleich der Sinn der Jugend für die Natur und die Liebe zur Natur in herrlicher Weise geweckt werden kann. Während in der Turnstunde strengere Gymnastik und die Erlernung guter Turnspiele gepflegt werden soll, kann draußen in der weiten, freien Natur auch ein edler, maßvoller Sport zur Entfaltung kommen.<sup>1)</sup> Freilich sind über den Sport als Jugendübung die Meinungen noch sehr geteilt, und es ist unbedingt hier vor Übertreibung nachdrücklich zu warnen. Leider hat auch der Sport vielfach bei uns eine Gestalt angenommen, die ihn der Lächerlichkeit oder zuweilen auch der Verachtung preisgegeben hat. Aber mit dem Wesen eines gesunden und edlen Sports haben solche törichte Auswüchse nichts zu tun. Gerade die Schule hat hier die schöne Aufgabe, durch rechtes Maßhalten und durch Ausschneiden alles äußerlichen, renommistischen Beiwerks den Sport in seiner ursprünglichen edlen Gestalt bei uns wieder lebendig zu machen und zu er-

1) Das „Jahrbuch für Volks- und Jugendspiele, herausgegeben in Gemeinschaft mit E. v. Schendendorff und Dr. med. F. A. Schmidt von Prof. H. Wickenhagen“ (H. Voigtländers Verlag in Leipzig), sei hier als guter Führer allen Lehrern dringend empfohlen. Ebenso sei auf den ausgezeichneten Vortrag des Stadtschulrates Dr. Georg Kerschensteiner, Eine Aufgabe der Stadtverwaltungen, München, Gerber, 1903, nachdrücklich hingewiesen.

halten. Spiel und Sport sind urdeutsche Gewohnheiten, die wir uns in vollem Umfange wieder erobern müssen. Es ist das auch eine nationale Aufgabe.

Wunderlich muß es uns daher anmuten, wenn Vertreter des theoretischen Bildungsideals das Vordringen der Körperpflege in unseren Schulen eine gedankenlose Forderung nennen, die namentlich von Ärzten erhoben werde. Mit apodiktischer Sicherheit wird behauptet, daß bei einer tiefergehenden Geisteskultur ein schädigender Einfluß auf die leibliche Gesundheit und Kraftfülle völlig unvermeidlich sei, und daß man sich hierbei zu bescheiden habe. Und dabei halten sich die Vertreter solcher Meinungen noch in der Regel für Verkünder und Verteidiger des altgriechischen Bildungsideals. Und doch war bei den alten Griechen nur die körperliche Gymnastik und die Einübung von Chorgesängen und Reigentänzen für den Gottesdienst Aufgabe der staatlichen Erziehung. Muskelpflege und körperliche Übungen sollen nach verschiedenen neuerdings öffentlich ausgesprochenen Meinungen sogar zur Brutalität führen.

Man staunt, wenn man solche Behauptungen liest. Wir sind nun einmal nicht bloß Geist, sondern ganz wesentlich auch Körper. Und bei der bekannten steten Wechselwirkung zwischen Geist und Körper steht auch die Muskeltätigkeit nicht etwa bloß im Dienste des Körpers, sondern auch des Geistes. Denn die Muskeltätigkeit stärkt und kräftigt ganz besonders das für die geistige Tätigkeit ganz unentbehrliche Zentralnervensystem; sie ist eine heilsame Entlastung der blutüberfüllten inneren Organe und ein wahres Stahlbad für die Nerven, ohne die nun einmal der Geist auch nicht das geringste vollbringen kann.

Nein, ich begrüße vielmehr die Ärzte als willkommene Bundesgenossen und Mitstreiter des Lehrers und wünsche, daß ihre Stimme in allen Gemeinden die sorgfältigste Beachtung finde. Die Einrichtung des Schularztes, wie sie sich heute herauszubilden begonnen hat, indem er gleichberechtigt in der Schule neben dem Lehrer steht, ist zweifellos ein großer Fortschritt.<sup>1)</sup> Ich kann mich jedoch über diese Frage kurz fassen, da Geh.

1) Die Zeitschriften „Gesunde Jugend“, herausgegeben von Oberbürgermeister Pabst, Dr. med. Griesbach, Oberrealschuldirektor Dr. Schotten und Dr. med. Kor- mann, sowie die von Prof. Dr. Chrismann herausgegebene Zeitschrift für Schul- gesundheitspflege sollten von jedem Lehrer eingehend studiert werden. Besonders sei hier hingewiesen auf die Aufsätze: Der Gesundheitszustand der Elementarschüler in den Dresdner Volksschulen und die Schularztfrage, von Gustav Schanze (Gesunde Jugend I, 213 flg.); Die Ergebnisse der ersten allgemeinen schulärztlichen Untersuchung der Elementarschüler in den Dresdner Bezirksschulen unter Berücksichtigung der Ergebnisse aus anderen deutschen Städten, von Gustav Schanze (Gesunde Jugend III, 12 flg.); Schularztstätigkeit und soziale Hygiene, von Prof. Dr. G. Deubuscher (Gesunde Jugend III, 93 flg.); Berichte über die Tätigkeit der an 20 Gemeindeschulen angestellten Schulärzte in Berlin vom 1. Juni 1900 bis 1. Juni 1902, von Prof. Artz. Hartmann (Gesunde



Sanitätsrat Dr. Diller aus Plauen i. B. hierüber auf dem letzten Gemeindetage in Glauchau ebenso eingehend als vortrefflich gehandelt hat.<sup>1)</sup>

Nur einen Punkt möchte ich berühren. In dem Schularzte soll der Lehrer nicht einen neuen Inspektor erhalten, sondern einen Freund, Mitstreiter und Berater. Man sollte überhaupt dem Zuge der Zeit nach Einsetzung von Spezialinspizienten nicht nachgeben. Dem Streben der Lehrerinnen, Inspizientinnen für Nadelarbeiten, für den Kochunterricht, für Mädcheturnen usw. anzustellen, wünsche ich den lebhaftesten Widerstand in den Gemeinden, wie ich auch Turn-, Zeichen- und Handfertigkeitinspektoren für die Volksschulen nicht für notwendig erachte. Man soll das Fachsystem der höheren Schulen, das dort zwar unentbehrlich ist, aber auch dort, wenn es mit Schroffheit geltend gemacht wird, leicht schädlich wirken kann, um keinen Preis auf die Volksschule übertragen. Der Charakter unserer Volksschule als einer die Basis der Bildung wie eine granitene Grundmauer aufführenden Anstalt würde dadurch nach und nach erschüttert werden, und man würde, durch die Spezialinspizienten dazu veranlaßt, sich nur allzu leicht in weit über das Ziel hinauschießende Spezialleistungen verirren und damit zuletzt in eine Verstiegtheit der Bildung und Überkultur hineingeraten, unter der unser in seinen Nerven durch übertriebene Bildungsanforderungen erschüttertes Geschlecht bald zusammenbrechen müßte.

Auch die allgemeine Aufsicht, die ja um der Einheitlichkeit willen unerläßlich ist, soll doch so geführt werden, daß sie die Lehrer nicht fühlen, daß ihnen nicht der Mut zu freier und selbständiger Arbeit, auf der allein der Wert aller Erziehung beruht, gebrochen wird. Und so sollen auch die Lehrer der Jugend gegenüber handeln. Je weniger es der Jugend zum Bewußtsein kommt, je weniger sie es fühlt, daß sie erzogen wird, um so besser ist der Erzieher. Unsere Jugend von heute wird viel zu viel gegängelt. Der Lehrer soll nichts anderes tun, als Selbstentwicklung und Selbstentfaltung der Jugend vor Irrwegen behüten, er soll sie aber nicht in eine durch allerhand Theorien zurecht geknetete Form pressen. Man nehme die Jugend straff in Zucht in der Klasse und beim Turnen, aber man lasse ihr volle Freiheit beim Spiel. Wenn unsere Jugend sich nicht einmal beim Spiel frei tummeln und meinetwegen auch einmal etwas wild bewegen soll, wenn

Jugend III, 117 flg.); Die Schularzifrage und deren Lösung in Weimar, von Geh. Regierungsrat Pabst in Weimar (Gesunde Jugend II, 125). Auch auf die von dem Dresdner Lehrer Hermann Graupner im Verein mit Prof. Dr. med. Nowack organisierte schulhygienische Ausstellung innerhalb der Schulabteilung der Deutschen Städteausstellung, die allgemeine Anerkennung gefunden hat, sei hier als auf eine sehr dankenswerte Arbeit hingewiesen.

1) Vgl. Verhandlungen des Sächsischen Gemeindetages in Glauchau am 6. und 7. Juli 1900. Glauchau 1900, S. 84 flg.

sie auch hier noch aufmarschieren soll wie eine langweilige Reihe auf Draht gezogener Puppen, wie soll dann ein freies, mutiges, selbständiges Geschlecht aufwachsen! Aus einem Jungen, der niemals über die Schnur gehauen hat, ist noch nie ein ganzer Mann geworden. Aufsicht ist ja auch hier unentbehrlich, aber sie muß mit Meisterschaft so geführt werden, daß die Jugend nichts davon spürt. Daher gehören nur die besten Erzieher auf die Spielplätze, die den feinsten pädagogischen Takt besitzen, Meister der Aufsichtsführung, die sofort instinktiv empfinden, wo die Wildheit zur Roheit überzugehen droht und wo sie insolge dessen einzugreifen haben.

„Entschüchterung“ unseres Geschlechtes verlangte Bismarck. Wir aber schüchtern unsere Jugend häufig viel zu sehr ein. Wir korrigieren wohl auch viel zu viel und prägen unserer Jugend nicht selten geradezu die Angst vor dem Fehler ein, die dann das charakteristische Kennzeichen vieler Deutschen zeit ihres Lebens bleibt. Man braucht nur den Deutschen zu beobachten, wenn er ins Ausland kommt. Wie scheut er sich da, die fremde Sprache zu sprechen, lediglich aus Angst, einen Fehler zu machen. Amerikaner, Engländer, Franzosen, Norweger, Russen usw. dagegen radebrechen unsere Sprache frisch darauf los, wenn sie zu uns kommen, und oft in sechs Wochen schon, ich habe das unzähligemal erlebt, drücken sie sich über Gegenstände des alltäglichen Lebens ziemlich gewandt in deutscher Sprache aus. Sie sind in dieser Zeit gewöhnlich weiter als der Deutsche im Auslande nach einem vollen Jahre. Es gibt ja natürlich Ausnahmen, aber diese bestätigen auch hier nur die Regel.

Daher sollte die grammatistische Jagd nach dem Fehler in unserem fremdsprachlichen Unterrichte immer mehr zurückgedrängt werden. Sprache kommt von sprechen, und zu einem frischen, fröhlichen Sprechenkönnen sollen unsere Schüler in steter lebendiger Übung geführt werden, nicht zu einem kümmerlichen und unbeholfenen grammatistischen Stammeln in Schrift und Wort. Solange aber von vornherein die schriftliche Fehlerfreiheit als Ideal unseres sprachlichen Unterrichts gilt statt des fließenden, wenn auch im Anfang von Fehlern untermischten Sprechens, so lange sind wir mit unserm modernen Sprachunterrichte durchaus auf falschem Wege. Je mehr unsere Schule dazu kommt, das Hauptgewicht auf den mündlichen Vortrag im Unterrichte und auf mündliche Übungen mit den Schülern zu legen, um so gesünder wird sich unsere Schule entwickeln.<sup>1)</sup> Übrigens gilt alles, was

1) In meinem „Handbuch der deutschen Sprache“ (Leipzig, B. G. Teubner, 8. Auflage 1903) sind die Aufgaben für derartige mündliche Übungen berechnet, was ich gegenüber einer irrthümlichen Bemerkung des Herrn Geh. Regierungsrat Dr. Buschmann in seiner wohlwollenden Besprechung dieses Buches in der „Monatschrift für höhere Schulen. 1903“ hervorheben möchte.

hier vom fremdsprachlichen Unterrichte gesagt wird, erst recht von dem Unterrichte in der Muttersprache. Nachdem sich bei uns in Deutschland ein großes öffentliches Leben entwickelt hat, muß die Schule die Übungen im freien Reden ganz besonders betonen und pflegen. Übungen im Referieren, Debattieren und Protokollieren sind heute im deutschen Unterrichte unerläßlich.

Daher weniger Belehrung und mehr Übung im Sprechen mit sofortiger mündlicher Korrektur, mehr Freiheit im Sprachgebrauche und weniger rote Tinte! Klarheit, Selbsterarbeiten und Übung sind die Grundlagen alles Unterrichtes. An die Stelle der wortreichen Breite, die heute in unserem Unterrichte vielfach noch zu bemerken ist, sollte die größte Knappheit und Bestimmtheit und stete Übung treten. Üben, üben und noch einmal üben muß die Haupttätigkeit alles Unterrichtes sein. Auf der fortgesetzten Mechanisierung psychischer Vorgänge beruht aller pädagogische Fortschritt. „Dreingreifen und packen“, sagt Goethe, „ist das Wesen aller Meisterschaft.“ Aber zaghaftes, ängstliches Herumtasten an der neuen Aufgabe, aus Furcht vor einem falschen Schritte auf dem unbekanntem Gebiete, erzeugt nur jene Unsicherheit und Halbfertigkeit, die das deutliche Kennzeichen des Pflüchers bildet. Übung macht den Meister. Nicht mit Regeln, die Schiller die Krücken der Schwachheit und die Zuchtmeister der Verkehrtheit nennt, soll man beginnen, sondern mit der frischen Tat, mit dem wenn anfangs auch von Fehlern begleiteten Sprechen. Die Fehler verschwinden im Laufe der Übung ganz von selbst wie bei einem Kinde, das das Gehen lernt. Und nicht der Lehrer soll der sein, der am meisten in der Stunde spricht, sondern der Schüler. Auch für den Lehrer, dessen Lebensaufgabe die schwere Kunst der Erziehung ist, gilt Goethes Wort:

„Bilde, Künstler, rede nicht!“

Man wird mir hier entgegenhalten, daß unsere Jugend doch wirklich so ungebunden, mutwillig und ungezogen sei, daß man eigentlich eine noch strengere Zucht und nicht größere Freiheit verlangen müsse. Die Klagen über die fortschreitende Verrohung der Jugend häufen sich ja von Tag zu Tag. Diese Erscheinung ist aber gerade zum Teil eine Folge des zu vielen Begängeltwerdens unserer Jugend. Wer zuviel beaufsichtigt und immer in seiner freien Entfaltung unterdrückt wird, bei dem bricht alle künstlich zurückgedämmte Kraft, wie bei einem aufgestauten Wasser, in den Augenblicken, wo er endlich einmal sich selbst überlassen ist, in einer alle Grenzen überschreitenden Ungebundenheit hervor. Dazu kommt, daß er, an das Geführtwerden gewöhnt, sehr leicht, ja wohl ganz sicher das Opfer böswilliger Führer wird, die solche unselbständige Geister mit Leichtigkeit zum Hohen und Schlimmen hinführen, während der an freie Selbständigkeit gewöhnte Knabe und Jüngling sich auch in unbewachten Augenblicken nicht

gehen läßt und sein eigener Führer wird. Auch die zu einseitig auf das Geistige gerichtete Erziehung unserer Zeit ist nicht ohne Schuld an zahlreichen Übelständen unseres Zeitalters, die vielfach als Rückschlag gegen allzu abstrakte Richtungen erscheinen.

Sehr wünschenswert erscheint es, daß die Lehrer nicht bloß die Einrichtungen im Schulwesen und im Unterrichtsbetrieb ihrer Stadt und ihres engeren Vaterlandes kennen, sondern daß wenigstens einem Teile von ihnen Gelegenheit gegeben wird, auch die entsprechenden Verhältnisse und Einrichtungen in anderen Städten und Ländern aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Die Gemeindeverwaltungen sollten daher Reifestipendien für Lehrer bewilligen, teils (wie dies bereits von Dresden und anderen Städten geschieht) zu dem Zwecke, damit die Neuphilologen und Sprachlehrer in Frankreich und England ihre Beherrschung der neueren Sprachen auffrischen und vervollkommen, teils aber auch überhaupt zu dem Zwecke des Studiums der pädagogischen Einrichtungen des In- und Auslandes. Die Ausgaben, die den Gemeindeverwaltungen daraus erwachsen würden, dürften sich sehr bald bezahlt machen; denn ich habe die feste Überzeugung, daß diese Einrichtung nur die schon jetzt sich vielfach bahnbrechende Einsicht nachdrücklich fördern würde, daß eine Verminderung unserer Unterrichtsmassen und Unterrichtszeiten durch eine strenge Sichtung des Wesentlichen vom Unwesentlichen und rücksichtslose Ausscheidung des letzteren allmählich angebahnt werden muß. Die Erweiterung des Blickes, die durch jede Kenntnis fremder Verhältnisse und fremder Einrichtungen erreicht wird, führt meines Erachtens erfahrungsgemäß zu diesem Ergebnisse.

In England, wo die Erziehungsfrage gegenwärtig im Brennpunkte des öffentlichen Interesses steht, hat der leidenschaftliche Anteil des ganzen Volkes an den Fragen der Erziehung und des Unterrichtes die Regierung und das Parlament dazu gedrängt, allen pädagogischen Erscheinungen und Einrichtungen des Auslandes eine bis ins einzelne bringende Aufmerksamkeit zuzuwenden.<sup>1)</sup>

Daher werden dort schon seit Jahren vom englischen Unterrichtsminister eingehende Berichte über die Zustände und Verhältnisse des deutschen, amerikanischen, französischen, belgischen, russischen, italienischen, skandinavischen usw. Schulwesens dem Parlamente erstattet. Diese umfassenden und wertvollen Berichte sind durch den Druck der Öffentlichkeit

1) Sehr dankenswert ist, was E. Schwabe hierüber in seinen Aufsätzen „Das deutsche Gelehrtenschulwesen in ausländischer Beleuchtung“ darbietet. (Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik VIII, 1901, S. 241 flg., S. 315 flg. X, 1903, S. 368 flg., S. 417 flg.).

übergeben worden. Es liegen bereits neun Bände vor. (Board of education. Special Reports on educational subjects. Presented to both houses of Parliament by command of His Majesty. London. Printed for His Majesty's Stationary Office. Eyre and Spottiswoode.) Besonders wertvoll ist der neueste Band (1903), der die Education in Germany behandelt und von Michael E. Sadler, dem Direktor of special Inquiries and Reports im englischen Unterrichtsministerium, herausgegeben worden ist.

Hier erscheint namentlich der von Sadler verfaßte Aufsatz: „Die Unruhe im höheren Unterrichtswesen Deutschlands und anderwärts“<sup>1)</sup> für uns von hervorragendem Interesse. Sadler führt darin aus, daß in Deutschland im ganzen Erziehungswesen das Prinzip der Autorität herrsche, in England das der Kameradschaftlichkeit. Er weist ferner darauf hin, daß in Deutschland wie in Frankreich die intellektuelle Seite im gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesen das Bestimmende und Vorherrschende sei, in England dagegen das physische und moralische Element. Er faßt das in seiner kraftvollen und knappen Art in die Worte: „The Prussians lay stress on knowledge, we on character.“ Er führt aus, daß in Deutschland, im Gegensatz zu England und Amerika, eine organische und innige Verbindung und gegenseitige Durchdringung des Volksschulunterrichtes und des höheren Unterrichtes nicht zu finden sei, weil die scharfe Scheidung der Stände, die durch die geschichtliche Entwicklung herbeigeführten, scharf abgegrenzten Klassenunterschiede das nicht zuließen. Hier hat Sadler zweifellos einen Mangel unseres Erziehungswesens mit dem scharfen Auge des Fremden, den Dingen bei uns völlig objektiv gegenüberstehenden erkannt, einen Mangel, der freilich in Preußen, auf das sich Sadler hauptsächlich bezieht, weit fühlbarer ist als in Sachsen und anderen deutschen Staaten, die keine Vorschulen mit ihren höheren Schulen verbinden. Die Überbrückung dieser Kluft und dieses Gegensatzes wird ja auch bei uns in Deutschland überall erfolgen und erfolgen müssen, wenn auch noch eine lange Zeit darüber vergehen dürfte. Von unserem kraftvoll aufstrebenden Volksschullehrerstande können wir das mit Sicherheit erwarten, und die stets wachsende Einsicht des höheren Lehrerstandes in die großen Probleme der Erziehung wird diesem Streben immer mehr und immer herzlicher entgegenkommen, je mehr das öffentliche Leben in Deutschland die Gegensätze abschleifen und versöhnen, je mehr die eiserne Notwendigkeit alle Erziehertypen von der Universität bis zur Volksschule zu einer großen, machtvollen, imponierenden Einheit zusammenschmiedet

1) The Unrest in Secondary Education in Germany and elsewhere, S. 1—192.

wird. Die Schulverwaltungen haben hier die Aufgabe, von hoher Warte aus alle diese Strömungen im Auge zu behalten und alles zu fördern, was die Gegensätze vermindert.

Sadler hebt weiter hervor, daß in Deutschland die *duties of life*, die Bedürfnisse der Zeit und des Lebens im Schulwesen häufig nicht ausreichend berücksichtigt würden und daß namentlich auch der Geist des Volkes vielfach von den eigentlich praktischen Fragen und von der Werkthätigkeit abgezogen und künstlich zu einer Überschätzung der literarischen akademischen Bildung hingeführt werde. Er betont ferner, daß die Ausbildung des Körpers und des Charakters in dem deutschen Schulwesen hinter der sogenannten allgemeinen Bildung, hinter der Schulung des Intellekts zurückstehe. Er erkennt dabei aber die außerordentlichen und großen Vorzüge des deutschen Unterrichts- und Erziehungswesens, die gründliche Geistesschulung, die Erziehung zu sachlichem und objektivem Denken, die lebendige Behandlung der alten und neueren Sprachen, vor allen Dingen auch der Muttersprache, die strenge und sorgfältige Einführung in den Geist der Wissenschaft usw. lebhaft an und wünscht, daß die englische Erziehung, die sich zu einseitig auf das Physische und Moralische gelegt habe, nach der intellektuellen Seite hin von Deutschland lernen möge.

Daß wir in Deutschland bemüht sind, unser häufig zu sehr das bloß Intellektuelle betonende Unterrichts- und Erziehungswesen durch eine kräftigere Betonung der Willensbildung und der Körperpflege zu ergänzen und harmonisch auszugestalten, vermag Sadler, wie fast alle Ausländer, noch nicht klar zu sehen und in vollem Umfange zu würdigen, wenn er auch die Stimmen mancher deutscher Gelehrten bereits anführt, die eine beginnende Geisteswandlung in Deutschland im angeführten Sinne bekunden. Er hält sie für vereinzelte Rufer im Streite.

Ebenso beachtenswert ist für uns, was der Amerikaner Kuffel, was die Franzosen A. Pinloche, Henri Bornecque, Charles Chabot, Jost u. a. in ihren von Begeisterung für die Vorzüge des deutschen Erziehungs- und Unterrichtswesens erfüllten Schriften niedergelegt haben, wenn wir auch in allen diesen Spiegelbildern unseres Unterrichtswesens in ausländischer Auffassung manches ungenau Beobachtete, schief Aufgefaßte und ungerechtfertigt Getadelte finden und die feinsten und innersten Züge unserer pädagogischen Entwicklung vielfach nicht erkannt sehen. Namentlich haben alle ausländischen Beobachter, die über die starre Einheit in unserem Schulwesen und die einseitige Herrschaft der Staatsautorität klagen, die Tätigkeit unserer Gemeindeverwaltungen auf dem Gebiete des Unterrichtswesens gar nicht studiert und infolgedessen auch nicht zu erkennen vermocht. Die Selbständigkeit und Freiheit der Gemeindeverwaltungen hat sich in vielen

deutschen Staaten gerade auf dem Gebiete des Schulwesens in schöner Weise geltend gemacht und eine trotz der Einheit bestehende lebendige Mannigfaltigkeit und Vielgestaltigkeit im Unterrichtswesen herbeigeführt.

Aber wünschenswert und notwendig ist es, daß auch wir das ausländische Unterrichtswesen mit gleicher Aufmerksamkeit beobachten und mit Eifer und Hingabe studieren. Ich denke nicht daran, damit ausländische Einrichtungen ohne weiteres als nachahmenswert anpreisen zu wollen, aber eine liebevolle Vertiefung in ausländische Erscheinungen läßt doch manches in ganz anderem, vorteilhafterem Lichte erscheinen, als es sich bei oberflächlicher Betrachtung und bei bloßer beiläufiger Kenntnisaufnahme aus Romanen, Zeitungen und illustrierten Journalen darstellt. Die Sehnsucht nach kräftigerer Willensbildung und nach größerer Körperpflege hat sich bei uns übrigens durchaus selbständig entwickelt, keineswegs nach fremdem Vorbild, wenn auch beim Fortschreiten der Entwicklung der Einfluß englischer Körperpflege auf unsere körperliche Erziehung unverkennbar ist. Aber die englischen Übertreibungen auf diesem Gebiete widerstreben unserer gesunden deutschen Art.

Neben den geistigen Übungen in den Sprachen und in den mathematischen Fächern sollten aber doch vor allem die Übungen der Hand bei uns nicht vernachlässigt werden. Dem Gymnasium des Mittelalters war das Kennzeichen und einzige Ziel der allgemeinen Bildung: *cogitare et fieri*, denken und reden. Aber leben heißt nicht nur denken und reden, sondern vor allem auch sehen und handeln. Die Sprache des Auges und der Hand ist daher ebenso wichtig wie die des Mundes. Diese Sprache des Auges muß in der Schule sorgfältig geübt werden durch das Zeichnen und den Handfertigkeitsunterricht. Der berühmte englische Kunstgelehrte John Ruskin pflegte zu sagen: „Nach meiner festen Überzeugung besteht die höchste Leistung des Menschen in dieser Welt darin, daß er sieht und dann wiedergibt, was er durch sein Sehen erfaßt hat. Unter hundert Menschen kann einer denken, aber erst unter tausend findet sich einer, der sehen kann.“ Das ist zwar Übertreibung, aber der Kern des Wortes, daß uns eine größere Pflege des Auges und der Hand not tut, bleibt bestehen. Und mit Recht äußerte der Amerikaner Harris, der Kommissar für das Erziehungswesen der Vereinigten Staaten: „Handarbeit ist für die Bildung des Geistes gerade so wichtig wie das Studium der Sprachen, Mathematik oder sonstigen Wissenschaften.“ Auch hat die neuere Physiologie nachgewiesen, daß das Sprachvermögen und die Tätigkeit des in den Formen der Sprache arbeitenden Verstandes mehr an die linke Gehirnhälfte geknüpft sind, während die gymnastischen Übungen, die Handfertigkeit und alle praktischen Tätigkeiten mehr an die rechte Gehirnhälfte gebunden erscheinen. Eine harmonische Ausbildung des Menschen erfordert aber eine gleichmäßige Übung

und Ausbildung beider Gehirnhälften, und die Vernachlässigung der rechten Gehirnhälfte in unserem Schulunterrichte muß sich selbstverständlich im Leben nachteilig geltend machen.

Daher haben auch große deutsche Philosophen und Pädagogen nachdrücklich den Handfertigkeitsunterricht gefordert.<sup>1)</sup> Wer nur zu Wissen und Einsicht in immer neue Gegenstände geführt wird, ohne daß seine Hand, sein Können und Handeln in gleicher Weise ausgebildet wird, in dem erzeugt die Kenntnis des bisher Unbekannten und die Einsicht in die neuen Gegenstände neues Begehren und neue, sich immer steigende Bedürfnisse. Man kann sich das sofort klar machen, wenn man an junge Leute vom Lande denkt, die in die Stadt in die Lehre kommen oder dort in ein Dienstverhältnis eintreten. Da wird deren Begehren in ganz ungemessener Weise angestachelt und aufgerührt durch alles, was sie da zum erstenmal sehen, durch die herrlichen Auslagen in den Schaufenstern, durch den Prunk der Wohnungen, die Pracht der Kleidung, durch die mannigfaltigsten Genüsse, die ihnen bis dahin unbekannt waren. Wenn nun diesem Anschauen neuer Dinge, dieser Einsicht in neue Verhältnisse das Können und Handeln des in solche neue Verhältnisse Eintretenden in keiner Weise entspricht, wenn er aus der Schule nicht auch die Kraft und Kunst der Hand mitbringt, sich diese Dinge in einem gewissen Maße zu erobern, dann geht er über zu den Unzufriedenen, die das, was sie selbst zu erringen unfähig sind, weil ihr Können und Handeln nicht von Kindheit auf entwickelt worden ist, am liebsten zerstören möchten. Trotz seines in der Schule systematisch ausgebildeten Wissens und Denkens gewinnt er nicht den rechten gesunden Standpunkt den neuen Verhältnissen und Dingen gegenüber, weil sein Denken ein rein theoretisches geblieben, weil er nicht zugleich durch Ausbildung des Könnens und Handelns zu einem gesunden praktischen Denken und Wollen emporgehoben worden ist.

Daher trat schon Pestalozzi nachdrücklich für den Handfertigkeitsunterricht ein. In seinem klassischen Werke „Lienhard und Gertrud“ schildert er in unvergänglichen Worten, wie sich der neue Schulmeister Glühlphi den Drehstuhl und die Hobelbank in seine Schule hereinholt: „Mit jedem Tag ward ihm klarer, die Arbeitsamkeit, die physische Tätigkeit unseres Geschlechts sei das wahrhafteste, heilige und ewige Mittel der Verbindung des ganzen Umfangs unserer Kräfte zu einer einzigen, gemeinsamen Kraft, zur Kraft der Menschlichkeit. Alle Tage sah er mehr, wie die Arbeitsamkeit den Verstand bildet und den Gefühlen des Herzens Kräfte gibt; wie sie das den Kräften

1) Vgl. die vortreffliche Arbeit des Berliner Direktors Rißmann, des verdienten Herausgebers der „Deutschen Schule“: Geschichte des Arbeitsunterrichtes 1882.



und der Reinheit des Lebens töbliche Schweifen der Sinne verhütet, der Einbildungskraft die Tore ihrer Verirrungen zuschließt, den eitlen Zungen die Spitze ihrer Geschwätzigkeit abstumpft, den Pflichtsinn unserer Natur vor seinem Verderben bewahrt und von den Schwächen zurückführt, unser Maulbrauchen über das Tun für das Tun selber und unser Geschwätz über Heldengröße für Heldengröße und unser nichtiges Träumen über die göttlichen Kräfte des Glaubens und der Liebe für diese Kräfte selbst anzusehen. Diese höheren Ansichten über die menschliche Ausbildung waren es, warum er Drehstuhl, Hobelbank, Spitztrucken, Nähkissen usw. in seine Schule aufnahm.“

Und ebenso traten der englische Philosoph Locke, der Franzose Rousseau in seinem *Emile*, die Deutschen Heusinger, Herbart und Fröbel für den Handfertigkeitsunterricht, für die Erziehung zur Arbeit durch die Arbeit ein. „Der Zögling“, sagte Rousseau, „soll arbeiten wie ein Bauer und denken wie ein Philosoph.“ Von dem bloßen Nützlichkeitsstandpunkt der seit Pestalozzi verschwundenen Industrieschulen des achtzehnten Jahrhunderts ist bei dieser neuen Bewegung für den Handfertigkeitsunterricht nicht mehr die Rede. Die umfassende Weltweite eines pädagogischen Genius wie Pestalozzi hat auch den Handfertigkeitsunterricht in den Dienst der allgemeinen Bildung zu stellen gewußt, und ein Zurückfallen in einen mechanischen Betrieb ist seit Pestalozzi unmöglich.

Das Aufsteigen der neuen Bewegung für den Handfertigkeitsunterricht fällt zusammen mit dem Streben Ludwig Zahns, die Wehrhaftigkeit unseres Volkes durch das Turnen zu erhöhen, um es aus der tiefen Erniedrigung unter dem Napoleonischen Joch zu befreien. Der große Philosoph Fichte trat nachdrücklich für die Verbindung des Lernens mit dem Handfertigkeitsunterrichte ein, weil dadurch das gegründete Vertrauen erzeugt werde, daß man sich stets durch eigene Kraft durch die Welt bringen können und keiner fremden Wohlthätigkeit bedürfen werde. Dieses Vertrauen gehöre zur persönlichen Selbständigkeit und persönlichen Ehre des Menschen und bedinge seine sittliche Bildung weit mehr, als man bis jetzt zu glauben scheine. So ist die Bewegung für den Handfertigkeitsunterricht ein Teil jener bis heute noch lebendigen Strömung für die sittlich-nationale Hebung und Stärkung unseres Volkes, und ein Teil des Glanzes, der die Befreiungskriege umstrahlt, fällt auch auf ihn.

Man spricht jetzt viel von der Erziehung unseres Volkes zur Kunst. Das beste und wichtigste Mittel zu einer solchen Kunsterziehung haben wir gerade im Zeichnen und im Handfertigkeitsunterrichte. „Alle Kunst beruht auf handwerklichem Können!“ Für diesen Ausspruch Goethes sind hervorragende Künstler wie Max Klinger in Leipzig, van de Velde in Weimar, Hermann Obrist in München und viele andere, die vom Handwerk zur Kunst

kamen, lebendige Beweise. Verachten wir daher das Handwerk nicht! Auf dem unabhängigen, in freier Erwerbstätigkeit schaffenden Mittelstande, zu dem vor allem das Handwerk zu rechnen ist, ruht zum guten Teile die Zukunft unseres Volkes. Wir werden diese freien Erwerbsstände aber nur dann wirklich erhalten und stärken können, wenn wir alles daran setzen, um sie im Wettkampfe mit den Erzeugnissen des Auslandes zum Siege zu bringen, um dem *made in Germany* seinen guten Klang nicht nur zu erhalten, sondern stetig zu erhöhen. Stillstand ist auch hier, wie überall, Rückgang. Da gilt es vor allem in unseren Schulen von Kindheit auf Auge, Hand und Finger, Voraussicht, Erfindungsgeist und Geschmack durch Zeichnen nach Modell und Natur, durch Formen und Modellieren, durch Papp-, Holz- und Metallarbeiten fortgesetzt zu üben. Eine Erziehung zum künstlerischen Sehen, etwa in der Weise wie sie in dem jetzt von Elsner und Bürdner vortrefflich übersehten und bearbeiteten Werke Prangs dargelegt wird, ist dringendes Bedürfnis für unsere Jugend. In dem steten Anpassen der Form an den Zweck, in der fortgesetzten Ausbildung der Urteilskraft in kunstgewerblichem Sinne, in der Entwicklung des Sinnes für echtes Material, für echte Technik und des Verständnisses für einfache Gebrauchsformen, für schöne Verhältnisse und freudige Farben liegt die sicherste Gewähr für eine gesunde Geschmacksbildung unseres Volkes und für ein lebensfreudiges Können. Und in den Fortbildungs- und Gewerbeschulen muß das, was der Schüler aus der Volksschule mitbringt, sorgfältig weiter entwickelt werden. Namentlich müssen die Fortbildungsschulen nach Fach- und Berufsklassen gegliedert, es müssen mit jeder Gewerbeschule Werkstätten verbunden werden, und in einem sorgfältig geleiteten Werkstättenunterricht wird in Zukunft eine Hauptaufgabe aller gewerblichen Lehranstalten liegen müssen. Einfachheit, Ehrlichkeit, Schlichtheit und Natürlichkeit unserer Kunst werden wir uns vielleicht nur auf diesem Wege wieder erobern, und mit der Abkehr von einer übertheuren Lutzkunst werden wir auch auf anderen Gebieten wieder zu gesunden Verhältnissen gelangen. Der Ausbau der Fortbildungsschule muß daher als eine der wichtigsten Aufgaben kommunaler Erziehungspolitik bezeichnet werden. Unsere Volkshochschule soll die Fortbildungsschule werden, aber eine Volkshochschule des beruflichen Könnens, des praktischen Willens und Denkens.

Um diese großen Ziele zu erreichen, ist es aber vor allen Dingen auch nötig, daß nicht nur die Volksschule, die Fortbildungs- und Gewerbeschule den Handfertigkeitsunterricht pflegen, sondern auch die höheren Schulen. Denn die Bildung der künstlerischen Urteilskraft und des Geschmacks, des praktischen Denkens und der körperlichen Gewandtheit wird besonders auch unseren höheren Ständen förderlich sein. Bei dem bekannten Parallelismus

zwischen allem körperlichen und geistigen Tun, den niemand leugnen kann, steht der unmittelbar fördernde Einfluß der Körpererziehung auf die geistige Bildung außer allem Zweifel. Wer Ordnung im Schranke und im Topfe hat, hält gewöhnlich auch Ordnung im Kopfe. Wer seinen Körper klar, knapp und bestimmt zu bewegen versteht, der ist gewöhnlich auch klar, knapp, präzise und elastisch in seinem Denken und Reden. Wer das richtige Augenmaß in körperlichen Dingen besitzt, der findet es gewöhnlich auch in geistigen Fragen. Namentlich aber wird jeder, der die Schwierigkeit der schaffenden Arbeit der Hand selbst erfahren hat, die körperliche Arbeit unseres Volkes und die Männer des werktätigen Schaffens weit höher schätzen, als er es bisher getan hat. Je mehr auf diese Weise die Erkenntnis, welcher langer und schwieriger Weg vom Kopfe bis zur Ausführung eines Gegenstandes durch die Hand ist, auch in unseren höheren Ständen Boden gewinnt, um so mehr wird sich die Kluft zwischen wissenschaftlich und werkschäftlich Gebildeten, die seit Jahrhunderten einen Grundschaden unseres Volkes bildet, zum größten Segen unserer Entwicklung verringern. Aber nicht als eine neue Pedanterie mit übertriebenen Forderungen will ich den Handfertigkeitsunterricht in die Schule eintreten sehen, nicht als ein neues, unsere Lehrpläne belastendes Fach, sondern als ein den Unterricht durchbringendes Mittel der aktiven, schaffenden, in der Sprache des Auges und der Hand redenden Anschauung. Wenn im Anschauungsunterricht eine Frucht geformt, im geometrischen Unterricht Körper gestaltet, im physikalischen Unterricht einfache Apparate von den Schülern selbst gefertigt, im deutschen Unterricht eine Ritterburg, ein altdeutsches Bauern- oder Bürgerhaus modelliert, im geographischen Reliefs und andere Nachbildungen hergestellt werden usw., so ist der Sprache des Auges und der Hand dadurch vielfache Gelegenheit zur Entfaltung gegeben.

Leider steht aber ein großer Teil der Lehrerschaft diesen Bestrebungen, die sich im Lichte der Gemeindeverwaltung so wichtig, bedeutungsvoll und vielverheißend darstellen, heute noch gleichgültig oder sogar feindlich gegenüber. Und zwar ist die Majorität der deutschen Lehrerschaft dagegen, weil für diese Gegenstände keinerlei pädagogische Gründe sprächen, sondern lediglich soziale, die man zwar anerkenne, aber auf dem Gebiete des Schulwesens nicht für ausschlaggebend halte. Daher sprach sich schon im Jahre 1857 die Allgemeine Deutsche Lehrerversammlung in Frankfurt a. M. gegen den Handfertigkeitsunterricht aus. Auch der Deutsche Lehrertag in Kassel im Jahre 1882 verhielt sich kühl dagegen, und im Jahre 1900 verwarf die Deutsche Lehrerversammlung in Köln, der Führung des Lehrers und Redakteurs Ries in Frankfurt a. M. folgend, den Handfertigkeitsunterricht als Zweig des Volksschulunterrichts vollständig. Ich schätze Ries hoch als einen

vortrefflichen und begabten Pädagogen und Schriftsteller, aber ich bin der Überzeugung, daß damals Ries sich ebenso auf dem Irrwege befunden hat wie neuerdings in seiner Schrift über die allgemeine Volksschule, in der er die als letztes hohes und erstrebenswertes Ziel festzuhaltende einheitliche Organisation der Volksschule für arm und reich verwirft. Und die so vornehm und glänzend verlaufene Allgemeine Deutsche Lehrerversammlung in Chemnitz, die im Jahre 1902 tagte, hat den Koch- und Hauswirtschaftsunterricht der Mädchen für die Volksschule abgelehnt. Die großen deutschen pädagogischen Konzile haben also diese Bestrebungen auf den Index paedagogicorum prohibitorum, das will sagen, der für die Volksschule verbotenen Unterrichtsgegenstände gesetzt.

Ich bin aber der Überzeugung und hoffe dies auch zur Genüge dargetan zu haben, daß nicht nur soziale, sondern auch im eminenten Sinne pädagogische Gründe für den Arbeitsunterricht in dem dargelegten Umfange sprechen. Daher halte ich gleicherweise auch den Koch- und Haushaltungsunterricht der Mädchen für einen notwendigen Zweig des Volksschulunterrichtes. In bezug auf diesen kann ich mich kurz fassen, da bereits auf dem Sächsischen Gemeindegtag zu Meissen im Jahre 1894 der um die Einführung dieses Unterrichtes hochverdiente Bürgermeister Dr. Dittrich in Leipzig und Schuldirektor Kühne aus Chemnitz in vortrefflicher Weise über diesen Gegenstand gehandelt haben. Ist schon ein etwa nur abstrakt denkender, rein theoretischer, in Kathederhyperbeln schwelgender Mann eine das gesunde Leben unseres Volkes vielfach schädigende Erscheinung, so ist das eine rein abstrakt und theoretisch erzogene Frau in noch viel höherem Maße. Solange gesunde Verhältnisse in einem Staate herrschen, wird der Hauptberuf der Frau immer der hauswirtschaftliche bleiben, und die beherrschende Stellung der Mutter im Mittelpunkte des Hauses und als Erzieherin der Kinder wird immer eine Hauptquelle aller Volkswohlfahrt und aller sittlichen Entwicklung unserer Nation sein.

Daraus ergibt sich mit Notwendigkeit die Forderung, daß im Mädchenunterrichte dem Koch- und Haushaltungsunterrichte eine hervorragende Stelle gebührt. In Sachsen wurde die erste Haushaltungsschule durch Ihre Majestät die Königin Carola im Josefinenstift zu Dresden ins Leben gerufen. An den Volksschulunterricht angegliedert wurde der Koch- und Haushaltungsunterricht zuerst in Chemnitz im Jahre 1890 durch den damaligen Chemnitzer Stadtrat, jetzigen Bürgermeister von Leipzig, Dr. Dittrich. Seitdem hat er seinen Einzug in viele sächsische Städte gehalten. In Dresden, wo die Herren Oberbürgermeister Beutler und Stadtrat Fischer lebhaft für diesen Unterricht eintraten, wurde er Ostern 1896 eingeführt und ist seit Ostern 1902 für die obersten Mädchenklassen aller Bezirks-

schulen, sofern diese entsprechende Einrichtungen besitzen, mit Genehmigung des königlichen Ministeriums des Kultus und öffentlichen Unterrichts obligatorisches Fach. Maßgebend für die Einführung waren für die Gemeindeverwaltung vor allem sozialpolitische Gründe. Man will dadurch die Gesundheit, die Ernährung, den Wohlstand und die Arbeitskraft zunächst der ärmeren Volksklassen heben. Man will dem Arbeiter einen geordneten Hausstand schaffen, man ist bestrebt, ihn dem Wirtshausleben und dessen schädlichen Einflüssen zu entreißen und ihm die Freude am Familienleben wiedergewinnen zu helfen.

Aber wünschenswert und notwendig erscheint es, den Koch- und Haushaltunterricht auf mehrere Jahre auszudehnen und sich nicht mit der Einführung in die ersten Mädchenklassen der Volksschule zu begnügen. Er sollte daher vor allem in Mädchenfortbildungsschulen fortgesetzt werden, und die Entwicklung drängt auf Errichtung solcher Schulen überall hin. Die Mädchenfortbildungsschule, die sich am besten in hauswirtschaftliche und in gewerbliche Kurse gliedern wird, wird zunächst in den Großstädten und zwar ohne Besuchszwang einzurichten sein, wie es sich in Leipzig vorzüglich bewährt hat. Auch die in Dresden seit Ostern 1900 an den Bürgerschulen eingerichteten Mädchenfortbildungsklassen beruhen auf dem Prinzip der Freiwilligkeit des Besuchs und der freien Wahl der Fächer und haben im Besuch stetig zugenommen. Die obligatorische Mädchenfortbildungsschule jetzt in unseren für Handel und Gewerbe so schweren Zeiten einzuführen, würde ich für eine große Härte und eine starke Rücksichtslosigkeit gegen die Stände des freien Erwerbslebens halten. Der Zeitpunkt dafür wäre so ungünstig als möglich gewählt. Wohl aber dürfte man sehr gute Erfahrungen machen, wenn man nach und nach für konfirmierte Mädchen, die durch die Bezirksschule hindurchgegangen sind, hauswirtschaftlichen und gewerblichen Fortbildungsunterricht unentgeltlich oder wenigstens mit sehr geringem Schulgeld einführt. Ein Versuch, der damit gegenwärtig an der 24. Bezirksschule in Dresden gemacht wird, hat sehr gute Ergebnisse gezeitigt. Die Mädchen, die sich zum großen Teil bereits in Stellungen befinden, kommen sehr gern und zahlreich. Allerdings liegt der Unterricht in den bewährten Händen einer sehr begabten, mit Begeisterung und voller Hingabe an die Jugendfürsorge arbeitenden Lehrerin, des Fräulein Martha Herz. Ich bin der Überzeugung, daß ein Zwang zum Besuche der Mädchenfortbildungsschule sich unter den heutigen Verhältnissen gar nicht als nötig erweisen wird, wenn nur der Unterricht so fesselnd und praktisch als möglich ausgestaltet und alles Wiederkäuen des Volksschulunterrichtes mit peinlicher Sorgfalt ferngehalten wird. Wenn so die Mädchen wirklich für ihren Beruf als Dienstmädchen, Kindergärtnerinnen, Handels- oder Gewerbe-

gehilffinnen in der Fortbildungsschule nachdrücklich gefördert werden, dann werden dieser die Schülerinnen von selbst zuströmen. Die schlechten Elemente aber, an denen überhaupt ein Unterricht von wenigen Wochenstunden völlig spurlos vorübergehen dürfte, werden der Fortbildungsschule fern bleiben, und wir würden endlich einmal eine Schulgattung erhalten, die zu ihrem eigenen Heile von dem ungesunden Ballast der minderwertigen, niederziehenden Elemente befreit bleiben würde. Nur wenn die Mädchenfortbildungsschule mit freiwilligem Besuche völlig versagen sollte, würde die Begründung der obligatorischen Mädchenfortbildungsschule in Erwägung zu ziehen sein.

Vor allem aber gehört der Haushaltungsunterricht, da er ein wesentlicher Bestandteil der allgemeinen Bildung der Mädchen ist, auch in die Bürgerschulen, höheren Töchterschulen und Lehrerinnenseminare. In Paris muß jede Seminaristin, und wenn sie auch den ältesten Adelsgeschlechtern entstammen sollte, in der Küche und am Waschkessel ebenso zu Hause sein wie in den Wissenschaften. Hier könnten wir einmal von Paris etwas wirklich Gutes lernen. Leider hat die übertriebene Jagd nach der abstrakten Wissenschaft in unseren Schulen in den letzten Jahren eher zu- als abgenommen. Unsere Gymnasien und Realgymnasien, deren engere Aufgabe zweifellos die Vorbereitung der Jugend für die strenge Wissenschaft ist, wie sie auf den Hochschulen gelehrt wird, blicken verlangend nach den Universitäten und technischen Hochschulen und möchten immer mehr von deren speziellen Aufgaben in ihren Stundenplan hereinholen, und die Realschulen, höheren Töchterschulen und Volksschulen blicken nach den Gymnasien und Realgymnasien und suchen sich so viel als möglich von deren Lehrplan zu erobern. Es ist kein Wunder, wenn dann vielfach lernmüde, übernervöse und willensschwache Jünglinge und blasierte Mädchen aus unseren Schulen hervorgehen, die für das praktische Leben und jeden praktischen Beruf untauglich geworden sind und höchstens dazu dienen, ein überschüssiges gelehrtes Proletariat, unter dem wir jetzt schon leiden, noch durch ein unfähiges zu vermehren, das ohne alle Berufsfreudigkeit und frische Schaffenslust dahinlebt.

Als ein wirkames Heilmittel hiergegen, wenn auch keineswegs als ein Allheilmittel für alle Schäden, wie ich ausdrücklich betonen möchte, erscheint die größere und entschiedene Betonung aller praktischen Fächer, und insbesondere des Koch- und Hauswirtschaftsunterrichts und des Handfertigkeitsunterrichts in unseren höheren Schulen. Neben dem jeder Schulgattung in ihrem umgrenzten Kreise zukommenden Maße der Überlieferung wissenschaftlicher Erkenntnis hat jede Schulgattung die unbedingte Verpflichtung, sich auch unmittelbar in den Dienst des praktischen Lebens zu stellen. Es fällt

damit niemand eine Perle aus der Krone, vielmehr stehen Leben und Wissenschaft als völlig gleichwertig und gleichberechtigt nebeneinander, und nach meiner speziellen Anschauung, die ich in meiner Schrift „Das Pathos der Resonanz“, einer Philosophie der modernen Kunst und des modernen Lebens, niedergelegt habe, steht das Leben sogar über dem Wissen und über dem Denken. Und erst dann, wenn unsere Lehrer- und Schulkreise allgemeiner als bisher das praktische Leben und die freie Betätigung in diesem als gleich bedeutend und gleich glanzvoll wie die wissenschaftliche Tätigkeit ansehen lernen, erst dann werden wir zu einer gesunden, natürlichen und unsere Volkskraft zu den höchsten Leistungen befähigenden Bildung durchdringen, erst dann werden wir jene Verstiegtheit der Bildung, jene abstrakttheoretische Einseitigkeit in unserem Geistesleben, auf die wir jetzt mit vollen Segeln zuzusteuern scheinen, siegreich zu Boden schlagen.

Darum sollen und müssen auch in unseren höheren Schulen praktische Lebensfächer als Unterrichtsfächer eingegliedert werden, und deshalb gehört auch der Koch- und Hauswirtschaftsunterricht als notwendiges Fach in unsere höheren Töchterschulen und in die Lehrerinnenseminare.

Wenn so Kochen und Hauswirtschaft eine Stätte in dem Lehrplan unserer höheren Mädchenschulen finden werden, dann wird dieser Unterricht auch bald mit dem gleichen Glanze umgeben sein wie etwa der fremdsprachliche Unterricht. Und die Mädchen der höheren Stände werden dadurch allmählich erkennen lernen, wie schwer die praktische Arbeit ist und welche hohe Achtung unseren in freier Erwerbstätigkeit um ihr Leben ringenden Frauen und Männern des Volkes gebührt. Die große, sittliche Gewalt, die in der schaffenden, werktätigen Arbeit liegt, kann unserem Volke durch nichts in der Welt ersetzt werden. Das Richtige trifft hier das Urteil einer geistvollen Frau, das schon Oberbürgermeister Ohly aus Darmstadt in seinem bahnbrechenden Vortrage anführt, den er im Jahre 1888 „über die hauswirtschaftliche Ausbildung der Mädchen aus den ärmeren Volksklassen“ auf der neunten Jahresversammlung des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit hielt: „Wenn wir durchaus wählen müßten zwischen geistiger und praktischer Ausbildung der Frau, wir wählten durchaus das letztere; denn der Geist muß ja doch vergehen unter dem Schmutz und Drangsal der Alltäglichkeit, wenn eine weise, ordnende Hand diese nicht fernhalten kann, während ein reinlicher, freundlicher Haushalt wenigstens das Eindringen des Geistes von außen her zuläßt. Es wird also für das junge Mädchen, von rein praktischer Seite aus betrachtet, viel notwendiger sein, daß sie die ganze Stufenleiter der häuslichen Beschäftigungen gründlich erlerne, als die Skala auf dem Piano, daß sie eher zu kochen, als in fremden Zungen zu reden wisse, besser ein Hemd zu nähen, als eine feine

Stickerie zu fertigen verstehe. Aber diese ausschließliche Wahl zwischen einem und dem anderen (der geistigen und praktischen Ausbildung) sollte nicht mehr nötig sein; die beiden Elemente, welche sich scheinbar in die Welt teilen, sollten sich in der Frau friedlich vereinigen und dem täglichen Leben die Krone der Schönheit erobern.“

Vor allem aber wird dadurch unsere zu sehr auf das Abstrakte gerichtete, moderne Frauenbewegung nach und nach wieder auf einen gesunden Boden zurückgeführt werden. Ich verkenne nicht, daß der Beruf als Hausfrau und Mutter keineswegs allen Frauen beschieden ist und daß auch nicht alle Mädchen als Gehilfinnen im Haushalte arbeiten können. Wir müssen vielmehr auch der um ihre Existenz schwer ringenden Frauen gedenken, die sich nicht verheiraten können oder wollen, wie denn überhaupt die Ehe niemals zu einer bloßen Versorgung der Frauen herabsinken soll. Wir müssen also den Frauen auch die Möglichkeit bieten, sich durch Schulen auf andere Lebensberufe vorzubereiten.

Hier dürfte vor allem die Mädchen-Fortbildungsschule nach der gewerblichen Seite hin auszugestalten sein. Man wird aber weiter auch zur Gründung von Mädchen-Gewerbeschulen schreiten müssen. Wenigstens sollten zunächst an den bestehenden Gewerbeschulen weibliche Abteilungen eröffnet werden. Da, wo das bereits geschehen ist, hat man bisher die besten Erfahrungen mit diesen Einrichtungen gemacht. In bezug auf die Frage der Errichtung von Mädchen-Gymnasien durch die Gemeinden dagegen sollte man sich, wenn auch durchaus wohlwollend, so doch zurzeit noch abwartend verhalten. Ob das Bedürfnis hier durch Agitation oder durch vorübergehende Begeisterung künstlich erregt oder ob es wirklich und natürlich vorhanden ist, werden wir nur entscheiden können, wenn wir zunächst die Einrichtung solcher Mädchen-Gymnasien privater Tätigkeit überlassen und sorgfältig prüfen, ob die Tatkraft der Frauen auch dann noch standhält, wenn sich das, was an dieser Bewegung vielleicht bloße Mode und Zeitlaune oder theoretische Forderung eines übertriebenen Frauenrechtskultus ist, verlaufen hat. Die Mittel hierzu werden hier von privater Seite leicht aufgebracht werden, da es sich um eine allgemeine Frage der Frauenwelt handelt, zu der alle dafür Begeisterten gern beitragen werden.

Keinesfalls darf aber durch das Mädchen-Gymnasium unsere, wenn auch vielfach verbesserungsfähige, so doch auf gesundem Boden erwachsene höhere Töchterschule in ihrem Aufbau gestört oder gar herabgedrückt werden. Die höhere Töchterschule wird immer die Bildungsstätte für die Gesamtheit bleiben, das Mädchen-Gymnasium dagegen nur einer geringen, vielleicht späterhin sehr geringen Minderheit dienen. Der Lehrplan der Töchterschule soll daher nach der Seite der muttersprachlichen und praktischen Bildung



hin erweitert und vertieft, niemals aber nach der gymnastischen Seite hin in unorganischer und ungesunder Weise künstlich hinaufgeschraubt werden. Mädchen-Gymnasien sollten daher niemals als vier- oder viereinhalbjährige Kurse auf die Töchterschulen aufgepfropft werden, da sie dann die Töchter-  
schule zu einem Unterbau des Gymnasiums herabbrücken und sie bald ihres eigentlichen gesunden Wesens berauben werden. Mädchen-Gymnasien sollten vielmehr nur als selbständige sechsstufige Anstalten mit einem mindestens sechsjährigen gründlichen Kursus in Latein aufgebaut werden.

Endlich müssen die Gemeindeverwaltungen eine größere Betonung und Pflege des Heimischen, namentlich auch in unseren Gymnasien, fordern. Die Heimat ist das Maß der Fremde. Ohne Verständnis der heimischen Sprache, Geschichte, Geographie, Volksentwicklung, des heimischen Gewerbes, Schaffens und Arbeitens, der heimischen Kunstdenkmäler, Bauten und Kulturüberlieferungen, der angestammten Eigenart, des Grundes und Bodens, auf dem wir leben, bleibt uns jede fremde Sprache und Kultur ein unverständenes Rätsel, ein nur äußerlich angelegtes Kleid, das für die Entwicklung unserer innersten Kraft und unsers innersten Wesens niemals Bedeutung gewinnt. Ganz anders ist es dagegen, wenn wir in gründlicher Kenntnis des Heimischen das Fremde ergreifen und begreifen lernen, dann leben wir in den fremden Sprachen geradezu ein zweites neues Leben, das das erste heimische täglich befruchtet und weiter entfaltet. An die Heimat sollte sich daher der Unterricht bis in die obersten Klassen der höheren Schulen ohne Ausnahme anlehnen. Heimatkunde soll nicht nur in der Volksschule, sondern auch noch in der Oberprima der Gymnasien das Lieblingsfach der Schüler sein. Auch die heute vielfach für die Schule gewünschten künstlerischen Bilder sollten in erster Linie Gegenstände, Landschaften, Gebäude, verdiente Personen der Heimat zur Anschauung bringen. Der Weg zur Vaterlandsliebe geht nur durch die Heimatsliebe hindurch. Ich möchte nicht unterlassen, hier auf das von der Stadt Dresden auf der Deutschen Städteausstellung ausgestellte, von unserer Dresdner Lehrerschaft mit vollster Hingabe an die wichtige Aufgabe geschaffene „Heimatkundliche Schulumuseum“ hinzuweisen, das die Grundzüge für die rechte Würdigung des Lebens, der Geschichte, der Natur und Kunst der Heimat in lebendiger Weise zur Anschauung bringt.

Vor allem müssen wir aber eine recht eingehende und gründliche Pflege der Muttersprache in allen unseren Schulgattungen als das Hauptstück alles Unterrichtes fordern. Im Jahre 1813, als wir uns endlich auf unser eigenes Wesen wieder besannen, waren uns Frankreich und England in der Kultur, im Handel und Gewerbe etwa um 200 Jahre voraus. Wir haben sie ja vielfach, namentlich seit 1870, in Riesenschritten eingeholt, aber doch erst, nachdem wir uns wieder als Nation fühlen gelernt hatten. England

und Frankreich sind aber, und das ist bezeichnend für ihren Vorsprung, etwa 200 Jahre eher zum Gebrauche der Muttersprache in allen ihren wissenschaftlichen und kulturellen Arbeiten übergegangen als Deutschland, das erst nach der Reformation sich allmählich zu seiner eigenen Sprache durchkämpfte.

England und Frankreich haben auch die Muttersprache von jeher mit viel freischerer und festerer Hand angefaßt als wir. Wir haben unsere Muttersprache zum Teil in romantisch-mystischer Weise als etwas durch Unterricht Unantastbares angesehen und infolgedessen die notwendigen Einzelübungen, die allein zur Beherrschung führen, immer und immer wieder vielfach bekämpft und versäumt. Wann werden wir aufhören, hier ein Volk der Träumer zu bleiben! Auch neuerdings wieder hat man diesen Weg romantischer Mystik in der Frage der Kunsterziehung betreten.

Bei der Behandlung aller Lesestücke und Gedichte in der Schule kommt es in erster Linie darauf an, daß der Inhalt des Werkes zu einem inneren Erlebnis des Schülers wird und daß dieser auch zum Verständnis und zuletzt zur Beherrschung der Form gelangt. Der Schüler wird dadurch nach und nach befähigt, den auf lebendiger Anschauung, auf innerem Sehen beruhenden, wirklich gestaltenden Ausdruck des Dichters von der übernommenen Redeformel und der abgeblaßten Phrase des Nachahmers und Nachempfinders zu unterscheiden. Die Grundlage aller Erziehung und alles Unterrichtes, auch der Erziehung zur Kunst, ist die Klarheit. Darum muß auch im Gegensatz zu einer jetzt viel verbreiteten falschen Meinung daran festgehalten werden, daß hier und da einmal an einigen wenigen Werken der Bau des behandelten Gedichtes in ganz kurzen Zügen in einer schlichten, einfachen Disposition dem Schüler zum Bewußtsein gebracht werde. Von solchen Dispositionsübungen aus allein wird es möglich sein, später in höheren Klassen zu einer wirklichen ästhetischen Gliederung eines dichterischen Kunstwerks aufzusteigen, das wir ohne eine solche Gliederung niemals in seinen Tiefen erfassen und daher niemals voll genießen und mitempfinden werden. Man braucht nur an die Musik zu denken, um das sofort zu verstehen. Wieviel Fingerübungen, wieviel Wiederholungen oft eines einzigen Taktes gehören dazu, um auch nur ein einfaches Stück künstlerisch gut vorzutragen. Und wer den Bau einer Sonate, einer Ouvertüre (z. B. der herrlichen Freischützouvertüre), einer Symphonie usw. einmal gründlich analysiert hat, der wird künftighin eine solche Tonschöpfung ganz anders, tiefer und reiner zu erfassen und zu genießen vermögen als vorher. „Alle Kunst beruht auf handwerklichem Können.“ Dieses schon oben angeführte Wort Goethes gilt auch von der Dichtkunst. Man steigt daher auch nur durch ernste, strenge Arbeit, durch ein Analysieren in großen Zügen allmählich

zum wirklichen tiefen Genuß der Poesie auf. Wer nur durch Vorlesen und durch eine rein gefühlsmäßige Behandlung der Dichtungen die Jugend zum Kunstgenuß erziehen will, der wird nichts weiter als schwächliche Nachempfänger, unklare Schwärmer und traurige Dilettanten schaffen. Nur haarspaltende, sich ins Kleinliche verlierende Dispositionen sind selbstverständlich durchaus zu meiden. Nicht mit unnatürlicher, erkünstelter Ehrfurcht soll der Schüler von fern um das Gedicht herumschleichen, sondern er soll es frisch anfassen und mit eindringender Kraft als unverlierbares Stück in seine Seele hineinarbeiten. Gedichte sind nicht Geheimnisse einer alten Mamsell, die man in einem Glaskasten vor jeder Berührung schützen muß, weil sie sonst zu Staub zerfallen. Wir wollen ein Geschlecht von frischen, willensstarken Menschen erziehen, nicht eine Nation von Stimmungsklaven mit krankhaft überreiztem Empfinden und schwachem Willen. Die weichen, verschnörkelten, kraftlosen Seelen unserer Dichtern sind uns kein nachstrebenswertes Vorbild, sondern eine zu überwindende Erscheinung der Schwäche. Und wenn nun auch einige Gedichte in der Schule strenger analysiert werden, so bleiben tausende übrig, die nicht disponiert werden, die aber der also Geschulte dann ohne weiteres zu erfassen und in ihrer ganzen Schönheit und Größe zu empfinden vermag. Das ist die rechte Erziehung zum Kunstgenusse.

Es muß weiter als ein interessanter, vielleicht Großes verheißender Versuch bezeichnet werden, wenn man gegenwärtig in den sogenannten Reform-Gymnasien den Beginn des Lateinischen, wofür schon Amos Comenius und Herder gekämpft haben, um drei Jahre hinausschiebt und in den drei untersten Gymnasialklassen durch den stärkeren Betrieb der Muttersprache und die Behandlung einer lebenden Fremdsprache, des Französischen, den Schüler im Geiste der Heimat und der Gegenwart zu befestigen hofft. Da die lateinische Sprache schon längst aufgehört hat, die lebende Sprache der Gelehrten zu sein, und nur noch der logisch-sprachlichen Schulung und der Einführung in die altklassischen Schriftsteller dient, so kann dieses geringere Ziel auch in kürzerer Zeit erreicht werden wie vor Jahrhunderten, selbst wenn man von den Fortschritten der Methode ganz absieht. Dadurch aber, daß das schwere Rüstzeug der antiken Sprachen, das ja ein unvergleichliches Mittel geistiger Schulung ist, unserer Jugend drei Jahre später aufgelegt wird, ist dieser Gelegenheit zur Erstarkung des Heimatgefühles und Heimatssinnes gegeben, und die Kluft zwischen den klassisch Gebildeten und den am Heimischen und Modernen Geschulten wird wenigstens nicht schon in das Kindheitsalter hineingetragen. Insofern hofft man wohl nicht mit Unrecht von dieser Organisation eine Stärkung des Heimatssinnes und damit, da einzig und allein aus dem Heimatsinn die Vaterlandsliebe erwächst, des

nationalen Fühlens unserer führenden Stände. Herr Oberbürgermeister Beutler hat sich durch sein unerschrockenes Eintreten für das Reform-Gymnasium das hohe Verdienst erworben, daß in Dresden mit beiden Formen des Reform-Gymnasiums, dem realistischen wie dem humanistischen, Versuche gemacht werden können. Ob diese Versuche auch in Sachsen zu ähnlichen günstigen Ergebnissen führen werden wie in Preußen, wird die Zukunft lehren.

Mag man nun diesen Versuchen hoffend oder zweifelnd gegenüberstehen, zweifellos ist, daß sie gemacht werden müssen, um die Frage durch auf immer breiterer Grundlage gewonnene Erfahrung zur vollen Klarheit zu führen. Wie Schulmänner gegen solche Versuche eifern können, ist mir unerklärlich. Der von mir hochverehrte Uhlig in Heidelberg hat meine im Dresdner Stadtverordnetenkollegium aus Anlaß der Begründung des Reform-Gymnasiums im Herbst 1902 gehaltene Rede fast wie einen feindlichen Angriff gegen ein Heiligtum und gegen seine mit diesem Heiligtum verwachsene Person betrachtet, trotzdem er ausdrücklich anerkennt, daß ich darin mit Wärme für die altklassischen Studien eingetreten sei. In jeder anderen Wissenschaft pflegt man praktische Versuche mit neuen Anschauungen stets mit begeisterter Freude zu begrüßen. Das wissenschaftliche voraussetzungslose Denken macht dies geradezu für jeden Forscher zur unumstößlichen Pflicht. Wie viele neue Versuche werden nicht von den Ärzten fast täglich in den öffentlichen Krankenhäusern angestellt und in den Fachzeitschriften veröffentlicht! Auch für den wissenschaftlich gebildeten Erzieher ist es meines Erachtens geradezu eine Herzensfreude, an solchen Versuchen Beobachtungen und Erfahrungen sammeln zu können. Der Jugend wird durch solche Versuche kein Schaden geschehen, denn die Hauptwirkung auf diese liegt überhaupt nicht in den Unterrichtsstoffen, sondern in den Personen der Lehrer. Daher hat z. B. unser deutscher Gymnasiallehrerstand, der national ist bis auf die Knochen, trotz aller ihm in der Organisation des alten Gymnasiums hier vielleicht entgegenstehenden Schwierigkeiten in ganz hervorragendem Maße national zu wirken gewußt. Trotzdem dürfen wir nicht ruhen, die Organisation immer mehr mit der Gesinnung der in dieser schaffenden Personen in Einklang zu bringen, denn je mehr das geschieht, um so wichtiger wirken die Personen und deren Einflüsse, um so weniger müssen sie ihr flammendes Herz sich im Widerstande verzehren sehen, um so länger bleibt uns gerade das Wirken der Besten unter ihnen erhalten.

Ich halte mich nicht für berufen zu entscheiden, ob das Reform-Gymnasium in seiner Organisation nationaler wirken wird als das in bezug auf gründliche Geistesbildung nach der wissenschaftlichen Seite hin vortreffliche Gymnasium alten Stiles. Nur eine Frage möchte ich hier stellen. Sollte nicht die preußische Staatsregierung, indem sie Ostern 1903 gerade in den Landes-

teilen, in denen die Polen am dichtesten wohnen, zwei humanistische Gymnasien zu Reform-Gymnasien umgewandelt hat, das Marien-Gymnasium in Posen und das Gymnasium in Krotoschin, und zwar unter heftigem Widerstande der Polen, dabei von der Überzeugung geleitet worden sein, daß dem Reform-Gymnasium in seiner Organisation doch eine nationale Kraft innewohnt?

Selbstverständlich sprechen auch andere Gründe für das Reform-Gymnasium, die hier nicht wiederholt werden sollen. Nur darauf möchte ich hinweisen, daß die Begeisterung des Auslandes für den Frankfurter Lehrplan hauptsächlich darauf beruht, daß die Berufswahl, wie Sadler, Pinloche u. a. besonders betonen, dadurch um drei Jahre hinausgeschoben wird.

Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß der Deutsche mit seinem angeborenen Trieb ins Weite und Unendliche sehr leicht zu einer Unterschätzung des Heimischen und der Muttersprache gelangt, daß er bei seiner Neigung zur spekulativen Philosophie und zu abstrakter Systembildung sehr häufig die Forderungen des praktischen Lebens und der praktischen Vernunft zu gering anschlägt und dadurch seine eigene Kraft untergräbt und seine Zukunft gefährdet. Daher muß sich unsere Schule auf den gesunden Boden der Tatsachen stellen und von diesem aus jedes Bildungsdogma leidenschaftslos und unbefangen prüfen und, wenn es sein muß, berichtigen, wenn sie sich aus einer Stätte des bloßen Unterrichtes zu einem herrlichen Mittelpunkte der gesamten Volkserziehung, wenn sie sich aus einer bloßen Wissensschule immer mehr zu einer Willensschule erheben soll. Denn die Grundlage aller seelischen Tätigkeit, alles körperlichen und geistigen Wirkens und Schaffens ist der Wille. Erst in zweiter Linie steht das Denken und Vorstellen, die intellektuelle Seite, die wohl den Willen klären, lenken und mäßigen, aber niemals hervorrufen, stählen und stärken kann. Nicht ersehene Bücherwissen ist das Entscheidende im Leben, sondern die frische Kraft eines ungebrochenen Willens.

Religion, Sprachen, mathematische und physikalische Fächer werden ja immer die Hauptfächer alles Unterrichtes bleiben. Aber der kraftvoll bewegte Körper, die Sprache des Auges und der Hand, die Forderungen des praktischen Lebens und die Sprache und Art der Heimat sollen in allen Schulgattungen ohne Ausnahme gleichfalls die hingebendste Pflege finden. Darauf zu dringen und die entsprechenden Versuche mit neuen, gesunden Anschauungen anzustellen, wird allezeit eine Hauptaufgabe der Gemeindeverwaltungen sein. Und die Gemeindeverwaltungen bringen vor allen Dingen der Schule eins, was ihr zur gesunden Entfaltung von der Stubenpädagogik zu einer neuen, großen Weltpädagogik unentbehrlich und unerlässlich ist: den unbefangenen, gesunden und praktischen Blick des Laien, sei es des mit der Organisation der schwierigsten Fragen innig vertrauten

Verwaltungsjuristen oder des in ehrenamtlicher Tätigkeit der Gemeinde dienenden Bürgers. Denn nirgend als in der Gemeindeverwaltung ist die freie, ehrenamtliche Tätigkeit unabhängiger Bürger in solchem Umfange und mit solchem Einflusse vertreten. Wie dieses freie Element bürgerlicher Unabhängigkeit und Selbständigkeit der gesamten Gemeindeverwaltung durch seine verschiedenartige Lebens- und Geschäftserfahrung, durch gesunden Menschenverstand und genaue Kenntnis der Bedürfnisse des praktischen Lebens zum Segen gereicht, so wird es auch der Schule allezeit seine Einsicht und Erfahrung nicht vorenthalten. Die Schule aber wird das stets mit lebhaftem Danke anerkennen; denn dadurch vor allem mit wird es ihr möglich sein, in ihrer Entwicklung das Wort unseres Dichtersfürsten siegreich zur Geltung zu bringen:

„Was fruchtbar ist, allein ist wahr.“

---

## Die Begründung der deutschsprachlichen Forderungen im 17. Jahrhundert mit Rücklicht auf Unterricht und Wissenschaft.

Von Dr. Reinhard Dietel in Leipzig.

### Einleitung.

Es ist hinlänglich bekannt, daß das ganze Mittelalter hindurch in allen europäischen Kulturstaaten und so auch im heiligen römisch-deutschen Reiche die lateinische Sprache Staat, Kirche und Schule beherrschte, daß sie die alleinige Vermittlerin der Wissenschaften in Schrift und Wort und die zweite Muttersprache der Gelehrten war, daß sie in den Schulen die herrschende Unterrichtssprache und fast ausschließlich den Unterrichtszweck bildete, und daß ihre auf grammatischem Wege herbeigeführte Erlernung unsägliche Mühe erforderte und die lange, kostbare Jugendzeit ausfüllte.

Trotz alledem war, wie Johannes Müller in seinem Buche „Quellenschriften und Geschichte des deutschsprachlichen Unterrichtes bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts“ bewiesen hat, das Deutsche in den Schulen des Mittelalters doch nicht ausnahmslos verbannt. Es mußte, wenn auch unter dem Widerwillen der Schulmänner, beim lateinischen Elementarunterricht zur Gewinnung eines lateinischen Wortschatzes und eines Wortverständnisses notwendig gebraucht werden, und ebenso mußte es im Notfalle in den höheren Klassen Verwendung finden, um den Text der lateinischen Schriftsteller zu erklären und den Schülern zugänglicher zu machen.<sup>1)</sup>

1) Müller, a. a. O., S. 198 ff.

Müller hat weiter gezeigt, wie mit dem Erwachen der klassischen Studien die Beachtung der deutschen Sprache noch etwas höher stieg, einmal dadurch, daß diese nicht bei ihrem eigentlichen Objekte, der Durchforschung des klassischen Altertums, stehen blieben, sondern namentlich mit dem Bekanntwerden der Germania des Tacitus und alter deutscher Schriftsteller die Erforschung des vaterländischen Altertums in ihren Bereich zogen, wodurch der Sinn für deutsche Geschichte und deutsche Sprache geweckt wurde, und sodann dadurch, daß die Humanisten, selbst ein Reuchlin und Agricola, auf Übersetzungen der klassischen Stoffe in die Muttersprache drangen und solche selbst besorgten, um das Verständnis für das klassische Altertum auch dem Volke zu übermitteln.<sup>1)</sup> Endlich — und das ist für uns die Hauptsache — verdrängte der Humanismus das lebendige, mittelalterliche Latein und setzte an seine Stelle die tote, fremde Sprache der Klassiker. Damit mußte in den Schulen das Deutsche nicht bloß mehr und mehr zur Aneignung und Kontrolle eines Wortverständnisses des lateinischen Textes herangezogen werden, sondern auch zur Vermittlung von sachlicher Klarheit.<sup>2)</sup>

Aber auch abgesehen davon wurden in den Kreisen der Humanisten sogar Stimmen dafür laut, daß auch der Übung in der Muttersprache einige Sorge zuzuwenden und der Stil angesehener deutscher Schriftsteller zu beachten und nachzubilden sei.<sup>3)</sup>

Ja, selbst auf dem Universitätskatheder suchten zwei den Humanistenkreisen angehörende Männer der deutschen Sprache Raum zu schaffen. In Moskau hielt ein Tilemann Heverlingh und später in Basel ein Paracelsus in deutscher Sprache Vorlesungen, beide natürlich unter den heftigsten Anfeindungen und Verleumdungen.<sup>4)</sup>

Allein wie die Befürwortung der Muttersprache im allgemeinen seitens der Humanisten doch nur als ein Mittel zur Erreichung ihres klassischen Menschheitsideals anzusehen ist, so bedeutet auch im besonderen die Verwendung des Deutschen in den humanistischen Schulen oder gar in den akademischen Vorlesungen nur eine seltene Ausnahme von der allgemeinen Regel, und erst recht kann man von einem allgemeinen Bewußtsein reden, die einheimische Sprache gründlich zu lernen und durch Übung sich darin zu vervollkommen. Sie war im Unterricht der niederen Klassen wie im frühen Mittelalter nur dazu da, die Erlernung des Lateins zu

1) Schottel hat in seiner „Ausführlichen Arbeit“, S. 1180 flg., eine stattliche Reihe solcher Übersetzungen aus dem Ende des 15. und dem Anfang des 16. Jahrh. aufgezählt.

2) Müller gibt a. a. O. S. 238 flg. verschiedene Nachweise.

3) Paulsen, Gesch. des Gelehrten Unterr. Leipzig 1896. Bd. I, S. 361.

4) Richard Hobermann, Universitätsvorl. in deutscher Sprache um die Wende des 17. Jahrh., Jen. Diss. 1891. S. 7 flg.

vermitteln, und in den oberen Klassen diente sie nur dazu, die Kenntnis des Lateins zu fördern, ja die Schüler „zu perfekten Lateinschreibern und Lateinsprechern heranzubilden“.

Mit der Reformation nun war für die deutsche Sprache im allgemeinen der Sieg entschieden.<sup>1)</sup> Luther wurde durch seine deutsche Bibel, seine deutschen Kirchenlieder, seine Katechismen, seine deutschen Schriften, durch die Einführung des Gottesdienstes in deutscher Sprache der Begründer der neuhochdeutschen Schriftsprache und der „Entdecker“ der Bedeutung der Muttersprache für die Nation. Hatten ihm die Mystiker in ihren deutschen Schriften gewissermaßen vorgearbeitet, so fand er jetzt zahlreiche Nachfolger. Zeugnis dafür geben die Flugschriften, die mit der Reformation zugleich die deutschsprachliche Bewegung unterstützten.

Allein so hoch wiederum im allgemeinen die Bedeutung der gewaltigen kirchlichen Revolution für die deutsche Sprache anzuschlagen ist, so sehr namentlich von Luther gegen die völlig einseitige Betonung des Fremdsprachlichen in den Schulen und insbesondere gegen den verkehrten und langwierigen Unterrichtsbetrieb gewettert wurde: der Muttersprache in den Schulen die gebührende Stellung zu sichern, war die Zeit doch nicht imstande und konnte es nicht sein; denn ehe ein solches Ziel erreicht werden konnte, mußte erst eine einheitliche Schriftsprache die Oberhand gewonnen haben.

So bediente man sich zwar in den mit der Reformation aufkommenden Volksschulen keiner anderen Unterrichtssprache als der deutschen, weil man sich keiner anderen bedienen konnte, aber man dachte nicht daran, die Muttersprache auch in den gelehrten Schulen als Unterrichtssprache einzuführen oder ihrer Übung und gründlichen Behandlung ein besonderes Augenmerk zuzuwenden.<sup>2)</sup> Im Gegenteil. Die Männer der Reformation nahmen die Ansicht des Jahrhunderts auf, Bildung könne nur bestehen in klassischer Bildung, und sie forderten daher das Studium der alten Sprachen und Literaturen als Grundlage aller höheren Bildung, und in den Lateinschulen und staatlichen Gelehrtenschulen der folgenden Zeit suchte man dann unter den größten Anstrengungen das aufgestellte, natürlich unerreichbare, höchste Ziel klassischer Bildung zu erreichen: klassisch schreiben und sprechen zu können. „Eloquenz in lateinischer Sprache wurde das erste Ziel des gelehrten Unterrichtes und Nachahmung der alten Schriftsteller das wesentliche Mittel.“<sup>3)</sup>

1) Vgl. Kluge, Von Luther bis Lessing. Straßburg 1888. S. 5 flg.

2) In dem Unterricht der Visitatoren heißt es: Erstlich sollen die Schulmeister Fleiß ankehren, daß sie die Kinder allein lateinisch lehren, nicht deutsch oder griechisch oder hebräisch. — Ferner: Es sollen auch die Knaben dazu gehalten werden, daß sie lateinisch reden, und die Schulmeister sollen selbst, so viel als möglich, nichts denn lateinisch mit den Knaben reden. 3) Paulsen, a. a. O., Bd. I, S. 339.



Es versteht sich von selbst, daß dadurch die Bildung der deutschen Jugend einen ganz und gar unvolkmäßigen Charakter annahm, daß die deutsche Sprache sich eine arge Vernachlässigung, ja Verachtung gefallen lassen mußte. War doch noch immer wie im Mittelalter den Knaben ihr Gebrauch „auf der Gassen, in Kirchen und Schulen“ unter Strafe verboten. Kein Wunder, daß der so erzogene Gelehrte auch später seiner Muttersprache sich so viel als möglich enthielt und sie höchstens zur Bezeichnung der alltäglichsten und gewöhnlichsten Dinge und als Sprache des „Ungebildeten“ für gut genug hielt.<sup>1)</sup> Noch 1687 klagt Thomasius in seinem Discours: „Wie viele sind unter uns, die da meinen, es sey die Wissenschaft der Lateinischen Sprache ein wesentliches Stücke eines gelehrten Mannes, und wer selbige nicht gelernet habe, der könne ohnmöglich gebildet seyn.“<sup>2)</sup>

Aber gerade durch diese einseitige Befolgung der von dem Humanismus ausgesprochenen und von der Reformation übernommenen Forderungen, gerade dadurch mußte eine Reaktion zugunsten der Muttersprache herbeigeführt werden. Denn hatte früher der lebensvolle, aus den frischen Quellen des Altertums schöpfende Humanismus in den Schulen „Freude und Lust an der Form, Interesse, Weben und Leben in der Sache geweckt“, so war jetzt ein „lederner Formalismus“ an dessen Stelle getreten; der Unterricht war „flügelahm und matt, inhaltsleer und geschmacklos“ geworden.<sup>3)</sup> Kein Wunder, daß man anfang, den ganzen Unterrichtsbetrieb zu hassen; kein Wunder, daß man einer heraufziehenden Reform des Unterrichtswesens begeistert zustimmte.

Bekanntlich ging diese Reform aus von einer den Anbruch einer neuen Zeit verkündigenden modernen, nationalen Richtung, die in innigem Zusammenhange mit dem neu auf gekommenen, mit neuem Inhalte angefüllten Begriff wissenschaftlichen Forschens stand. Die gewaltigen wissenschaftlichen Geister des 16. Jahrhunderts namentlich auf dem Gebiete der Naturwissenschaften hatten im Gegensatz zur mittelalterlichen Wissenschaft, die, wie Rückert treffend bemerkt<sup>4)</sup>, „ein Konglomerat von autoritätsmäßig fortgepflanztem wirklichen oder meist eingebildeten Wissen auf der einen Seite, von methodischer Ausbildung und Schematisierung der äußeren Formen des Denkens auf der anderen war“, sie hatten der neuen Wissenschaft die Erkenntnis der Wirklichkeit auf erfahrungsmäßigem Wege als Ziel gezeigt. Sollte nun diese neue Wissenschaft Siegerin werden, sollte sie, worauf man zugleich drängte, Gemeingut werden, so mußte das alleinige

1) Paulsen a. a. D., S. 435. 2) a. a. D., S. 22.

3) Ziegler, Gesch. der Pädagogik. München 1895. S. 130.

4) Rückert, Gesch. der neuhochd. Schriftsprache. Leipzig 1875. Bd. II, S. 311.

Darstellungsmittel der alten Wissenschaft, die lateinische Sprache, mit der jene fest und innig verknüpft war, ja, ohne die sie nicht gedacht werden konnte, fallen und so ihr gleichsam der Boden entzogen werden.

Das neue Darstellungsmittel konnte dann nur die lebendige, allgemein bekannte, „den Prinzipien des Fortschrittes und des Wachstums des lebendigen Geistes sich anbequemende“ Muttersprache sein. Denn Anwendbarkeit für das Leben, Nutzbarmachung des Wissens für die Menschheit, das war es, was jene Männer gegenüber der bisherigen Anhäufung eines großen, toten Wissenschaftsstoffes forderten.<sup>1)</sup>

Von diesem Gesichtspunkte aus läßt sich nun leicht der Kampf begreifen, der gegen Anfang des 17. Jahrhunderts von den größten Geistern, die sich im Bewußtsein gleicher Bestrebungen zu verschiedenen Akademien, Kollegien, Sprachgesellschaften oder wie die Vereinigungen hießen, zusammenschlossen, gerade gegen das allgewaltige Latein eröffnet wurde und das ganze Jahrhundert fortbauerte — ein Kampf, der die Mehrzahl aller bestehenden kirchlichen und gelehrten Körperschaften auf den Plan rief, da es sich, wie gezeigt, nicht bloß um Aufnahme eines anderen sprachlichen Mediums für Unterricht und Wissenschaft handelte, sondern um Aufgabe eines in Jahrhunderten festgewordenen Wissenschafts- und Unterrichtsbetriebes. —

Mit diesem Kampfe gegen die Vormacht des Lateins in Unterricht und Wissenschaft gegenüber der deutschen Muttersprache ist eng verbunden, und in den ersten Dritteln des Jahrhunderts kaum zu trennen, ein Kampf gegen einen anderen Feind, der siegreich vorwärts dringend, je länger, desto mehr, nicht nur in der Sprache des Gebildeten, sondern auch in der Rede des Volkes die deutsche Sprache gänzlich zu vernichten drohte: der Kampf gegen das Fremdwörterunwesen.

Bekanntlich hatte diese Krankheit der Sprache, die schon im Laufe des 16. Jahrhunderts namentlich durch die Schuld der Kanzlei Karls V. und durch das Vordringen der Lehre Calvins in Deutschland immer unerträglicher geworden war, im 17. Jahrhundert infolge der vielen Reisen ins Ausland und besonders durch den Dreißigjährigen Krieg geradezu den Charakter einer Sprachseuche angenommen. Die Unmasse aufgenommener Fremdwörter namentlich aus Frankreich, sodann aus dem Altertum, von Italien und Spanien, von den Niederlanden, später auch von England, deren man sich im buntesten Gemisch im geselligen und schriftlichen Verkehr bediente, ließen die einheimische Sprache in ihrer ursprünglichen Gestalt kaum erkennen.<sup>2)</sup>

1) Vgl. L. Keller, Comenius und die Akademien der Naturphilosophen. Monatshefte der Com.-Gef. Jahrg. 1894, S. 7.

2) Diese Verhältnisse findet man anschaulich geschildert bei Hans Wolff, Der Purismus in der deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts. Straßburger Diss. 1888.

Wenn nun auch der Sprachenmischmasch eine bis ins Unglaubliche getriebene Modetorheit der Zeit darstellt, so spricht sich in ihm doch zugleich die herrschende Verachtung der eigenen Muttersprache aus, die, barbarisch wie sie sei, das nicht auszudrücken vermöge, wofür der fremde Ausdruck diene. Dieser Zustand mußte natürlich die reformatorischen Geister der Zeit antreiben, die Fremdwörtersucht aufs energischste neben dem Latein zu bekämpfen, weil nur mit ihrer Eindämmung der Muttersprache die ihr gebührende Stellung gesichert und damit das oben angegebene Ziel einer vollständigen wissenschaftlichen Reformation erreicht werden konnte. Dazu kam, daß die Fremdwörterwirtschaft in sittlicher, gesellschaftlicher und politischer Beziehung allerhand verderbliche Folgen nach sich zog, ein Umstand, der die weitsichtigen Männer auch aus diesem Grunde zur frühen Bekämpfung des Grundübelts bei der Jugend veranlassen mußte.

In dem Kampfe für die deutsche Sprache nach den angegebenen zwei Seiten waren die deutschen Patrioten nicht wenig beeinflusst durch die Wahrnehmungen, die sie nach beiden Richtungen im Auslande machten. Hier hatten bereits zahlreiche Dichter, Schriftsteller und Gelehrte die ehernen Fesseln des Lateins gesprengt und ebenso die Reinheit der Muttersprache angestrebt.

In Italien war der vaterländische Geist am frühesten erwacht. Die Renaissance selbst hatte hierzu den Anstoß gegeben, da sie hier, wie in anderen Ländern, keinen Bruch mit der nationalen Vergangenheit herbeigeführt, sondern die Geister angetrieben hatte, diese — wie man sich einbildete — eigene Vergangenheit zu erneuern und weiterzuführen. Seine großen Dichter hatten Herrliches in der Muttersprache hervorgebracht; zahlreiche Akademien waren entstanden, die sich angelegentlichst mit ihrer weiteren Ausbildung und Vollendung beschäftigten, und die bekanntlich das Muster für die deutschen sogenannten Sprachgesellschaften wurden.

Auch England hatte sich von dem geistigen Banne des Mittelalters befreit. Durch mannigfaltige Kämpfe hindurch war die neue Nation erwachsen, und sofort hatte sich das erstarkte Einheitsgefühl in dem Hervorlehen der Muttersprache gezeigt. Schon unter Eduard III. (1327—1377) war die englische Sprache als Unterrichtssprache eingeführt worden und hatte in der Rechtspflege Verwendung gefunden. Nach stetiger Ausbildung in den folgenden Jahrhunderten wurde sie im Elisabethischen Zeitalter zur höchsten Blüte entfaltet, und auf diese eben verflossene, glänzende Periode englischer Literatur weisen die deutschen Patrioten mit Vorliebe hin.

Frankreich stand mit dem beginnenden 17. Jahrhundert dank den Bemühungen vaterländisch gesinnter Männer nach jahrhundertlangem Ringen unmittelbar vor seinem goldenen Zeitalter der Literatur, das die für die

deutsche Muttersprache kämpfenden Geister aufs neue anfeuerte. Hatte man doch schon vorher in einzelnen Gebieten der Wissenschaft mit gutem Erfolge die Muttersprache zu verwenden gesucht, und für den Unterricht hatte sie ein Montaigne gefordert.

Ganz besonders geben die Niederlande ein Vorbild für die Ziele der deutschen Patrioten ab. Das Land hatte nach dem siegreichen Kampfe gegen die spanischen Bedrücker in jeder Beziehung einen ungeahnten Aufschwung genommen und erreichte in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts die höchste Blüte. Der Kulturfortschritt und der sich daraus ergebende materielle Wohlstand hatten das Gefühl nationaler Selbständigkeit aufs äußerste entwickelt, was natürlich in der Betonung, Hochachtung und Pflege der Muttersprache unmittelbaren Ausdruck fand.

So kam es zu einer hohen Blüte der Literatur; man bediente sich der Muttersprache auch beim Übersetzen der Bibel, beim Darstellen der Philosophie der Alten, bei der Geschichtschreibung der eigenen Vergangenheit. Gelehrte Männer widmeten ihre Zeit ihrer wissenschaftlichen Untersuchung, suchten sie weiter auszubauen und von den auch sie entstellenden Fremdwörtern zu reinigen. Wie gesagt, steht diese national-sprachliche Bewegung in um so innigerem Zusammenhange mit den gleichen Bestrebungen in Deutschland, als deren Hauptvertreter, Männer wie Opitz, Besen, Schottel, Harsdörffer, Schupp, Ratichius, Comenius, Thomasius, längere oder kürzere Zeit sich in den Niederlanden aufgehalten haben.

Faßt man so das Gesagte alles ins Auge: die Erstarrung des Humanismus, das Aufkommen des neuen Wissenschaftsbegriffes, den nationalen Aufschwung im Auslande, und fügt man dem noch hinzu, daß Deutschland jetzt annähernd den kostbaren Schatz einer Schriftsprache besaß, die als Band nationaler Einheit kräftig das nationale Gefühl steigern mußte: so wird man die auf Unterricht und Wissenschaft abzielenden deutschsprachlichen Forderungen, von denen das Jahrhundert voll ist, verstehen. Sie lassen sich in folgende Sätze kurz zusammenfassen: Die deutsche Muttersprache muß vor allen anderen Sprachen gründlich gelernt werden. Sie ist zur Unterrichts- und Gelehrtensprache zu erheben. Zu dem Zwecke muß sie von der Herrschaft des Lateins befreit, von den sie vernichtenden Fremdwörtern gesäubert werden; ihre eigentümlichen Sprachgesetze müssen erforscht und dargestellt, sie selbst muß zur Bezeichnung aller praktischen und theoretischen Gebiete ausgebildet und vervollkommnet werden. —

Im folgenden will ich versuchen, die mannigfaltigen Gründe für diese Forderungen im Zusammenhange vorzuführen. Dabei will ich namentlich die Männer zu Worte kommen lassen, die in der Geschichte der Pädagogik

einen Platz haben oder mit ihr doch wenigstens in einem gewissen Zusammenhange stehen. Doch will ich auch einige Männer heranziehen, die der Geschichte der neuhochdeutschen Literatur, der neuhochdeutschen Sprache oder auch der Geschichte der Wissenschaften angehören. Und zu dieser Vereinigung glaube ich berechtigt zu sein, weil, wie Keller sehr richtig hervorhebt, „ein innerer geistiger Zusammenhang, ja sogar eine feste äußere Organisation die Mehrzahl der großen Reformatoren verbindet, die auf dem Gebiete der Erziehungslehre, der exakten Wissenschaften und der Volkssprache während des 17. Jahrhunderts sich als Schriftsteller bekannt gemacht haben, und eine klare Einsicht in das Wesen dieser geistigen Bewegung, ihre geschichtlichen Zusammenhänge und ihre Wirkungen nur dann gewonnen werden kann, wenn die Gesamtheit dieser geistigen Erscheinung unbefangen ins Auge gefaßt wird“.<sup>1)</sup>

Bei solcher Vergleichung wird sich nun zeigen, wie gewaltig die deutschsprachliche Idee die Geister der Zeit erfüllt und mit welcher Begeisterung sie für diese eintreten, wie der Zorn gegen den bisherigen Unterrichts- und Wissenschaftsbetrieb und die glühendste Liebe zum Vaterlande diese Männer fest und innig in dem Erstreben ihres Zieles verbindet; wie das Bewußtsein solch gemeinsamen Ringens den einzelnen kühn, oft allzu kühn macht, so daß er sich oft ungeheure Übertreibungen, zum Lachen zwingende Überspanntheiten, ein weit über das Ziel Hinausschießen bei dem Darlegen der Gründe zuschulden kommen läßt, was man aber unter den angegebenen Voraussetzungen zu verstehen und zu würdigen wissen wird.

Vielleicht erklärt auch zum Teil das Bewußtsein innerer Zusammengehörigkeit die auffällige Erscheinung der überaus starken gegenseitigen, meist stillschweigenden Benutzung, zu deren Erklärung freilich die in jener Zeit geübte, in dem damaligen Schulunterrichte begründete, sogenannte „große Kunst“, auf Grund von angelegten Kollektaneen und Exzerpten eine neue Schrift zu schreiben, stark mit in Betracht zu ziehen ist.<sup>2)</sup> So kommt es, daß zwar der eine dieses oder jenes mehr oder weniger betont, aber daß man sonst mit Ausnahme einiger selbständigen Schriften im allgemeinen nicht müde wird, immer und immer wieder die bereits bei anderen gefundenen Gedanken in anderem Zusammenhange oder mit anderen Worten vorzuführen.

1) Keller, a. a. O., S. 2.

2) Schupp sagt hiervon naiv: „Es ist nichts neues unter den Gelehrten, daß einer vom andern entlehnt und auf seine Zeit, seinen Ort, seine Leute applicirt ... Das ist auch eine Kunst, wenn ein Koch einen kalten Braten nimmt, welchen die Gäste des vorigen Abends nicht haben essen wollen, und macht des Morgens kleine Pasteten oder ein wohlgewürztes Gericht daraus.“ — Lehrreiche Schriften I, 587.

Bereits am Ausgange des 16. Jahrhunderts tritt uns Fischart als der erste entgegen, der für eine nationale Erziehung eintritt, nachdrücklich auf die Gewalt der deutschen Sprache hinweist und sie als Unterrichtssprache fordert<sup>1)</sup>, ohne freilich unmittelbare Nachfolger zu finden, wenn auch in den späteren Schriften Anklänge an ihn sich zeigen. Mit dem Jahre 1612, in dem Ratichius sein Memorial dem Reichstage zu Frankfurt vorlegte, setzt dann die eigentlich deutschsprachliche Bewegung ein, erst mehr auf Schule und Wissenschaft zielend, später auch die puristischen und literarischen Bestrebungen einschließend.

Bekannt genug ist, wie die der Geschichte der Pädagogik angehörenden Männer, Andrea, Ratichius und sein Anhang, Comenius, Schuppius, persönlich und literarisch in inniger Beziehung stehen. Diese zeigt sich natürlich auch in der Begründung der deutschsprachlichen Forderungen.

Erst recht tritt diese Abhängigkeit bei den Dichtern, Puristen und Grammatikern zutage. Als Mitglieder der fruchtbringenden Gesellschaft, der fast alle angehörten, standen sie miteinander in lebhafter geistiger Verbindung, und so zitieren und benutzen sie sich auch in den für unseren Zweck maßgebenden Schriften überaus oft.

Aber auch zwischen diesem Kreis und den Pädagogen von Fach spinnen sich Fäden. Zunächst ist es sicherlich, wie schon Raumer in seiner Geschichte der Pädagogik mit Recht bemerkt<sup>2)</sup>, nicht ohne Bedeutung, daß der Hauptstifter und das Haupt der fruchtbringenden Gesellschaft derselbe Fürst Ludwig war, der in seiner Residenz Köthen so viel für Ausführung von Ratkes Schulplänen getan hatte, und daß ihre Gründung in Weimar, wo seine Ansichten so viel Beifall gefunden, bei dem Begräbnis der Herzogin Dorothea, der eifrigen Schützerin Ratkes, erfolgte.<sup>3)</sup> War also Ratichius auch nicht der unmittelbare Anlaß zur Stiftung, so ist sie doch zweifellos in seinem Sinne geschehen. Der große Comenius aber war vollkommen von dem Wesen und den Zielen der Gesellschaft unterrichtet, brachte ihr ein lebhaftes Interesse entgegen und stand mit Angehörigen derselben in persönlicher und brieflicher Verbindung.<sup>3)</sup> Andrea war selbst Mitglied der Gesellschaft, und Schuppius hat ebenso lebhaften Anteil an dem Wirken der Mitglieder genommen, wenn er auch oft ihnen entgentreten zu müssen glaubte.

Auf der anderen Seite beschränkte sich die Tätigkeit der verschiedenen Sprachgesellschaften keineswegs bloß auf die Erhebung und Reinigung

1) Vgl. H. Mäder, Die pädagogische Bedeutung Fischarts, Leipziger Diss. 1893.

2) Raumer, Gesch. der Pädag. vom Wiederaufblühen klass. Studien bis auf unsere Zeit. II. Teil, S. 87, Anm.

3) Vgl. J. Reber, Comenius und seine Beziehungen zu den Sprachgef. Leipzig 1895.

der deutschen Muttersprache. Der ursprünglichste, innerste Grund war vielmehr der Gedanke einer Reformation alter, überlebter sozialer, religiöser, namentlich wissenschaftlicher Verhältnisse<sup>1)</sup>, und so erklärt sich auch das mannhafteste Eintreten dieser Kreise für eine Reform der Jugendbildung nach der nationalen Seite. Aber selbst für einen zu erhoffenden Erfolg ihrer späterhin mehr hervortretenden speziell puristischen und patriotischen Bestrebungen mußte ihnen eine solche Reform am Herzen liegen. War doch die Jugend, die Zukunft des Volkes, ganz im lateinischen Banne und so gleichsam die Gleichgültigkeit gegenüber der Muttersprache, wenn nicht die Verachtung, mit dem Sprachstudium ein. Später ging sie dann ins Ausland und kehrte mit fremder Gesinnung, fremden Kleidern und fremder Sprache nach Hause zurück, nicht wenig stolz auf solchen Besitz und gleichgültig gegen die nationalen Bestrebungen der Sprachgesellschaften. Darum bringen auch diese sogenannten Puristen auf Pflege und Anwendung der Muttersprache in Schule und Wissenschaft, darum machen sich viele die Gedanken eines Ratichius und Comenius zu eigen und verwerten sie in ihren Schriften, darum schreibt man auch von dieser Seite deutsche Schulgrammatiken, und selbst ein Schottelius bestimmt sein umfangreiches Werk „Die Ausführliche Arbeit der Teutschen Hauptsprache“ im Grunde für die Jugenderziehung.<sup>2)</sup>

Witten zwischen den Männern, die besonders auf dem Gebiete der Erziehung, und denen, die auf dem Gebiete der Volkssprache namentlich tätig gewesen sind, mit diesen sowohl, als mit jenen, namentlich mit dem Hamburger Rektor Jungius, dem einstigen begeisterten Anhänger des Ratichius, bekannt und befreundet, steht Leibniz. In seinen für unseren Zweck in Betracht kommenden Zwillingschriften „Ermahnungen“<sup>3)</sup> und „Unvorgreifliche Gedanken“<sup>4)</sup> stützt er sich ganz und gar auf Schottels Wert und wiederholt gedrängt oder erweitert einfach dessen Gedanken. Dieser wiederum, ein einstiger Schüler des Jungius in Hamburg, hat ohne Zweifel Ratichianische Gedanken über die Bewertung der deutschen Muttersprache schon auf der Schule in sich aufgenommen.

1) Vgl. L. Keller, a. a. D.

2) Deutlich bezeichnet der diesem Kreis angehörende „Teutsche unartige Sprach-, Sitten- und Tugendverderber“ den Grund für die pädagogischen Bestrebungen dieser Männer. Nachdem die lateinischen Schulmeister ermahnt worden sind, die Kinder zu reiner, deutscher Schriftsprache anzuhalten, heißt es: „Wenn aber die Kinder gleich von Jugend auf in der Schulen zu guter reiner Teutschen Sprache gezogen werden, werden sie hernach darinnen bekräftiget, und lassen sich nicht leichtlich mehr darvon abtreiben.“

3) Weimarer Jahrb. 3. Bd.

4) Vgl. Schmarjow, Quellen und Forschungen, Bd. 23.

Endlich habe ich noch zwei am Ausgange des Jahrhunderts stehende Männer herangezogen, den Leipziger und später Hallischen Professor Christian Thomasius und den fast unbekanntem Professor der Philosophie Christ. Gottl. Grau in Herborn. Beide treten besonders für den deutschen Kathedervortrag in den akademischen Hörsälen ein, Thomasius, wie bekannt, die Forderungen auch in der Praxis durchführend. Von letzterem weiß man ferner, wie er ganz erfüllt war von den Gedanken und Ideen eines Leibniz und Comenius. Nach seinen eigenen Bemerkungen kennt er auch die Schriften der deutschsprachlichen Bewegung seines Jahrhunderts, und viele Übereinstimmungen zeigen das.

Und was den Herborner Professor Grau betrifft, so faßt dieser in seiner lateinisch geschriebenen *demonstratio paradoxa* vom Jahre 1692 und in seiner größeren deutsch geschriebenen Schrift „Die unmaßgebliche . . . Landesuntersuchung“ vom Jahre 1695<sup>1)</sup>, die in ihrem 1. und 2. Teile die erweiterte Übersetzung der *demonstratio* gibt, noch einmal die Gründe für und gegen die deutsche Muttersprache als Schul- und Unterrichtssprache zusammen, dabei die Gegner natürlich widerlegend. Er kennt ebenso die Schriften ähnlichen Inhaltes und beruft sich auf sie, wie er namentlich in seinen Darlegungen, die den 3. und 4. Teil ausmachen, stark von Comenius abhängig erscheint, auf den er schon durch den Ort seiner Wirksamkeit, die Hochschule Herborns, hinweist, wo Comenius als Student sich aufgehalten hatte.<sup>2)</sup>

Nach diesen einleitenden Bemerkungen gehe ich zur Darlegung der Begründung der genannten deutschsprachlichen Forderungen über.

### I. Begründung durch patriotische Erwägungen.

In Zeiten unglücklichen nationalen Tiefstandes liegt es patriotisch gesinnten Männern nahe, zurückzuschauen auf Zeiten nationaler Größe und Macht, um aus solcher Erinnerung Trost für die Gegenwart und Hoffnung auf eine bessere Zukunft zu schöpfen. Das ist auch an den

1) Den Hinweis auf diese Schriften sowie auf die Schrift des Hamburger Pfarrers Bussingius, *Discours von der Information*. . . Hamburg 1695, die in der Einleitung wenig Material bietet, verdanke ich H. Hodermann, a. a. D.

2) Ich behalte mir eine nähere Untersuchung dieser interessanten, noch ganz unbekanntem Schrift vor, die — wie schon Hodermann bemerkt — namentlich in ihrem, für unseren jetzigen Zweck aber wenig in Betracht kommenden 3. und 4. Teile einen wesentlichen Beitrag zur Geschichte der Pädagogik des 17. Jahrhunderts abgeben kann. Bei einer näheren Untersuchung muß sich dann auch zeigen, inwieweit die reformatorischen Vorschläge vom Verfasser stammen, und wie weit er von den Pädagogen der Zeit, namentlich von Comenius, abhängig ist.



Patrioten des 17. Jahrhunderts wahrzunehmen. Mit Behmut und Stolz zugleich erinnern sie sich vergangener Zeiten, die von deutscher Macht und Größe zeugen. Freilich schleicht sich dabei oft prunkhafter Stolz und prahlerische Übertreibung ein; aber wer möchte es ihnen verdenken, wenn sie in einer möglichst phantasievollen Ausmalung einer großen Vergangenheit ihren Zeitgenossen gleichsam einen Spiegel vorzuhalten glaubten, in dem sie ihr eigenes Bild um so deutlicher erkennen möchten.

Besonders ist es die Taciteische Urzeit der Germanen, die man nicht genug rühmen und preisen kann. So schaut Opitz voller Ehrfurcht und Schauer auf die „tapferen und nie besiegten“ Germanen und bewundert ihre Tugend und Sittenreinheit, ihre Ehrlichkeit, ihre Rechtschaffenheit, ihre unverdorbenen Herzen, die an Eides Statt für Verträge und Versprechen bürgen. Ihren Taten gleich voll Kraft und Hoheit hat ihre Sprache entsprochen, die sie lauter und rein, frei von jeder fremden Befleckung lange Jahrhunderte hindurch bewahrt und auf ihre Kinder fortgepflanzt haben.<sup>1)</sup> Ebenso begeistert sich Schottel fast mit denselben Worten für die „uralten Teutschen Vorfahren, die eifrig in acht genommen ihre Mutter-Sprache, dieselbe frey und reinlich gebraucht, behalten und ihre Kinder gelehrt, mit nichten von ihren Feinden ihre Rede erbettelt“ haben<sup>2)</sup>, und in einem ähnlichen Lobpreis ergeht sich der anonyme „Teutsche Sprach Ehrenkranz“.<sup>3)</sup>

Könnten nun die alten Deutschen jetzt wieder aus ihren Gräbern erstehen — meint man weiter —, so würden sie nicht glauben, in ihrem Vaterlande, bei ihren Nachkommen zu sein. Sie würden sich vielmehr einbilden, bei ganz unbekanntem Menschen, in einem fremden Lande sich aufzuhalten, so fremd würden ihnen Sitten und Gebräuche vorkommen, so unverständlich würde ihnen namentlich die herrschende Bastardsprache, erst recht die lateinische Gelehrtensprache sein.<sup>4)</sup>

Was aber würden sie zu dem jetzigen Zustande sagen? Darauf antwortet Philander v. Sittewald, wenn er sich in dem Gesicht à la mode kehraus auf die Burg Geroldsbeck vor den Erzkönig Ariovist und eine Versammlung altdeutscher Helden versetzt glaubt, wo ihm arg mitgespielt wird wegen seines welschen Namens, seiner welschen Kleidung, seiner welschen Sitten und besonders wegen seiner welschen Sprache. „Deine ehrlichen Vorfahren sind keine solchen Mischmäscher gewesen, wie ihr fast

1) Aristarchus, herausgeg. von Witkowski, S. 87—88.

2) Ausführl. Arbeit, S. 123.

3) S. 6 u. 148 flg.

4) Ehrenkranz, S. 142. Rist, Rettung der Edlen Teutschen Hauptsprache, Vorwort. Thomassus, Discours: Kleine teutsche Schriften<sup>2</sup>. Halle 1707. S. 3.

alle miteinander jetzt seid“, läßt er sie erzürnt ausrufen.<sup>1)</sup> Ebenso klagt Grimmeßhausen in Versen<sup>2)</sup>:

Ach! solten heut zu Tag aufstehn die alten Teutschen,  
Sie würden solche Narren aus ihrem Lande peitschen,  
Die solch ein Sprach-Gesick und Mode aufgebracht,  
Teutsch ist ein Edle Sprach, man nehm es wol in acht.

Auch der erwähnte Ehrenkranz hat diesen Gedanken aufgenommen<sup>3)</sup>, und im engen Anschluß an ihn schreibt Thomasius: „Wenn unsere Vorfahren einen Blick in die ige Welt thun solten . . ., ich meine, sie würden uns anspeien als unechte Kinder und Bastardte, und uns eher für feige und weibische Memmen als ansehnliche wackere Männer achten; sie würden uns entweder einen derben und nachdrücklichen Verweiß geben, oder aber uns nicht einmahl ihres Zornes würdig achtende mit einem bittern Gelächter von sich stoßen.“<sup>4)</sup>

Wollt ihr euch daher nicht auf euch selbst besinnen und euch eurer Vorfahren würdig zeigen? liest man zwischen den Zeilen, wie denn auch Grimmeßhausen fragt: „Wollt ihr nicht wissen, daß ihr von der Allerältesten, Allertapfersten, Alleredelsten Nation unter der Sonnen entsprungen seid? Ihr arme Tropffen sehd schier zu bedauern, die ihr sonst so klug und erfahren seyn wollet und billich seyn sollet, daß ihr euch selbst nicht kennet, sondern verkleinert.“<sup>5)</sup>

Neben der germanischen Urzeit ist es das Zeitalter Karls des Großen, das unsere Autoren ihrer Zeit vorhalten, insbesondere wird der große Kaiser selbst als leuchtendes Vorbild hingestellt. Man rühmt seine Liebe zur Muttersprache und die bekannten Verdienste um dieselbe, daß er die Gesänge der alten deutschen Helden habe zusammentragen lassen, und daß er neben seinen kaiserlichen Geschäften die deutsche Sprache mit Fleiß und Treue auszubilden bemüht gewesen sei, daß er sie in „Regulen und Ordnungen gefasset“ und auch deutsche Kunstwörter selbst erfunden, so den Monaten deutsche Namen gegeben habe.<sup>6)</sup>

Weiter weist man rühmend auf Kaiser Rudolf I. hin. Dieser Kaiser habe durch öffentliches Ausschreiben geboten, daß alle Gerichtsverhandlungen und Urteilsverkündigungen, sowie alle öffentlichen Urkunden, „Mandata,

1) Kirchner, deutsche Nationalliteratur. Bd. 32, S. 137 ffg.

2) Teutscher Michel. Der Abenteuerliche Simplicissimus, herausgeg. von A. Keller, S. 1068. 3) S. 5. 4) Discours, S. 4. 5) a. a. D., S. 1066.

6) Gueinz, Deutscher Sprachlehre Entwurf. Cöthen 1641. Widmung. — Jesen, Hochd. Sprachübung und Frauenzimmer Gesprächsp. II, Zuschrift; I, S. 17. — Hadewig, Wolgerundete teutsche Verjeskunst. Bremen 1660. S. 11. — Schottel, Ausführliche Arbeit . . . Braunschweig 1663. S. 16, 173, 1014. — Bödiker, . . . Grund-Sätze der Deutschen Sprache. Berlin 1709. S. 415. — Grau, a. a. D., S. 28.

Edicta, Eheverordnungen, Kaufbriefe und offene instrumenta“ in deutscher Sprache abgefaßt werden sollten, damit es jedermann verstehen könne. Dieses Reichsgesetz sei das Resultat eines Hoftages zu Nürnberg gewesen. Dadurch habe er das Ansehen der deutschen Nation und der deutschen Sprache außerordentlich gehoben.<sup>1)</sup>

In den Zeiten, in denen die Muttersprache hochgeschätzt worden ist — das ist ein weiterer Grund —, ist das Vaterland groß und stark gewesen, seine Bewohner ein freies, unbefiegtes, kraftvolles Volk. Und kann es anders sein? Unverfälschter und allgemeiner Gebrauch der Muttersprache ist immer ein Zeichen der unverletzten Freiheit eines Volkes. „Da kein Römer das Innere Deutschlands erblickte“, ruft Schupp aus, „es sei denn als Besiegter oder als Sklave, bewahrte sich die deutsche Sprache ihre Reinheit und blieb frei von dem Brandmal römischer Knechtschaft. Die übrigen Völker aber, von der Macht Roms überwunden, wurden gezwungen, ihre Sprache zu vergessen, nach römischer Sitte zu leben und die römische Sprache zu sprechen. So oft nun ein Spanier oder ein Franzose in seiner Muttersprache zu uns redet, hören wir jedesmal das Latein hindurchklingen, eine Erinnerung an die alte Knechtschaft. Von der unangetasteten Freiheit Germaniens aber zeugt nichts Größeres als die Reinheit seiner Sprache.“<sup>2)</sup>

1) Schupp, *Consecratio*, S. 7. — *Teutscher Sprach-, Sitten- und Tugendverderber*. — Jelen, ebenda. — Hadowig, ebenda. — Schottel, S. 1014. — Bödiker, ebenda. — Grau, S. 33. — Diese Bemerkungen scheinen auf Sigmund Meisterlins Chronik der Reichsstadt Nürnberg zurückzugehen, wo es heißt: „Zu dieses Rudolphus zeiten wolten sich die teutschen fürsten, stet und herren enthalten der lateinischen und der notarybrief, die durch die lateinischen allein gemacht wurden; wann kein brief, vestigung, kauf, contract, instrument, testament usw. wart nit gemacht denn in latein allein . . . dadurch oft in großen sachen die betrogen wurden, die latein nit verstunden, und mußten den lateinischen glauben und auf ire angeben sigeln, darumb groß klag an Rudolphum langet. Der berüest aber gen Nürenberg alle fürsten und stet usw. und mit kaiserlichen gewalt macht er notari, als er und sein vorkumen mochten, auch offen gericht und hendel, geschworen schreiber, tabelliones und procuratores, und krestiget ire protocoll, instrument und geschrift als wol in lateinisch als in teutsch, und ward da beschloßen und bestatt, daß die teutsch zung genugsamlich auß der latein und römischen zungen wort hett, daß man darin möcht allerlei hendel begreifen; wann wo sie mangel het gehabt an worten, were sie gepeßert und erfüllt auß andern sprachen . . . und auß solchem kaiserlichen edict und krestigung kam unaußsprechlich großer nuß der teutschen nation.“ — Doch ist ein Reichsgesetz über den Gebrauch der deutschen Sprache wohl nie gegeben worden. Ebenso hielt der König 1283, in welchem Jahre es erlassen worden sein soll, keinen Hofstag in Nürnberg ab. — Vgl. Hehl, *Städtechroniken*, Bd. III, S. 108 und Anm. ebenda.

2) *Consecratio*, S. 6: Olim, nullum majus incorruptae libertatis Germanicae signum erat quam puritas linguae. Ceterae gentes, ab imperiosa Roma victae, cogebantur idiomatis sui oblivisci, et Romano more vivere Romanaque lingua loqui. Ast quia interiora Germaniae Romanus nunquam vidit nisi victus et mancipium, factum

Weil so die deutsche Sprache gegen die Feinde ihre „Keuschheit“ so männlich zu schützen vermocht hat, nennt man sie eine „reine und unbefleckte Jungfrau, eine keusche Königin“.¹)

Aber nicht allein frei und unbefiegt sind die Germanen geblieben, sie haben auch die römische Welt in Trümmer geschlagen. Recht der Sieger und Herren aber ist es, ihre Sprache den Besiegten aufzudrängen.²) Statt dessen zieht man der Siegersprache die Sprache der Besiegten im eigenen Lande vor und besudelt sie obendrein zur größten Schande mit Wörtern fremder Völker.³)

Diese Verirrung macht nun ihren Einfluß in jeder Beziehung geltend. Wie ganz anders sind doch die jetzigen Deutschen als die alten Germanen! „Ich sehe täglich“, schreibt Grimme'shausen, „wie etliche unserer Landsleute sich selbst verderben und ihrer teutschen Art absterben, wenn sie neben Ergreifung frembder Sprachen auch frembder delicater Speisen, prächtiger Kleidungen Gebrauchs und im übrigen durchaus ein zärtlich, weibisch, ja schier viehisches Leben angewöhnet und sich also ihres Herkommens, Standes und Namens entwürdiget haben.“⁴) Besonders zeigt sich dieser verderbliche Einfluß an der Jugend. „Was sind unsere von den Franzosen kommende oder zu den Franzosen ziehende und die Franzosen liebende Teutschlinge anderst, als effeminatissima virorum pectora? (Gott verzeihe mir, daß ich die uns feindselige Sprach mit undermische)“, ruft Moscherosch aus, „welche kein eigenes Herz, kein eigenen Willen, kein eigene Sprach haben; sondern der Wälschen Willen ist ihr Willen, der Wälschen Meinung ihre Meinung, der Wälschen Rede, Essen, Trinken, Sitten und Geberden ihr Reden, ihr Essen und Trinken, sie seyen nun gut oder böß.“⁵)

Zwischen der Sprache und dem Volke besteht eben, wie gesagt, ein inniger Zusammenhang, in ihr spiegelt sich sein geistiges, sittliches und politisches Leben ab. Mit dem Verfalle seiner Sprache ist der Verfall des Volkes gegeben und umgekehrt.⁶) Übrigens macht sich

ut lingua Germanica virgo manserit nulloque servitutis Romanae stigmatē notata fuerit. Quoties vero Gallum, quoties Hispanum vernacula sua perorare audiveris, toties Latinae linguae acetum gustare et antiquae servitutis carmina te inaudire credas.

1) Schupp, ebenda. — Der Teutschen Sprach Ehrenkranz, S. 139. — Gueinß, a. a. D., S. 10. — Grau, a. a. D., S. 80.

2) Fischart, Geschichtskitterung, herausgeg. von A. Alleben. S. 163. — Harsdörffer, specimen disquis. IV, § 11. Gesprächspiele I, Zuschr., S. 14.

3) Vgl. Schupp, ebenda: Pudeat nos lasciviae nostrae, quod lingua nostra castitatem suam contra hostes mascule tueri potuerit, at nunc incestuoso scelere a domesticis pollnatur.

4) Teutscher Michel, a. a. D., S. 1065. 5) Mode Kehrtaus, a. a. D., S. 155.

6) Besen, Gesprächsp. II, Zuschrift. — Teutscher Sprachverderber. — Ehrenkranz, S. 319. — Schottel, S. 150, 172, 1000. — Leibniz, Ermahnung, S. 104.

das deutsche Volk schon jetzt zu Sklaven fremder Dienstbarkeit. Denn es ist ein gleiches Joch, von einer ausländischen Sprache oder von einer ausländischen Nation beherrscht und tyrannisiert zu werden.<sup>1)</sup> Für die Zukunft des deutschen Volkes wird aber der Zustand seiner Sprache erst recht nichts Gutes „schwanken machen“; denn die Verachtung der eigenen und der Gebrauch fremder Sprachen muß, wie das so oft der Fall ist, den Verlust der politischen Freiheit mit sich bringen.<sup>2)</sup> Darum läßt Philander den König Ariovist in dem erwähnten Gesicht weisagen, daß das mächtige deutsche Reich zugrunde gehen und in die Hände derer kommen werde, deren Sprache sie sprächen, falls nicht die deutsche Sprache wieder zu alten Ehren komme.<sup>3)</sup> Ebenso bangt der auf Sittewald oft fußende Grimmeßhausen, daß das deutsche Volk einem Volke nicht widerstehen könne, dessen Lebensart es nachahme, dessen Sprache es nachäffe und dessen Tun und Wandel ihm wohlgefallte<sup>4)</sup>; und Stiehler spricht ahnungsvoll in der Vorrede zu seinem Wörterbuche aus, wenn der Verfall der Sprache nur nicht ein Vorspuk des französischen Joches sein möchte.<sup>5)</sup>

Aus solchen Worten glaubt man, wie Wolff mit Recht betont, jene Borahnung herauszufühlen, die alle Gemüter Deutschlands vor dem Gewitter erfaßte, das sich von französischer Seite über das Vaterland entladen sollte.<sup>6)</sup>

Schon deuteten Zeichen auf die spätere Erfüllung der Befürchtungen. Deutschlands Ansehen war bei den Nachbarvölkern tief gesunken und sank während und nach dem Dreißigjährigen Krieg bis ganz unter Null. Nicht zum wenigsten war hieran schuld, daß der Deutsche selbst sein Vaterland geringschätzte, seine einheimischen Sitten und Gebräuche verachtete und sich seiner Muttersprache schämte. Darum fragt der Deutschen Sprach Ehrenkranz: „Halten wir Deutsche ganz und gar nichts von uns selbst, wer will denn etwas von uns halten?“<sup>7)</sup>

Die Verachtung von seiten des Auslandes schreiben nun die warmführenden Patrioten namentlich der unwürdigen Behandlung der Muttersprache zu. Dadurch wird zunächst im Auslande das Ansehen der heimischen Sprache selbst geschädigt. „Indem wir so mit ungezügelter Gier eine fremde Sprache erlernen, vernachlässigen wir die unsrige und machen sie

1) Binfgräf, Auserlesene Gedichte deutscher Poeten. Widmung an Eberhard v. Nappoltstein.

2) Schottel, S. 149, 1013, 1218, 1453. — Grimmeßhausen, a. a. D., S. 1124. — Leibniz, Univ. Ged., § 21 u. Ermahnung, a. a. D., S. 105.

3) a. a. D., S. 168. 4) a. a. D., S. 1125.

5) Der Deutschen Sprache Stammbaum, Vorrede.

6) a. a. D., S. 117. 7) S. 138.

verächtlich“, klagt Opitz.<sup>1)</sup> Und Schottel<sup>2)</sup> und Stiehler<sup>3)</sup> führen näher aus, wenn auch mit gehörigen Übertreibungen, in welcher Mißachtung die deutsche Sprache im Auslande stände. Sie werde von manchen als eine „Landprecherin“ angesehen, ihr grobe, brummende Laute und harte, knurrende Worte zugesprochen. Ja, man sei der Meinung, sie begreife nur eintausend Wörter in sich, wovon noch achthundert von Griechen, Hebräern und Lateinern erbettelt wären, so daß sie von Fremden weder verstanden, noch erlernt werden könne. Schottel fügt dem hinzu, wer sich selbst verunehre, wer könne dem helfen?

Aus der Quelle der Sprachenverachtung strömt weiter die Verachtung von Volk und Land.<sup>4)</sup> Von den vielen Belegen hierfür ist besonders charakteristisch eine Äußerung von Leibniz. Er erzählt, daß vornehme Franzosen, die auf Reisen dieses deutschverachtende Treiben kennen gelernt, unverhohlen gegen ihn daraus geschlossen hätten, sie sähen wohl, daß es mit Deutschland auf die Reize komme, und Einigkeit, Tapferkeit und Verstand miteinander sich verliere, hingegen bei ihnen überall die helle Sonne aufgehe. „Wie mir dabei zumute gewesen“, fährt er fort, „mag ich nicht wohl sagen, und laß ich einen jeden bei sich selbst prüfen, ob er deutsch Blut in seinen Adern habe, wenn er dieses ohne Empfindung hören und lesen kann. . . . Ja, es ist schwer, zugleich sein Vaterland lieben, dieses Unheil sehen und nicht beklagen.“<sup>5)</sup>

Wahrhaftig, es mußte mit Leibniz jedem Vaterlandsfreunde die Schamröte ins Gesicht steigen, es mußte jeder nur allzusehr die Wahrheit jener Worte fühlen. Kein Wunder, daß unsere Autoren aufs ernsteste und eindringlichste mahnen, doch durch die Pflege und den unverfälschten Gebrauch der Muttersprache dem Auslande Achtung vor der deutschen Sprache, wie vor deutscher Art und deutschem Wesen abzunötigen und dadurch zugleich die Liebe zum Vaterlande zu beweisen. Schon Fischart ruft seiner Zeit zu, daß keine größere Ehre dem Vaterlande widerfahren kann, als daß man seine Sprache übt, schmückt und pflegt. Wer die Muttersprache verachtet, gleicht dem Manne, der in einer fernen und verlassenem Gegend große Paläste aufs herrlichste baut, daheim aber in einer baufälligen Hütte wohnt.<sup>6)</sup> Ebenso redet Rist eindringlich seinen Deutschen ins Gewissen: „Wollan Ihr tapffere Teutschen, Ihr klaget und winselt ja über die massen

1) Aristarchus, a. a. D., S. 108.

2) a. a. D., Vorrede ad Serenissimum. 3) a. a. D., Vorrede.

4) Schottel, S. 109. — Rist, Rettung. — Schupp, Cons., S. 5. — Grimmesch., a. a. D., S. 1067. — Leibniz, Unv. Geb., § 42. — Harßbörffer, specimen. disquis. V, § 7 u. 17. — Comenius, Novissima Linguarum Methodus, cap. XXVIII, 12.

5) Ermahnung, a. a. D., S. 102. 6) Ehezuchtbüchlein, a. a. D., S. 122.

jämmerlich, daß man euch eure Teutsche Freiheit wolle rauben, und von ihretwegen führet ihr so lange, schwehre und blutige Kriege, wie ihr jaget... Ihr wollet durchaus nicht leiden, daß andere Völker über euch herrschen und eure Länder einnehmen und behalten sollen. Ey lieber, warumb liebet Ihr denn solcher Völker Sprachen so heftig, warumb lernet Ihr denn so gern von euren Feinden reden, also gahr, daß Ihr auch so oft es nur immer möglich, etlich ihrer Wöhrter mit eurem Teutschen zu vermengen, gerade als wehre es eine Schande, wan Ihr eure Meinung in guhitem reinen, unverfälschtem Teutschen sollet herfür geben.“<sup>1)</sup> In drastischem Vergleiche gehen auch der Teutschen Sprach Ehrenkranz<sup>2)</sup> und mit den gleichen Worten Philander von Sittewald<sup>3)</sup> mit diesen Vaterlandsverächtern ins Gericht, wenn sie schreiben: „Schämest du dich ein Teutscher zu sein, so wisse gewiß, daß sich Teutschland deiner auch schämet. Schämest du dich der Teutschen Rede, so bist du ärger als ein wild unvernünfftig Thier. Denn welches unvernünfftige Thier ist doch, das dem anderen zu gefallen seine Sprach oder Stimm nur änderte. Hast du je eine Rake dem Hund zu gefallen bellen, einen Hund der Raken zu lieb müßen hören?... Und ihr wollet die edele Sprach, die euch angeboren, so gar nicht in obacht nemen in eurem Vaterland? Pfuy dich der Schand!“<sup>4)</sup> Harßbörfffer nennt aus demselben Grunde diejenigen entartete Nachkommen des großen Vaterlandes, die der Meinung waren, daß ein jeder seine Muttersprache am wenigsten zu lernen brauche, und die deshalb die Pflege der heimischen Sprache verachteten und sich mit vielem Gespött über sie lustig machten. Diejenigen aber ruft er zum Studium und zur Erhebung der deutschen Sprache auf, denen der Ruhm des deutschen Namens am Herzen liege.<sup>5)</sup> Endlich sei noch auf Schupp hingewiesen, der in seiner Consecratio ausruft: „Surgite, mei Germani, et vos viros esse mementote, et vel manu vel lingua vel utraque fortes estote! Non tantum animo ut dixi, sed etiam sermone patriam profitemini!“<sup>6)</sup>

Und gerade das deutsche Land und Volk ist es wert, daß ihm aus der Pflege der heimischen Sprache Ehre erwächst — ein weiterer Grund für die genannten Forderungen. Seines Landes und Volkes braucht sich der Deutsche wahrlich nicht zu schämen. Es ist reich an großen Vorzügen, um derentwillen es von anderen Völkern beneidet werden könnte,

1) Rettung, Brief an Herrn Pomposian Windtbrecher. 2) S. 299.

3) a. a. D., S. 169.

4) Vgl. auch Gueinig, a. a. D., S. 7: Schändlich ist es, wenn man die Seinigen verachtet, aber noch schändlicher ist die Hintansetzung der eignen Muttersprache.

5) Specimen disquis. V, § 7 Vgl. auch Comenius, N. L. Methodus, cap. XXVIII, 13. 6) S. 8.

und um derentwillen die Deutschen ihre angestammte Art und Sitte, insonderheit ihre Muttersprache erst recht schätzen und pflegen müßten.<sup>1)</sup> So singt Leibniz am Eingange seiner „Ermahnung an die Deutschen“<sup>2)</sup> und ebenso in seinen „Unvorgreiflichen Gedanken“<sup>3)</sup> ein großes Loblied auf die deutsche Nation als die Besitzerin der Würden und Rechte des heiligen römischen Reiches, an deren Spitze ein Oberhaupt stehe, „welchem die Beschirmung des wahren Glaubens, die Vogtey der allgemeinen Kirche und die Beförderung der Besten der ganzen Christenheit obliegt, daher ihm auch der Vorsitz über andere hohe Häupter ohnzweiffentlich gebührt“. Weiter preist er Deutschlands Naturschätze, die Freiheitsliebe seiner Bewohner, seinen Adel usw. Wie gewöhnlich, fußt er auch hier auf Schottel, der als Vorzüge Deutschlands und seiner Bewohner aufzählt: „Uhraltertum, Räume der Länder, Macht der Völker, gewaltige Auszüge, Glück der Waffen, Eifer zur Tugend, vermeidung der Laster, strenge haltung der rechten Adelschaft, Besiz des leyten Weltreiches, Ruhm der Treue und Tapferkeit, große Anzahl großmächtiger, tapferer und tugendreicher Helden, Reichthum an berühmten, hohen Schulen.“<sup>4)</sup> Fischart<sup>5)</sup> und Grimmelshausen<sup>6)</sup> weisen rühmend auf die Reihe „künstlicher Erfindungen“ hin. Letzterer und die Gießener Professoren Helbig und Jung<sup>7)</sup> legen außerdem besonders Gewicht auf den Vorzug des durch die Reformation gewonnenen wahren Evangeliums und der wahren Erkenntnis Gottes, da diese Gabe die Deutschen zur wahren Wertschätzung ihrer Sprache hätte führen können.

Beim überschauen solcher Vorzüge bekennt der Deutschen Sprach Ehrenfranz: „Wir Deutschen geben jeko keinem Volk, sie mögen Griechen, Römer oder sonsten heißen, wie sie immer wollen, an Adel, Kunst, Ehre und von der Natur Gaben etwas nach.“<sup>8)</sup> Ebenso fragt Grimmelshausen, „was guts und nützlichs doch immermehr jeziger Zeit die Ausländer noch übrig hätten, daß wir nicht so wol als sie vorlängst besessen“, und Schottel kommt zu demselben Ergebnis, wenn er schreibt: „man möchte die Gedanken gar wol von Osten biß Westen, von Süden biß Norden herum wandern lassen, und solcher der Deutschen Vortrefflichkeit bey einigem Volke eine volle Gleichheit vergeblich suchen.“

Solcher Vorzüge ihres Vaterlandes und ihres Volkes haben sich nun die Deutschen würdig zu zeigen durch Pflege, Übung,

1) Gueinig, S. 8. — Ehrenfranz, S. 164 flg. — Bödiker, Vorrede.

2) a. a. D., S. 104. 3) § 2 u. § 3. 4) a. a. D., Vorrede ad Serenissimum.

5) Ehezuchtbüchlein, ebenda. 6) Teutscher Michel, a. a. D., S. 1067.

7) Kurzer Bericht, a. a. D., S. 72. 8) S. 164.



Ausbildung und Gebrauch ihrer Muttersprache.<sup>1)</sup> „Ich bitte und beschwöre euch bei eurer vielgeliebten Mutter Deutschland,“ beschließt daher Opitz seinen Kristarchus, „zeigt eine Gesinnung würdig eures edlen Volkes, verteidigt eure Sprache, bringt es dahin, daß ihr den übrigen Völkern, welche ihr an Tapferkeit und Treue übertrefft, auch an Trefflichkeit eurer Sprache nicht nachsteht.“<sup>2)</sup> Ja, Grimmschausen spricht am Schlusse seiner erwähnten Lobrede auf Deutschlands Vorzüge die radikale Forderung aus, daß um dessentwillen „kein teutscher Sinn durch Lernung fremdder Sprachen sich den Kopf zerbrechen solle.“<sup>3)</sup>

## II. Begründung durch Hinweis auf fremde Völker.

Mit der Vorführung vergangener Zeiten aus deutscher Geschichte, in denen der muttersprachliche Schatz gehütet und gepflegt worden ist, und den sich daraus ergebenden allgemein politischen Erwägungen hängen eng zusammen die Hinweise auf fremde Völker. Indem man an ihnen die Hochschätzung der Muttersprache, die sorgfältige Ausbildung, das ängstliche Bemühen um Fernhalten von Fremdwörtern, den Gebrauch der heimischen Sprache als Unterrichts- und Wissenschaftssprache rühmt, fordert man zugleich seine Deutschen zur Nachfolge auf, und so stellen sich uns diese Hinweise als eine zweite Gruppe von Gründen für die angegebenen Forderungen dar.

Zunächst stellt man die alten klassischen Völker, die Griechen und Lateiner, seinen Landsleuten als nachahmenswürdige Muster vor.

Die römischen Behörden haben, wie Opitz ausführt, den Griechen stets auf Lateinisch Bescheid gegeben und diese gezwungen, mit Hilfe eines Dolmetschers zu sprechen.<sup>4)</sup> Dem fügen andere hinzu, daß sie keinem Ausländer das Bürgerrecht verliehen haben, der nicht der lateinischen Sprache mächtig gewesen ist.<sup>5)</sup> Ihnen möchten die deutschen Obrigkeiten nachtun.

Mit großem Pathos verweist man sodann die Gelehrten auf den großen Fleiß und die Ausdauer, die beide Völker zur Ausbildung ihrer Sprache aufgewendet haben. Denn ihre Sprache ist anfangs ebenso „arm,

1) Leibniz, *Unv. Ged.* § 3, Ermahnung, a. a. D., S. 80. — Flugblatt, *Deutsche Salva*. Weim. Jahrb. Bb. 1. S. 298, wo es heißt:

Soll man denn solchen Lohn dem Vaterlande geben,  
Von welchem wir nächst Gott und Eltern unser Leben  
Und was man darf erlangt? von dem wir Speiß und Trank  
Und Schutz bekommen thun? ist das dafür der Dank?

2) a. a. D., S. 118. 3) a. a. D., S. 1067.

4) Kristarchus, a. a. D., S. 92.

5) *Teutscher Sprach Ehrenkranz*, S. 134. — *Grau*, S. 75.

grob, ungeschickt, ungelent, rauh, ohne alle Regeln, ohne Zierde und alle Scharfsinnigkeit, eine Sache auszudrücken“, gewesen.<sup>1)</sup>

Als älteres Kulturvolk haben nun zunächst die Griechen dank der nie rastenden Tätigkeit gelehrter und von Vaterlandsliebe getragener Männer, die an der Sprache „gefeilt, poliert, geschmolzen, sie mit neuen Worten und Redensarten bereichert haben“, dieselbe zu der vollkommenen Höhe gebracht, auf der sie bereits die Römer kennen lernten.<sup>2)</sup> Da nun deren Sprache noch in dem eben angegebenen Zustand sich befand, so hat man sie genau so, wie es gegenüber der deutschen Sprache seit Jahrhunderten in Deutschland Brauch ist, weder als Wissenschafts- noch als Unterrichtssprache für fähig gehalten, sondern hat die Jugend in griechischer Sprache unterrichten lassen, ja man ist, wie Grau hinzufügt, den Bestrebungen, sie als solche einzuführen, sogar von Staats wegen entgegengetreten.<sup>3)</sup> Jedoch durch unermüdblichen Fleiß in der Aus- und Weiterbildung, namentlich auch durch große Dichter (was besonders den deutschen Poeten ans Herz gelegt wird) ist die lateinische Sprache bald der griechischen gleichgekommen.<sup>4)</sup>

Mit dieser Erhebung ihrer Sprache haben Griechen und Römer eines- teils zugleich Künste und Wissenschaften gefördert, anderenteils sind sie in den Stand gesetzt worden, deren feinste Unterscheidungen mit den subtilsten Ausdrücken zu bezeichnen<sup>5)</sup>, wozu die Herübernahme von Ausdrücken und Redensarten aus fremden Sprachen und ihre Übersetzung in die Muttersprache wesentlich beigetragen haben.<sup>6)</sup> Leibniz führt noch aus, daß sie mit der Ausbildung ihrer Sprache zugleich bewiesen haben, wie weit sie es in der Ausbildung des Verstandes gebracht; „denn die Sprache ist ein Bild des Verstandes.“<sup>7)</sup>

Weiter ist mit dem erreichten Zustand der Sprache der Vorteil verbunden gewesen, der Jugend Künste und Wissenschaften in der einheimischen Sprache lehren zu können. Sie hat sich deswegen auch nicht vorher mit

1) Schottel, Widmung an den Herzog August zu Braunschweig u. S. 1242. — Teutscher Sprach Ehrenkranz, S. 130. — Grau, S. 63 flg., S. 96.

2) Schottel, ebenda. — Grau, S. 63. — Leibniz, Univ. Ged. § 1.

3) Schottel, ebenda. — Gueinß, Vorrede. — Grau, S. 6, 68 flg.

4) Schottel, ebenda. — Gueinß, ebenda. — Grau, S. 71.

5) Schottel, ebenda. — Grau, S. 13 flg.

6) Schupp führt im Teutschen Lehrmeister, Lehr. Schr., 2. T. S. 67, als Beispiel Cicero an, der lange hätte reden müssen, wenn er zu der perfection in der griechischen Sprache hätte kommen wollen, zu welcher er in der lateinischen als in seiner Muttersprache gekommen wäre. Da hätte er „viel Dings“ aus dem Demosthenes und anderen griechischen Oratoren und Poeten gestohlen und zugelesen, wie er die elegantias in seiner Muttersprache employren könne. — Vgl. auch Gueinß, Vorrede. — Thomafius, Drei Bücher der göttl. Rechtsgelehrtheit: Vorrede, § 20. 7) Univ. Ged. § 1.

fremden Sprachen herumzuquälen brauchen, wodurch viel Zeit und Mühe erspart geblieben ist.<sup>1)</sup> Wir werden auf diesen Gedanken nochmals im letzten Abschnitte stoßen, wenn wir darlegen, wie man dieses Verfahren von einem anderen Gesichtspunkte aus als allein richtig erkennt und dringend zur Nachheiferung empfiehlt.

Aber nicht allein als Unterrichtssprache hat man die Muttersprache verwendet, man hat auch auf die systematische Erlernung durch „Grammaticam und Rhetoricam“ großen Wert gelegt<sup>2)</sup>, eine Erkenntnis, die man ebenfalls für die deutsche Sprache dienstbar macht und sie mit anderen Gründen stützt, wie wir weiterhin sehen werden.

Von ganz besonderer Bedeutung ist es schließlich für die deutschen Puristen, daß Griechen und Römer auf unbedingte Reinhaltung ihrer Sprache gehalten haben. Eine bei Sueton<sup>3)</sup> von Tiberius erzählte Geschichte hält man in dieser Beziehung für besonders erwähnenswert. Tiberius hätte in Senatsbeschlüssen streng auf das Fernhalten aller griechischen Worte geachtet und sich sogar im Senate einmal entschuldigt, als er ein Fremdwort angewendet habe.<sup>4)</sup>

Außer den alten Griechen und Römern werden die Nachbarvölker den deutschen Sprachverächtern zur Nachahmung empfohlen. In Sitte, Kleidung, Sprache usw. äßte der Deutsche, wie wir einleitend hervorhoben, getreulich dem Auslande nach, aber in der Pflege und dem Gebrauche der Muttersprache, worin es doch gerade außerordentlich hätte anreizen können, stand er weit hinter ihm zurück. Daran knüpfen manche Stimmen an. „Möchten wir doch eifrig dafür sorgen“, mahnt Opitz, „daß wir von den Franzosen und Italienern, von denen wir Bildung und feine Sitten entlehnen, auch erlernen, unsere Sprache mit Sorgfalt auszubilden und zu schmücken, wie wir sie mit der ihrigen im Wetteifer tun sehen.“<sup>5)</sup> Interessant ist es, daß eine Coburger Schulordnung vom Jahre 1605 bereits diesen Hinweis enthält und die Lehrer auffordert, ihre Schüler ebenso im

1) Anleitung in der Lehrkunst, Ratiq. Schriften, herausgeg. von Dr. Stöckner, I, S. 47. Gespr. I, S. 23 u. 24. — Bussingius § 8. — Thomasius, Einleitung zu der Vernunftlehre. Halle 1691. Vorrede.

2) Ratiq. Grundl. Bericht, Ratiq. Schriften I, S. 72. 3) Tiberius, cap. 22.

4) Den Vorfall erzählt zuerst Opitz, Arist. S. 94, nach ihm Harssbörffer, Gespr. II, Bucher, specimen phil. disquis. X, § 11. — Jesen, Hochd. Sprachübung. — Der Deutschen Sprach Ehrenkranz, S. 132. — Stiehler, Vorrede. — Flugblatt, a. a. D., wo es heißt:

Was soll ich weiter sagen

Von dir, Tiberius, der du dich vorzutragen

Dem Rate hast gescheut ein einzig griechisch Wort?

O, daß man dieses doch bedächt' an manchem Ort!

5) Aristarchus, S. 91.

Gebrauche der Muttersprache zu üben, wie ihnen darin die fremden Völker ein Beispiel gäben.<sup>1)</sup>

Im einzelnen rühmt man sodann die Bemühungen um Reinhaltung der Muttersprache, betont, daß den Franzosen deutsche Worte besonders verhaßt seien<sup>2)</sup>, weist auf große ausländische Dichter hin, die in ihrer Muttersprache Bedeutendes geleistet und so wesentlich zu ihrer Erhebung beigetragen hätten<sup>3)</sup>, und stellt die wissenschaftlichen Leistungen in der einheimischen Sprache als nachahmenswerte Muster auf. Christian Thomastius hat bekanntlich dem letzten Gedanken den größten Teil seines berühmten Programmes gewidmet, das die Vorlesung in deutscher Sprache ankündigte, worin er den Franzosen nachrühmt, daß sie ihre Werke in französischer Sprache herausgäben, lateinische, griechische, selbst deutsche Schriftsteller in ihre Muttersprache übersetzten und dadurch nicht allein die Sprache zu wissenschaftlichen Darlegungen überaus vervollkommneten, sondern auch die Gelehrsamkeit mit großem Vorteil fortpflanzten, weil, wie er sagt, „ein jeder dasjenige, was zu einer klugen Wissenschaft erfordert wird, in seiner Landes Sprache lesen kan, und es sich nicht erst umb fremde Sprachen zu erklernen sauer werden lassen muß“.<sup>4)</sup> Diesen praktischen Nutzen, den die Verwendung der Muttersprache zur Darstellung der Wissensgebiete nach sich ziehe, hat auch Schupp zu beobachten Gelegenheit gehabt. Er erzählt, daß er in Leyden einen Mann wunderschön hätte predigen hören, der nicht Latein gelernt habe. In Frankreich hätte er sogar Frauen und Jungfrauen getroffen, die in ihrer Muttersprache von philosophischen Wissenschaften und von allerhand Historien besser geredet hätten, als es mancher Magister in Deutschland könnte, weil sie eben schon von Jugend an in der Muttersprache unterrichtet worden seien.<sup>5)</sup>

Natürlich — so hebt man weiter hervor — ist der jetzige Stand der ausländischen Sprachen nicht über Nacht erreicht worden. Es hat ebenfalls wie bei den alten Kultursprachen geraume Zeit hindurch große Mühe und anhaltenden Fleiß erfordert, wovon Schottel<sup>6)</sup> und der ihm nachredende Stiehler viel zu sagen weiß. Letzterer schreibt: „Es haben durch An-

1) Inauguratio illustris Gymnasii Casimiriani Coburgi 1605, leges 43: In exercitiis styli dent operam (docentes), ut Scholastici Latinae et vernaculae orationi pariter assuescant; idque gentium vicinarum, quae politiores sunt et patrias excolunt linguas, exemplo . . . Alias et hac in parte nobis patriae fumus alieno igne debet esse luculentior. — Vgl. auch Teutscher Sprach=Sitten= und Tugendvererber. — Harsdörffer, Gespr. IV, Zuschr.

2) Ehrenkranz, S. 135 u. 142. — Thomastius, Kl. Schr., S. 27.

3) Aristarchus, S. 97. — Gespr. IV, S. 217.

4) a. a. D., S. 19. Vgl. auch Drei Bücher der Göttl. Rechtsgel., Vorrede, § 20.

5) Lehr. Schriften II, S. 65 f. u. S. 533. 6) a. a. D., S. 1220.

wendung unfäglichen Fleißes und scharfsinnigen Nachdenkens unterschiedliche fremde Völker ihre zum Teil arme und übelklingende Sprache zu einem so hohen Gipfel herrlichen Ansehens und verwunderlicher Zierde erhoben, daß sie nicht allein zu deren Erlernung weitentlegene Leute an sich gelockt, sondern auch dermaßen sinnreiche und die menschliche Vernunft gleichsam übersteigende Lehren herausgebracht, welcher Erklär- und Beybringungen man in anderen Sprachen vor allerding's unmöglich geachtet.“<sup>1)</sup>

Der Schluß von solchen übertriebenen Verherrlichungen, die jedoch mit dem beabsichtigten Zwecke sich erklären lassen, klingt regelmäßig aus: Wie verhalten sich dazu die Deutschen? Ist ihre Sprache nicht ebenso bildungsfähig? Kann sie nicht zu ebensolcher Höhe gelangen und in Schule und Wissenschaft gebraucht werden? Es versteht sich von selbst, daß diese Fragen mit Ja beantwortet werden. „Derohalben mögen wir nun mit Beystand der Wahrheit von unser Hoch-Deutschen Sprache fest und unwiederleglich schließen“, schreibt Grau, „daß durch eben denselbigen Anfang, dieselbige Mittel, durch denselben Fleiß das auch in unserer teutschen Sprache könne erreicht werden.“<sup>2)</sup>

Und um dies überzeugend darzutun, stellt man eine stattliche Reihe von Vorzügen auf, die die deutsche Sprache mit oder vor anderen Sprachen besitze.

Ehe wir jedoch darauf eingehen können, müssen wir in einem kurzen folgenden Abschnitt die Ansichten unserer Zeit über die Fähigkeiten einer Sprache im allgemeinen und die daraus gezogenen Folgerungen mit Rücksicht auf die deutsche Sprache darstellen, mit denen man mehr indirekt die auf Schule und Wissenschaft zielenden deutschsprachlichen Forderungen zu begründen sucht.

### III. Begründung durch die Fähigkeiten einer Sprache im allgemeinen.

Jede Sprache ist nach der Meinung unserer Autoren eine Gabe Gottes und als solche vollkommen. „Jede kann für alles Menschen Tun und Denken, Sinnen und Dichten den Ausdruck aus sich selbst gebären.“<sup>3)</sup> Keine ist, wie Ratichius sagt, „so vergeblich, daß sie nicht sollte den Zweck erreichen, darauf sie gerichtet ist“<sup>4)</sup>, sondern jede kann, wie Leibniz hierzu bemerkt, „sie sei so arm als sie wolle, zur Kunstsprache ausgebildet werden“.<sup>5)</sup>

Wenn eine Sprache dieses Ziel nicht erreicht, so liegt das nicht an dem Unvermögen der Sprache, sondern es ist die Schuld ihrer Sprecher.

1) Wörterbuch, Vorrede. 2) a. a. D., S. 79. 3) Schottel, S. 74.

4) Gründl. Bericht. Ratichianische Schriften I, S. 72. 5) Univ. Ged. § 59.

Dem die Ausbildung einer Sprache bedarf, was man an den Sprachen der Alten und der Nachbarvölker ersehen kann, großen, anhaltenden Fleißes namentlich von seiten „Sprachkündiger und Poeten“.<sup>1)</sup>

„Höret und vernehmet (doch, ihr Schulregenten, es ist keine Sprache an eine Fakultät [gebunden, auch keine Fakultät und Weisheit an eine Sprache“, ruft darum Schupp<sup>2)</sup> fast mit denselben Worten den abseits stehenden Schulmännern [zu, die Raticchius bereits in seinem Memorial<sup>3)</sup> und nach ihm die Jenenser Professoren Helbig und Jung gebraucht hatten<sup>4)</sup>, und die auch der Herborner Professor Grau anführt.<sup>5)</sup> Grau begründet auch sehr weitläufig diese Worte näher. Seine Meinung ist, die Sprache ist nur ein äußeres Zeichen „für Gedanken und Urteile von den Dingen und deren Wesen, Art und Umständen“. Das Verständnis ist nicht von der Beschaffenheit und dem Tone der Worte abhängig, sondern von der Vorstellung, die wir mit jenen verbinden. „Alle Sprachen sind von den Gedanken und den benannten Dingen selbst gleichweit unterschieden und gleichweit nahe, so daß, wann eine Sprache Sachen deuten kann, können's auch alle anderen.“<sup>6)</sup> Er will im Grunde dasselbe sagen, was Thomasius, der erste Vertreter des Rationalismus, in der Einleitung zu seiner Vernunftlehre ausführt, daß nämlich Gott die Menschen mit der Vernunft ausgerüstet habe, dem natürlichen Licht, wodurch der Mensch vermögend sei, aus natürlichen Kräften von den sinnlichen und irdischen Dingen sich einen wahren und deutlichen Begriff zu machen, und daß, um dieses Licht gebrauchen zu können, die Sprache nur ein Mittel sei, zu welchem eben jede Sprache geschickt sei.<sup>7)</sup>

Es ist daher eine höchst törichte Meinung der Gelehrten, daß Künste und Wissenschaften nur im lateinischen Gewande dargestellt werden können. „Wenn Gott die Seele nicht Einsprach-gebunden geschaffen hat, so bleibet

1) Schottel, S. 146 u. Comenius, *Did. magna*, XXII, 24, wo es heißt: *Nec enim verisimile est ullius gentis linguam tam esse infelicem, quae non vel jam habeat sufficientem vocum, phrasium, sententiarum et adagiorum copiam, modo cum judicio digererentur et ad Latina applicarentur; vel certe habere possit, si adsit imitandi, et e similibus similia efformandi, solertia.* — Ferner XXIX, 14: *Non linguarum sed hominum esse culpam esse culpam siquae lingua obscura, mutila, imperfecta deprehenditur, ad res necessarias eloquendum: Aequae Latinis et Graecis fingenda prius fuerunt vocabula, quam usu recepta sunt: fueruntque primum visa aspera, obscura, ut dubitarent ipsimet emoliri posse; quibus tamen postquam recepta sunt, nihil significantius . . . Non ergo linguae ulli deerit quidquam, si hominibus non desit industria.* — Auch Grau sagt a. a. D., S. 84, ähnliches.

2) *Lehrr. Schriften I*, S. 53 u. 65. — Vgl. *Harsdörffer, Gespr. I*, S. 27 u. II, S. 39.

3) a. a. D. I, S. 26. 4) ebenda, S. 52. 5) a. a. D., S. 24 u. 86. 6) S. 83 fig.

7) a. a. D., S. 80 fig. Vgl. auch *Drei Bücher . . . Sorrebe*, § 22.

fest, daß der Mensch nicht an einen, das ist an den Lateinischen Römer-Thon, mit seinen Gedanken, Urtheilen, Künsten und Wissenschaften von Gott allein unumbgänglich gebunden ist“, schreibt Grau.<sup>1)</sup> Ja, Thomasius<sup>2)</sup> hält es wie Harßdörffer<sup>3)</sup> geradezu für besser, die Wissenschaften ohne Latein sich anzueignen, als durch das Latein, weil durch die durchgehends gewöhnliche Lehrrart viel ungegründet und unnötig Zeug nebst dem Latein in die Gemüther der Lehrlinge eingeprägt würde, welches hernach so fest klebe, daß das Nüchtige und Gescheite nicht haften bleibe. Es müßten dann die praeejudicia und vorhergefaßte Meinungen, welche sich auf nichts anderes als auf die Autorität derer, von welchen sie solche eingefogen, gründeten, beseitigt werden, ehe das Neue angeeignet werden könne.

Nach solchen Ergebnissen zieht man die Folgerungen für die deutsche Sprache. Wenn dem so ist, wenn ferner jede Sprache die feinsten, wissenschaftlichen Bezeichnungen aus sich selbst schaffen kann, wenn die Wahrheit dessen Griechen und Römer, Franzosen und Italiener, Engländer und Niederländer gezeigt haben, ist es dann nicht ein törichter Wahn der Zeit, zu sprechen, Künste und Wissenschaften können nicht in deutscher Sprache ausgedrückt werden, weil das nicht die innere Natur derselben leidet? Ist es nicht höchst töricht, zu verlangen, daß jeder auf Erfahrung und Bildung Anspruch erhebende Deutsche notwendig Latein reden und schreiben können und in seiner Umgangssprache die Kenntniss von allerhand Nachbarsprachen verraten muß? Hat denn Gott Weisheit und Verstand nur in die fremden Sprachen verborgen und die Muttersprache allein leer gelassen? Warum soll man nicht in der deutschen Sprache ebensowohl wie in der lateinischen sagen können, was recht oder unrecht ist? Kann man darin nicht ebenso lernen, wie man predigen, einem Kranken helfen muß usw.?<sup>4)</sup>

Die Antwort auf solche Fragen liegt in den Erwägungen, die wir eben dargelegt haben. Um sie noch einleuchtender zu machen, führt man, wie bereits gesagt, eine Menge Vorzüge der deutschen Sprache auf, deren Aufzählung der folgende Abschnitt dienen möge.

1) S. 20. 2) Discours, a. a. D., S. 36 flg. 3) Gespr. I, S. 24.

4) Grimme'shausen, Teutscher Michel, S. 1057 flg. — Schupp, Lehr. Schriften I, S. 53 u. 65. — Schottel, a. a. D., S. 1007. — Grau, S. 85 flg. — Thomasius, Einleitung zur Vernunftlehre, S. 13.

## Die Dresdener Pennälersprache.

Von Dr. Kurt Schladebach in Dresden.

Erst in jüngerer Zeit hat die Sprachforschung begonnen, sich eingehender mit den Standessprachen zu beschäftigen; bahnbrechend waren auf diesem Gebiete die Arbeiten Kluges über das Rotwelsch und über die deutsche Studentensprache; auch über die Kastensprache der Soldaten, der Jäger und der Seeleute sind bereits längere oder kürzere Arbeiten veröffentlicht worden.

Man kann wohl Bedenken tragen, in derselben Weise von einer Standessprache der Mittelschulen zu reden. Bei jenen Gruppen, den Soldaten, Jägern usw., handelt es sich stets um Erwachsene, die sprachschöpferisch wirken; auch ist der Kreis, dem sie angehören, immer fest umschrieben. Unsere Schüler dagegen stehen im Alter von 10—20 Jahren; sie kommen aus den Bürgerschulen, in denen sie ganz verwandte Aufgaben und Interessen beschäftigten, und wenn sie die höheren Klassen erreicht haben, so kopieren sie mit Vorliebe auf bestimmten Gebieten (Trinksitten) die Manieren und besonders die sprachlichen Eigentümlichkeiten der Studenten. Immerhin ist der Einfluß der Studentensprache auf die Pennälersprache geringer, als vielfach, z. B. auch von Kluge, angenommen wird; die Eigenart der höheren Lehranstalten ist im Gegenteil stark genug, um zu einer ganzen Reihe besonderer Ausdrücke und Wendungen Anlaß zu geben.

Mit Absicht habe ich mich bei der vorliegenden Sammlung auf die Gegenwart und auf ein kleines Gebiet (Dresden, Pirna, Meissen) beschränkt; aber schon dabei ergibt sich, wie groß die sprachlichen Unterschiede zwischen den einzelnen Schulen sind. Besonders reichliches Material haben die Anstalten mit Internaten ergeben, und vor allem eigenartig ist die Zusammenstellung, die mir in dankenswerter Weise Herr Dr. E. Neumann für die Fürstenschule in Meissen geliefert hat. Hier ist der Zusammenhang mit der Vergangenheit am deutlichsten gewahrt; trotzdem läßt sich auch da ein Vergleich mit der Pennälersprache früherer Jahrhunderte kaum wagen, da das Lateinische auch als Umgangssprache das Deutsche lange Zeit an den höheren Schulen in den Hintergrund gedrängt hat.

Wohl haben sich aus früheren Zeiten eine Menge recht entbehrlicher lateinischer Ausdrücke, wie *Extemporale*, *Exerzitium* usw., in unserem heutigen Schulbetrieb erhalten, aber mit der eigentlichen Pennälersprache haben sie nichts zu tun; denn sie sind nicht von Schülern geschaffen oder zweckmäßig umgedeutet worden. In der heutigen Dresdener Schülersprache sind Worte, die aus dem Lateinischen stammen, verhältnismäßig selten.



Hierher gehören vor allem Pennäler von Pennal („Federbüchse“), Rex (Rektor), Mulus, mit jemandem ex sein. Eigentümlich ist die Entwicklung des Wortes profit oder proft, das als studentische Grußformel 1781 erwähnt wird. Burdach bezeichnet es in einem neueren Werke als nur noch der pennalistischen Sprache angehörend. In Dresden ist es jetzt in den höheren Schulen bereits im Aussterben begriffen, man hört es noch vereinzelt in den unteren Klassen; dagegen ist es in den Bürgerschulen ziemlich verbreitet.

Am häufigsten finden sich aus dem Lateinischen stammende Wörter auf der Meißener Fürstenschule, z. B. kapiieren (erwischen), kariieren, Turnus, Bernafel, jambeens, Filius, Filia (Erklärung s. im Wörterverzeichnis!).

Zuweilen werden auch Wörter mit lateinischen Endungen versehen; hier hat der Student das Vorbild gegeben durch tolle Wortbildungen wie: schlechiffime, Schwulität, burschikos, Paukant u. a. m.; in der Pennälersprache sind mir nur aufgefallen Antiquex für Antiquar und Profax für Professor; das letztere stammt aus der Studentensprache.

Nicht selten werden auch französische und englische Endungen an den Stamm angehängt; hierher gehören die Wortbildungen Perzier, Präparage, Spickage, Komposiſchn (franz. Aufsatz), Valediſchn.

Aus dem Französischen stammen unmittelbar: feu, papier (franz. Ausspr.); schaffen und Poussade kommen auch in der Gemeinsprache vor.

Anderen Standessprachen ist nur wenig entnommen; am meisten finden sich noch Ausdrücke aus der Gaunersprache. Während aber in der Entwicklung der Studentensprache eine nicht geringe Anzahl solcher Worte unmittelbar aus dem Rotwelsch aufgenommen worden sind, sind diejenigen, die sich in der Pennälersprache finden, fast ausschließlich erst auf dem Umweg durch die Gemeinsprache eingedrungen. Hierher gehören: Schmiere ſehen, Schmu machen, Kaff, Kaffer, Schwänzen, verkohlen.

Aus der Soldatensprache stammen: ſchäften, Posten stehen; aus der Theatersprache: soufflieren; aus der Kaufmannssprache: Chef.

Eigentliche Neubildungen sind selten; vor allem ist hier der Stundenfresser zu erwähnen, eine äußerst sinnreiche Einrichtung, die dem Lehrer beim Herannahen der Ferien zuweilen auffällt; er besteht aus einem schmalen Papierstreifen, auf dem die Anzahl der bis zum Schulschluß noch abzuſitzenden Lehrstunden aufgezeichnet ist. Nach jeder einzelnen Unterrichtsstunde wird nun der betreffende schmale Streifen abgerissen (vgl. in der Soldatensprache „Parole 25“).

Scherzhafte Bildungen und Übertragungen: Café Kießling (Straflosal; in der Soldatensprache findet man ähnliche Bezeichnungen),

Sommerlogis, Windmühle, Kränzchen, Speisefarte, Loge haben, Sperrsiß haben, Hausnummern, Knachen, Knachendolch, Hundetrapp, Betthexen, Grazien. Viele von diesen Bildungen sind sicherlich nur Eintagsfliegen; zugleich sieht man daraus, wie wenig anspruchsvoll der Schülerhumor ist. Dasselbe Urteil ergibt sich übrigens für den aufmerksamen Beobachter bei einer kritischen Betrachtung der Spitznamen, die die Schüler für die Lehrer erfinden.

In den weitaus zahlreichsten Fällen benützt die Pennälersprache das vorhandene Sprachmaterial und deutet es nur zweckmäßig um. Sie verfährt dabei oft nach des Dichters Wort: „Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen und das Erhab'ne in den Staub zu ziehen.“ In schübe herabsetzender Weise spricht sie von dem ehrwürdigen Schulgebäude als einem Kasten, ja sogar einem Affenkasten, einer Kiste usw.; ferner gehören hierher: Schmöcker, Schwarte, Käfig, Wisch, Klatsche, krachen (für „geigen“), Sauschwänze, Fraß; endlich auch die Anredeform hähä oder man, die in Meißen Primaner gern Obersekundanern gegenüber anwenden.

Ganz selten finden wir eine Steigerung des ursprünglichen Begriffs, so in Dlymp (Lehrerzimmer) und Krankenburg (in früheren Jahrhunderten Siechenstube).

Bei diesen Übertragungen liebt der Pennäler besonders eine derbe sinnliche Anschauung und urwüchsige Kraft, wie sie uns auch in der Volkssprache begegnet. In diesen Rahmen gehören die meisten der in das Wörterverzeichnis aufgenommenen Ausdrücke. Ich begnüge mich hier, nur einige herauszugreifen; statt des farblosen Wortes „Lehrerzimmer“ sagt der Schüler Paukerhöhle; statt „einschreiben“ einklauen, statt „abschreiben“ abhauen. Ich schließe noch an: Deckel, einkrachen, einkrallen, schwenken, durchkrachen, runterfliegen.

Reine Entstellungen volksetymologischer Art sind: Brotfresser (für Professor) und Primops (für Primus). Häufig gebrauchte Worte werden auch in bequemer Weise abgekürzt, so entstehen Ex, Ext, Extemper (für Extemporale), Spef (für Spezimen), Skrips (Skriptum), Mathese, Maß (Maturus), x (Mathematik).

Das folgende Wörterverzeichnis ist naturgemäß unvollständig; ich wäre für Ergänzungen, auch aus anderen Städten, sehr dankbar. \* bedeutet, daß der betreffende Ausdruck nur für eine oder zwei Schulen belegt ist; M. steht für Meißen.

Abspicken	} verbotenerweise ab-	
abhauen		schreiben.
abklauen*		

Affenkasten\* Schulhaus.

Alte Direktor; entspr. der Bize-
Conalte.
anhauen sich anschmieren, ein-
schmeicheln.

anöden zum besten haben.

Antiquez\* Antiquar.

anwippen f. anhauen.

einen Ast aufbinden, aufhängen  
belligen.

jem. etwas ausführen, ausziehen  
M. wegnehmen, konfiszieren.

Balltohl M. Tanzprobe in der Turn-  
halle mit scherzhaften Auffüh-  
rungen u. dgl.

Betthexen M. alte Aufwarterfrauen.

Binge\* Strafstunde, Karzer.

Bod Fehler.

Brotfresser Professor.

auf den Bruch gehen\* warten, bis  
man ertappt wird, wenn man eine  
Arbeit nicht angefertigt hat.

brum men nachsitzen; entspr. Brum-  
mer, Brummstunde.

Buch sehr gebräuchlich statt Heft.

Bude Lehrerzimmer; Schulhaus.

büffeln angestrengt arbeiten.

die Bummel M. ein alljährlich beim  
Schulfest veranstaltetes Spiel, bei  
dem jeder seinen Vordermann bei  
den Schultern faßt und die da-  
durch gebildete lange Schlangen-  
linie zu allerlei Scherzen Anlaß gibt.

Café Kießling Nachmittag-Arrest-  
stunde.

Chef Direktor.

Couleur\* Mütze.

Deckel Mütze; davon deckeln.

Drachensfels M. bei Schulbällen in  
der Aula der erhöhte Platz der  
Ballmütter, sonst das Podium für  
die Sänger.

durchfallen nicht versetzt werden,  
eine Prüfung nicht bestehen; ebenso  
durchsegeln.

durchkommen versetzt werden.

einflauen\*

einfrallen\*

einkreiden\*

einfrüheln\*

einschmieren

} ins Strafbuch ein-  
tragen.

einsagen vorsagen, f. soufflieren,  
vorblasen.

einschleifen M. Speisen u. ähnl. in  
das Internat einschmuggeln.

einspinnen\* über jem. eine Straf-  
stunde verhängen.

Ex

Ext\*

Extemper\*

Extempo M.

} Extemporale,  
Klassenarbeit.

Examen häufig männlich gebraucht.

fegen M. (im Zwinger) hinaufrufen.  
feu (franz.) M. Streichholz! (als  
Anruf an den Portier).

Filia M. in Zusammensetzungen,  
z. B. Stuß-Filia Lehrerstochter.

Flaps M. Essen; davon flapsen.

flausen lügen, schwindeln.

föllern essen.

Fraß M. Essen (z. B. Burkhards=  
fraß am 14. Oktober, Martins=  
fraß u. ähnl. Festschmäuse).

fressen schnell lesen, verstehen.

Gampe\* Geige.

gagen M. schreiben; davon Gager.  
gemein (gemeene) sehr beliebtes Ab-  
jektiv = häßlich, schlecht, unan-  
genehm, schwer, streng.

Grazien M. f. Betthexen.

hähä oder man M. etwas herab-  
setzende Anrede, Obersekundanern  
gegenüber gebraucht.

hängen bleiben sitzen bleiben, nicht  
versetzt werden.

Hausknochen\* Hausmann.  
 Hausnummern\* Benfuren.  
 Hauspietsch Hausmann.  
 Hundetrapp M. Lärmzene im  
 Schlaftaal (zur Rache an einem  
 mißliebigen Hebdomadar).  
 Hüter\* sitzengebliebener Schüler.  
 jam beens (aus jam veniens est?) M.  
 Ruf der jüngeren Schüler, wenn die  
 ersten Ballkutschen herankommen.  
 Kaff\* Schulhaus.  
 Kaffer\* Schüler.  
 Käfig Karzer.  
 kapieren M. erwischen.  
 karieren M. durch Entziehen der  
 Mahlzeit bestraft werden (seit etwa  
 1895 abgeschafft); davon abgel.  
 Karene.  
 Kasten Schulhaus, Karzer.  
 Kiste\* Schulhaus.  
 Klappe\* f. Klatsche.  
 Klappen ertappen, erwischen.  
 Klassenschaft f. Schäften.  
 Klassenschwanz der Letzte der  
 Klasse; auch Klassentop M.  
 Klatsche gedruckte Übersetzung zu  
 fremdsprachlichen Schriftstellern.  
 Klatschen anzeigen, verraten.  
 klauen\* wegnehmen, stiebißen.  
 kleben bleiben nicht versetzt werden.  
 Knachen heißen in M. die dicken  
 Frühstücksbrote, Knachendolche  
 die beim Verspeisen derselben be-  
 nutzten Taschenmesser.  
 knallen\* einen oder mehrere Plätze  
 herunterkommen.  
 Kompositsch M. franz. Aufsatz.  
 krachen\* f. knallen.  
 Krankenburg M. das Gebäude, in  
 dem sich die Krankenzimmer befinden.

Kränzchen Strafstunde am Sonn-  
 abend nachmittag.  
 Kraß (auch Krazer\*) Eintrag ins  
 Strafbuch.  
 krazen\* ins Strafbuch eintragen;  
 ebenso einkrazen.  
 Lade Karzer.  
 Loge sitzen\* unter den Ersten sitzen-  
 los sein M. ausgebeten sein (zu Ver-  
 wandten oder Bekannten in der  
 Stadt).  
 Matheje Mathematik.  
 Maß\* Maturus.  
 Mulus Abiturient, der noch nicht  
 immatrikuliert ist.  
 mühen M. schlafen, bes. im Unterricht  
 od. beim Studieren, auch ein mühen.  
 Novez M. Untertertianer.  
 Nummern Benfuren.  
 Ober\* Oberlehrer.  
 ochsen f. büffeln.  
 offpappen\* zur Bestrafung auf-  
 schreiben.  
 Olymp\* Lehrerzimmer.  
 papier (franz. Ausspr.) M. Papier.  
 passen M. f. Posten stehen.  
 pauken angestrengt arbeiten.  
 Pauker Lehrer.  
 Paukerhöhle\*, gewöhnlicher  
 Paukerzimmer Lehrerzimmer.  
 peeschen M. lügen.  
 Pennäler Schüler.  
 Penne Schule.  
 perzen M. kleine Dienste leisten,  
 Pflicht der Perziers (Tertianer).  
 pezen melden, anzeigen.  
 plazen f. knallen.  
 Posten stehen aufpassen, damit die  
 Klasse nicht von dem aufsicht-  
 führenden Lehrer überrascht wird.

Präparage Präparation.  
 Präsentor M. Präfekt, ein den  
 Gesang leitender Schüler.  
 Primops\* Primus, Klassenerster.  
 Profax Professor.  
 Proft adieu.  
 raffeln durchfallen.  
 raufkommen einen besseren Platz  
 erreichen.  
 reinfliegen } irgendeines Vergehens  
 reintragen } überführt werden,  
 } erlappt, streng be-  
 } straft werden.  
 reinsenken transitivum zu rein-  
 fliegen.  
 Rez Rektor.  
 rumplumpen M. abgehende Schüler  
 zum Abschied durch die einzelnen  
 Zimmer führen.  
 runterfliegen }  
 rutschen\* } s. knallen.  
 Sauſchwanz M. Obertertianer.  
 ſchäften von Klassen wegen verhaufen;  
 davon: Schäftbalken\*, ein  
 Baumstamm, über dem die Exe-  
 kution vollzogen wird.  
 Schäller, Schöller M. Schüler.  
 Schällerschlich M. der Spazier-  
 gang des ausgeführten Tötus.  
 schassen dimittieren, von der Schule  
 entfernen.  
 schlugen\* angestrengt arbeiten.  
 schmeißen jem. übersflügeln, über-  
 holen; ebenso hauen.  
 Schmiere stehen s. Posten stehen.  
 Schmierer ein Schüler, der sich beim  
 Lehrer einzuschmeicheln sucht; ähnl.:  
 Anhauer, Anwipper.  
 Schmöcker ein (altes) Buch; davon  
 schmökern.

Schmu machen betrügen, lügen.  
 ſchnalzen\* schnell absehen, weg-  
 nehmen.  
 Schwamm sein mit jem. nicht ver-  
 kehren.  
 schwänzen sich um eine Stunde  
 herumdrücken.  
 Schwarte ein (größeres) Buch, Hest.  
 schwarten lesen.  
 schwarze Liste\* Verzeichnis der  
 Arrestanten; ähnl.: das schwarze  
 Buch.  
 schweeßen arbeiten, lügen; davon  
 der Schweeßer.  
 schwenken s. schaffen.  
 schwingen M. haben, besitzen.  
 sinnlos Modewort für „sehr“; ähnl.  
 haarig, riesig, zünftig usw.  
 Skrips M. Skriptum.  
 Sommerlogis\* Karzer.  
 soufflieren\* vorsagen.  
 Speisefarte\* Eintragebuch, das die  
 Eltern zu sehen bekommen.  
 Speisezettell s. schwarze Liste.  
 spellen\* abschreiben (= spicken);  
 davon der Speller\*, die Spelle\*.  
 Sperrsig haben\* zu den Besten  
 der Klasse gehören.  
 Spicke Hest oder Zettel zum Ab-  
 schreiben; davon spicken, Spick-  
 zettel, Spickage.  
 spinnen\* eine Strafstunde absitzen.  
 stemmen\* mit jem. nicht reden; weg-  
 nehmen.  
 Strapse Strafarbeit.  
 streben arbeiten, um einen besseren  
 Platz zu erlangen; davon Streber.  
 streichen M. auf den Gängen  
 (Streichgängen) hin und her gehen.  
 Strich Promenade.



Regierungsrates Bittlow, des Herausgebers der ungedruckten Briefe Schillers, Goethes und Wielands; aber auch in dieser Sammlung ist der Brief ohne den obigen Nachsatz abgedruckt.

Wien.

Dr. August Stern.

2.

In seinem Esse sein.

Trotzdem Andresen in seiner Volksetymologie schon vor ein paar Jahrzehnten mit Recht dafür eingetreten ist, die Redensart „sein Fett kriegen“ aus dem Deutschen herzuleiten, und trotzdem Buzmann in den Sprichwörtlichen Redensarten sich auch dafür erklärt hat, gibt es doch auch heute noch viele unter unseren Kollegen, die für ihre Herkunft aus dem Französischen eintreten, und so sehen auch noch manche in der Redensart „in seinem Esse sein“ das französische aise, wiewohl Andresen auch hiergegen Widerspruch eingelegt hat und Buzmann wenigstens sagt, daß es wahrscheinlich der lateinische Infinitiv esse sei. Die Zweifler an Andresens Ansicht möchte ich auf zwei Stellen aufmerksam machen, die meines Erachtens schlagend beweisen, daß in der Redensart der lateinische Infinitiv esse vorhanden ist und an das französische aise gar nicht gedacht werden kann. Im sechsten der libri memorandorum, die handschriftlich im Braunschweiger Stadtarchive vorhanden sind, steht im Jahre 1578 „den kommer in Esse zu halten“ und im zehnten lib. memor. im Jahre 1587 „des klosters gebew sollen in esse bleiben“, also des Klosters Gebäude sollen im gegenwärtigen Zustande erhalten bleiben.

Braunschweig.

Otto Schütte.

3.

Zum Chor der Varden in Kleists Hermannsschlacht.

Kleist hat im vierzehnten Auftritte des fünften Aufzuges seiner Hermannsschlacht nach dem Vorüber von Klopstocks Hermanns-Vardieten einen Vardenchor eingefügt. In diesem finden sich folgende noch der Erklärung bedürftige Verse (2259 flg.):

Du wirst nicht wanken und nicht weichen  
Vom Amt, das du dir kühn erhöhst,  
Die Regung wird dich nicht beschleichen,  
Die dein getreues Volk verrät;

Was heißt „sich ein Amt erhöhen“? Fast alle Herausgeber der zahlreichen Schulausgaben des Stückes bleiben uns die Erklärung schuldig. Nur H. Bindel in seiner bei Velhagen & Klasing erschienenen Ausgabe ändert „erhöht“ in „erwählt“ und bemerkt mit Recht, daß die Lesart der Originalausgabe keinen Sinn gebe. Wenn er aber meint, daß durch die von ihm vorgenommene Änderung Sinn und Reim gewinne, so kann ihm dies nicht zugegeben werden. Denn für einen konsonantisch so unreinen Reim wie erhöht: erwählt wird man schwerlich bei unserem Dichter ein Beispiel finden, während Reime von ö: ä im Inlaut auch bei unseren besten Dichtern häufig sind. Was aber den

Sinn betrifft, so ist zu bedenken, daß Hermann das Führeramt (denn nur dieses kann gemeint sein) sich nicht selbst erwählt hat, sondern daß es ihm vom Volke übertragen ist. Auch ich bin der Meinung, daß in B. 2260, wie auch an anderen Stellen, die erst nach dem Tode des Dichters gedruckte Originalausgabe einen Druckfehler enthält und daß statt „Amt“ „Mal“ zu lesen ist. Ich gehe dabei von der gewiß berechtigten Annahme aus, daß hier die Warden, wie es auch die in Klopstocks Warden tun, prophetisch in die Zukunft blicken. Sie verkünden also in den Versen 2259 flg., daß Hermann von dem nach der Schlacht errichteten Siegesmale nicht weichen (d. h. jedem erneuten Versuche der Römer, in Germanien einzudringen, mannhaft entgegenzutreten) werde. Erhöhen hat die Bedeutung hoch in die Höhe stellen, oft geradezu erbauen, wie in der bekannten Stelle in Matthiſſons Elegie in den Ruinen eines alten Bergschloßes: „Ein betürmtes Schloß voll Majestät Auf des Berges Felsenstein erhöht“<sup>1)</sup> (D. Wb. 3, 851). Wie ein Denkmal so wird auch ein Kreuz erhöht, d. h. aufgerichtet (D. Wb. 5, 2578), während das Verbun zu dem überlieferten Amt durchaus nicht paßt. Von einem von Hermann „aus Legionengebein“ errichteten Siegesdenkmal auf dem Teutoburger Schlachtfelde ist bei Klopstock öfter die Rede. So lesen wir in der Ode „Die Rosttrappe“ Str. 5:

Der begeisterte Warden trat in den Umkreis  
Des nachgebildeten Hufes, und so durch die Weihe  
Der Götter geweiht, weißsagt' er aus des stürzenden Wachs  
Mannigfaltiger Welle die Weisheit der fernen Tage;  
Oft blutige: daß in Winfeld Hermann sich einst  
Ein Mal erbaut' (= erbauen würde) aus Legionengebein.

Ferner heißt es in der Ode „Hermann“ Str. 18:

Verbergen wollte Drusus' Sohn  
Dein vergängliches Denkmal:  
Der Überwundenen weißes Gebein  
In dem öden Todestal.

Wir duldeten es nicht und stäubten den Hügel weg:  
Denn auch dieses Mal sollte Zeuge der großen Tage sein.

Auch sind folgende Stellen aus dem Warden Hermann und die Fürsten zu vergleichen (Werke, Götschensche Ausg. v. 1839 S. 140), (Kratwald). Ich mag dann, wenn Hermann beschloffen hat (er hat und fängt jetzt die Ausführung an), auch deswegen nicht gern mehr viel ratschlagen, weil ich das kurze Leben, das wir Krieger zu leben haben, gern, so oft ich nur kann, wie den Frühlingstanz um Winfelds Denkmal tanzen möchte. Die Warden singen (S. 148):

Hermann stritt. Welcher Gesang vermag Deß Lob, vor dem  
In den Hallen Augustus' die Söhne der Scipione  
Behien? Ihn singet das Denkmal  
Der weißen Gebeine bei Teutoburg.

und weiter (S. 151):

Nicht nur die weißen Gebeine bei Teutoburg sind Denkmal:  
Er war Denkmal auch.

1) Auch hier erscheint der von Winckel beanstandete Reim ät: öht.



Auf Klopstock weist auch das Adjektiv kühn, ein Lieblingswort dieses Dichters, etwa = „tapfer“; vgl. Hermanns Schlacht (Werke, Bd. 6, S. 79): Herbei, wo der Kühnsten Wunde blutet . . . wo der Kühnsten Wange bleich wird. Ebenda S. 82: Du bist viel kühner, als du sprichst; S. 111 (Hermann): Wenn unser zu kühnes Volk jemals meine Bitte hört . . . u. ö.; die Verse 2261 flg. sollen vielleicht nur im allgemeinen die Zuversicht aussprechen, daß Hermann (Kleist hatte bekanntlich dabei den Preußenkönig im Auge) die Sache des Vaterlandes niemals verlassen wird. Möglich auch, daß hier auf die Vorgänge beim Ausgang Hermanns hingedeutet werden soll, über den römische Quellen folgendes berichten: Nachdem die Römer Deutschland aufgegeben, Marbuod vertrieben war, hätten diese Erfolge Arminius bestimmt, nach der Königsherrschaft zu streben. Dabei habe er die Freiheit seiner Volksgenossen gegen sich gehabt: man habe die Waffen gegen ihn ergriffen, und es sei mit wechselndem Erfolge gekämpft worden; Tücke, Hinterlist seiner Nächsten habe ihn gefällt. (S. Deutsche Geschichte von L. Stade I. Bd. S. 77 flg.)

Northheim.

R. Sprenger.

4.

Anzengruber und Shakespeare.

In Anzengrubers 'Meineidbauer' (2. Wien, 1879. II. 3) sagt Franz Ferner zu seinem Vater, als ihm dieser bekannt hat, daß er ihn nur deshalb zum Theologie-Studium bestimmt hat, damit er einst von ihm „ohne Red und Gegenred entzündigt werden könne“: „Ich glaube, Ihr seid jetzt schon von Sinnen! aber es ist Methode in Euerem Wahnsinn und Euer Mittel ist drastisch!“ Man vergleiche dazu die bekannte, zum „geflügelten Wort“ gewordene Stelle in Shakespeares 'Hamlet', die Worte des Polonius in der zweiten Szene des zweiten Aufzuges: „Though this be madness, yet there is method in 't.“ Bewußte oder unbewußte Gleichheit?

Bonn.

Dr. J. Ernst Wülfing.

5.

Das ist doch kein Perlenstück.

Während wir Braunschweiger eine Tat mit den Worten beurteilen: „Na, das war auch kein Meisterstück oder Heldenstück“, suchen wir dem Unmutigen oder Unentschlossenen zu einer Handlung mit den Worten Mut zu machen: „Na, es ist doch kein Perlenstück.“ Zumal ist diese Redensart bei denen im Gebrauche, die sich der niederdeutschen Sprache bedienen. Das Perlenstück ist natürlich eine Volksbeutung, und zwar ist es an Meister- oder Heldenstück angeglichen, denn es sollte heißen: „Es ist doch kein Perlenstücken.“ Die Redensart reicht also in eine Zeit zurück, wo die Perlenstückerie noch eine Kunst war, die nicht jedermann erlernte. So sagt richtig im Jahre 1611 ein Prediger in den acta colloquiorum reverendi ministerii Brunsvicensis, die wir handschriftlich in unserer Stadtbibliothek haben, zu einem Mädchen: „Was sie nicht wüßte, könnte sie lernen, es wäre ja kein Perlenstücken.“

Braunschweig.

Otto Schütte.

## 6.

Die mundartliche Verwechslung der Endungen —ch, —sch, —ig.

In seinem Aufsatze über „Volkskunde und Gymnasialunterricht“ streift Friedrich Beyschlag die pfälzische mundartliche Eigentümlichkeit der häufigen Verwechslung von sch und ch im In- und Auslaut und von —isch und —ig bei Eigenschaftswörtern (Zeitschr. XIV, 31 v.).

Diese Verwechslung ist auch hier am Rheine sehr häufig zu beobachten; sie soll eine besondere Eigenart der Koblenzer Mundart sein, kommt aber auch bei Bonnern, Kölnern, Düsseldorfern und Nachenern vor, und zwar durchaus nicht nur bei Halb- oder Ungebildeten. Vor einigen Jahren gab mir ein Oberprimaner eines rheinischen Gymnasiums eine Arbeit zur Durchsicht, in der ich zu meinem Erstaunen mehrmals die Schreibungen 'himmlisch' und 'irdisch' fand; als ich den Verfasser darauf aufmerksam machte, wollte er zunächst den Fehler gar nicht einsehen, und er behauptete sogar, im deutschen Aufsatz habe er stets so geschrieben, aber es sei ihm nie angestrichen worden(!), was ebenso unwahr sein wird, wie es unglaublich ist. Diese und ähnliche Fehler (z. B. französisch, menschlicher, städtisch, Meschaniker, evangelisch<sup>1)</sup> usw.) findet man sehr häufig in den hiesigen Tagesblättern, wo sie die Setzer machen, während in 'Anzeigen' die Verfasser ebensowohl wie jene die Schuldigen sein können; da kann man z. B. lesen: „erstklassisches(!) Fabrikat“ — ein geradezu klassischer Fehler! —, ebenso: „ein Posten erstklassischer amerikanischer Eisenbahnaktien“, ferner: „durstlöchend und erquickend ist Apfelwein“ usw. In manchen Fällen bleibt der Fehler glücklicherweise Sprechfehler, ohne auch Schreibfehler zu werden; so habe ich zu dem stets richtig (wohl wegen etwaiger Verwechslung mit 'wachen'!) gesprochenen 'waschen' zwar 'Wäche' gehört, aber nie gelesen, und auch die hier sehr häufige „schämige(!) Fabrik“ ist wohl noch nie im Druck erschienen. Dieses letzte Beispiel zeigt übrigens ebenso wie Schemie, Schinese u. a., daß die Verwechslung nicht auf In- und Auslaut beschränkt ist.<sup>2)</sup>

Bonn.

Dr. J. Ernst Wülfing.

## 7.

## Die Miselsucht.

Als ich mit meinen Schülern noch den Armen Heinrich von Hartmann von Aue las, nahm ich als selbstverständlich an, der Ausdruck Miselsucht als Bezeichnung des Aussages, von dem Heinrich ergriffen wurde, hänge mit unserem Wort Masern zusammen, englisch measles, gesprochen misels. Ganz zufällig sehe ich, daß dies nicht der Fall sein soll, sondern daß Misel vom lateinischen misellus, d. h. der Arme, der Unglückliche herkommen soll. Die Überschrift des Gedichtes, der arme Heinrich, würde den Helden des Stückes

1) Was ich bei der Volkszählung mehrfach auf den Zählkarten gefunden habe.

2) In der neuen Cotta'schen Ausgabe von Heinrich Seibels Schriften finde ich den Druckfehler im 3. Bande zweimal kurz hintereinander: S. 201 Glasfläche, S. 203 ein teuflisches Bergnügen.

somit unmittelbar als den Aussägigen bezeichnen. In einem Aufsatz des französischen Orientalisten Clermont-Ganneau („Archaeological and Epigraphical Notes on Palestine“) lese ich im „Quarterly Statement“ des englischen „Palestine Exploration Fund“ für Januar 1902, S. 12, das arabische Wort meskin, im Plur. masâkin, ursprünglich arm, unglücklich, sei in Syrien gewöhnliche Bezeichnung der Aussägigen, als der in besonderem Maße Unglücklichen. Clermont-Ganneau vermutet, diese Bezeichnung sei schon alt und habe wohl die Kreuzfahrer veranlaßt, dem altfranzösischen Wort mesol, mesiau (misellus, Deminutiv von miser) die spezielle Bedeutung aussäsig zu geben. Ich habe kein Urteil über diese Dinge, möchte aber doch die Frage stellen, ob wirklich die Herkunft dieser deutschen und französischen Bezeichnung des Aussäges vom lateinischen misellus so sicher, und Zusammenhang mit dem deutschen Maser so ausgeschlossen ist.

Raubronn.

Eb. Nestle.

## 8.

versiegen und versiechen. (Vgl. Zeitschr. XIV, 328.)

Einen neuen Beleg für die Verwechslung dieser beiden Wörter bietet der „Generalanzeiger für Bonn und Umgegend“ in seiner Nr. 3869 (18. 11. 00) S. 7 Sp. 1 in einem „Eingefandt“ aus Köln über die mangelhafte elektrische Beleuchtung des Bonner Bahnhofes: „Alles starre hin nach oben zu der versiechenden Lichtquelle.“ Hat der Verfasser oder der Setzer den Fehler gemacht?

Bonn.

Dr. J. Ernst Wülfing.

## 9.

## Anfrage.

Mit der Bearbeitung eines neuen Lesebuchs für die Latein- und Realschulen Württembergs beschäftigt, bin ich auf eine Anzahl beliebter Lesestücke gestoßen, bei denen die Quelle, der sie entnommen sind, zum Teil sogar der Name des Verfassers nicht festzustellen war. Für jede Mitteilung, die auf die richtige Spur leiten könnte, wäre ich dankbar. Es sind folgende Stücke:

## 1. Dienerschaft.

Ich habe gute Dienerschaft.

Die Knechte heißen Selbstgeschafft usw.

Als Verfasser ist in Mailänders deutschem Lesebuch für höhere Mädchenschulen, Band I, Nr. 127, angegeben: Robert. Anderswo ist kein Verfasser genannt.

## 2. Hirsch und Mücke.

Jüngst setzte eine Mücke

Dem Hirsch sich aufs Geweih usw.

In A. Zpfelkofers deutschem Lesebuch für bayerische Mittelschulen wird das Gedicht Johann Gottlieb Willamov zugeschrieben. Nach gütiger Mitteilung des Herausgebers ist es aber diesem so wenig als mir gelungen, das Gedicht in Willamovs Werken aufzufinden; dieser ist nur nach dem Vorgang einer älteren Sammlung genannt.

## 3. Waldstadt und Riese.

Die Ameisenstadt, die von einem Menschen zertreten wird. Es findet sich die Angabe, das Stück sei von Campe. Aber in dessen Kinder- und Jugendschriften (Braunschweig 1831) kommt es nicht vor. Andere geben als Verfasser Haupt an. Das müßte wohl Markus Theodor Haupt sein. In seinen Eisenkränzen ist das Stück nicht zu finden.

## 4. Ich mag nicht lügen.

Eine Geschichte aus Washingtons Kindheit: er haut mit einem Beil seines Vaters Lieblingsbäumchen um und bekennt sich dazu, obgleich er den Vater sehr zornig sieht. Als Verfasser wird mehr oder weniger bestimmt Johann Ferdinand Schlez angegeben. Aber in seinem Denkreund jedenfalls, aus dem sonst seine in Lesebücher aufgenommenen Geschichten und Gespräche entlehnt sind, kommt die Erzählung nicht vor. Vielleicht in seinen romantischen Volkschriften? Sie sind erschienen Heilbronn 1802. Hätte er mit der Herausgabe noch ein Jahr gewartet, bis Heilbronn württembergisch wurde, so wäre ohne Zweifel ein Pflichtexemplar in die Landesbibliothek nach Stuttgart gekommen. So aber ist das Schriftchen dort nicht zu haben; auch in München nicht.

## 5. Das blinde Roß.

Verfasser Harnisch. Wo zuerst gedruckt?

## 6. Ahlfeld, Zum 7. Gebot.

Die Geschichte von dem Bauern, der die feindlichen Reiter an dem fremden Acker vorbei auf den eigenen führt, um sie dort Futter schneiden zu lassen. In welcher von Ahlfelds Schriften steht sie?

Tübingen.

Gymnasialrektor Dr. Th. Knapp.

## 10.

## Knall auf Fall?

In Hermann Schraders „Bilderschmuck der deutschen Sprache“ (5. 1896) heißt es auf S. 444 bei Nr. 120 „Knall und Fall“: „Wer denkt beim Gebrauch dieser Redensart noch an deren Entstehung und eigentliche Bedeutung?“ Den Lesern unserer Zeitschrift brauche ich die dann folgende Erklärung Schraders nicht zu wiederholen. Seine Frage gewinnt aber leider an Bedeutung, denn immer häufiger kann man jetzt die Redensart in der ganz widersinnigen Fassung „Knall auf Fall“ hören und lesen, als ob der Knall auf den Fall folge, statt umgekehrt. Eine etwa zulässige Erklärung dieser Folge, daß nämlich bei sehr weiter Entfernung dem Beobachter allerdings der Fall eher zu Gesichte kommen kann als der Knall zu Gehör, wie sie ein scharfer Beobachter etwa geben könnte, liegt dennoch so fern, daß man gar nicht daran denken darf, zumal ja eben überhaupt nicht über die Entstehung der Redewendung nachgedacht wird. Anders wäre es mit einer etwaigen Fassung: „Fall auf Knall“, die mir aber noch nicht aufgetaucht ist. — Während übrigens die anderen Wörterbücher nur „Knall und Fall“ auführen und belegen, macht

Sanders (S. 949) den Zusatz: „selten: Fall und Knall (Baggeren 4. 93).“ — Auch auf solche scheinbar geringfügige Kleinigkeiten hinzuweisen und dafür zu sorgen, daß unsere Bildersprache nicht durch unbedachtsame Verdrehungen entstellt werde, ist Aufgabe des deutschen Unterrichtes.

Über eine ähnliche Redensart heißt es in desselben Schraders „Wundergarten der deutschen Sprache“ (1896. S. 143): „Daß Redensarten öfters gedankenlos weiter gebildet werden, zeigt der Ausdruck: Über Hals und Kopf, statt: Hals über Kopf.“ Und ausführlicher plaudert Schrader über dieses „Abirren von der richtigen sinnlichen Anschauung“, das man „auch bei guten Schriftstellern findet“, in demselben Werke auf S. 180—182 und sagt da mit Recht: „Es scheint wohlgetan, ab und zu an die richtige Fassung derartiger Redensarten zu erinnern, damit sich nicht aus Unbedacht ganz verkehrte und sinnlose Wendungen in unsere Sprache einschleichen, wie 'sein Schäschen ins Trodene bringen', statt 'sein Schiffchen', oder 'einen Feind zu Paaren treiben' statt zum Varen, zur Krippe, wie man ein losgerissenes wildes Pferd bändig und zum Varen, zur Krippe zurücktreibt.“

Bonn.

Dr. J. Ernst Wülfing.

### Bücherbesprechungen.

Heinrich Bschalig, Bilder und Klänge aus der Rochlitzer Pflege. Gedichte, Volksreime u. a. meist in oberländischer Dorfmundart, nebst einer wissenschaftlichen Einführung. Dargeboten zum Rochlitzer Heimatsfest 1903. Mit einer Ansicht von Rochlitz. Dresden und Leipzig, C. U. Kochs Verlag (H. Ehlers), 1903. 8°. VIII u. 119 S.

Der Titel des Büchleins, anklingend an des Pastors Sommer weitverbreitete „Bilder und Klänge aus Rudolstadt“ darf uns nicht irreleiten. Wir haben bei Bschalig nicht, wie bei Sommer, lediglich Erzeugnisse der Lust des Fabulierens vor uns, köstlich vorgetragene Erzählungen, Schwänke, Schmurren in der heimischen Mundart, wobei natürlich auch ernstere Töne nicht fehlen. Dergleichen haben wir auch bei Bschalig, aber außerdem noch anderes: Bschaligs Büchlein ist ein mit Bewußtsein vor uns hingestelltes, aber auf wissenschaftlichem Hintergrunde entrolltes Bild von Land und Leuten aus der Rochlitzer Gegend, „ein Stück Heimat“ wie das Vorwort treffend sagt, mit dem ausgesprochenen Zwecke, der deutschen Volkskunde zu dienen.

Wurzelt jemand so in der Heimat, wie der Verfasser, weiß er so ursprünglich kernhaften Sinn mit wissenschaftlicher Tüchtigkeit zu verbinden, so kann man kaum Lieberes, Anmutenderes erleben, als ein „Stück Heimat“ kennen zu lernen: gleichviel, wo sie liegt und wessen sie ist. Im Sinne der heutigen Volkskunde kann man fast sagen: Heimat ist gleich Volk und Volk gleich Heimat! Zu trennen sind wenigstens beide nicht voneinander. Der Inbegriff und die Eigenart dessen, was an Denken, Glauben, Fühlen und

Tun in und am Menschen erwächst, ist — wo der Begriff Heimat vorliegt — nicht loszulösen von der Scholle, aus der er stammt; ihr eigentliches Wesen ist in ihm wiederzufinden, und bei aller Familienähnlichkeit zwischen Stämmen, Gauen und Dorfschaften eines Volkes hat so gut die zusammengehörige engere Menschengruppe, ja der einzelne Mensch seine besonderen, nur ihm eigenen Züge, wie jegliches Bruchstück Landes, jedes Gächchen deutschen Bodens die seinen für sich hat, durch die es sich von Nachbarn und Verwandten unterscheidet. Fr. Wischer spricht in seiner „Ästhetik“ beim Volksliede eindringlich von dem „mütterlichen Boden“, aus dem auch die höheren Stände stammen, über den sie aber emporgewachsen seien. Nun wohl, in jedem Stück Heimat haben wir solch mütterlichen Boden vor uns, und sein Studium gewährt uns wertvolle, oft in die graue Vorzeit zurückdeutende Aufschlüsse.

Dabei ist es ganz gleichgültig, welches Stück Heimat, Volk, Mundart uns vorgeführt wird. Es gibt keine bevorzugten Gegenden und Dialekte, die des Erforschens würdiger wären als andere; es muß nur der rechte Bergmann kommen, der genügend weit in die Tiefe vordringt: er wird auch aus bisher minder beachtetem Land Edelmetall gewinnen.

Dies sehen wir deutlich aus dem vorliegenden Buche Bschaligs. Es verlohnt sich, es ein wenig genauer zu betrachten. Wer an dem oben Gesagten noch zweifeln sollte, der lese die einleitende Abhandlung Bschaligs (S. 1—40). Sie erschien 1901 S. 1—35 in dieser Zeitschrift in anderer Gestalt und verdient es, durch Wiederabdruck über die Fachkreise hinauszudringen. Sie ist, abgesehen von ihrer Sachkenntnis, Beherrschung des Stoffes wie der Methode, übrigens mit so prächtigem Humor geschrieben, daß auch der Nichtfachmann und Nichtlandsmann sie mit Vergnügen lesen wird. Wir begegnen hier in der bisher so wenig beachteten Rochlitzer Mundart einer überraschenden Menge altertümlicher Wendungen, Redensarten, Wortformen usw., die eine um viele Jahrhunderte zurückliegende Zeit unmittelbar mit der Gegenwart verbinden. Es versteht sich von selbst, sei aber hier beiläufig bemerkt, daß viele der betreffenden Worte natürlich nicht ausschließlich Eigentum des Rochlitzer Sprachschazes sind, sondern in derselben oder ähnlichen Form auch anderwärts in Sachsen vorkommen, ich nenne nur *hint*, *nächten*, *ike*, *gelschens* (*jählings*), *eelichj*, *beniemen*, *Holz spellen*, *Hitsche*, *dreug*, *allenk*, *Namittje*.

Die Bilder und Klänge selbst gliedern sich in zwei Teile: I. (S. 42—84) Dichtungen und Umdichtungen in der Mundart, die meist vom Verfasser herrühren (Ausnahmen S. 47 und 83), und II. (S. 85—110) Erzeugnisse der Volkspoesie, die der Verfasser gesammelt hat. Dem Ganzen folgen noch einige hochdeutsche, zum Rochlitzer Heimatsfest gesungene Lieder des Verfassers, die sicher allen Festteilnehmern eine angenehme Erinnerung sein werden. In der ersten Abteilung finden wir neben mundartlichen Gedichten, die ganz Eigentum des Verfassers sind (darunter einige sehr hübsche!), auch Sagen und Sagenscherze, die er in der Mundart bearbeitet hat, endlich mundartliche Übersetzungen. Besonders gut finde ich unter den eigenen Gedichten Bschaligs den

vollstümlichen Ton getroffen in den Versen: „Was de Leute zengst im Ruch'iz sich d'zahlb'n vun d'r Hauptversammlung des Vereins für Sächsische Volkskunde am 18. und 19. Oktober 1902.“ Die Wirkung wird erhöht durch die Sangbarkeit. Mit Recht gibt Bschalig die Sagen und Sagenscherze ebenfalls in der Mundart: er will die Sagen so in den dazugehörigen Landschaftsrahmen und auf den wirklichen Sagenboden stellen. Eine Übertragung ins Hochdeutsche würde nur abschwächend wirken. Mit Schmerz sieht man, wieviel bisher auf diesem Gebiete versäumt ist! Zu spät, zu spät! so klingt es traurig, aber wahr. Das Vorhandene und hier Festgehaltene sind nur noch spärliche Reste in lückenhafter Überlieferung. Mag dies kundige Männer in allen deutschen Gauen anspornen, zu retten und zu bergen, was noch vorhanden ist, ehe auch dies der alles nivellierenden „Kultur“ zum Opfer fällt! In diesem Punkte ist der versteckte oder abgelegene Gebirgs- oder Marschwinkel im Vorteil vor dem offenen, jahrhundertealten Kulturland Sachsens, über das so oft die Bogen des Völkereampfes gingen und über das ein dichtes Netz von Verkehrswegen sich gelegt hat. Oder auch nicht? Schon hört man aus den Bergen, der Marsch die nämliche Klage, daß das Alte und Ursprüngliche verloren gehe! Jeder derartige Versuch, alte Sagen in der Volksmundart festzuhalten, verdient daher Dank und Beachtung; dessen darf auch Prof. Bschalig sicher sein!

Ein sehr beachtenswerter Versuch des Verfassers sind auch die mundartlichen Übersetzungen (S. 78—84). Wir finden hier Hebels Lied vom Kirschbaum und vom Winter in die Rochlitzer Mundart umgedichtet, und ich muß sagen, daß mir darin mehr von dem Zauber und der Schönheit des Originals erhalten erscheint, als in den bekannten Umbichtungen ins Hochdeutsche. Vor allem kommt das Treuherzige und Naive von Hebels Liedern gut wieder, wenn auch das Ganze aus Hebels äußerst zartem und duftigem Ton mehr ins derbe übertragen ist; das liegt mit an der Mundart; einen breiteren, derberen Klang hat nun einmal unser Sächsisch. Aber es ist echt, nicht gemacht, und darum ist es den Hebelschen Klängen wesensverwandt. Mir fällt dabei ein Urteil von Hans Thoma über Ludwig Richters Bilder zu Hebels Gedichten ein, das allgemein bekannt zu werden verdient<sup>1)</sup>: „Die Bilder von L. Richter sind halt doch die richtigen zum Hebel, man fühlt, wie sehr er sie verstanden hat, wie in ihm ein ähnlicher Geist von deutschem Frohsinn, von Kinderernst und auch mit ein wenig Schalkhaftigkeit vermischt, gelebt hat. Für mich als Schwarzwälder hat es etwas Eigenes, daß ich es stark fühle, daß Richter die Sache in seinen Bildern ins Sächsische umgeformt hat. Das ist aber kein Fehler, ja es ist sogar ein Reiz mehr, denn dadurch sind sie ursprünglich innerlich geblieben, wie die Gedichte Hebels selbst.“

<sup>1)</sup> Johann Friedrich Hoff, Amt und Muße, Ludwig Richter als Freund. Frankfurt a. M., Joh. Alt, 1903; ich zitiere nach dem „Dresdner Anzeiger“ vom 28. September 1903 S. 3.

Die zweite, leider bei weitem spärlichere Abteilung bringt, wie gesagt, Erzeugnisse der Volkspoesie, vom Verfasser gesammelt. Es sind nur kleinere Sachen, aber in reicher Mannigfaltigkeit: Singverse und Rufworte zur Heuernte, zum Erntefest, Lieder und Reime beim Spielen, beim Hüten der Herde, beim Dreschen gesungen, bez. gesprochen — alles äußerst lehrreich, wenn auch nicht durchweg neu. Man sieht daraus das Bedürfnis des Volkes, jede Arbeit und Tätigkeit mit Gesang zu begleiten: der uralte innige Zusammenhang von Rhythmus und Arbeit wird dabei recht deutlich.<sup>1)</sup> Es folgen Reime und Verse über Essen und Trinken, über die Wochenkost, über das Betteln, Kirchengesänge, Verse, die beim Tanzen gesungen werden u. a. Daß hier hauptsächlich Humor, Spott, Spaß, manchmal recht derber, waltet, wird keinen Kenner und Freund des Volkslebens wundern, aber auch keinen abstoßen: in den manchmal recht aufs Materielle gehenden Sprüchlein äußert sich eine kraftvolle Lebens- und Genußfreude, die auch ihr gutes Recht hat! — Am wenigsten bedeutend und ansprechend sind die hochdeutschen Bruchstücke von Liebesliedern (S. 99 flg.); viel netter und echter klingen die Spott-, Neck- und Scherzreime — also Schnaderhüpfel-Poesie. Auch Kinderlieder, Spielreime, Sprichwörter, Aufschriften, Wetterzeichen, =Regeln und allerlei den ländlichen Aberglauben behandelnde Sprüchlein fehlen nicht — wie man sieht, eine bunte, aber willkommene Mannigfaltigkeit, die uns Städtern doch zeigt, wie vielseitig ländliches Leben und Denken sind, wie vielseitig und wie witzig, wie trefflich und geübt im Beobachten der Natur und des lieben Nächsten.

Man hat Bschaligs Büchlein mit Freuden begrüßt als gutes Gegenmittel zur „Blümchenpoesie“. Meinethwegen! Mir will aber scheinen, als tue man damit jener „Blümchenpoesie“ zuviel Ehre an! Sollte jenes Talmi-Erzeugnis, das doch den Stempel der Unehlichkeit zu deutlich an der Stirn trägt, wirklich von ernstern Menschen ernst genommen worden sein, als typisch für die Sachsen? Ich kann mir's nicht denken! Als Ull aber hat sie neben manch anderem Unsinn ihr übrigens genügend kurzes Dasein geführt. Um ihren Tod zu beschleunigen, bedarf's keines besonderen Mittels.

1) In einer Anmerkung zu S. 89 macht Bschalig darauf aufmerksam, daß er unabhängig von Prof. Büchers berühmtem und grundlegendem Werke über „Arbeit und Rhythmus“ (1896) auf den Zusammenhang beider gekommen ist und führt Wolfgang Kirchbach an, der schon 1886 in seinem „Lebensbuch“ die Wechselbeziehung zwischen beiden eingehend beleuchtet habe. Karl Reuschel in seiner Anzeige von Bschaligs Buch verweist auf die noch älteren Ausführungen Otto Böckels über den nämlichen Gegenstand: Einleitung zu den deutschen Volksliedern aus Oberhessen 1885. Noch eher als sie alle hat Rudolf Hilkebrand in seinen Vorlesungen z. B. über Rhythmik und Metrik die Sache betont. Ich entsinne mich u. a. des von ihm gern angeführten Beispiels der Straßenpflasterer. Ihr taktmäßiges Arbeiten führte er den Hörern stets als eine Art rhythmischer Melodie vor und erklärte es aus dem im Menschen liegenden Bedürfnis nach rhythmischer Gliederung. Ich zweifle nicht, daß die offenbar uralte Sache auch schon in weit älterer Zeit beobachtet und bedacht worden ist; aber es mußte eben erst Büchers Werk kommen, um die Überzeugung von der alten Wahrheit zum Durchbruch zu bringen und die allgemeine Aufmerksamkeit darauf zu lenken.



Die Hauptaufgabe von Bschaligs Büchlein fasse ich dahin auf: Nachfolge zu erwecken, Nachfolge, ehe es zu spät wird! Und dies wird besonders in solchen Gegenden nötig sein, die durch reich entwickelte Verkehrswege und Industrie fremden Einflüssen leicht zugänglich sind. Mögen sich da heimatliebende und kundige Männer finden, die da sammeln, sichten, festhalten, dar- und klarlegen, und das alles in so hübschem humorvollem Volkston wie Heinrich Bschalig!

Wohrlich b. Königstein.

Julius Sahr.

Herders Werke. Herausgegeben von Prof. Dr. Theodor Matthias. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Fünf Bände. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut.

Herders ragende Gestalt ist bei der hundertjährigen Wiederkehr seines Todestages unserem Volke nachdrücklich wieder vor die Seele geführt worden. Und wenn es gelänge, seine reinen Anschauungen und großen Gedanken wieder zur Herrschaft und zu nachhaltigem Einflusse in unserer Nation zu erwecken, so würde damit ein Weg beschritten sein, auf dem unser deutsches Wesen zu immer kräftigerer und herrlicherer Entfaltung geführt werden könnte.

Meyers Bibliographisches Institut in Leipzig, das schon eine so große Zahl gediegener Ausgaben unserer klassischen Dichter in vortrefflicher Auswahl und Ausstattung veröffentlicht hat, ergriff auch diese Gelegenheit mit glücklicher Hand und ließ eine fünfbändige Herberausgabe erscheinen, deren Zusammenstellung und Bearbeitung es dem bekannten, hervorragenden Sprachforscher und Germanisten Theodor Matthias anvertraute. In bessere und sachkundigere Hände konnte in der Tat die Arbeit nicht gelegt werden. Hat sich doch Matthias, der in weiteren Kreisen namentlich durch sein schönes Werk „Sprachleben und Sprachschäden“, den sichersten und feinsinnigsten Führer durch die Schwierigkeiten unseres deutschen Sprachgebrauches, bekannt geworden ist, auch als Herderforscher schon seit Jahren bewährt, und jeder Freund Herders wird namentlich seine fesselnden Aufsätze über diesen Dichter in der „Täglichen Rundschau“, die vor einigen Jahren erschienen, mit lebhafter Freude gelesen haben. Hat er doch auch durch seine sprachpsychologische Studie „Bismarck als Künstler“ und durch andere Arbeiten auf diesem Gebiete bewiesen, daß er es wohl versteht, in die innerste Geistes- und Gemütswelt führender Geister unserer Nation forschend und schauend vorzudringen, und so konnten wir auch von ihm erwarten, daß er seine Aufgabe als Herausgeber einer Auswahl des Besten aus den Werken Herders mit Geschick und Geschmac lösen würde.

Und in der Tat ist es Matthias gelungen, eine vortreffliche, knappe und inhaltreiche Herberausgabe darzubieten, in der nichts zu vermissen ist, was von Herder auch heute noch auf unser gesamtes Volk, namentlich aber auch auf unsere Jugend, lebendig zu wirken vermag. Die Fragmente, die Kritischen Wälder, das Reisejournal mit seinen unvergänglichen kraftvollen Gedanken, die

Lieder und Dichtungen Herders, seine Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, seine Volkslieder, seine religiösen und schönheitsphilosophischen Abhandlungen, kurz alles, was wir gerade als besonders wertvoll an Herders Schriften schätzen, bietet Matthias in sorgfältiger, bis ins einzelne genauer und umsichtiger Textbehandlung dar. Eine gedrängte, aber inhaltreiche Lebensgeschichte Herders und einige lebensvolle Bemerkungen über Herders Sprache schiebt der Verfasser den Werken voraus. Die Einleitungen zu jedem einzelnen Werke, die Matthias gibt, ebenso die Erläuterungen, die literargeschichtlichen und textkritischen Bemerkungen sind auf ein weises Maß beschränkt. Wir haben sie bei genauer Prüfung allenthalben zweckentsprechend und vortrefflich geeignet gefunden, in das Verständnis Herders einzuführen. An einzelner, über das man hier und da anderer Meinung sein kann, hier herumzumäkeln, kann ich einer so schönen, wie aus einem Gusse geschaffenen Arbeit gegenüber nicht übers Herz bringen. Wie fein ist z. B. die Auswahl, die Matthias aus Herders Schulreden gegeben hat. Möchte Herders Rede „Von der Grazie in der Schule“, die für die moderne Kunsterziehungsfrage recht klärend wirken könnte, von jedem Lehrer jetzt einmal aufs neue gelesen werden! Möchte in uns allen etwas von Herders Geist wieder recht lebendig werden! Möchte seine Richtung auf das Ursprüngliche, Bodenständige und Volkstümliche uns alle mit fortreißender Gewalt ergreifen! Dann würde vieles sich rascher klären, was heute in wilder Gärung brodelt. Wenn einer unser Zeitalter aus dem Hegenkessel der Phrase und der dröhnenden Schlagworte retten kann, so ist es Herder.

Und so möge denn die vorliegende schöne Herderausgabe ihren Einzug in jede Schule, in jedes gute deutsche Haus halten, und mit ihr und durch sie möge aufs neue Herders belebender Geist seinen Siegeszug durch die gebildete Welt schreiten.

Dresden.

Otto Lyon.

Theoretisch-praktische Anleitung zur Besprechung und Abfassung deutscher Aufsätze in Regeln, Beispielen, Entwürfen und Stoffdarbietungen. Im Anschluß an die Lektüre klassischer Werke sowie die Natur und das tägliche Leben für die mittleren und oberen Klassen höherer Schulen herausgegeben von Dr. Julius Raumann, Realgymnasialdirektor a. D. in Hannover. 7. Auflage. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin. Ladenpreis I/II: geb. 1,50 M. III: 2 M.

Raumanns „Anleitung“ erscheint in seiner 7. Auflage in drei schönen Leinwandbänden, die einzeln käuflich sind. Das Buch hat in seinen früheren Auflagen neben lobender Erwähnung auch zu manchen Ausstellungen, ja zu herbem Tadel Veranlassung gegeben. Der Verfasser hat wiederholt in seinen Vorreden betont, daß er allen kritischen Besprechungen Rechnung getragen habe, soweit seine eigene Überzeugung dies ermöglicht hätte. Die 2. Auflage des Buches erschien im Jahre 1874, die 7. 1903. Dieser Umstand beweist,

daß das Buch im Gegensatz zu manchem anderen seiner Gattung nicht veraltet ist, in viele Hände gelangt und gewiß vielen Lehrern und Schülern ein treuer Freund und Ratgeber geworden ist. Es birgt in der Tat eine Fülle des Schönen und Guten! Mit Recht auch beruft sich der Verfasser auf die anerkennenden Worte des Geheimrat L. Wiese, dem die 6. Auflage gewidmet war. Während die „Anleitung“ in den früheren Auflagen vorzugsweise Themen im Anschluß an die Lektüre klassischer Werke der deutschen Literatur behandelte, hat der Verfasser „dem Zuge der Zeit folgend“ nun noch mehr den Naturwissenschaften und dem täglichen Leben entlehnte Aufgaben hinzugefügt. Das erhöht die Brauchbarkeit und den Wert des Buches jedenfalls. Es ist überhaupt ein Lebenswerk. Naumann hat in seiner langen Lehrtätigkeit als Oberlehrer in Barmen und Direktor in Osterode fast jedes der behandelten Themata praktisch erprobt; besonders in den Lehrstunden, welche der Lektüre der klassischen Werke unserer deutschen Literatur gewidmet sind, hat er Aufgaben im Anschluß an diese mit seinen Schülern herausgearbeitet. Da nun neuerdings auch vorzügliche neuere Werke deutscher Dichtung in guten Schulausgaben vorliegen, so wäre es vielleicht wünschenswert, daß auch Werke von Grillparzer, Freytag, Hebbel, Otto Ludwig u. a. berücksichtigt würden, falls noch neue Auflagen nötig würden und dem bejahrten Verfasser Kraft und Zeit übrig blieben. Naumann hat Jahrzehnte hindurch mit großer Liebe und Emsigkeit an seinem Buche gearbeitet und gefeilt. Er entläßt die 7. Auflage mit dem Wunsche, daß dieselbe auch noch freundliche Aufnahme finden „und so seinen Ruhestand versüßen möge“. — Möge dieser berechtigte Wunsch reichlich in Erfüllung gehen.

Stadthagen.

Oberlehrer Proffen.

Karl Weitbrecht, Gesammelte Gedichte. Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz u. Co., 1903.

Ein von waderer Gesinnung erfülltes Gedichtbuch, das uns eine harmonische, edle und feine Künstlernatur widerspiegelt: eine glückliche Oase voll Palmen-  
Schatten und klaren Wassers mitten in der Wüste moderner Zerrissenheit! Jeder,  
der einst als Student die liebliche Neckarstadt Tübingen schätzen und lieben  
gelernt, wird begeistert einstimmen in den frischen, frohen „Gruß“ an die  
Schöne Mäusenstadt:

Aus dümmrig kühler Ferne,  
Aus Lebens Kampf und Not,  
Wie den' ich dein so gerne,  
Du Stadt voll Morgenrot!

Von deiner Feste nieder  
Zus blütenweiße Tal,  
Möcht' ich schauen und träumen wieder  
Nur noch ein einzig Mal!

Warme Worte des Dankes widmet Karl Weitbrecht „Eduard Moerike“,  
der ihm „auf alle Wege seinen milden Segen gegeben“. Innig sind die Verse  
„auf seines Kindes Tod“:

Im Garten die erste Rose  
Ist gestern aufgeglüht,  
Und meines Kindes Wangen  
Sind über Nacht verblüht.

Nun leg' ich die leuchtende Rose  
Auf des toten Kindes Herz  
Und lege der Liebe Blüte  
Auf seiner Mutter Schmerz.

Erquickende Lehren erhält der Dichter „in der Kinderstube“:

Wenn du in das Leben lachst, Schlag den Pflaster wieder auf,  
Lacht dir auch das Leben, Singe heut und morgen —  
Wenn du dich zur Eule machst, Für den großen Weltenlauf  
Hoch im Dunkeln eben! Laß den Herrgott sorgen!“

Ein dem Leben trefflich abgelaushtes Bild bietet „Eine alte Geschichte“. Von packender Wirkung ist der „Herr Kommerzienrat“. Eine scharfe Satire auf einen hämischen Kritiker seiner Novellen enthält die „Epistel“ an Richard, in der es heißt:

Nun kommt mir gestelzt ein muffiger Kerl, der selber Geschichten geschrieben,  
Wie Reisende sie mit lästernem Blick zu kaufen am Bahnhof lieben —  
Auch solches Geschmeiß kritisiert ja heut, und nicht nur in Winkelblättern,  
Gar manches Blatt, das für vornehm gilt, besoldet die kläglichsten Bettern —  
Zwar ist durch frecher Fliegen Gesumm's kein tüchtiger Mann bescholten,  
Doch hat ja noch stets beim Publikum, was irgend gedruckt ist, gegolten.

Von köstlichem Humor sprüht die „Seefahrt“ sowie das „Lied vom Federvieh“. Tief empfundene Strophen entquellen dem Munde des Dichters „an den Gräbern der Mütter Moerikes und Schillers“ auf dem Friedhof zu Cleverfulzbach.

In den „Sprüchen und Reimen“ findet man manchen lichten Edelstein hoher Lebensweisheit. Alles in allem: ein durchaus gesundes Buch, das vom Herzen kommt und zum Herzen geht!

Dresden.

Lic. Dr. Kurt Warmuth.

Margarete Lenk. Treue Herzen. Zwei Erzählungen für die Jugend.  
Zwickau i. S., Verlag von Joh. Herrmann, 1903. Preis in Leinw.  
2,25 M.

Die treffliche Erzählerin führt diesmal ihre jungen Leser, denen sich auch manche alte gern beigefellen werden, ins 18. Jahrhundert. Die erste Geschichte, „Lotte“ betitelt, spielt im bürgerlichen Leben einer größeren mitteldeutschen Stadt. Mit prächtigem Humor wird uns ein kleines Mädchen vorgeführt, das mitten in der zopfigen, gezierten Gesittung jenes Zeitalters ihr eigenes Troßköpfchen und ihre kräftige, gesunde und innige Natur durchsetzt und endlich, als die Ihrigen durch die leidige Sucht der Mutter, mehr scheinen zu wollen als sie sind, ins Unglück gestürzt werden, in ihrer tüchtigen und bescheidenen Weise wieder bessere Zeiten herbeiführt. Das Charakterbild der Lotte ist meisterhaft gezeichnet, von den Nebenpersonen überragt der originelle alte Tröbder selbst die vorzüglich geschilderten Eltern der Titelheldin. Das „Milieu“ ist mit erstaunlicher Sicherheit anschaulich gemacht. — Die zweite Erzählung, „Der Hirtenknabe“, hat romantische Färbung. Der Schauplatz ist Schottland; die Zeitereignisse, besonders der letzte bei Culloden scheiternde Versuch der Stuarts, die alte Krone wieder zu erlangen, spielen hinein. Die Handlung ist spannend, ohne abenteuerlich im schlimmen Sinn zu werden. Oft merkt man, daß die Verfasserin eine Verehrerin und gründliche Kennerin des großen Schotten Walter Scott ist. Doch beeinträchtigt dies ihre dichterische Selbst-

ständigkeit nicht. Die beiden reizvollen Kindergestalten, der arme Benjamin und die kleine Una, sind ganz ihr Eigentum. Die Erzählung von der Rückkehr des flüchtigen Baron Maxwell ist tief ergreifend, nicht minder die von dem Hinwelken und Sterben des treuen Benjamin. Das ganze Buch durchweht ein reines inniges Empfinden, es ist recht dazu angetan, die jungen Seelen nicht nur zu erheitern und zu rühren, sondern auch zu erheben und zu läutern. So sei es aufs wärmste empfohlen!

Indem die obigen Zeilen an die Redaktion abgehen sollen, wird uns die mit dem Bilde der Verfasserin geschmückte zweite Auflage ihres Meisterwerkes „Der Findling. Erzählung aus der Zeit der Reformation“ (Zwickau, Herrmann) zugesandt. Es wäre überflüssig, das seinerzeit auch von uns gewürdigte vortreffliche Buch unseren Lesern nochmals ans Herz zu legen.

Baughen.

G. Klee.

Teek, F., Dr., Schillers „Lied von der Glocke“. Übersichtlich geordneter Text mit nebenstehender eingehender Gliederung und einer bildlichen Veranschaulichung des Glockengusses. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1902. 8°. 0,50 M.

Rezensent schließt sich dem bereits vom Direktor Professor M. Evers in Barmen in seinem Buche: Schillers „Glocke“. Neue Textausgabe mit veranschaulichender Erklärung, eingehender Erläuterung und umfassender Würdigung; 2. Aufl., Leipzig, Heinrich Bredt, 1902, S. 13 und S. 106 über die Arbeit von Teek ausgesprochenen unbedingt lobenden Urteil gern an und betont seinerseits, daß selbst der schwächste Schüler an der Hand der Schrift, die von der Vorführung des Aufbaues der sogenannten Meisterprüche ausgeht, zu einem durchaus klaren und sicheren Einblick in die musterhafte Gliederung des Gedichtes gelangen kann. Mit leichter Mühe wird alsdann der Lehrer imstande sein, im Laufe seiner Belehrungen dem Lernenden den Durchblick durch die sogenannten Betrachtungen zu ermöglichen und eine nutzenbringende Besprechung jeder einzelnen Betrachtung daran anzuschließen.

Wolffstein.

Dir. Dr. Karl Löschhorn.

## Zeitschriften.

Das literarische Echo. 6. Jahrg. Nr. 2. Zweites Oktoberheft. Inhalt: Ernst Schulke, Volkstümliche Bibliotheken. — E. Blashoff-Dejeune, Samuel Cornut. — A. K. F. Tielö, Lyrische Anthologien. — Arthur Schurig, Stendhal-Literatur. — Gustav Manz, Memoirenliteratur. — Ernst Consentinus, Zwei Zeitungsjubiläen.  
— Nr. 3. Erstes Novemberheft. Inhalt: A. v. Gleichen-Rußwurm, Der Mäcen.

— Ernst Schulke, Volkstümliche Bibliotheken. — Gerhart Hauptmann, Über ein Volksbuch. — Stefan Zweig, Die um Stefan George. — Th. Achelis, Eine neue Herderausgabe.  
Die Deutsche Schule. 7. Jahrg. 9. Heft, September 1903. Inhalt: Das Grundproblem der Pädagogik. Von Ernst Beyer. — Paul Ratorp als Pädagoge. Zugleich mit einem Beitrag zur Bestimmung des Begriffs der Sozialpäda-

- gogik. Von Dr. Görland (Fortsetzung). — Zur Frage des Universitätsstudiums der Volksschullehrer. Von L. Boy (Schluß).
- 10. Heft, Oktober 1903. Inhalt: Das Grundproblem der Pädagogik. Von Ernst Beyer (Schluß). — Paul Ratorp als Pädagoge. Zugleich mit einem Beitrag zur Bestimmung des Begriffs der Sozialpädagogik. Von Dr. Görland (Fortsetzung). — Seelenwanderung in der Sprache. Von Johannes Gillhoff.
- Bayerische Zeitschrift für Realschulwesen. Band XI, Heft 4 der neuen Folge. Inhalt: Ost. Steinel, Zur Frage: Klassenlehrer-System oder Fachlehrer-System an der bayerischen Realschule. — F. Weinthal, Englische Konversation im Schulunterricht.
- Pädagogische Studien. 24. Jahrg. 5. Heft. Inhalt: Dr. phil. Franz Schulze, Entwicklungsgeschichte der Heimatkunde. — Anton Weis-Ulmenried, Tolstoi als Pädagoge.
- Pädagogische Blätter von Lehr, herausgegeben von Rutherfuss. 1903. Heft 10. Inhalt: Quensel, Zum 100jährigen Geburtstag Ludwig Richters. — Meißner, Die Bühnenaussprache und die Schule.
- 11. Heft. Inhalt: Meißner, Die Bühnenaussprache und die Schule (Schluß).
- 12. Heft. Inhalt: Prof. Dr. Eugen Kühnemann, Die philosophische Bedeutung Herders. — Seminardirektor Dr. Andreae, Die pädagogische Bedeutung Herders. — Prof. Dr. Morres, Über Herders Schulreden. — Lic. theol. Schiele, Herders Prosa im Seminarunterricht. — Seminardirektor Schulrat Ranigsch, Herder und das weimariische Seminar. — Seminarlehrer Rutherfuss, Blicke in Herders Familienleben.
- Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. 18. Jahrg. Nr. 11. Inhalt: Die Sprachreinheit. Von Oberlehrer Karl Gomolinsky. — Zur Sprache des Versicherungsrechts. Von Landrichter Otto Hagen. — Die Fremdwörter im deutschen Staspieler. Von A. Schubert. — Fußfrei. Von Prof. Dr. H. Dunger. — „Mittefritt“ und Verwandtes. Von Oberlehrer Dr. Karl Scheffler. — Fremdsprachliche Bezeichnungen auf deutschen Uhren. Von J. — Kleine Mitteilungen. — Sprechsaal. — Zur Schärfung des Sprachgefühls.
- Wissenschaftliches Beiheft. 4. Reihe. Heft 23/24. 1. November 1903. Inhalt: Ein Reichsamt für deutsche Sprache. Von Otto Behaghel. — Das deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm. Von Alfred Goetze. (Mit einer Vorbemerkung von Paul Pietsch.) — Die germanischen Bestandteile des russischen Wortschatzes und ihre kulturgeschichtliche Bedeutung von Otto Schrader. — Wie sind die Wortbildungen Referat, Dezernat, Inserat zu erklären? Von Hermann Dunger. — Die Mitarbeiter der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek“ als Sprachrichter und Sprachreiner. Von Wilhelm Feldmann.
- Monatschrift für höhere Schulen. 2. Jahrgang. 11. Heft. November. Inhalt: Der Rückgang des Gymnasiums in Rußland. Von Prof. Dr. F. Lezius an der Universität Kiew. — Der Ersatzunterricht für Griechisch in den Gymnasien. Von Direktor Dr. H. Bege mann in Neu-Ruppin. — Die Oberrealschule als humanistische Bildungsanstalt. Von Oberlehrer W. Ruß in Düsseldorf. — Moderne Schülerausgaben der alten Klassiker. Von Oberlehrer Dr. M. Siebourg in Bonn. — Zur Verteidigung von Schillers Glocke. Von Oberlehrer Prof. Dr. F. van Hoff in Koblenz.
- Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. 15. Jahrgang. 2. Heft. Inhalt: Vorläufiger Bericht über die 8. Hauptversammlung des Vereins zur Förderung des lateinlosen höheren Schulwesens. Von Prof. Fresler-Hannover. — Grundsätzliches von der Realschule, insbesondere der sächsischen. Von Prof. Dr. Lange, Realschuldirektor in Chemnitz. — Vergangenheit und Gegenwart. Aus der Praxis des Geschichtsunterrichts an den mittleren Klassen der Realschule. Von Dr. Sebald Schwarz-Dortmund. — Ausführungen zum Lehrplan der Realschule (Fortsetzung). Von Direktor Dr. Gille in Ems.

Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte. 3. Band. Heft 4. Inhalt: Nag Koch, Ausländische Stoffe und Einflüsse in Richard Wagners Dichtung. — Werner Deetjen, Zimmermanns Plan zu einem Zyklus von Hofenkaufendramen. — Timotheus Klein, Wieland und Rousseau I. — Hugo Holstein, Ein Grimmsches Märchen. — Artur Ludwig Stiefel, Über den Äopos des Burkard Waldis.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Jahrg. 1903. Heft 43 (Nr. 242—247). Inhalt: Eduard Mörikes Briefe. Von D. B. — Die „Marstanäle“ in neuer Beleuchtung. Von R. Dertel. — Die kulturelle Bedeutung des Spiels. Von Dr. jur. A. Elster (Jena). — Eine Schiffsbrüchige. Von Helene Richter. — Zur Entwicklungsgegeschichte des literarischen Porträts. III. (Schluß). Von Dr. Max Kemmerich (München). — Psychisch normal und psychisch abnorm. Von Prof. Dr. Th. Lipp's. — Meister Eckhart Revidivus. Von Alfr. v. Mensi. — Was wissen wir von den Indogermanen? III. Von Prof. Dr. M. Winternitz (Prag). — Das internationale physiologische Institut auf dem Monte Rosa. Von Prof. Angelo Rosso (Turin). — Über Erfinden und Patentieren. Von Dr. Alexander Lang (Freiburg i. Br.). — Das Ende des isländischen Verfassungskampfes. Von Nordicus. — Hebbels Tagebücher. Von R. Woerner (Freiburg i. B.).

— Heft 44 (Nr. 248—253). Inhalt: Wissenschaft und Buchhandel. — Wilhelm Weigand in seinen neuesten Dichtungen. Von D. B. — Theodor Mom-

sen 7. — Allerlei Mystifikationen. Von Prof. A. Brückner (Berlin). — Reise-Notizen aus Südamerika. Von G. Steinmann (Freiburg i. B.). — Zur Vorgeschichte der „Allgemeinen Zeitung“. Von R. D. — Die Erde ein lebendes Wesen? Von Dr. Georg Biedenkapf. — Grillparzer als Opernkritiker. Von Alfred Beetschen. — Ein neues Novellenbuch von Paul Heyse. Von Sigmund Schott. — Was wissen wir von den Indogermanen? IV. Von Prof. Dr. M. Winternitz (Prag). — Emil Fuchs als Bildhauer und Maler. Von Louise M. Richter (London). — Landwirtschaftliche Geräte und Arbeitsvorgänge als wichtige Hilfsmittel kunstgeschichtlicher Forschung. Von Prof. Dr. R. Braungart (München).

— Heft 45 (Nr. 254—259). Inhalt: Briefe aus einer heroischen Zeit. Von D. B. — E. P. Tiele und die vergleichende Religionswissenschaft. Von Georg Gehrich. — Vom Weihnachtstisch. I. — Neuere kriminalanthropologische und kriminalpsychologische Forschungen. Von Fr. Mohr (Grafenberg). — Wieland als Sprachreiner. Von Dr. Wilhelm Feldmann (Freiburg i. B.). — Germanistische Gedanken im Dienste der Gegenwart. II. Von Dr. Alexander v. Peez. — Das galante Jahrhundert. Von B. S. — Was wissen wir von den Indogermanen? V. Von Prof. Dr. M. Winternitz (Prag). Fränkischer Kurier, Unterhaltungsblatt. 50. Jahrg. Nr. 87. Inhalt: Prof. Christian Eidam, Die Stellung der deutschen Shakespeare-Gesellschaft zu der Neubearbeitung des Schlegel-Lied.

## Neu erschienene Bücher.

Dr. Richard Lanbe, Rudolf Hildebrand und seine Schule. Leipzig, Fr. Brandstetter, 1903. 136 S.

Ernst Weber, Der deutsche Spielmann. Eine Auswahl aus dem Schätze deutscher Dichtungen. Band 1: Kindheit. Band 2: Wanderer. Band 3: Wald. München, Georg D. W. Callwey u. C. Haushalter, 1903.

Hermine und Hugo Möbius, Peter Rosegger. Leipzig, L. Staackmann, 1903. 155 S.

H. Gery und F. Hundt, Diktate in Aufsatzform. Wiesbaden, R. Bechtold u. Co., 1903. 64 S.

Edwin Wille, Schriftdeutsch und Volkssprache. Leipzig, Fr. Brandstetter, 1903. 215 S.

- Prof. Karl Altendorf, *Ästhetischer Kommentar zur Odyssee*. Gießen, Emil Roth, 1904. 79 S.
- Prof. Dr. Sahr, C. Ferd. Meyer, Jürg Jenatsch (*Lyons Ästhet. Erläuterungen deutscher Dichter des 19. Jahrh. Nr. 11*). Leipzig, B. G. Teubner, 1904. 48 S.
- Dr. Gerhard Heine, Ferd. Avenarius als Dichter (*Lyons Ästhet. Erläuterungen deutscher Dichter des 19. Jahrh. Nr. 13*). Leipzig, B. G. Teubner, 1904. 48 S.
- Prof. Dr. A. G. Meyer und Dr. L. Nagel, *Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten*. Ausg. A. Unterstufe. 1. Teil für Klasse VI. 5. Aufl. 288 S. 2. Teil für die Klassen V und IV. 4. Aufl. 393 S. — Ausg. B. Unterstufe. 1. Teil für Klasse VI. 4. Aufl. 288 S. 2. Teil für Klasse V. 3. Aufl. 317 S. 3. Teil für Klasse IV. 3. Aufl. 334 S. — Ausg. C. Unterstufe. 1. Teil für Klasse VI. 5. Aufl. 288 S. 2. Teil für Klasse V. 317 S. 3. Teil für Klasse IV. 334 S. — *Gedichtsammlung für die Mittelstufe (Klasse III—I der Realschulen)* 5. Aufl. 364 S. Leipzig, Dürr, 1903.
- Meyers *Historisch-Geographischer Kalender für 1904*. Leipzig-Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts.
- M. Volkart, *Huldigung der Stände*. Festspiel zu Kaisers Geburtstag. Mühlhausen i. Th., G. Danner. 13 S.
- Dr. L. Günther, *Deutsche Rechtsaltertümer in unserer heutigen deutschen Sprache*. Leipzig, W. Grunow, 1903. 160 S.
- Prof. Dr. A. G. Meyer und Dr. L. Nagel, *Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten*. Prosahest 1 für Untertertia (Klasse III der Realschulen). 3. Aufl. 127 S. Prosahest 3 für Untertertia (Klasse III der Realschulen) von Dr. Weise. 2. Aufl. 163 S. Prosahest 5 für Untertertia (Klasse III der Realschulen) von Dr. Buzello. 2. Aufl. 155 S. Prosahest 4 für Obertertia und Untersekunda (Klassen II und I der Realschulen). 2. Aufl. 167 S. Leipzig, Dürr, 1902 und 1903.
- Gust. Ad. Müller, *Das Grab am Rhein*. Roman. Bremerhaven, L. v. Bangerow, 1903. 203 S.
- Dr. Rich. Seyfert, *Die pädagogische Idee in ihrer allgemeinen Bedeutung*. Leipzig, Ernst Wunderlich, 1904. 52 S.
- Dr. Franz Prosch, *Geschichte der deutschen Dichtung*. 2. Teil: Schiller, Goethes und Schillers Zusammenwirken, Romantik. 2. Aufl. Wien, Karl Graeser u. Ko., 1904. 181 S.
- Heinrich Bischoff, *Richard Bredendrücker, der südtirolische Dorfdichter*. Stuttgart, Adolf Bonz u. Ko., 1903. 87 S.
- Paldamus, *Deutsches Lesebuch*. Ausg. C. Vorstufe, Oktava. 16. Aufl. von Prof. Dr. Franz Höfler. 218 S. — 2. Teil: Sexta. 20. Aufl. von Dr. Oskar Winneberger. 306 S. — 3. Teil: Quinta. 16. Aufl. von Dr. Oskar Winneberger. 384 S. Frankfurt a. M., Moriz Diesterweg, 1903.
- Dr. Adolf Lange, *Deutsche Götter- und Heldensagen*. 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner, 1903. 405 S.
- Heinrich Kock, *Deutsche Heldensagen*. 2. Aufl. von Dr. Bruno Busse. 1. Band: Gudrun- und Nibelungensage. Leipzig, B. G. Teubner, 1903. 306 S.
- H. Cassel, *Deutsche Aufsätze für Volks- und Bürgerschulen*. 1. Teil: I. und II. Stufe. 98 S. 2. Teil: III. Stufe. 146 S. Hannover-Berlin, Carl Meyer (Gustav Prior), 1904.
- Dr. Albert Bielschowsky, *Goethe. Sein Leben und seine Werke*. 2. Band. 1. bis 3. Aufl. 737 S.



## Die Begründung der deutschsprachlichen Forderungen im 17. Jahrhundert mit Rücksicht auf Unterricht und Wissenschaft.

Von Dr. Reinhard Dietel in Leipzig.

(Schluß.)

### IV. Begründung durch die Vorzüge der deutschen Sprache im besonderen.

Als einen Hauptvorzug der deutschen Sprache, der sie weit über alle anderen Sprachen erhebt, rühmt man mit Ausnahme weniger Stimmen, die sich der vorherrschenden Meinung widersetzen, ihr sogenanntes „Urkaraktertum“. Hierbei werden freilich nach dem Standpunkt unserer heutigen vergleichenden Sprachwissenschaft ungeheuerer Lächerlichkeiten und Albernheiten mit dem größten Ernst und nicht geringem Nachdruck vorgetragen. Weit entfernt von der Vorstellung einer indogermanischen Ursprache und der aus ihr hervorgegangenen Sprachfamilien, erkennt man wohl eine Verwandtschaft zwischen diesen, sucht aber eine Sprache als die Grundsprache hinzustellen, aus der die übrigen geflossen seien. Und fast allgemein betrachten die deutschen Patrioten natürlich ihre deutsche Sprache als solche. Älter als sie ist nur die hebräische. Sie ist die unmittelbare Fortsetzerin der alten „scythischen“ oder keltischen Sprache, die Ascanas, der Urvater der Deutschen, nach der Sprachenverwirrung bei dem Turmbau zu Babel von Kleinasien mit nach Deutschland gebracht hat. Aus ihr sind dann alle europäischen Sprachen hervorgegangen, sowohl die gegenwärtigen, als die antiken. Es sind alle nur „dialecti“ dieser „keltischen Urv- und Erbsprache“, wie man sie fortwährend nennt.<sup>1)</sup> Auf's genaueste sucht man das zu beweisen, indem man die deutschen Wurzeln und Stammwörter herausucht, die in fremden Völker-, Länder- und Städtenamen und unzähligen anderen Wörtern zu finden sind.<sup>2)</sup>

1) Schottel, S. 34. — Besen, Hochd. Sprachüb. — Morhof, S. 28. — Ehrenfranz, S. 208 flg., 214 flg., 287 flg. — Hadewig, S. 5 flg. — Böbker, S. 170, 420 flg. — Harßdörffer, Gespr. I, Zuschr. S. 12. Spec. phil. disqu. III. — Comenius, N. L. L. Methodus, cap. III.

2) Dvitz, a. a. O., S. 88. — Schottel, ebenda, S. 19 u. 34. — Leibniz, Univ. Geb. § 42 — 46. — Morhof, S. 38.

Nur nebenbei sei auf die Ungeheuerlichkeiten hingewiesen, zu welchen man kam, wenn man z. B. lateinische oder griechische Worte unter allen Umständen von deutschen, resp. altdutschen abzuleiten suchte, was die famosen Etymologien jener Zeit beweisen.<sup>1)</sup> Einige, wie Morhof<sup>2)</sup> und Stiehler<sup>3)</sup>, gehen zwar in den Ableitungen nicht so weit, sondern wollen wenigstens solche Worte als deutsche Lehnworte anerkannt wissen, die „bei der Befehung der Deutschen eingeführt und keinen Grund in der teutschen Sprache haben“, stellen aber auch ihre Muttersprache als die Ursprache aller europäischen Sprachen hin. Nur wenige setzen, wie gesagt, der ganzen Lehre vernünftigen Widerstand entgegen und suchen mit Spott und Hohn deren Lächerlichkeit darzutun. Dafür werden sie aber, wie der Hallische Rektor Christian Gueinz, von den Gegnern nicht gerade glimpflich behandelt.

Selbst ein Leibniz ist auf dieses vermeintliche Uraltertum der deutschen Sprache nicht wenig stolz, wenn er sagt: „Giebt also die Untersuchung der Teutschen Sprache nicht nur ein Licht vor uns, sondern auch vor ganz Europa, welches unserer Sprache zu nicht geringem Lobe gereichet“, und an anderer Stelle: „... ist auch die Lateinische und Griechische Sprache den uhrakten Teutschen ein Großes schuldig.“<sup>4)</sup>

Als weiteren Vorzug hebt man die große Verbreitung der deutschen Sprache hervor. Sie wird weithin im Auslande gesprochen. Selbst Feinde Deutschlands, meint Schupp, gebrauchen sie, ein sicherer Beweis dafür, wie hoch sie zu schätzen ist, und daß sie nirgend mehr verachtet wird als in Deutschland selbst.<sup>5)</sup> Schottel betont mit Rücksicht darauf, daß dieser, wenn auch nicht immer richtige und fehlerfreie Gebrauch doch um so höher anzurechnen ist, als die deutsche Sprache überaus schwer zu erlernen sei, worin er einen neuen Vorzug erblickt.

Die schwere Erlernbarkeit einer Sprache zeigt nämlich ihre „Tiefen und Verborgtheit und Kunst“. Wenn manche Ausländer gerade daraus, daß sie trotz jahrelangen Studiums sich der deutschen Sprache doch nur

1) Ein Beispiel von dem noch gemäßigten Morhof, a. a. O., S. 115 genüge: Lat. „homo“ soll vom deutschen „Mann“ abgeleitet sein. Das sei bei den Angelsachsen „Mon“ ausgesprochen worden, was offenbar zusammenhänge mit dem alten hemon. „Die Syllaba He scheint als aus dem Articul geblieben, und ein blosser Voratz zu sein, welche auch bey den Teutschen und Sachsen pronomen demonstrationum masculini sexus ist.“ 2) ebenda, S. 46 u. 64 flg. 3) a. a. O., Vorrede.

4) *Unb. Ged.*, § 42 u. 44.

5) *Consecratio*, S. 7 flg.: Sed fortasse non ubique interpretem inveniet Germanus? O egregiam curam! Non facile locum invenies, ubi lingua Germanica plane exulet, adeo ut credam linguam Germanorum nullibi minus aestimari quam in Germania . . .

zum Gelächter der Deutschen bedienen, schließen, ihre heimische Sprache, die die Deutschen in viel kürzerer Zeit erlernen könnten, müsse insofgedessen auch viel besser sein, so ist das ein vollkommener Fehlschluß. Und mannigfaltige Vergleiche zieht der Verfasser der „Ausf. Arbeit“ zum Beweise dafür heran. Sei denn z. B. ein künstliches Musikstück von vier oder fünf Stimmen, das dem lernenden Lautenspieler viel mühsamer zu üben falle als etwa ein Tanz oder ein Straßenlied, deswegen auch schlechter als jene?<sup>1)</sup>

Die deutsche Sprache hat eben als weitere rühmenswerte Eigenschaft ihre eigenen schwierigen Gesetze und Regeln, nach denen sie gehandhabt werden muß, ihre „besondere Richtigkeit“, wie man sich ausdrückt. Freilich wird sie, so führt man aus, gegenwärtig selbst in Deutschland überaus regellos gebraucht, und es muß eine Verbesserung hierin unbedingt eintreten, allein Grund genug, die Muttersprache „um ihrer selbst willen als *materia subjecta* nach den Regeln der Grammatiker“ in den Schulen zu lehren.<sup>2)</sup> Aber auch des jetzigen Zustandes braucht sich der Deutsche noch lange nicht zu schämen oder gar deswegen zu fremden Sprachen seine Zuflucht zu nehmen; denn hierin ist auch die französische, namentlich aber die italienische Sprache noch lange nicht vollkommen, obgleich sie gegenüber der deutschen im Vorteil sind, da sie unmittelbar aus dem Lateinischen hervorgegangen sind und auch in großen Dichtungen vortreffliche Muster besitzen.<sup>3)</sup>

Über alle anderen Sprachen aber erhebt nach dem einstimmigen Urteil unserer Autoren die deutsche Sprache ihr Wortreichtum, ihre „Völligkeit“, durch die sie ohne jeden Zweifel allen Ansprüchen, die in dieser Beziehung an eine Sprache gestellt werden, vollauf genügt. Die Ausführungen davon nehmen bei einzelnen, namentlich bei Schottel, einen weiten Raum ein und arten in förmliche Lobgesänge aus. Besonders dieses Vorzugs wegen gibt man ihr das Prädikat einer „Hauptsprache, die an und für sich selbst bestehen kann und keiner fremden Worte bedarf“.

Zum Beweis für den Reichtum an Worten führt man die große Anzahl der Synonymen an, von denen Grimmselshausen rühmt, daß sie nicht etwa, wie es den Schein erwecken könne, dasselbe bezeichnen, sondern daß sie „eins und dasselbe fein ausdrücklich unterscheiden, sodaß man auch ganz keiner fremdden Sprache bedürftig, wann man diese nur recht gebraucht“.<sup>4)</sup>

1) Ausf. Arb., S. 20.

2) Ratichius, Gründl. Bericht, a. a. D. I, S. 71 flg. — Schottel, S. 173 u. 1009.

3) Leibniz, Univ. Ged. § 102.

4) Grimmselshausen, a. a. D., S. 1119 u. 1165. — Schupp, Cons., S. 7: *Copia tanta est, ut pleraque vocabula unam tantum rem denotent, pauca sunt ambigua, rara aequivoca.* — Wegen dieses Vorzuges nennt Jesen in seiner Hochd. Sprachübung die deutsche Sprache eine „redliche Sprache“. — Vgl. ferner Grau, S. 39 u. 81.

Und wie mit einzelnen Worten ist es auch mit einer Menge von Redensarten, die zwar alle den gleichen Vorgang bezeichnen oder eine gleiche Tatsache angeben, aber immer eine feine Verschiedenheit der Betrachtung ausdrücken.<sup>1)</sup>

Vor allem wird auf die Fähigkeit der deutschen Sprache hingewiesen, durch Zusammensetzungen neue Worte zu schaffen, worin eine Sprache am besten ihre „wunderreichsten Eigenschaften“ offenbaren könne<sup>2)</sup>, und die „einem unererschöpflichen Springquell gleiche, die Händel der Natur und die Veränderungen des menschlichen Wesens abzubilden, vorzustellen und auszudrücken, und also aus den innersten Geheimnissen der Sprachen mit uns zu reden.“<sup>3)</sup> Und eben in dieser Beziehung übertrifft die deutsche Sprache wiederum alle anderen. Um dies augenscheinlich zu zeigen, hat Schottel mit Bienenfleiß eine Unmenge von Zusammensetzungen und Ableitungen gesammelt und neu gebildet, neben die er manchmal die umständlicheren lateinischen oder französischen Bezeichnungen und Umschreibungen gesetzt hat, um damit zugleich darzutun, wie knapp und bündig der Deutsche bei allem Wortreichtum seiner Sprache reden könne.<sup>4)</sup>

In der Kürze und Bestimmtheit des Ausdrucks sieht man nämlich einen weiteren Vorzug. Der Reichtum an Zusammensetzungen und Ableitungen, meint man, wie an präzisen Ausdrücken, die die feinsten Unterscheidungen sprachlich bezeichnen, bringt es mit sich, daß der Deutsche in seiner Sprache sich dieser Kürze bestreuen kann, ohne der Klarheit und Verständlichkeit Abbruch zu tun.<sup>5)</sup>

Bei aller Gedrungenheit läßt sich aber doch reiche Eleganz und Biederde, ein glänzender Fluß der Sätze erreichen.<sup>6)</sup> Zugleich kann man, wenn es die Situation erfordert, solche Kraft und Wucht des Ausdruckes erzielen, daß sie wohlgeeignet erscheint als Sprache zwischen starken Männern und wohlgeeignet, den Feinden Schrecken einzujagen.<sup>7)</sup>

1) Vgl. Schottel, S. 118 flg., wo er die Ausdrücke sterben und töten gegen 150 mal in längeren oder kürzeren Redensarten umschreibt.

2) Harßdörffer, Gespr. I, Zuschr., S. 26 u. III, S. 297.

3) ebenda, S. 80. Vgl. auch Comenius, N. L. L. Methodus, cap. IV, § 26.

4) ebenda, S. 88.

5) Schupp, Cons., S. 7: Quae necessitas nos alios inepte imitari et in aliena castra transfugere cogit? Lingua nostra ea est, quae omnem moram excludit, nullam prolixitatem admittit. — Vgl. auch Schottel, S. 74 flg. — Grau, S. 80. — Comenius, ebenda.

6) Dpiß, a. a. D., S. 95. — Schupp, ebenda, S. 4 u. 8.

7) Vgl. Schupp, Cons., S. 4 u. 8: Sunt, qui inter linguas ita distinguere solent, ut cum deo ob majestatem Hispanice, cum principibus ob gravitatem Italice, cum feminis ob gratiam Gallice, cum viris et praesertim cum hostibus ob terrorem Germanice loquendum putent. — Vgl. Ehrenfranz, S. 126.

Welchen Vorzug hat die Muttersprache erst in den vielen onomato-poetischen Ausdrücken! Ähnlich wie den Wortreichtum besingt man auch diese sprachliche Erscheinung in den höchsten Tönen. Schottel nennt deswegen die deutsche Muttersprache „ein zwingendes Getön, reich an Milde, reich an Güte, voll Donner, voll Blizens, voll Lachens, voll Weinens, voll Grausens und Brausens, voll lieblicher Härte und fließender Süßigkeit“.<sup>1)</sup> Und der redselige Harssdörffer ergeht sich in wahrscheinlicher Anlehnung an Schottel in folgendem Erguß<sup>2)</sup>: „Die deutsche Sprache redet mit der Zunge der Natur, indem sie alles Getön und was nur einen Laut, Hall und Schall von sich giebet, wol vornehmlich ausdrücket. Sie donnert mit dem Himmel, sie bliket mit den schnellen Wolken, strahlet mit dem Hagel, fauset mit den Winden, brauset mit den Wellen, rasselt mit den Schlossen, schallet mit der Luft, knallet mit dem Geschütze, brüllet wie der Leu, plerret wie der Ochs, brummet wie der Bär, beeket wie der Hirsch, blöcket wie das Schaf, grunzet wie das Schwein, muffet wie der Hund, rintschet wie das Pferd, zischet wie die Schlange, mauet wie die Katz, schnattert wie die Gans, quacket wie die Ente, summet wie die Hummel, lacket wie das Huhn, klappert wie der Storch, kracket wie der Rab, schwirret wie die Schwalbe, silket wie der Sperling, und wer wollte doch das wunder-schickliche Vermögen alles ausreden.“ Ebenso überschwenglich redet Bödiker, um noch eine Stimme anzuführen, von dem lautmalerischen Element der deutschen Sprache als „der wunderreichen Quelle . . ., dadurch sie der Natur auf den Fuß nachgeheth und der Dinge gründliches Wesen und des Herzens Sinn vollkömmlich außsprechen kann“.<sup>3)</sup>

Zum Schlusse sei in diesem Zusammenhange noch ein eigentümlicher Hinweis Fischarts erwähnt. Er erblickt nämlich einen Vorzug der deutschen Sprache darin, daß sich in ihr gerade so wie in der lateinischen und griechischen Sprache Hexameter behandeln ließen. Zur Bestätigung dafür gibt er Proben selbstgefertigter Hexameter, die nun freilich nicht gerade als Muster dienen können.<sup>4)</sup>

Beim Übersehen der aufgezählten, in den hellsten Farben geschilderten Eigenschaften und Fähigkeiten der deutschen Muttersprache legen ihr die Patrioten die überschwenglichsten Attribute bei. Man nennt sie „künstlich, schönes Gebäu, wunderreiche Kunst- und mächtige Heldensprache, die vollkommene, herrliche, deutliche, wollaute, vornehmliche, kraft- und fastreiche Sprache und stellt sie in begreiflicher, vielleicht auch bewußter Selbst-

1) S. 59 u. 109. — Vgl. Ehrenkranz, S. 190.

2) Gespr. I, Zuschr., S. 12. — Vgl. ebenda III, S. 290. — Ehrenkranz, S. 126. — Grau, S. 91.

3) a. a. D., Vorrede. 4) Geschichtsklitterung, a. a. D., S. 163 flg.

überhebung allen anderen Sprachen voran.<sup>1)</sup> „Sie ist wortreicher als die Hebräische, in Verdoppelung fügsamer als die Griechische, in den Sinnesdeutungen mächtiger als die Lateinische, in der Lieblichkeit anmühtiger als die Französische, in der Verfassung richtiger als die Welsche“, solche und ähnliche Vergleiche finden sich oft.<sup>2)</sup>

Und nun wendet man an und fragt: Eine solche Sprache will man nicht zur Gelehrtensprache erheben und als Unterrichtssprache verwenden? Ihr zieht man die lateinische Sprache vor und besudelt sie obendrein noch mit Fremdwörtern, die sich doch nur ausnehmen wie Kieselsteine in Gold gefaßt? Solche Schätze läßt man begraben sein und bringt sie nicht ans Licht? Muß nicht jeder, der solche überreiche Schätze nur von fern erblickt, ohne sich noch in seine Muttersprache vertieft zu haben, mit ganzer Liebe ihr zugetan sein?<sup>3)</sup> Darum ruft Schottel begeistert aus: „Die uralte Sprache, die zierliche Sprache, die prächtige Sprache, die Sprache, die vollständig und unvermengt durch die grimme Flucht so langer Jahre gedrungen und sich bei uns erhalten hat: diese ist die Sprache, o ihr Teutschen, die euch einzig zu lieben, diese ist es, wo ihr euch nicht wolt dero unwürdig machen, die ihr müßet in Ehren und Würden halten, die ihr müßet zieren und ausschmücken.“<sup>4)</sup>

Freilich scheint es — so erwägt man weiter — als besäße die Muttersprache die genannten Eigenschaften nicht. Denn in dem gegenwärtigen Zustande macht sie eher den gegenteiligen Eindruck als den geschilderten. Sie gleicht aber in dieser Beziehung einem kostbaren Erz, das in einem Bergwerke verborgen liegt<sup>5)</sup>, einem Rohstoffe, in dem kostbare Baumaterialien genug vorhanden sind, wenn nur die Verfertiger wohl bauen, schneiden, schmelzen und formen wollten.<sup>6)</sup>

In der Bezeichnung von leiblichen Dingen, von Kunst- und Handwerksfachen, von Jagd- und Weidwerk, Schiffahrt, Bergwerken u. dgl. haben zwar die Deutschen, wie Schottel und Leibniz ausführen, ihre

1) Harsdörffer, Gespr. III, S. 289; IV, S. 217. — Spec. phil., S. 191. — Grimmselshausen, Teutscher Michel, S. 1063. — Bödiker, a. a. D., Vorrede. — Schottel, S. 11, 20 flg., 1006.

2) Schottel, S. 409. — Ehrenfranz, S. 1. — Bödiker, S. 418. — Harsdörffer, Gespr. I, Zuschr., S. 15. — Opitz, der im Aristarchus, a. a. D., S. 95, schreibt: Ingenium certe verborum nostrorum et tractus sententiarum ita decens est, ita felix, ut neque Hispanorum majestati, neque Italorum decentiae, neque Gallorum venustae volubilitati concedere debeat. — Ähnliche Worte spricht ihm Harsdörffer, Spec. phil., S. 191 nach.

3) Jesen, Hochb. Sprachüb. — Ratichius, Gründl. Bericht, a. a. D., S. 71.

4) a. a. D., S. 23. — Vgl. auch ebenda, S. 10 und Ehrenfranz, S. 138 u. 342.

5) Riß, Rettung, Vorwort. 6) Schottel, ebenda, S. 1219.

Sprache bereits hoch ausgebildet, aber es herrscht noch Mangel an feineren Bezeichnungen und Unterscheidungen für die Objekte der Wissenschaft.<sup>1)</sup> Und weil dem so ist, so setzt Christian Thomasius den Gedanken fort, so bildet man sich ein, die deutsche Sprache sei nur zur Bezeichnung der Handlungen im gemeinen Leben tauglich oder schicke sich, wenn es hoch komme, zu weiter nichts, als „Histörgeu und neue Zeitungen“ darin zu schreiben, nicht aber die Lehren der Wissenschaft darin zu fassen. Dazu seien allein die alten Sprachen das geeignete Medium.<sup>2)</sup> Dieser Standpunkt ist aber grundverkehrt. „Ist denn“, sagt Schottel hierzu an anderer Stelle, „ein silbernes, mit Wein gefülltes Geschirr besser als ein güldenæs mit Bier?“<sup>3)</sup>

Den Mangel an feineren Bezeichnungen hat eben nicht das Unvermögen der Muttersprache bedingt, sondern — man wendet die im zweiten Abschnitte erwähnte Beobachtung an fremden Sprachen an — das Fehlen des guten Willens der Deutschen, ihre Sprache durchgehends zu heben und auch für den Ausdruck des Geistigen einen hinreichenden Wortvorrat zu schaffen. Schon daraus, daß der gemeine Mann für alle seine Werkzeuge, Arbeiten, Handlungen deutsche Ausdrücke gebrauche und für jede neue Art seiner Tätigkeit und die damit verbundenen Bedürfnisse aus dem Brunnquell der Muttersprache die Bezeichnungen schöpfe, folgt nach Leibniz ohne Zweifel auch, daß die Wissenschaft und Kunst von ihren vornehmen und gelehrten Pflegern vielleicht noch besser in reines Deutsch gefaßt werden könnte, wenn sie diese heilige Pflicht nur erfüllen wollten.<sup>4)</sup> Wieviel eher würde das der Fall sein, wenn alle Mittel zur Herausarbeitung der Muttersprache angewendet würden! Als solche werden genannt: Untersuchung und Musterung der deutschen Sprache von seiten einer Gesellschaft, Anlegen eines deutschen Wörterbuches auf Grund schriftlicher Quellen und des mündlichen Sprachschazes unter gleichzeitiger Berücksichtigung altdeutscher Dialekte und jetzt lebender Mundarten, ferner Neubelebung vergangener und veralteter Ausdrücke, Aufnahme mundartlicher Bezeichnungen in die Schriftsprache, Erfinden neuer, vor allem zusammengesetzter Wörter und Verleihen des Bürgerrechts an einige gute fremde.<sup>5)</sup>

1) Ausf. Arb., S. 58, 100, 1218. — Univ. Ged. § 9.

2) a. a. D., S. 22. 3) a. a. D., S. 1007.

4) Fischart, Philof. Ehezucht., a. a. D., S. 118. — Besen, Helic. Hefel, S. 87. — Schottel, S. 165. — Leibniz, Univ. Ged. § 15.

5) Schottel, a. a. D., S. 158 flg., 176, 1150—1215, 1254 flg. — Leibniz, ebenda, § 32 flg., § 64. — Harßdörffer, Spec. phil. disquis. VIII, § 13. — Comenius, N. L. L. Methodus, cap. XXVIII, 16. — In dem zuletzt angegebenen Punkte herrscht keine Einigkeit; während die Radikalen alle Fremdwörter ausgemerzt wissen wollen, vertreten die Gemäßigteren obigen Standpunkt; ein Streit, der für unseren Zweck kein Interesse hat.

Die Folge solches gemeinsamen Arbeitens und Schaffens beschreibt Schottel folgendermaßen: „Es wird dann sonder Zweifel die überaus große Menge Teutscher Wörter und wundersame Füglichkeit der Teutschen Sprache solchermaßen erst zu Tage kommen, daß auch diejenigen, welche ihr nur ein saures Unvermögen und grobe Armutt zueigenen, werden bekennen müssen, wie ungöttlich man mit dieser Sprache handele, und daß ihr erlaubet und möglich sein könne, alles das, was die Natur und Kunst uns wil gelehret haben, verständlich und kunstmäßig mit Wollaut anzudeuten.“<sup>1)</sup> Und darin stimmen alle überein: allen Künsten und Wissenschaften, sie mögen heißen, wie sie wollen, kann sie zur Darstellung dienen. Der Philosoph kann, wie bisher in griechischer und lateinischer, fortan in hochdeutscher Sprache seine philosophischen Lehren vortragen. Die Rechtsgelehrten können ebenso in deutscher Sprache Recht sprechen nach einem deutsch geschriebenen Corpus juris. Der Medicus kann auf deutsch gelehrt bekommen, den Leib zu kurieren und zu versorgen, und wie die Theologen von der Kanzel nur deutsch predigen können, so können sie auch auf den Universitäten ihre Wissenschaft in deutscher Sprache sich aneignen.<sup>2)</sup> Grau fügt noch den richtigen Gedanken hinzu, daß „die Sprach-Eigenschaften und Sprach-Nothwendigkeiten, die Dinge zu bedeuten und auszusprechen, zu beschreiben, zu zehlen, zu messen, zu bedenken, zu betrachten das göttliche Wesen, zu beschauen die geistlichen und leiblichen Geschöpfe, zu beobachten seine Pflicht, einzurichten die menschliche Gesellschaft, zu bereden zum guthen und abrathen vom bösen, zu erforschen die Arzney, zu urtheilen das Rechte“, daß diese Fähigkeiten der deutschen Sprache viel mehr gesteigert werden würden, wenn man nur erst den Anfang dazu gemacht haben würde, sie in Schulen und Universitäten zu verwenden.<sup>3)</sup>

Zum Beweise, daß die deutsche Sprache wirklich zur Darstellung eines werten und guten Inhalts, wie besonders zu wissenschaftlichen Zwecken benutzt werden könne, weist man hin auf deutschgeschriebene Bücher aus alter und neuer Zeit.<sup>4)</sup> „Die Erfahrung hat es längst bezeuget“, schreibt Bödiker in wörtlicher Übereinstimmung mit S. 125 der Teutschen Sprach Ehrenkranz, „daß die deutsche Sprache zu Eröffnung eines jeden Gedanken und Meynung, zu aller Nothdurft, zur Zier, zur Bewegung der Gemüter

1) a. a. D., S. 111. — Vgl. S. 165.

2) Ratichius, Memorial, a. a. D., S. 26 flg. — Bericht der Gießener Prof., ebenda, S. 72. — Bericht der Jenaer Prof., ebenda, S. 51. — Schupp, Lehrs. Schriften I, S. 553. — Schottel, S. 150. — Harßbörffer, Gespr. III, Vorrede. — Rist, a. a. D., Brief an Herrn Pomposian Windtbrecher. — Stiehler, a. a. D., Vorrede. — Thomasius, Drei Bücher . . . § 21 der Vorrede. — Buffingius, a. a. D., § 22. — Grau, S. 45 flg. S. 58.

3) S. 37 u. 82. 4) Schottel, S. 1147. — Grau, S. 95.



zu Schimpf und Ernst, zu Lieb und Leid, so reich an Worten, daß man nicht noth hat, aus Lateinischer oder andern Sprachen zu entlehnen, damit man rund, zierlich und verständlich schreiben und reden könne.“ Während zu diesem Zwecke ein Harsdörffer auf dichterische Werke früherer und neuerer Zeit Rücksicht nimmt und solche mit Stolz auführt<sup>1)</sup>, hat der fleißige Schottel neben poetischen eine große Menge von wissenschaftlichen Büchern zusammengestellt, von denen er sagt, daß sie bereits enthielten, „was recht nötig vorzubringen aus der Theologia, Juristerei, Medicin, den vornehmsten Stücken der Philosophie, in Politischen Reichs= Kriegs= und Friedens= henden, wie auch in der Poeterei, Geschichtswesen, Schiffahrten, Bergwerken, Jagtrechten, Mühl= Hütten= Salzwerken, Baumeisterei und was sonst in der Welt für Handel vorkommen mögen.“<sup>2)</sup> Auch der Herborner Professor Grau führt zu fast allen wissenschaftlichen Disziplinen Schriften in deutscher Sprache an, wobei er besonders auf die deutschgeschriebene wissenschaftliche Literatur (aus der letzten Hälfte seines Jahrhunderts hinweist und am Schlusse hochehrent hervorhebt, daß in den jährlich herauskommenden Bücher= verzeichnissen die Zahl der deutschen Bücher der der lateinischen mindestens gleich sei, was doch genugsam beweise, wie weit es die deutsche Sprache zur Darstellung von wissenschaftlichen Stoffen gebracht habe, also auch zum „Grund= und Hochlehren“ sattam geschickt sei.<sup>3)</sup> Auf die zahlreichen deutschen Schriften der vergangenen Jahrzehnte beruft sich auch Stiehler und preist diejenigen, „die sich des Deutschen Sprachwesens mit aufrichtigem Lands= männlichen Ernste und unverdroßenem Kunstfleiß angenommen und es auch vermittels reifen Nachsinnens und munterer Handanlegung so weit gebracht haben, daß die deutsche Sprache getrost fremden Sprachen die Spitze bieten kann.“<sup>4)</sup>

Fischart, Schottel, Leibniz, Grau machen noch besonders auf die theologischen Schriften in deutscher Sprache aufmerksam, die aus dem Kreise der Mystiker und der Reformatoren hervorgegangen waren. Am meisten rühmt man natürlich die Bücher Luthers, der durch die deutsche Sprache Wunderdinge getan und durch sie die Wahrheit und das Wesen des Dinges, davon er handle, gleichsam augenscheinlich vorgestellt habe.<sup>5)</sup> Geradezu entzückt ist man über seine Bibelübersetzung als ein Produkt deutschen Geistes. „Ich kann nicht glauben“, schreibt Leibniz, „daß möglich sei, die

1) Spec. phil. disquis. VIII, § 13.

2) ebenda. 3) a. a. D., S. 45, 60, 96. 4) Vorrede.

5) Fischart, Ehezuchtbüchlein, a. a. D., S. 123. — Schottel, S. 19, 1014. — Grau, S. 58. — Leibniz, Univ. Ged. § 14: Ja selbst diejenigen, die sich zu den Träumern und Schwärmern geneiget, brauchen gewisse schöne Worte und Reden, die man als goldene Gefäße der Aegypter ihnen abnehmen und zu dem rechten Gebrauch ihnen widmen könnte.“

Heilige Schrift in einiger Sprache zierlicher zu dolmetschen als wir sie in Deutsch haben. So oft ich die Offenbarung auch in Deutsch lese, werde ich gleichsam entzückt, und finde nicht nur in den göttlichen Gedanken einen hohen prophetischen Geist, sondern auch in den Worten selbst eine recht heroische, und wenn ich so sagen darf, Virgilianische Majestät.<sup>1)</sup> Mit ähnlichen Worten beglückwünscht Graub die Deutschen zu ihrer Bibelübersetzung, die glänzend zeige „Natur, Art und Aufruct“ unserer Landessprache<sup>2)</sup>, und Fischart meint mit Rücksicht darauf, könne man die Theologie in der deutschen Sprache schon so deutlich, hell und rein lesen, so könne man das auch in mehreren.<sup>3)</sup>

Auffallend ist in diesem Zusammenhange folgende Stelle in dem Gründlichen Bericht des Ratichius: „Meine Meinung ist diese und keine andere, daß man Gottes Wesen und Willen aus denen Sprachen, darinnen er sich durch die Propheten und Aposteln ansehnlich erkleret, besser und mehr vernehmen könne, als wan man andere Dolmetschung allein zur Hand habe. Denn ob wol Gott dem Heiligen Geist eine Sprache wie die andere am besten, so wil doch nicht folgen, das wir in einer oder anderen Dolmetschung die Art und Eigenschaft der Ebreischen und Griechischen Sprach so fertig und eben ergründen.“<sup>4)</sup> Diese Ansicht steht jedoch zu einer Stelle im Memorial in Widerspruch, wo als Folge eines frühen, gewissenhaften Unterrichtes in der Muttersprache u. a. angegeben wird, daß die Jugend die deutsche Bibel mit sonderlichem Nutzen gebrauchen könne.<sup>5)</sup> Der Widerspruch kann bei dem erfahrenen Ratichius nicht wundernehmen, wie Lattmann in seinem Buche „Ratichius und die Ratichianer“ hinlänglich beweist. Keiner seiner Anhänger nimmt diese Ansicht auf, auch sonst ist sie mir nicht begegnet. Man hat vielmehr, wie gesagt, das allgemeine Bewußtsein von der Befähigung der deutschen Muttersprache, ohne Ausnahme jeden Inhalt darstellen und für das höhere geistige Leben jeden Ausdruck, wenn man ihn nicht schon besitzt, neu bilden zu können. Jeder anders Denkende gleicht nach Schottel dem Tore, dem zum Herstellen einer Uhr alle Teile gegeben werden, der es aber nicht versteht, sie zusammenzusetzen, und der doch behauptet, die Stücke passen nicht zueinander; oder er gleicht dem Tore, der eine kunstvolle Orgel spielen soll, sein Unvermögen aber mit der Untauglichkeit der Orgel entschuldigt.<sup>6)</sup>

Ist demnach die deutsche Sprache dank ihrer Fähigkeiten und Vorzüge als Unterrichts- und Wissenschaftssprache wohlgeeignet, so schließt das, wie man sehr richtig sagt, zugleich ihre Befähigung ein, allem Sprachen-

1) Ermahnung, a. a. D., S. 104. 2) S. 58.

3) Geschichtsklitterung, a. a. D., S. 123. 4) a. a. D., S. 31.

5) a. a. D., S. 25. 6) S. 1247.

studium als Ausgangspunkt und als Grundlage zu dienen. Es ist also die gegenwärtige Ansicht grundverkehrt, die nur Latein als geeignetes Medium zur Erlernung fremder Sprachen betrachtet. „Es kann eine jede Sprache stracks aus der Muttersprache gelehrt werden“, schreiben daher die Siebener Professoren in ihrem Berichte. „Dem was soll uns Deutschen fehlen, das wir nicht ebenso wol könnten zum Griechischen und Hebräischen kommen auß unserer Muttersprach als die Hebreer, Römer und andere Völker zu der Griechischen aus ihrer Muttersprach. Bevorab da die Deutsche sich fast besser mit dem Griechischen und Hebreischen reimet als die Lateinische.“<sup>1)</sup>

Mit der eben genannten Forderung und ihrer Begründung durch die Befähigung der deutschen Sprache an sich haben wir eine der speziell deutschsprachlichen Unterrichtsforderungen berührt. Ihre weitere und tiefere Begründung erfahren diese durch psychologisch-pädagogische und pädagogisch-praktische Erwägungen, deren Darlegung der letzte Abschnitt dienen soll.

#### V. Begründung der speziell deutschsprachlichen Unterrichtsforderungen durch psychologische und pädagogische Erwägungen.

Mit den Pädagogen des 17. Jahrhunderts setzt eine wichtige methodische Forderung ein, die Forderung der Naturgemäßheit des Unterrichtes. Andrea, Raticius und sein Anhang, Comenius, alle fordern sie, der Unterricht sei naturgemäß. Dabei fassen sie unter dem Begriffe „Natur“ sowohl das innere Wesen des Schülers, als das des jeweiligen Lehrgegenstandes ins Auge. Bei Comenius kommt zudem das Nachahmen der äußeren Natur hinzu.

Aus dieser Generalforderung der Naturgemäßheit des Unterrichtes ergeben sich eine Reihe Einzelvorschriften, wie: der Unterricht schreite vom Leichten zum Schweren fort, vom Bekannten zum Unbekannten, vom Nahen zum Fernen, er knüpfe an Bekanntes an usw.

Diese methodischen Gesetze angewendet auf den Sprachunterricht bedeuten: Aller Sprachunterricht sei zuerst Unterricht in der Muttersprache. Erst nach genauer Kenntnis derselben kann Unterricht in fremder Sprache getrieben werden. Als Unterrichtssprache muß hierbei die heimische Sprache Verwendung finden. Selbst die Kunstausdrücke müssen in ihr und nicht lateinisch oder griechisch gegeben werden.

Von dem genannten Grundsatz der Naturgemäßheit aus werden nun diese Einzelforderungen besonders begründet.

1) a. a. O., S. 66.

So betont man, aller Sprachunterricht sei zuerst Unterricht in der Muttersprache wegen des nachfolgenden fremdsprachlichen Unterrichts, soll dieser nicht wie bisher verkehrt und der Natur des Kindes und des Gegenstandes gänzlich zuwiderlaufend sein. „Nu ist der rechte Gebrauch und Lauf der Natur“, schreibt darum Ratichius in seinem Memorial, „daß die liebe Jugend zum ersten ihre angeborene Muttersprache recht fertig lesen, schreiben und sprechen lerne, damit sie künftig ihre Lehrer in anderen Sprachen besser verstehen und begreifen können.“<sup>1)</sup> Die in Ratkes Sinn und Geist aufgestellten hessischen Schulordnungen von den Jahren 1618<sup>2)</sup> und 1656<sup>3)</sup>, wie die von dem Weimarer Rektor, dem Ratichianer Joh. Kromayer verfaßte Weimariſche Schulordnung vom Jahre 1619<sup>4)</sup> fordern mit derselben Begründung Anfangsunterricht in der deutschen Sprache. Auch auf Comenius sei hingewiesen, der die herrschende Unterrichtsweise, die den Schülern eine fremde Sprache lehre, bevor sie die heimische im Besitz hätten, mit einem Reiten=lehren vor dem Gehen=können vergleicht. Das Lateinische könne man darum nicht ohne Kenntnis der Muttersprache lehren, weil sie bestimmt sei, als Führerin auf dem Wege nach der ersteren zu dienen.<sup>5)</sup>

Wie bereits angedeutet, folgert man weiter aus dem Grundsatz der Naturgemäßheit, die Muttersprache muß im fremdsprachlichen Unterricht Unterrichtssprache sein, und fordert damit zugleich eine vollständige Reform desselben. Bestand doch der damalige Sprachunterricht im

1) a. a. O., S. 25.

2) Bornbaum, S. 182: Aller Anfang des Unterrichts soll von dem jenigen, so den Schülern am leichtesten zu fassen und verrichten ist, genommen werden, deswegen man zur Lateinischen Sprach nicht schreiten soll, man habe denn unsere angeborene Deutsche Sprache zuorderst nach notturst und genugsam gelernet.

3) ebenda, S. 463: Nachdem undienlich ist, vom Latein erst anzufangen, ehe man das Deutsche gelernet, so sol der anfang des unterrichtes von dem jenigen, so den Schülern am leichtesten zu fassen und zu verrichten ist, gemacht, und die angehende Jugend in den untersten Classen deutsch unterrichtet und dadurch zu anderen höheren sachen und Sprachen vorbereitet werden.

4) ebenda, S. 225: Viel weniger ist diß recht, daß man pflegt die Kinder als bald im Anfang, ehe sie Deutsch lesen können, in lateinischen A b c büchern lesen zu lehren. Diß ist der Natur zuwider, und heißt, nicht vom leichteren, sondern vom schwereren anfangen: Denn ja in der Muttersprache leichter ist lesen zu lernen als in einer fremden und gang unbekandten.

5) Exoticam linguam docere velle aliquem antequam domesticam teneat, perinde est ac si filium equitare discere velles, antequam ambulare sciat . . . Quemadmodum igitur Cicero, eum se negabat posse docere dicere, qui nesciat loqui, ita Methodus nostra fatetur nescire eum docere Latine, qui nesciat vernacule; quia hanc ad illam manudetricem constituit. — a. a. O., XXIX, 4.

Auswendiglernen grammatischer Regeln in lateinischer Sprache, deren Inhalt und Sinn wohl oft nicht verstanden wurde, im Einprägen von Vokabeln und „allerhand Lectiones“, im häufigen Wiederholen und Auffagen, im Übersetzen aus einer Sprache in die andere; also ein Unterrichtsbetrieb, der uns heute ganz unverständlich erscheint.

Auf seine Unnatur weisen denn auch die großen Pädagogen jener Zeit in nicht gerade milden Ausdrücken energisch hin. Die Gießener Professoren schreiben: „Es ist ein seltsam vornehmen, daß man einen Knaben eine Sprach durch Übung, übersetzens und dolmetschen lehren will. Denn welcher aus einer Sprach in die ander etwas dolmetschen wil, muß die Sprach völlig verstehen, damit er den rechten Sinn oder Verstandt des Autorn fassen kann. Die Sprache aber, in welche er die Dolmetschung bringt, muß er nicht allein recht verstehen, sondern auch ihrer so weit mechtig sein, daß er einen gewissen Vorrat von allerlei Phrasibus oder Formeln habe, auf daß er seine meynung auff unterschiedliche art könne außreden und unter den Worten die Wahl haben.“<sup>1)</sup> Sie heben ferner hervor, daß das Unnatürliche der Unterrichtsweise die große Mühe und der Verdruß von Lehrenden und Lernenden, denen die Sprachen eingebleut würden, und die lange Unterrichtszeit beweise, zu der der Erfolg in gar keinem Verhältnis stehe.<sup>2)</sup> In der Vorrede seiner „Libri didactici“ nennt darum Helbig den Unterrichtsbetrieb „der lieben Jugend große Verwirrung, Ausmattung und Versäumnis“ und führt an, daß man, wie jetzt die Sprachen im Latein, sie ebenso gut oder schlecht im Arabischen oder Türkischen lehren könne. Keinem erwachsenen wohlverständigen Menschen, geschweige einem Knaben, könne etwas in fremder unbekannter Sprache beigebracht werden.<sup>3)</sup> Auch Schupp sieht das größte Hindernis, das die Grammatik den Lernenden schwer und zuwider mache, darin, daß sie dieselbe in einer ihnen noch unbekannt Sprache lernen müssen, daß sie durch unbekannt Mittel zur Kenntnis einer unbekannt Sache geführt werden, und er nennt dies ein *ignotum per aequo ignotum dociron*.<sup>4)</sup> Und Andrea bezeichnet es als ein sinnloses, er will nicht gerade sagen ekelhaftes Unterfangen, in einer unbekannt Sprache zu lernen, wie ein Fall zu bilden oder ein Zeitwort zu konstruieren ist, wenn man die Bedeutung der Regel nicht weiß. Beihmal mühsamer sei es, sie noch hinzuzulernen, als die Sache selbst auszuführen, worauf die Regel hinweise.<sup>5)</sup> In den Schulen seines vorgestellten Idealstaates dürfen die Schüler nur lernen, was sie verstehen. Im fremdsprach-

1) a. a. D., S. 63 flg. 2) ebenda, S. 65.

3) Vgl. Raumer, a. a. D., S. 133. 4) Vom Schulwesen, a. a. D., S. 161.

5) Theophilus, S. 119.

lichen Unterricht wird aber eben das Verständnis erreicht durch Anwendung der heimischen Sprache als Unterrichtssprache, durch Übersetzungen in die Muttersprache und durch Erklärungen mit ihrer Hilfe. Denn, so meint er ent-rüstet, ist es nicht eine Unbesonnenheit, den Knaben weitläufig auf lateinisch zu unterrichten, während er nicht weiß, was man will, und was er tun soll? Ist es nicht töricht, von ihm Latein zu fordern, bevor er irgend etwas Lateinisch versteht? Wird nicht durch solchen barbarischen Gebrauch bei aller aufgewendeten Mühe als Frucht eine Ermüdung des Gedächtnisses erreicht?<sup>1)</sup> Ist es nicht derselbe Unsinn, als wenn man einem angehenden Maler arabische Regeln vorlegen wollte, wie man die Farben reiben und mischen solle, wie man den Pinsel führen müsse, oder wie diese oder jene Gegenstände plastisch darzustellen seien?<sup>2)</sup>

Was endlich die letzte genannte Forderung, die Verdeutschung von Kunstausdrücken betrifft, so ist man geteilter Meinung. Während die einen die gebräuchlichsten in der fremden Sprache beibehalten wissen wollen, ja manche das radikale Vorgehen hierin satirisch geißeln, fordern andere, alle Kunstausdrücke deutsch zu gebrauchen. So meint Comenius, auch sie müssen, ehe sie verstanden werden können, erklärt werden. Das Erklärte wird aber oft nicht wirklich verstanden, sondern nur im Glauben hingenommen, daß es das bedeutet, was es bedeuten soll, und nur mit Mühe im Gedächtnis behalten.<sup>3)</sup> Auf demselben Standpunkte steht Graub, der noch besonders den Gegnern gegenübertritt, die auf die Ungewohntheit und Wunderlichkeit neugebildeter Kunstworte hinwiesen. „Es ist nicht zu fürchten, daß die Kunstwörter fremd und wunderbarlich erscheinen“, schreibt er. „Nicht rauher werden sie seyn als die Lateinische oder Griechische Kunstwörter, wann wir dieselbe in niedrigen und hohen Schulen das erste-mahl nennen hören. Nicht fremder werden sie seyn als das gemeinste Latein oder Griechisch, wann wir dasselbige das erstemahl in dem Schul-staub sitzend unter der Ruthe und Stock, mit Dreuen und Furcht zuerst eingedrückt bekommen. Wann wir aber unsere Teutsche Kunstwörter so lang hören vorsagen und auslegen als wir die Lateinischen in den Schulen gehört haben, so werden sie ebenso bekannt und annehmlich seyn.“<sup>4)</sup>

1) *Rei publicae christianopolitanae descriptio*, Kap. 55: Hic curant, ut, quae discunt, intelligant, quae non intelligunt, in vernaculam suam linguam convertant. Quae enim temeritas est, puero latine aliquid atque prolixè praecipere, cum nesciat, quid velis, quidve facere debeat, eodem labore et usu barbaro aliquo idiomate memoriam fatigaturus? Quae inconsiderantia ex vernacula Latinum quid petere, antequam latinum puer quicquam sciat? 2) Theophilus, ebenda.

3) a. a. O., Kap. XXIX, 12. Vgl. auch Harßbörffer, *Gespr. I, Zuschr.*, S. 28.

4) S. 92.

Suchen so die angeführten Stimmen zu beweisen, daß der fremdsprachliche Unterricht nur dann dem aufgestellten Grundsatz der Naturgemäßheit entsprechen kann, wenn er auf Kenntnis der Muttersprache fußt und sie als Unterrichtssprache anwendet, so macht Schottel noch auf einen Vorteil aufmerksam, den dieses Verfahren für das Sprachstudium nach sich ziehe. Er meint, den Verfechtern der deutschsprachlichen Forderungen wird vorgeworfen, daß durch deren Erfüllung den alten Sprachen gegenüber Abneigung und Vernachlässigung eintreten werde. Aber das gerade Gegenteil ist der Fall. „Die rechte Lust zu einer Sprache erwecket vielmehr die anderen“, womit er sagen will, daß erst durch die Kenntnis der Muttersprache das Verständnis für fremde Sprachen möglich und damit Liebe und Neigung für eindringende Studien verbunden sein kann.<sup>1)</sup>

Zwei Raticianische Schriften weisen auf den weiteren Vorteil hin, daß die Jugend mit viel größerer Lust und viel leichterem Mühe die fremden Sprachen lernen und üben würde auf Grund dessen, was sie zuvor in der Muttersprache gefaßt hätte<sup>2)</sup>, da sie, wie Comenius zu demselben Gedanken hinzufügt, für die bereits bekannten Dinge nur eine neue Benennung hinzuzumerken hätte.<sup>3)</sup>

Mit letzterer Begründung haben wir eine zweite Hauptforderung des Jahrhunderts an die Schulen gestreift, in der sich die eingangs erwähnte Betonung des Sachunterrichtes mit den muttersprachlichen Bestrebungen vereinigt, nämlich die Forderung: die Muttersprache werde auch in einem elementaren Realunterricht und bei der Abfassung elementarer Lehrbücher verwendet.

Man sieht, daß diese pädagogische Forderung unmittelbar aus dem Bestreben fließt, die Muttersprache zur allgemeinen Wissenschaftssprache zu erheben. Für ihre Begründung kommt also auch alles über die Eigenschaften und Fähigkeiten der deutschen Sprache Gesagte in Betracht.

Die Schulmänner machen aber außerdem dafür den Grundsatz der Naturgemäßheit in dem angedeuteten Sinne geltend. So betont Raticius, daß die gegenwärtige Art, wie der lieben Jugend Künste und Fakultäten zuerst in lateinischer, dann in griechischer, hernach wohl gar in hebräischer Sprache aus vielfältigen Büchern mit Mühe und Gewalt durch Auswendiglernen, vielmaliges Wiederholen, Aussagen, Übersetzen aus einer Sprache in die andere eingetrieben würden, daß ein solcher Gebrauch und seine Mittel der Natur nicht allein ganz und gar zuwider, sondern auch dazu hochschädlich und beschwerlich sei.<sup>4)</sup> Die obengenannten Raticianischen Schriften geben

1) a. a. D., S. 146. — Vgl. Gueinz, S. 8.

2) Anleitung in der Lehrkunst, a. a. D., S. 48 u. Artikel der Lehrkunst, ebenda, S. 12.

3) ebenda, Kap. XXIX, 5. 4) Memorial, a. a. D., S. 25.

die Unnatur eines solchen Unterrichtes näher an. Es lernen die Schüler den Stoff, der allzuoft falsch oder gar nicht verstanden wird, in der fremden Sprache einfach mechanisch auswendig. Bei einem Realunterricht in der Muttersprache ist das so gut wie ganz ausgeschlossen, mindestens brauchen die Lehrlinge sich nichts Unverstandenes einzuprägen, da sie sich nicht mit der ihnen noch ganz mangelhaft bekannten Sprache abzuquälen brauchen, sondern ihre ganze Aufmerksamkeit der vorgetragenen Sache zuwenden können, wodurch natürlich viel leichter und rascher das Verständnis für diese herbeigeführt wird.<sup>1)</sup> Auch für Comenius ist der Gebrauch der Muttersprache selbstverständlich, will man die Schüler leicht, schnell und mit Verständnis über den äußerlichen Kreis einer realen Bildung hinwegführen.<sup>2)</sup> Unter derselben Begründung fordert auch Graub einen frühen Realunterricht mit dem Bemerkten, daß man bis jetzt wohl zwölf Jahre zur Erlernung der Sprachen brauche, ehe man zur Aneignung von Künsten und Wissenschaften komme, daß die Jugend zwar dadurch „fremd-wortreich“ gemacht, ihr „Vernunftlicht“ aber ausgelöscht werde, daß überhaupt der Mensch in den langen Jahren „in seiner Natur verrostet, untätig, stolz und hochmütig“ werde und neben „dem Verluste seiner Verstandesfähigkeit noch den frühzeitigen Lebensverdienst“ zu beklagen habe.<sup>3)</sup>

Die letzte Bemerkung Graubs führt uns zu einer weiteren Gruppe von pädagogischen Gründen für die deutschsprachlichen Schulforderungen.

Neben der pädagogisch-psychologischen Begründung macht man nämlich den praktischen Nutzen geltend, den ein selbständiger Unterricht in der Muttersprache und ihre Verwendung als Unterrichtssprache nach sich zieht.

Man weist zunächst darauf hin, daß das spätere Leben in allen möglichen Stellungen genaue Kenntnis und sicheren, richtigen Gebrauch der heimischen Sprache erfordert. Schupp faßt vornehmlich ihre Bedeutung für die höheren Staatsbeamten ins Auge, wenn er sagt: „Wenn ein Cavalier oder ein Kanzler zu dem Römischen Kayser oder den Churfürsten und Ständen des Reiches geschicket wird, so muß er seinen Vortrag thun nicht in der Lateinischen, sondern in Teutscher Sprache. Wenn der vornehmste Jurist etwas in Speyer vorbringen wil, so muß ers in Teutscher Sprache thun. Wenn Prälaten, Ritter und Stände eines ganzen Fürstenthums auf einen Landtag zusammenkommen, muß alle Nothdurfft überleget werden in Teutscher Sprache.“<sup>4)</sup> Andere betonen die Wichtigkeit ihrer genauen Kenntnis für jeden Beruf. Von den zahlreichen Belegen hierfür wollen wir nur zwei Stimmen anführen. In der Vorrede seines oft zitierten Werkes schreibt Schottel: „Durch die Muttersprache muß

1) ebenda. 2) ebenda, XXIX, 15. 3) S. 2 u. 94.

4) Teutscher Lehrmeister, a. a. O., S. 67.



sich jedweder in seinem Stande ein Stück Brot verdienen“, und an anderer Stelle „Recht und Gerechtigkeit, Krieg und Friede, Handel und Wandel, Thun und Lassen werden bey uns erhalten, geführt und fortgepflanzt durch unsere Teutsche Sprache.“ Und Stiehler sagt: „Da prediget, lehret und tröstet der Geistliche Teutsch. Der Staatsmann trägt die ihm anvertrauten Geschäfte Teutsch vor, rathschlaget, erörtert, ordnet und verrichtet alles, worzu ihm sein Amt verbindet, Teutsch. Der Arzt spricht Gesunden und Kranken auf Teutsch zu, und auch der Weltweyshaitergebener ist einer gründlichen Kunde der Teutschen Sprache bedürftig.“<sup>1)</sup>

In solchen Worten liegt die Mahnung eingeschlossen, die Jugend in den Schulen zu dem Gebrauche der Muttersprache zu befähigen und nicht Zeit und Kraft allein mit der Erlernung fremder Sprachen zu verschwenden, die den meisten im praktischen Leben nichts nützen können. Grau spricht das unter demselben Hinweis auch offen aus. Die ganze Stelle ist charakteristisch und zeigt, wie eindringlich und beredt man die Schulmänner von der Nothwendigkeit der Forderung zu überzeugen sucht. Sie sei daher noch hervorgehoben: „Wieviel hundert Hoff-leute, Syndici, Rats=herren, Juristen und andere Beamte, wieviel und noch mehr Pastores und Superintendenten seynd, welchen in ihren Ampts=Geschäften keine Ursach, eine lateinische Oration zu halten, aufgestanden? Wohl aber lebet keiner, auch wohl in dem aller geringsten Ampte, dem nicht, so zu sagen, alle Tage zehnerley Nöthigkeit und Gelegenheit zu seiner Teutschen Oratorie vorkalle. Doch wird in den Schulen diese unentbehrliche Übung muthwillig versäümet . . . Unterdessen wird der junge Lehrling getrieben, das zu lernen, welches er, sobald er in Dienste tritt, gutwillig vergessen muß. Jenes aber das Principale, was er am meisten zu treiben hat, nun erst im dreyßigsten Jahre, wann des ingenii Kräfte und Blüte verwelket, wie ein Schul-Junge zu lernen anfangen muß.“ In kurioser und ergötzlicher Weise schildert Grau dann weiter, welche Mühe und Qual ein kurzes deutsches Schriftstück seinem Verfasser bereite, und in welche Aufregung er, und sei es der gelehrteste Mann, vollends komme, wenn er einmal eine halbe Stunde lang deutsch reden müsse. Wie fehlerhaft und regellos werde aber dann die deutsche Sprache gehandhabt!<sup>2)</sup>

Solche Erfahrungen — so schließt man weiter — zeigen doch zur Genüge das Verkehrte der herrschenden Meinung, daß die Muttersprache

1) a. a. D., Vorrede. — Vgl. ferner: Harsdörffer, Gespr. I, S. 22 u. III, Borr., S. 289. — Teutscher Sprach Ehrenkranz, S. 294. — Bödiker, S. 263, wo überall gesagt wird, daß man mit der deutschen Sprache „in geistlichem und weltlichem Stande das Brot verdienen“ müsse. — Ferner Comenius, a. a. D., XXII, 1 und Bericht der Gießener Prof., a. a. D., S. 72. — Grau, S. 3 u. 12. 2) S. 9 flg.

durch täglichen Gebrauch gelernt werden kann. Ein richtiger, leichter und gefälliger Gebrauch ist eben nur durch einen planmäßigen Unterricht in der Grammatik und durch planmäßige Übungen zu erreichen, eine Forderung, auf die wir schon in anderem Zusammenhange gestoßen sind.<sup>1)</sup> Denn „wie ein fester ausgepflanzter Grund ist der einzige gewisse Aufenthalt eines Gebäues“, sagt Schottel, „also ist gleichfalls die Grammatica die Seele und Grundfeste, worauf jeder Sprache Kunstgebäu beruhen und richtigen sichern Aufenthalt haben muß.“<sup>2)</sup> Darum „muß die Muttersprache nicht in der alltäglichen Gewonheit, sondern in kunstmäßigen Lehrfäßen und gründlicher Anleitung fest gelernt werden.“<sup>3)</sup> Diese Notwendigkeit betont auch Christian Thomasius, der, wie er selbst ausführte, in zwölfjähriger Erfahrung die Unfähigkeit seiner Studenten im Gebrauch der Muttersprache kennen gelernt hatte, „daß diejenige, die ihr gut Latein von Schulen mitgebracht, wenig oder kein Teutsch gekont, daß sie gar selten capabel gewesen, einen deutlichen, artigen Brieff zu schreiben oder einen kleinen Satz förmlich vorzubringen“. Wie notwendig sei es für das spätere Leben, „alsbald in den geringsten Schulen anzufangen, die Jugend darzu anzugewöhnen.“<sup>4)</sup> Weil aber dazu vorderhand noch keine Hoffnung war, entschloß sich der Halle'sche Professor, seine Studenten selbst in dem Gebrauch der deutschen Sprache zu üben, und kündigte zu dem Zwecke ein collegium Styli an, auf das einzugehen hier nicht am Platze ist.

Wir richten vielmehr unsere Aufmerksamkeit auf den anderen pädagogisch-praktischen Grund, mit dem man dem jahrelangen ausschließlich fremdsprachlichen Unterricht entgegentritt.

Bei aller Würdigung des bildenden Wertes sprachlichen Unterrichtes und aller Einsicht von dem praktischen Nutzen sprachlicher Kenntnisse<sup>5)</sup> macht man mit vollem Rechte auf die viel größere Bedeutung von Kenntnissen und Fertigkeiten für das spätere Leben aufmerksam. Die mühsam erworbene sprachliche Bildung können die allerwenigsten später verwerten, Arbeit und Beruf fordern aber von jedem Wissen und Können. Zwischen Schule und den Anforderungen des späteren Lebens besteht also eine große Kluft, die zu überbrücken endlich an der Zeit ist. Die Schule hat daher die Jugend mit den nötigen Kenntnissen und Fertig-

1) Vgl. oben S. 83. 2) S. 173. — Vgl. auch Bericht der Gießener Prof., ebenda.

3) ebenda, S. 148.

4) Gemischter Discours von der Intimirung fünf neuer Collegien. Kleine teutsche Schriften, S. 378 flg.

5) Vgl. Grimme'shausen, a. a. D., S. 1062. — Harßbörffer, Spec. phil. disquis. V, § 15. — Comenius, N. L. L. Methodus, cap. 28, 13. — Thomasius, Einleitung zur Vernunftl. Vorrede, S. 12 u. Drei Bücher, . . . Vorrede, § 17.

keiten auszurüsten, was natürlich, wie wir bereits dargestellt haben, nur in der Muttersprache geschehen kann. So lesen wir bei Bussingius: „Ferner ist auch dieses ein verdrießlich Ding in der heutigen Information, daß man die Jugend so grausam und so schrecklich lange allein mit dem Latein martert und damit die besten Jahre zubringet . . . Viel lieber müßte man ja der Jugend die herrlichsten Real-Wissenschaften beybringen in ihres Landes Sprache.“<sup>1)</sup> Weil nun in Hamburg viele Kaufleute, Soldaten, Künstler usw. — „manches vortreffliche und sinnreiche Gemüht, das in seiner Jugend zeitig zu der Lateinischen Hinterthür hinausgekommen sei“ — gern mathematische und naturwissenschaftliche Kenntnisse sich aneignen wollten, aber die vorhandenen lateinischen Bücher nicht lesen konnten, so kündigte der Pfarrer wöchentlich eine einstündige öffentliche Lektion an, in der er solche Materien deutsch vortragen wollte. Von den weiteren Stellen, in denen auf den Widerspruch zwischen der gegenwärtigen Schulbildung und den Forderungen des Lebens hingewiesen wird, wollen wir nur die aus dem „Teutschen Lehrmeister“ Schupps herauschreiben. „Was ist es für eine Thorheit“, ruft er entrüstet aus, „daß in Erlernung der Sprachen man so viele Jahre zubringet! Und hergegen die wenigste Zeit anwendet in Erlernung derer Dinge, damit man Gott und dem Nächsten dienen und ein Stück Brot erwerben kann. Was ist mancher Stadt, manchem Lande damit gedienet, wenn der Bürgermeister oder der Fürst Französisch oder Italienisch reden kann, und weiß im übrigen nicht, wie er die Stadt oder das Land regieren und in gutem Wolstande erhalten solle?“<sup>2)</sup>

Neben diesem rein praktischen Grunde führen einige Männer in dem gleichen Zusammenhange ein weiteres Moment an. Es herrsche gegenwärtig selbst bei Gelehrten und Gebildeten eine große Unwissenheit; denn „die Kündigkeit vieler Sprachen macht den Menschen nicht allein vollkommen, geschmeid, klug und besser.“<sup>3)</sup> In welcher allgemeinen Dummheit und Torheit lebe aber erst die große Masse, die, unkundig der lateinischen Sprache, ganz auf Wissen und Bildung verzichten müsse! Dem müsse endlich abgeholfen werden. Ein Fortschritt in der Bildung aller Stände könne aber wieder nur erreicht werden durch einen frühen Realunterricht in deutscher Sprache und durch Verbreitung wissenschaftlicher deutscher Bücher.<sup>4)</sup> So meint Thomasius, er könne nicht einsehen, warum Menschen mit gutem Verstande in kurzer Zeit nicht viel leichter in der

1) a. a. D., § 10.

2) a. a. D., II. T., S. 64. — Vgl. Raticianische Schriften I, S. 66. — Graub, S. 102.

3) Teutscher Michel, a. a. D., S. 1062.

4) Raticianische Schriften, ebenda u. II, S. 12. — Thomasius, Drei Bücher, . . . Vorrede, § 22. — Schottel, S. 147. — Leibniz, Ermahnung, a. a. D., S. 99.

Gelehrsamkeit weiter gebracht werden könnten, als wenn sie erst viele Jahre sich mit dem Lateinischen placken müßten, und mit Rücksicht auf die Menge, die Latein überhaupt nicht gelernt hat, führt er aus, daß die Gelehrsamkeit mit großem Vorteil fortgepflanzt werden könne, wenn ein jeder das, was zu einer klugen Wissenschaft erfordert werde, in seiner Landessprache lesen könne.<sup>1)</sup>

Aber gerade diesen Bestrebungen standen die Gelehrten der Zeit, wie wir aus den Äußerungen unserer Autoren ersehen können, mit eigentümlichen Gründen schroff gegenüber.<sup>2)</sup> Mit Wiß und Spott suchen die Verfechter der deutschsprachlichen Idee die Lächerlichkeit und Nichtigkeit der gegnerischen Gründe zu beweisen und die wahren Gründe der Feindseligkeit aufzudecken.

Zunächst müssen die Gegner die Meinung vertreten haben, es schade sich nicht, in den Schulen Künste und Wissenschaften in deutscher Sprache zu behandeln, da dadurch Argerniß erregt werden könnte, besonders durch Übersetzung griechischer und lateinischer Schriftsteller.

Solchen „unerbetenen Fürsprechern“ rückt Fischart auf den Leib. Wenn eine solche Gefahr vorliegt, fragt er, warum lehrt man denn da die gefährlichen Künste in der fremden Sprache in den Schulen? Warum lehrt man dann überhaupt fremde Sprachen, wodurch man doch in den Stand gesetzt wird, diese in der Ursprache zu lesen? Soll denn das Gift mehr Kraft haben, wenn man es deutsch anstatt lateinisch benennt?<sup>3)</sup>

Aus dem gleichen Grunde scheinen sich die Gegner auch der Verbreitung wissenschaftlicher deutscher Bücher widersezt zu haben, indem sie mit der Verallgemeinerung und Verbreitung des Wissens allerhand schreckliche Folgen vorher sagten. „Man bildet sich ein“, schreibt Thomasius von ihnen in seiner drastischen Weise, „es würden Rebellionen und ich weiß nicht was entstehen, und der Atheismus und Fanatismus auf einmahl einreißen, wenn die Hochheiligen Geheimnisse der Philosophischen Wissenschaften auch den Schustern und Schneidern, den Bauern und Tagelöhnern solten kund werden . . . daher ist, nachdem einige gelehrte Männer teutsch zu schreiben angefangen, an vielen Orten eine Gefahr gemacht worden, als wenn schon ein Hannibal vor dem Stadt-Thore hielt.“<sup>4)</sup>

1) Thomasius, S. 28.

2) Von dem Treiben der Gegner berichtet Harsdörffer, Geopr. I, Zuschr.: „Mit unfügamer Strenghkeit wolten viele, daß die Urheber wolbedachter Neuerunge unserer Mutterzunge als Freveler ernstlich abgestraffet würden, wann es in ihrem Vermögen stünde, darüber zu erkennen und auszusprechen. Zudem sie aber solches nicht unterfangen dörfen, bemühen sie sich, die Teutsche Sprache und ihre Besliffene mündlich und schriftlich zu beschmußen, lächerlich zu verachten und bey jedermann verächtlich und unwürdig zu machen.“

3) Geschichtsklitterung, a. a. D., S. 119. 4) Drei Bücher . . . , Vorrede § 17.

Solchen Unvernünftigen ruft Schottel zu, ihre unverantwortliche Vorsehung ziele nur dahin, das zu verhindern, was von allen ehrliebenden Leuten nicht bloß nicht getadelt, sondern wegen des vielfältigen, sich weit verzweigenden Nutzens geliebt und betrieben werden müsse. Wenn man die Deutschen zur Aneignung wissenschaftlicher Wahrheiten zu untüchtig und unfähig halte, so solle man doch bedenken, daß unter den Nationen keine mehr nach Kunst und Wissen trachte als die deutsche.<sup>1)</sup> Graub meint in einem ähnlichen Zusammenhange, daß es überaus wünschenswert sei, wenn ganz Deutschland von lauter gelehrten Leuten bewohnt wäre.<sup>2)</sup> Und Leibniz wirt den Gelehrten vor, daß sie durch ihre lateinisch geschriebenen Bücher geflissentlich nur für Gelehrte arbeiteten und die Nation von der Wissenschaft ausschlossen. So sei es gekommen, daß „ein gewisser Geist und scharfsinnige Gedanken, ein reifes Urteil, eine zarte Empfindlichkeit noch nicht unter den Leuten so gemein worden als bei den Ausländern zu spüren“. Dadurch aber bleibe die deutsche Nation nicht allein wie mit einer dunklen Wolke überzogen, sondern auch die Verachtung der deutschen Sprache werde gefördert, weil sich die Überzeugung einbürgere, daß sie nicht eines besseren fähig sei.<sup>3)</sup>

Noch einem zweiten pädagogischen Einwand tritt man entgegen: durch Verwendung des Deutschen als Unterrichts- und Wissenschaftssprache und durch Verbreitung wissenschaftlicher Bücher werde die Wissenschaft an Wert verlieren, ja, eine Verachtung ihr gegenüber eintreten.

Auffallenderweise spricht Thomasius dem Einwurfe sogar eine gewisse Berechtigung zu, wenn er schreibt: „Ich gestehe gern zu, daß die Dinge, welche allzugemein werden, ihren estim verlieren, aber es ist deswegen nicht zu befürchten, daß die Bücher der wahren Weißheit allzugemein werden dürfften.“ Denn er glaubt, daß nicht allzuviel Leute, die nicht studiert hätten, darüber fallen würden. „Die Bauern und Bürger haben schon anders zu thun, und das Frauenzimmer wird doch wohl nicht leicht ihre Haushaltung mit der heiligen metaphysik vertauschen.“<sup>4)</sup>

Energisch wendet sich wiederum Fischen gegen solche Ansichten. Er vergleicht die Gegner mit „römischen Rühmlingen“, die keine Übersetzung der heiligen Schrift zulassen wollten, weil dadurch ihre Heiligkeit, Glaubwürdigkeit und Ehrwürdigkeit leiden würde. Sagten denn diese „fremdgenaturten Landsprachscheuen Wizlinge“ auch, daß die Römer darum die Wissenschaften verachtet hätten, weil sie die Philosophie und allerlei Künste aus der griechischen Sprache in die lateinische übersezt hätten?<sup>5)</sup>

1) a. a. D., S. 147.    2) Vorrede.    3) Ermahnung, a. a. D., S. 99.

4) ebenda, Vorrede § 21.    5) ebenda.

Ebenso betont Leibniz, daß nicht nur nicht von einem Verachten und einem Benachteiligen der Wissenschaften durch ihre Darstellung in deutscher Sprache die Rede sein könne, sondern daß sie vielmehr manchen Vorteil davon haben würden. Zunächst würden sie durch Verwendung der Muttersprache, namentlich durch die Erklärung der Kunstworte selbst bereichert. „Die Worte antworten<sup>1)</sup> den Sachen. Durch Erklärung der Kunstworte werden die Wissenschaften erläutert und befördert, ja die Erkenntnis unbekannter Sachen mit sich gebracht.“<sup>2)</sup> Sodann sei die deutsche Sprache geradezu ein Prüfstein für echte und wahre Wissenschaft. Denn „leere Worte, da nichts hinter und gleichsam nur ein Schaum müßiger Gedanken“ seien, nehme sie nicht an. Durch diese Sprödigkeit, durch ihre völlige Ungeschicklichkeit in allen erdichteten und scholastischen Spitzfindigkeiten werde sie unter allen lebendigen Sprachen die geeignetste, philosophische Hirnspinnste auf ihren wahren Gehalt zu prüfen.<sup>3)</sup> Etwas ganz Ähnliches meint Thomafius mit den Worten: „Ich gebe es zu, wenn die Philosophie oder Rechtsgelahrtheit aus Grillen, die man nirgend als unterm Huthe brauchen kan, bestehet, so ist es im teutschen verdorben: allein das, was im gemeinen Leben einen Nutzen hat, wird ohne Zweifel gar gut teutsch erscheinen können.“<sup>4)</sup>

Glauben die Verehrer der deutschen Sprache somit die vorgegebenen Gründe der Gegner als Scheingründe erwiesen zu haben, so halten sie ihnen weiter die wahren Gründe ihrer Gegnerschaft vor. Fischart schreibt: „Sondern vil mehr ligt es ihnen da, wie sie dan sich selber merken lasen, daß sie inn verummung fremder sprach und Red, vor andern etwas mehr geachtet seien . . . es ligt ihnen nur daran, daß der Cynäiuge unter den Blinden der König bleibe.“<sup>5)</sup> Also Unwissenheit auf der einen und Dünkel auf der anderen Seite hält sie von der Teilnahme an den deutschsprachlichen Bestrebungen ab. Dazu kommt, wie Schottel hervorhebt, die Unkenntnis der eigenen Muttersprache. „Es befinden sich andere“, heißt es bei ihm, „welche deshalb aller Ausübung und rechter Klündigkeit dieser Sprache feind sind, weil sie dieselbe nach dem Grunde im wenigsten nicht verstehen, noch verstehen wollen, und wenn dieselbe ein Teutsches Kunstwort oder zierliche gute Redart, so ihnen noch unbekannt, etwa hören, alsbald darüber, als über etwas frömdes und seltzames zu lachen, und die Sprache zu verhöhnen pflegen, da doch solche sauerköpffische Leute wegen der dunkelsüchtigen Unklündigkeit viel billiger zu verlachen und auszuhöhnen weren.“<sup>6)</sup>

1) In der Bedeutung „entsprechen“. Heyn, Wörterbuch.

2) Univ. Ged., § 36 u. § 40. 3) § 41. 4) ebenda, § 20.

5) ebenda, S. 121. — Vgl. Harsdörffer, Gespr. I, Zuschr. 1, S. 9.

6) S. 147.

Weber Unwissenheit noch Unkenntnis der Muttersprache zu verraten, meint Leibniz, haben grundgelehrte Leute zu befürchten. Im Gegenteil können sie gewiß sein, um so mehr „Zungen ihrer Vortrefflichkeit zu finden“, je mehr ihre Wissenschaft und Weisheit unter die Leute kommt. Sene Gelehrten aber, die sich nur unter dem lateinischen Mantel als solche verstecken, werden mit der Zeit recht entdeckt und beschämt werden.<sup>1)</sup>

### Schlussbetrachtung.

Ich glaube keinen wesentlichen Grund für die deutschsprachlichen Forderungen des 17. Jahrhunderts mit Rücksicht auf Unterricht und Wissenschaft übergangen zu haben.

Von selbst stellt sich die Frage ein, inwieweit die Bemühungen von Erfolg begleitet gewesen sind. Es liegt nicht in meiner Aufgabe, diese Frage eingehend zu untersuchen. Nach den einschlägigen Schriften läßt sich sagen<sup>2)</sup>, daß am allerwenigsten die puristische Bewegung unmittelbaren Erfolg gehabt hat, bei der mit dem Anfang der 70er Jahre eine Erschlaffung eintrat und die mehr in den Kampf gegen die moralische Verderbnis überging. Eine Besserung hinsichtlich des Fremdwörterunwesens trat erst ein, wie das schon Leibniz klar erkannt hatte, nachdem die deutsche Sprache auf die Höhe der Wissenschaftssprache gehoben war, wofür erst Christian Wolff entscheidend wurde, dessen Vorgehen dann immer noch sehr sehr langsam Fortschritte machte.

Am frühesten wurden wohl die speziell deutschsprachlichen Unterrichtsforderungen in die Praxis umgesetzt. Wie aus den Schulordnungen der ersten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts zu ersehen ist, fängt man an, die deutsche Sprache als selbständigen Lehrgegenstand zu behandeln und sogenannte „Stil- oder Oratorienstunden“ einzuführen, in denen die Schüler zur Bearbeitung von Themen, zur Anfertigung von Thesen, Reden, Briefen angeleitet werden sollten. Die lateinische Sprache wird nach einer deutsch geschriebenen Grammatik gelehrt, die fremden Autoren sollen in gutes, fließendes Deutsch übersetzt werden. Endlich findet auch der Realienunterricht in deutscher Sprache Berücksichtigung.

Die Schulordnungen des 17. Jahrhunderts wissen freilich davon, mit Ausnahme der Weimarischen, so gut wie nichts; von einem begleitenden Erfolge kann man also auch mit Rücksicht auf die Schulforderungen nicht reden.

Der Feind, gegen den man kämpfte, war eben viel zu mächtig, als daß man ihn hätte so bald aus dem Felde schlagen können. Und die

1) Ermahnung, a. a. D., S. 98.

2) Vgl. Hüdert, a. a. D., Bd. II, S. 308 ffg. — Wolff, a. a. D., S. 119 ffg. — Hobermann, a. a. D., S. 30 ffg. — Derselbe, Wissensch. Beihfte z. Zeitschr. d. allg. d. Sprachw., H. VIII, S. 109 ffg.

Männer, die sich gegen ihn erhoben, waren in Wahrheit selbst in seinem Banne. Erzogen und gebildet in lateinischer Sprache und im Leben umgeben von den fremden Einflüssen, zeigen sie sich alle als Kinder ihrer Zeit. So erklärt sich der Widerspruch zwischen Theorie und Praxis, Können und Wollen, der bei ihnen zum Ausdruck kommt. Man verherrlicht die Muttersprache und singt ihr Lob in den höchsten Tönen — und schreibt dies in lateinischer Sprache, entschuldigt sich womöglich, wie Schupp es tut, wenn man seine Muttersprache anwendet, oder übergibt, wie es bei Leibniz der Fall ist, seine deutschen Schriften überhaupt nicht der Öffentlichkeit. Man wird nicht müde, immer und immer wieder die Verwendbarkeit der deutschen Sprache als Wissenschaftssprache anzuempfehlen — und schreibt ein Deutsch ganz dem Lateinischen nachgebildet, ein Deutsch, das niemanden zur Verwendung als Wissenschaftssprache anreizen konnte. Man wettert gegen die ausländischen Fremdworte — und kann ihrer doch nicht entbehren, ja, gefällt sich oft geradezu in einem Wüste lateinischer und französischer Brocken.

Aber weder der mangelnde Erfolg ihrer Bestrebungen noch der aufgedeckte Zwiespalt zwischen Wollen und Vermögen kann und soll das bleibende Verdienst aller genannten Reformer schmälern: die Muttersprache aus dem Staube der Unwürdigkeit und Verachtung ans Licht gezogen zu haben, wieder Liebe zu ihr geweckt, auf ihre Vorzüge hingewiesen, durch Beseitigung von Vorurteilen ihr die Bahn frei gemacht, ihr in Schule und Wissenschaft die ihr gebührende Stellung eingeräumt und die ersten Versuche zu ihrer Erhebung angebahnt zu haben.

### Sittengeschichtliches aus Abraham a S. Clara.

Von Prof. Dr. **H. Denecke** in Dresden.

Daß Abraham a S. Clara in seiner bekannten Art eine Anzahl Mitteilungen über die damaligen Zustände im Heerwesen macht, weiß jeder, der Schillers berühmte Kapuzinerpredigt kennt. Aber noch zahlreicher sind die Bemerkungen, in denen er die Bräuche und Anschauungen der bürgerlichen Gesellschaft seiner Zeit behandelt, ist doch seine ganze Vortragsweise fast durchaus Sittenpredigt. Seinen Zuhörern immer und immer wieder einzuprägen, daß, abgesehen von den Heiligen, die in ihrer Abkehr von der Welt die unbedingte Anwartschaft auf hohe Ehren im Jenseits haben, es für alle Menschen ohne Ausnahme der sicherste Weg zur Seligkeit ist, wenn sie sich den Gesetzen des Staates und der Kirche gehorsam unterordnen,



betrachtet er als seine Hauptaufgabe. Seinem Charakter gemäß aber behandelt er diese weniger von ihrer schönen, das hohe Ziel darstellenden Seite, als er vielmehr auf die Übel und Mißstände hinweist, die sich aus dem Ungehorsam gegen diese Vorschriften ergeben. So bekommen seine Angaben über damalige Sitten und Lebensweise allerdings etwas Einseitiges und Tadelstüchtiges, und man könnte leicht zu der Annahme verleitet werden, daß sie übertrieben seien. Aber allzuweit dürften sie sich von der Wahrheit nicht entfernt haben; das beweist einmal der große Zulauf, den Abraham bei seinen Predigten hatte — waren doch selbst zahlreiche Protestanten unter seinen Zuhörern —, denn die wichtige Art seines Vortrags tritt lange nicht so durchgängig hervor, daß sie diese rege Teilnahme allein erklärlich machte; außerdem aber liegt der beste Beweis der Wahrheit dieser Mitteilungen in ihrer inneren Übereinstimmung. Sie geben, um gleich hier ihre Bedeutung zusammenzufassen, ein Bild davon, wie die Wiener Gesellschaft trotz aller schweren Schicksalsschläge, Pest und Türkenbelagerung, dennoch auch damals schon so leichtlebig war, wie sie uns noch jetzt geschildert wird.

Schon von Kurz in seiner Literaturgeschichte ist darauf hingewiesen worden, daß sich Abrahams sonderbare Art zu predigen zum Teil aus der Beschaffenheit seiner Zuhörer erklärt. Es fehlte ihnen vielfach die nötige Achtung vor der Religion; nur die äußerlichen Bräuche machte man aus Gewohnheit mit. „Du aber glaubest, du habest schon ein großes Loch in den Himmel gebissen, wenn du alle Tag ein halbes Duzend Vaterunser in Gesellschaft allerlei Gedanken in die Luft blasest.“ (Jud., V, 249.) „Aus diesem ist gar wol zu lernen, daß man Gott dem Allmächtigen allezeit solle das Beste opfern, nicht wie zuweilen eine Welt-Frau pfleget zu thun, die in Mustering ihrer stattlichen Kleider ein alten Unterrock herausziehet und selben für ein Meß-Gewand in eine Kirche schenckt.“ (Etwas für alle [1711], 81.) „Wollte Gott, es geschehe zuweilen nicht, was mit einem dahier zu Wien sich zugetragen, welcher mir gar wohl bekandt, als dieser von einem unverhofften Zustand angegriffen worden, da hat er seinen ordinari Beicht-Batter verlangt, so hat man unverweilt in dasselbe Kloster geschickt, es kame aber die Antwort, daß solcher bereits vor 5 Jahren gestorben: Dieser ware sein ordinari Beicht-Batter.“ (Angefüllter Weinteller [1710], 271.) Auch die Geistlichen waren persönlich vor Verunglimpfungen, ja Beschädigungen nicht sicher, wie Abraham am eigenen Leibe erfahren hat: „Warum (ist der Teufel der Eva in einer Schlange erschienen) nicht in einem Papagei? zumalen vornehme Damen ohne das gern dergleichen gefiederte Schwäger in ihren Zimmern aufhalten, und seynd die armen Geistlichen und Diener Gottes gar oft nicht sicher, daß sie nicht von solchen indianischen Bloderern auf öffentlicher Gasse Pfaffen, Pfaffen

genannt werden, welches sie von den Ehren- und Tugend=bedürftigen Zimmer=Menschern, oder kothseligen und heillosen Lageien erlernt.“ (Zub. III, 479.) „Gott verzeih mirs, um einen Kutscher, Reitknecht, und dergleichen Leute habe ich nicht viel (im Himmel) umgesehen, dann sie scheuen sich nicht, auf öffentlichen Gassen die Leute übern Haufen zu fahren, wie es mir auch geschehen.“ (Zub. V, 370.) Hieraus läßt sich schon schließen, daß das Benehmen der Menge in der Kirche ebenfalls viel zu wünschen übrig ließ: „Wie sträflich soll dann sein, wann man mitten in der Kirche, nächst bei dem Altar, zur Zeit des allerheiligsten Meßopfers, ja in Gegenwart des allerhöchsten Guts lacht, schwägt, greint, flucht, zankt, murrst, drohet, schreit, ruft, buhlt, scherzt, forschet, fragt, gafft, schläft, greift, stiehlt, raubt, stoßt, pumpt, drückt, trugt u.; wie sträflich soll dann sein, wann man aus einem Gotteshaus macht ein Rathhaus, ein Komödiehaus, ein Lusthaus, ein Wirthshaus, ein Tanzhaus, ein Pesthaus, ein Schulhaus, ein Buhlhaus, ein Kramerhaus, ein Zeughaus usw.“ (Zub. IV, 231.)

Freilich, wenn Abraham es schon für ungebührlich hält, daß „einer mit solchem stinkenden Toback=Maul in die Kirchen kommet, wo ihm noch aus Maul und Nasen dieses Teuffels=Rauchfaß herausdämpffet“ (Guy und Pfuy [1710], 323), so wird man ihm um so weniger beistimmen, als, wie er freilich auch tadelnswert findet, die Geistlichen selbst während des Gottesdienstes das Schnupfen des „dermalen in Schwang gehenden Tabackpulvers“ nicht unterließen. (Zub. IV, 413.) Auch die Sünde werden wir nicht so „schändlich“ finden, daß „einer nur ein Knie in der Kirche beugt und gleichsam eine Positur macht, als wollt er einen Hasen schießen“, aber schon bedenklicher ist es, „wann einer sich schämt einen Rosenkranz in der Kirche zu tragen“, und mit vollstem Recht schilt Abraham über das Schwagen während des Gottesdienstes: „Freilich stehet es nicht wohl, wenn man in dem Haus Gottes von seiner eigenen Hauswirthschaft reden thut. Übel steht es, wann man in dem Tempel von sauren Blemmel einen Diskurs führet . . . Sündlich ist es, wann man von der Taberna redet, wo Gott seinen Tabernakul hat.“ (Zub. VII, 8.) „Andere an statt der sechs Geseßel im Rosencranz, erzehlen sechs neue Zeitungen; . . . nit wenig seynd, die das Sanctus=Glöckel gar nicht in obacht nehmen, sondern ganz gewissenlos fortfahren s. v.<sup>1)</sup> mit der Säu=Glocke zu leuten; . . . das Agnus Dei sicht manchen nicht viel an, sondern denkt, wann mir die Meß bald ein End hätte, damit er kan beyh goldenen Lämbel ein Frühestuck machen.“

1) (Wohl angefüllter Weinkeller [1710], 221): „Ein wildes Thier, ein schändliches Thier . . . ein unreines Thier ist die Sau, also, daß ein ehrlicher Mensch allzeit zu diesem Wort das salva venia hinzusetzt.“ Aber auch sonst braucht Abraham diesen Ausdruck zur Bezeichnung unsauberer Dinge.

(Gemisch, Gemasch [1704], 431.) Und auch hier „kommt das Ärgernis von oben“, denn die vornehmen Herren, die „Politici und Staats-Leuth stehen da in eingepuderten Paruquen, kehren dem Altar den Rücken, praesentiren einander Toback, lesen Briefe, erzehlen Zeitungen usw. Mancher leinet an einer Kirchen-Säulen, betracht die neue Mode, oder schauet auf ein schönes Frauen-Zimmer, winkt ihr mit denen Augen, daß sie aus seinen verliebten Blicken bald verstehen kan, was er in dem Busen führet, usw.“ (Mercurialis [1733] 64.) „Wann aber eine Dama in die Kirche eintritt da seynd die Ceremonien und Reverenz bald so wohlfeil, als die Juden nach der Eroberung Jerusalem, allwo doch dreißig um einen Groschen verkauft worden, und auf solche Weiß ist ein Schelm nit auf einen Heller kommen.“ (Jud. IV, 236.) Besonders viel findet Abraham an dem Betragen des weiblichen Geschlechts in der Kirche auszufehen: „Das weibliche Geschlecht hat zwar den schönen Nachklang, daß es andächtig genannt wird, es seynd aber gleichwohl einige, die es schlimmer machen, als die zu Jerusalem im Tempel, daselbst haben sie mit Tauben gehandelt, aber diese bringen gar Gänß in die Kirchen, also, daß sie öffter mit ihrem Schnabern dem Priester bey dem Altar überlästig seyn.“ (Gemisch, Gemasch, 431.) Und vor allen die vornehmen Frauen in dieser Hinsicht wiederholt zu ermahnen hält Abraham für nötig: „Merkt das wohl, ihr adeliches Frauenzimmer, und gedenkt, daß Gott der Herr mit seiner Gottheit und Menschheit gegenwärtig sey in der Kirche, und also geziemt es sich gar nicht, daselbst zu reden, viel weniger also zu schreien, daß manchesmal der Priester anstatt des orate fratres, Ursach hätte zu sagen orate sorores.“ (Jud. IV, 235.) Worüber die Damen sich unterhielten, schildert Abraham ergötzlich z. B. an folgender Stelle: „Ach, sagt und wird sagen manches adeliches Frauenzimmer; Ihr seyed noch wenig bey den adelichen Gesellschaften gewesen? Ich laß mein Leingewand aus Holland kommen: Dann zu diesen Zeiten muß man sich dem Adel accommodiren: Dann zu Morgens stehe ich auf um eilff Uhr; Alsdann muß schon ein Schocolata bey Handen seyn. Unterdessen laß ich mich ankleiden; dieweilen schlägts zwölff Uhr. Hernach laß ich mich in die Kirchen zu Sanct Stephan tragen: Komme allemal gleich recht zu der ersten von der vorlezten Meß an. Unter der Meß gehet die Andacht an: Meine Gräffin, wie hast heunt Nacht geschlaffen? Gar gut: Ich aber gar wenig, hab ein Reissen bekommen: Warum mein goldenes Kind? Ach ich hab gar viel von der kalten Sulz gegessen: und hab kein Lemonadi darauf getrunken usw. Nach dem Essen vertreibe ich mein Zeit mit dem Pamphilio<sup>1)</sup>, biß zu der

1) = Kartenspiel.

Vitaney. In der Kirchen schauet man, wer herein gehet; wer da stehet: Paschy<sup>1)</sup>, gehe sage dieser Gräffin, sie solle in meinen Stuhl kommen; Mein Schatz, wie seynd die gemeinen Leut so grob; Sie geben dem hohen Adel, wie ich und du, keinen Respect. Mein Herz wie gehts dir; Was schreibt dein Herr Graff Gutes: Schau, schau meine Gräffin, wie zieht diese Secretarii-Frau auf, ihr Herr wird ihr diesen Proccat nicht kaufft haben; Es muß gewiß ein Verehrung seyn; Weilen er das Krumpe hat gerade gemacht. Mein Schwester: Warum kommt sie heunt in die Kirchen: Frag nicht viel; Es ist mir die Zeit lang: Dann mein Graff hat ein Commission, und nach der Commission schreibt er auf der Post: Wo gehet sie hin, meine Gräffin, nach der Vitaney, zu dieser und jener Gesellschaft, wie lang bleibt sie allda? Bis zwölf Uhr Mitternacht; Alsdann gehet das Sabathine an usw.“ (Wohl angefüllter Weinkeller [1710], 417.) Und wenn die Damen auch nichts zu reden haben, ihre Gedanken weilen doch ganz wo anders als in der Kirche: „Endlich kommet sie wie ein gestirnter Himmel gegen 12 Uhr in die Kirchen, setzt sich vornen in den grossen Stuhl, damit sie jedermann sehe und von allen möchte gesehen werden. Der Laquay trägt einen roth sammeten mit Gold reich bordirten Bücher-Sack, und legt eine halbe Bibliothec von Bet-Büchern aus, unterdessen ist der Capellan schon informiret, daß er soll eine geschwinde Meß lesen, trifft man dann die nächste beste Jäger-Meß an, ist die Sache desto besser. Während der Meß blättert sie zwar in denen Büchern ein wenig um, gedenkt aber mehr wie sie den Sonntag zubringen werde? Wo selbigen Tag die Gesellschaft seye? Was man vor eine Comoedie spielen wird? Was Nachmittag vor Visiten abzulegen? usw. mithin ist die Meß vorbey, und Gott hat nicht den mindesten Antheil auch in seiner geheiligten Kirchen an dieser scheinheiligen Andacht.“ (Mercurialis [1733], 63.) Ja, selbst bei ihrem Beten denken sie an andere Dinge: „Fanget dann das Frauenzimmer an zu beten, so haben sie tausenderlei ausschweifige Gedanken, und betet manche also: „Segrüßt seyst du Maria voller Gnaden!“ schaut's da kommt die Margareth des Zwöspen-Kramers Weib in einem neuen Manto daher. „Der Herr sei mit dir.“ Mein! was muß ihn wohl vor ein Schneider gemacht haben? „Du bist gebenedeyt unter den Weibern“ führen sich die gemeine Weiber schon also auf, mein Mann steht in einen bessern Dienst, er laßt mir dergleichen nichts machen, „und gebenedeyt ist die Frucht deines Leibs“ ich bin von einen rannen und subtilen Leib, mir stunde dieser Zeug schöner an, „heilige Maria Mutter Gottes“ morgen muß der Lagey der Beit in den Gewölbern nach-

1) Page.

fragen, wo man einen solchen Zeug kan bekommen. „Bitt Gott für uns arme Sünder“ die Ellen wird über sechs Reichsthaler nicht kosten, „jehund und in der Stund uners Absterbens, Amen.“ Der Meister Hanns ist ein fleißiger Mann, er macht mir das ganze Kleid in 24 Stunden fertig.“

In den bisher angeführten Stellen treten schon deutlich die Fehler hervor, die Abraham vorzugsweise an der Wiener Bevölkerung zu rügen hat: Eitelkeit und leichtsinnige Genußsucht. Erstere zeigt sich schon äußerlich in Haltung und Aussehen: Ein hochmütiger Narr tritt daher mit „konstantinopolitanischen Schritten, als wollt er den Staub von dem hohen Berg Olympo wegblasen, den Kopf in die Höhe getragen, wie des großen Alexandri Reitpferd, die Arm beederseits unterstützt, als wollt er dem Atlas helfen den Himmel tragen.“ (Jud. III, 458.) Männer und Frauen schminken sich: „Wenn schon die Gespenster bei dem helllichten Tag nicht erscheinen, wie vor Zeiten geschehen, so sehen doch die täglich veränderten, verkehrten, verparodirten, verwispelten, verzausten, verflechten, verpomadirten, verpulverten, verstrichenen, verummerten, vergläteten Gesichter fast wie Gespenster aus.“ (Auf, auf, ihr Christen, in VIII, 360.) Die Herren tragen große Perücken: „Geben die Engel Postmeister ab? ja, dann ein Engel den Habakuf beim Schopf genommen, und geführt bis nach Babylonk dem Daniel ein Mittagmahl zu bringen. Es ist gut, daß der Habakuf keine Parocka getragen; wann der Zeit einen der gute Engel in den Himmel bei den Haaren ziehen will, so bleiben ihm die falschen Haar in den Händen.“ (Jud. IV, 88.) Um so kleiner aber sind die Bärte: „Wenn dergleichen Schimpf (Bart abschneiden) jehiger Zeit einem geschah, da könnten die Barbierer gleichwohl noch ein Bärtel zusammenbringen, denn sie machens oft so klein, als wenn einem die Zwirnsfaden von der Nase thäten heraus wachsen, oder oft siehet man nur ein Tüpfel von einem Bart, als wann in diesem solle das Panetum honoris bestehen.“ (Jud. VII, 224.) Ganz besonders aber zeigt sich die Eitelkeit in der Kleidung, die selbstverständlich möglichst viel Ausländisches an sich haben mußte: „Die durch Teutsche Händ gewürckte Tücher seynd nur für die Münchs-Kutten, taugen nur für Roß-Decken. Es muß Seiden seyn aus Cappadocia; es muß Taffet seyn aus Persia; es muß Sammet seyn aus Hircania. Man wird bald von Spinnen-Geweb Mantel und Mantilien machen, nur wegen der Rarität. Man wird bald dem Teutschen Zwirn einen fremden ausländischen Namen schöpfen; es werden bald die Schneider ihre Nadlen müssen in Asia spizen lassen, es kost was es woll. Ein Andreoviz, ein Jovanoviz, ein Sergetviz aus Moscau und Kremelin kan kaum genug Belz und Zobl schicken, die Teutsche Haut damit zu haicklen.“ (Lösch, Wien, S. 41.) Und welche Kosten machte diese Pracht, zumal die der Frauen: „Ihr Gestreng der Wohl-Eble Herr, Herr Jonas

Isfridus Dampff von Dampffeneck und Dampffenthal haben ein Officium, vulgo einen stattlichen Dienst, der tragt ihm jährlich ein 400 fl. Sein Frau Gemahlin geht daher, als wann sie ein abcopirte Cleopatra wäre. Sie tragt fast alle Monath ein neues Modi-Klayd . . . In Summa 400 fl. flecken für diese pollierte Mistfinckin zu beklayden nit. Die Außgab in allem erstreckt sich jährlich auff 1000 Reichsthaler, ja umb ein merkliches mehr. Die Besoldung steht 400 fl., das andere seynd lauter Accidentia, besser geredt, lauter Occidentia. Er hat so treffliche Smiralia, vulgo Diebalia; mit einem Wort er stihlt wegen gar zu unmässiger Tracht und Pracht seiner Frauen. Der Seidenwurm der Frauen macht einen Gewissenswurm dem Mann; ihr Mantò, Mantill, Mantell bringt den armen Mann in die Höll.“ (Zub., 1. Ausg. I, 303.) Wie trat aber auch eine solche Dame daher! „Da geht eine auf der Gasse daher mit einem Vortreter, der Kopf ist mehr ziert, als ein aufgesteckter Maibaum, die Haar seynd zusammen gewispelt, als wärens durch einen Strauben-Modl gossen, die Mäschén gezogen, wie der erste Buchstabe in einem Pergamenten-Lehrbrief, der Hals ganz bloß, wie ein Aff beim End des Rückgrads, der Rock so lang, wie der Biber von hintenher, die Schuh bald so gespitzt, als ein Schuster-Mal, wessenthalben kein Wunder, daß sie manchem Pfuy die Augen austicht . . . Das Töchterl und Semi-Fräule, die mit ihr geht auf der Seite, heißt Francisca, Athanasia, Gandulpha, Hedwig usw. (Urschel und Bisel seynd gar gemeine Namen) sie grüßt Niemand auf der Gasse, weil sie ihres Gleichen nicht siehet, sie rauscht für die Kirch-Thür hinein, wie der Wind im Eichwald . . .“ (Zub., Ausg. v. 1835 flg. III, 464.) Dafür hatte eine Modedame aber auch viel zu leiden: „Haben sie (Hiobs schöne Töchter) aber auch Musch und Mucken im Gesicht tragen, wie jeziger Zeit im Brauch? Das wohl nicht, diese hat der Beelzebub, als Fliegen-Teufel, aufgebracht. Haben sie auch eine so hohe Haube von Fontasch auf dem Kopf tragen, wie dermalen im Brauch? Das noch weniger. Diese Blunzen haben die Teufel gemacht, wie sie mit Erlaubnuß des Herrn seynd in die Schwein gefahren. Haben sie dann auch einen Anstrich gebraucht, wie dermalen gemein bei mancher Thof (= Docke, Puppe)? Das gar nicht . . .“ (Zub. VI, 63.) Noch mehr wurde der übrige Körper gequält, um der Mode zu entsprechen: „Daß sie ihren Leib hart gehalten und denselben kompendioser Weise zusammen gezwungen (in „ein so enges mit starkem Fischbein eingezäuntes Leibstück“ S. 222), ist darum geschehen, damit sie ganz rahn hersehe, und nicht etwa einem böhmischen Hopfensack verwandt sey, sondern die Dicke eines Zuckerhuts nicht übertrefe. Daß sie so gemäß in dem Essen gewesen („nicht mehr als ein junger Spaz, der vor drei Tagen noch in der Eierschaale logirt hat“ S. 202), ist darum geschehen, damit sie

nicht in eine unangenehme Feiste gerathe, und nachmals einer nobilitierten Schmalzdose gleich und ähnlich sey; daß sie sich des Weines enthalten, ist darum geschehen, damit hierdurch die allzugroße Röthe in den Wangen vermieden, zugleich auch dem hervordringenden Webergranat der Paß versperrt würde; daß die Füße in einem so strengen Orden getreten, und die Behen über einander gewickelt wie einen Truttensfuß, ist darum geschehen, damit die kleinen Schühel einen ledernen Zeugen sollen abgeben, daß ihre Füße so zart und klein, wie die Fußstapfen einer Bachstelze; daß sie mehrmals große Kälte und Frost ausgestanden, ist darum geschehen, damit ihren schneeweißen orientalischen perlfarbigen Hals alle können sehen und loben, darum ist sie nackend um den Hals gegangen: daß sie die halbe Nacht mit Wachen zugebracht, ist darum geschehen, damit sie dem papiernen Duell des Pamphili<sup>1)</sup> kann heimwohnen.“ (Jud. VI, 223.) Fast noch schlimmer klingt eine andere Schilderung: „Sie steht vor'm Spiegel so lang, daß ihr möchten Blattern an den Füßen auffahren, sie kraust und zaust ihre Haar und zieht's so streng, als wären sie in einem steten Noviziat, da muß eine Haarlocken krumm seyn, die andere noch krümmmer, die dritte zum krümmsten, da muß viel Haar seyn, dort wenig Haar, da muß gar schütter<sup>2)</sup> seyn, wie das Trehd<sup>3)</sup> der armen Leute, da muß in die Höhe stehen wie ein Reigerbusch, da muß hinaus stehen wie ein Bachstelzen-Schweif, da muß herunter hangen wie ein Bierzeiger, da muß die Scheitel glatt seyn wie ein lateinisch Ppsilon, da muß rauh seyn, dort glatt, da gemischt, da pläfant, dort negligant, da galant; die Lenden müssen geschnüret seyn, eng seyn, gebunden seyn, zwickelt seyn, zwungen seyn, und bald mehr leiden, als die Israeliten in Egypten, und muß der Leib so rahn seyn, wie ein zugespitzter Zuckerhut; da muß sich das Gesicht waschen lassen, reiben lassen, poliren lassen, färben lassen, zieren lassen, zähren lassen, ziehen lassen, daß es sich schier mit des Balaams Eselinn möcht beklagen; damit aber das Fell rein bleibe, nimmt sie bei der Nacht eine Larve über das Gesicht, daß ihr schier der Athem verkürzt wird; da frißt sie Kreiden, Wachs, Terpentin, Salzstein, Froschbeiner, Schnecken-Pulver, damit nur die Haut mit braunauerisch wird, damit die Wangen zu Weißenburg bleiben, damit die Lippen zu Rothenburg logiren; da legt sie so enge Schuh an, daß sie fast keine größeren Fußstapfen im Sand läßt, als die Rohr-Entel.“ Alle diese Fußsucht ist nach Abrahams Meinung eine weitere Ursache des göttlichen Bornes: „Um wieviel mehr hat der gerechte Gott anjeß Ursach zu strafen, indem sogar der geringste Grindschippel und schlechteste Kuchelschlapp in französischer Modi daherprangt, es wird bald dazu kommen, daß man

1) d. h. dem Kartenspiel.

2) Dünn in Büscheln.

3) Getreide.

auch Schneider=Schulen und Akademien wird müssen aufrichten, damit der Witz und Schneider=Verstand noch bessere Kleider=Inventiones auf die Bahn könne bringen. Dieser Leute ist eine solche Menge zu Wien, daß, wann man alle dero Scheeren sollte zu Harnisch schmieden, man gar leicht ein ganzes Kürassier=Regiment könnte ausstaffiren.“ (Jud. VI, 465.) Daß übrigens auch die jungen Herren an Kleiderpracht nicht zurückstanden, lehrt folgende Stelle: „Ihr schicket eure Söhn auß, damit sie in fremden Ländern mit grossen Unkosten fremde Laster lernen, da sie doch mit wenigerem Unkosten zu Hauß die Tugenden erwerbten. Spitzfindiger kommen sie nicht zurück, außgenommen, daß sie neue Modi von Spitzen mit sich bringen; galanter kommen sie nit zurück, mußt nur seyn, daß Galant von Galanisieren herrühret; herrlicher in Klaybern kehren sie zwar oft nach Hauß, es wäre aber besser ehrlicher als herrlicher; neue Modi=Hüt, Modi=Barocken, Modi=Krägen, Modi=Röck, Modi=Hosen, Modi=Strümpff, Modi=Schueh, Modi=Bänder, Modi=Knöpff, auch Modi=Gewissen schleichen durch euere Raiß in unser liebes Teutschland, und verändern sich eure Narren=Rüttel täglich mit dem Mondschein. . .“ (Jud., 1. Ausg. I, 104.) Einen sehr ergötzlichen Beweis weiblicher Eitelkeit in der Betonung des Ranges erzählt Abraham aus einem wohl nicht weit von Wien gelegenen Orte: „In einem fürnehmen Marktflecken in Unter=Oestereich hat sich zugetragen, daß an denen hohen Festtagen (wie auch sonst an anderen Orten gewöhnlich) nicht sowohl die Manns= als auch Weibsbilder unter dem gesungenen Amt müßten zum Opffer gehen. Die Männer bequerten sich ganz willig und giengen in ihrer Ordnung; hingegen unter denen Weibern entstunde ein Präcedenz=Streit; der Frau Markt=Richterin ließen sie zwar den ersten Rang und die Vorhand, jedoch die Kastnerin protestirte mit der Marktschreiberin, daß sie ihr durchaus nicht weichen wolle. Die Frau Schulmeisterin, weiln ihr Mann Regens Chori war, bildete ihr nicht wenig ein, und wolte gleich nach der Markt=Richterin den Rang haben. Hierzu kam eine verwittibte Pflegerin, die gabe vor, ihr seeliger Mann wäre einer von Adel gewesen, und könnte sie sich wohl auch mit der Markt=Richterin in eine Präcedenz einlassen. Wie es nun zum Opffer=Gang kam, wurde eine solche Verwirrung unter denen Weibern, daß die Frau Markt=Richterin ganz allein zum Opffer gienge. Als nun bald wieder darauf ein hoher Fest=Tag einfiele, blieben sie alle aus; Endlichen machte der Herr Pfarrer selbigen Orts unter denen Weibern eine Austheilung und Ordnung, bey Straff drey Pfund Wachs, welche solche Ordnung übertretten würde; Was geschieht? Die Weiber giengen zwar um den Altar, aber eine speyete über die andere aus, vor Giff und Bohn, und legten dem Herrn Pfarrer keinen Kreuzer noch Heller auf den Altar.“ (Gehab dich wohl. 1729. S. 212.)



Am deutlichsten aber kam Eitelkeit und Hochmut zum Ausdruck in der Sucht nach schönklingenden Titeln und der Veränderung der Namen. „Bey jeziger Welt ist bereits eingeschlichen, daß keiner mit seinem gebührenden Titel will vorlieb nehmen: Einer, der einem Schüler-Buben nachtritt, und ihm die Böck aus dem Argument reißt, Respect! Er ist kein Praeceptor, sondern ein Herr Hofmeister. Die Miedl hat vor vier Wochen in der Kuchl abgepült, auch sie einen Schreiber geheurathet, Respect! Sie heist anjeko Gestrenge Frau: Ein Lackey wird ein Kasten-Schreiber, und der zuvor die Kleider angemessen<sup>1)</sup>, lasset anjeko das Traidt<sup>2)</sup> ausmessen; Respect! Ihr Best, sagt der Bauer, wie viel Säck Waiz muß ich in die Mühl führen: Eine, dero Vatter unlängst ein Secretariat erhalten, Respect! beyleib nenne sie keine Jungfrau mehr, sondern Freyle Christina: Ich glaub, wann der Maulesel, auf dem Prinz Absalon geritten, noch solte bey Leben seyn, er praectendirte den Titel eines Königlichen Kleppers: Viel Leut sind also vergafft und verafft in die grosse Titel, daß man alles von ihnen erhalten kan, wann man sie nur wol tituliret. Hierinnfalls sind die Gassen-Bettler überaus wohl erfahren, welche manchen mit ihren herrlichen Preis-Rahmen ein Geld aus dem Beutel locken.“ (Guy und Pfuy, 1710, S. 218.) „Ihr Gestreng und Best, wollen gar die Schärgen und Ambtleut betitulirt werden: dem Bettelrichter ist fast der Namen Ihr Herrlichkeit zu schlecht. Vor diesem haben die Fürsten ihre Töchter nur Jungfrauen benamset; Anjeko will schon eines Marckschreyers Tochter ein Fräule seyn: ja man soll schon ein ruffige Kestenbratterin Madam Urschel nennen. Man hat vor Jahren etliche ungereimte Überschriften der Briefe auf hiesiger Wienerischen Haupt-Post aufgezeichnet, und gefunden, daß man so gar einem Besenbinder den Titel Wohl-Edelgebohrnen zugemessen: die Prädicata wachsen dergestalten, daß wer nur Hanns Haber heist, sich gleich muß von Lumpenhoffen nennen. Ein Spielmann will dermahlen ein Musicus genannt werden, oder gar Musurgus usw. Ein Blasbalg-zieher leidet nicht mehr den Namen Calcant, sondern Cooperator Chori. Münch und Pfaff seynd vor diesem geziemende Titel gewesen, jezt thut man sich bißweilen dessen schämen.“ (Wohl angefüllter Wein-Keller. 1710. S. 143.) Letzteres beweist Abraham nach der oben mitgetheilten Stelle selbst. Zu der Titelsucht kam aber, wie erwähnt, auch die Verschönerung der Namen: „Aber bey der Zeit will fast ein jeder seinen Namen verkehren, ohne einige Ursach, sondern aus lauter Ehrsucht, es will keiner mehr Schuster heissen, sondern Sutorius, keiner mehr Weber, sondern Textorius, keiner mehr Schneider, sondern Schneiderus (?), oder Caligula a Caligis usw.“

1) Dem Herrn angezogen. 2) Getreide.

(ebenda, S. 142). „So weit ist es bey uns Teutschen kommen, daß man sich des Nahmens schämet, den wir von unseren Vor-Eltern ererbt, darum will ... keiner mehr Schmidt heißen, sondern Faberius; keiner mehr Schlegel heißen, sondern Plagensis; Es will keiner mehr Egel heißen, sondern Arcadius usw. Ein Töchterl wird selten mehr Ursl getauft, sondern Polyxena, Gandulfa, Burgundophora: Ich selbst auch habe einen gekannt, welcher von Batter her, Thomas Weps genannt worden, bald aber hat er sich Thomas Vespasianus genennt. O Thorheit!“ (Huy und Pfuß, S. 219.) Am unermülichsten aber ist Abraham in seinem Tadel über die Vergnügungs- und Genußsucht der Wiener Gesellschaft. „Wo hat Moses die Tafel der zehn Gebot gebrochen? Antwort: beim guldenen Kalb, welches die unbändigen Israeliter als ihren Gott angebetet haben. Der Zeiten bricht man auch mehrist die zehen Gebot beim guldenen Kalb, beim guldenen Ochsen, beim guldenen Lämmel, beim guldenen Bär'n usw., dergleichen Namen die Wirthshäuser tragen.“ (Jud. I, 179.) „Gewiß ist es, daß durch die Bratspieße mehr erlegt werden, als durch den Degen, gewiß ist es, daß bei den Kuchelhäfen mehr zu Grund gehen, als in dem Meerhafen; gewiß ist es, daß bei den Pasteten mehr bleiben, als auf den Pasteien; gewiß ist es, daß der Krug mehr hinrichtet, als der Krieg; gewiß ist es, daß per Lances mehr unkommen, als per Lanceas; gewiß ist es, daß die meisten Todtengräber heißen Calixt und ihre Weiber Intemperantia.“ (Jud. VI, 137.) Unzähligemal spricht er von Trunksüchtigen, die daher taumeln, als „wollten sie mit den Füßen hebräisch schreiben“, mit Vorliebe behandelt er das Gleichnis vom verlorenen Sohn; bei der Speisung der 5000 Menschen meint er: „Zu verwundern ist, daß nit einer aus dieser volkreichen Versammlung hat auch einen Trunk begehret. Wann wären Deutsche dabei gewesen, ist wohl zu glauben, daß einer oder der andere hätte um einen Trunk Wein supplicirt; massen dieser Nation ihr übler Nachklang ist, daß sie zu viel dem Wein ergeben, als sollt' ihr Leben durch die Reben — *vita per vitem* — erhalten werden.“ (Jud. II, 21.) Auch unterläßt er nicht, bereits ein alkoholfreies Getränk zur Abhilfe gegen die Trunksucht zu empfehlen:

„Vielleicht tritt jemand auf, mich eben jetzt zu fragen:  
Wie heißt dasselbe Kraut, das unsre Seel curirt:  
Wo liegt das edle Feld, das diesen Schatz kan tragen:  
Ich weiß wol, wie mans heißt, und wo es sichtbar wird.  
Das Thee aus China thuts. Wärst du gern Laster-frey:

So kenne dich und leg das 

Nosse
Nasse

 Te dir bey.“ (Huy u. Pfuß, 163.)

Jedenfalls soll doch hier nicht nur die Selbsterkenntnis, sondern zugleich auch der Tee als heilsam bezeichnet werden. — Besonders schlimm scheint es an den Sonn- und Feiertagen hergegangen zu sein: „Sobald

als der Mittag ankommet, welcher gleich nach dem Dienst Gottes folget, da muß (bei den Vornehmen) die Tafel mit denen kostbaristen Speisen und mit ausländischen Wein auf das stattlichste und prächtigste versehen seyn.“ — „Eigne Land-Speisen seynd nimmer in Brauch. — Der Wein im Teutschen Grund gehört für ein Bauern-Hochzeit. Fisch aus süßen Flüssigkeiten machen einen Grausen. Bald wird man fragen, ob derjenige Fisch noch lebe, in deme Jonas loşieret. Bald wird man nach Indianischen Backstetzen auff der Post schreiben. Bald wird die Schlecker-Sucht also wachsen, daß man auß Zeißel-Hirn wird Vafessen backen. Bald wird man die Spänsey mit Zucker mästen, es koste was es wolle.“ (Etwas für alle, 1711. I, 487.) — „Unter dem Essen sehet es öffters solche Discurs ab, welche denen umstehenden Bedienten, ja vielen keuschen Ohren ein rechter Greuel in dem Herzen seyn. . . Nachmittag legt man sich schlaffen, damit der angeschoppte Wanst die Speise desto besser durch den Schlaf verdäue, andere sezen sich zum Spielen, damit der Text verificirt werde: Populus sedebat. . .“ — „In allem und jedem seynd wir wohl rechte Adamskinder, da sobald dieser erste Vater das verbotene Obst gegessen, gleich nach solchem Essen ist er über die Blätter her, und hat sich damit bedeckt; bei vielen ist es schon der allgemeine Brauch, daß nach dem Pampfen gleich muß folgen der Pampfili, gleich nach dem Essen die Blätter, verstehe die Kartenblätter.“ (Jud. V, 431.) — „Die gemeinen Leute fliehen in dem Sommer in die Gärten, Brentzen und Regelstäd aus, da geht es wieder an ein Fressen und Sauffen; Es sauffen die Eltern, es sauffen die Kinder, es saufft der Diener, es saufft die Magd, es saufft der Meister, es saufft der Gesell, es saufft der Richter, es saufft der Geschwohrne, usw. Ey so saufft! ist dann die Zeit nach Hauß zu gehen, so dorckelt da einer in Heingehen über die Brücken, dem andern ist die Gassen zu eng, dem dritten fällt der Degen auß der Scheide, der vierdte hat die Paruquen verlohren, der fünfte gehet sonst in einen andern Winkel, der sechste fällt gar in die Rothlachen, usw. . . Den Sonn- und Feyertag schliesset die Nacht, welche sonst einem jeglichen Menschen zu allgemeiner Ruhe gewidmet ist. Da fänget sich aber bey denen Sturm-Köpffen der Tumult erst recht an. Das unaufhörliche Geschrey, die blutige Rauff-Händel, das grausame Schelten und Fluchen, das Degenwezen, Schiessen, Hauen und Stechen auf denen Gassen und Strassen, das Greinen und Zanden bey denen Eheleuten in denen Häusern, ziehet manchen in Verwunderung. Warum nicht der beleidigte Gott über dergleichen Leute, einen feurigen Schwefel-Regen, wie über Sodoma und Gomorrhä, fallen lasse.“ (Gehab dich wohl, 1729, S. 64 flg.) — Daß sogar die Frauen an dem lasterhaften Treiben der Männer, besonders an dem Trinken, teilnahmen, davon weiß Abraham

auch manche Geschichte zu erzählen. Ganz besonders aber eifert er gegen das müßige Umherschleudern der Frauen und Jungfrauen auf den Gassen, das allerhand sittliche Gefahren in sich berge: „Darum nit umsonst der allmächtige Gott den Adam außer dem Paradies erschaffen, die Eva aber in dem Paradies, zu zeigen, ein Mann könne schon ausgehen und außer dem Haus denen Geschäften obliegen; das Weib aber soll in dem Haus bleiben.“ (Jud. I, 474.) „Andere glauben, es habe Gott nit wollen, daß die Weiber sollen nach Jerusalem reisen, sondern vielmehr zu Haus bleiben; denn diesem Geschlecht nichts besser anständig, als die Einsamkeit, dessentwegen die Weiber an dem Zunahmen allezeit ein Inn tragen, Bettlerin, Bäurinn, Bürgerinn, Doctorinn, Gräfinn, Fürstinn usw. zu zeigen, daß sie in das Haus gehören; auch tragen sie gleichförmig den Titel Frauenzimmer, wodurch satksam erwiesen wird, daß sie auf Schneckenart sollen zu Haus bleiben; widrigenfalls müsse man die Namen ändern, und anstatt Frauen-Zimmer, Frauen-Gassen setzen.“ (Jud. I, 61). Noch ängstlicher ist unser Sittenprediger in seinen Forderungen an die Jungfrauen: „Denn eine rechte Jungfrau soll seyn und muß sein wie die Glocken am Charfreitag: muß sich nit viel hören lassen; — die Männer endlich können Vocales seyn, die Weiber Consonantes, die Jungfrauen aber müssen Mutae seyn. Eine rechte Jungfrau soll seyn und muß seyn wie der Palm-Efel: der läßt sich im Jahr nur einmal sehen. Eine rechte Jungfrau soll seyn und muß seyn wie eine Spital-Suppe, die hat nit viel Augen: also soll sie auch wenig umgaffen, usw. Eine rechte Jungfrau soll seyn und muß seyn wie eine Nacht-Eul, die kommt fein wenig ans Taglicht. Eine rechte Jungfrau soll seyn und muß seyn wie ein Spiegel: wenn man diesem ein wenig zu nahe kommt und anhaucht, so macht er ein finsternes Gesicht. Eine rechte Jungfrau soll seyn und muß seyn wie ein Licht, welches versperrt in der Laterne viel sicherer ist, als außer derselben. Insonderheit aber soll seyn und muß seyn eine rechte Jungfrau wie eine Schildkröt: diese ist allezeit zu Haus, massen sie ihre Behausung mit sich trägt: also eine rechte Jungfrau sich mehresten soll zu Haus aufhalten zur Weidung aller bösen Gelegenheiten . . .“ (Jud. I, 403.) An einer anderen Stelle werden hierzu noch folgende Vergleiche gefügt: „Die Jungfrauen seynd wie der Schnee, wenigst sollen sie also seyn, denn dieser bleibt desto länger und beständiger, je weniger er in die Sonne kommt: Also verharren die Jungfrauen desto besser in ihrer schneeweißen Unschuld, je weniger sie auf das Tag-Liecht kommen . . . Die Jungfrauen sollen von Rechts wegen beschaffen seyn wie die Tuck-Endtlein<sup>1)</sup>, welche sich immerfort unter das

1) Tack-Enten.

Wasser verbergen, damit sie denen vielfältigen Nachstellungen entfliehen . . . Die Jungfrauen sollen seyn wie die schöne Bücher, welche mit guten Clausuren müssen versehen seyn, sonst geschieht es bald, daß sie Eitel-Dhren bekommen.“ (Angefüllt. Weinkeller, 1710, S. 149.) Und zusammenfassend heißt es dann in einer 1672 gehaltenen Predigt: „Den Jungfrauen hat's (der 1. Mai) bracht einen Tannenbaum, ihnen zu weisen, daß sie nichts rathjammers können thun, als dannen=Gehen von der bösen Gesellschaft, dannen vom Tanzen, dannen von Wirthshäusern und Schlupfwinkeln, dannen, einen Tannenbaum haben bekommen die Jungfrauen.“ (Abrahamisches Bescheideffen, Gesamtausgabe 1835, S. 558.) — Endlich wirft Abraham besonders wohl den vornehmen Frauen seiner Zeit vor, daß sie Langschläferinnen seien. Außer den oben angeführten Stellen ist hierfür besonders folgende bezeichnend: „Da er (Pilatus) aber mit Verlierung seines hohen Ampts von dem Obristen Priester bedroht wurde, und sein selbst eigenes Interesse in Consideration gezogen, hat er endlichen sich auf den Richterstuhl gesetzt, und bereits das Urtheil gesprochen, wie er nun in diesen hohen Geschäft sich würcklich befunden, schickt seine Frau Gemahlin einen Pagi, laßt ihren Herrn einen guten Morgen vermelden, beynebens andeuten, daß sie diese Nacht einen wunderlichen Traum gehabt, und habe ihr getraumt, daß dieser Mensch gerecht, und der wahre Messias seye . . . Wie Pilatus dazumal auf den Richterstuhl gesessen, ist es just 10. Uhr gewest an einen Freytag, und weisen die Frau erst um dieselbe Stund geschickt, so ist es ein Zeichen, daß sie biß umb 10. Uhr in Beth gelegen, ich hätte vermeinet, es wären nur bey jehigen Zeiten die Weiber so faul, so ist aber dieser Brauch schon vor 1600 und mehr Jahren gewest.“ (Abrahamische Lauber-Hütt. 1. Teil, 1721, S. 104.)

Dieser allgemeinen Abkanzelung der Wiener Gesellschaft entspricht auch das Urtheil, das er über die einzelnen Stände und Gewerbe fällt. Hierbei verschont er sogar den eigenen, den geistlichen Stand nicht. Außer den der früheren Geistlichkeit von jeher zum Vorwurf gemachten Lastern der Wöllerei und Genußsucht, hält er ihr besonders Saumseligkeit in der Erfüllung ihrer Pflichten vor. „Es stehet gar schändlich, wann die geistliche Obrigkeiten und Seelsorger, so da andere von dem Schlaf der Sünden aufmuntern sollen, selbst schläffrig und fahrlässig seyn, ja wohl öfters die Seelsorg auf die lange Bank schieben. Es läutet ein oder anderer um Mitternacht bey dem Pfarrhof an, schreyt: „Um Gottes Willen Herr Pfarrer! Herr Capellan! geschwind! geschwind! den Herrn Paul hat ein Schlagl getroffen!“ Der Herr Pfarrer ruft den Capellan, dieser wischt die Augen, ist voller Schlaf . . . und biß er in der Finster die Strimpff ertappt, die Schul anziehet und nach seiner Bequemlichkeit den Rock anleget, mittlerweil

marschirt der Herr Paul in die andere Welt. Mancher Capellan sitzt noch um 12 Uhr Nachts bey dem Dorff-Richter, mischt die Trisack oder Labet-Karten auf, wo zwar das Spiel gewonnen, doch die Seel des Kranken ewig verloren gehet. O elender Schub auf die lange Bank!“ (Gehab dich wohl, 1729, S. 236.) Wie kann es aber auch anders sein, wo die Beweggründe und die Neigung, in den geistlichen Stand einzutreten, oftmals nicht im mindesten geistlicher Art sind: „Der Franz, sagt der Vatter, muß ein Pfaff werden, er kan heunt oder morgen denen andern Geschwißtrigen helfen usw. Aber höre mich, mein Vatter, sag ich, der Franz hat einen Lust darzu wie ein Hund zum Hächel-Lecken, die Kutten freuet ihn wie einer Geiß der Klag-Mantel, es kommt ihm nichts bitterer an als ein Presbiter . . .“ (Gemisch Gemasch 178.) Aber auch bei der Ordensgeistlichkeit ist er nicht mit allem einverstanden: „Es ist an dem allein nicht gelegen, daß er (der geistliche Vorgesetzte) fromm und gottselig ist, daß er immerzu im Chor steckt, und bald die Zeit mehr mit Knien als mit Stehen zu bringt, daß er fast alle Tag mit seinem Buckel umgeht, wie der Prophet Balaam mit der Eselin, daß er wegen strengen Bußwerken seinem Leib ein Stief-Vater abgibt, es ist nicht genug, daß er ein gutes Gewissen hat, sondern es wird auch erfordert, daß er ein gutes Wissen habe.“ (Jud. VI, 299.) Auch der Vornehmtuerei im sprachlichen Ausdruck, die sich bei den Laien besonders durch Titelsucht und Verschönerung der Namen zeigte, huldigten manche Geistliche bis zur Unverständlichkeit: „Gar wohl und recht hat jener gesagt: Was ist die Ursach, daß die Menschen jeziger Zeit so wenig Nutzen schöpfen aus dem Wort Gottes? Kein andere Ursach, als etwelche Prediger selbst, weilen dieselbige ihre Predigten nicht mit einfältigen ehffrigen Apostolischen Worten, sondern mit so zierlichen, hochmüthigen Rhetorischen Figuren zieren, daß sie von dem gemeinen Volk nicht können verstanden werden.“ Ein ergötzliches Beispiel hierfür schickt er diesen Worten voraus: „Von einem dergleichen Prediger, welcher voll des Hochmuths sich nur auf die hohe Wohlredenheit beslesse, wird erzehlet: Als ihme auf eine Zeit mitten unter der Predigt von dem Messner, wie mancher Orten gebräuchlich, ein Verkünd-Zettel geben wurde, in welchen ein armer Tropff hatte, er wolle denen Zuhörern verkünden: Es sey ein Pferd sambt Sattel und Zeug verlohren worden, wer solches finden wird, der soll es ihme zustellen, er wolle ihm einen guten Finderlohn geben. Der affectirte hochberedte Prediger liest diesen Zettel bey sich selbst, . . .; worauf er voll des Unwillens sprach: Was ist das vor ein Spott-Zettel? Solt ich meine schöne Concept, meine mit Rhetorischer Kunst gezierte Predig mit diesen groben bäurischen Worten bemackeln und besudln? Ey! kein Gedanken! geliebte Zuhörer, sie wollen dem groben Flegel, der dieses

geschrieben, wie auch dem, der es mir überbracht, verzeihen, damit ich aber meiner Auctorität nichts vergebe, so will ich sagen: Es ist ein muthiger Trapp sambt seiner völligen Montirung verlohren gangen, wer solchen findet, bringe ihn an sein Ort, er wird ein schönen Recompens bekommen. Wie das derjenige, so das Pferd verlohren, gehöret, schrye er überlaut: Weh! mir armen Mann, nun ist es umb mein Pferd geschehen, wer verstehet diese Weiß zu reden: Ein Trapp sambt Montirung?" (Abrah. Lauber-Hütt., I, 429 flg.) Im allgemeinen aber ist Abraham seinen Standesgenossen gegenüber vorsichtig. — An den Edelleuten seiner Zeit tadelt Abraham außer der Härte vieler gegen ihre Bauern vor allem das leere Prahlen: „Ein solcher Edelmann . . . kombt mir vor wie jener Praller, der in allweg die gemaine Leuth für verworffene Canalien gehalten, und nur sein Hauß dem Babylonischen Thurm gleich geschätzt, diser nahm auff ein Zeit ein Ruß sambt der grünen Hilsen und unzeitigen Überhüll, sagte also: „gebet acht, wie ich euch die drey Ständ, den Bauern=Stand, den Bürger=Stand und den Edl=Stand so artlich werde entwerffen. Erstlich diese grüne Hilsen bedeut den Bauernstand. Dise Hilsen muß man herab schölln. Also müssen die Bauern auch geschunden werden. Die andere harte Schallen bedeutet den Bürger=Stand. Dise Schallen ist hart, wessenthalben sie muß auffgebissen oder auffgeschlagen werden. Also die Bürger haben harte Köpff, derentwegen mit ihnen nit subtil zu verfahren ist. Der süsse Kern aber bedeut den Edl=Stand“ und heist zugleich die Ruß auff, findet aber wenig Kern, wol aber ein Wurm, welcher ihm in das Maul perorirt. „Pfuy Teuffel!“ sagt er und speyt ihn wieder auß. Pfuy, pfuy und abermahl pfuy, und hundertmahl pfuy sag ich auch zu einem solchen Edelmann, der ein Kern soll seyn von schönen Tugenden, von herrlichen Thaten, von adelichen Sitten, und ist darneben nur ein Wurm, der da nagen und plagen thut seine Untertanan.“ (Jud. 2, 80.) Hierzu stimmt, was der Pater an anderer Stelle berichtet: „Ich weiß mich zu entsinnen, daß mir ein Schneider=Meister selbst erzehlt, daß ein mal ihn ein Edelmann in ein Kauffmanns Gewölb geführet, damit er daselbst möge Tuch zu einem Kleid ausnehmen, er hat eins und das andere besichtiget, endlich bey einem und zwar beym Besten geblieben, auch den Werth darfür geschlossen: der Meister aber sagte dem gnädigen Herrn ins Ohr, es seye zu theuer, worauf der Edelmann in der Still geantwortet, er seye nicht gesinnt es zu bezahlen, der Meister sagte gleich darauf, so nehmen Ihr Gnaden mir auch für ein Kleid aus.“ (Angefüllter Weinkeller, S. 149.) Und ebenso ist diese Prahlerei der Edelleute noch aus dem Grunde verwerflich, weil von Natur und Herkunft alle Menschen gleich sind: „Als Adam ackerte und Eva spann, wer war dann damals der Edelmann.“

(Jud. 2, 79.) — Verhältnismäßig zurückhaltend ist Abraham auch dem Kriegerstande gegenüber. Hier seien nur, als bezeichnend, folgende schöne, auch von Schiller ausgenutzte Stellen angeführt: „Hinweg mit denjenigen Soldaten, die lieber von den Fußgателяn als von den Musketen hören; fort mit denjenigen Soldaten, die lieber mit der Decke als mit dem Degen umgehen; aus mit solchen Soldaten, die lieber zu Freßburg als Preßburg in der Garnison liegen; nichts nuß seynd diejenigen Soldaten, welche lieber Luzelburg als Luzenburg belagern; nit zu leiden seynd diejenigen Soldaten, die da lieber Partierer als Parteireiter abgeben; zu schimpfen seynd alle diejenigen Soldaten, die lieber mit der Sabinl als mit dem Säbel umspringen; dergleichen Soldaten sollen bei der Gunkel und Spinnrädcl mit den alten Weibern Faden abziehen, oder bei den Kürschnern die Hasenbälz ausklopfen, oder hinter dem Ofen mit der Bruthenn das Nest hüten.“ (Auf, auf ihr Christen. VIII, 432.) „Wenn euch sollte von einem jeden Flucher ein Härlein ausgehen, so würde euch in einem Monat der Schädel so glatt, und so er auch des Absalons Strobel gleich wäre, als wie ein gesottener Kalbskopf . . .; so man zu allen Wettern, welche euere Fluchzung ausbrütet, müßte die Glocken läuten, man könnte gleichsam nit Mesner genug herbei schaffen. Viele seynd unter euch, die weder in deutsche Schul gangen, weniger die lateinische Bank gedrückt, und dennoch redet ihr fast alle Augenblick (doch zu euere großen Unheil) lateinisch, denn das Wörtlein Sacramentum lateinisch.“ (Ebenda, 453.) „Das Weib in dem Evangelio hat den verlorne Groschen gesucht und gefunden; der Saul hat die Esel gesucht und gefunden; der Joseph hat seine sauberen Brüder gesucht und gefunden; der aber Zucht und Ehrbarkeit bei theils Soldaten sucht, wird nicht viel finden.“ (Ebenda, 457.) „Es ist mehrmalen ein Gebot: Du sollst nit stehlen. Die Soldaten haben diese Wort mit einem einzigen Strichel vermehrt, indem sie anstatt des Nit das Mit gesetzt, wessentwegen es jetzt bei ihnen heißt: Du sollst Mit stehlen.“ (Ebenda, 459.) — Unter den bürgerlichen Berufen wird am heftigsten der der Richter und Rechtsgelehrten gezeißelt, was sich daraus erklärt, daß die damals oft gewaltsam durchgeführte Anwendung des römischen Rechtes auf deutsche Verhältnisse infolge der durchaus verschiedenen Rechtsanschauungen viele Mißstände hervorrufen mußte. Endlose Verschleppung der Rechtshändel und Rechtsverdrehung sind nach Abrahams Meinung die Hauptfünden der Rechtsgelehrten: „Wann ein gemeiner Mann einen Elephanten oder Rhinoceros unter die Augen bekommt, so fragt er, was ist das? dann er nie kein solches Wunder-Thier angetroffen. Weil also Pilatus so viel Jahr hindurch das hohe Richter-Amt und Landpflegs-Verwaltung versehen, die ganze Zeit aber nichts, oder gar wenig von der Wahrheit vorkommen, darumb hat er gefragt, quid est veritas?



was ist die Wahrheit? Dann diese schöne Helena hat gar ein schlechte Herberg bey denen Richtern, und was die Gans umb Martini leiden, das leidet die Wahrheit immerzu bey dem Gericht." (Gemisch Gemasch, 246.) „Zum Schluß des Johannes-Seegen, welchen man gemeinlich stehend zu trinken pfleget, pflegen manche auch zugleich etwas Lächerliches einzuführen und einzumischen: Nun ist in einer gewissen Gesellschaft unter dem Johannes-Seegen von einem lustigen und listigen Vogel, (weilen er dabey zwey Advocaten gesehen) folgendes erzehlet worden: Ein alter Advocat und Rechtgelehrter schickte seinen Sohn auf die Universität, daß er ebenfalls Doctorwürdig würde, wie er nun den Gradum Doctoratus oder den Doctor-Hut überkommen, hat er ihme als Procurator Causarum auch eine gute Mau-Raß, verstehe, ein Weib, procurirt, gabe ihme nebst andern grossen Mitteln zwey fette Processen, welche der Sohn, ihme eine Glori zu machen, in kurzer Zeit zu End gebracht, ein Viertel Jahr hernach fragte ihn der Advocat sein Vatter, wie es mit beeden Processen stehe? gar wohl, sagte der Sohn, ich habe beede, Gott sey gedankt! glücklich zu End gebracht, der Vatter fragte mehr mahlen: Wie viel er bey diesen zwey Processen Brättel gegessen? Keines, antwortete der Sohn, dann ich bin zeitlich damit fertig worden, ey! sprach der Vatter, so gehts, wenn man junge Leut zu Doctorn macht, ich hab von diesen zweyen Processen schon 20 Jahr nicht allein eine gute Suppen abgeschöpfft, sondern täglich ein Brättl und jährlich ein Vaß Johannes-Seegen bekommen, du aber, mein lieber Sohn, hast weder Suppen noch Brättl, noch Johannes-Seegen." (Gehab dich wohl, 369.) — Die übrigen weltlichen Berufe werden bei Gelegenheit auch gründlich vorgekommen. Wie einst Berthold von Regensburg hält Abraham z. B. einmal fast sämtlichen Gewerben und Handwerken ihr Sündenregister im einzelnen vor, wie z. B. „Der Schuster macht lauter blaue Montag, verspricht die Schuh auf künftigen Sonntag, wann dann die Schuh sollen fertig seyn, so kauft er erst das Leder ein . . .“, oder wie „Der Beck schwört bey seiner Seel, er nimmt das weisseste Mehl, mischt unterdessen schwarz und weiß unter einander; den Teig nezt er immer mehr, so wiegt das Brod desto schwerer . . .“, oder wie „Der Schneider hat nicht umsonst die Scheer, dann er kann mit dieser nicht so wohl zuschneiden, als auch meisterlich aufschneiden, gibt man ihm noch so viel Tuch, so hat der Schneider gleichwohl nicht genug, dann der Meister Bockhard vor seinen kleinen Sohn den Böckel, macht gern einen Beschorres auf ein Röckel. Ist nun das verlangte oder gedingte Kleid zugeschnitten, so verspricht er solches in 24 Stunden, aber in 8 Tagen thut er es erst zu Faden schlagen. Am heil. Ostertag um die Glocken neun, da wirfft er erst die Ermel ein; wann es 10 oder 11 wird, werden die Knopf-Löcher ausstaffirt“, oder wie „Der

Buchhändler sagt, das Buch sey die neuste Edition, ist zu Zeiten eine alte Scartequen und ein neuer Titel daran . . .“ oder wie „Die Leinwandhändler haben nicht umsonst gern finstere Hütten und Gewölber und ist ihnen die Finster lieber als das Fenster, dann in der Finster oder Dunkle scheint die Leinwand als zarter und schöner. Thut man solche aber bey hellem Licht anblicken, wäre sie gut zum Strohsack flicken . . .“ usw. (Gehab dich wohl, 69—71.) Kurz, das Betrügen scheint bei jeder Art von Handelsgeschäften gang und gäbe gewesen zu sein: „Wann man in einem Handels-Gewölb sollte zu einer jeden Lug pfeiffen, so gäb es einen grösseren Schall, als die grosse Orgel zu Ulm. Wann man in einem Kaufladen solt ein jede Lug mit einer Maultaschen belohnen, so hätt ein Gewölb-Diener innerhalb acht Tagen kein Zahn mehr im Maul. Wann zu einer jeden Lug allzeit sollte bey dem Verkauffen sich ein Baum biegen, so würde in kurzer Zeit ein ganzer Wald bucklet.“ (Gemisch Gemasch, 247.) Ja, auch die Gastwirthe, die doch gewiß bei der allgemeinen Genußsucht viel Geld verdienten, betrügen noch durch schlechte Ware: „Abraham hat eins gethan, und hat das beste Kalb abgestochen, optimum, das ist wieder zu merken: optimum, das beste. Ein Wirth muß den Gast mit guten Speisen versehen, nicht eine Suppen vorsehen, die weniger Augen als ein Pasch Würffel; er muß nicht ein Fleisch auftragen von einer Kuh, die schon vorhin zwey und zwanzig Kälber getragen; nicht einen Wein einschenken, der schon bis auf die Knie durch das Wasser gewaden.“ (Etwas für alle, 461.) — Und wie oben schon bei einigen Handwerken außer der Betrügerei auch die Trägheit gerügt wurde, so tabelt Abraham letztere endlich besonders noch an den Handarbeitern und den Dienstleuten: „Wann sie (die faulen Zimmerleute) in einem halben Tag zwey Löcher bohren, so glauben sie schon, daß sie des Herculis feine Arbeit verrichtet, aber dieser wird gemahlet mit einer Löwen-Haut, etliche Zimmerleute aber soll man mit der faulen Bären-Haut mahlen.“ (Etwas für alle, 427.) „Item ist diese Arche erst in hundert Jahren verfertigt worden, wie es fast alle heiligen Lehrer bezeugen. Erst in hundert Jahren? So seynd dann alle Zimmerleut dazumal auch schon so faul gewest, wie anjeko . . .“ (Jud. IV, 147.) „Endlich wann die Uhr nur den ersten Hammerstreich zum Feyerabend schlägt, da werffen sie (Maurer und Zimmerleute) augenblicklich die Hacken aus den Händen, gleich fielen sie in eine Ohnmacht, lauffen aber geschwinder von der Arbeit als ein hinkender Bettler ins Wirthshaus.“ (Gehab dich wohl, 6.) „Es haben auch die Dienstboten noch andere tabelhafte Ungebärden an ihnen, wessenthalben sie dem gerechten Gott müssen genaue Rechenschaft geben. Es ist zuweilen ein Diener, er thut arbeiten, als hätte er Hände von Wax boßfirt; er beweget sich wie ein Hopfen-Sack in Böhmen, (scilicet:) er sitzet eine

ganze Zeit wie eine Brut-Henne im Nest, er gaumeht<sup>1)</sup>, wie ein Melampus<sup>2)</sup> nach der Tafel, er rennet, als wolte er mit dem Schnecken Wett lauffen, er schlaffet, als wäre er Stadt-Richter zu Rakeburg, er ist so frisch, wie die Esel auf den Stroh usw." (Etwas für alle, 500.)

Nach all diesen hier zusammengestellten Aussprüchen Abrahams ist es sonach kein sehr erfreuliches Bild, das wir durch ihn von der Wiener Gesellschaft seiner Zeit bekommen: Leichtsinn, Trägheit und Genußsucht erscheinen als die Grundzüge ihres Wesens. Verhältnismäßig wenig aber erscheint Tadel über Unsittlichkeit: von der Ehe hebt Abraham vielmehr hauptsächlich nur den Unfrieden zwischen Mann und Weib als Fehler hervor. Ist nun das Fehlen dieses Zuges im Bilde der damaligen Wiener auch teilweise auf unseres Predigers Abneigung gegen alles sittlich Anstößige zurückzuführen, die ihn z. B. auch in seinen Wizen und Schwänken alle Schlüpfrigkeiten möglichst meiden läßt, so trägt es doch auch dazu bei, den schlimmen Eindruck der übrigen Eigenschaften, die er seinen Zeitgenossen nachsagt, zu mildern: die Bevölkerung erscheint danach nur mehr übertrieben lebenslustig als verkommen. Und ebenso wirkt schließlich zur Abschwächung der Vorwürfe Abrahams ganz besonders auch die Art mit, in der er sie vorbringt. Aus den meisten der angeführten Stellen leuchtet eine innere Heiterkeit hervor, die sich schwerer mit dem finsternen Ernste eines von der Verworfenheit seiner Zeit überzeugten Bußpredigers vereinigen läßt, als mit dem mehr nur äußerlich strengen Gesicht eines eifrigen, aber gutmütigen Polsterers, der bereits ein gewisses Schmunzeln nicht unterdrücken kann bei dem Gedanken daran, daß seine Wiener zwar schlimm, aber in ihrer heiteren Sinnesart ihm entfernt verwandt sind, und daß er ihnen dies wieder einmal mit äußerst treffenden, für sie ganz besonders schön erdachten Worten zu Gemüth geführt habe.

## Das Schillermuseum in Marbach a. N.

Von Prof. Dr. Hermann Unbescheid in Dresden.

Am 10. November 1903 ist in Gegenwart des Königs Wilhelm II. von Württemberg und der königlichen Familie das Schillermuseum in der Geburtsstadt des Dichters, zu Marbach a. N., festlich eingeweiht worden. Herzog Karl Eugen von Württemberg zwang am 22. September 1782 den Dichter der Räuber zur Flucht aus der Heimat, und ein Glied desselben Fürstenhauses hat ihn, den größten Dramatiker der Deutschen, nunmehr offiziell in sein Geburtsland zurückgerufen! Als im Jahre 1895 in allen deutschen Gauen die

1) gähnt. 2) = Hund.

fünfundzwanzigjährige Wiederkehr des Sieges von Sedan mit einer Begeisterung gefeiert wurde, wie sie das deutsche Volk seit der großen Schillerfeier 1859 nicht wieder empfunden hatte, war soeben jenes Schreiben des Königs von Württemberg an den Stadtschultheiß Haffner bekannt geworden, durch welches die Gründung des Schwäbischen Schillervereins und damit die Beschaffung der Mittel zur Errichtung des Schillermuseums der Verwirklichung entgegengeführt wurde. Mit diesem Schritt und der nun folgenden tatkräftigen Unterstützung des königlichen Protectors war das alte Unrecht, das einst sein Vorfahr dem Dichter zugefügt hatte, vollaufgeführt worden. Allerdings um nichts weiter als um eine offizielle Sühne konnte es sich noch handeln; denn die Begeisterung der Schwaben für ihren größten Sohn war jederzeit lebendig; sie gab der Schillerverehrung in den übrigen deutschen Ländern erst die rechte Nahrung und hat nicht wenig dazu beigetragen, daß Schiller an die Seite Goethes gestellt wurde. Insbesondere ist in dieser Beziehung die Geburtsstadt des Dichters stets ein leuchtendes Vorbild gewesen, und was dem Besucher an Sehenswerthem dort geboten wird, sind, etwa mit Ausnahme der beiden Marbacher Brücken, der Neckar- und Murrbrücke, nur Erinnerungen an Schiller. Fünf Wegstunden von Stuttgart entfernt, mit der Eisenbahn in einer Stunde zu erreichen, liegt das Landstädtchen in einer Gegend, die Schiller, als er, dem warmen, behaglichen Leben in Körners Familie zuweilend, zum erstenmal die Elbe mit ihren rebenbedeckten Hügeln erblickte, an die heimathlichen Fluren von Marbach erinnerte, so daß er vor Freude laut aufschrie. Der am 18. Juni 1835 gegründete Marbacher Schillerverein ließ die heutige Schillerhöhe mit gärtnerischen Anlagen schmücken, aus deren Mitte sich das von dem württembergischen Bildhauer Rau in Bronzeuß, aus eroberten Kanonen hergestellte Schillerdenkmal erhebt. Gleich nach des Dichters Tode am 9. Mai 1805 war die Errichtung eines Denkmals beschlossen worden; aber plötzlich faßte Marbach den Entschluß, das angesammelte Geld für Schillers Familie zu verwenden. Erst am 9. Mai 1876 wurde das schöne Standbild mit einer Festrede von J. G. Fischer enthüllt. Mittlerweise hatte der genannte Verein die Hauptsehenswürdigkeit des Ortes erworben, das Geburtshaus des Dichters. Auf Veranlassung des Gürtlermeisters Franke in Marbach war im Jahre 1812 durch protokollarische Vernehmung von 15 Personen, meist Zeitgenossen von Schillers Eltern, festgestellt worden, daß Schiller im Hause des Secklers Schöllkopf in der Niffkastorstraße geboren wurde. An seinem hundertjährigen Geburtstage, dem 10. November 1859, wurde das kleine, unscheinbare Bauwerk, zweifellos wie andere Häuser daselbst nach der Einäscherung des Ortes 1693 durch das dringende Baubedürfnis hervorgerufen, mit einer Festrede des obengenannten

Prof. J. G. Fischer geweiht. Der Ankauf und die Wiederherstellung des Geburtshauses war dadurch ermöglicht worden, daß sieben Hanauer Gymnasiasten ein von 52 deutschen Gymnasien zu diesem Zwecke aufgebracht<sup>s</sup> Kapital von 1355 fl. zur Verfügung stellten; außerdem wurden von derselben Seite 100 fl. übergeben als eine „bleibend zu verwaltende Stiftung, damit aus den Zinsen dem Dichter der Jugend alljährlich ein frischer Lorbeerkranz in seinem Geburtshause durch Marbacher Schüler gespendet werde“. Und noch andere Zuwendungen brachte Marbach das große Jubiläumsjahr: das Grab von Schillers Mutter in Cleverfulzbach wurde von der dortigen Gemeinde dem Marbacher Schillerverein als Eigentum überlassen; von der Schillerschen Familie wurden reiche Geschenke an Urkunden, Briefen usw., von der J. G. Cottaschen Buchhandlung „zu Denkmals- und Stiftungszwecken“ eine größere Summe überwiesen und damit der Grund zu einer Schillerbibliothek gelegt. Die Deutschen in Moskau stifteten die Schillerglocke Konkordia mit der Bestimmung, daß diese Glocke, die in dem spitzbehelmt<sup>n</sup> Turm der Alexanderkirche aufgehängt worden ist, alljährlich am Geburts- und Todestage des Dichters eine Stunde lang geläutet wird.

Zur Aufbewahrung der vom Marbacher Schillerverein gesammelten, besonders seit dem Jubiläum 1859 in reichlicher Anzahl eingegangenen und fortwährend eingehenden Schiller-Reliquien, = Handschriften, Bücher reichte das kleine Geburtshaus, das als Fachwerkbau zur feuer sichereren Verwahrung der vorhandenen Schätze ohnedies untauglich war, bald in keiner Weise mehr aus. Dem Vorstand des genannten Vereins, Stadtschultheiß Haffner, gebührt das Verdienst, die Idee angeregt und mächtig gefördert zu haben, durch Gründung des Schwäbischen Schillervereins die Mittel zu beschaffen zur Errichtung eines würdigen, dem Andenken Schillers geweihten Gebäudes, in dem die Sammlungen in einer der Bedeutung des Dichters entsprechenden und für die wissenschaftliche Ausnützung tauglichen Weise auf- und ausgestellt werden konnten. Bei der Ausführung dieses Planes war aber ferner darauf Rücksicht zu nehmen, daß diese Sammlungen bereits anfangen sich auszudehnen auf den Kreis der Menschen, in welchem Schiller gelebt und gewirkt hat, und auf die weiteren schwäbischen Dichter und Schriftsteller. Durch die Kundgebung des Königs vom 8. Mai 1895 (in seinem oben-erwähnten Schreiben an Haffner) wurde die Gründung des Schwäbischen Schillervereins und die Herstellung eines Schillermuseums an der Geburtsstätte des Dichters eingeleitet. Am 10. November 1895 erließ der vom Könige zum Zweck der Organisation des Schwäbischen Schillervereins berufene Ausschuß, nachdem er in einer vorangegangenen Versammlung seine Konstituierung vollzogen und die Vereinssatzungen festgestellt

hatte, den Aufruf, mit welchem er zum Beitritt in diesen Verein und zur Unterstützung der Zwecke und der Bestrebungen desselben einlud. In Schwaben und im ganzen deutschen Vaterlande, auch bei vielen Deutschen im Auslande haben die Worte des Königs und jener Aufruf freudigen Widerhall gefunden. Beabsichtigt war ursprünglich an Schillers hundertjährigem Todestage, den 9. Mai 1905, das Gebäude seiner Bestimmung zu übergeben. Dadurch daß die Mittel, die dem Schillerverein durch Stifter und Mitglieder sowie durch anderweitige Zuwendungen zuströmen, ungeschmälert für die bauliche Herstellung des Museums zurückgehalten wurden, konnte das Unternehmen schon früher seiner Verwirklichung entgegengeführt werden. Schon in der Generalversammlung der Mitglieder vom 24. April 1897 konnten ganz bestimmte Beschlüsse in dieser Richtung gefaßt werden. Am 29. Mai 1901 erfolgte die Legung des Grundsteins, in den versenkt wurden die ersten fünf Rechenschaftsberichte des Schwäbischen Schillervereins, die zugleich die Baugeschichte und die Mitgliederverzeichnisse enthalten, die Baupläne und eine Ansicht des Gebäudes, die mehrfach erwähnte Rundgebung des Königs, Dr. Ernst Müllers Geschichte des Marbacher Schillervereins und Geschichte der deutschen Schillerverehrung, Palmers Geschichte des Schwäbischen Schillervereins, der erste Aufruf dieses Vereins vom 10. November 1895, ein Verzeichnis der zurzeit in Marbach wohnenden Familien und selbständigen Personen usw. Hierauf eröffneten Stadtschultheiß Haffner und Baurat Eisenlohr sowie der 86jährige Privatassessor Glocker, der bei der Gründung des Marbacher Schillervereins im Jahre 1835 Mitglied dieses Vereins geworden war, die Reihe derer, die zum Hammerschlag berufen waren. Die Einweihungsfeierlichkeiten waren vom Ausschuß des Vereins auf den 9. Mai 1903 festgesetzt worden. Aber schwere Erkrankung des Schöpfers des Schillermuseums, des Stadtschultheiß Haffner, bedingten eine Verschiebung des Festes auf den 10. November 1903. Man hoffte auf seine Wiederherstellung. Es sollte anders kommen. War es ihm auch vergönnt, das von ihm ins Leben gerufene Werk vollendet zu sehen — alsbald mußte sein brechendes Auge von dieser seiner Schöpfung Abschied nehmen: am 24. Juni, an seinem fünfzigsten Geburtstag, auf der Höhe seines Lebens erlag er seinem Leiden. Und im Herbst dieses Jahres, Ende September, hatte der Schwäbische Schillerverein einen nicht minder großen Verlust zu beklagen: Kommerzienrat v. Steiner, der feinsinnige, hochherzige Förderer des Werkes, der die besten literarischen Schätze in das Museum „übergeleitet“ hat, wie er sich in bescheidener Weise auszudrücken pflegte, wurde gleichfalls durch den Tod hinweggerafft.

Droben auf der Schillerhöhe, wo das Denkmal steht, von dem der Blick weit in die Landschaft, in der Mitte auf die Stadt, rechts in das

Redartal, links nach Ludwigsburg und dem Hohenasperg schweift, grüßt der weißschimmernde, an die Solitude bei Stuttgart erinnernde Bau des Schillermuseums. Das Äußere des Gebäudes, das mit einem Kostenaufwande von 212000 M. in unverbrennbarem Material ausgeführt worden ist, entspricht im allgemeinen dem Entwurf der Stuttgarter Baufirma Eisenlohr u. Weigle, der von 74 eingereichten Plänen am 21. Juli 1900 mit dem ersten Preis gekrönt worden war und nur in einigen Punkten geändert zu werden brauchte. Sockel und Terrasse sind aus Haustein hergestellt; über der Terrasse erhebt sich das Gebäude als Putzbau und zwar in einer Gesamtlänge von 41,5 m; die Tiefe des Mittelbaues ohne Terrasse beträgt 17,5, die der flankierenden Seitenteile oder Flügel 10,8 m. Der Stil erinnert an jenen, der zu Schillers Jugendzeit üblich gewesen ist, an die Solitude bei Stuttgart, an das Schloß Monrepos bei Ludwigsburg; der freie, ungebundene Stil des Rokoko strebt zur ersten klassischen Form zurück. Die Gesamtwirkung des Gebäudes ist eine helle und freundliche und fügt sich in das Landschaftsbild malerisch ein; nur der Aufsatz der Kuppel ist durch kein verbindendes Zwischenglied vermittelt.

Im Innern des Hauptgeschosses nimmt der Ausstellungs- und Festsaal den ganzen Raum des Mittelgeschosses mit einem Flächeninhalt von 135 qm ein. Die anstoßenden Räume im rechten Flügel sind nur für Archivzwecke bestimmt, während sich im linken Flügel das Aufwärter- und Garderobezimmer, ein solches für den Bücherwart und weitere Räume für die Büchereibenußer und für die Handbibliothek befinden. Vom Haupteingang führen zwei ansehnliche Treppenläufe nach dem Untergeschoß und hier in erster Linie zu dem Zufluchtsraum für besuchendes Publikum, der den ganzen Raum des darüber liegenden Festsaales einnimmt und mit einem unmittelbaren Ausgang ins Freie versehen ist. Die Räume sind würdig, aber möglichst einfach gehalten. Reichlichen Schmuck haben nur Vestibül und Festsaal erhalten; der letztere, so eingerichtet, daß darin Vorlesungen abgehalten werden können, zeichnet sich durch elf Reliefdarstellungen aus, die nach Schillerschen Dichtungen von Prof. R. Haug in Stuttgart geschaffen worden sind. Im Vestibül, das am vornehmsten ausgestattet ist — Säulen und Treppenstufen sind aus Marmor, die Treppengeländer aus Bronze — fesselt den Besucher die von Professor Donndorf in Stuttgart hergestellte Kolossalbüste Schillers, ein Geschenk des Königs von Württemberg. Was einst Dannecker mit seiner Büste erreichen wollte, als er bei der Nachricht vom Tode Schillers mit den markigen Worten: „Ich will Schiller lebig machen, aber der kann nicht anders lebig werden als kolossal“, an die Ausföhrung seines Werkes ging, aber nicht erreicht hat, erfüllt das Donndorfsche Werk in hohem Grade. Es ragt in seinen Größenverhältnissen noch über

die Büste Dannebergers hinaus. Die nächste Umgebung des Gebäudes ist in würdiger und stimmunggebender Weise hergerichtet. Zwischen Museum und Schillerdenkmal, dessen gegenseitige Entfernung zirka 50 m beträgt, ist ein Festplatz geschaffen, zu dem man vom Denkmalsplatz auf einigen breiten Treppenstufen herniedersteigt. Insbesondere auf der Talseite, wo eine Terrassierung des Geländes bis zu den hoch abstürzenden Felsen vorgesehen ist, geben passende Anlagen dem Ganzen einen würdigen und festen Rahmen.

Eine Übersicht über die Schätze, die im Museum bereits verwahrt und ausgestellt sind bzw. demselben demnächst einverleibt werden sollen, gibt der 6. Rechenschaftsbericht des Schwäbischen Schillervereins 1901/02. Vorhanden ist A. die Sammlung von Schillerreliquien, im ganzen zurzeit 163 Stücke, auch Reliquien von Uhland, Auerbach, Kerner, Wieland; B. die Sammlung von Schiller-Bildern, -Büsten, -Medaillons, -Statuetten, -Münzen, zusammen derzeit 522 Nummern; C. die Bücherei; sie umfaßt über 2000 Nummern, ist in einzelnen Teilen von einzigartiger Vollständigkeit und hat jetzt schon hervorragende Bedeutung für die Schillerforschung; besonders wertvoll sind die 249 ersten Drucke der Schillerschen Werke und Schriften, weil diese Drucke für Feststellung der Texte so wichtig sind als die Manuskripte; D. die Handschriftenammlung, bestehend aus zirka 15000 Nummern. Soweit es in erster Linie Handschriften Schillers und seiner Familienglieder und Urkunden über dieselben sind, umfaßt sie bis jetzt zirka 1000 Nummern. Aber sie enthält auch die Handschriften der anderen schwäbischen Dichter, und zwar verdienen unter ihnen besonders genannt zu werden a) der Ludwig Uhland-Nachlaß; es gibt wohl kaum einen zweiten Dichternachlaß von gleicher Vollständigkeit. Außer den eigentlichen Handschriften Uhlands ist namentlich auch bemerkenswert eine in dem Nachlaß vorhandene Sammlung von Briefen an Uhland von 1468 Nummern, meist Briefe der bekanntesten Dichter und Schriftsteller jener Zeit. Hier können noch Schätze gehoben und Früchte geerntet werden. Reichen Gewinn verheißen auch die übrigen Teile des Archivs den Forschern, nämlich b) der Nachlaß von Berthold Auerbach (163 eigenhändige Manuskripte des Dichters, über 1000 an Berthold Auerbach gerichtete Briefe usw.), von bedeutendem Wert nicht nur für des Dichters Lebensgeschichte, sondern auch für die kulturhistorische Forschung eines halben Jahrhunderts; c) der Justinus Kerner-Nachlaß, in dem die Brieffammlung allein über 3000 Nummern enthält; d) Teile der Nachlässe von Friedrich Motter, Gustav Schwab, J. G. Fischer, Karl Gerok, R. Köstlin sowie viele Autographen von anderen schwäbischen und nicht-schwäbischen Dichtern. Von den jüngsten Erwerbungen verdient hervorgehoben zu werden der Nachlaß Hermann Hauffs (des älteren Bruders von Wilhelm Hauff),



der als Redakteur des Cottaschen Morgenblattes eine ausgebreitete Korrespondenz geführt hat. Dazu kommen noch viele Einzelstiftungen, und in sicherer Aussicht stehen dem Museum die literarischen Hinterlassenschaften von Albert Knapp und Ottilie Wildermuth. Im Sommer dieses Jahres übergab die Witwe des in München verstorbenen schwäbischen Dichters Wilhelm Herz die literarische Abteilung seiner Bücherei — gegen 700 Bände — dem Museum, desgleichen Bilder von Schiller, Uhland, Schubart und Goethe.

Eine andere reichhaltige Stiftung ist dem Museum zugebracht: bei der Einweihungsfeier, die in Gegenwart der württembergischen Majestäten, der übrigen Mitglieder der königlichen Familie, der Staatsminister, des Stuttgarter Zentralvorstandes, der Vertreter der Zweigvereine und derjenigen Personen, welche bei dem Bau und der künstlerischen Ausschmückung geholfen hatten, an Schillers Geburtstag stattfand, konnte nach der Festrede des Professors Karl Weitbrecht der Archivar des Museums, Dr. Ernst Müller, den Anwesenden die Mitteilung machen, daß Frau Amalie Kießling in Möckmühl, die Urgroßnichte Schillers, die Urenkelin von Schillers Schwester Luise, eine Stiftungsurkunde über ihre Schätze an Schillerreliquien dem König für das Schillermuseum zu übergeben wünsche. Nach dieser Urkunde, die Dr. Müller verlas und der König dankend entgegennahm, sollen die Reliquien bis zum Tode der Stifterin noch in ihrem Heim bleiben; dann werden sie Eigentum des Schillervereins. Die Stiftung enthält 147 Nummern: Briefe von Schiller, seinen Eltern, Geschwistern, Kindern, ferner Bilder, Ringe usw.

Bei der Zentenarfeier 1905, dem hundertjährigen Todestag Schillers, wird der Schwäbische Schillerverein sich in der Lage befinden, aus den Schätzen des Museums seinen Mitgliedern, die bisher für ihre Jahressteuer als Entgelt nur den jährlichen Rechenschaftsbericht erhalten haben, eine literarische Gabe zuzuwenden, der alsdann regelmäßige Veröffentlichungen folgen sollen; in Aussicht ist zunächst genommen die Herausgabe des Marbacher Schillerbuches.

Möge das auf geweihter Scholle errichtete Museum das werden, was es sein soll: nicht nur ein Wallfahrtsort der Schwaben und der deutschen Schillergemeinde, sondern vor allem ein lebendiger Zeuge Schillerschen Geistes, der in seiner Weise und nach seinem Vermögen neue Nahrung und frische Luft zuführt dem deutschen Idealismus.

## Bemerkungen zu Greifs „Prinz Eugen“.<sup>1)</sup>

Von Prof. Dr. Julius Sahr in Gohrisch.

Ein neuer Sonderdruck von Martin Greifs „Prinz Eugen“ bedeutet in unserer dem historischen Drama abholden Zeit einen schönen Erfolg und ist für die Freunde von Greifs Muse eine willkommene Gabe, denn der alte Einzeldruck war vergriffen, also das Schauspiel nicht mehr zu haben. Und doch wird gerade der „Prinz Eugen“ immer wieder begehrt werden, eignet er sich doch ganz besonders z. B. zur Klassen- oder Privatlektüre für die Oberstufe unserer höheren Schulen.<sup>2)</sup> So ist denn der vorliegende Neudruck mit Freuden zu begrüßen. Er stellt die 3. Auflage der Einzelausgabe, aber den 4. Textesabdruck dar:

1. Text: 1. Auflage. Cassel, Kay (Druck von Richard) mit der Jahreszahl 1880 (wenigstens in dem mir vorliegenden Exemplar), nach Prem<sup>3)</sup> bereits Sommer 1879 erschienen.

2. Text: 2. Auflage. Cassel, Kay (mit breitem Rand, Druck von Gottelft) 1880, erschien nach der ersten Aufführung im Hofburgtheater vom 12. April 1880 und infolge derselben mit einigen sehr wesentlichen Änderungen.

3. Text: Gesammelte Werke II. Band (1896) S. 229—298, weist wiederum erhebliche Verbesserungen auf.

4. Text: 3. Auflage, die jetzt vorliegt; zeigt nur wenige Abweichungen vom Wortlaut der Gesamtausgabe.

Erwähnt sei noch, daß beim Durchfeilen des mit Recht berühmten Dialogs zwischen Kaiser Karl VI. und Prinz Eugen (Schluß des IV. Aufzuges) der Schauspieler Lobe, der im Wiener Stadttheater die Titelrolle spielen sollte, dem Dichter zur Seite stand.<sup>4)</sup> Warum ich diese textgeschichtlichen Einzelheiten erwähne? — Abgesehen von ihrer allgemein-literarischen

1) Martin Greif, Prinz Eugen. Vaterländisches Schauspiel in fünf Akten. Dritte, verbesserte Auflage. Leipzig, Amelang, 1903. 8°. 72 S. Preis 1 M.

2) Auf den Gehalt des Stückes und seinen Wert als Jugendlektüre haben nachdrücklich hingewiesen Gotthold Klee in dieser Zeitschrift IV (1890) S. 401—418 und Karl Fuchs, Zeitschrift für die österr. Gymnasien 1900 (Sonderabdruck S. 29—32). Klee betont besonders, daß bei der Prüfung, welche modernen Dramen sich für Schulzwecke eignen, „nur eine ziemlich kleine Anzahl die Probe bestand“.

3) S. M. Prem, Martin Greif, Versuch zu einer Geschichte seines Lebens und Dichtens usw. Zweite, durchgesehene und ergänzte Auflage usw. Leipzig, Kenger, 1895. 8°. S. 114. Danach wäre die Angabe von Fuchs S. 29 zu berichtigen.

4) Prem, a. a. O. S. 129.

Bedeutung sind sie auch deshalb lehrreich, weil sie beweisen, in welchem innigem Zusammenhang das Drama von Haus aus mit der Bühne steht! Wie alle Dramen Greißs, so ist auch der „Prinz Eugen“ kein Buchdrama, wie deren unsere Dichtung so viele aufzuweisen hat. Als Greiß seinen „Prinz Eugen“ erscheinen ließ, hatte er schon eine mehrjährige Fühlung mit der Bühne hinter sich, denn bereits 1875 ward Greißs erstes Drama „Corfiz Wfeldt“ unter Laubes Leitung am Wiener Stadttheater zwölfmal mit großem Beifall gegeben, und seitdem hat es auch seinen weiteren dramatischen Arbeiten nicht an Bühnenerfolgen gefehlt. So ist denn auch der „Prinz Eugen“ unter genauester Kenntnis und Berücksichtigung der Bühnenbedürfnisse gedichtet, und es ist nur lebhaft zu bedauern, daß man das Drama jetzt nicht gibt. Aber unsere Theaterverhältnisse sind überhaupt, wie jeder Beobachter gesteht, höchst ungesund! Unsere Bühnen haben ja Nötigeres zu tun! Die sehr erfreuliche gute Pflege unserer Klassiker macht ihnen natürlich niemand zum Vorwurf. Aber daneben haben sie jedes neu-entstandene Drama der „Modernen“ brühwarm vors Publikum zu bringen, auch wenn es die Kritik — siehe Sudermanns „Sturmgefelle Sokrates“ und Hauptmanns „Rose Bernd“ — als keineswegs glücklich, ja wenn sie es als verfehlt bezeichnet! Außerdem haben sie alles Fremde zärtlich zu pflegen, woher es auch komme, endlich alle „Lustspiele“ aus den bekannten Fabriken aufzuführen. In all dieser Hast geht ihnen der Atem aus, so daß ihnen keine Zeit und Kräfte mehr übrig bleiben, der edlen abseits der Modedichtung liegenden Kunst eines Martin Greiß eine Heimstätte zu bereiten. Es ist ein Jammer! Doch darüber wird schon lange geklagt! Sagt ja schon Greiß in seinem Prolog zur großartigen Hohenstaufen-Trilogie (1886—1888):

Soll nur des Daseins kümmerliche Not,  
 Kein groß Geschick mehr unser Herz bewegen . . .  
 Ist's nur das Jagen nach dem Sinnenglück,  
 Dem Unbefriedigung als Frucht erwächst,  
 Und, wenn zu trostlos uns die Öde dünkt,  
 Des Alltagsstrebens seelenmatt Gemälde,  
 Das noch den Geist in uns beschäft'gen kann  
 Und weg uns über seine Leere täuschen?

Indessen: die Zeichen mehren sich, daß das Publikum der immer efler werdenden „modernsten“ Kost überdrüssig wird und sich wieder mehr nach Poesie sehnt. Warum also werden Greißs Dramen mancherorts, z. B. in Berlin und Dresden nicht aufgeführt? — Daß sie undramatisch wären, kann doch nur Unwissenheit oder böser Wille behaupten und zwar der Wahrheit zuwider behaupten, denn die meisten Dramen Greißs — soweit sie in würdiger Aufführung geboten wurden — haben die Bühnenprobe bestanden und sich als durchaus erfolgreich bewiesen. Gerade z. B. vom „Prinz

Eugen“ gilt dies, der mit der wundervollen Besetzung: Lewinsky (Eugen), Sonmenthal (Kaiser), Josephine Wessely (Stephanie) und Baumeister (Eichenauer) in Wien seinerzeit rauschenden Beifall errang. Der alte Bauernfeld umarmte und beglückwünschte Greif zu seinem Erfolge, und der Biograph des Prinzen Eugen, der Ritter von Arneith sprach sich voll Anerkennung darüber aus.<sup>1)</sup> Und noch vor kurzem gedachte der Schauspieler Baumeister bei seinem Jubiläum mit besonderer Freude und Dankbarkeit der prächtigen Rolle des biedereren Sergeanten Eichenauer im „Prinz Eugen“. Auch bei den Aufführungen und Wiederholungen des Stückes in Prag, Brünn und München (wo Postart über zehnmal in der Hauptrolle glänzte) blieb der Erfolg dem Drama treu. Und so war's auch bei anderen Stücken von Greif: sein „Ludwig der Bayer“ z. B. wurde in dem eigens dazu erbauten Volkstheater zu Kraiburg in Oberbayern in nächster Nähe des Schlachtfeldes von Mühldorf 42mal aufgeführt (1892), und vor kurzem (1901) erzielte des Dichters „Agnes Bernauer“ am Münchner Hoftheater wiederholt die tiefste Wirkung.

Es wird demnach niemand behaupten können, die modernen Stücke, die heute so viel gegeben werden, seien den Greiffischen an dramatischem Gehalt überlegen; mit ihnen können es Greifs Dramen in diesem Punkte allemal aufnehmen; in einem aber stehen diese „modernen“ Theaterstücke weit hinter Greif zurück: in ihrem bleibenden dichterischen Wert! Anderes ist es, was unserem Dichter so viele heutige Bühnen verschließt: er will von der modernen Clique, die viele Bühnenerfolge nur „macht“, nichts wissen, er huldigt nicht dem Modegeschmack, er weicht, wie jede starke Individualität, um keines Haars Breite von seinen Idealen ab, denen er auf seinen stillen Wegen nachgeht, er schmeichelt niemand, um „dramatische Erfolge“ zu erringen. Daher ist der Dramatiker Greif von vielen in Acht und Bann getan. Das ist zum Teil bereits alte Tradition, z. B. am Hofburgtheater in Wien: die dortige Theatergeschichte des „Prinz Eugen“ ist typisch für den Dornenweg des Dramatikers Greif.<sup>2)</sup> War dies unter Dingelstedt und Wilbrandt so gewesen, so ist's kein Wunder, wenn's heute unter Schlenther nicht anders wird. Aber auch Greifs Zeit wird kommen, so wahr das Echte zuletzt doch durchbringt und bleibt!

Doch lassen wir alles Bittere beiseite und fassen wir das Stück selbst ins Auge! Seinen Inhalt hat vor Jahren Gotthold Klee (a. a. D.) wiedergegeben und die meisterhafte Charakterzeichnung so gut vorgeführt, daß ich über diese Punkte hinweggehen kann. Auf zwei andere Punkte dagegen möchte ich hinweisen, auf den Konflikt, den das Drama behandelt, und

1) Prem und Fuchs, a. a. D. 2) Man lese sie bei Prem nach S. 117 flg.

auf seine Sprache. Über beides hat man mit dem Dichter rechten wollen, wie ich glaube, ohne ausreichenden Grund!

Man hat Greifs „Prinz Eugen“ mit Kleists „Prinz von Homburg“ verglichen; man darf dies tun, doch mit großer Vorsicht und den nötigen Einschränkungen. Wenn aber Alfred Klaar den „Prinz Eugen“ nun gleich einen „schwachen Homburg“ nennt (Prem S. 126), so ist das eins jener Schlagworte, mit denen die moderne Kritik so gern arbeitet; sehr zum Nachteil der Sache! Ein Schlagwort erhellt die Sache nicht. Wie Schlag- oder Blitzlicht, so beleuchtet es sie von einem Punkte aus grell und auf einen Augenblick, um sie dann in um so tieferes Dunkel zurücksinken zu lassen. Das Schlagwort blendet höchstens; es verblendet alle, die sich seinem Eindruck widerstandslos hingeben, denn es beruht seiner Natur nach auf einer gewissen Einseitigkeit, es schafft eine Voreingenommenheit und hindert so, die Sache in ihrem wirklichen Sein von allen Seiten zu erkennen. Vor allem verblendet das Schlagwort den, von dem es ausgeht: er ist meist in den blitzartig aufleuchtenden Gedanken so verliebt, daß er die Sache erschöpft zu haben glaubt und nicht mehr fähig ist, sie unter anderem Gesichtswinkel zu betrachten.

Beim Vergleich der genannten Dramen sind vor allem die grundverschiedenen Voraussetzungen zu beachten: der Prinz von Homburg ist ein junger, feuriger, verliebter Held, der, in seinem seltsamen, dem Verstande nie völlig faßbaren Traumzustande befangen, den Befehl nur zum Teil hört, also ohne daß es ihm voll bewußt ist, dagegen handelt. Ganz anders Prinz Eugen, der ergraute und erprobte Feldherr. In voller Klarheit über sich und die Lage widerstrebt er der kaiserlichen Weisung: er sieht, es ist zu spät, die in allem vorbereitete Schlacht rückgängig zu machen; er ist sich der Unmöglichkeit des Gehorsams bewußt. Ferner: der Prinz von Homburg lehnt sich lediglich als Ausführender und in immerhin untergeordneter Stellung gegen den Befehl des verantwortlichen obersten Kriegsherrn auf, einen Befehl, der im Felde selbst und vor versammelten Offizieren im vollen Übersehen der Lage streng und klar gegeben wird. Prinz Eugen jedoch, selbst Kommandierender und verantwortlicher oberster Heerführer, soll die wohlüberlegte Anordnung über eine Schlacht opfern auf eine Weisung hin, die vom grünen Tische herkommt, aus der Ferne, die ohne Berücksichtigung aller Faktoren gegeben wird und nicht einmal der freie, eigenste Entschluß des Kaisers ist. Die Mörgelei der dem Prinzen feindlichen Hofpartei hat daran Anteil. Beide, der Kaiser wie sein Feldherr, sind nach geschehener Tat darüber einig, daß das Vergehen sachlich und an sich nicht so schlimm ist. Wiederum durch die von Eugens Feinden geschaffene Lage und Deutung wird der Konflikt verschärft, das Übel größer. Prinz Eugen,

im Bewußtsein der faktischen Richtigkeit seiner Maßregel trotz nun; anderseits kann der Kaiser als Herr und Gebieter, der offen so weit gegangen ist, auch nicht mehr zurück. Nun erst wird der Konflikt tiefer und droht ernst genug zu werden: der Prinz fällt in Ungnade und steht vor dem Entschlusse abzugehen. So macht jeder durch seine weiteren Schritte sich und dem anderen die Umkehr schwer und der Vorfall spitzt sich zur wichtigsten Frage der Autorität zu, der des militärischen Gehorsams, der Disziplin. Darüber mußten auch dem Prinzen erst die Augen völlig aufgehen. Zum Eingeständnis seines Fehls war er ja bereit, da er aber in dem Verlangen des Kaisers mit Recht den Einfluß seiner Feinde witterte, so bäumt er sich dagegen auf. Endlich tut der Kaiser den ersten Schritt des Entgegenkommens, er besucht den Prinzen und bahnt eine persönliche Aussprache an. Als Herr und Kaiser kann er dies, ohne sich damit etwas zu vergeben. Als er nun den Prinzen einfach und schlicht vor die Kernfrage stellt, ohne dabei seine Liebe zum Prinzen zu verbergen, bekennt dieser mit edler militärischer Geradheit seine Schuld. Wie er vor Belgrad den Mut des Ungehorsams hatte, um unter den gegebenen Verhältnissen das Vaterland zu retten, so hat er jetzt den Mut, den Ungehorsam voll zu sühnen, um durch sein Beispiel die erschütterte Disziplin wiederherzustellen.

Wahrhaftigkeit und Geradheit führen also, wie erst zum Ungehorsam, so jetzt zur Versöhnung: in dem unvergleichlich schönen Schlußauftritt des 4. Aktes; im 5. klingt diese Versöhnung nach allen Seiten harmonisch aus.

Und nun vergleiche man mit diesem einfachen Vorgang den im Prinzen von Homburg. Auf welchen Umwegen wird da erst der Ausgleich herbeigeführt! Erst durch das tiefste Sinken des Helden ins Unmännliche findet dieser sein edleres Selbst wieder. Gewiß, das Benehmen des Prinzen von Homburg entspricht vollkommen dem Charakter, den der Dichter uns zeichnen will. Aber in ebenso vollendeter Weise tut dies Prinz Eugens Handlungsweise: sie liegt in voller Innerlichkeit und Klarheit vor uns und kann nach dem von Greif beabsichtigten und gezeichneten Charakter nicht anders sein. Und weil Greif seinen Helden nicht womöglich auch dicht vors Todesurteil führt, soll hier ein „schwacher Prinz von Homburg“ vorliegen und der Dichter Vorwürfe ernten? Wie ungereimt!

Ich finde also den Konflikt im Prinzen Eugen weder unbedeutend, noch der Allgemeingültigkeit entbehrend. Der Dichter führt zwei edle Männer vor, deren eigene Natur und deren Verhältnis zueinander, natürlich nicht ohne Selbstverschulden, aber auch durch „blinder Mißverständnisse Gewalt“ sich trübt und verwirrt, dann aber zu völliger Reinheit klärt.

Karl Fuchs macht darauf aufmerksam, daß Greif das Moment des militärischen Ungehorsams aus der Geschichte der Schlacht bei Zenta entlehnt

und auf die Schlacht bei Belgrad übertragen hat: ein glücklicher Griff; denn ohne auseinandertreibende Mächte, die des Dichters Kunst zur höheren Einheit zusammenzwingen muß, kann kein ernstes Drama sein. Genug aber: Greif lehnt sich auch hierin an die Geschichte an. Er hat wiederum, ohne vom Überlieferten abzuweichen, das Tatsächliche durch seelische Vertiefung erhellt und verklärt. In dieser schwierigen Kunst versagt Greif nie, und er weiß dabei schlichte Wahrheit mit herber Keuschheit zu vereinen; nie wird er breit, aufdringlich, phrasenhaft; im Gegenteil, er bleibt, wie alle wahre Kunst, dabei stets andeutend, er weist unserem Fühlen und Denken die Bahn und gewährt uns die Beseeligung inneren Mitschaffens. Wer freilich dazu seelisch zu träge ist, an dem geht Greifs Genius spurlos vorüber. Man nehme Greifs neuere oder ältere dramatische Arbeiten, die Bernauerin, den York oder den Demetrius<sup>1)</sup> — oder den Nero, sie alle zeigen die gleichen Vorzüge: wie großartig hat der Dichter z. B. das Nero-Problem menschlich gelöst!

Noch einige Worte über die Sprache von Greifs Drama. Um seinem „Prinz Eugen“ ein möglichst getreues Zeitkolorit zu geben, läßt Greif die Personen des Stückes zum Teil in der arg verwelkhten Sprache von damals (1717) reden. Man vergeße nicht, es war die trübste Zeit der deutschen Sprache, die Zeit ihres tiefsten Standes! Man hat nun an Greifs Verfahren Anstoß genommen und gemeint, daß er dadurch die Verständlichkeit und „Aufführbarkeit seines echten Volksstückes“ schädige.<sup>2)</sup> Es verlohnt sich, sich daraufhin einmal das Drama genauer anzusehen. Wie weit geht der Dichter in der Anwendung jener „barbarischen“ Sprache und wie handhabt er sie da, wo er sie gebraucht? Er ist in diesem Punkte sehr zurückhaltend: nur hier und da bedient er sich einiger charakteristischer Pinselstriche, um das Zeitkolorit zu wahren. Die Reden des Kaisers und der Damen am Hofe sind von dem Kauderwelsch so gut wie ganz frei und rein deutsch; ebenso die wiederholten, bisweilen umfänglichen Schlachtenberichte Hamiltons. Nur in den Reden der Generale, vor allem des Prinzen Eugen selbst findet man, aber stets vorsichtig und maßvoll, die Einmischung der Fremdwörter — mit gutem Grund: es handelt sich hier gewissermaßen um die militärische Dienstsprache, die damals natürlich französisch oder stark französisiert war, eine Folge des erdrückenden Übergewichtes, das Frankreich unter Ludwig XIV. erlangt hatte. War es doch damals geradezu maßgebend geworden, wie auf anderen Gebieten so auch auf dem der Kriegskunst und folglich der Kriegssprache. Und um die letztere handelt es sich auch in Greifs Drama.

1) Man vgl. über „Agnes Bernauer“ meine Ausführungen in dieser Zeitschrift XIII (1899), S. 478—510 und über die Demetrius-Dichtung ebenda XVI (1902), S. 423—434.

2) Prem S. 115.

Wohlweislich hat der Dichter es vermieden, die elende und völlig vaterlandslose damalige à la mode-Sprache der höheren Stände und zum Teil auch der Literatur in sein Drama einzuführen! Aber die Berechtigung für seine bescheidene Verwendung der franjösierten Kriegskunstsprache wird man nicht leugnen können. Warum läßt aber Greif gerade den Prinzen Eugen sich am meisten der verwelkenden soldatischen Redeweise bedienen und z. B. den jungen Hamilton in seinen militärischen Rapporten nicht? Der Dichter kennzeichnet den Prinzen damit in seiner Eigenschaft als geborenen Franzosen, dem dieses Idiom natürlich sehr nahe lag. Doch selbst in Prinz Eugens Redeweise läßt Greif zarte, aber zugleich bedeutungsvolle Unterschiede walten: Wo das reine Menschliche aus dem Prinzen spricht, wo es sich nicht um den Dienst handelt, vor allem in der tiefen Erregung des Gemüts erhebt sich auch Prinz Eugens Sprache zu voller deutscher Reinheit, so z. B. in der Sterbeszene des Prinzen Ludwig (S. 26—27):

Nun, junger Held, gedenkst du schon zu scheiden?  
 Doch nein, das Vaterland bedarf noch deiner —  
 Sergeant, helst mir die Wunde ihm verbinden! — —  
 . . . . . Leb wohl, mein Sohn! — —  
 Er starb den Heldentod, den er sich wünschte. — —  
 (Satz für sich) Mein Testament hab' ich umsonst gemacht!  
 (Laut) Wir bringen nach Peterwardein ihn nachts  
 Und senken ihn ins frühe Grab.  
 . . . . . Genug!

oder in dem kurzen Monolog nach Abtreten des Versuchers Saint Thomas (S. 53):

Das andre vorhin war ein Prellschuß bloß,  
 Doch dieser ging mir mitten durch das Herz.  
 Nie hab' ich ein Vertrauen noch verletzt,  
 Und doch schleicht man heran, mich zu versuchen: —  
 Die Ehre außer uns ist eitel Schein.

Das spricht zu Herzen, weil es von ihm kommt, und an Prinz Eugens Herzen ist nichts Fremdes! — Auch in das vertrauliche leichtere Gespräch des Prinzen z. B. mit der Gräfin Batthyanyi mischt sich seltener ein französisches Wort. Der Gegensatz zwischen französischer Herkunft und deutscher Gesinnung tritt so, meine ich, deutlich und reizvoll in Erscheinung!

Greif begnügt sich indessen nicht mit diesem einen sprachlichen Lokaltön; er wendet — wieder mit Maß, aber trefflicher Wirkung — deren noch mehrere an: je nach der redenden Person mischt sich bald ein älterer, kräftiger, vollstümlicher Ausdruck in die Rede, so bei dem derben General Heister, bald eine deutliche mundartliche Färbung, wie bei dem prächtigen Sergeanten Eschenauer oder in den köstlichen Wiener Volksszenen im Prater. So verleiht der Dichter seinem Schauspiel eine wohlthuende sprachliche Mannig-



faltigkeit, in dem er jeden seiner Natur, Herkunft und Stellung gemäß reden läßt und aufs glücklichste die Gefahr vermeidet, irgendwo in unnatürliche, geschraubte Ausdrucksweise zu verfallen, eine Gefahr, die wohl nirgend so nahe liegt, als im ernstesten Drama höheren Stils. Ernst und Humor, Pathos und Scherz, gehobener, militärischer und volkstümlicher Ton wechseln so, je nach Stimmung und Bild ab und machen das Schauspiel so recht zu einem Abbild des reichen, ernstesten aber auch frisch-fröhlichen Lebens.

Natürlich ist Greif nicht der erste, der sich mit Erfolg eines so gefärbten sprachlichen Kolorits als wirksamem Kunstmittels bedient, darin sind ihm z. B. Schiller im „Lager“ und Goethe im „Faust I“ vorangegangen. Ja, „Wallensteins Lager“, das doch eigentlich die sprachliche Färbung von etwa 1630 zeigen müßte, geht darin noch um etwa 100 Jahre weiter zurück und ist fast durchweg im Tone des unverfälschten, frischesten 16. Jahrhunderts, des Reformationszeitalters gehalten! Wird aber jemand Schiller wegen der altertümlichen Sprache oder der Fremdworte, oder gar wegen des „Anachronismus“, den er sich damit noch erlaubt, tadeln? Oder ist das „Lager“ dadurch irgendwie unverständlich? Nicht daß ich wüßte! Im Gegenteil: gerade die beispiellose sprachliche Frische und „Echtheit“, die lebendige Mundsprache des „Lagers“ ist die helle Wonne jedes Deutschen, der unsere herrliche ältere Sprache kennt und liebt! Mir persönlich gehört das „Lager“ neben dem „Faust I“ und wenig anderem sprachlich zu den erquicklichsten Erscheinungen unserer ganzen „klassischen“ Zeit, und ich leugne nicht, ich empfinde es mit einem gewissen Schmerz, daß in den „Piccolomini“ und in „Wallensteins Tod“ der Dichter nur auf streng neuhochdeutschem Rothern einhererschreitet. Der „Faust“ liefert den Beweis, daß weder tragischer Ernst noch Tiefe und Würde unter dem Anschlag eines weniger abstrakten, volkstümlich gefärbten Tones zu leiden brauchen; deshalb bewundere und liebe ich den Faust auch als das sprachlich genialste Werk unserer Literatur. Und Schiller hatte im Lager bewiesen, wie auch er diesen Volkston meistert!

Was nun die Mischung mit dem Französischen betrifft, so hat schon Lessing uns in seinem *Riccoart de la Marlinière* ein geradezu klassisches Muster gegeben; er hat übrigens seinen radebrechenden Windbeutel nicht frei erfunden, sondern einem damals wirklich lebenden französisch-deutschen sprachlichen Unikum namens Trömer nachgebildet. Und hat nicht bereits Shakespeare in der köstlichen Liebeszene zwischen dem jungen Heinrich V. und Katharina von Frankreich (König Heinrich V. V, 2) sich in genialer Weise des gleichen Kunstmittels bedient?

Aber aus noch einem Grunde war in Greifs Drama jene Sprachmischung geboten: Der Dichter verwendet im 4. Akt, gerade im Augenblick

tieffter seelischer Gedrücktheit des Helden, das bekannte „Prinz Eugenius-Lied“: die Szene ist von packender Wirkung! Nun, auch dieses zeigt das nämliche Eindringen französischer Ausdrücke und gilt nichtsdestoweniger noch heute als eins unserer besten deutschen Volkslieder, es ist samt seiner Melodie von unvermindert zündender Kraft! Schon seit dem Dreißigjährigen Kriege konnte selbst unser Volkslied, besonders soweit es kriegerische Stoffe behandelte, sich dem fremden, zumal französischem Einfluß nicht entziehen. Sollte nun das Lied vom „edlen Ritter“ sprachlich nicht aus dem Rahmen, in den Greif es versetzt, herausfallen — was die Stimmungseinheit zerstört hätte —, so mußte Greif seinem Drama die sprachliche Färbung zu geben suchen, die das Prinz Eugenius-Lied aufweist. Die Verwendung des Liedes im Drama war ein genialer Griff; er beweist, wie tiefen Einblick Greif in die deutsche Volksseele getan hat. Und daß Greif von hier aus den richtigen sprachlichen Ton für sein ganzes Schauspiel gefunden hat, kann man gar nicht hoch genug anschlagen. So rechtfertigt sich auch vollkommen der Name „Volksstück“, mit dem man dieses Drama vielfach belegt hat.

Wöchte das durch und durch gesunde, deutsche Werk nicht nur in der vorliegenden dritten Auflage weiteste Verbreitung finden, sondern uns auch bald wieder auf der Bühne begegnen, das würde das Wehen eines gesünderen Geistes bedeuten, als er heute auf dem deutschen Theater herrscht.

## Sprechzimmer.

### 1.

„In Prima?“ (Zeitschr. XVI, 58.)

Die Bemerkung des Herausgebers der Zeitschrift, daß die Ausdrucksweise 'in Prima' u. dgl. ganz korrekt sei, scheint mir anfechtbar. Daß der deutschen Sprache in neuerer Zeit die Unterdrückung des Artikels widerstrebt, ist doch wohl ebenso unzweifelhaft wie die Tatsache, daß es sich bei jenen Verbindungen um Rückstände aus der Zeit handelt, wo Lateinsprechen als höchstes Ziel der Gymnasialbildung galt. Und so sollten wir Deutschlehrer wenigstens gegen diesen Gebrauch ankämpfen. Noch ein anderes Böpschen, das seit jener Zeit uns hinten hängt, sähe ich gern abgeschnitten: die heilige Scheu, mit der die lateinischen Kunstausdrücke der Grammatik behandelt werden. Wenn auch unsere Schüler wohl kaum noch, wie ich dereinst, angehalten werden, von den 'Pronominibus personalibus' zu reden, so sind doch Wendungen wie 'Participium Praesentis' u. ä. selbst auf lateinlosen Schulen noch herkömmlich. Ich bin nicht der Ansicht, daß diese grammatischen Bezeichnungen durch rein deutsche zu ersetzen sind; das Bedürfnis des Unterrichts an den höheren Schulen erheischt, daß dieselbe Sache in den verschiedenen Sprachen durch gleichlautende Ausdrücke bezeichnet wird.

Aber warum so sorgfältig die lateinischen Endungen — und gar die lateinische Flexion! — bewahren, da die Sprache längst auf dem Wege ist jene Wörter einzudeutschen? In einer deutschen Grammatik, die vorzugsweise für Real- und Mädchenschulen bestimmt ist, finde ich in buntem Durcheinander die Formen 'Partizip' und 'Partizipium' — 'des Verbs', 'des Verbuns' und 'des Verbum finitum' (1) u. a. m. Zweifellos kann eine solche Sprachmengerei nicht als stilistisch musterhaft gelten, ganz zu schweigen von dem unflektierten Genitiv, und für Schüler, die des Lateinischen nicht mächtig sind, bedeuten die Doppelformen eine unnütze Beschwerung des Gedächtnisses. Bedenken machte mir eine Zeitlang die Frage, wie bei den Wörtern Numerus, Modus, Tempus, Genus der Plural auszudrücken sei. Ihn, wie bei Kasus üblich, unbezeichnet zu lassen, widerstrebte meinem Sprachgefühl; die Bildungen 'Tempen' usw. wären willkürlich. Meine Realschulquintaner wußten Rat: sie sagten ohne weiteres 'Modusse, Tempusse'; und da 'Globusse' sogar vom „kleinen Puttkamer“ amtlich geschützt ist, wird sich gegen diese naturwüchsigen Formen schwer etwas sagen lassen.<sup>1)</sup>

Friedenau=Berlin.

Oberlehrer P. Markgraf.

## 2.

Zu Heinrich v. Kleists Prinz von Homburg.

I, 1, 57. Sterngucker sieht er, welt' ich, schon im Geist  
Aus Sonnen einen Siegestranz ihm winden.

Das eigentümliche Bild vom Winden eines Kranzes aus Sternen entnahm der Dichter Schillers Wallenstein, an den ja so häufige Anklänge im Prinzen von Homburg sich finden. Vgl. Piccolomini B. 1646 flg.

Es ist ein holder, freundlicher Gedanke,  
Daß über uns in unermessnen Höh'n  
Der Liebe Kranz aus funkelnden Gestirnen,  
Da wir erst wurden, schon geflochten ward.

So drückt Schiller den Gedanken aus, daß durch die „Konstellation“ der Sterne Thekla und Max — nach dessen Meinung — schon bei der Geburt füreinander bestimmt waren.

Northheim.

R. Sprenger.

## 3.

Roussseau und Goethe.

Dünker weist in seinen Erläuterungen zu Goethes Werther auf die vielen Stellen hin, die in Rousseaus Neuer Heloise ihr Gegenbild haben. Ich weiß nicht, ob schon auf eine größere Stelle dieses Romans hingewiesen ist, die ihre Parallele in Goethes Faust findet. In beiden Dichtungen weilt der Held allein im Schlafzimmer seiner Geliebten. St. Preux beschreibt die Gefühle, die ihn bei dieser Gelegenheit durchtoben, im 54. Briefe der 1. Abteilung. Sie füllen den ganzen Brief. Nur einiges daraus. St. Preux und Faust nennen das Zimmer ein Heiligtum. Der Ort steigert ihre Liebesgefühle.

1) Wir können obigen Ausführungen in keinem Punkte beitreten. D. L. d. Bl.

Alle Sinne des Franzosen werden gleichmäßig berauscht. Alle Stücke von Juliens Kleidung — sie werden einzeln aufgeführt — stellen seiner erhitzten Einbildungskraft die Körperteile vor, die zu verhüllen sie bestimmt sind: sie reizen seine Begierde. Den Deutschen verläßt die Begierde, wie die Stille, die Ordnung, die Zufriedenheit des Ortes auf sein Herz zu wirken beginnen. Auch vor seine Einbildungskraft tritt die sinnliche Vorstellung von der Gestalt der Geliebten: „Das Götterbild entwirkte“ sich auf dem Lager, dessen Vorhang er aufgehoben hat. Nahte aber nicht der Versucher gerade jetzt aufs neue, störte er nicht den Vorsatz der von Goethe so oft gepriesenen und bewiesenen Entsagung: Faust, sein Unsterbliches, hätte die Absicht, nimmermehr wiederzukehren, erfüllt. Es fällt auf, daß St. Preux in jenen Momenten als ein Stück preist, Papier und Tinte gefunden zu haben, und aufschreibt, was ihn soeben bewegt.

In dem französischen Roman sind noch andere Stellen, die an Goethe, abgesehen von Werther, erinnern; sie sind aber kürzer oder weniger bedeutend. So schreibt Frau v. Orbe, VI, 2: „Wie soll man, wenn man in meinem Alter Witwe ist, nicht bisweilen fühlen, daß die Tage die Hälfte des Lebens bilden!“ Vgl. Herm. und Dor. 4, 199, wo die Mutter ihrem Sohne wünscht: „daß dir die Nacht werde zur schönern Hälfte des Lebens.“

Zu der zuerst angeführten Parallele füge ich noch eine bekannte aus Hauffs Dichtenstein II, VIII hinzu. Georg ist allein in den Gemächern des Fräuleins. „Es hat etwas Anziehendes, in den Zimmern zu verweilen, wo die Geliebte groß geworden ist.“ Die „Träumereien um Jahre zurück“ werden dann geschildert ohne jede sinnliche Färbung, nach der Art des früh verstorbenen Verfassers.

Kassel.

W. Kohlschmidt.

## 4.

Zum Worte „Schelmuffsky“<sup>1)</sup>

merkt Friedrich Barden in den „Abhandlungen der philologisch-historischen Klasse der K. S. Gesellschaft der Wissenschaften“ (IX. — 1884 —, 485<sup>3</sup>) folgendes an: Bei dieser hybriden Bildung mit polnischer Endung erinnere man sich daran, daß im Jahre 1695 bereits die Beziehungen zu Polen begannen, und daß man in Leipzig noch heute ähnliche Ableitungen mit slawischer Endung kennt, wie „Liederinsky“ für einen Bruder Liederlich, „Boverinsky“ für einen armen Schlucker, „Buckelinsky“ für einen Buckligen, „Schnüffelinsky“ für einen Schnüffler; bekannt ist Heines „Eselinsky“. Besonders beachte man die beiden erlogenen Grafennamen in Weises Verfolgtem Lateiner (1695), der Reuter schon bekannt gewesen sein kann: „Hahnefusticopolaminosicofsky“, und „Ziegenbeinicokloribicirkulausimufsky“. Später in der „Alchimistengesellschaft“ heißt der Handlanger „Kakimurky“.

Dresden-Blasewitz.

Theodor Diftel.

1) „Schelmuffsky“ tritt zuerst in dem Lustspiele „Die ehrliche Frau zu Plissina“ von Hilarins, d. i. dem Leipziger Studenten Christian Reuter — man vgl. die „A. D. B.“ — (1695) auf. Sein und anderer Vorbild Reuterscher Werke stehen jetzt fest.

## 5.

## Löschhorn = Nase.

Wenn man die Bemühungen der deutschen Sprachreiner lächerlich machen will, so pflegt man u. a. anzuführen, daß Campe das Lehnwort „Nase“ durch „Löschhorn“ habe wiedergeben wollen. Da das Wort in den gangbaren Wörterbüchern fehlt, möchte es nicht allgemein bekannt sein, daß Löschhorn ursprünglich ein Horn bedeutet, welches zum Löschen der Lichter gebraucht wurde. Scherzweise für eine große Nase wurde es verwandt von Hans Sachs in dem Fastnachtspiel „Der Doktor mit der großen Nasen“, wo Jäckel zum Junkherrn spricht:

Kleins Herrlein, Gott segne dir dein Trinken,  
Wie hast du so ein schönen Zinken;  
Er hat die Läng vornen hinauf,  
Daß wohl sieben Hühner saßen drauf.  
Ei Lieber, nenn dich, wer du heißt,  
Ich glaub, der Nasentönig seist  
Aus allen großen Nasen erkor'n;  
Wie hast du ein schönes Löschhorn.

Auch in Ausgaben des Dichters, wie in der Auswahl von Rudolph Genée, Berlin 1885, S. 130 fehlt eine Erklärung.

Northeim.

R. Sprenger.

## 6.

## Zu Goethes „Zauberlehrling“.

Zu den Mitteilungen im 5. und 8. Hefte des 11. Jahrganges dieser Zeitschrift füge ich einige neue hinzu. Zauberbücher werden mehrfach in Gräffes „Sagenbuch des Preussischen Staates“ erwähnt; so I, Nr. 507: wenn einst jemand wird das Buch lesen können, so wird das in den Berg versunkene Schloß wieder auf den Gipfel desselben erhoben und die Jungfrau erlöst werden. Einst las ein Amtmann einige Zeilen, und das Schloß begann sich auch schon im Berge zu regen; aber weil er nicht weiter lesen konnte, versank das Schloß wieder. II, 200: durch das Lesen einer Beschwörungsformel aus einem schwarz eingebundenen Buche öffnen sich Felswände und Türen und werden Untiere besänftigt. I, 674: in der Bellerfelder Kirche liegt Fausts Höllenzwang an einer eisernen Kette angeschlossen. Wer ihn, ohne sein Leben zu verlieren, lesen will, muß ihn vorwärts und rückwärts lesen können. Wenn man ihn vorwärts liest, so kommt der Teufel, liest man ihn rückwärts, so entfernt er sich wieder. Kann aber einer nicht wieder rückwärts lesen, so gibt ihm der Teufel den Rest. „Das sechste und siebente Buch Moses in Tautenhain“ (Holzlandsagen aus den Vorbergen des Thüringer Waldes. Gef. und erzählt von Kurt Grefß, 2. Aufl.) liegen in einem Keller ebenfalls an starken Ketten angeschlossen und enthalten alle Lehren des Teufels, um reich und glücklich zu werden. Aber man muß sich sehr in acht nehmen vor unrechtem Gebrauche. Als eines Tages ein Schneider, der mit aller Gewalt ein reicher Mann werden

wollte, in einem der Folianten zu lesen anfängt und weiterliest, sieht er sich von Raben, anderem schwarzen Gevögel und sonstigen Unheimlichkeiten umgeben. In seiner Angst kommt ihm ein rettender Gedanke, und er buchstabiert alles, was er gelesen hat, wieder rückwärts, wobei sich die unheimliche Gesellschaft nach und nach entfernt. Heinrich Bröhle erzählt in seiner 9. Brodensage von einem Benediger, der durch sein Lesen einen Schlangenkopf beschwört, der immer länger wird und gerade auf den Schneidemüller losgeht, als der Benediger die Schlange wieder „zurückliest“. Noch eine Geschichte, die Dr. August Witzschel in seinen „Sagen aus Thüringen“ (Wien 1866) unter Nr. 333 mitteilt: ein Mann las eines Abends in einem alten Buche, als gerade ein Knabe mit in der Stube war. Der Alte ging hinaus, nachdem er vorher dem Knaben verboten hatte in dem Buche zu lesen. Der Knabe aber übertrat das Verbot. Kaum hatte er einige Worte gelesen, so hörte er ein starkes Geräusch an den Fenstern; es waren Raben, die daran pickten. Der Knabe geriet in tödliche Angst; da trat der Alte ein, las schnell einige Worte in dem Buche, und die Raben verschwanden; der Mann hatte jene Worte, welche die Raben beschworen hatten, rückwärts gelesen. In einer altfranzösischen Sage endlich verwandelt sich die ganze Besatzung des vom Feinde belagerten Schlosses Pirou in der Normandie mit Hilfe von Zauberbüchern in Wildgänse, um entfliehen zu können. Aber sie vergaßen — wie Goethes Zauberlehrling — sich die den Zauber wieder lösende Formel zu merken, und mußten deshalb in der Tiergestalt verbleiben.

Das früher bei dem Plöner Zauberbuch erwähnte „Arbeitsmotiv“, übrigens ein altes Märchenmotiv, besitzt ein Seitenstück in einer bretonischen Sage, „La Boîte du Tailleur“ (Paul Sébillot, la Bretagne enchantée): die in Folge der Neugier des Mädchens der Schneiderei entstiegene Zwerge verlangen Arbeit; sie reißen Fenster aus, stapeln ihn auf und springen von oben in die Büchse zurück.

Sogenannte „Glückssteine“ schließlich verlieren ihre Kraft, wenn man sie kauft, weshalb sie gestohlen werden müssen, wenn man in ihren Besitz gelangen will (vgl. die früheren Schlußbemerkungen).

Wilhelmshaven.

Dr. August Andrae.

## 7.

Wenn der Himmel wär' Papier usw.

In Band 17 dieser Zeitschrift S. 405 wird als Beispiel der Liebesbetuerungen in der Volksdichtung der Anfang eines Liedes nur eben angeführt, daß eine große Menge von Lesarten aufzuweisen hat und dabei auch zu anderen Zwecken als der Liebesbetuerung verwendet erscheint. Die größte Zahl davon hat Reinhold Köhler in Benfey's Orient und Ozident 2, 546 flg. zusammengebracht. Joh. Volte, der in Köhlers Kleinen Schriften 3, 293 flg. (vgl. S. VIII) diese Sammlungen wieder abdrucken ließ und weitere Nachweise S. 316 spendete, gab Nachträge dazu in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 11, 331 und 12, 170. Dazu wäre noch zu fügen Alemannia 9, 103 und 11, 56 flg.

Röhler verwies (Bl. Schr. 3, 295) auf ein neugriechisches Volkslied, dessen Text wohl mit dem in G. Meyers Essays und Studien S. 325 veröffentlichten Liede übereinstimmt:

Und nähm' ich auch zur Tinte mir  
Der See gesammelte Wogen,  
Und nähm' ich auch zum Schreibpapier  
Den ganzen Himmelsbogen,  
Und schrieb' ich also weit und breit  
Dhn' Ende fort, es blieben  
Mein Leid und deine Grausamkeit  
Doch ewig unbeschrieben.

Auch serbische und anatolische Dichter versuchen ihr Herzeleid in dieser Form auszusprechen, vgl. aus Talvj, Volkslieder der Serben 1835 und Q. Grünfeld, Anatolische Volkslieder 1888:

All der Himmel, wenn's ein Blatt Papier wär',  
All der Wald, wenn es Rohrfedern wären,  
All das Meer, wenn's schwarze Tinte wäre,  
Und wenn ich daran drei Jahre schriebe —  
Nicht ausschreiben könnt' ich meine Schmerzen.  
Wenn Tinte flutete in allen Meeren,  
Wenn Schreibpapier ein jedes grüne Blatt,  
Wenn alle Federnbäume Federn wären,  
Wer schriebe, was mein Herz gelitten hat!

Eine Anwendung zu geistlichem Zweck macht Schupp in der Predigt des Jonas zu Ninive, Schriften S. 1376: „Wann der Fluß Tigris lauter Dinte, wann der Himmel lauter Pergament oder Papier wäre, und wären so viel Schreiber als Stern am Himmel, und hätten so viel Federn als Gräslein oder Blümlein in ganz Assyrien sind, so würden sie nicht können beschreiben die große Pein, die ihr im höllischen Feuer werdet ausstehen.“

Was Röhler 3, 293 unter dem Namen des Zacchai anführt, lautet nach Wogensel, Literarischer Almanach 1831, S. 213 in der Schrift „Der gelehrte Narr“, Freiburg 1729, S. 202 als Ausspruch des „gewaltigen Hyperbolus“ Johannan ben Daccai: „Wenn alle Himmel Baumrinden oder Papier, alle Bäume Federn und alle Meere Tinte wären, so würde das alles nicht zu reichen, meine Weisheit zu beschreiben.“

Dresden.

Karl Müller.

8.

Zu Zeitschr. XV, 810.

Die von Karl Schmidt erwähnte Angleichung ist mir ganz geläufig. Besonders verfallen die Schüler in diesen Fehler, wenn sie Satzgefüge mit relativen Zwischensätzen bilden sollen. Auch beim Vortrag von Gedichten habe ich das gleiche öfters beobachtet. Im Gedächtnis habe ich nur aus Untertertia: „Dem König, dem das Lied gefiel, ließ ihm“ usw.

Friedenau-Berlin.

Oberlehrer P. Markgraf.

### Bücherbesprechungen.

Das neunzehnte Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung;  
Band VII: Werner Sombart, Die deutsche Volkswirtschaft  
im 19. Jahrhundert. Berlin, Georg Bondi, 1903. Preis 10 M.

Das Buch ist — genau dem Titel entsprechend — keine Geschichte der Volkswirtschaftslehre (selbst über deren bedeutendste Vertreter schweigt es), sondern vielmehr eine Darstellung — und zwar die erste! — des deutschen Wirtschaftslebens in verschiedenen Zeiten des verflossenen Jahrhunderts, Bilder der ökonomischen Verhältnisse, von Land und Volk, von Handel und Verkehr, von Gewerbe und Landwirtschaft. Wird in den ersten Kapiteln ein Gemälde des wirtschaftlichen Zustandes Deutschlands am Anfang des Jahrhunderts entworfen, bis ins kleinste eingehend, die Art des Reisens ebenso schildernd wie den noch so primitiven Charakter von Dorf und Stadt, den niederen Reichumsgrad, die Bauernwirtschaft alten Stils, so wird in den folgenden von dem Aufschwunge des neuen deutschen Wirtschaftslebens, der kapitalistischen Entwicklung, der modernen ökonomischen Technik gesprochen. Die welthistorische Bedeutung der Eisenbahnen für das moderne Leben wird ebenso gewürdigt, wie die der Banken und Börsen und die Entwicklung der Binnenschifffahrt, der Landwirtschaft, des Groß- und Kleinhandels, und zwar alles von dem Standpunkte aus, der dem Verfasser des „Modernen Kapitalismus“ (2 Bde., Leipzig 1902) eigentümlich ist. Nicht jedermann wird geneigt sein, überall und allen Auffassungen Sombarts zuzustimmen. Aber auch der Lobredner des modernen Kapitalismus vergißt ja nicht die Rehrseiten der Industrialisierung und der Verschwisterung von Großbetrieb und Börse. Wie prächtig schildert er die Not des kleinen Handwerkers (S. 336) und des Kleinbauern (S. 391 flg.)! Auch den Wucher auf dem Lande, wie ihn W. v. Polenz im „Büttnerbauer“ uns zeigt, kennt er wohl, aber „in dem Maße wie der Pegelstand kapitalistischen Wesens im Deutschen Reiche sich hob, stieg auch der Schuttdamm in die Höhe, hinter dem ein immer größerer Teil des deutschen Bauerntums in Sicherheit gebracht wurde“ (S. 396). So zeigt sich ihm in den folgenden Kapiteln immerhin der heutige Zustand nicht in trübem Lichte. Im letzten Teile des Werkes finden wir eine Darstellung der gesellschaftlichen Gliederung Deutschlands vor 100 Jahren, verglichen mit dem heutigen Zustande der sozialen Klassen; Betrachtungen über das Werden und Wesen des Proletariats, die moderne Arbeiterbewegung und die Bourgeoisie. Auch hier mag man zu manchem von dem des Verfassers abweichenden Urteile gelangen, der doch auch fühlt, wie das 19. Jahrhundert mit einem ungeheuren Defizit an idealer Begeisterung endigt (S. 549 flg.). Überall aber sind die Darbietungen Sombarts sehr bedeutsam und lehrreich, geistvoll und eigenartig. Wissenschaftlich von großem Werte ist die beträchtliche Anzahl statistischer Tabellen des Anhangs. Wir empfehlen das Buch aufs angelegentlichste als eine anregende und zum Denken herausfordernde Lektüre.

Baunzen.

G. Klee.



Beethovens Brevier von Ludwig Nohl. 2. Aufl., bearbeitet von Dr. Paul Sakolowski. Leipzig, Verlag von Hermann Seemann Nachfl., 1902.

Wir zeigen das Buch in unserer Zeitschrift nur deswegen an, weil es beweist, daß Beethoven ein tiefer, dabei aber von unerschütterlichem Gottesglauben und christlicher Demut durchdrungener Denker war, der sich auch viel mit der alten und noch mehr mit der deutschen Literatur seiner Zeit beschäftigt hat. Das neuherausgegebene Brevier enthält als Beispiele von Beethovens Lektüre Auszüge aus Homers „Odyssee“, aus des hamburgers Pastors Christian Sturm „Troden und nüchternen Betrachtungen über die Werke Gottes im Reiche der Natur und der Vorsehung auf alle Tage des Jahres“, aus Shakespeares Dramen, aus Herders „Verstreuten Blättern“, aus Goethes „Westöstlichem Divan“, aus Schillers Werken, aus den ihrer Zeit bedeutenden Trauerspielen „Schuld“ von Müllner, „Die Söhne des Tales“ von Zacharias Werner und ungenannten Werken.

Der 1885 verstorbene Musikschriftsteller Ludwig Nohl hatte zum hundertjährigen Geburtstage Beethovens die von letzterem in den von ihm gelesenen Schriften angestrichenen Stellen und dazu verfaßten Anmerkungen, soweit sie ihm zugänglich waren, herausgegeben, allerdings mit manchen Irrtümern und Übertreibungen, die Sakolowski nunmehr beseitigt hat. Recht brauchbar sind dagegen auch jetzt noch die von Nohl vorausgeschickten drei Aufsätze: „C-Moll-Sinfonie und Pastorale“, die „Missa solemnis“ und die „neunte Sinfonie“, in denen er die Entwicklung von Beethovens religiösen Ansichten und deren Beziehungen zu seinen hervorragendsten Werken klarstellte.

Hollstein.

Dir. Dr. Karl Löschhorn.

Deutsche Mundarten. Zeitschrift für Bearbeitung des mundartlichen Materials. Herausgegeben von Dr. Johann Willibald Nagl. Band I. Wien, Carl Fromme, 1895—1901. VI u. 383 u. 2. 8<sup>o</sup>. 13,60 M.

An dieser Zeitschrift ist verschiedenes etwas eigentümlich. So vor allem die Erscheinungsweise. Durch nicht weniger als sieben Jahre hat sich der Druck der im ganzen 390 Seiten in vier Hefen hingezogen. Aber das darf uns nicht wundernehmen, wenn wir uns vergegenwärtigen, mit welchen Schwierigkeiten die wissenschaftliche Bearbeitung der deutschen Mundarten zu kämpfen hat. Voreingenommenheit gegen die Mundart erschwert vor allem den Absatz mundartkundlicher Werke, hält aber auch vielfach gerade die besten Vertreter der deutschsprachlichen Wissenschaft von der Mitarbeit an der Erforschung der Mundarten ab. Man denke z. B. an das traurige Schicksal, das die von Pangkofer begründete und von Frommann fortgeführte Zeitschrift hatte, die nach den aufopferndsten Versuchen der verschiedensten Verleger trotz der Bemühungen des Herausgebers endlich nach dem VII. Bande vollständig eingegangen ist, und an Bayerns Mundarten von Brenner, die gar schon im

II. Bände stecken geblieben sind. Um so anerkennenswerter sind daher die großen persönlichen Opfer, mit denen Nagl diese neue Zeitschrift gewissermaßen als Fortsetzung der Frommannschen zu erhalten bemüht ist, und zwar um so mehr, als sie an dem Wettbewerbe mit dem alteingeführten Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung einerseits und der erst neuerdings ins Leben getretenen Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten von Lenz und Heilig andererseits schwer zu kämpfen hat. Freilich ist in den letzten Jahren, vielleicht hauptsächlich infolge des Vortrages von Bremer auf der Dresdner Philologenversammlung, ein kleiner Umschwung zugunsten der Mundartenforschung eingetreten, der hoffentlich auch der Fortführung von Nagls Zeitschrift zugute kommt. Daß sich gegenwärtig das 1. Heft des II. Bandes im Druck befindet, läßt uns ja auch erwarten, daß der zweite Band wenigstens nicht langsamer erscheint als der erste.

Das Gebiet, auf dem sie sich bewegt, ergibt sich aus dem Haupt- und dem Untertitel der Zeitschrift. Als „Deutsche Mundarten“ umfaßt sie also einerseits keine außerdeutschen, beschränkt sich aber andererseits nicht grundsätzlich auf einen Teil der deutschen Mundarten, wenn auch tatsächlich in dem bis jetzt vorliegenden ersten Bande das Niederdeutsche als solches außer in der Bibliographie gar nicht, das Mitteldeutsche kaum zur Sprache gekommen ist.

Eine Beschränkung des Umfanges gibt der Untertitel an: „Zeitschrift für Bearbeitung des mundartlichen Materials“, eine Beschränkung, die vor allen J. Popp in seiner Anzeige *Ztschr. d. Allgem. Deutschen Sprachvereins* 17 (1902) Sp. 22 völlig übersehen, also den Zweck der Zeitschrift verkannt hat. Sie schließt vor allem jeden Abdruck mundartlichen Schrifttums aus, sie will nur das, was die Mundartforscher beobachtet und aufgezeichnet haben, festlegen und zur Verwertung im Gesamtgebäude der deutschen Sprachwissenschaft bereitstellen, sie will, wie sich der Herausgeber in einer brieflichen Mitteilung an den Berichterstatter in dem von Fremdwörtern strotzenden österreichischen Deutsch ausdrückte, „die Mundartforschung evident erhalten“.

Diesem Zwecke dient vor allem die Bibliographie. Da finden wir zunächst im 2., 3. und 4. Heft Ferd. Menz' Bibliographie der deutschen Mundartenforschung für die Jahre 1890—1899 nebst Nachträgen aus früherer Zeit, mit anderen Worten also die seit 1898, also seit fünf Jahren, auf den Umschlägen von Bremers Sammlung kurzer Grammatiken deutscher Mundarten angekündigte Fortsetzung der dort 1892 als Band II erschienenen Bibliographie bis 1889. Da bei der Geschwindigkeit, mit der Bremers Sammlung erscheint, auf den Druck der Menzschen Bibliographie dort in absehbarer Zeit nicht zu rechnen ist, ist es recht erfreulich, daß wir sie nun wenigstens in dieser Zeitschrift erhalten. Sie wird erst durch die beigegebenen genauen Register, wo übrigens S. 327 bei dem Namen Bremer der Druckfehler 16 in 6 zu verbessern ist, recht brauchbar, ein Umstand, durch den sie recht vorteilhaft von der sonst auch recht erwünschten Bibliographie des Jüdisch-deutschen von A. Landau im 2. Hefte abtach, bis das folgende Heft auch dazu ein Register nachbrachte.

Im übrigen nehmen die Beiträge des Herausgebers selbst den breitesten Raum in der Zeitschrift ein. Im ersten Hefte leitet er den Namen „Wien“ von einem mhd. winno ab, das ihm „Talmulde“ bedeutet; „ein drei“, „ein vier“ erklärt er wohl mit Recht als entstanden aus ir drie, ir viere. Im 2. Hefte knüpft Nagl an einen Bericht über Bremers Vortrag (s. oben) eine Rundschau, die in ziemlich scharfem Streitton gehalten ist und namentlich Brenner wohl zu schlecht macht. In einem weiteren, auch im 3. und 4. Hefte wiederkehrenden Abschnitt wird teils die Rundschau fortgesetzt, teils Literatur besprochen.

In zwei selbständigen Aufsätzen hat Nagl die zwei Stufen des Umlautes von ahd., mhd. a und die Geschichte des qualitativen Lautwertes von germ.  $\bar{e}_L$  (ahd., mhd. ä) in der deutschen Sprache behandelt. Im ersteren sucht er an der Hand reichlichen mundartlichen Materials nachzuweisen, daß der sogenannte Sekundärumlaut von ahd. a zu hellem a und der dem Laute nach übereinstimmende Umlaut von ahd. ä > ê älter sei als der Primärumlaut von ahd. a > e.

In dem anderen Aufsatze beweist er die Geltung von ahd. ä als einem a mit Nachschlag eines kurzen u, also als a<sup>u</sup> oder ää, also, wie ich mich ausdrücken würde, als eines zweigipfligen, geschleift betonten langen a. Und zwar muß der Berichterstatter gestehen, daß er hier von der Richtigkeit der Naglschen Ansicht besser überzeugt ist als bei den Stufen des Umlautes von a.

Nagls Schreibweise hat etwas ungeheuer Selbstbewußtes, seine Polemik einen ungemein gereizten Ton. Da er aber einen großen Teil seiner Zeitschrift mit eigenen Aufsätzen und Kritiken ausgefüllt hat, so beherrscht eben dieser streitbare gereizte Ton den ganzen Band. Dies ist eine weitere der eingangs angedeuteten Eigentümlichkeiten der Zeitschrift, an die man sich erst gewöhnen muß, und die ziemlich stört. Eine besondere Eigentümlichkeit ist auch Nagls Voreingenommenheit gegen das Nordische, dem er die Geltung als ursprünglicher als das Deutsche trotz äußerlicher Anerkennung (S. 269) dennoch möglichst abstreiten will. Solche Stellen finden sich recht häufig, und bisweilen scheinbar an den Haaren herbeigezogen (z. B. S. 364 zu Arkiv f. n. f. 15). Selbst wo man ihm bei seinen kühnen Streifzügen ins Methodenlose, denn verhasst ist ihm jede methodische Voreingenommenheit und dabei gerät er gar oft ins Methodenlose, selbst wo man ihm also nicht widerspruchlos durch dick und dünn folgen kann, bieten seine Ausführungen die wertvollsten Anregungen in Hülle und Fülle.

Ein anderer Mitarbeiter am ersten Bande ist ferner Theodor v. Orienberger, der mit dem Aufsatze „Pronominale Lokative“ die Zeitschrift eröffnet und darin die Interjektion jê als einen Lokativ des idg. jos, gr.  $\acute{o}s$  erklärt, got. als jai überliefert, im Gegensatz zur landläufigen Auffassung, die darin eine verhüllende Kürzung des Namens Jesus sieht, got. sai, ahd. se-nu, in den Maa. in verschiedenen Gestaltungen erhalten, als den Lokativ von  $\beta$ ata, ags. lú, engl. lo, ahd. lê als den von dem Stamme in lat. ollus, ille, olim usw. erklärt; außerdem werden in einem zweiten Aufsatze noch weitere Partikeln und

Interjektionen besprochen. Dazu kommen A. Landau, der das Deminutivum der galizisch-jüdischen Mundart behandelt, S. Gradl, aus dessen Nachlaß E. Piffl Beiträge zur Bestimmung des Alters der Egerländer Mundart aus alten Akten und Urkunden veröffentlicht, und endlich noch August Holder, Georg Volk, Valentin Hintner, Hermann Bookenhagen und Eugen Frischauf, die sich mit Anfragen, etymologischen Aufklärungen und kürzeren Anzeigen an der Zeitschrift beteiligt haben, die wir allen Freunden der Mundartforschung wegen ihres reichen Inhaltes sowohl an eigenen Aufsätzen wie an Rundschau über die sonstige Literatur in und über Mundarten aufs wärmste empfehlen können. Daß der vorliegende Band nicht ohne Gesamtregister geblieben ist, brauchte eigentlich als bei einer guten Zeitschrift selbstverständlich nicht erwähnt zu werden, doch will ich es, anderen Zeitschriften zum ermunternden Beispiel, dennoch nicht unterlassen.

Erlangen.

August Gebhardt.

Wilbrandt, Adolf, Villa Maria. Stuttgart, Cotta Nachf. 332 S. Brosch. 3 M., geb. 4 M.

Ein, wie man bei Wilbrandt nicht anders erwarten kann, durchaus lesenswerter Roman, der die in ihm enthaltenen Probleme mit gutem psychologischem Verständnis des weiblichen Herzens löst. Es handelt sich in ihm um das bekannte soziale Hauptthema der Gleichheit beider Geschlechter und wird an der Gelbin des Buches, der Besitzerin von Villa Maria, Maria Markler, nachgewiesen, daß die Ungleichheit der Geschlechter anthropologisch und sittlich wohlbegründet ist, also jedes allzu sanguinische Weib am Gleichseinwollen notwendigerweise zugrunde gehen muß. Das Schwärmen für Frauenrechte und Emanzipation wird nur unweiblichen, herzlosen Naturen zugeschrieben; das echte weibliche Wesen sehnt sich, wie an Marias geschiedener Schwester Abele gezeigt wird, nach einer glücklichen Häuslichkeit in der Ehe. Geister und hypnotische Wirkungen unterstützen in echt Wilbrandtscher Manier die im Roman erzählte Erbschleicherei, wie denn alle auftretenden Personen durchaus zeitgemäß erscheinen.

Wollstein.

Dir. Dr. Karl Löschhorn.

D. Wilhelm, Tauf- und Rufnamen im Herzogtum Coburg. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Namengebung. Beilage zum Programm der Herzogl. Oberrealschule (Ernestinum) zu Coburg. Ostern 1902. 33 S. gr. 8°.

Die kleine Studie verdankt ihre Entstehung der Schrift von F. Arnold, Die deutschen Vornamen. Die Benutzung der bis zum Jahre 1598 zurückgehenden Schülerverzeichnisse der Coburger Rats- und Knabenschule, sowie der coburgischen Chroniken von Hönn und Bruner haben den Verfasser in den Stand gesetzt, die Verhältnisse der Vornamengebung zunächst für die Stadt Coburg bis in das 16. Jahrhundert, zum Teil in eine noch frühere Zeit, zurück-

zuverfolgen. Für die weiblichen Vornamen ist erst seit dem 4. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts genügendes Material vorhanden. Die einschlägige Literatur, wie die Arbeiten von Stark, Abel u. a., ist ausgiebig benutzt, so auch die in den letzten Jahren erschienenen Programmabhandlungen über Namenkunde, speziell über Tauf- und Familiennamen, besonders auch Georg Steinhausens Vornamenstudien in dieser Zeitschrift VII, S. 616 flg. In den Namen der alten Germanen spiegeln sich die Beziehungen des Menschen zur Gottheit und ihre häufigste und ruhmvollste Beschäftigung, der Kampf, wider. In diesem Sinne haben die Germanen, und sie allein, auch den Frauen mit Vorliebe Namen gegeben, welche auf Kampf und Schlacht deuten, wie Hildegard, Haduwig (Hedwig), Kunigunt, Gertrud. Die meisten altdeutschen Namen waren zweistämmig, Komposita. Die altdeutschen Eigennamen haben hinsichtlich ihrer Wortbildung namentlich mit den griechischen eine große Ähnlichkeit, vgl. Nikophanes und Sigibert, Kleophanes und Prodober, Kleoptolemos und Chlodowich, Thrasybulos und Chuonrat. „Das germanische Namenssystem“, sagt A. Fick (Die griechischen Personennamen, Göttingen 1874), „ist das mächtigst entwickelte und mit der feinsten Systematik durchgeführte; man könnte vermöge einer erschöpfenden Durchführung der germanischen Namensbildungs-gesetze eine derartige Masse deutscher Namen erzeugen, daß noch heutzutage jeder der 50 Millionen Deutschen mit einem eigenen Namen bekleidet werden könnte, wie denn die gesamte romanische Welt sich noch heute in die Fäden des altgermanischen Namenprachtgewandes kleidet.“ Einstämmige Personennamen gibt es nur sehr wenige, Ernst, Karl, Hilda, Ilja. Neben den zweistämmigen und den wenigen einstämmigen Vollnamen gab es noch eine zweite Gruppe von Personennamen, die der Kurz- oder Kosenamen, die gewählt wurden, weil die Vollnamen für den täglichen Gebrauch sich als zu schwerfällig erwiesen. Noch heute finden wir diese Sitte weit verbreitet, man vergleiche Nikl, Heiner, Frieder, Hannjörg (Johann Georg), Hannfried (Johann Friedrich) u. a. Die einfachen Kosenamen können dann noch verkleinert werden, dies geschieht durch den Vokal i im Auslaute, durch t, z und -lin, wie Rudi, Meinede, Fritz und Uß, Fridolin u. a. Die altdeutschen Namen waren keine Geschlechtsnamen, sondern hafteten an der Person, und dieses Verhältnis blieb etwa bis in das 11. Jahrhundert das herrschende. Der alte Deutsche wurde gewöhnlich mit seinem und seines Vaters Rufnamen bezeichnet: Siegfried Siegmunds Sohn, auch Siegfried Siegmunds (vgl. heute Hans Hennings). Seit dem Ende des 11. Jahrhunderts kamen allmählich, besonders durch kirchlichen Einfluß, neue Namen auf, die von den ersteren sehr verschieden waren. Auffällig tritt zuerst der Rückgang der heimischen Namen im 13. Jahrhundert hervor. Derselbe fällt zeitlich zusammen mit dem Verfall der Herrlichkeit des alten Reiches. Der Gebrauch der Familiennamen, die erst nach und nach Eingang fanden, war durch frühere Gewohnheiten vorbereitet worden. Lange vorher bestand bei dem Adel die Sitte, daß die Familien sich nach dem Stammgut oder der Stammburg nannten. Vor allen Dingen aber wurden die alten

Personnennamen selbst zum Teil nach und nach als Familiennamen fest. Man kann das 16. Jahrhundert als die Zeit annehmen, wo die Familiennamen in Deutschland allgemein geworden sind; ausgenommen sind nur die friesischen und die jüdischen Namen, welche dem 18., ja erst dem 19. Jahrhundert angehören. Nach der sehr lehrreichen Einleitung allgemeinen Inhalts bespricht der Verfasser in eingehender wissenschaftlicher Weise die Tauf- und Rufnamen im Herzogtum Coburg an der Hand sorgfältiger Quellenstudien und der Statistik  
Dobran i. M. O. Glöde.

### Zeitschriften.

Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. 18. Jahrg. Nr. 12. Inhalt: Johann Gottfried Herder, † 18. Dezember 1803. Von Oberlehrer Dr. Karl Müller. — Das Glück. Von Prof. Dr. Hermann Wunderlich. — Sind die Flamländer für die Deutschen keine Germanen? Von Prof. J. Berconllie. — Mit gutem weißen (=em) Wein? ein berühmter preußische (=er) Held? Von Prof. Dr. Hermann Dunger. — Kleine Mitteilungen. — Sprechsaal. — Zur Schärfung des Sprachgefühls.

— 19. Jahrg. Nr. 1. Inhalt: Eine offene Bitte an die Herren Unterrichtsminister der deutschen Bundesstaaten und Österreichs. — Das Glück. Von Prof. Dr. Hermann Wunderlich. (Schluß.) — Gießer oder Gießener? Von Prof. Dr. D. Behaghel. — Von deutscher Schokolade und deutschem Kakao. Von Geh. Oberbaurat D. Sarrazin.

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. 24. Jahrg. Nr. 11. Karsten, Beiträge zur germanischen Wortkunde, bespr. von Christmann. — Schönfeld, Der isländische Bauernhof und sein Betrieb zur Sagazeit, bespr. von Kahle. — Schatz und Koller, Oswald von Wolkenstein, geistliche und weltliche Lieder, bespr. von Behaghel. — Holz, Sarau und Bernouilli, Die Zenaer Liederhandschrift, bespr. von Nagel.

— Nr. 12. Wunderlich, Der deutsche Sagbau. 2. Aufl., bespr. von Behaghel. — Wode, Anordnung und Zeitfolge der Lieder, Sprüche und Leiche Konrads von Würzburg, bespr. von Christmann.

Pädagogische Monatshefte. 4. Jahrg. 10. Heft. (Verlag: The Herold Co. Milwaukee, Wisc.) Prof. A. R. Hohlfeld, Eine englische Geschichte der deutschen Literatur.

Zeitschrift für deutsche Wortforschung. 5. Band, 1. u. 2. Heft. Th. Matthias, Wielands Aufsatz: Demoiselle oder Fräulein.

Pädagogische Blätter, herausgegeben von Karl Rutherfuss. 1904. Nr. 1. 1. Heft. Inhalt: Hecke, Universität und Volksschullehrer. — Wendt, Der französische Unterricht in den preussischen Lehrerbildungsanstalten.

Die Deutsche Schule. 7. Jahrg. 11. Heft. November 1903. Inhalt: Die Probleme des zweiten Deutschen Kunst-erziehungstages. Von E. L. A. Preßel. — Paul Ratorp als Pädagoge. Zugleich mit einem Beitrag zur Bestimmung des Begriffs der Sozialpädagogik. Von Dr. Görland. (Schluß.) — Aus der Geschichte der Kunstschulen. Von Dr. Hans Schmidkunz. — Seelenwanderung in der Sprache. Von Johannes Gilthoff. (Schluß.)

— 7. Jahrg. 12. Heft. Dezember 1903. Inhalt: Was ist uns Herder? Ein Gedenkblatt zur 100. Wiederkehr seines Todestages. Von Dr. Bruno Felix Hänisch. — Das Schulwesen der Mark Brandenburg vor der Reformation. Von Friedrich Wienecke.

Süddeutsche Monatshefte. 1. Jahrg. 1. Heft. Januar 1904. Inhalt: Friedr. Naumann, Der deutsche Süden. — Hans Driesch, Die Selbständigkeit der Biologie und ihre Probleme. — Eugen Albrecht, Aus der Pathologie. Neue

- Antworten auf alte Fragen. I. — Aug. Pauly, Gedanken. — Hans Thoma, Die Anfänge der Kunst. — Paul Marsop, Die Kunststadt München. — Josef Hofmiller, Deutsches Theater. I. — Wilhelm Weigand, Der Messiaszüchter. Erzählung. — Martin Greif, Ausgewählte Gedichte.
- Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik. 6. Jahrg. 1903. 11. und 12. Band. 10. Heft. Inhalt: Cicero und die Rhetorik. Von Professor Dr. Wilhelm Kroll in Greifswald. — Die heutige griechische Sprache im Spiegel der Kulturgeschichte. Von Dr. Karl Dieterich in Berlin. — Der Zufall im Drama. Von Prof. Dr. Richard W. Meyer in Berlin.
- Euphorion, Zeitschrift für Literaturgeschichte. 10. Band. 3. Heft. Inhalt: Zur Quellenfrage des hürnen Seyfrid von Hans Sachs. Von Ely Steffen in Schwerin. I. — Briefe eines Berliner Journalisten aus dem 18. Jahrhundert. Mitgeteilt von Ernst Consentius in Berlin. I. — Zu Johannes Falck Bericht über seine erste Reise nach Jena und Weimar. Von Albert Leizmann in Jena. — Die Sprachstatistik in Anwendung auf Goethes Prosa. Von Constantin Ritter in Ellwangen. (Mit einer Tabelle.) — Sappho-Probleme. Von D. C. Lessing in Northampton, Mass. U. S. A. — Goethes Lyrik vor ihrem Richter. Von Robert F. Arnold in Wien. — Zu Heinrich Heines Salon IV und seinem Gedichtzyklus „Katharina“. Von F. Nassen in Jülich. — Franz Stelzhamer und Robert Burns. Von Josef Bihan in Prag. II. — Ein verschollenes Pamphlet Johann Joachim Schwabes. Von Otto Ladendorf in Leipzig. — Zu zwei Goethischen Gedichten. Von Anton Wallner in Laibach. 1. Dinö zu Koblenz. 2. Seelied.
- Monatschrift für höhere Schulen. 2. Jahrg. 12. Heft. Dezember. Inhalt: Albert Bielschowsky's Goethebiographie von Geh. Reg.-Rat Dr. A. Matthias in Berlin. — Literaturgeschichtliche Belehrungen im deutschen Unterricht der oberen Klassen von Geh. Reg.-Rat Provinzial-Schulrat Dr. Jos. Buschmann in Koblenz. — Plutarchs Biographien im Gymnasium von Oberlehrer Prof. Dr. D. Kohl in Kreuznach. — Ballast im Unterrichtsstoff der mittelalterlichen Geschichte von Direktor Dr. F. Neubauer in Landsberg a. W. — Das Extemporale von Oberlehrer Prof. Dr. W. Kaufster in Berlin.
- 3. Jahrg. 1. Heft. Januar. Inhalt: Theodor Mommsen von Geh. Ober-Reg.-Rat Dr. A. Matthias in Berlin. — Höhere deutsche Schulen im Auslande von Oberlehrer Dr. D. Mey in Dortmund. — Ein deutscher Apostel der sozial-ethischen Erziehung von Oberlehrer Prof. Dr. D. Weiffenfels in Groß-Lichterfelde b. Berlin. — Lessings Laokoon als Schulbuch von Oberlehrer Dr. W. Busch † in Steglitz.
- Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. 15. Jahrg. 3. Heft. Inhalt: Der Cauersche Vortrag auf der Philologenversammlung. Von Oberrealschul-Direktor Duossel in Grefeld. — Über die verschiedenen Lehrpläne der Realschule. Von Direktor Dr. Gille in Ems. — Grundsätzliches von der Realschule, insbesondere der sächsischen. Von Realschul-Direktor Prof. Dr. Lange in Chemnitz.
- Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Jahrg. 1903. Heft 46 (Nr. 260—265). Inhalt: Die Periode der Reizsamkeit. Von O. B. — Marc Aurels Selbstbetrachtungen. Von W. Capelle (Hamburg). — Die Bedeutung des Geldes im Wirtschaftsleben. Nach einem Vortrage von Prof. W. Loß. — Germanistische Gedanken im Dienste der Gegenwart. II. (Fortsetzung.) Von Dr. Alexander v. Peez. — Teleologie und Vitalismus. (Versuch einer prinzipiellen Entscheidung.) Von B. L. Wittes. — Was wissen wir von den Indogermanen? (Schluß.) Von Prof. Dr. M. Winternitz (Prag). — Schwedische Lyrik. Von Adolf Danneberger. — Alexander Dowie und „Zion City“. Von Dr. Gerhard. — Materie, Äther und Elektrizität. Von Prof. Leo Graetz.

## Neu erschienene Bücher.

- Dr. D. Glöbe, Die deutsche Interpunktionslehre. 2. Aufl. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1903. 34 S.
- Dr. C. Wittenhaus, Hundert Rätsel. München, C. F. Beck. 108 S. Preis 1 M.
- G. Rosengel, Deutsche Aufsätze. Neue Folge. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1903. 146 S.
- Karl Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. 2. Aufl. fortgeführt von Edmund Goetze. 23. Hft. Dresden, L. Ehlermann, 1904.
- Der deutsche Spielmann, eine Auswahl aus dem Schatz deutscher Dichtung. Band 4: Hochland. Band 5: Meer. Band 6: Helden. Band 7: Schall. München, Georg D. W. Callwey u. Carl Haushalter, 1903.
- Homers Ilias, in verkürzter Form herausgegeben von Dr. A. Primozic. Leipzig, B. G. Teubner, 1903. 104 S.
- Lessing, Minna von Barnhelm, herausgegeben von Dr. Franz Streinz. Leipzig, B. G. Teubner. 78 S.
- Lessing, Laokoon, herausgeg. von Karl Zanker. Leipzig, B. G. Teubner. 105 S.
- Dr. Herm. Janßen, Literaturdenkmäler des 14. u. 15. Jahrhunderts. Leipzig, G. J. Göschen, 1903. 151 S.
- Prof. Dr. Rud. Meringer, Indogermanische Sprachwissenschaft. Leipzig, G. J. Göschen, 1903. 151 S.
- Dr. Wilh. Paszlowski, Lesebuch zur Einführung in die Kenntnis Deutschlands und seines geistigen Lebens. Berlin, Weidmann, 1904. 196 S.
- Goethe, Götz von Berlichingen, herausgegeben von Dr. Leo Smolle. Leipzig, B. G. Teubner. 86 S.
- Dr. H. Gerstenberg, Henriette von Schwabenberg und Hoffmann von Fallersleben. Berlin, F. Fontane u. Ko., 1904. 120 S.
- Artur L. Jellinek, Bibliographie der vergleichenden Literaturgeschichte. 1. Band. Berlin, A. Dunder, 1903. 76 S.
- E. Steffen, Die alten deutschen Königshistorische Gedichte. Göttingen, Ladehorstmann, 1904. 243 S.
- Schauenburg = Hoche = Rinn, Deutsches Lesebuch für die Oberklassen höherer Schulen. I. Teil 383 S. II. Teil 320 S. Essen, G. D. Baedeker, 1903.
- Berthold Lizmann, Goethes Lyrik. Berlin, Egon Fleischel u. Ko., 1903. 257 S.
- F. Kohlrausch, Das Jahr 1813. Edited by J. W. Cartmell. Cambridge University Press, 1903. 156 S.
- Registerband zu den 10 Jahrgängen 1890—1899 des Zentralblattes für die gesamte Unterrichts-Verwaltung in Preußen. Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1903. 199 S.
- Dr. Martin Wohlrab, Sophokles' Antigone. Ästhetische Erklärung. Dresden L. Ehlermann, 1903. 68 S.
- E. Lemp, Aufsätze zeitgenössischer Schriftsteller. I. Zur Religion und Ethik. 154 S. II. Zur deutschen Literaturgeschichte. 193 S. Bielefeld, Velhagen u. Klasing, 1903/04.
- Dr. Gustav Forger, Deutsche Prosa—Moderne erzählende Prosa. 1. Bändchen 155 S. 2. Bändchen 192 S. 3. Bändchen 145 S. Bielefeld, Velhagen u. Klasing 1903.
- Paldamus, Deutsches Lesebuch. Ausg. C. I. Teil: Septima. Frankfurt a. M., M. Diesterweg, 1904. 248 S.
- Hermann Sudermann, Heimat. Herausgegeben von Prof. Dr. Voetticher. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1904. 42 S. (Ästhetische Erläuterungen deutscher Dichter des 19. Jahrhunderts von Prof. Lyon. Nr. 14.)
- Karl Muthesius, Herders Familienleben. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, 1904. 78 S.
- A. Schaefer, Ilias und Odyssee im Auszuge. 4. Aufl. Berlin SW. 11, Carl Meyer (Gustav Prior), 1903, 158 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-N., Fürstenstraße 52 I.



## Sprachgeschichtliches im deutschen Unterricht der Obersekunda.

Von Prof. Dr. Paul Vogel, Rektor des Königin Carola-Gymnasiums in Leipzig.

Im Jahre 1895 ist in den Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik (Heft 4, S. 169) ein Aufsatz von mir erschienen: Ein Lehrgang für den deutschen Unterricht in Obersekunda. Meine damals fünfjährigen Erfahrungen sind durch fortgesetzte Erteilung des Unterrichtes in den Schuljahren 1895—1901 und 1903/04 erweitert worden: ohne mich natürlich slavisch zu binden, bin ich in den meiner Ansicht nach wichtigsten Gebieten (Mittelhochdeutsche Lektüre, Literaturgeschichte, Sprachgeschichte, Aufsätze) stets dem damals mitgeteilten Lehrplan gefolgt und habe ihn bewährt gefunden.

Wenn ich jetzt abermals in gleicher Sache das Wort ergreife und speziell über die — schon damals (S. 180. 181) scharf betonte — Sprachgeschichte mich etwas ausführlicher verbreite, so liegt der Grund darin, daß mir die Wertschätzung dieses Gebietes für den deutschen Unterricht der Obersekunda unter den Amtsgenossen nicht genügend allgemein verbreitet zu sein scheint.

In den 1903 erschienenen Jahresberichten der Gymnasien des Königreichs Sachsen wird von 8 Schulen an der betreffenden Stelle der Unterrichtsübersicht die Sprachgeschichte gar nicht erwähnt. Bei zahlreichen anderen ergibt sich, daß z. B. Hermann und Dorothea, Götz von Berlichingen, Jungfrau von Orleans, Maria Stuart, Minna von Barnhelm, Prinz von Homburg, Ernst von Schwaben, Julius Cäsar, Coriolan, Abschnitte aus Schillers Abfall der vereinigten Niederlande oder aus der Geschichte des Dreißigjährigen Krieges im Klassenunterricht der Obersekunda behandelt worden sind: es wird niemandem beikommen, den Wert dieser Besprechungen an sich zu bezweifeln, ich muß aber befürchten, daß durch sie diejenigen Stoffe, die meines Erachtens in Obersekunda herrschen sollen, darunter die Sprachgeschichte, zurückgedrängt werden.

Es kann gar nicht oft genug darauf hingewiesen werden: in Obersekunda hat das mittelalterliche Deutsch im Mittelpunkt zu stehen<sup>1)</sup>, handle sich's nun um Lektüre, um Literaturgeschichte oder um sprachliche Darbietungen. Das Nibelungenlied kann sich ja mit den homerischen Epen nicht messen: aber es ist unser deutsches Nationalepos, und deshalb muß es jeder Gymnasialabiturient im Urtexte gelesen haben, mit Auslassungen natürlich, aber nicht nach einer Chrestomathie, sondern jeder muß das Ganze besitzen. Daneben müssen mindestens noch möglichst viele Gedichte Walthers durchgenommen werden. In der Literaturgeschichte wird die Nomenklatur ziemlich kärglich ausfallen dürfen: um so entschiedener ist zu verlangen, daß den Schülern die Entwicklung der deutschen Literatur aufs klarste und eindringlichste vorgeführt werde (vgl. meinen oben angeführten Aufsatz S. 178—179). Und schließlich möchte der Sprachgeschichte (das Nähere s. u.) ein breiter Raum, auch zu zusammenhängender Besprechung, gegönnt werden, ein breiterer, meine ich, als er ihr wohl gemeinhin eingeräumt wird.

Zur Begründung diene folgendes. Was im Unterricht der Primen etwa aus Zeitmangel unerledigt bleiben muß, das ergänzt sich im späteren Leben, weil jeder Gebildete auf die großen Klassiker des 18.—19. Jahrhunderts immer und immer wieder zurückkommt. Viel ferner liegt aber der Mehrzahl der Gebildeten die Sprache und Literatur des Mittelalters, um so ferner, je mehr es etwa auf dem Gymnasium versäumt worden ist, den Schülern durch einen eingehenden Unterricht auf diesem Gebiete grundlegende Kenntnisse und damit ein lebhafteres Interesse für diese Stoffe beizubringen. Die einzige Klasse, in der dieser — auch vom vaterländischen Standpunkte aus — so überaus wertvolle Gegenstand eingehend und zusammenhängend behandelt werden kann, ist Obersekunda: demnach ergibt sich die Forderung, daß der Unterricht dieser Klasse durchaus auf dieses Ziel gerichtet sei, daß in ihn nichts hereingezogen werde, was (auch im Sinne der Lehr- und Prüfungsordnung) fremdartig ist; ja, ich bin in den letzten Jahren so weit gegangen, im Widerspruch zur Lehrordnung die sogenannten „freien Vorträge“<sup>2)</sup> und die systematische Dispositionslehre in Obersekunda beiseite zu lassen, um Zeit zu gewinnen für das, was mir eben hier Hauptsache zu sein scheint. Auch wenn von der Schule Privatlektüre angeregt und geleitet wird, möchte diese, zum Teil wenigstens, für Ergänzung und Vertiefung des Klassenunterrichtes nutzbar gemacht werden

1) Das entspricht übrigens genau der Lehr- und Prüfungsordnung von 1893, die auch Werke von Goethe, Schiller usw. für diese Stufe nicht einmal andeutet.

2) Aus denen ich ohnehin nicht einen dem Zeitaufwand entsprechenden Gewinn zu ziehen verfehe.

(wie dies an einem Gymnasium tatsächlich geschehen ist); ich greife z. B. folgende Bändchen der Reclamschen Universalbibliothek heraus: Gudrun (überf. v. Junghans) 465/6; Der arme Heinrich (überf. v. Wolzogen) 456; Heibel, die Nibelungen, 3171/2; Waldmüller, Brunhild, 511; außerdem würden in Betracht kommen etwa Wagner, Ring des Nibelungen; Jordan, Nibelunge; Geibel, Brunhild; Scheffel Eckhard (bzw. nur das Waltharilied) u. a. m. —

Was nun insbesondere die Sprachgeschichte betrifft, so weiß ich wohl, daß infolge der Hildebrandschen Anregungen dieses Gebiet in den verschiedensten Klassen gelegentlich gestreift wird: ich glaube aber, der Stoff verdient, an einer Stelle — und das kann nur Obersekunda sein — gründlicher und im Zusammenhang behandelt zu werden. Die Gymnasialisten werden über das Verhältnis des Griechischen zum Lateinischen und beider Sprachen zum Indogermanischen, über ionischen, dorischen (auch äolischen) und attischen Dialekt aufgeklärt: liegt es nicht wesentlich näher und ist es nicht notwendiger, ihnen die indogermanische Herkunft der germanischen Sprachen, das Verhältnis von Hoch- und Niederdeutsch, von Alt-, Mittel- und Neuhochdeutsch zum Bewußtsein nicht nur, sondern — in einer Anzahl von Punkten wenigstens — zu tieferem Verständnis zu bringen? Gehören nicht gerade derartige Kenntnisse zum notwendigen Rüstzeug jedes gebildeten Deutschen?<sup>1)</sup> Tappt er nicht andernfalls bei jeder Zweifelsfrage der Sprachrichtigkeit nach unsicherem Gefühl im finstern? — Darum also müssen meines Erachtens solche Besprechungen in Obersekunda vom Lehrer gewissermaßen erzwungen werden und anderes muß dagegen zurücktreten, — beileibe nicht die mittelhochdeutsche Lektüre, sondern in erster Linie die Werke des 18.—19. Jahrhunderts, von denen ja auch die Lehrordnung nicht spricht; und werden die freien Vorträge und die Dispositionslehre in dem Schuljahre etwas stiefmütterlich behandelt, wird sicher der Schaden durch den Gewinn auf der anderen Seite reichlich ausgeglichen.

Ich beabsichtige nun, zur Information und Anregung für Amtsgenossen im folgenden den Stoff darzustellen, den ich gegen Ende der meisten Schuljahre Zeit gefunden habe im Zusammenhang systematisch mit den Schülern zu besprechen: zum Teil (bes. IV) handelt es sich hierbei natürlich auch um Zusammenfassung des im Laufe des Jahres gelegentlich im Anschluß besonders an die Lektüre des Nibelungenliedes Durch-

1) Unkenntnis tritt hier auch bei Leuten hervor, bei denen man sie nicht erwarten sollte. Wie viele betrachten z. B. das Plattdeutsche als „Dialekt“ des Hochdeutschen im Sinne etwa der „Rudolfstädter Klänge“ oder der Geschichten in „äwerlausischer“ Mundart.

genommenen.<sup>1)</sup> Hierbei suche ich die Schüler möglichst auch auf das innere Leben der Sprache hinzuweisen: die Sprache wandelt sich nicht nach Gesetzen, nach Regeln, wie sie dann die Grammatik induktiv aufstellt, sondern höchstens kommen physiologische Motive — die aber schwer zu beweisen sind — in Betracht, im übrigen waltet — mehr oder minder unbewußt — Laune und Zufall, hauptsächlich irrige Beziehungen, die von den Redenden beliebt werden und sich allmählich einbürgern (die sogenannte „falsche Analogie“). So kommt es, daß, was früher für richtig galt, oft später geradezu als falsch betrachtet wird, und umgekehrt. Solche Umgestaltungen treten um so leichter und häufiger ein, je weniger die Sprechenden Schreib- und Lesekundig sind, in der älteren Zeit also viel mehr als in der Gegenwart, in der Mundart viel mehr als in der Schriftsprache. Andererseits hat sich in den von der Schriftsprache unberührten Mundarten (ebenso in vielen stehenden Verbindungen, so in Kompositis, in Eigennamen usw.) viel altes Sprachgut erhalten, wie überhaupt die reinen Mundarten an Sprachrichtigkeit der Schriftsprache vielfach überlegen sind. Durch Aufstellung solcher und ähnlicher Gesichtspunkte suche ich die sprachlichen Besprechungen zu vertiefen und zu beleben.

I. Die älteste Zeit. 1. Die Zugehörigkeit der germanischen Sprachen zum indogermanischen Sprachstamm wird durch einen ausgehängten übersichtlichen Stammbaum zur Anschauung gebracht; hierzu sind nur wenige erklärende Bemerkungen erforderlich.

2. Die vorhistorische germanische Ursprache schied sich von den übrigen indogermanischen Sprachen (z. B. Griechisch und Lateinisch) durch die (von Grimm beobachtete) sogenannte erste oder germanische Lautverschiebung der Mutä.<sup>2)</sup> Die Zeit dieses Vorganges läßt sich nicht bestimmen: sicher ist er zu der Zeit, wo die Germanen mit den Römern in Berührung traten, längst vorüber gewesen (das ist wichtig für die Beurteilung der Lehnwörter!). Der durch die erste Lautverschiebung entstandene Konsonantismus findet sich — auch jetzt noch — in sämtlichen germanischen Sprachen außer dem Hochdeutschen (über dieses s. II.):

1) Daß ich den Schriften Hilbrands und seiner Nachfolger (bes. Weise, Unsere Muttersprache, ihr Wesen und ihr Leben) — hauptsächlich in der Wahl der Beispiele — viel verdanke, mag hier im Anfang ein für allemal gesagt sein. — Im übrigen sei noch von vornherein bemerkt, daß ich der Kürze halber in diesem Aufsatze nur den rohen Sprachstoff biete: wie dieser zu umkleiden und zu beleben ist, kann ja niemandem zweifelhaft sein.

2) Hier ist natürlich die Kenntnis der Schüler von den Mutä, bes. von Aspirata und Spirans aufzufrischen bez. zu ergänzen.

	idg. tenuis wird germ. spirans.		idg. media wird germ. tenuis.		idg. aspirata wird germ. media.	
Dentale	τρεις, tres tu	got. þreis engl. three  got. þu engl. thou	δύο, duo  εδο (ἔδομαι)	got. twai engl. two plattb. twei got. itan engl. to eat plattb. eten	θυγάτηρ  θύρα	got. dauhtar engl. daughter  got. daur engl. door
Labiale	ποῦς, pes πατήρ, pater	got. fōtus engl. foot got. fadar engl. father	κάνναβις cannabis labor	nord. hampr engl. hemp plattb. slap	φηγός fagus φρατήρ, frater	nord. bok engl. beech got. broþar engl. brother
Gutturale	καρδία, eor κλώ, κλυτός eliens	got. hairto engl. heart Chlodwig	ἐγώ, ego μέγας, magnus γόνυ, genu	got. ik (ebenjo plattdeutsch!) got. mikils (Medelsburg!) got. kniu engl. knee	χόρος, hortus πήχυς	got. garda nord. bogr

Die Beispiele lassen sich nach Belieben vermehren.

II. Das Hochdeutsche trennt sich von allen übrigen germanischen Sprachen, so insbesondere vom Niederdeutschen ab

1. durch die sogenannte zweite oder hochdeutsche Lautverschiebung, die im 6. Jahrhundert n. Chr. angelegt haben und etwa im 8. Jahrhundert abgeschlossen gewesen sein mag: diese vollendete den durch die erste Lautverschiebung angebahnten Kreislauf der Mutä (1. idg. tenuis : germ. spirans : hd. media; — 2. idg. media : germ. tenuis : hd. spirans; — 3. idg. aspirata : germ. media : hd. tenuis), ist aber nur bei den Dentalen voll durchgeführt zu finden:

	germ. spirans wird hd. media.		germ. tenuis wird hd. spirans.		germ. media wird hd. tenuis.	
Dentale	þreis, three þu, thou	mhd. dri mhd. du	twai, two, twei itan, eat, eten	zwei mhd. ezzen	dauhtar, daughter daur, door	mhd. tohter mhd. tor, tür
Labiale	[fōtus, foot] [fadar, father]	[mhd. vuoz] [mhd. vater]	hampr, hemp slap	mhd. hanf mhd. slaf (schlaf)	[bok, beech] [broþar, brother]	[mhd. buoche] [mhd. bruoeder]
Gutturale	[hairto, heart] [Chlodwig]	[mhd. herze] [Ludwig]	ik mikils [kniu, knee] bleibt: (Anlaut!)	mhd. ieh mhd. miehel mhd. knie	[garda] [bogr]	[mhd. garte] [mhd. buoc, buoges]

Im Anschluß hieran bespreche ich die Lehnwörter, — um den Kreis zu beschränken, nur griechische und (besonders) lateinische. Die Lautverschiebung charakterisiert einerseits die Lehnwörter als solche im Gegensatz etwa zu indogermanischen Stammwörtern, andererseits läßt sie die Zeit erkennen, zu der das betreffende Lehnwort eingedrungen ist (letzteres für die Kulturgeschichte von großer Wichtigkeit).

a) Die in den ersten drei Jahrhunderten durch den Verkehr mit den Römern hereingekommenen lateinischen Wörter wurden mit dem germanischen Erbgut zusammen durch die 2. Lautverschiebung umgestaltet: *moneta* : münze; *palatium* : pfalz; *persicum* : pfersich; *discus* : tisch; *dictare* : tichten u. a. m. — Durch die arianischen Goten sind auch einige griechische (christliche) Lehnwörter heimisch geworden: *κυριακή* : kirche (im Anlaut unterbleibt die Verschiebung s. o. knie); *πάπας* : pfaffe; *πεντηκοστή* : pfingsten u. a. m. — Gerade bei dieser Behandlung der Lehnwörter werden die Schüler mehrfach darauf hingeführt, daß die Verschiebung nicht etwa wie nach einem gegebenen Gesetz überall durchgeführt wird (*porta* : pforte usw.).

b) die nach etwa 800, also nach Abschluß der zweiten Lautverschiebung, infolge weiterer Verbreitung des Christentums eingeführten Lehnwörter haben ihren Konsonantismus bewahrt: *μαρτύριον* : marter; *poena* : pine; *πρεσβύτερος* : priester; *μοναχός* : münch; *custos* : küster; *matutina* : mettine u. a. m. —

Durch die Lautverschiebung läßt sich ferner meist nachweisen, daß das betreffende Wort ein Lehnwort ist, nicht indogermanisches Erbwort, insofern es in ersterem Falle eine Lautverschiebung erlebt hat, in letzterem beiden unterworfen gewesen sein würde: in letzterem würde z. B. **T**isch etwa: **ʒ**isch lauten müssen, **M**ünze : **M**ünde, **B**iegel : **D**iegel (oder **D**iechel) usw. Außer dem bekannteren Buche von Seiler ist als handliches Hilfsbüchlein zu empfehlen Barth, Deutsche Lehnwörter (Beilage zum Jahresberichte des Königl. Gymnasiums Saarbrücken 1897).

2. vom Niederdeutschen speziell durch Übergang von *i*, *ü*, *iu* in *ei*, *au*, *ou* (*äu*); die Wandlung begann schon im 12. und 13. Jahrhundert, wurde aber erst in neuhochdeutscher Zeit ganz durchgeführt z. B. mhd. und nhd. *mīn*, *hūs*, *hiute* : nhd. *mein*, *Haus*, *heute*; Rhein, aber der Havelzufluß Rhin (nebeneinander: Bude, Baude; Lurlei, Lauer).

Schon hier (oder bei IV) kann auf den Doppelwert des nhd. *au* (= mhd. *ou*, *ü*) und *ei* (mhd. *ei*, *i*) hingewiesen werden: die Mundart scheidet in feinem Sprachgefühl und sagt zwar glooben (gelouben) und keen (*kein*), aber nie Hoos (*hūs!*) oder seen (*sīn*).

3. desgleichen vom Niederdeutschen durch Verschiebung des *f* zu *sch* in den Verbindungen *sl*, *sm*, *sn*, *sw*, *sp*, *st* (bei den letzten beiden nur

in der Aussprache und zwar im Anlaut; jedoch schwäbisch auch: Geischt u. ä.)  
 3. B. mhd. und nhd. slagen, smal, sniden, swach : nhd. schlagen, schmal,  
 schneiden, schwach usw. —

Grenzlinie zwischen Ndd. und Hd.: Aachen, Köln, Kassel, Duderstadt,  
 Nischersleben, Barby, Wittenberg, Lübben, Guben, Krossen, Züllichau,  
 Meseritz, Birnbaum.

III. Der Übergang von Althochdeutsch zu Mittelhochdeutsch tritt  
 besonders in der Abschwächung der früher volltönenden Endungen zu *e*  
 zutage.

Noch im Nibelungenlied erscheint der alte Vokalismus in Formen  
 wie *verrist* (1658,1), *jungist* (1680,4), — daneben 17,3 *jungest* —  
*groezist* (1762,4), *vorderöst* (1466,1), *lobilich* (304,2), *unsich* (1776,4),  
*gewarnöt* (1685,3), *weinund* (2075,2), *snidund* (2146,3).

Dergleichen Reste noch im Neuhochdeutschen: *Hansa* (neben *Hanse*),  
*Walhalla* (neben *Halle*), *Widukind* = *Waldkind* (neben *Wittekind*, *Wiedehopf*),  
*Otto* (aber *Ottenstein*), ebenso *Hugo*, *Bruno* u. a., *Nachtigall*, *Bräutigam*  
 (freilich vgl. *Hildebrand*, *Beiträge zum deutschen Unterricht* S. 309); *Urteil*,  
*Antwort* (neben *erlauben*, *entsetzen*), *Heiland* (*heilend*), *Leumund* (*Jugend*);  
 die Dörfer *Beuron* und *Seon* (ursprünglich *Dat. Plur.*). —

Ist Zeit vorhanden, kann man an dieser Stelle noch eine weitere  
 Belehrung einschleusen: man schreibt an die Wandtafel (natürlich nicht zum  
 Auswendiglernen!) die ahd. Paradigmata *fisc*, *gast*, *sunu*, *geba*, *kraft*,  
*wort* und läßt daran die Schüler das Wesen des Umlautes erkennen,  
 ebenso das Wesen der Brechung an der ahd. Flexion des *Ind.* und *Konj.*  
*Präs.* (nebst *Inf.* und *Part.*) von *gibu*.

Auch kann man sich um so mehr veranlaßt sehen, hier von dem Fort-  
 schreiten des Umlautes im Mhd. im Gegensatz zum Ahd. zu reden, als  
 schon bei der Lektüre des Nibelungenliedes (z. B. *handen* 2311,2, *honden*  
 1688,1; *angestlich* 2312,3; *stuckhen* 2314,2 u. a. m.) auf den dort noch  
 schwankenden Gebrauch hat hingewiesen werden müssen (freilich auch nhd.  
*vorhanden* neben *behende*; *Innsbruck* neben *Dösnabrück*, *Gmunden* neben  
*Münden*, *Gulden* neben *Gülben* usw.).

IV. Der Übergang des Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen  
 (hier zu gehört auch II. 2. 3.).

1. Laute a) Vokale α) Verlängerung der im Mhd. sehr zahl-  
 reichen kurzen Stammsilben (tritt stets ein in offenen Silben (*Väter*,  
*geböten*, *loben* usw.), sehr oft auch in geschlossenen (*viel*, *Mar*, *Spiel*, *bär*,  
*Heer*). Reste der alten Aussprache in: *Gebätter*, *gesötten*, vielleicht, *bär-*  
*fuß*, *Hörberge*, *Hörzog*, *Urteil* (neben *Urkunde*), *Walhalla* (neben *Wälstatt*),  
*Wöllust* (neben *Wohllaut*).

β) Verkürzung erfolgt vor Konsonantenverbindungen z. B. *hiene* : *hing*, *vichte* : *Fichte*; und vor einfachen Konsonanten mit der Endung *-en*, *-el*, *-er* z. B. *muoter* : *Mütter*, *linen* : *Linnen* (oder *Leinen*), *trädcl* : *Tröddel*.

γ) Verkümmern des schließenden *ē* (*herze* : *Herz*, *houe* : *Hut*<sup>1)</sup> usw.) und der zweiten Teile von Zusammensetzungen (*juncherre* : *Zunker*, *adelar* : *Adler*, *wintbrā* : *Wimper*).

δ) Abrundung: *a* zu *o* z. B. *māne* : *Mond*, *wāc* : *Wage* (neben- einander: *Wahn*, *Argwohn*; *Atem*, *Odem*); *i* zu *ü*, *e* zu *ö* z. B. *wirde* : *Würde*, *minze* : *Pfeffermünz*, *helle* : *Hölle*, *löschē* : *Löschē*, *leffel* : *Löffel* u. a.

ε) Entrundung: *svundeline* : *Findling*, *küssen* : *Riffen*, *sloufen* (*slöufen*) : *Schleife*, *ströufen* : *streifen*, *eröugen* : *ereignen* u. a. m.

b) Konsonanten α) der im Mhd. nach In- und Auslaut geregelte Wechsel zwischen tenuis und media verschwindet, durch Analogie- bildung wird bald der eine, bald der andere Laut verdrängt, so *tac*, *tages* : *Tag*, *Tages*, *rēch*, *rehes* : *Reh*, *Rehes*, *wert*, *werdes* : *Wert*, *Wertes*, *wolf*, *wolves* : *Wolf*, *Wolfes*, *rūch*, *rūhe* : *rauh*, *rauhe* (aber *Rauch-* waren, *Rauchfrost*).

β) Anziehung: *māne* : *Mond*, *nieman* : *niemand*, *wilen* : *weiland*, *palas* : *Palast* u. a.

γ) Angleichung: *tamb* : *dumm*, *lamb* : *Lamm*.

2. Verba a) Tempusbildung α) die Ablautsreihen<sup>2)</sup> gestalten sich sehr mannigfaltig: (s. nebenstehende Tabelle).

Zu VI. und VII. ist nichts Wesentliches zu erwähnen.

β) Übergang der starken Tempusbildung in die schwache. Aus der mhd. Lektüre bekannt: *rāchen* (Nib. 19,2 u. a. m.), *ziemen* (Nib. 24,1; 1957,1 u. a. m.), *schlüpfen* (Nib. 410,4), *schmiegen* (*ich hete in mine hant gesmogen*), *wallen* (*Reinmar*, *Auf den Tod Leopolds*, Str. 2), *spannen* (Nib. 1644,3), außerdem z. B. *bellen*, *schweifen*, *gleißen*, *beneiden*, *banne*, *schalte*, *zerschellen* (aber noch *verschollen!*), *hehlen* (Nib. 631,2; noch *erhalten* : *unverhohlen*).

Mischbildung bei *salzen*, *spalten*, *mahlen* usw.

Beide Bildungen nebeneinander, zum Teil mit Bedeutungsunterschied, bei *triefen*, *sprießen*, *stieben* (Nib. 433,1), *sieden* usw.

γ) Übergang der schwachen Tempusbildung in die starke: *einladen* (Nib. 46,4. Analogie zu *beladen*), *dingen* (analog zu *singen*), *weisen*, *preisen*

1) Mundartlich (erzgebirgisch) auch: *Müz*, *Schul*, *Gung* (= *Junge*), *Kirch*, sogar: *die Hust* und *die Schnupp* (*Husten* und *Schnupfen*).

2) Es werden nur die vom Mhd. abweichenden nhd. Formen aufgeführt; auch wird zur Vereinfachung des Bildes der ziemlich seltene Konj. Prät. beiseite gelassen.



I. gibe, gibest esse, gäbe, gibst	geben gēben	gap āß gāb	gāben analog dem Plural	gegēben gegēben	Anderer Beispiele: (fresse, vergesse, messe) (trete)
II. nime, nimest triffe nehme stehle, stiehst gebäre, gebierst schwöre, schwörst	nemen nēhmen stēhlen gebāren schwōren	nam trāf nāhın stāhl gebār schwōr	nāmen analog dem Plural schwōren analog dem Partizip	genōmen gestōhlen gebōren geschwōren	(steche, breche, schrede) (befehle) (gäre, sähere)
III. wirfe, wirfst vnde, vndest swime, swimest wirfe  schwemze	werfen vinden swimen	warf vant swam  schwölz	wurfen vunden swummen wārfen <sup>1)</sup> (analog dem Singular) schwölzen analog dem Partizip schwänden (analog dem Singular) schwämmen (analog dem Singular) schwōmm schwōmmen analog dem Partizip, dieses analog zu: werfen	geworfen gevunden geswumen  geschwōmmen (analog zu: werfen) geschwōmmen	(werbe, sterbe, helfe) (quelle, schwelle) (binde, trinke, gestinge) (sinne, spinne, beginne)
IV. rite reite meide	riten reitest meidest	reit ritt (analog mitēd	riten dem Plural) mitēden	geriten gemitēden	(beiße, greife) (scheine, bleibe)
V. vlluge fliege (analog dem Plural)  jauge jaufe fließe (analog dem Plural)	vlliegen lügen (analog dem Sing.) jaugen jaufen	vllouc  jōff flöß	vllugen analog dem Subj. Prät. jōffen flößen analog dem Part.	gevlogen geflogen geflogen geflogen	(fliehe, verliere, er- fiese <sup>2)</sup> ) (trüge) (sieden, riechen, trichen)

1) Die alte Bildung nur noch in ward, wurden, doch ist die analoge Singularbildung: wurde völlig anerkannt.

2) Rhotazismus cf. genus, eris; honos, oris; Etrusci, Etruria; maestus, maereo; uro, ussi; gero, gessi.

(analog zu bleiben). — Hier ist Gelegenheit, über die falsche Form *frug* zu sprechen (das in den Grenzboten veröffentlichte Sonett von P. Lang!).<sup>1)</sup>

b) Flexion. Besonders wichtig ist *si gebent*: *sie geben* (analog dem Konj. und dem Präteritum), *du naeme*: *du nahmst* (analog dem Präsens).

3. Nomina a) Maskulina α) der Umlaut wird immer mehr zum Pluralzeichen (auch bei Nicht-i-Stämmen), so schon mhd. *veter* (die *veter* habent ir kint erzogen), *mentel*, *ecker*, viel häufiger nhd.: *Höfe*: *höve* (aber auch schon bei Walthar: wurden ir die grözen *höve* benomen); alter Dat. Plur. in *Königshofen* erhalten! *Vögel*: *vogele* (Nib. 1476,1), *Nägel*, *Böden*, *Läden* usw.

β) —*er* stellt sich analog dem Neutrum als Pluralzeichen ein (mhd. schon *geister*): *Männer* (*Mannen!*), *Orter* (*Orte!*), *Därmer*, *Leiber*, *Wälber* (*Unterwalden!*), *Würmer*, *Ränder*, *Sträucher*.

γ) starke Substantiva werden schwach: *helt* (Nib. 101,2), *vride* (Nib. 2279,2), *hirte* u. a. m.

δ) schwache Substantiva werden stark: 1. Junfer (*june-hërre!*), *Mar* (Nib. 13,3. *Arnstadt!*), *Greis* (*Greifenalter!*), *Schwan* (*Schwanehalz!*), *Hahn* (*Hahnenfuß!*). — 2. Personennamen (Nib. 5,4, 82,4; *Ich wolt hêrn Otten milte* . . . Vgl. *Ottenstein*, *Giebichenstein*, *Annenfirche!*). — 3. Nach Analogie etwa von *Wagen*, *Wagens* sind mehrere schwache Substantiva auf —*e* zu starken auf —*en* geworden z. B. *dâ ein lüter brunne entspranc*: *Brunnen* (aber *Schönbrunn*); *daz mîn dâme ein vinger sî*: *Daumen*; *garte*: *Garten* (aber *Stuttgart* = *Stutengarten*); *Balken*, *Knochen*, *Schatten*, *Braten*, *Lappen* usw.

b) Feminina. Der Singular verliert seine Flexion völlig. α) Der starke: *meide* (Dat. Nib. 3,1), *krekte* (Dat. Nib. 5,2) — daneben schon mhd. *kraft* (Nib. 6,1) —, *bürge* (Dat. Nib. 20,3), *werlde* (Dat. Nib. 16,2), *degenheite* (Gen. Nib. 107,1). Reste der alten Bildung: *Mägdesprung*, *Mäusegift*, *Bürgermeister*, *behende* (vgl. auch oben unter III). — β) Der schwache: *stiegen* (Dat. Nib. 2285,3), *wunden* (Alfuf. Nib. 2287,4), *juncfrouwen* (Dat. Nib. 46,3). Reste der alten Bildung: *Höllenein*, *Gnadenfrist*, *Erdenrund*, *Seelenpein*, *Kronenbräu*, *Liebfrauenmilch*, *Frauenfirche*; Schiller: *Festgemauert in der Erden*; auf der Leipziger *Messen*.

c) Neutra. α) —*er* als Pluralzeichen greift immer mehr um sich. Im Mhd. ist diese Bildung nur bei *ei*, *huon*, *kalp*, *lamb*, *rint* notwendig, im Nhd. auch bei *Kleider* (*siniu kleit* Nib. 627,2), *Kinder* (*diu wünnelichen kint* Nib. 272,3), *Schwerter* (nach *swerten* Nib. 118,1), *Weiber* (an *manegen wiben* Nib. 17,2), *Ämter*, *Bilder*, *Völker*, *Güter*,

1) Mundartlich z. B.: *es schmal gut*.

Dörfer, Bäder, Häuser, Felder, Häupter (alte Dat. Plur.: Baden, Wiesbaden, Frankenhausen, Rheinfelden, Brunszhaupten).

β) —e als Pluralzeichen, analog dem Maskulinum, bringt ein: Rosse (ir ros in giengen ebne Rib. 72,4), Paare, Stücke, Haare, Pfunde (aber noch: 3 **Maß** Bier, 4 **Stück** Zigarren, 3 **Lot**, **Pfund** Kaffee).

4. Bedeutungswechsel. Aus der Lektüre können hier zusammengestellt werden: frouwe (Rib. 4,4 u. a.), milte (Rib. 5,1 u. a.), nit (Rib. 6,4 u. a.), snel (Rib. 9,2 u. a.), versprechen (Rib. 16,1, 569,3. Vgl. eine Krankheit versprechen), maget (Rib. 18,2 u. a.), arebeit (Rib. 45,4 u. a.), gewant (Rib. 73,4, 80,3, 893,1), ort (Rib. 74,1), ecke (Rib. 74,4 u. a.), kapfen (Rib. 75,3, 1700,1), maere (Rib. 88,1, 138,1, 236,4 u. a.), miete (Rib. 94,1, 522,2 u. a.), werben (Rib. 220,2, 501,2, 1091,1 u. a.), vrummen (Rib. 228,1 u. a.), vrum (Rib. 1908,1), hulde (Rib. 250,4), höhgezit (Rib. 256,3 u. a.), wünschen (Rib. 281,3. Vgl. Wünschelrute), genåde (Rib. 292,1), spilen (Rib. 414,4), smielen (Rib. 423,2, 671,3), ellende (Rib. 427,4, 1343,4 u. a.), schult (Rib. 760,4, 762,2, 1149,3), varn (Rib. 874,2, 1526,3, 1757,2. Walthar: ich wil ze herberge varn), sträl (Rib. 879,2. Vgl. Streligen-Pfeilschützen), marc (Rib. 898,3, 77,3), witz (Rib. 995,1), pfaffe (Rib. 998,2), veige (Rib. 2022,4). Ist Zeit zu weiterer Ausführung dieses ebenso lehrreichen wie interessanten Gebietes vorhanden, so bediene man sich des reichhaltigen Materials, das bei Weise a. a. O. § 159 flg. übersichtlich zusammengestellt ist.

5. Verlust an Worten: michel = groß (aber Micheldorf, Medelsburg), lützel = klein, wenig (aber Luxemburg, Lützelburg), mâc (Rib. 49,1), erwinden (Rib. 107,4), biten (Rib. 124,1), bouc (Rib. 275,3), saelde (Rib. 300,2), wielich (Rib. 301,4. Vgl. Wiegand, Weigand), vreislich (Rib. 329,2), garwen (Rib. 335,4), turren (Rib. 339,4), schalte (Rib. 368,1), maere (Rib. 375,2), wât (Rib. 387,2. Vgl. Uhlant, Klein Roland: Tuch zur Wat), wel (Rib. 425,3), barn (Rib. 637,2), bâgen (Rib. 819,4), wert (Rib. 871,3. Vgl. Marienwerder), sahs (Rib. 897,3), meine (Rib. 911,4. Vgl. Meineid), gadem (Rib. 948,3), wuof (Rib. 966,3), rê (Rib. 967,3), mortmeil (Rib. 985,2), peville (Rib. 1005,4), sêr (Rib. 1082,2. Vgl. unversehrt), künne (Rib. 1176,4), erbeizen (Rib. 1466,3), ûnde, unde (Rib. 1470,2), sich gelouben (Rib. 1484,4), ouwen (Rib. 1511,4), sân (Rib. 1614,1), vrôn (Rib. 1795,2. Vgl. Fronleichnam), verchwunt (Rib. 930,1) und verchwunde (Rib. 1796,3), swiften (Rib. 1945,3), flinshart (Rib. 2156,3. Vgl. Flinte eigentlich nur = Feuersteingewehr); die Beispiele lassen sich leicht aus dem Epos vermehren: für etwaige noch weitere Ausführung sei wieder auf Weise § 146 und 147 hingewiesen.

Daß noch vieles andere besprochen zu werden verdiente, ist sicher: ich bin aber nie dazu gekommen, noch mehr hereinzuziehen; erfordert doch

auch das im vorhergehenden mehr aufzählend gebotene sprachliche Material eine Fülle von sprachlichen, kulturgeschichtlichen und anderen Erörterungen. So habe ich auch immer alles Syntaktische bei dieser systematischen Zusammenfassung beiseite lassen müssen; bei der Lektüre müssen natürlich auch für dieses Gebiet manche Unterschiede zwischen Mhd. und Nhd. gelegentlich klargelegt werden, z. B. ist der im Mhd. so gebräuchliche Genitivus partitivus im Nhd. fast ganz verschwunden! — Das Possessivum ihr im Mhd. noch Genitiv (Nib. 4,4, 6,1, 14,1 u. a.)! — Adjektivattribute trotz invertierter Stellung flektiert (Nib. 1,2, 13,2 u. a.), ohne Inversion unflektiert (Nib. 14,3<sup>1</sup>), 46,3, 48,4, 127,3 u. a.), — auch nach bestimmtem Artikel stark dekliniert (Nib. 10,3, 83,3), auch nach unbestimmtem schwach (Nib. 2,1, 2,3)! — Prädikative Adjektiva flektiert (Nib. 102,3, 256,4, 279,4, 364,3, 1519,4, 2186,1, 2245,1)! — Fehlen des Artikels im Nhd. (Nib. 13,1, 15,1, 15,2<sup>1</sup>), 86,2<sup>1</sup>), 93,3<sup>1</sup>), 100,4, 129,1)! — Der Artikel beim Possessivum (Nib. 79,3, 83,3)! — Attributive Stellung des Genitivs (Nib. 48,1, 75,4, 94,1, 95,3, 125,4)! — — —

Neues konnte nach Lage der Sache in diesem Aufsätze nicht geboten werden: ich denke aber, die der wirklichen Praxis entwachsene Sammlung ist dem und jenem für seinen Unterricht willkommen, und hoffentlich veranlaßt sie manchen, die sprachgeschichtliche Seite des deutschen Unterrichtes in Obersekunda noch kräftiger zu betonen als vielleicht bisher.

## Über Herders Verhältnis zur Schule.

Zu seinem 100jährigen Todestage.<sup>2)</sup>

Von Prof. Jaro Pawel in St. Pölten-Wien.

Mit der<sup>1)</sup> Betrachtung Herders anlässlich seines 100jährigen Todestages erfüllt das deutsche Volk allenthalben nur eine Pflicht der Pietät und Dankbarkeit. Wahrlich nur eine Pflicht der Schuld und Dankbarkeit; denn es bedurfte erst dieses äußeren Anlasses, um zu ermessen und zu erwägen, um aus dem Dunkel der Vergessenheit in die helle Gegenwart zurückzurufen! was der große Weimarer Theologe auf sozialem wie auf politischem, auf wissenschaftlichem wie auf literarischem, auf künstlerischem wie auf pädagogischem Gebiete mit dem so eigenen Gepräge seines urgenialen Schaffens für das Leben und Werden des deutschen Volkes getan hat.

1) Im Nhd. sind zum Teil Zusammenfügungen daraus entstanden: Edelmann, Hedenminne, Fürstenboten, Nibelungenland.

2) Nach einem in der Wiener Leo-Gesellschaft gehaltenen Vortrage.

Ja, es war wohl höchste Zeit, uns wieder einmal zu besinnen und uns klar zu machen, was wir eigentlich diesem Manne mit der so klassisch genialen Begabung und Betätigung auf allen den genannten Gebieten deutschen Denkens und Dichtens zu verdanken haben. Steht er denn nicht neben Klopstock, Lessing und Wieland, ja selbst neben Goethe und Schiller auf der höchsten Stufe des Tempels unserer unsterblichen Klassiker? Und was er gedacht und geschaffen, was er geahnt und geplant, geht und lebt es nicht unter uns, wenn auch oft ungenannt und ungekannt, in bestimmten Gestalten und Gebilden in dem ganzen Geistesleben unserer Zeit? Und man hätte seiner in unseren Tagen vergessen können? Allerdings war er nicht ein Stern allererster Größe, dafür aber, wie Jean Paul ihn charakterisiert, „ein ganzes Bündel von Sternen, das aus einem halben Duzend von Genies auf einmal bestand“ und das mit dem magisch-zauberischen Lichte seiner zündenden Ideen alle Geisteswelt der Zeiten überstrahlte.

Aber auch auf dem Gebiete der Schule und der Erziehung und da ganz insbesondere begegnen wir auf Schritt und Tritt in Herders ganzem Leben und Wirken Ideen und Gedanken von der Größe und Gewalt, von dem Umfange und der Tiefe, wie sie nur dem Geiste Herders eigen waren.

Es lag so ganz im Innersten seines Wesens gewurzelt, daß er als wahrer Apostel der Humanität insbesondere der Bildung der jugendlichen Seele, die er mit warmer Liebe „hegte und behorchte“, sein menschenempfindliches Herz mit der ihm eigenen Freudigkeit und Freigebigkeit erschloß und auf die Lösung dieser Frage zu allen Zeiten seines Lebens sein volles Interesse vereinigte.

Die Geschichte der Menschheit hat ihm auch da ein würdiges Denkmal zu setzen.

Dieser seiner Lebensrichtung gerade zum 100jährigen Todestage des Dichters ein bescheidenes Gedenkblatt zu widmen, seine auf diesem Gebiete so voll und vielfältig sich äußernden Bestrebungen und Bemühungen, so insbesondere sein Verhältnis zur Schule und zu ihren Forderungen aus dem Dunkel der Vergessenheit in das Licht der Erinnerung zurückzurufen, ist Aufgabe und Ziel der nachfolgenden Zeilen.

Für seinen Lehrerberuf bot sich Herder schon im väterlichen Heim zu Mohrungen in seinen Knabenjahren so manche Gelegenheit unwillkürlicher Unterweisung. In dem Schulmeisterhause Herders war es um die ersten Elemente unterrichtlicher Beobachtungen wohl keine Not gewesen. Ein großer Kinderfreund, trieb Herders Vater seinen Lehrerberuf mit einer Herzlichkeit und Hingebung, die in ihrer Eigenart natürlicherweise auch auf den für die Verhältnisse der Umgebung so empfänglichen Sohn unwillkür-

lich eine bestimmende Wirkung üben. Von ihm lernte der junge Herder Pflichtgefühl und Frömmigkeit, die Grundfesten aller Lehrerbildung, die ihn durch alle Tage und Lagen seines langen Lehrerlebens begleiteten. Wiederholt durfte er den Unterrichtsstunden seines Vaters, wenn die häuslichen Verhältnisse sein Dabeibleiben nicht zuließen, als stiller Hörer bewohnen und nahm da in andächtig gesammelter Beobachtung die ersten Eindrücke treusleißiger und gottesfürchtiger Lehrerarbeit in sein für alles Schöne und Gute offenes Herz auf und mit ihnen auch den ruhigen, gemessenen Ernst des Vaters, der zeitlebens sein ganzes Wesen ausmachte. Neben des Vaters Vorbild übte auch Herders Mutter mit der ihr eigenen Innigkeit und Gefühlsweiche einen wesentlichen Einfluß aus. In einem Erinnerungsliede preist Herder ihre innige Liebe, die ihn beten, fühlen und denken lehrte. Dankbar gesteht er, daß er diese Elemente seiner Eltern in seinem eigenen Wesen wieder zu entdecken vermochte. So zog Schule und Haus in verständig inniger Verbindung für Herders einstigen Lehrerberuf die notwendigen Grundlinien.

Aus den Besuchen der Unterrichtsstunden seines Vaters trat Herder bald in seine eigentliche Lehrerpraxis ein. Schon in seinem 14. Lebensjahre wurde er, als sein Vater verreist war, zu seiner Vertretung herangezogen. Die hierüber aufbewahrten Mitteilungen geben über Herders anfängliches Lehrgeschick nur das lobendste Zeugnis und bekunden da offen des Vaters treffliche Schulung. Sie lesen sich wie das amtliche Urteil über die Praxis eines schon angehenden Lehrers. Herder habe, heißt es daselbst, durch zweckmäßige Fragestellung, durch Anschaulichkeit und Deutlichkeit der Rede, aber auch durch sein ganzes würdiges Verhalten die Aufmerksamkeit der Klasse derart zu fesseln verstanden, daß man noch oft und gern seine Geschicklichkeit im Unterrichten in Anspruch nahm. In diesen und ähnlichen Stunden wahren Lehrerglücks habe ihm der Vater als ein Zeichen seiner Befriedigung seine Hand sanft auf den Kopf gelegt und habe ihn mit freudig verklärtem Gesicht Gottesfriede genannt; das sei seine größte Belohnung gewesen.

Inzwischen war Herder behufs weiterer Ausbildung an der Mohrunger Stadtschule eingeschrieben, die gleich bestimmend auf seinen Lehrerberuf Einfluß nehmen sollte. Das Schulregiment führte der Rektor Grimm mit einer Strenge und Gründlichkeit, welche nichts zu wünschen übrig ließ. Herder zählte zu seinen Lieblingsjüngern. Von ihm selbst erfahren wir, daß er zu der geringen Zahl der Auserwählten gehörte, welche der Rektor auf seinen Spaziergängen mitnahm, damit sie ihm Schlüsselblümchen und Ehrenpreis für seinen Tee suchten, und welche dann auch zuweilen auf seiner Studierstube ein Schälchen solchen Tees mit einem kleinen Stückchen

Zucker als Belohnung zum allerhöchsten Zeichen der Zufriedenheit des Allgestrengen zu kosten bekamen. Grimms Ehrgeiz soll es gewesen sein, einige der Auserwählten in eigenen Drillstunden zum Besuche der Universität zuzustutzen, und auf Herder habe er da ohne Zweifel als Lehrer seine besonderen Hoffnungen gesetzt. Von namentlichem Gewinne war es für Herder, daß er ihn nach und nach an allen seinen Privatlektionen teilnehmen ließ, dann und wann ihn auch bei minderen Stunden für die Wiederholung verwendete. Dabei gewann Herder den Vorteil, ihn nach allen seinen guten und schlechten Seiten als Lehrer und Erzieher gründlich kennen zu lernen. Allerdings war es nicht der beste Unterricht und nicht die beste Erziehung. Er war ihm ein Bild, wie ein Lehrer als Jugendfreund und Jugendbildner nicht sein soll, ein Bild, das ihm während seines ganzen Lehrerlebens als abschreckendes Beispiel im Gedächtnis blieb, dasselbe Bild, das ihm ohne Zweifel vorschwebte, als er seine Rede bei der Einführung als Kollaborator an der Domschule zu Riga am 8. Juli 1765 hielt, in der er bekanntlich in grellen Farben einen Schulpedanten, den Schrecken der Knaben und seiner Wohnung, schildert, den die Grazie des Himmels bei seiner Geburt nicht angeblickt habe, einen Handwerksmonarchen in seiner Klasse, einen pöbelhaften Ökonomen in seinem Hause. Und das war Grimm im vollsten Sinne des Wortes. Wie ein Lehrer nicht werden soll, das lernte da Herder vom Grunde aus. Überall, wo Herder seine eigenen Gedanken vom Unterricht und der Erziehung entwickelt, bildet ihm die Erinnerung an jene bei Grimm genossene Unterweisung den dunkeln Untergrund, von dem aus sich seine eigenen lichtvollen Ideen und Vorschläge über frei menschliche Jugendbildung um so heller und strahlender erheben. Grimms Unterricht nennt Herder einen knechtischen Schulzwang, dessen besten Wohlstand eine trockene Steifheit und einen Gängelwagen, der nur höflich grob machen kann. Voll des gerechten Abscheues wider diesen barbarischen Pedanten polemisiert er auch später noch in dem bekannten Rigaer Reisetagebuche, dem Alpha und Omega aller Herderschen Pädagogik, und wohl mit besonderer Beziehung auf jenen Unterricht gegen die so elende Schulmeisterkunst, die es nur versteht, ihr grammatisches Zepter zu schwingen, mit dem des Jünglings freier Blick wie mit einem glühenden Eisen geblendet wird.

Die eigentliche Lehrerpraxis mit allen ihren Freuden und Leiden zu üben, ward Herder erst in Königsberg die rechte Gelegenheit. Es war am Kollegium Fridericianum, einer Schöpfung des Pietismus, aus der bekanntlich auch Kant hervorgegangen war. Mit dieser lateinischen Schule war eine Pensionsanstalt verbunden, an welcher die Einrichtung bestand, daß je zwei Kostzöglingen ein die Aufsicht führender Studierender der Universität beigegeben war, welcher den Namen eines Inspizienten führte und welcher

auch Privat- und Nachhilfestunden zu erteilen hatte. Das Kollegium war daher auf die erziehlische Mitarbeit der in Königsberg studierenden Theologen angewiesen und bildete so ein förmliches praktisches Unterrichtseminar für die heranreisende Lehrerschaft, da auch in den meisten Fällen die nach vorgenommener Schulvisitation erprobten Inspizienten zu selbständigen Lehrern befördert wurden. Eine solche Inspizientenstelle ward auch Herder zuteil. Nun hatte er wohl reichlich Gelegenheit, sein in Mohrungen gelerntes Lehrgeschick zu erproben, und er entledigte sich der Aufgabe mit solcher Geschicklichkeit, daß er bei Schülern und Lehrern binnen kurzer Zeit in hohem Ansehen stand und schon Michaeli 1762 mit besonderen Unterrichtsstunden in den sogenannten deutschen Klassen, d. h. in der mit dem Kollegium eng verbundenen Elementarschule für Knaben und Mädchen angestellt wurde. Es zeigte sich, daß Herder so recht in der Schullehrerei aufgewachsen war. Seine Tätigkeit zeitigte derartige Erfolge, daß ihm bereits im folgenden Jahre der Unterricht in der dritten griechischen, französischen, hebräischen und sogar in der mathematischen Klasse übertragen ward; ein Jahr später unterrichtete er in den obersten Klassen Latein und Poesie, Geschichte und Philosophie. Auch hielt er an Sonntagen Katechisationen, in denen er wegen der Herzlichkeit und Wärme, mit welcher er die Gegenstände behandelte, und wegen seines klaren und bestimmten Vortrages, aber auch wegen der gewinnenden Art, wie er die Begriffe zu entwickeln wußte, einen allgemeinen Anziehungspunkt von weit und breit bildete. „Jedermann war erstaunt“, äußert sich der Subinspektor Thiele in Königsberg, ein ehemaliger Schüler Herders aus jener Zeit, „daß ein so junger Mann so schnell den Unterricht in den oberen Klassen bekam, und wir Schüler bewunderten seine feurige, beredte Sprache, als der Inspektor ihn aufforderte, die öffentlichen Betstunden zu halten, ein Amt, das sonst nur den älteren Lehrern zuteil ward.“ Wie pflichtgetreu und wie peinlich genau er auch seines Lehramtes waltete, davon geben uns die noch erhaltenen jener Zeit angehörenden Studienhefte ein beredtes Zeugnis. Hier liegen uns längere und kürzere Entwürfe und Ausarbeitungen vor als Vorbereitungen für die einzelnen Unterrichtsstunden oder für die damals üblichen Schuldeklamationen; auch kurze erziehlische Bemerkungen über die ihm zugewiesenen Schüler finden wir, die schon einen scharfen pädagogischen Blick bezeugen, daneben wohlgegliederte Entwürfe zu Andachten und Katechisationen. Man sieht, wie ernstlich Herder darauf bedacht war, seine jungen Lehrgaben so ganz in den Dienst der Schule zu stellen. Kaum zwanzigjährig umfaßte er mit seinem Unterricht nahezu alle Gebiete und erwies sich überall als Lehrtalent ersten Ranges. Den lebendigsten Beweis aber von seiner hohen unterrichtlichen Begabung geben uns zwei schon in Königsberg abgefaßte Schulreden, in denen uns bereits



so manche prägnante Züge des künftigen Weimarer Großen in scharf gezeichneten Linien entgegneten. Insbesondere ist es die zweite Rede mit dem Thema: „Die Grenzen unseres Fleißes zu bestimmen, den wir der Muttersprache und gelehrten Sprachen widmen sollen“, die, weil sie uns in Herders Unterrichtsweise einen unmittelbaren Einblick gestattet, hier etwas näher beachtet zu werden verdient. Sie zeigt uns ganz deutlich den aufmerksamen und feinen Beobachter der unterrichtlichen Verhältnisse seiner Umgebung, wie er aus der Schule des alten Herder hervorgegangen war. Das Verhältnis zwischen der Muttersprache und den fremden Sprachen, das Verhältnis von Sprache und Gedanken überhaupt findet hier eine so klare und anschauliche Erörterung, daß wir da schon die in seinen späteren Schriften niedergelegten Gedanken zu lesen vernehmen. Er selbst bezeichnet es als ein Thema von der höchsten pädagogischen Wichtigkeit, das beinahe den Mittelpunkt in dem Kreise unserer Schulwissenschaften ausmache.

Herder stand zurzeit so ganz unter dem fesselnden Banne der Königsberger Freunde Kant und Hamann. Es leuchtet ein, daß sich die Einwirkung dieser beiden Männer, die in den Werdegang Herders mit so mächtigen Akkorden eingriffen, auch auf dem Felde seiner praktischen Lehrtätigkeit bemerkbar machte, allerdings mit geringerem Aufwand und Aufsehen, als es bei seinen sonstigen Anläufen zu Arbeiten der Fall gewesen war. Schärfer durchdringende Klarheit und Ordnung der Gedanken, glühende, farbenprächtigere Form des Ausdruckes sind die unmittelbaren Haupterfolge dieses Einflusses. Im übrigen standen in Herders jugendlichem Geiste gewisse allgemein methodische Grundsätze schon von Hause aus so festgewurzelt, daß sie trotz des von Kant offen erschlossenen Rousseau und Hume und bei allen sonstigen Schwankungen, welche sein Denken, Dichten und Trachten durchzukämpfen hatte, sich siegreich zu behaupten vermochten.

Zimmerhin fühlte sich Herder in seinem Königsberger Wirkungskreise nicht befriedigt, und er läßt wiederholt und lebhaft seinem Unmut und seiner Unlust, so insbesondere über die hemmenden Verhältnisse seines Lehramtes, freien Lauf. Trotz Kant und Hamann drücken ihn zu Königsberg die Rebel einer böotischen Luft, und die Stätte seiner Wirksamkeit, das Collegium Fridericianum, ist ihm eine ehrliche, aber alte sechzigjährige Friderike, die vormals eine Schmarre der Religion und eine Runzel der Bedanterie zu Schönflecken gehabt haben möge, der aber, seit alle Jugend weg sei, jene Schminke desto übler lasse. In einem Briefe an den Rigaer Rektor Lindner vom 5. Oktober 1764 äußert er offen seine Mißstimmung. „Mir gefällt es in der Tat nicht sonderlich hier in Königsberg“, schreibt er daselbst „und noch etwas minder an unserem Fridericianum.“ Und nach einigen Abschweifungen fährt er fort: „Geduld habe ich hier schon ein wenig

gelernt, und da es in gewissen Fällen allerdings wahr ist, wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand, so entstand schon seit einiger Zeit bei mir eine gewisse kalte Zuneigung zu dieser Stelle.“

Wie gelegen und willkommen kam ihm daher die Berufung als Kollaborator an die Domschule zu Riga. Mit überschwenglicher Freude und mit einer Welt von allerlei Plänen und Entwürfen verließ er frei aufatmend die Stadt, in der er, wie er selbst schreibt, studiert, gelehrt und geschwärmt; und als er die Grenze seines „slavischen“ Vaterlandes sicher im Rücken hatte, da hätte er, wie Böttiger in seinen literarischen Zuständen und Zeitgenossen ihn ausrufen läßt, vor Freude auf die Erde fallen und sie wie Brutus küssen mögen! So trieb es ihn hinaus in neue Verhältnisse, zu neuem Rufe regen geistigen Lebens. Was ihn am meisten drängte, war sein Lehrberuf. In Riga erhoffte er sich volle Freiheit von dem pedantischen Zwange der Königsberger Verhältnisse, die ihm alles weitere Wirken bis zum vollen Ekel verbitterten. Wie leidenschaftlich es in ihm wühlte und wallte, davon gibt uns die schon oben berührte Einführungsvorrede „Von der Grazie in der Schule“ ein glänzendes Zeugnis. Sie bildet ein ganzes Programm seiner gesamten weiteren Unterrichtsmethode und steht noch heute tief im Herzen jedes echten Lehrers und Jugendfreundes mit unauslöschlicher Schrift geschrieben. Herder beginnt mit der Schilderung des Schullehrers, wie er nicht sein soll, und entwirft uns aus seinem eigenen Jugendleben das krasse Bild eines echten Handwerkslehrers, neben dem er das Ideal eines Lehrers der Grazie, das noch heute gepriesene Idealbild eines Lehrers, in vollem Glorienschein erstrahlen läßt. Wie er sich da für die Schulregierung, für das Verhältnis des Lehrers zu seinen Schülern, für die Maßregeln im Unterricht und in der Erziehung, für die Persönlichkeit des Lehrers, für die Grenzen zwischen Wissenschaft und Tugend, wie sie ein echter Lehrer zu beobachten hat, für Vortrag und Methode und namentlich für die letztere mit der ihm eigenen Wärme und Gewichtigkeit einsetzt, sind und bleiben wahre Perlen auf dem Grunde idealen Lehrerlebens. „Methode, Methode ist's“, ruft er aus, „das die Aufmerksamkeit fesselt. Wenn ich lebhaft und nicht für Greise rede, jedes auf seiner neuesten Seite zeige, die Mannigfaltigkeit und Einfalt glücklich verbinde, jeden Augenblick ganz die Seele anfülle, jede Saite der Aufmerksamkeit treffe, jedem Schlupfwinkel der Zerstreuung zuvorkomme, wenn ich nicht in einer fieberhaften Methode walle, die bald fliegt, bald kriecht, sondern stets mit einem gleichen Auge alle bemerke, so kann ich die Blumen meiner Saat abbrechen.“ Und er sieht die Grazie schließlich vollends in den Sitten des Lehrers. Sobald ein Lehrer aus dem vollen Schatze des Herzens seine Tugenden zeigt, sobald er es einseht, daß er Seelen bilden

soll, „die durch das Blut eines Erlösers erkaufte sind, sobald man das Gewissen als den besten Aufseher und Belohner fühlt, ein Gericht erwartet, daß seine Taten gewogen werden und er entweder mit Strahlen des Sonnenlichtes oder mit der Finsternis der Nacht angezogen werden soll, wenn er fühlt die Seelen, die ihm aufs Herz gebunden sind: o, mit welchem Auge der Sorgfalt wird er auf seine und der Kinder Sitten wachen!“ Und in dem Ton und der Überzeugung eines alterfahrenen Schulmannes warnt er vor dem hingerissenen Augenblick des Lehrers, der das ganze mühsame Gebäude zertrümmern und Zutrauen, Ansehen und die Liebe der Kinder auf eine lange Zeit hinaus oft unerseßlich niederreißen kann. Auch in dem Wohlstande der Schule, für den der Lehrer seine ganze Persönlichkeit einzusetzen hat, müsse sich die Grazie zeigen, so im Gange, in der Stimme, im Schultone, ja selbst in den Mienen des Lehrers. Herder faßt sein Ideal des Lehrers in dem bezeichnenden Wahlspruch zusammen:

Willst du mit Reiz ein Lehrer sein,  
Sei, wie die Jugend frisch, wie die Unschuld fein,  
Ein Vater voll Gefühl, sowie die Wahrheit frei  
Und patriotisch treu!

Was er da von dem Walten und Wirken eines idealen Lehrers verlangte, führte er selbst in seiner eigenen Schulpraxis gewissenhaft aus. Über die Trefflichkeit seiner Methode, über die allgewinnende Persönlichkeit seines Wesens, über das Ansprechende und Belehrende seines Umganges gab es in Riga nur eine Stimme des Beifalles. Tatsächlich zählte er bei hoch und nieder zu den beliebtesten Lehrern und bewährte sich bis ins kleinste als sein Lehrer der Grazie. Riga selbst gab ihm vielfache Gelegenheit, sich bis zur Höhe eines mustergültigen Schulmannes zu erheben. Hier bot sich ihm an Machtvollkommenheit und Muße zur Genüge, seine pädagogischen Ideen in eigener Praxis zu bewähren. In Riga hatte er sich auch alle die Grundsätze angeeignet, die ihm bei seiner späteren Schulwirksamkeit zu Weimar so trefflich zustatten kamen, insbesondere seine scharfblickende Einsicht in das Schulwesen und die Handhabung einer Methodik, wie sie ihn über sein ganzes Schulleben hinaus fördernd begleitete. Dem Rigaer Schulwesen gehörte sein ganzes Lernen, Lehren und Leben an.

Es ist nur eine natürliche Sache, daß auch die sonstigen Arbeiten Herders aus der Rigaer Periode, so insbesondere seine ästhetisch-kritischen Schriften, von dieser pädagogischen Wirksamkeit beherrscht waren. Schon die Rezension des Halle'schen Gymnasialprogrammes „Über die Hoffnung besserer Zeiten für die Schulen“ mit dem Kriegszuge gegen den Despotis-

mus der lateinischen Sprache und der Befürwortung der Realwissenschaften kennzeichnet seine Reformrichtung des Unterrichtes, wie er sie später in der dritten Sammlung seiner Literaturfragmente des breiteren entwickelt hat. Der Ruhm seiner Schultätigkeit in erster Linie war es denn auch, welcher den Namen des jungen Mannes bis nach der russischen Hauptstadt trug. April 1767 erging an ihn von dem Kirchenvorstand der Petersburger lutherischen Gemeinde die Berufung als Inspektor der erst vor einigen Jahren errichteten Unterrichts- und Erziehungsanstalt, mit dem ausdrücklichen Hinweis auf seine in Riga bewährten ungewöhnlichen pädagogischen Gaben und Verdienste. Während Herder in seinen Entschlüssen noch schwankte, brachte die für ihn eigens geschaffene außerordentliche Predigerstelle zu Riga die Entscheidung. Er blieb, um, wie er selbst gesteht, den Theologen mit dem Schullehrer, den Christen mit dem Philosophen zu verbinden. Wie weit es ihm gelungen war, darüber mögen andere Untersuchungen ihre Entscheidung fällen. Eine Tatsache ist es aber, daß er, vom Hause aus treugläubig, nachher ganz in streng pietistischer Richtung aufgehend, nun eine Freigläubigkeit entfaltete, die ihn dem ruhigen Boden seiner Wirksamkeit nach und nach völlig entriekte. Hat er doch aus keiner anderen Ursache das göttliche Amt angenommen, als weil er glaubte und es täglich aus der Erfahrung mehr zu lernen hoffte, daß sich von da aus am besten Kultur und Menschenverstand unter den ehrwürdigen Teil der Menschheit bringen lasse. Diese menschliche Philosophie war auch seine liebste Beschäftigung gewesen, und er übertrug sie von seiner Lehrwirksamkeit langsam ganz auf seinen Predigerberuf.

Der nach menschlicher Aufklärung drängende Zug, den wir später durch die gesteigerten Humanitätsbestrebungen bis zum einfachen Kosmopolitismus umschlagen sehen, brachte eine Reihe von literarischen Fehden und Kämpfen und mit ihnen eine Menge von Widerwärtigkeiten und Widersprüchen mit sich, mit deren heftigen Ausbrüchen alle ruhige Lehrtätigkeit arge Hemmungen erfahren mußte. In dem bekannten Reisejournal klagt Herder sich ausdrücklich dessen an, daß durch die literarisch-polemische Beschäftigung der Rigaer Zeit dem eigentlichen Berufe allzuviel Interesse und Kraft entzogen ward. Und über die sich steigenden persönlichen Mißhelligkeiten läßt er wiederholt in Briefen seinen vollen Unmut aus. „Ich schnappe nach nichts als nach Veränderung“, schreibt er einmal. Und in einem anderen Briefe: „Die Menschen meines Ortes sind einmal nicht nach meinem Sinn geschnitten und ich sehe einer großen, weiten Leere entgegen.“ Offener und rückhaltloser äußert er gegen Nicolai, er finde nun nichts für besser, als sich mit einemmal vor allem freie Luft zu schaffen und sich in eine andere Situation zu werfen. Und es gelang ihm. Bereits am 2. Juni 1769

verläßt er Riga, um, wie er in seinem Abschied von der Gemeinde sich ausläßt, die Welt seines Gottes von mehr Seiten aus kennen zu lernen und von mehr Seiten seinem Stande brauchbarer zu werden, als es ihm bis nun möglich gewesen war, in der Wirklichkeit aber, um den mißlichen Verhältnissen Rigas, in die ihn seine literarische Polemik gezogen hatte, zu entfliehen. Die Reise geht über Kopenhagen, Helsingör, an den Küsten Jütlands und Hollands vorüber nach Nantes und Paris. In dem auf der See begonnenen und in Frankreich vollendeten Tagebuche mit dem Grundgedanken einer „Universalgeschichte der Bildung der Welt“ erfahren wir neben anderen kühnen Entwürfen und Plänen, allerdings in wunderlicher, phantastischer Verschlingung, auch seine geheimsten Rigaer Gedanken über die Musterchule der Zukunft. Welch hohe weitausblickende Ideen er mit dieser Schule zu verwirklichen gedachte, liegt in dem Tagebuche offen vor uns. In der Wirklichkeit ist es alles, was er als Lehrer an der Domschule zu Riga nicht geleistet, nicht hat leisten können. Seine Idealschule ist im vollsten Sinne des Wortes eine Realschule. Bedürfnisse des praktischen Lebens sind Ziel und Zweck; Sachen statt Worte, Anschauung statt toter Begriffe sind das Schlagwort allen Unterrichtens. Zugunsten der Realien müsse mit der Vorherrschaft des Lateinischen völlig gebrochen, den naturwissenschaftlich-mathematischen, wohl auch den technologischen Fächern eine größere Wirksamkeit, der Muttersprache im Sprachunterricht der Vortritt gegeben, dann erst Französisch, allenfalls auch eine andere moderne Sprache und hierauf erst Latein gelehrt werden. Wir sehen da die moderne Neuschule in ihrem vollen Betriebe. Und nun in der Detaillierung des Unterrichtsplanes! Seine erste Forderung ist, daß die Sprache nicht aus der Grammatik, sondern die Grammatik aus der Sprache gelehrt werde. Der fremdsprachliche Unterricht beginne mit einer Sprechstunde, der Plapperstunde; erst die zweite Klasse spricht und schreibt, und es gilt da, Geschmack für die Schönheiten und Wendungen der Sprache dem Schüler aus den besten Autoren anzubüben. In der dritten Klasse werden diese Lese- und Stilübungen bis ins Gebiet der Kritik fortgesetzt. Man erkennt in diesen Forderungen die sprachlichen Bestrebungen der neuesten Zeit. Den Unterricht in den Realien denkt sich Herder entsprechend dem Kinder-, Knaben- und Jünglingsalter auf drei Stufen aufgebaut. Auf der ersten Stufe sollen Alter, Sinn und Gefühl, auf der zweiten die Einbildungskraft, auf der dritten Verstand und Vernunft als die vorwiegenden Geisteskräfte in Betracht kommen. Auch in der Detaillierung unterscheidet Herder eine Dreiteilung. Auf der untersten Stufe steht anschauliche Naturgeschichte, lebendig erzählte Geschichte und innig eingeprägte, allgemein menschlich gefaßte Katechismuslehre. Auf der zweiten

Stufe lösen die Naturlehre und Physik die Naturgeschichte ab, hinzu tritt noch die Mathematik; die Geschichte schreitet zur Völkergeschichte vor und die Religion zu pragmatisch-geschichtlichen Erklärungen; die dritte Stufe schließlich bildet den Übergang von der Erfahrung zum Raisonement, von dem Wissen zur Wissenschaft. Auch Naturgeschichte, Naturlehre und Mathematik erhalten einen wissenschaftlich erklärenden Charakter, Geschichte und Geographie erheben sich zur Politik und Pragmatik, Religion und Humanitätslehre werden zur Philosophie.

Auf dem Wege dieser stufenweisen Durchbildung hofft Herder den menschlich wilden Emil Rousseaus zum Nationalkinde Livlands zu machen; er selbst erhebt sich durch die Errichtung dieser Vaterlandsschule zu Livlands geistigem Reformator, zu seinem *genius redivivus*. In Nantes, wo er das Tagebuch vollendete, blieb er drei Monate ganz in Fesseln des „großen, unvergleichlichen Montesquieu“, vor dessen philosophischen Weltproblemen das einfache Schulleben in den Schatten trat. Von Nantes geht er nach der Hauptstadt Frankreichs, wo er Bücher und Menschen, Deklamation und Schauspiel, Tänze und Malereien, Musik und Publikum und wenig Schulen studiert, aber die Häupter der Enzyklopädisten wie Diderot, d'Alembert, Barthélemy, d'Arnaud u. a. kennen lernt. Unverkennbare Einflüsse dieser Begegnung finden wir im vierten kritischen Wälzchen und später noch im III. Teil der Humanitätsbriefe. Zu eigentlicher Beschäftigung mit Schul- und Unterrichtsangelegenheiten hatte er nun, wie ernst er sich's auch in Riga vorgenommen haben mochte, weder Zeit noch Sammlung. Im übrigen lagen die reich gewonnenen Samenkörner, wie er schreibt, verscharrt bis auf einen Frühling der Zukunft. Und er ließ nicht lange auf sich warten. Underthalb Monate bleibt er in Paris und geht von da nach Leyden, wo er den berühmten Methodiker Ruhnken kennen lernt, und von da nach Hamburg, wo er mit Lessing und Claudius vergnügte Stunden verbringt und mit beiden innige Freundschaft schließt, endlich nach Gütin, um von da mit dem Prinzen Holstein-Gütin eine dreijährige Studienreise zu unternehmen. Die Umgebung des Prinzen zwang ihn aber, das faulende, morsche Verhältnis zu lösen und einem Rufe nach Bückeburg als Hofprediger, Superintendent und Konsistorialrat zu folgen. Bestimmend wirkte da auch die inzwischen geknüpfte Verbindung mit Karoline Flachsland. Vorläufig aber mußte er wegen einer langwierigen Augenoperation in Straßburg verbleiben, wo er die Bekanntschaft Goethes machte. In welch hohem Maße er es verstand, den jungen Goethe an sich zu fesseln und auf seinen ganzen Bildungsgang entschieden einzuwirken, ist allgemein bekannt. Goethe selbst nennt die Bekanntschaft mit Herder das bedeutendste Ereignis Straßburgs, was die wichtigsten Folgen für ihn haben sollte.

Inzwischen waren Herders Gedanken wiederholt und wie mit verlangendem Heimweh nach dem Lande seiner einstigen Lehrerjugendträume, nach dem Frühling seiner Zukunft gelenkt. Er hoffte noch immer auf eine Berufung von Riga aus; sah er doch das letzte Ziel seiner Pilgrimschaft nur in den Hütten Livlands. Aber die Berufung kam erst, als er sich bereits auf der Reise nach Bückeburg befand. Und statt der Superintendentur, auf die er sich große Hoffnungen machte, bot man ihm nur das Rektorat am Lyzeum nebst dem damit verbundenen Diakonat an der Kronskirche, eine Stelle, die er wegen ihrer offenen Abhängigkeit nicht annehmen konnte und mochte. Auf die Bedingungen, von denen er die Annahme des Rufes abhängig machte, konnte man nicht eingehen; so entschied er sich endgültig für Bückeburg.

Aber Bückeburg bot für die Bewährung seiner hohen Lehrgaben nicht die entsprechende Gelegenheit. Zwar führte er als Oberhofprediger auch die Oberaufsicht über die Schulen, indes wirksam und werktätig griff er in keiner Weise ein. Baumgarten bezeichnet diese Jahre in seinem pädagogischen Lebensgange Herders als Jahre der Sammlung in stiller Selbstbildung. In der Wahrheit aber waren es Jahre der heftigsten literarischen und persönlichen Herausforderungen und Kämpfe, zumeist auf religiösem Gebiete, mit geringem Gleichmut und Glück. Von einiger Bedeutung für die Schule ist der auf Anregung der Gräfin Maria für den jungen Zeschau entworfene Lehrplan. Der Gräfin Maria zu Liebe unterzog sich Herder der Mühe, den Knaben selbst zu unterrichten. Der hierbei angewendete „Grundriß des Unterrichtes für einen jungen Adligen“ liest sich wie die pädagogische Praxis der damaligen religiösen und geschichtsphilosophischen Ideen Herders. „So ist gewiß noch kein König unterrichtet worden“, sagte der Graf, als ihm der Unterrichtsplan vorgelegt wurde. Im Wesen enthielt er eine Summe von Kenntnissen, über welche ein junger Edelmann verfügen muß, der auf eine festbegründete, allseitig wohl abgerundete Weltanschauung und Weltbildung Anspruch erheben will.

Mit dem eigentlichen Schulwesen trat Herder erst in Weimar, wohin er 1776, nachdem er die Professur an der Universität zu Göttingen endgültig abgelehnt hatte, durch Goethes Vermittelung als Generalsuperintendent berufen wurde, wiederum in nähere Berührung. Hier bot sich ihm reiche Gelegenheit, seine Rigaer Theorie des Schulwesens ihrer vollen Eigenart nach praktisch auszugestalten. Als Ephorus der Weimarer Schulen bildete er bald den Ausgangs- und Mittelpunkt des gesamten weimari-schen Schulwesens. Nach zwei Hauptrichtungen hin laufen da seine Bestrebungen. Von besonderem Interesse ist sein Verhältnis zum Weimarer Gymnasium. Durch die Berufung arbeitsfreudiger und fähiger Lehrkräfte, mehr aber

durch unausgesetzte persönliche Beeinflussung, die er insbesondere bei den alljährlich üblichen öffentlichen Prüfungen, sowie bei den Schuleröffnungen durch eigene Schulreden zur Geltung zu bringen wußte, ganz vorzüglich aber durch die Einführung eines Reformlehrplanes gelang es ihm, die Anstalt aus ihrem tiefen Verfall zu einer wahren Musterschule der Zeit emporzuheben. Es lohnt sich, diese seine Wirksamkeit hier einer kurzen Beachtung zu unterziehen. Was zunächst seine Eröffnungs- und Schlußreden anlangt, so läßt sich nicht verkennen, daß sie, wengleich aus lokalen Bedürfnissen hervorgegangen, ihrem allgemeinen pädagogischen Gehalte nach für Erziehung und Unterricht insgesamt ihre besondere Bedeutung haben. Hier sehen wir alles, was ihm die Seele mit so warmem Interesse für das Schulleben erfüllte, was seine ganze wissenschaftliche und sittliche Gesinnung ausmachte, hier, wenn irgendwo, sehen wir ihn auf der Höhe als rechten Bildner und Erzieher der Menschheit. Auf nichts ist Herder so bedacht gewesen, als darauf, für die wichtigste aller menschlichen Angelegenheiten, für die Erziehung der Jugend, das Interesse aller beteiligten Kreise zu erregen. In herzgewinnender Sprache versteht er es, Lehrer und Schüler zu heben, überall zu warmem Wettstreit anzuspornen, und Lust und Liebe zu dem so schweren Berufe zu wecken. Aber er erweist sich auch als Schulmann durch und durch. Was er da über die Notwendigkeit der Schulzucht zum Gedeihen einer Schule ausspricht, über das Verhältnis des Lehrers zum Schüler, über Bildungsfähigkeit und Berufsfreudigkeit überhaupt, und über die hier zu beobachtenden Grenzen, über den Nutzen und die Methode einzelner Gegenstände, so insbesondere über die Bedeutung des geographischen Unterrichtes und seine Beziehung zur Naturgeschichte und Geschichte, über die Aufgabe der Schulen als Werkstätten des Geistes Gottes, über die Heiligkeit, die Integrität und die holde Scham der Schule als wahrer Pflanz- und Pflegestätte zur Bildung menschlicher Seelen, über die Forderungen, welche der Zeitfortschritt an die Schulen stellt, alles das sind unabweisbare Winke für die Lehrer und Schüler aller Zeiten. Welch vortreffliche Weisungen weiß er da den Schülern über ihre Ausbildung in Rede und Sprache zu geben, über das Nachschreiben aus dem Munde des Lehrers, über Ausmaß und Art der Übersetzungen, über das Exzerpieren und das Anlegen von Auszügen und Anmerkungen, über Vorbereitungen für prämeditierte Schulvorträge, schließlich über den Privatfleiß in freiwilligen Aufsätzen, sind das nicht wahre Fundgruben modernen Schullebens? Herder verstand es aber auch, für die Verwirklichung der hier niedergelegten Ideen mit dem ganzen Machtgebote seiner Autorität einzustehen, was bei dem etwas frei sich auslassenden Theater- und Kunstenthusiasmus des Weimarer Musenhofes in manchen Fällen wohl auch recht notwendig sein mochte.



Die eigentliche Entwicklung des Unterrichtsbetriebes nach seinem Sinne suchte Herder, wie erwähnt, durch die Aufstellung eines neuen Lehrplanes auf die Dauer zu sichern. Vereinigung des Humanismus mit dem Realismus bildet die leitende Idee. Dem letzteren mit dem Ziele der Brauchbarkeit für das bürgerliche Leben dienen die unteren Klassen, dem ersteren als wissenschaftliche Vorschule für alle, die den höheren Berufsarten sich widmen wollen, die oberen Klassen, also dort die Realschule für das bürgerliche Leben, hier das eigentliche Gymnasium für die wissenschaftlichen Stände. Dazu werden detaillierte Instruktionen gegeben. Demgemäß erhält der Schüler in den unteren Klassen nur einen allgemeinen Überblick über die Hauptgebiete menschlichen Wissens, festigt sich im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Muttersprache und lernt eine moderne Sprache, Französisch, wohl nur durch Sprechübungen ohne gründlichere grammatikalische Schulung. Dann erst folgt das Latein. Das Latein hat die Hauptaufgabe, das grammatische Verständnis zu erschließen, das Sprachgefühl zu schärfen, und dient so in Schrift und Lektüre zur Festigung und Förderung der Muttersprache. Dabei verkennet Herder durchaus nicht dessen hohe Bildungsbedeutung, insonderheit für das Gymnasium, wie man oft annimmt. „Ein Gymnasium ist eine lateinische Schule“, ruft er einmal aus, „und die lateinische Sprache ist das Werkzeug der Wissenschaften und Künste.“ Die oberen Klassen bilden das eigentliche Gymnasium und sind der wesentliche Sitz der Humanität. Sie entnehmen die Grundlage ihrer Bildung den Schriften und der Kultur des klassischen Altertums. Auch hier bleibt trotz intensiver Pflege des Lateinischen vollkommene Beherrschung der deutschen Sprache in mündlichem und schriftlichem Gebrauch das höchste und vornehmste Ziel des Unterrichtes. Bei der Lektüre der Klassiker steht die Erkenntnis des sachlichen Inhaltes über der Wortwissenschaft, und Stilgefühl und Erfassen des Aufbaues der Werke in ihrer sachlichen und formellen Schönheit über aller grammatischen Kenntnis. Vergleicht man diese Grundsätze mit den Forderungen modernen Unterrichtswesens, so wird man mit Staunen zugeben müssen, wieviel von Herder schon versucht oder wenigstens in Erwägung gezogen wurde, was noch heute den Brennpunkt der Reformbewegungen unseres neuesten Schullebens bildet.

Die andere, wenn nicht noch größere Bemühung wendet Herder dem Weimarer Volksschulwesen zu. Sie geht voll aus der Überzeugung hervor, daß der Staat gerade den niederen Schulen als der wichtigsten Einrichtung des Staates, durch welche die künftigen Bürger und Diener in allen Ständen entsprechend gebildet werden sollen, seine besondere Aufmerksamkeit zuwenden müsse. Maßgebend sind ihm auch da nur Rücksichten der Nutzbarkeit und der zielbewußten Besonnenheit. Das Übel sieht er in der

äußerst mangelhaften Vorbildung der Lehrer, und um ihr vom Grunde aus abzuhelfen, errichtet er ein eigenes Seminar für Lehrer an Landschulen. Der 1786 eingereichte Entwurf eines solchen Seminars zeigt uns wiederum Herder als praktischen Schulmann durch und durch. Der einzige Zweck dieser Anstalt war ihm, jungen Leuten, die sich dem Lehrerstande widmen wollten, eine bequeme Gelegenheit zu verschaffen, das Notwendige und wahrhaft Nützliche ihres künftigen Berufes durch Unterricht und eigene Übung zu erlernen. Man sieht auch da den Abglanz der bekannten Schulrede, daß man in allen Anlagen und Fähigkeiten, in Seelen- und in Leibeskraften zu dem sich bilde, was leben heißt, und, soweit es die Gelegenheit, Zeit und Umstände gestatten, nichts roh, nichts ungebildet lasse, sondern dahin arbeite, daß man ein ganz gesunder Mensch fürs Leben und für eine angemessene Wirksamkeit im Leben werde. Aber nichts mehr. Wer merkt da nicht Herders Utilitätsprinzip auch in den Einrichtungen der niederen Schulen? Was Herder in erster Linie vom Volksschullehrer erwartete, war nicht so sehr ein umfassendes Wissen, sondern vielmehr eine tüchtige praktische methodische Schulung. Die Seminaristen erhielten Unterricht in der Methode des richtigen Lesens und Vorlesens, in der richtigen Orthographie und Kalligraphie, in eigenen Aufsätzen und in der Methode eines kindlichen Unterrichtes in der Religion, schließlich in den gemeinnützigsten Kenntnissen, die in allen Verhältnissen des bürgerlichen Lebens nicht unbekannt bleiben sollten: in den Anfangsgründen der Geographie und Naturgeschichte, in den ersten Begriffen der Naturlehre, der bürgerlichen Geschichte, der Landwirtschaft u. a. m. Wir müssen bewundernd anerkennen, wie Herder es verstanden hat, seinen humanistischen Bildungsflug in Grenzen zu halten, um den elementarsten Bedürfnissen der formalen Bildung Genüge zu tun. Der Ruf nach der allheilenden Methode geht auch hier durch alle Zeilen der Seminarvorschriften hindurch; dem Unwesen der Neugier und Vielwisserei aber, wie er sie in einer seiner köstlichen Schulreden behandelt, wird da ein hemmender Riegel vorgeschoben. Nach Herder ist der Lehrer vor allem ein Praktikus des Schulhandwerkes; auf das zu lehrende elementarische Geschick komme es bei seiner Heranbildung vor allem an. Das in unseren Tagen mit immer lauterer Mahnung sich meldende Hinneigen zur Hochschulbildung der Volksschullehrer erfährt bei Herder volle Ablehnung. Allerdings war es ihm um die Lösung der elementarsten Aufgaben der Landschulen zu tun; diesen schnell und gründlich gewachsene Lehrkräfte zuzuführen und das Seminar selbst mit den denkbar geringsten Mitteln ins Leben rufen zu können, war die Triebfeder aller Unternehmung. Die Vorbildung konnte auf einer der vorhandenen Schulen, in erster Linie auf dem Gymnasium geschehen, zur

übungsstätte für die Lehrpraxis jede der in Weimar befindlichen Anstalten gewählt werden. Für die Aufnahme ins Seminar galt die Tauglichkeit zum Schulstande als „Hauptstück und der Nagel, der die ganze Sache trug“. Ohne Rücksicht auf den damals und oft auch noch heute üblichen geläufigen Grundsatz, was nicht zum Pfluge taugt, eigne sich zum Lehrstande, sollte eine gewissenhafte Prüfung über die Aufnahme entscheiden. Insbesondere war die persönliche Zuverlässigkeit tadellosen sittlichen Verhaltens maßgebend. Die Entscheidung selbst wollte Herder ausschließlich sich selbst vorbehalten wissen; denn „sobald den Supplikanten Seitenwege erlaubt werden“, äußert er darüber, „bleibt die Tür zum Schafstall nicht mehr rein“. Aber nicht genug, daß Herder um die Aufnahme und Bildung der zukünftigen Lehrer bemüht war, für die praktischen Übungen entsprechende Plätze anwies und in wahrhaft väterlicher Fürsorge auch auf die Besserung der Besoldungsverhältnisse seiner Lehrer bedacht war, er sorgte auch für geeignete Lehrmittel für die einzelnen Gegenstände und Klassen. Ja, er gewann bei den vielen und vielfachen Überwachungsarbeiten der Schulen noch so viel Zeit, für die niederen Schulen ein eigenes Buchstaben- und Lesebuch zu verfassen, mit einer Anweisung für verständige Schullehrer und einen Katechismus, in dem er die Grundzüge einer schlichten Glaubenslehre niederzulegen suchte. Es beweist, wie wenig es ihm an Entschlüssen und Opfern kostete, wenn es sich um den Dienst des Unterrichtes oder der Erziehung handelte. Das war ein Zug, der ihn bis an sein Lebensende begleitete. Den Plan, besondere Lesebücher auch für den Unterricht in den Realien oder für die Zwecke der humanitären Bildung auszuarbeiten, wie er ihm ideal vorschwebte, konnte er nicht mehr ausführen. Der Schule aber und ihren Verhältnissen gehörte sein ganzes Wirken und Walten trotz wiederholter Unpäßlichkeit und Krankheit bis an sein Lebensende. Er starb am 18. Dezember 1803.

Es erübrigt noch, in zusammenfassendem Überblick die Bedeutung Herders für unser Geistesleben überhaupt einer kurzen Würdigung zu unterziehen.

Daß Herder für die geistige Entwicklung des deutschen Volkes in hohem Maße befruchtend Antrieb und Anregung bot, ja, daß er eine wahre Wiedergeburt des deutschen Geisteslebens überhaupt begründete, steht ohne Zweifel da. Aber er hatte nicht die Gabe, was in ihm wogte und wallte, und ihn zu dem ungestümen Schaffensdrange trieb, die Welt aus den Angeln zu heben, alles das in die einfachen Formen des Wirklichen und Wahren umzusetzen. So kam es, daß alles auf bloße Pläne und Entwürfe hinauslief, die er nie recht zu verwirklichen vermochte. Alle seine Arbeiten sind mehr Anregungen als Resultate, mehr Entwürfe als Ent-

wicklungen, mehr Andeutungen als Ausführungen. Sein Erstlingswerk, die Fragmente über die neuere deutsche Literatur sind das geflügelte Wort für sein gesamtes Wirken und Dichten; denn fragmentarisch war seine ganze Tätigkeit vom Anfang seines Wirkens bis an sein Lebensende. Mit zutreffendem Urteile spricht über ihn einer unserer modernen Literaturhistoriker, Herder stehe immer gärend, niemals abgeklärt vor uns, nirgend ein Fertiger, immer ein werdender. Seine Arbeiten verkünden den großen Vertreter einer Weltanschauung, deren Prinzip nicht das Sein, sondern das Werden ist, und die gegenwärtig seit Herders Gedanken im Laufe eines vollen Jahrhunderts auf allen Gebieten, in den Geisteswissenschaften so gut wie in den praktischen Wissenschaften tatsächlich zur Herrschaft gelangte.<sup>1)</sup>

Herder war ein Pfadfinder auf nahezu allen Gebieten unseres Lebens. Diese Universalität ist ein bedeutungsvoller Eigenzug seines ganzen Schaffens; in ihr findet auch das vielfach Unbestimmte, oft auch Unbefriedigende im Einzelnen seines Wesens bei aller positiven Sicherheit im Ganzen volle Aufklärung. So kam es auch, daß es ihm an direktem Einflusse auf das Bildungsleben bei aller allgemeinen Einwirkung auf die geistige Entwicklung unseres Volkes vielfach mangelte. Ein rechtes Kind der Aufklärung mit allen ihren Schwächen und Schäden sah er, der Gegenwart entrückt, die Dinge aus der Ferne — in die Ferne. Was Wunder, wenn ihn bei dem Überschwang glühender Gefühlsinnerlichkeit im Empfinden und Erkennen, so insbesondere auf religiös-sittlichem Gebiete, gar oft das Augenmaß täuschte und die sonst gut gestellten Formen in eitle Traumgebilde zerrannen.

Aber es hat bis auf unsere Zeiten auf den gesamten Wegen und Stegen unserer Dichtung, Wissenschaft und Kunst keinen zweiten Mann gegeben, der die großen Ideen der Humanität, dieser durch reine Menschlichkeit verknüpften Glückseligkeit aller, mit der ihm eigenen vollen und warmen Blut seiner weltumfassenden Liebe so tief empfunden, der mit scharf durchdringendem Seherblicke die Verhältnisse der fernsten Zukunft vorausgeschaut, der die bedeutenden und bewegenden Ereignisse der Zeit, wie sie lange nach ihm auf nahezu allen Gebieten gleichsam aus rein natürlichen Ursachen sich ergaben, so sicher und so siegesbewußt vorausgeahnt hätte. Sein ganzes Denken und Dichten löste sich auf in dem Traum der weltbeglückenden Zukunft der Menschheit. Herder hat uns aber auch auf den mannigfachsten Gebieten, wenn auch in allgemeinen Umrissen, die Ziele und Wege gewiesen, dieses reine Menschenglück zu erreichen, Ziele und Wege.

1) Jacob Minor, Herder. Gedenkrede zum 100-jährigen Todestage.

wie sie heute noch, ohne seiner bahnbrechenden Vorarbeiten zu gedenken, tatsächlich gesucht oder begangen werden. Es ist aber auch zur Genüge bekannt, daß aus dem Sturm und dem Drange seiner Pläne und Entwürfe gleich der Pallas in vollen Waffen eine Reformrevolution unserer Poesie hervorging, die uns nach so manchen Kämpfen und Krisen zu Goethe und Schiller und weiter zu den Romantikern hinaufführte und nach den Tagen der Aufhellung und Aufklärung endlich einmal auch eine deutsche Weltliteratur begründete.

Das ist Herders unbestrittenes Verdienst.

So war und bleibt er ein Stern unter den Sternen, dessen Licht mit der vollen Wirkung seines menschenbeglückenden Glanzes bis auf die spätesten Zeiten unserer Kultur herauf erstrahlen wird, mit seinem siegenden Wahlspruch, dem menschlich idealen Wahrzeichen aller Zeiten: „Licht, Liebe, Leben.“

---

## Klassische Bildungselemente im Realgymnasialunterricht.

Von Gymnasialoberlehrer Dr. **Woldemar Schwarze** in Dresden.

Die Wogen des Kampfes, der sich um die Reform der höheren Schulen in Deutschland entsponnen und die Gemüter weit über den Kreis der Fachgenossen hinaus erhitze hatte, haben sich allmählich wieder geglättet, und die Frage, ob die Antike, der schon von manchem verblendeten Gegner das Todesurteil gesprochen war, noch eine beherrschende Stelle in unserem höheren Jugendunterricht verdiene, ist erfreulicherweise in behäufigem Sinne entschieden worden. Durch die vorläufige, allerdings wohl noch nicht in allen deutschen Bundesstaaten endgültig abgeschlossene Neuregelung der Berechtigungsfrage ist nun den drei Schulgattungen, Gymnasium, Realgymnasium, Oberrealschule, ein weites Feld eröffnet worden, auf dem sie zeigen sollen, was sie im edlen Wettstreit der Kräfte leisten können. Trotz aller, oft recht gehässigen und von wenig Sachkenntnis zeugenden Angriffe hat sich die Antike siegreich behauptet, und wenn auch im Widerstreit der Meinungen das Urteil über das humanistische Bildungsideal schwankend zu werden drohte, so hat es schließlich doch wieder den Beweis geliefert, wie erstaunlich fest es auf seinen Füßen steht. Mit Genugtuung ist es insbesondere zu begrüßen, daß zahlreiche angesehenen, besonnenen Pädagogen den Standpunkt der *aurea mediocritas* vertreten und betonen, daß zwar einerseits die Bedürfnisse des modernen Lebens ihre Berücksichtigung auf dem Gebiet der Naturwissenschaften und neueren Sprachen auch im Gymnasium gebieterisch verlangen, daß aber andererseits die] klassisch=humanistische

Schulung in erster Linie die Menschen nicht nur dazu anleitet, klar und logisch zu denken, sondern auch das verstandesmäßig Erfasste in das Gefäß einer edlen, ästhetisch schönen Form zu gießen, sowie den geschichtlichen Zusammenhang der Entwicklung aller menschlichen Kultur und Geistesbildung zu erfassen und zu würdigen. Herders treffliche „Briefe zur Beförderung der Humanität“ dürfen uns in dieser Beziehung noch heutiges-tags als Vorbild und Richtschnur gelten. Von ausschlaggebender Bedeutung war es insbesondere, daß dem Gymnasium die beiden Grundpfeiler erhalten blieben, auf denen nun einmal sein ganzer eigenartiger Bau beruht: der lateinische und griechische Sprachunterricht, dieses *par nobile fratrum*. Die durch ihn vermittelte humanistische Bildung ist eben auch heute noch für alle diejenigen Berufsarten, deren Wurzel sich in weite zurückliegende Jahrhunderte erstrecken, die notwendige Vorbereitung.

Mit Recht nimmt aber auch das mehr den Anforderungen und Bedürfnissen des modernen Lebens Rechnung tragende Realgymnasium<sup>1)</sup> wenigstens bis zu einem gewissen Grade an der klassischen Bildung teil. Das Lateinische, dieses wichtigste und bedeutungsvollste Verbindungsglied zwischen dem humanistischen und dem Realgymnasium, hat ja zumal in Sachsen durch Einführung der neuen „Lehr- und Prüfungsordnung für die Realgymnasien“ vom 22. Dezember 1902 eine dankbar zu begrüßende Verstärkung erfahren. Entsprechend der Forderung, daß „der Unterricht im Lateinischen die Grundlage für den gesamten übrigen sprachlichen Unterricht der Anstalt zu bilden hat“, tritt derselbe, der Stundenzahl des Gymnasiums angenähert, in den drei Unterklassen, in denen am Lateinischen „die allen ausgebildeten Sprachen gemeinsamen Denkformen, elementaren Darstellungsmittel und Grundlagen des Satzbaues den Schülern klar zu machen und fest einzuüben sind“, in Sexta und Quinta mit je 9, in Quarta mit 7 Wochenstunden auf.<sup>2)</sup> Andererseits ist in den beiden Primen neben dem lateinischen obligatorischen Klassenunterricht noch ein „wahlfreier Ergänzungsunterricht“ von wöchentlich je 2 Stunden neu eingeführt, dessen Hauptaufgabe es ist, „die Lektüre durch tiefere Einführung in die klassische Literatur und Durchnahme einzelner nachklassischer Schriftwerke zu ergänzen“; dabei soll zugleich auf weitere Einführung in die römischen Staats- und Privataltertümer gebührend Rücksicht genommen werden.

Während also das Lateinische dank der weisen Fürsorge unserer sächsischen Unterrichtsverwaltung auf eine Grundlage gestellt ist, die eine

1) Von der Oberrealschule sehen wir hier ab, da diese Bildungsanstalt für Sachsen, unser engeres Vaterland, nicht in Betracht kommt.

2) Das humanistische Gymnasium Sachsens setzt für Latein in den Klassen Sexta, Quinta, Quarta je 9, 9, 8 Wochenstunden an.

erfreuliche, gesunde Entwicklung dieses Faches wohl verbürgen dürfte, fehlt ja, wie beim Realgymnasium überhaupt, der andere Zweig der klassischen Bildung, das Griechische, völlig im Unterrichtsplane; indes verschiedene Fächer sind dazu berufen, ergänzend hier einzutreten und bei richtiger Pflege doch auch den Realgymnasiasten einen vollen, erquickenden Hauch griechischen Geistes fühlen zu lassen. Neben dem Lateinunterricht, der ja an den mannigfachsten Stellen, sowohl bei Behandlung der Formenlehre und Syntax, als auch besonders bei der Lektüre Gelegenheit nehmen wird, Ausblicke zu tun auf das sprach- und geistesverwandte Griechenvolk, und neben der Geschichte, die in Sexta und namentlich in Obertertia sich mit den Griechen beschäftigt, ist ja in dieser Beziehung als ergänzend vor allem der deutsche Unterricht zu nennen, insoweit die Lektüre in Betracht kommt. Schon der Sextaner, Quintaner und Quartaner findet in seinem Lesebuche zahlreiche der griechischen Sage und Geschichte entnommene Stücke, bei deren Erklärung der Lehrer notwendigerweise griechische Kulturverhältnisse, soweit es zum Verständnis des Gelesenen erforderlich ist, erläutern muß. Weitere Kenntnisse auf diesem Gebiete werden hierauf in den Tertien, besonders bei der Besprechung Schiller'scher Gedichte, erarbeitet werden. In Untersekunda wird alsdann durch die Lektüre der Odyssee (oder auch der Ilias) in deutscher Übersetzung eine immer steigende Vertrautheit mit dem Griechentum entwickelt; endlich in Oberprima wird bei der vorgeschriebenen eingehenderen Behandlung Schillers und Goethes oft Gelegenheit sein, die Schüler einen vollen, erfrischenden Zug aus dem Quell der Antike tun zu lassen, zumal da außerdem in dieser Klasse nicht nur bei geeignetem Anlasse auch auf wichtige Werke der antiken Literatur Bezug zu nehmen, sondern auch mindestens eine antike Tragödie in Übersetzung durchzunehmen ist.

Wir haben also auch am Realgymnasium, zumal im deutschen Unterricht, vielfache Gelegenheit, unseren Schülern ein gut Stück griechischer Geistesbildung und Kultur zu übermitteln. Da aber diese Aufgabe naturgemäß nicht nur in der Hand der Altphilologen liegt, die über das oft schwere Rüstzeug der klassischen Altertumswissenschaft im weitesten Umfange verfügen, sondern auch in der Hand von Neuphilologen, Germanisten und Historikern, die zuweilen auf einer nicht-humanistischen Anstalt vorgebildet, darum nicht selbst aus den Urquellen griechischer Kultur geschöpft haben, so ist es dringend nötig, daß gerade diesen Vermittlern griechischen Geistes bei der Vorbereitung auf den Unterricht als Wegweiser und Berater gute Bücher zu Gebote stehen. Wir besitzen bereits eine stattliche Anzahl derartiger Werke aus der Feder trefflicher Gelehrten und möchten heute den Blick unserer Leser auf ein jüngst erschienenenes Buch lenken, das uns in

ganz hervorragendem Maße geeignet erscheint, in der geschilderten Weise Schulzwecken dienstbar gemacht zu werden. Es ist betitelt:

Eduard Schwarz, Charakterköpfe aus der antiken Literatur. Fünf Vorträge. Leipzig, B. G. Teubner, 1903. VI und 120 S. gr. 8°, geb. 2 M. 60 Pf.

Es war ein äußerst glücklicher Gedanke des Göttinger Philologen Prof. Dr. Eduard Schwarz, seine fünf im Winter 1901/02 am Hochstift in Frankfurt gehaltenen Vorträge aus dem Gebiet der klassischen Altertumswissenschaft dem Druck zu übergeben und auf diese Weise weiteren Kreisen des gebildeten Publikums zugänglich zu machen. In vielen Köpfen richtet sich ja die Beurteilung des Altertums auch heute noch nach den in vielen Punkten recht veralteten Anschauungen, die die Altertumswissenschaft vor etwa 60 bis 70 Jahren vertrat. Demgegenüber macht Eduard Schwarz in seinen Vorträgen, die nicht wissenschaftliche Abhandlungen sein sollen und sich deshalb auch von allem wissenschaftlichen Ballast, wie ihn die Werkstatt der klassischen Philologen braucht, freihalten, den Versuch, an einzelnen Beispielen zu zeigen, wie sich die Ansichten in den letzten Jahrzehnten vielfach gewandelt haben und wie dank der emsigen, unentwegten Bienenarbeit der Gelehrten in mannigfacher Hinsicht das Bild der antiken Literatur weit klarer und schärfer geworden ist. „Die Sonne Homers und der Glanz des perikleischen Zeitalters: diese Schlagworte bestimmen für das dämmerige Bewußtsein der allgemeinen Bildung das, was sich der moderne Mensch bei dem Hellenentum zu denken hat“, sagt der Verfasser ganz richtig und sucht demgegenüber nachzuweisen, daß das Axiom, an dem noch viele Gebildete festhalten, die hellenische Kultur sei eine rein ästhetische gewesen, unhaltbar ist. In großen Zügen werden uns Bilder vorgeführt, durch deren Betrachtung uns die Weltstellung des auf so eigentümlichem Kulturboden erwachsenen Hellenismus und das Geheimnis seiner Macht zum Bewußtsein kommen soll, und mit glücklicher Hand hat Schwarz als Beweise der von ihm vertretenen Wahrheiten stark ausgeprägte Individualitäten ausgewählt, die sich mit klaren, deutlichen Linien zeichnen ließen. Dabei fallen allerlei überraschende, interessante Streiflichter auf die behandelten Persönlichkeiten, ihren Charakter, ihre oft weiteste Kreise befruchtende Tätigkeit, ihre Weltanschauung und die geistigen Strömungen ihrer Zeit, so daß ein reiches, buntfarbiges Gemälde hellenischen Lebens und weltumspannender hellenischer Kultur sich uns eröffnet.

Mit der Auswahl der „Charakterköpfe“ kann man sich im allgemeinen wohl einverstanden erklären, obgleich man nur ungern auf einen so klassischen Vertreter der älteren attischen Komödie, wie Aristophanes, oder auf den reddegewaltigsten Athener, den großen Demosthenes, jenen von



Quintilian geistvoll als *paene lex orandi* bezeichneten Typus attischer Beredsamkeit, verzichtet.

Die Reihe der Charakteristiken eröffnet Hesiod, der Hauptvertreter des didaktischen Epos, der erste griechische Dichter, der trotz seines hausbackenen, des kühnen Fluges der Phantasie entbehrenden Sinnes sich selbst nennt, „der sein eigenes Ich stark genug empfand, um es der Welt offen zu zeigen“. Er, der das herrliche Wort geprägt hat: *της ἀρετης ἰδοῦτα θεοὶ προπάροιδεν ἔθνησαν*, war so recht ein „Prediger der Arbeit und des Rechtes der Gerungen“, und trefflich weist Schwarz auf die Analogie mit den Propheten des Alten Testaments hin, die ebenfalls keine transzendente weltfremde Religion predigen, sondern sehr energisch verlangen, daß das Unrecht aufhört, und die Großen und Herren dafür verantwortlich machen. Der tiefe sittliche Gehalt der Hesiodischen Poesie hat in der Tat dem Griechenvolke das Gewissen geschärft, und nur „die Gewöhnung, das Griechentum nach der die Arbeit verachtenden Ethik des dorischen Adels und der Polemik des platonisch-aristotelischen Intellektualismus gegen die demokratische Gleichmacherei zu beurteilen“ hat Hesiods Verse allzusehnell verhallen lassen.

In scharfem Gegensatz zu dem Bauernpoeten Hesiod steht Pindar, der überzeugte Prophet der adeligen Weltanschauung, der von der Ansicht, daß sein Dichterberuf lediglich ein Vorzug seines adeligen Blutes sei, so tief durchdrungen war, daß er das stolze Wort sprach: „Zu dichten weiß nur, wem das Blut reiche Weisheit gegeben; die es lernten, die schwachen in allerlei Zungen; sie mögen ohnmächtig krächzen wie die Raben gegen den Nar des Zeus.“ Von diesem engherzig aristokratischen Standpunkt aus wünscht der thebanische Sänger sein dichterisches Wirken und Schaffen gewürdigt zu sehen, und mit Recht weist Schwarz auf diesen charakteristischen Zug der Pindarischen Muse hin. Trotzdem aber scheint uns das Gesamturteil, welches über den Dichter mit den Worten (S. 21) gefällt wird: „Pindar ist kein großer Dichtergeist. Der Kreis seiner Gedanken ist eng, der Pomp seiner Sprache steif, die Formen seiner Poesie konventionell“ allzu hart und einseitig; die Großartigkeit und Erhabenheit seiner Gedanken, die packende Gewalt seiner Sprache und die Majestät seiner Rhythmen scheinen uns doch den Ehrenplatz zu rechtfertigen, den Pindar noch immer als der Stern unter den lyrischen Dichtern Griechenlands einnimmt.

Mußten wir in der Auffassung der Pindarischen Poesie uns etwas abweichend zu dem Urteil von Schwarz verhalten, so können wir ihm in der Würdigung des Geschichtsschreibers Thukydides durchaus beistimmen. Bei der Betrachtung desselben geht der Verfasser von der richtigen Beobachtung aus, daß „die Perioden, in denen der Menschheit Pulse

rascher schlagen, die Zeiten des Schaffens nie paradiesisch gewesen sind . . . Mit den großen Athenern des 5. Jahrhunderts ist es nicht anders, und sie verlieren nichts, wenn der Nimbus jahrtausendelanger Bewunderung sich auflöst und aus den klassischen Mustern Männer werden, die den Kelch des Daseins bis zum letzten Tropfen haben leeren müssen“ (S. 23). Ein Typus dieser Art von Menschen ist Thukydides, von dessen Lebensgang ein bei aller gebotenen Knappheit doch sehr klares, anschauliches Bild entworfen wird. Er ist „ein Sohn der Aufklärung“, der die abergläubische Religiosität vieler seiner Zeitgenossen mit schneidendem Hohn abfertigt und für den Glauben an Orakel nur ein verächtliches Lächeln hat; „der Groll über sein zerstörtes Leben hat ihm die kalte Klarheit des Geistes gegeben, die eine Wonne darin findet, die Dinge hart und scharf, ohne jeden verklärenden Schein, zu sehen“ (S. 29).

Neben den großen Geschichtsschreiber des 5. Jahrhunderts wird passenderweise als Vertreter des Dramas Euripides gestellt. Gestützt auf eindringendes Studium und feinsinniges Verständnis seiner Kunst, sucht Schwarz der Bedeutung dieser eigenartigen Dichter-Individualität gerecht zu werden, obgleich er es selbst fast für unmöglich erklärt, auf kleinem Raum ein auch nur einigermaßen abgeschlossenes Bild des Dichters zu geben, weil er in seinen Dichtungen — 92 Dramen soll er verfaßt haben und 18 sind noch erhalten — Welt und Leben in der verschiedenartigsten Weise zurückgespiegelt hat. Seit dem Altertum hat ja gerade dieser Dichter, dessen wahres Charakterbild insbesondere durch die athenischen Komiker geflüffentlich verwirrt worden ist (ein Punkt, der von Schwarz in gebührendes Licht hätte gerückt werden sollen), die verschiedenartigste Beurteilung erfahren; um ihm gerecht zu werden, muß man ihn aus seiner Zeit heraus würdigen. „In Euripides bohrt der Trieb nach Erkenntnis des realen Lebens, der rücksichtslos die Gegensätze zergliedert, keinen sittlichen Begriff ungeprüft läßt, jener kritische Drang, welcher das Athin der Sophistik so aufgeregt, so bereichert und so zersetzt hat . . . Wer alle von Euripides aufgegriffenen und angegriffenen Probleme behandeln, ja auch nur aufzählen wollte, müßte eine Kulturgeschichte des damaligen Athin entwerfen“ (S. 36). Diese durchaus richtigen Worte enthalten den Schlüssel zum Verständnis der Bedeutung des großen Tragikers, dem nicht mit Unrecht der Ehrentitel eines *σκηνικός φιλόσοφος*, eines Philosophen der Bühne, gegeben worden ist. Er hat eine „innere Tragik des leidenden Individuums“ geschaffen, das Gemütsleben in seinen verborgensten Tiefen uns erschlossen und vor allem ist er es gewesen, der „die Frau als psychologisches Problem entdeckt hat“: die dämonischen Gewalten des Frauenherzens — man denke nur an seine Medea und Hekabe — hat keiner vor ihm oder nach ihm

mit gleicher Wucht geschildert. Euripides wollte ein durchaus moderner Mensch und ein moderner Dichter sein, der in einer Zeit höchster geistiger Gärung sich in schroffen Gegensatz zu altherkömmlichem Glauben, Denken und Fühlen stellte. Ihm sind, wie der Naturphilosophie seiner Zeit, die Götter kosmische Gewalten, unpersönliche Elemente; das Große, das Erhebende, das Reine sucht er im Menschen selbst. Es ist nur zu verständlich, daß der kühne Neuerer auf Schritt und Tritt im Volke auf Widerspruch stoßen mußte, nur fünfmal hat er mit seinen Stücken gesiegt; wir Nachgeborenen aber bewundern den Genius des Dichters, der, wie Schwarz (S. 41) treffend sagt, unter die Großen des Geistes gezählt zu werden verdient, welche der Menschheit die individuelle Persönlichkeit erschlossen haben.

An der Pforte einer neuen Zeit stehen die beiden Philosophen Sokrates und Plato: jener der niedriggeborene, arme Handwerkerjohn, dieser ein mit allen irdischen Glücksgütern reich ausgestatteter Aristokrat vom Scheitel bis zur Sohle, jener ein nüchternen, durch und durch unpoetischer Mensch ohne jedes Naturgefühl, dieser ein originaler künstlerischer Genius, und doch diese beiden eigenartigen Männer, Meister und Jünger, zu einer Seelenharmonie verbunden, wie selten ein Menschenpaar. Bei der Würdigung des Sokrates werden von Schwarz zwei wesentliche Punkte mit Recht in helles Licht gerückt: einerseits, daß Sokrates über seine Lehre nichts geschrieben hat, aus dem einfachen Grunde, weil sein ganzes Denken ein konkretes war und ihm das deduktive Element fehlte, ohne das eine literarische Fixierung unmöglich ist, andererseits, daß er, wie alle großen Erneuerer des ethischen Bewußtseins, nur bei bestimmtem Anlaß, im einzelnen Fall wirken konnte und er nie die Menschheit, sondern stets nur den Menschen, den er vor sich hatte, besser machen, zum Nachdenken anregen wollte. In glänzender Darstellung wird uns nun Sokrates als größter Lehrer Athens geschildert, der auf dem Markt ebenso wie in den Gymnasien und Werkstätten der Bürger erschien, um seinen vom Schicksal ihm gewiesenen Beruf auszuüben, jeden falschen Anspruch auf Wissen zu zerstören und nachzuweisen, daß das sittlich Gute und das praktisch Nützliche und umgekehrt das sittlich Schlechte und das schädliche Übel dasselbe seien. So wird er zu einer Verkörperung jenes „kräftigen, unzerstörbaren sittlichen Bewußtseins“, das im Grunde nichts anderes war, als das „unverdorrene attische Volkstum, das er ja auch in seinem bürgerlichen Leben bewährte“.

Bei der nun folgenden eingehenden Charakteristik seines Schülers Plato geht Schwarz von der Erwägung aus, daß, „wenn nicht schon der lebende, so sicherlich der sterbende Sokrates aus Plato dem Künstler den

Propheten Plato gemacht hat, der alles, was sein Genius in verschwenderischer Fülle besaß, daran gab, um der Welt den Weg zu Gott und dem Guten, dem Urquell des ewigen Seins, zu zeigen“ (S. 59). Zu diesem Zweck mußte er freilich den wirklichen Sokrates „umformen“ und kam so allmählich dazu, den sittlichen Kern der sokratischen Fragen nach dem Wissen tiefer zu fassen, indem er die Weisheit den Göttern vorbehielt und dem Menschen nur das Streben nach Weisheit, d. h. die Philosophie, ließ (S. 61). Auf den folgenden Seiten wird nun in großen, anschaulichen Zügen ein Bild des philosophischen Systems Platons entworfen, dem die Wissenschaft zu einer Religion wird; es wird der Konstruktion seines Idealstaates gedacht, ferner seiner Reisen ins Ausland, durch welche er nach dem Tod des älteren Dionys seine Staatsideale in Syrakus vergebens auf realen Boden zu stellen versuchte, endlich der philosophischen Bestrebungen seines Alters, die mehr und mehr von der Zahlenmystik der Pythagoreer beherrscht werden, bis er endlich als Achtzigjähriger in die elyrischen Gefilde einging. Ein jeltiger Genius war mit ihm dahingeshieden, von dem auch das stolze Wort gilt: „Es kann die Spur von seinen Erdetagen nicht in Konen untergehn.“ Plato blieb der leuchtende Stern in dem Streben und Hoffen der Menschheit: sein Geist hat, wie Schwarz treffend sagt, bald einem friedlos gewordenen Geschlecht den Weg zu der vergessenen Gottheit gezeigt bald einer jugendlichen Epoche vorangeleuchtet wie eine Feuerfäule, die aus der Knechtschaft eines versteinerten Gottesdienstes hinausführt in das Land, wo die Gedanken frei sich emporringen zu ihrem unendlichen Ziel.

Als Vertreter der hellenistischen Zeit werden uns alsdann der Geschichtsschreiber Polybios und der Philosoph Poseidonios vorgeführt. In knapper, aber äußerst lebensvoller Darstellung zeichnet Schwarz zunächst Polybios als nüchternen, praktischen Politiker, der seinen tüchtigen, unbestechlichen Charakter in der schweren Stellung eines Mittlers zwischen Rom, der fremden Großmacht, und der eigenen ohnmächtigen und besiegten Nation bewiesen hat, als den Historiker, der die Größe Roms sachlicher und imponanter als jemals irgend ein Römer, und dabei doch sine ira et studio, geschildert hat, und überhaupt als den Denker, der ausgestattet mit der einzigartigen Fähigkeit des hellenischen Geistes, Fremdes scharf und klar aufzufassen, das politische Denken der Griechen, die wissenschaftliche Betrachtung des Staates, auf Rom gelenkt hat.

Die Reihe der griechischen Charakterköpfe beschließt Poseidonios. Dieser, Historiker, Geograph und Philosoph in einer Person, unternahm, frühere Versuche seiner Schule, der Stoa, überholend, eine in ihrer Art grandiose Konstruktion der Kulturgeschichte; der Philosophie aber, als dem Wissen von göttlichen und menschlichen Dingen, weist er das Ziel an, „den

Menschen und die Menschheit zurückzuführen zu ihrer natürlichen Gemeinschaft mit der Gottheit" (S. 94).

Den Griechen schließt sich endlich, nicht unpassenderweise, der Römer Cicero an; lag doch im Charakter dieses „proteusartigen Mannes“ so viel Griechisches und war ihm doch die griechische Weltanschauung, die ihm ursprünglich nur die Rede verschönern sollte, eine innere Macht geworden, je mehr ihn seine politischen Hoffnungen enttäuschten. Auf Grund eingehender Betrachtung seiner eigenartigen Lebensschicksale und verständnisvoller Versenkung in seine reiche Schriftstellerei gibt Schwarz eine ausgezeichnete Charakteristik jenes hochbegabten Römers, überall bemüht, Licht und Schatten unparteiisch zu verteilen. Seitdem Drumann und dann besonders Mommsen nicht mit bitteren Worten und scharfen Angriffen gespart haben, um die Person Ciceros ungebührlich in den Staub zu treten, scheint es ja der modernen Historiographie fast unerlässlich, über das Haupt jenes so viel geschmähten Mannes die Schale der Verachtung und des Spottes immer wieder von neuem auszugießen. „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.“ Dies Wort gilt auch von Cicero. Und da wirkt die sorgfältige, in ruhigem, Leidenschaftslosem Ton gehaltene Untersuchung von Schwarz nicht nur klärend, sondern bewirkt hoffentlich auch in weiten Kreisen wieder einen Umschwung der Stimmung zugunsten Ciceros. Suchen wir doch nicht unablässig, um eine schöne, vornehme Äußerung Napoleons III. in seiner Geschichte Julius Cäsars anzuführen, in großen Seelen kleine Leidenschaften. Die Erfolge hervorragender Männer, und das ist ein tröstlicher Gedanke, gehören viel mehr der Hoheit ihrer Gesinnungen als den Berechnungen der Selbstsucht und Schlaueit an. So falsch es ist, an Cicero eine Mohrenwäsche vorzunehmen, um ihn zu einem vollkommenen Menschenideal zu stempeln, so unwissenschaftlich und zugleich undankbar ist es, die reichen Vorzüge und glänzenden Eigenschaften dieses seltenen Menschen zu verkennen, unter denen er auch die Gabe besaß, „zu sagen, was er litt; und wessen Ohr offen ist, der vernimmt voll Furcht und Mitleid neben dem ehernen Tritt der weltgeschichtlichen Dike auch die Töne, die der Druck eines ungeheuren Geschehens einem schwachen, liebenswürdigen, feinbesaiteten Menschenkind abgepreßt hat, das nicht ahnte, daß die Nachwelt seine Geständnisse belauschen würde“ (Schwarz, S. 120).

Abichtlich haben wir in dieser eingehenden Weise das Werk von Schwarz zu würdigen gesucht, um dadurch bei recht vielen Lesern der Zeitschrift das Verlangen zu erwecken, das treffliche Buch noch genauer kennen zu lernen; denn obgleich es nach der Vorrede nicht für Fachgenossen bestimmt sein soll, so ist doch schwerlich irgend jemand befähigter ein solches

Buch zu genießen als gerade der Fachgenosse. Diesen Punkt hat ganz richtig schon U. v. Wilamowitz-Möllendorff in seiner anerkennenden Besprechung in der „Deutschen Literaturzeitung“ betont, wenn er sagt: „Auch wenn gar nichts positiv Neues in dem Buche stünde, würde es dem Mitforscher Stoff genug zur Selbstbesinnung geben, wenn anders es uns auch in der Wissenschaft darauf ankommt, den Kern zu genießen, nicht die Nuß zu knacken . . . . Die Götter haben dem Verfasser gegeben, ein *στυφελὸν μέλι* zu produzieren, wie dem Kallimachos; das schmeckt vielen nicht, weil sie an die geschmacklose Süßigkeit des gemeinen Honigs gewohnt sind. Aber so liefern ihn die Bienen, die wirklich an den hellenischen Würzkräutern genährt sind. Und vielen, denen der klassizistische Zuckerkand zuwider ist, wird eben dadurch das echte Hellenentum wieder genießbar werden.“ In das rechte Verhältnis zu dem so anregenden Buche von Schwarz werden wir uns setzen, wenn wir nach der Vorschrift Goethes handeln, die er einmal gegen den Kanzler von Müller in die treffenden Worte gekleidet hat: „Man lese ein Buch und lasse es auf sich einwirken, gebe sich dieser Einwirkung hin, so wird man zu einem richtigen Urteil darüber gelangen“ (11. Juni 1822).

### Eduard Moerike.

Von Lic. theol. et Dr. phil. **Kurt Warmuth**, Oberlehrer am König Georgs-Gymnasium zu Dresden.

So lang noch ein verlass'nes Mägdlein weint,  
Früh, wenn die Hähne kräh'n, die Sterne schwinden,  
Ein Knabe nach dem Mädchen, das er meint,  
Die Grüße sendet mit den Frühlingswinden;

So lang die Rose blüht, die Traube reift,  
Ein Immelein summt, wo heiß der Mittag brütet,  
Der Nachtwind flüsternd durch die Heide streift,  
Wo halb im Schlaf der Hirt die Herde hütet,

So lange leben Deine Lieder fort,  
Dem die Natur ihr Schweigen selbst gebrochen,  
Weil du belauscht so manch geheimes Wort,  
Das mit sich selber sie im Traum gesprochen.

So sang Karl Gerok, als er am Abend des 6. Juni 1875 nach Moerikes Bestattung vom Pragfriedhof in Stuttgart heimkehrte. Über ein Vierteljahrhundert ist seitdem ins Land gegangen, und immer noch ist Moerike nicht so bekannt, als er es verdient. Die maßgebenden Literaturkenner preisen ihn als einen der größten Lyriker unseres Volks, ja manche tragen kein Bedenken, ihn dicht neben Goethe zu stellen. Herzige Naivität

und tiefes Naturgefühl, taufrische Heiterkeit und schalkhafter Humor sind die Merkmale seiner Kunst. Ein unendlicher Stimmungszauber weht in seinen Liedern, in die er lyrische Uröne bannt, wie sie nur noch im Volksliede erklingen. Er ist Dichter, jeder Zoll ein Dichter. Wahrhaftig, es ist endlich Zeit, daß seine Werke, bisher nur von einem kleinen Kreise in ihrem bleibenden Werte geschätzt, Gemeingut des deutschen Volkes werden! Theodor Storm und Paul Heyse waren mit die ersten, die seine Bedeutung erkannten. Martin Greif und Detlev von Siliencron haben ihn besungen. Adolf Bartels und besonders unser heimischer Dichter und Kunstkenner Ferdinand Avenarius haben immer von neuem auf ihn hingewiesen. Avenarius hat ihm auch in seinem vortrefflichen „Hausbuch deutscher Lyrik“ einen breiten Raum vergönnt. Über Moerike schrieb: Friedrich Motter (Ein Beitrag zu seiner Charakteristik als Mensch und Dichter, im Anhang die von Friedrich Vischer am Grabe des Dichters gesprochenen Worte. Stuttgart 1875), Julius Raiber (Zwei Vorträge über Ed. Moerike, Stuttgart 1876) und Julius Ernst von Günthert (Moerike und Motter, 1886). Zwei umfassende Werke über unseren Dichter sind erst kürzlich erschienen: das eine von dem Gymnasialdirektor in Wiesbaden, Prof. Dr. Karl Fischer (I. Band: Moerikes Leben, B. Behrs Verlag, Berlin 1901, und II. Band: Moerikes künstlerisches Schaffen und dichterische Schöpfungen, Verlag von Otto Elsner, Berlin 1903), das andre von Harry Maync (Eduard Moerike, sein Leben und Dichten. Stuttgart und Berlin 1902, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.). Dieses letztere Werk bedeutet eine wertvolle Bereicherung der Moerike-Literatur. Es ist ein Meisterstück feinsinniger, geschmackvoller Literaturgeschichte. Harry Maync hat sich mit kongenialem Verständnis ganz in Moerikes Art eingelebt und uns ein klares und frisches Bild von des Dichters Leben und Schaffen gegeben. Seine ausgezeichneten Untersuchungen lege ich meiner Darstellung zugrunde. Wer aber Moerike selbst ins Herz schauen will, in sein feines, tiefes Dichterherz, dem seien seine Briefe empfohlen, soeben herausgegeben von Karl Fischer und Rudolf Krauß (Verlag von Otto Elsner, Berlin 1903). Wir gedenken später genauer auf dieselben einzugehen.

Um Moerike zu verstehen, bedarfs vor allem innerer Stille. Weil diese so vielen Menschen von heute abhanden gekommen ist, wird er so wenig verstanden. Nur wenn Sonntagstillte im Gemüt herrscht, können wir die goldenen Glocken klingen hören, die von der seligen Insel seiner Poesie über die rauschenden Wogen des modernen Lebens zu uns herüber-tönen!

Am 8. September 1804 ist er zu Ludwigsburg geboren. Sein Vater war Arzt, herzoglicher Leibmedikus, eine tüchtige, wenn auch schwunglose

Natur. Von ihm sagte später unser Dichter: „Wenn er auf uns wirkte, so geschah es zufällig durch einzelne Winke, oder gewissermaßen stillschweigend durch den so liebevollen als ernstesten Eindruck seiner ganzen Persönlichkeit; ausdrücklich belehrend war seine Unterhaltung selten und gegen die jüngeren Kinder, zu denen ich gehörte, fast niemals.“ Die Mutter war eine schöne, geistig rege Frau; ihr sonniges, anmutiges Wesen übte eine sanfte Gewalt über die jungen Herzen aus. Wie fast alle künstlerisch bedeutenden Naturen dankt er seine dichterische Begabung der Mutter. Von ihr hatte er nicht nur das einnehmende Äußere, sondern auch „die Frohnatur und Lust zu fabulieren“. Als phantasievolle Märchenerzählerin nährte sie die poetische Empfänglichkeit Eduards.

Die Kindheit unsers Dichters erinnert an die Goethes, mit dem er poetisch verwandt ist. Wie der junge Wolfgang erwuchs der kleine Eduard zu einem schönen Knaben; sein goldenes Gelock und seine offenen blauen Kinderaugen machten ihn zum allgemeinen Liebling. Und wie man den jungen Goethe durch Staatskleid und Prunkdegen beglückte, so bekam der kleine Moerike zu Weihnachten einmal eine schmutze Husarenuniform mit einem zierlichen Säbel. Durch die Beziehungen seines Vaters zum Hofe kam er zuweilen als Prinzengespiele ins Schloß. Irrtümlich trat einst die Wache vor ihm ins Gewehr, als er in seiner glänzenden Uniform ihr nahte. Aber ihm machte diese Pracht weniger Freude als dem weltgewandten Goethe, der sich schon als Kind mit Anmut und Würde in sie zu schicken wußte. Obgleich der fürstliche Kamerad ihn mit Spielsachen förmlich umgab, fühlte sich doch Eduard fern von den Seinen kreuzunglücklich. Von früh auf zog sich Eduard auf die Nächsten zurück, um in ihrer Mitte ein stilles Glück zu suchen. Innige Liebe verband ihn mit seiner älteren Schwester Luise, dem Gegenstück zu Goethes Schwester Cornelia. Auf sein Gemüt wirkte besonders der ältere Bruder Karl. Ihn, Eduard und den jüngeren Bruder August erfüllte die im Hause herrschende Frömmigkeit. Sie wetteiferten miteinander im Rechtthun. Ja, sie schlossen einen knabenhaften Kontrakt in sieben Paragraphen, in welchen sie sich verpflichteten, die heilige Geschwisterliebe selbst noch über das Grab hinaus zu bewahren. Sie gelobten, den, der einst so tief herabsinken könnte, diesen Schwur zu verlachen, bei allem, was ihnen heilig und teuer, auf den rechten Weg zurückzuführen. Wie für so viele ursprüngliche, echte Dichter ist auch für Moerike die Kindheit der wichtigste Abschnitt. In seiner reinen Naivität ist er bis an sein Ende in gewissem Sinne ein Kind geblieben, das sich in der Welt der rastlosen Betätigung nie ganz zurechtfinden konnte. Bedeutfam steht fast in jedem seiner Werke eine Kindheits Erinnerung. Wenn Kerner als den Kern seiner Individualität das Überwiegen des Gemütslebens über das Intellektuelle



bezeichnet, so kann dies auch für seinen Freund Moerike gelten. Zeitig tritt bei ihm eine Neigung zum Geheimnisvollen und Weltfernen hervor. Gern sucht er einsame, dunkle Orte auf, als leuchte hier seine innere Flamme um so heller. Wie der Held seines Erstlingswerkes, der Maler Nolten, setzte er sich als Kind am liebsten in einen finsternen Bretterverschlag auf dem Dachraum, den er, während draußen heller Tag schien, durch eine Kerze künstlich erleuchtete. Stundenlang konnte er hier zwischen aufgeschütteten Saatfrüchten sich stiller Beschaulichkeit überlassen. Moerikes Kindheit ist geradezu das Ideal einer Dichterjugend. Er besuchte die Lateinschule seiner Vaterstadt, auf deren Bänken auch Schiller und Kerner gesessen hatten. Hier fand sich Moerike mit vielen seiner späteren Freunde zusammen: mit Friedrich Vischer und David Friedrich Strauß, mit Rotter und Lohbauer. Rotter, der den Dichter in seinem neunten Jahre kennen lernte, rühmt die ungewöhnliche Schönheit und Zartheit seiner Gesichtszüge. Im Unterricht zeigte sich Eduard oft als unaufmerksamen Träumer. Einst trat der Lehrer plötzlich vor ihn hin und fragte mit leisem Spott: „Nu, von welchem Brückle hast jetzt eben wieder 'nunterguckt?“ Übrigens teilte er die angeborene Abneigung phantasiebegabter Menschen gegen den logischen Formalismus der Mathematik. Dem glücklichen Familienleben, in dem er aufwuchs, fehlte es nicht an geselligem Verkehr. Als einer der angesehensten Männer der Stadt hatte der Vater viele Verpflichtungen. Besonders hing Eduard an dem Oheim Neuffer, dem Pfarrer in dem nahen Benningen. Die reinste Anmut heiterer Geselligkeit herrschte in diesem gastfreundlichen Pfarrhaus. Vor allem fühlte sich Eduard zu seiner Cousine Klärchen hingezogen. Am Sonntagnachmittag ließen sich die Kinder auf des Nachbarn Hofe in der großen Kufe häuslich nieder, plaudernd oder den Robinson lesend, indes aus der nahen Kirche, wo der Onkel Kindergottesdienst hielt, der Ton der Orgel in die Stille hinausdrang. 1817 verlor Eduard den Vater. Die Mutter zog nun mit den Kindern nach Stuttgart. Hier half ein Oheim, Oberjustizrat Georgii, der Familie in liebevollster Weise. Er nahm den Knaben in sein Haus auf. So hatte dieser das Glück, in die altwürttembergische Geistesaristokratie mitten hinein versetzt zu werden, denn das Haus seines Oheims gehörte zu den gesuchtesten der Residenz. Hier verkehrten Haug, Dannecker, Cotta, Schwab und Schelling. Auch der junge Gymnasiast Eduard wurde zuweilen freundlich zugezogen und konnte hier den feinen Ton geistreicher Unterhaltung kennen lernen, den er später im „Maler Nolten“ so überraschend beherrscht. Selbst ein kenntnisreicher Mann, legte der Oheim in des Knaben Seele den Grund zu dessen feiner Durchbildung im Geist des klassischen Altertums. Eduard kam auf das berühmte Stuttgarter Gymnasium illustre, dessen größter Schüler Hegel war. Bald vertauschte er dasselbe mit der Klosterschule in

Urach, wo er Unterricht, Wohnung und Kost frei hatte und dazu noch ein kleines Taschengeld erhielt. Der Unterricht war gebiegen, allerdings vernachlässigte er die exakten Wissenschaften. Moerikes Leistungen waren dürftig, die Zeugnisse schlecht. Seine Begabung wird als mittelmäßig bezeichnet. Dasselbe Zeugnis hatte auf der Militärakademie auch Schiller davongetragen, der sich anfangs gleichfalls unter den letzten Schülern befand. Seine Sitten werden gutartig genannt, wenn auch eine gewisse Charakterweichheit bereits jetzt bemerkt wird. Besonders machte ihm das Hebräische Kopfzerbrechen: in einem allerliebsten Gedichtchen spiegelt sich wider seine graue Erinnerung an den alten hebräischen Lehrer, der ihm im Traume als Kamez chatuf geformt erscheint, „ein grammatikalisches Scheusal, ihn zu ermorden gewillt“.

In der Poesie werden ihm „günstige Anlagen“ bezeugt; aber des künftigen Dichters schlummernde Gaben vermochte keiner dieser Lehrer zu erkennen oder gar zu befruchten. Hier in Urach lernte Moerike den Freund kennen, der ihm zeitlebens der traueste blieb: Wilhelm Hartlaub. Dieser rühmt von unserm Dichter: sein Wesen verbreite den heitersten Sonnenschein, in dem es jedem sogleich wohl werde.

Hier wurde er auch mit dem genialen, unglücklichen Wilhelm Waiblinger bekannt, der bereits als Siebzehnjähriger durch Vermittlung seines Lehrers Gustav Schwab seinen Roman „Phaethon“ hatte erscheinen lassen. Von starkem Einfluß auf den werdenden Dichter war die herrliche Natur von Urach, die er später besungen. Manchmal ließ er sich in der Stille der Nacht an einem Tischtuch aus dem Klosterfenster herab, um die Pracht des Tales zu genießen. In einem hochgelegenen Winkel der zahlreichen Schluchten des Juragebirges baute er sein Hüttchen „Sorgenfrei“. Er versah es mit einer Moosbank und Holztür und ergab sich hier „bei frommem, rotem Kerzenschimmer“ echt romantischen Phantasmagorien. Schon damals erkannte er mit Novalis, daß eine gewisse Einsamkeit dem Gedeihen der höheren Sinne notwendig sei, und daß allzu viel Umgang manchen heiligen Keim ersticken müsse. Im Herbst 1822 siedelte er nach Tübingen über, um Theologie zu studieren. Er bezog das ev.-theol. Seminar, das sogenannte „Stift“, das in der Kulturgeschichte des Landes eine wichtige Stellung einnimmt, die feste Burg des Protestantismus, ein Bollwerk der Geistesfreiheit. Ein Menschenalter vor Moerike durchliefen das Stift Hölderlin, Hegel und Schelling. Ferner sind Baur, Albert Knapp, Hauff, Herwegh und Gerok aus ihm hervorgegangen. Moerike widmete sich zunächst der Philosophie. Gleich Goethe fesselte ihn vor allem Spinoza. Die theologische Fakultät beherrschte der Prälat Ernst Gottlieb Bengel, dessen Moerike dankbar gedenkt. Auch in Tübingen gehörte er nicht zu den MusterSchülern.

Während Umland und Schwab stets die besten waren, blieb er zurück. In den Sitten wurden seine *gestus vagi*, d. h. die lässige Haltung bemängelt. Dem eigentlichen Burschenleben konnte er keinen Geschmack abgewinnen. An der alten Neckarstadt mit ihrer reizvollen Umgebung, dem ehrwürdigen Kloster Bebenhausen und der Wurlinger Kapelle hing er mit allen Fasern seines Herzens. Der Stiftszwang vermochte den Flug seiner Phantasie nicht zu hemmen. Am Sonntagmorgen vor dem Kirchgang kontrollierte am Eingang der Kirche ein Repetent die Stifftler auch daraufhin, ob sie in dem erforderlichen Zylinderhut erschienen. Moerike und sein Freund Nährten besaßen dieses Kleidungsstück gemeinsam in nur einem Exemplar. Sie halfen sich dadurch, daß der eine zunächst mit dem Hut passierte und diesen dann durch das Kirchenfenster dem draußen Wartenden hinausreichte.

Moerike kam unendlich oft mit der Hausordnung in Konflikt. Mit Admonitionen, Annotationen und Inkarzerierungen wegen Verspätung, ungehöriger Kleidung, verbotenen Tabakrauchens („ob fumum in publico loco haustum“) wurde er förmlich überschüttet, ohne daß er sich darüber je ein graues Haar hätte wachsen lassen. Sein bester Freund war jetzt Wilhelm Waiblinger, hochbegabt, aber zügellos leidenschaftlich. Die schöne Harmonie des Innern, die Moerike auszeichnete, fehlte ihm völlig. Der Dritte im Bunde war Amandus Bauer. Er war natürlich, treu und lauter, voll poetischen Schwunges und doch ein Mann von Lebensklugheit.

Der ungekrönte König des kleinen Kreises war von Anfang an Moerike. Von seiner reinen Jünglingsgestalt ging ein wunderbarer Zauber aus. Eine fast anbetende Verehrung zog Bauer zu Moerike hin. Er sah in ihm seinen guten Engel und zugleich die Verkörperung der Poesie. Moerike war damals in der Tat eine ideale Erscheinung. Halb kindlich noch in seinem treuherzigen Wesen, konnte er doch das Tiefbedeutende seiner reichen Natur nicht verbergen. In der Stille bildete sich sein Talent. Dem „Strom der Welt“ entzog er sich. Darum entbehrte sein Charakter der zum Kampfe mit der Welt gestählten Muskulatur.

Waiblinger hatte etwas Dämonisch-Anziehendes, aber zugleich etwas Herrisch-Abstoßendes, das keine fremde Individualität schonte, sondern alles seinem Willen unterwerfen wollte. Bauer empfand das Peinigende dieses selbstfüchtigen, unstillen Wesens. Ebenso Moerike; er wußte, daß der Nährboden seines Talents einzig in ihm selbst lag, und mied mit Energie alles, was seine innere Harmonie hätte erschüttern können.

Sie lösten sich von Waiblinger, welcher 1826 vom Stift ausgeschlossen wurde und nach Italien ging. Ihm hat Moerike manchen Zug für seinen „Maler Kolten“ entlehnt. Jetzt kam über den jungen Dichter mit unwider-

stehlicher Gewalt die heiße Liebe zu einem vollerblühten Weibe. Der Schmerz über das entschwundene Glück dieser Liebe legte dem Dichter die ersten ureigenen Töne auf die Lippen. Es ist die Liebe zur Peregrina seiner Lyrik, dem Urbild zu der Zigeunerin Elisabeth im „Maler Nolten“, der bezauberndsten Frauengestalt seiner ganzen Dichtung. Dieses Erlebnis ist das größte seines Lebens und zugleich das geheimnisvollste. Nach verfliegenem Rausch schwindet Bild und Name der schönen Geliebten scheinbar für immer aus seinem Gedankenkreis.

Immer enger wurde sein Herzensbund mit Ludwig Bauer. Sie trafen sich in einem hochgewölbten Brunnenstübchen, unter dem eine Quelle rauschte. Hier versenkten sie sich in Homer, Shakespeare und Goethe. Hier schwelgten sie in Bildern phantasiervoller Erfindung. Oft liefen ihnen die Grenzen zwischen Dichtung und Wahrheit ineinander. Im Walde bauten sie sich eine Hütte aus Zweigen und kamen sich vor wie Städtegründer. Sie erschufen sich ein eigenes Land für ihre Träume und gaben ihm eine Mythologie, eine Geschichte und Gesetze. Orplid hieß die Insel, die man sich im Stillen Dzean gelegen dachte. Die Schutzgöttin der Stadt war Weyla. Hier ließ der Dichter Tempel erstehen und die hallenreiche Burg des Fürsten Ulmon mit hohem Turm, Palmenhaine und den Nimrissee, darin die Gazellen baden!

Moerike liebte die Musik über alles, Mozart war sein Liebling; gleicht doch seine eigene Kunst der Mozarts in der goldenen Klarheit und spielenden Heiterkeit, der unvergleichlichen Formenanmut und der Fülle reinen Wohllauts. Hier in Tübingen entfaltete sich seine Persönlichkeit zu ihrer vollen Eigenart. Freilich nicht in fieberhaftem Produktionstrieb, nein, langsam erwachsen ihm die Blumen, die sich in einem siebenjährigen Leben zu einem nur kleinen Strauß zusammenfanden.

Die Ferien verlebte er zu Hause bei der Mutter, die seit 1825 in Nürtingen lebte. Mit Klärle, seiner jüngsten Schwester, konnte der junge Kinderfreund auf das Liebenswertigste spielen. Tief schmerzte ihn der Tod seines jüngeren Bruders August. Sein Verhältnis zu seiner Schwester Luise gestaltete sich immer inniger. Sie nahm den lebhaftesten Anteil an seinen Studien und Erlebnissen. Auf seine poetischen Pläne ging sie ein mit feiner Anempfindung.

Auf die Lehrjahre folgen nun die Wanderjahre des Pfarrvikars. Es sind die bewegtesten seines Lebens. Die reale Wirklichkeit griff ihn hart an, sie machte ihn widerstandsfähiger und weltkundiger. Er ist am Ende ein reifer, fertiger Mann. Das künstlerische Ergebnis dieser Zeit wurde ein Roman der Gegenwart, der „Maler Nolten“. 1827 verlor er seine über alles geliebte Schwester Luise. Er wurde Vikar in Möhringen,

Pfummern und Plattenhardt. Hier war der Pfarrer Rau soeben gestorben. Dessen Tochter Luise nannte Moerike bald seine Braut. Sie ersetzte ihm die verstorbene Schwester. Als die Familie Rau nach dem nahen Görzingen übergesiedelt war, schrieb er der Braut eine Reihe köstlicher Briefe. Sein Höchstes glaubte er in ihr gefunden zu haben. Sein schöner Zug, geliebte Menschen zu überschätzen, trat nie ausgeprägter zutage. Seinem Freunde Bischer kam sie zwar sehr hübsch, aber „gar zu einfältig“ vor. Hell auf sprudelte ihm nun der Born der Lyrik. Die Gedichte: „Schnsucht“, „Rat einer Alten“ und „Das verlassene Mägdelein“ entstanden. Ende 1829 kam Moerike nach Dwen, bald darauf nach Etlingen und sodann nach dem Altdorfe Ochsenwang. Im August 1832, in Goethes Todesjahr, trat er zuerst vor die Welt, und zwar mit einem Werke, Goetheschen Geistes voll wie wenige, mit dem „Maler Nolten“. In dem Verhältnis des Dichters zu Luise Rau waren inzwischen Störungen immer häufiger geworden. Luise empfand, daß sie dem Dichter auf die Dauer nicht genügen könne. Das Verhältnis wurde friedlich gelöst, nicht ohne tiefen Schmerz für den Dichter. Im Mai 1834 wurde er zum Pfarrer von Cleverfulzbach ernannt.

Der „Maler Nolten“ ist ein Kompendium von Moerikes ganzer Jugend. Langsam ist es mit ihm und in ihm herangereift. Bis in seine letzten Tage hat er daran geübt. Das, was Goethe die dritte Welt nennt, „die Welt der Phantasien, Ahnungen, Erscheinungen, Zufälle und Schicksale“, übertreibt Moerike im „Nolten“ in einer Weise, die ihn unbedingt der romantischen Richtung beigesellt. Wir werden sagen müssen: in Anlage und Komposition berührt sich Moerike mit Goethe, in Stoff und Stil mit der Romantik, nichtsdestoweniger ist der „Maler Nolten“ in seinem charakteristischen Gehalt des Dichters volles Eigentum. Durch seine große psychologische Kunst ist der „Maler Nolten“ einer der tiefsten und reichsten deutschen Romane geworden. In den glänzenden Adelskreisen und der Gesellschaft der Künstler, in der friedlichen Idylle des Försterhauses und der Trinkstube der lärmenden Handwerker: überall läßt uns der Dichter heimisch werden. Seine Personen sind wirkliche Menschen, selbständige Persönlichkeiten mit individuellen Neigungen. Staunenswert ist das klassische Ebenmaß und die abgeklärte Pracht seiner Sprache. Seine Bilder sind von großer Prägnanz und eigenartiger Prägung. Nur ein Beispiel: „Wild wie ein flatternd schwarzes Tuch schwingt sich der Gesang der Zigeunerin in die Luft.“ Man spürt es: diese Sprache ist an Goethe geschult, außerordentlich reich, bunt und plastisch! Die Technik befriedigt weniger. Sie ist Moerikes schwache Seite in großen Dichtungen. Wie im Leben, so fehlt es ihm in seiner Kunst an straffer Energie. Der äußere Erfolg entsprach dem Werte der Dichtung nicht. Sie ist keine leichte Unterhaltungslektüre, sondern eine

Dichtung von reichem Gehalt, die man sich langsam zu eigen machen muß. Die Freunde waren entzückt, selbst der nüchterne Strauß. Hermann Kurz pries die von Geist und Poesie überflutende Dichtung als den bedeutendsten deutschen Roman seit den „Wahlverwandtschaften“. Auch im Norden Deutschlands begeisterten sich Studenten für unsern Dichter: die beiden Brüder Mommsen und Theodor Storm in Kiel. Stofflich berührt sich mit dem „Maler Nolten“ die Novelle „Lucie Gelmeroth“, in der der Dichter ein pathologisches Problem mit dem Senkblei einer bohrenden Psychologie bis in seine Tiefen ausmisst.

Im Juni 1834 hielt Moerike seinen Einzug in Cleversulzbach. Das gehegte Wild hatte nun einen Zufluchtsort gefunden. Bald fühlte er sich heimisch in seiner Dorfsidylle; innerlich froh, schreibt er an Hermann Kurz: „Ein schönes Werk von innen heraus zu bilden, es zu sättigen mit unsern eigensten Kräften, dazu bedarfs vor allem Ruhe und einer Existenz, die uns erlaubt, die Stimmung abzuwarten.“ Ein Leben ohne das nannte er „einen Zustand der fliegenden Higen, wo man bunte Liköre statt echten Weines trinkt“. Das Dorf liegt freundlich. Die Hauptzierde des Pfarrgartens bildete die vom Dichter besungene Lieblingsbuche, in die er Höltys teuern Namen grub. Nach hinten öffnete sich auf das freie Feld hinaus jene niedrige Holzgattertür, die sich mit melodischem Knarren in ihren Angeln drehte und dem laufenden Dichter eine Arie aus Mozarts „Titus“ vorfang. Liebevoll pflegte er seinen Garten. Auch Salat zog er sich, in den sich laut seines Gedichtes „Pastoral-Erfahrung“ seine Bauern oft ungebeten mit ihm teilten, und kräftige Rettiche, die ihm nach schaler Lektüre als treffliches Erfrischungsmittel dienten.

Wie es in des Pfarrers Studierstube aussah, berichtet die Dichtung „Der alte Turmhahn“: Geranien und Reseden am Fenster, das kleine Pult von Nußbaumholz mit Konkordanz, Oblatenschachtel und Amtsigill, der Armstuhl und der Bücherschrank mit den frommen Schwabenvätern in Leder und Pergament erfüllten das Zimmer. Wie wohl fühlte er sich hier! Viel schlenderte er im Freien umher und durchschweifte, ein Buch in der Tasche, die nahen Wiesen und Wälder. Ein Vorgänger Moerikes war der Pfarrer Franth gewesen, er war mit Schillers Schwester Luise verheiratet. Auch Schillers Mutter hatte hier gelebt. 1802 war sie gestorben und hier begraben worden. Aber kein Stein bezeichnete ihren Hügel. Nur zwei alte Leute wußten noch von der Frau Majorin zu sagen. Moerike nahm sich des verwahrlosten Grabes an und errichtete darauf ein Steinkreuz, in das er eigenhändig die Worte: „Schillers Mutter“ meißelte. Pietätvolle Verse weihte er „der Mutter des Unsterblichen“. Haus und Heimat: das war Moerikes Glück, das war seine Welt. Hier im beschaulichen Still-

leben taute er ganz auf. Die Mutter und Schwester Klärchen verschönten ihm die Häuslichkeit. In seiner Idylle fehlten natürlich die Haustiere nicht; sie gehören zu ihm so unabweislich wie zu Ludwig Richters Bildern. Ein Star spazierte in seiner Stube umher. Foli, der Seidenspiz, war ein wichtiger Hausgenosse. Eine Art Haustier, wenn auch ein totes, war der alte, ausgediente Turmhahn von Cleverfulzbach. Nach einer Kirchenreparatur fand ihn Moerike vor Meister Hufschmieds Hütte und nahm ihn als alten Kirchendiener in Pension. Er wies ihm einen Ruheplatz an auf dem Scheunendach, nahm ihn aber nach einer schweren Gewitternacht in die Stube. Er machte fortan alle Umzüge mit. In dem bekannten Gedichte ist der Turmhahn Hausgenosse geworden, der das Treiben im Hause schildert. Theodor Storm fand das Gedicht „über alle Maßen schön“, diese warme unmittelbare Leibhaftigkeit sei für ihn das A und O der Poesie. Viel zur Verbreitung der Idylle trug die liebenswürdige Illustration unsers seelenvollen Ludwig Richter bei. Seiner großen Beliebtheit wegen ließ Moerike den Turmhahn photographieren und verschenkte ihn im Bilde an gute Bekannte. Heute bewahrt ihn das Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar.

Als Pfarrer wirkte Moerike segensreich, vortrefflich lebte er mit seiner kleinen Gemeinde, welcher er ein treuer Seelsorger und ein Vorbild christlicher Nächstenliebe war. Seine Predigten waren schlicht und herzlich. Als Freund der Kinder traf er den echten Erzählerton, so daß diese die Balmen von Palästina rauschen zu hören glaubten. Wenig Erfolg hatte er bei seiner Gemeinde, wenn er sie für Hebel und die Dialektdichtung zu gewinnen suchte. „Sieh, Kläre, was die Leute für Strohköpfe himmachen!“ sagte er zu seiner Schwester, als er nach einer feurigen Vorlesung des „Karfunkels“ in die verdutzten Gesichter seiner Bauern sah. Leider war Moerike von schwacher Gesundheit und mußte sich häufig vertreten lassen. Sein Kollege Gerok blickte mit inniger Bewunderung zu ihm als dem bei weitem Größeren empor. Moerike war ein echter, innerlicher Christ. Das Tischgebet fehlte nie in seinem Hause. Gegen Ende seines Lebens wünschte er, wieder einmal predigen zu können. Die treue Mutter und das gute Klärchen hielten ihm sorglich Haus und schufen ihm alle Behaglichkeit. Mit Liebe und Zärtlichkeit dankte er es ihnen. Der Mutter widmete er die schönen Distichen:

Siehe, von allen den Liedern nicht eines gilt dir, o Mutter!  
 Dich zu preisen, o glaub's, bin ich zu arm und zu reich.  
 Ein noch ungesungenes Lied ruhest du mir im Busen,  
 Keinem vernehmbar sonst, mich nur zu trösten bestimmt,  
 Wenn sich das Herz unmutig der Welt abwendet und einsam  
 Seines himmlischen Teils bleibenden Frieden bedenkt.

1841 starb sie. Moerike war völlig fassungslos. Selbst ihr die Leichenrede zu halten, vermochte er nicht. Beim Anblick des kleinsten Geräts, das sie täglich berührt, ging ihm ein Stich durchs Herz. Märchen allein hielt ihn aufrecht. Unmittelbar neben Schillers Mutter wurde sie bestattet. Die Gräber der beiden Dichtermütter umfriedigt ein gemeinsames Gitter. So blieb dem Dichter nur Klärchen, deren einfaches, heiteres Wesen ihm so wohlthat. Sie ersetzte dem weltunerfahrenen Manne Mutter und Gattin und blieb bei ihm bis an seinen Tod. Der Bruder war der Mittelpunkt ihres Lebens. Vor kurzem erst ist sie gestorben, bis ins höchste Greisenalter körperlich rüstig und geistig frisch. Seinen „Hausstrost“ nannte er sie, die den Dichter in ihm vollauf verstand und schätzte. Nie wieder öffnete er sein Innerstes so völlig einem Menschen wie ihr. Während ihm seine Brüder Adolf und Karl fortgesetzt Sorge bereiteten, stand er mit seinem Bruder Louis immer gut. Dieser war eine lebensfrohe, urgemütliche Natur, die Moerike gern um sich hatte. Der schnauzbärtige Ludovicus Grassus, wie er allgemein hieß, war jedermanns Freund, kurz, ein Prachtexemplar einer „Sommerweste“, wie der Dichter diesen Typus nannte. Zu Justinus Kerner im nahen Weinsberg trat Moerike in persönlichen Verkehr. Beide gehören zu den Dichtern, die man nur halb kennt, wenn man nur ihre Werke kennt; ihr alltägliches Leben war ein Teil ihres Dichtens. Sie waren einander wahlverwandt. Der weitaus bedeutendere Künstler war Moerike. Mit Recht nennt Strauß in einem Briefe an Eduard Zeller: Kerner eine breiter und populärer, Moerike eine feiner und tiefer angelegte Dichterfigur. Beide Dichter teilten die Vorliebe für das Transzendente und die Nachtseiten der Natur, eine Neigung, die ihrer schwäbischen und romantisch-poetischen Anlage entsprang.

Wegen seiner andauernden Kränklichkeit bat Moerike 1843 den König um Enthebung vom Dienst. Erst 39 Jahre alt, schied er aus dem Pfarramt. In Cleversulzbach schuf er das gemütvolle Prosamärchen: „Der Schatz“ und das kindlich-naive Hausmärchen: „Der Bauer und sein Sohn“, worin er Liebe und Mitleid zur gequälten Tierwelt darstellt. Gottfried Keller hatte seine helle Freude daran. Moriz von Schwind zeichnete zehn Skizzen dazu. Ferner gab Moerike hier eine „Klassische Blumenlese“ und eine Auswahl von Gedichten seines Jugendfreundes Waiblinger heraus.

Moerikes Bedeutung liegt auf dem Gebiet der Lyrik. Seine „Gedichte“ haben bleibenden Wert. Sie waren ein sehr unzeitgemäßes Buch. Moerike erwuchs, wie Treitschke sagt, in den Tagen der Überbildung und des Streites wie ein Wunderkind, recht eigentlich ein zeitloser Dichter, in allem ein Widerspiel des „jungen Deutschland“, das die Lyrik in den Dienst der



Tagespolitik stellte. Moerike scheute es, sich mit der Welt auseinanderzusetzen; er zog sich vielmehr in sich zurück und flehte:

Laß, o Welt, o laß mich sein!  
 Locket nicht mit Liebesgaben,  
 Laßt dies Herz alleine haben  
 Seine Wonne, seine Pein!

Als Mensch wie als Dichter mied er alle großen Affekte; er fühlte, sie könnten ihn zerreiben. Was er im „Kolten“ von dem Maler Tilljen sagt, gilt zum Teil für seine eigne Kunst: „Er nahm Gemüt und Geist durch eine stille Tiefe ein, durch einen sanften Reiz und innigen Seelenausdruck. Mit der größten Hingebung verharrte er im Einfachen und Milde“. Moerike war eine äußerst feingestimmte Natur und arbeitete stetig an der immer reineren Ausbildung seiner Gaben. Auf ihn paßt Lenaus Gleichnis von den alten Violinen, die mit der Zeit eine Menge Splitterchen aus sich herausspielen, weil sie nicht hineingehören in ihre Schwingungen, weil sie den in ihnen wohnenden Geist der Harmonie stören. Allem Fremden wehrte er den Zugang. Er bedurfte seiner nicht. Er war das gerade Gegenteil eines Stoff suchenden Realisten. Alles kam ihm von innen heraufgestiegen. Er brauchte keine Studien zu machen vor der poetischen Gestaltung. Er brauchte sich nur der in ihm liegenden Schätze der Anschauung, der genialen Intuition, zu bedienen. Ja, er hatte nur dafür zu sorgen, daß die Außenwelt nicht störend und verwirrend in sein Inneres hineindrang und das traumhaft Visionäre seines Schaffens beeinträchtigte.

Seine Lieder sind geworden, nicht gemacht. Er ist eine weiblich empfangende Natur, und selten hat für einen Poeten das Wort: „nicht er, sondern etwas in ihm dichte“ tiefere Bedeutung als für ihn. „Der Genius jauchzt in mir“, singt er einmal. Ein rascher Wurf in guter Stimmung — und das Werk war fertig. Treffend sagt D. F. Strauß: „Moerike nimmt eine Handvoll Erde, drückt sie ein wenig — und alsbald fliegt ein Vögelchen davon.“

Seine Poesie ist wirklich erlebt. Nichts verdankt sein Dasein allein der Reflexion. Eine hübsche Anekdote erzählt, wie er einmal mit Geibel im Wagen von Stuttgart nach Cannstadt fuhr; dabei bedeckte sich der Himmel mit Wolkenflocken, von der untergehenden Sonne beleuchtet. „Welch ein Schauspiel, lieber Moerike!“ sagte Geibel, indem er schwärmerisch dessen Arm ergriff. Dieser, von dem Gefühlsausbruch fast erschreckt, versetzte: „Das heißt man bei uns — Schäfle“. Durch solche Naivität wirkt Moerikes Poesie so echt und wahr. Er singt „wie der Vogel, der in den Zweigen wohnt“. Er ist reicher an Tönen als alle andern schwäbischen Dichter. Hermann Kurz nennt ihn einen poetischen Millionär, dem keine Münze

fehle außer der kupfernen. Goethesche Tiefe und volkstümliche Schlichtheit, antike Anmut und romantische Formenfülle, barocker Spaß und kindlich-rührender Märchenzauber, leidenschaftliche Erregung und stille Beschaulichkeit ziehen uns abwechselnd an; und all das ist in einen matten Goldton getaucht, der Moerike so ganz eigentümlich ist. Er liebt die „schöne, freundliche Gewohnheit des Daseins“ und fleht auf dem Krankenbett die Muse an, ihm statt des Lorbeers nach dem Tode — das Leben und fröhliche Blumen zum Kranz zu bescheren. Doch häufiger als solch frohes Glücksgefühl sind bei ihm die dunklen Töne der Wehmut und des Leides, und keiner kennt wie er die Sphäre gemischter Stimmungen, welche die Seele zwischen süßem Schmerz, zwischen dumpfem Wohlbehagen auf und ab wiegen. Tief steigt er hinab in das Labyrinth der Brust und weckt der dumpfen Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schliefen: unmittelbar, daß uns ein Schauer überläuft.

Wie Novalis liebt er das „Dunkelklare“, gedämpfte Töne, helle Farben. Nie ist das tiefe schweigende Leid des „Verlassenen Mägdeleins“ schlichter erfaßt worden als in den Versen: „Morgens, wenn die Hähne krähen“, denen sich in der Tat nur Goethes „Gretchen- und Mignon-Lieder“ an die Seite stellen lassen.

Moerike hat ein wunderbar feines Gefühl für die leisesten seelischen Affekte, aber weltchmerzliche Dissonanzen läßt in seiner reifen Dichtung sein gesunder Sinn nicht aufkommen, und vor dem Empfindsamen, Weichlichen und Süßlichen bewahrt ihn sein Humor, sowie die stete Berührung mit der Natur. Das Märchen ist ein Hauptelement seiner Dichtung. Seine epische Lyrik hält sich ganz im Gebiet des Wunderbaren. Historische Stoffe wählt er im Gegensatz zu Uhland überhaupt nicht. Balladendichter und Beherrscher des Dramatischen ist er nicht, seine Stärke liegt im rein Lyrischen. Die herrlichste seiner Romanzen ist „Schön-Rottraut“. Hier tritt besonders seine Kunst des Nur-Andeutens, aber Nicht-Aussprechens zutage. Der „Sichere Mann“ versetzt uns mitten hinein in das weite Reich seines Humors. Ergößliche Figuren sind der Präzeptor Ziborius als fanatischer Essigfabrikant oder der leidenschaftliche Sonnenuhrenmacher. Als fein beobachtender Satiriker zeigt sich Moerike in der Erfindung gewisser Typen, wie der „Sommerwesten“ oder der „Schrmänner“. Aber nie wird er bissig und giftig. In den Epigrammen ist er gehaltvoll und anmutig in der Form. Das Gelegenheitsgedicht — nach Goethe die erste und echte aller Dichtarten — hat er auf eine bedeutende literarische Höhe gehoben. Man denke z. B. an das „Hochzeitslied“. Die vollste Wirkung übte Goethe auf Moerike aus. Über seine Verwandtschaft mit Goethe waren seine Freunde von Anfang an einig, wie es heute alle Kenner sind.

Hermann Kurz schreibt: „Was Sie sagen, ist mir immer, als hätte Goethe sein Bidi daruntergesetzt.“ Ein Gedicht wie „Nacht einer Alten“ ist ganz goethisch, ohne daß Moerike den Meister nachgeahmt hätte. Ein voller Hauch tiefinnerster Seelengemeinschaft ergießt sich von seinem Liebling über ihn selbst. Nächst Goethe steht seine Lyrik dem Volkslied nahe. „Die Soldatenbraut“, „Der Tambour“, „Knabe und Innlein“, „Im Weinberg auf der Höhe“, „Es scheinen drei Sternlein so hell“ — das sind Verse, die unmittelbar aus „Des Knaben Wunderhorn“ stammen könnten. Auch in der knappen, sprunghaften Diktion berührt er sich mit der Volkspoesie. Er bedient sich des Altertümlichen und Mundartlichen. Ebenso hat ihn die klassische Antike beeinflusst. Gottfried Keller nennt ihn „den Sohn des Horaz und einer feinen Schwäbin“. Catull, Tibull und Theokrit liebt er besonders. An Anakreon gemahnt sein graziöses Gedicht: „Lose Ware“. Seine Lieder sind von hohem musikalischen Reiz. Keiner vermag wie er das unbestimmt Säuselnde, das geheimnisvoll Klingende in der Natur wiederzugeben. Keiner versteht wie er die Stimmen der Nacht. Von großer Plastik ist seine Gestaltungskraft. Er dichtet nur in Bildern, wie er nur in Bildern denkt. Nie verfällt er ins Rhetorische, das keine Anschauung weckt. In der Behandlung des Beiwortes ist er Meister. Paul Heyse bekennt: das Geheimnis des Adjektivs, das ihm schon bei Goethe und Heine aufgedämmert, habe sich ihm völlig erst aus Moerikes Lyrik enthüllt.

Im Spätsommer 1838 erschienen die Gedichte. Sie bedeuteten ein Ereignis in der Geschichte der deutschen Poesie. Mannigfach wurden sie komponiert: von den Schwaben Rauffmann und Hetsch, aber auch von den großen Meistern: Robert Schumann und Robert Franz, Johannes Brahms und Hugo Wolf.

Im Herbst 1843 verließ Moerike mit seiner Schwester Cleverfulzbach, ging nach Schwäbisch-Hall und dann nach Mergentheim. Hier wohnte in demselben Hause wie der Dichter der pensionierte Oberstleutnant von Speth. Seine Tochter Margarete und Moerikes Schwester wurden Freundinnen. Moerike lernte sie kennen und — lieben. Die Liebe weckte die Poesie. Er schuf die „Iphylle vom Bodensee“. Liebenswürdige Anmut und sprühende Laune atmet „dies glückliche Kind einer glücklichen Stimmung“. Uhland und Jakob Grimm waren davon begeistert. Ein Kreis Dresdner Maler sandte dem Dichter einen Dankbrief, unterzeichnet mit Namen wie Ernst Rietschel und Ludwig Richter. 1851 wurde er als Lehrer der Literatur an das Katharinenstift zu Stuttgart berufen. Er heiratete Margarete von Speth, die ihm zwei Kinder schenkte: Fanny und Marie. Er liebte sie über alles, immer mußte er sie um sich haben: die Blondine und die Mohrin, wie er sie nannte. Jetzt schuf Moerike die beiden Märchen: „Das

Stuttgarter Huzelmännlein“ und „Die Hand der Fezerte“, sowie die Novelle: „Mozart auf der Reise nach Prag“, seine reifste Dichtung.

Der Inhalt der Novelle ist folgender: Mozart reist mit seiner Frau nach Prag, um dort den „Don Juan“ zur Aufführung zu bringen. Hat er ihn doch ausdrücklich für die Prager geschrieben, weil man in Wien seinen „Figaro“ lau aufgenommen hat. Unterwegs führt er sich originell in einem gräflichen Schlosse ein; seine Bewohner gehören zur Blüte des österreichischen Adels, der sich um die klassische Tonkunst so hoch verdient gemacht hat. Voll verstanden von diesen auserwählten Menschen gibt sich Mozart, getragen von den liebenswürdigen Wellen echter Geselligkeit, ganz, wie er ist: einfühlend-kindlich und über und über sprühend von Fröhlichkeit.

Auszeichnungen blieben nicht aus: Tübingen ernannte ihn zum Ehrendoktor für seine Verdienste um die schwäbische Dichtkunst. Er wurde Professor und Ritter des württembergischen Friedrichsordens. Bedeutende Menschen suchten seine Bekanntschaft: Geibel, Wilhelm Herz, Hermann Grimm, Bodenstedt, Bogumil Goltz, Heibel, Graf Schack und Turgenjeff. Paul Heyse trat mit ihm in regen Briefwechsel, der mit der Versicherung begann: „Ich danke Ihnen mehr als irgend einem der Lebenden und Toten.“ Innere Wahlverwandtschaft verband ihn mit Theodor Storm und Martin Greif. Dieser große Lyriker besuchte unsern Dichter im Jahre 1864 mit der Bitte, seine Gedichte durchzusehen. Moerike war von ihnen tief ergriffen, umarmte Greif und vermittelte seine Verbindung mit Cotta. Greif hat diesen Besuch in einem prächtigen Gedicht besungen, das sich in der sechsten erschienenen 7. Auflage seiner „Gedichte“<sup>1)</sup> befindet.

1866 ließ sich Moerike pensionieren. Rasch neigt sich nun sein Leben dem Ende zu. Er lebt nur noch, ohne zu erleben. Seine alten Leiden treten stärker auf. Am 4. Juni 1875 hatte er ausgelitten. Still, wie er gelebt, stahl er sich aus der Welt. Bewegt rief ihm Friedrich Vischer einen letzten Gruß nach. Er pries den teuren Toten, der mit seiner Kunst „den Flor aus zartem Goldgespinnst“ um die kahle Deutlichkeit der Dinge gewunden habe; er rühmte seine wunderbaren, hellen, seligen Träume, seine Liebe, seinen stolzen, geistigen Adel. „Wenn sein Tod nun seine Werke nicht unter die Leute bringt, so ist ihnen nicht zu helfen, nämlich den Leuten“, schrieb Gottfried Keller.

Moerike ist bis jetzt nicht populär geworden. Er ist zu tief und zu fein. Er gehört zu den echten Poeten, die bei ihrem Leser etwas voraussetzen und sie zu Mitarbeitern an dem Gedicht machen. Es bedarf seiner Organe, um ihn voll zu erfassen. Trotzdem: die Moerike-Gemeinde ist in

1) C. F. Amelang's Verlag, Leipzig 1903.

stetem Wachsen begriffen. Dieses Jahr am 8. September ist der 100. Geburtstag des Dichters. Stuttgart rüstet sich, sein Grab mit einem neuen Denkmal zu schmücken. Möchten sich recht viele Herzen und Hände öffnen, das schöne Werk zu fördern! Gaben nimmt der Literarische Verein zu Stuttgart entgegen. Ja, möchte der 100. Geburtstag Moerikes Werke in weiteste Kreise tragen! Das deutsche Haus, die deutsche Jugend hat ein Anrecht darauf! So viel steht fest: sein „Mozart“ wird nicht vergessen werden, und seine „Gedichte“ werden bleiben, solange es eine Poesie gibt!

Ich schließe mit dem Sonett, in dem Paul Heyse unsers Dichters Eigenart feinsinnig widerspiegelt:

Ein Schwabenkind, in trautumschränkter Enge  
Am Quell der Heimatsagen aufgesprungen,  
Von Goethes und der Griechen Hauch umflossen,  
Steht deine Muse fern dem Weltgedränge.  
Tiefsinnig auch durch die geheimsten Gänge  
Der Menschenbrust wagt sie den Weg entschlossen,  
Dann wieder übt sie ungebundene Poesen  
Schalkhaft im Schatten kühler Baldeshänge.  
Dem Schiffer, der, beschwert mit Warengütern,  
Vorbeizieht auf dem breiten Strom des Lebens,  
Verhallt dein Lied, gleich dem Gesang der Grille.  
Noch aber darbt die Welt nicht an Gemütern,  
Die auch das Leise rührt, und nicht vergebens  
Ward dir der Märchenzauber der Idylle!

## Sprechzimmer.

### 1.

#### Richtig oder falsch?

Wustmanns Kampf gegen sprachliche Neu- und Mißbildungen hat den Erfolg gehabt, daß allerlei Auswüchse aus dem Sprachschätze zu schwinden beginnen; er hat aber auch sicher manchen zur Pedanterie neigenden Lehrer noch ängstlicher gemacht, wenn dieser mit Neubildungen zu tun hatte. Wenn die weitere Entwicklung der Sprache und des Wortschatzes künstlich durch zu große Ängstlichkeit gehemmt werden sollte, so wäre das zu bedauern; ich glaube, auch einigen von Wustmann getroffenen Ausdrücken wird es vergönnt sein, sich von dem Keulenschlage zu erholen.

Ich bespreche in folgendem einige Ausdrücke, die mir gelegentlich aufgefallen sind teils als angegriffene, teils als solche, über deren Richtigkeit oder Brauchbarkeit sich streiten läßt. Neben der grammatisch-logischen Richtigkeit handelt es sich auch um den praktischen Wert des Ausdrucks.

„Am Montag, dem 18. Mai“ verlangt Wustmann, und ich bin überzeugt, mancher Lehrer wird dem Schüler einen dicken Fehler angestrichen haben, wenn er das gewöhnliche „den 18. Mai“ schrieb. Ich behaupte, dem ist zu verwerfen, man muß schreiben: den. „den 18. Mai“ ist nämlich nicht Apposition zu dem vorhergehenden Dativ „Montag“; es sagt niemand „ich komme an dem Montag, an dem 18. Mai“, sondern stets mit am; „am Montag“ und „am 18. Mai“ oder „Montag“ und „den 18. Mai“. Das richtige Verhältnis der beiden Ausdrücke zueinander erfieht man, wenn man umkehrt: „ich komme den 18. Mai, am Montag nach Pfingsten“. Gegen diesen Satz wird wohl kein Kritiker etwas einzuwenden haben. Es ist also in der Verbindung „am Montag, den 18. Mai“ nicht „18. Mai“ Apposition zu „Montag“, sondern von den beiden Zeitbestimmungen die zweite als Apposition zur ersten gesetzt; „den 18. Mai“ und „am Montag“ sind zwei parallel laufende Ausdrücke. So hat der Ufus das Richtige getroffen, und man lasse nicht das ungebräuchliche „dem“ das auch grammatisch richtige „den“ verdrängen.

„Fußfreies Kleid“ ist fehlerhafte Bildung, so lehrten kürzlich die Grenzboten. Ich kann nicht leugnen, daß mir das neue Wort vorzüglich gefallen hat; es ist jedermann verständlich und ein ansprechender Ausdruck. Aber es ist falsch gebildet! Ist aber in frostfrei, fieberfrei, gastfrei, mietfrei das Verhältnis des zweiten Teils der Zusammensetzung zum ersten dasselbe? Wenn man gastfrei und mietfrei doch zu fassen hat als frei zum Empfang von Gästen = Gäste gern aufnehmend, und frei zum Vermieten, so ist auch fußfrei erlaubt = frei zum Bewegen der Füße. Wir wollen doch nicht sklavisch an Regeln gebunden sein, sondern auch gegebenenfalls neue Regeln schaffen.

Ich stuzte einst, als ich in einer amtlichen Verfügung las: „bildungsfähiger Stoff“; ich kannte wohl bildungsfähige Jungen, aber noch keinen bildungsfähigen Unterrichtsstoff. Von dem betreffenden Beamten war das Wort in Analogie von zeugungsfähig, leistungsfähig verwandt worden, während der Ufus entschieden nur die andere Bedeutung kennt. Zu empfehlen ist diese neue Verwendung aber nicht; wir haben ja den schönen Ausdruck: bildender Stoff.

In derselben Verfügung heißt es an einer anderen Stelle: „die Stunde entfällt“ statt „fällt aus“. Möglicherweise liegt hier ein Provinzialismus vor, der im größten Teile Deutschlands jedenfalls unbekannt ist. Die Wendung halte ich für merkwürdig, weil bei den verwandten Verben, wie entgehen, entfliehen, entkommen, entrinnen eine Beziehung auf das Subjekt, etwas Subjektives enthalten ist, das durch den hinzukommenden Dativ ausgedrückt wird. Im Sinne von ausfallen, fortfallen kommt entfallen mir sehr kahl vor.

Provinzialismen sind an und für sich nicht immer zu verwerfen; der Sprachschatz des Deutschen soll nicht durch eine chinesische Mauer umgrenzt werden, sondern von dem mancherlei Guten, das die Dialekte bergen, noch immer wie aus frischen Quellen schöpfen. Dadurch, daß ein viel gelesehener Autor einen guten Ausdruck, der nur in einem Teil des deutschen Vaterlandes heimisch ist,

verwendet hat, ist das Sprachgut des Schriftdeutschen öfters vermehrt worden. Von den holsteinischen Provinzialismen verbreitet sich langsam einer, der im allgemeinen empfehlenswert zu nennen ist: „erinnern“ in dem Sinne: „sich etwas vorstellen können“. „Ich erinnere mich an die Sache“ bedeutet: „ich denke an die Sache“, dagegen „ich erinnere den Vorgang noch“: „ich kann mit den Verlauf der Sache noch vorstellen“; „ich erinnere ihn noch“ = ich weiß noch, wie er aussieht“; dagegen: „ich erinnere mich an ihn“ = „ich denke an ihn“. Da ein Zweifel an der Bedeutung, eine Verwechslung mit „ich erinnere ihn an etwas“ nicht vorkommen kann, so habe ich keine Scheu, den Ausdruck mit Absicht zu verwenden. Wo er bei holsteinischen Schriftstellern vorkommt, ist es wahrscheinlich immer unabsichtlich geschehen.

Belustigend war für mich die Anzeige in einer Zeitung: „Ein zuer Wagen zu verkaufen“. Plattdeutsch ist „en toen Wagen“ ein geschlossener Wagen im Gegensatz zum Landauer, der sich aufklappen läßt, also ein Coupé. „Das Fenster ist zu“ = ist geschlossen, ist auch über die Grenzen des Niederdeutschen verbreitet, das Adjektiv wohl kaum. Es wird sich auch wohl nicht leicht verbreiten, obwohl die Übertragung des Fremdworts wegen der Kürze gar nicht übel ist. Der Engländer ist nicht so ängstlich; er schafft sich kühn neue Ausdrücke durch Verkürzung, wie cab aus cabriolet, bus aus Omnibus, Jbea für British-East-Africa; wir Deutsche sind einmal nicht so praktisch. Nur ja grammatisch-logisch korrekt!

Deswegen ist auch das „250 jährige Jubiläum“ ein von manchen Kritikern gerügter Ausdruck. Gewiß ist es eigentlich Unsinn, z. B. von einem 250 jährigen Jubiläum des Regierungsantrittes des Großen Kurfürsten zu reden, oder von der 400 jährigen Siegesfeier der Schlacht von Hemmingstedt. Aber soll uns das veranlassen, den Ausdruck zu verwerfen? Ich meine, wir sollten uns freuen, daß wir, wenn auch mit Verstoß gegen strenge Logik, ein allgemein verständliches Wort neu bilden können. Selbst wenn es dem papiernen Stil, dem Zeitungsdeutsch entstammt, ist es mir lieber als ein langatmiges: Erinnerungsfeier wegen des vor 250 Jahren erfolgten Regierungsantrittes des Großen Kurfürsten. Man soll solche Ausdrücke nicht züchten aber auch nicht verwerfen, wenn sie praktisch sind.

Zu diesen praktischen Ausdrücken rechne ich auch die mir von jeher geläufige Bezeichnung des Ereignisses, das den Dreißigjährigen Krieg eröffnete: „Der Fenstersturz zu Prag“. Es ist logisch nicht richtig gebildet, da das „aus dem Fenster werfen“ eigentlich kein Fenstersturz ist. Wie weit das u. a. auch von Oskar Jäger gebrauchte Wort üblich ist, vermag ich nicht festzustellen, für verwerflich halte ich es nicht. Das Verhältnis des zweiten Gliedes zum ersten ist auch sonst oft verschieden, man vergleiche z. B. Fahrkarte, Zeitkarte, Speisekarte; Gesetzbuch, Lesebuch; Schauspiel, Brettspiel; Tierkreis, Gesichtskreis — meistens Neubildungen, die allgemein üblich geworden sind.

Ein recht unglückliches Wort ist Cakes, für dessen Verdeutschung neuerdings sogar Preise ausgesetzt sind. Unsere Cakes sind ja etwas anderes als

die englischen Cakes, und daher ist die Wahl eines neuen Wortes besonders schwierig; nicht eine eigentliche Verdeutschung, sondern die Schöpfung eines neuen Wortes gilt es. Praktisch haben es, wie ich diesen Sommer bemerkte, die Schweden gemacht: sie schreiben Kex, Plural Kexe. Damit befolgen sie das Beispiel, das wir Deutsche vielfach gegeben haben; unsere Wörter Kug, Peitsche, Droschke, Schule usw. sind auf ähnliche Weise entstanden. Wollen wir nicht auf den Namen eines in einigen Gegenden üblichen alten Gebäckes zurückgreifen, etwa auf das friesische Knecker, das auch ein hartes Gebäck bezeichnete, so sollten wir ruhig das Wort in deutscher Orthographie übernehmen, etwa als Keck oder Keeks, Plural Keekse.

Übertriebene philologische Genauigkeit, um nicht zu sagen, Pedanterie hat uns in einigen Fällen einen Geschlechtswechsel aufzuzwingen gesucht, der mindestens überflüssig ist. Warum soll es heißen: die Peloponnes, die Chersones, da das Maskulinum allgemein üblich war; warum der Tiber, während man vor 100 Jahren nur die Tiber kannte? Haben wir sonst das Geschlecht der übernommenen Fremdwörter geändert, sagen wir der Altar, die Folter (der poledrus), der Marsch, die Nase, die Etage, die Dauphiné, das Krokobil, warum sollen wir nicht in den obigen Wörtern dem alten Sprachgebrauch folgen? War es im Grunde überflüssig, die doch falsche Orthographie der Römer in abicio für abiicio (oder praktischer abjicio) wieder einzuführen — eine Errungenschaft des 19. Jahrhunderts —, so ist die Abänderung des Geschlechts erst recht ein Luxus, den man nicht mitzumachen braucht. Der Deutsche hat schließlich Besseres zu tun!

Dieseloc.

R. Hansen.

2.

Zu Btschr. XV, 806.

Ein Märtenlied ist mir seinerzeit von einem aus Barmen stammenden Schüler mitgeteilt worden. Es lautet<sup>1)</sup>:

Mäten es en goden Mann,	Tast mol nich donewen,
Der us brav wat gewen kann,	Get könnt us god wat gewen.
De Appel on de Beeren,	So völl, wie he döt gewen,
De Röte gont ock met.	So lange sall he lewen,
Trapp op on af, Trapp op on af,	On wenn he ens werd sterwen,
Tast mol en den Rötensack,	Dat Himmelreich sall [he?] erwen.
	Gew wat, hol wat, anger Johr wier wat.

Do owen in denn Eck,  
Do hängt en langen Speck,  
Do steht ock drop geschrewen:  
Gizhals, Gizhals!

Anderer Stücke aus meiner kleinen Sammlung stelle ich Interessenten gern zur Verfügung.

Friedenau-Berlin.

Oberlehrer P. Markgraf.

1) Für die Richtigkeit der Sprachformen kann ich, mit der Mundart unbekannt, nicht einstehen.



## 3.

Zu F. W. Webers Gedicht „Andre, denen Leid geschehen“.

Im 17. Jahrg. 6. Heft S. 368 dieser Zeitschr. erwähnte ich bereits, daß in der Schlußstrophe des Gedichtes aus „Dreizehnlinden“ auf einen weit verbreiteten Aberglauben angespielt wird, wonach die tote Mutter, von den Himmlischen „Urlaub heischend“, auf die Erde zurückkehrt, um die Jammer und Not leidenden Kinder „nachzuholen“ oder doch um ihnen tröstend und helfend beizustehen. Wie ebenfalls gesagt wurde, hat dieser Aberglaube oft poetische Verwertung gefunden; so in einer altschwedischen Ballade „Herr Ulf und Frau Silberlind“. Herr Ulf nimmt eine zweite Frau, die den Kindern der ersten verstorbenen eine böse Stiefmutter wird:

Das kleinste Kind es weinte so schwer,  
 Daß es weckte die Mutter in der schwarzen Erd'.  
 Frau Silberlind sprach zu den Engelscharen:  
 „Hab' ich Erlaubnis zur Erde zu fahren?“  
 „Wohl hast du Erlaubnis zur Erde zu gehn,  
 Doch kehre zurück, eh die Hähne krähn.“  
 Sie klopfte an die Tür mit den Fingern klein:  
 „Steht auf, liebe Kinder, und laßt mich ein!“

Die Mutter nimmt ihre Kinder dann mit in den Himmel. Im Dänischen gibt es ganz dieselbe alte Volksballade, die Longfellow meisterhaft übersetzt und unter dem Titel „The Mother's Ghost“ als „Musician's Tale“ in die „Tales of a Wayside Inn“ aufgenommen hat:

In the evening late they cried with cold;  
 The mother heard it under the mould.  
 The woman heard it the earth below:  
 „To my little children I must go.“  
 She standeth before the Lord of all:  
 „And may I go to my children small?“  
 She prayed him so long, and would not cease,  
 Until he bade her depart in peace.

Im 6. Verse der schwedischen Ballade ist auf den Aberglauben angespielt, daß die Geister vor dem ersten Hahnenschrei „zurücksein“ müssen. Deshalb sucht auch der gespenstische Reiter in Bürger's „Lenore“ mit den Worten „Rapp', Rapp'! mich dünkt, der Hahn schon ruft . . .“ das Pferd zu größerer Eile anzuspornen. Die berühmteste Verwendung aber hat der alte Aberglaube in Shakespeares „Hamlet“, gleich am Anfange, gefunden: der Geist von Hamlets Vater verschwindet beim Hahnenschrei.

Den Stoff „vom wiederkehrenden Kinde, das vor den Tränen der Mutter keine Ruhe im Grabe hat“ (Str. 3 des Weberschen Gedichtes) haben noch Chamisso in dem Gedicht „Die Mutter und das Kind“ und Julius Moser in dem Gedicht „Das sterbende Kind“ behandelt. In dem Volkslied „Die Macht der Tränen“ (aus Georg Scherer's „Jungbrunnen“) kann das Kind dem

Zuge seliger Kinder nicht folgen, weil der Krug, in den es die Tränen der Mutter sammeln muß, es am Gehen und an der Ruhe hindert. Ganz so in einer französischen Legende aus der Bretagne, „La fille trop pleurée“: das tote Kind kann wegen der zwei schweren Krüge, die es in den Händen trägt, bei der Geistermesse dem Zuge nicht folgen, es muß zurückbleiben und wirft vorwurfsvolle Blicke auf die Mutter, welche die Krüge voll geweint hat. Bildlich hat Ludwig Richter die Sage vom „Tränenkrüglein“ dargestellt.

Wilhelmshaven.

Dr. August Andrae.

## 4.

#### Zu Goethes Beurteilung des Hans Sachs.

Wenn neuerdings (vgl. z. B. Richard Wagner, Die Meisterfänger von Dr. Robert Petsch S. 8) immer noch behauptet wird, daß der Wert der Dichtungen des Hans Sachs zuerst von Goethe wieder erkannt sei, so muß doch darauf hingewiesen werden, daß schon vor der 1776 erschienenen ersten Fassung von „Hans Sachsens poetische Sendung“ auf die Bedeutung dieses Dichters hingewiesen wurde. So finden wir in den Müßigen Stunden, Frankfurt und Leipzig 1760, eine Ehrenrettung des Hans Sachs, in der es heißt: „Die schlechtesten Gedichte nennet man meistens Hans Sachsens Verse. In diesem Urteil liegt Unwissenheit, Ungerechtigkeit und Undank. Hans Sachsens Verse sind keine andre als Verse, die sich reimen, wie man es vor 200 Jahren in Nürnberg gekonnt hat.“ Man vergleiche dazu, was Goethe, Dichtung und Wahrheit 4. Teil, 18. Buch von dem „meisterlichen Dichter“ sagt.

Northheim.

R. Sprenger.

## 5.

#### Zu Goethes Divan.

Das Gedicht „Das Leben ist ein Gänsepiel“ (Hempelsche Ausg. 4, 69) scheint den Auslegern Schwierigkeiten zu machen. In der neuesten kommentierten Ausgabe — der vortrefflichen im Bibl. Institut erscheinenden — finden sich Bd. 4, S. 235 zwei Anmerkungen, die beweisen, daß der Herausgeber, Dr. Ellinger, mit dem Gedicht nichts anzufangen weiß. Er schreibt zu Vers 1: „Gänsemarsch“ und zu Str. 2: „Eine Gans sieht sich manchmal um, um mir, rückwärts gewandt, irgend eine wichtige Mitteilung zu machen.“ Voepel schreibt in der Hempelschen Ausgabe: „Das Gänsepiel ist der Gänsemarsch, das Hintereinandergehen nach Art der „dummen“ Gänse. — Sanders faßt obiges Gänsepiel eigentlich als eine Art Würfelspiel. (II. 2. 1137.) Es mag ein so benanntes Würfelspiel geben; aber Goethes kleine Parabel kann sich hierauf (besonders wegen Str. 2) nicht beziehen.“

Die folgenden Ausführungen werden zeigen, daß allerdings das „Gänsepiel“ zugrunde liegt, bei dem aber nicht die Würfel, sondern die dazu gehörigen Bilder das Charakteristische sind, an das Goethe anknüpft. Das Gänsepiel wird noch heute von Kindern viel gespielt und ist — wenigstens hier — bei

jedem Buchbinder käuflich. Es enthält spiralig geordnet 64—100 Felder mit Gänzen und anderen Abbildungen. Die Spielenden würfeln und jeder setzt eine Marke auf das Feld, dessen Nummer er geworfen hat. Beim zweiten Wurfe rücken die Teilnehmer so viele Felder weiter, als sie Augen werfen u. s. f. Wer zuerst ans Ziel kommt, hat den Einsatz gewonnen. Nun aber finden sich — und das gibt Goethe den Vergleichungspunkt — einige Felder, wo eine rückwärtssehende Gans steht (s. Str. 2). Wer auf ein solches Feld kommt, muß stehen bleiben, bis ein anderer ihn ablöst, oder gar rückwärts gehen. Wer je das Gänsepiel gesehen hat, kann gar nicht zweifeln, daß Goethe es gekannt hat und diesem Gedicht zugrunde legt. Daß es schon zu Goethes Zeit bekannt war, zeigt eine Stelle, die ich in Heinsius vollstümlichem Wörterbuch fand, das im selben Jahre wie der Divan, 1819, erschienen ist. Hier heißt es unter Gänsepiel: „eine Art Spiele mit Würfeln, wozu ein Bild gehört, worauf in einer Schneckenlinie Gänse und allerlei andere Dinge in 63 Abteilungen abgebildet sind.“ Eine Bestätigung scheint mir auch in der Briefstelle zu liegen, die Ellinger S. 522 anführt. Goethe schreibt am 3. Jan. 1827 von einem verstorbenen Freunde: „er war bis jetzt als mein ältester Freund stehen geblieben, bis er nun auch aus diesem Gänsepiel scheidet.“

So ergibt sich für die dunklen Stellen der Parabel eine ungesuchte Erklärung.

Kiel.

O. Strohmeyer.

6.

### Humoristische metaphorische Bezeichnungen im Niederdeutschen.

Der Seemann spricht nicht von einem Fluß, höchstens von einem Strom, gewöhnlich von einem Reveir. Dieses Wort gebraucht aber der Seemann merkwürdigerweise auch metaphorisch mit den Adjektiven „gröt“, „kollosaol“ für alle möglichen Dinge (vgl. nhd. Revier aus frz. rivière ins Mhd. aufgenommen zunächst mit der Bedeutung „Ufergelände“, woraus die heutige Bedeutung verallgemeinert ist); er spricht von einem Hause, einem Tische, einem Tiere usw. als von einem „gröt Reveir“. Eine ähnliche, aber näherliegende metaphorische Bedeutung hat im nordwestlichen Niederdeutschland „Kasteil“ von castellum. Dieses Wort wird namentlich für „Haus“ gebraucht und bezeichnet es als großen, wüsten Raum und wichtige Masse: „ein gröt Kasteil van ein Haus“ (of a house.) Demselben Sprachgebiet ist entnommen: „Baackbeist“ = Paktier. (Für diese Ableitung spricht z. B. „Huckebacke“ von „hucken“ = hocken, in gebückter Stellung dastehen und Paße vulgär = Gepäc. „Huckebacke“ heißt bei den Kindern das Spiel, bei dem der eine auf dem Rücken des anderen, der das Pferd markiert, reitet.) Auch dieses Wort „Baackbeist“ wird metaphorisch gebraucht für Haus, Schrank, Wagen usw. mit dem Nebebegriff des Gewaltigen, Unförmlichen. Ein unzweckmäßig gebautes Haus nennt man ferner verächtlich „Steinbült“ = Steingebild (Bült nd. überhaupt = Hausen; vgl. „Mestbült“ oder „Messbült“ = Misthausen). Das Wort „Klepper[t]“ hat man im Niederdeutschen wie

im Hochdeutschen als humoristische oder verächtliche Benennung, namentlich mit dem Zusatz „de olle“ = der alte zur Bezeichnung des alten, abgelebten Gauls. Das Wort ist niederdeutsche Bildung von „kleppen“ = [mit der Glocke] kurz anschlagen, daher Bezeichnung des Pferdes vielleicht von dem Schellengeläute des Geschirres oder wahrscheinlicher, da die Pferde Niederdeutschlands selten Schellen am Geschirr haben, von dem Klappern der Hufe. Oft wird „Klepper[t]“ metaphorisch angewandt zur Bezeichnung eines ungeschlachten, großen Lebewesens, irgend eines Tieres oder Menschen von Körperdimensionen, die für die betreffende Tierart oder den Menschen auffallend sind. So spricht man sogar von einem großen, starken weiblichen Wesen als von einem (sit venia verbo!) „gröten Klepper[t]“.

Prüm.

Dr. Pigge.

## 7.

## angehören mit Akkusativ.

Als ich für die Stuttgarter Bibelanstalt den jetzt gebräuchlichen, sogenannten „Durchgesehenen“ Text des Lutherschen Neuen Testaments<sup>1)</sup> mit der letzten Originalausgabe Luthers vom Jahre 1545 verglich, fiel mir auf, daß Luther das Zeitwort angehören überall und in allen Auflagen ohne Unterschied mit dem Akkusativ verband, also Mark. 9, 41 „daß ihr Christum angehöret“; 1. Kor. 7, 32—34 was den Herrn (Singular) angehöret, was die Welt angehöret; ebenso mit „Christum“ 1. Kor. 15, 23, 2. Kor. 10, 7 (dreimal), Gal. 5, 24. Ich habe dies auch für das Alte Testament verfolgt, und finde in der großen Konkordanz von Landisch — ich benütze die erste Ausgabe von 1677 — 18 Belegstellen. Unter diesen gibt Landisch noch für 7 den Akkusativ, für die anderen den Dativ. Also z. B.

Gen. 19, 12: „wer dich angehört in der Stadt“; aber

24, 23: „wem gehörest du an, meine Tochter?“

Am auffallendsten ist

1. Kor. 7, 32: „was dem Herrn angehört“, 34,

33: „was die Welt angehört“, 34

und die Verbindung mit Christus. Viermal nacheinander gibt Landisch „Christum“ (1. Kor. 15, 23 die Christum angehören, 2. Kor. 10, 7 dreimal), aber an der letzten Stelle, einem bekannten Spruch, Gal. 5, 24: welche Christo angehören.

Wie schon gesagt, Luther hat überall gleichmäßig den Akkusativ gesetzt, und der Dativ ist, wie Grimm im Wörterbuch hervorhebt, erst im 17. Jahrhundert durchgedrungen und dann auch in einzelnen Stellen von Luthers Bibel, wie Grimm sagt, „eingeschwärzt“ worden. Wie ungleichmäßig das geschah, zeigen die aus Landisch angeführten Belege. Heutigestags ist der Dativ auch in Luthers Bibel überall durchgeführt, und wie gewöhnt wir daran

1) Das Neue Testament mit Luthers letzter Ausgabe verglichen. Stuttgart, Bibelanstalt 1898, geb. 70 Pf., mit Psalmen 80 Pf.; biegsam in Leder M. 2,20, 2,70. Am Rand sind die Varianten verzeichnet.

find, zeigt unwillkürlich diejenige Ausgabe der Lutherschen Bibelübersetzung, auf welche der moderne Forscher in der Regel angewiesen ist, die von Bindseil-Niemeyer<sup>1)</sup>; denn hier lesen wir an der bekannten Stelle 2. Buch Mose 32, 26:

„Her zu mir wer dem HERRN angehört.“

Der kritische Apparat enthält keinerlei Anmerkung; also müßte man daraus schließen, daß Luther an dieser Stelle, und nur an dieser, und in all seinen Ausgaben (den 7 Sonderdrucken des Alten Testaments von 1523—28 und den 10 Drucken der Gesamtbibel von 1534—45, die von Bindseil-Niemeyer verglichen werden) „angehören“ mit dem Dativ verbunden hätte. In Wirklichkeit handelt es sich, wie ein Blick in die Originalausgaben zeigt, nur um einen Druckfehler oder um ein Kollationsversehen, wie beides auch dem sorgfältigsten Arbeiter begegnen mag. Ich veröffentliche das Beispiel als lehrreichen Beleg für die Änderungen des Sprachgebrauchs. Welche Folgerungen sich daraus für den Unterricht ziehen lassen, z. B. für die Korrektur von Schülerarbeiten, die deutschsprachlichen, wie die fremdsprachlichen, sei den einzelnen überlassen.

Maulbronn.

Eb. Nestle.

8.

Vernt erst deutsch!

In der Bürgerschule zu P. sollten kürzlich die etwa zehnjährigen Mädchen das Gesangbuchslied: „Vom Himmel hoch da komm ich her“ usw. nach mündlichem Vortrage aus dem Gedächtnisse niederschreiben. Anna K., die jüngst eine Stiefmutter erhalten, tat dies also: „Vom Himmel hoch da komm ich her, ich bring euch gute, neue mère“<sup>2)</sup> usw. —

Dresden-Blasewitz.

Theodor Distel.

## Bücherbesprechungen.

Dr. L. Günther, Deutsche Rechtsaltertümer in unserer heutigen deutschen Sprache. Leipzig, Grunow, 1903. 109 S. u. 48 S. Anmerkungen. 8°. 2,50 M.

Der durch sein im Jahre 1898 erschienenenes größeres Werk „Recht und Sprache“ rühmlichst bekannte Professor an der Universität Gießen Dr. L. Günther hat in dem jüngst abgelaufenen Jahre im 62. Jahrgange der „Grenzboten“ (Nr. 28, 30, 32, 34, 37 und 39) einen umfangreichen Aufsatz über deutsche

1) Dr. Martin Luthers Bibelübersetzung nach der letzten Originalausgabe kritisch bearbeitet von G. E. Bindseil und G. A. Niemeyer, Halle 1850—55, 7 Teile. Es ist in diesem Werk der Druck von 1545 mit allen früheren Bearbeitungen Luthers verglichen; ein ebenso wertvolles als wenig benutztes Werk.

2) Die ergötzliche Illustration in den „Fliegenden Blättern“ (man vgl. auch das „Oberländer-Album“) zu: „Mich sendet mit der frohen Mä(h)re“, dürfte allgemein bekannt sein.

Rechtswörterbücher erscheinen lassen, den er nun, anknüpfend an das genannte ältere Werk, mit wissenschaftlichen Anmerkungen versehen, als selbständiges Buch veröffentlicht. Das Buch wendet sich keineswegs bloß an die Fachleute, sondern vielmehr an alle Gebildeten und ist wegen seiner übersichtlichen Gestaltung des Inhalts und seiner leicht verständlichen Form der Darstellung in der That eine fesselnde und lehrreiche Lektüre für jedermann. Dem Kenner der einschlägigen Literatur bietet es zwar nicht allzu viel Neues; des meisten erinnert er sich aus den Büchern, die dem Verfasser als Hauptquellen dienten; das sind vor allem Jakob Grimms Deutsche Rechtswörterbücher, die Wörterbücher von Kluge und Paul und die Schriften von Schrader (Bilder Schmuck der deutschen Sprache), Behaghel (Deutsche Sprache), Weise (Unsere Muttersprache), Borchardt-Wustmann (Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmunde), Blumfschein (Streifzüge durch unsere Muttersprache) und Waag (Bedeutungsentwicklung unseres Wortschatzes). Doch weist der Verfasser im Vorwort mit Recht darauf hin, daß wichtige Ergebnisse der allerneuesten rechtshistorischen Forschung hier zum erstenmal für die Zwecke der deutschen Philologie verwertet worden sind. Er gliedert seinen Stoff nach den hauptsächlichsten Zweigen der modernen Jurisprudenz und behandelt demgemäß im ersten der sieben Abschnitte das Staatsrecht, dem in je zwei weiteren Abschnitten das Privatrecht (Allgemeine Lehren; Familienrecht: Vormundschaft, Verwandtschaft, Ehe, Erbrecht; Sachenrecht; Recht der Schuldverhältnisse), das Strafrecht (Die Lehre vom Verbrechen; Die Lehre von den Strafen), sowie die Gerichtsverfassung und das Prozeßrecht (Allgemeines; Das Verfahren bis zum Beweise; Beweis und Urteil) folgen. Eine sehr hübsch geschriebene Einleitung (S. 1—5) erklärt den weitgehenden Einfluß des deutschen Rechts auf die Gestaltung unseres Sprachschatzes treffend daraus, daß im Gegensatz zu unserem heutigen farblosen, bis zum Toten abstrakt gewordenen, nicht mit Unrecht vielgeschmähten Juristendeutsch das deutsche Recht ehemals, vor der Aufnahme des römischen, in hohem Grade volkstümlich war und sich als Gemeingut des Volkes bei völligem Fehlen eines Juristenstandes im heutigen Sinne durch mündliche Überlieferung fortpflanzte. Diese Volkstümlichkeit zeigt sich besonders in der überaus stark ausgeprägten Rechtssymbolik, die eine hohe Poesie enthält, und in dem eigentümlichen Humor, der uns namentlich in den ländlichen Rechtsquellen des Mittelalters begegnet. So erklärt es sich denn, daß die Rechtswörterbücher unserer heutigen Sprache wahrhafte Altwörterbücher sind, d. h. auf ein viele Jahrhunderte langes Leben im Munde des Volkes zurückblicken können, ja daß uns für manche unter ihnen eine durchaus zuverlässige Deutung mangelt.

Die Ausführung der einzelnen Abschnitte zeigt zunächst, daß auf dem Gebiete des staatlichen Verfassungs- und Verwaltungsrechts die Ausbeute verhältnismäßig gering ist, weil das in der Gegenwart so fein durchgebildete Staatsrecht in früheren Zeiten etwas stiefmütterlich behandelt worden ist, was in einer Periode, in der der Staat selbst erst auf den ersten Stufen seiner Entwicklung stand, niemand verwundern kann. Was aber die Umgangs-

sprache dem Staatsrecht entlehnt hat, das stammt zum Teil schon aus den ältesten Zeiten der Rechtsgeschichte her. Die Worte „Weichbild“ und „Pfahlbürger“ erhalten in diesem Abschnitt die ihnen von Richard Schröder, bez. Karl Zeumer jüngst zugewiesene neue Deutung, jenes als „Ortsrecht“ (S. 14), dieses als „falsche, d. h. unechte Bürger“ (S. 17). Zahlreich sind die Hinweise auf die Entstehung von Familiennamen aus altdeutschen Amtsbezeichnungen, wie Herzog, Graf, Gottschall (Gottschalk), Stöcker, Schulze, sowie auf die Titel von Adelsgeschlechtern, wie Schenk, Truchseß, Droste.

Eine weit größere Anzahl von Ausdrücken entstammt dem älteren deutschen Privatrecht. Wenn sich in diesem Abschnitt der Verfasser nicht sehr geneigt zeigt, in dem Sprichworte „Morgenstunde hat Gold im Munde“ den Mund (als „Munt“) in der ursprünglichen Bedeutung „Hand“ aufzufassen, weil das Sprichwort erst verhältnismäßig jung ist (S. 24), so möchte dem entgegenzuhalten sein, daß, wie Günther selbst S. 109 hervorhebt, auch das Alter der Wendung „über jemand den Stab brechen“ in keinem Verhältnis zu dem Alter der ihr zugrunde liegenden Rechtsfite steht, daß also der Schluß aus dem nachweisbaren (!) Alter einer Redensart auf den Sinn ihrer Worte keine genügende Sicherheit gewährt. — Besonders reich sind die innigen Beziehungen unserer Sprache zum altdeutschen Eherecht behandelt, und ausführlich ist dabei der Anteil der symbolischen Formen dargetan.

Noch reicher ist die Symbolik auf dem Gebiete des altdeutschen Sachenrechts an den Vorgängen beim Erwerb von Besitz und Eigentum ausgebildet; groß ist dabei die Rolle des Hammers, dem man als Waffe des Wettergottes Thor oder Donar eine heiligende Kraft zuschrieb.

Der vierte und der fünfte Abschnitt sind dem Strafrecht gewidmet, aus dem unsere Sprache noch umfanglichere Entlehnungen gemacht hat als aus dem Privatrecht. An einigen Beispielen wird hierbei auch nachgewiesen, wie viele noch heute beliebte, mehr oder weniger bildliche Ausdrücke und Redensarten in unserer Sprache ihre Entstehung dem schon früh zu den verschiedensten Spezialitäten ausgebildeten Treiben des leichtfertigen Gannervolks verdanken. Besonders reich aber ist die Vermehrung unseres Sprachschazes aus dem Strafrecht älterer Zeiten. Ausdrücke wie „jemand für vogelfrei erklären“, „Lüdenhauer“, „seine Haut zu Markte tragen“, „in die Brüche gehen“ leiten sogar die germanische Urzeit zurück, deren Volksrechten sie entsprungen sind. Ganz besonders deutliche Spuren hat in unserer Sprache der Henker hinterlassen, und selbst viele unserer heutigen Flur- und Straßennamen weisen auf die Plätze hin, wo einst die Galgen gestanden haben. Das Enthaupten, das Häckern, das Brandmarken, das Prügeln, der Pranger, die Schandtafeln, die Kürzung des Gewands, das Abschneiden des Haares und die symbolischen Standesstrafen (z. B. das Hundetragen), sowie die Freiheitsstrafen haben eine große Zahl von weitverbreiteten Redensarten hervorgerufen.

Als eine fast ebenso reiche Quelle für die mannigfachsten Wortgebilde und Redewendungen unserer täglichen Umgangssprache erscheint auch das ältere

deutsche Gerichtswesen, dessen innige Beziehung zur Sprache schon die Worte „Ding“ und „Sache“ erkennen lassen, die ursprünglich einen rein rechtlichen Sinn hatten. Den Namen „Dienstag“ will Günther nicht von dem germanischen Kriegsgotte Ziu ableiten, wie es bisher üblich war, sondern von Ding und zwar nicht sowohl wegen der im älteren Nieder- und Mitteldeutsch vorkommenden Form „Dingstag“, als vielmehr, weil die Germanen mit Vorliebe den Dienstag (neben dem Donnerstage!) zum Gerichtstage gewählt haben. Es leuchtet aber doch wohl ein, daß dies erst darum geschah, weil der Dienstag dem Gotte Ziu geheiligt und deshalb nach ihm benannt war. — Der letzte, siebente Abschnitt ist den mancherlei Redewendungen gewidmet, die auf den verschiedenen Formen des Beweises und des Urteils beruhen.

Die sehr ausführlichen Anmerkungen bringen nicht nur dankenswerte Hinweise auf einschlägige Werke und daselbst vertretene andere Meinungen, sondern auch auf einzelne interessante Bräuche, wie z. B. die Zugabebahlen (acht Tage = 7 + 1, quinze jours = 14 + 1, hundert Jahre und ein Tag, 101 Kanonenschüsse), das sogenannte Rotwelsch, die Verwandlung der Schimpf- in Rosenamen, den Küchenschilling u. a. m. Das Buch enthält eine reiche Fülle des belehrendsten und fesselndsten Stoffes in vortrefflicher Gruppierung und lichtvoller Darstellung, so daß es nicht nur dem Rechts- oder dem Sprachgelehrten, sondern jedem, der seine deutsche Muttersprache liebt und den Wunsch hat, sich ihrer mit Verständnis zu bedienen, als eine genutzreiche, lohnende Lektüre warm empfohlen zu werden verdient. Dem Verfasser aber gebührt aufrichtiger Dank für die lebendige und anregende Art, in der er die reichen Schätze unserer herrlichen Sprache jedermann darzubieten versteht.

Dresden.

Dr. Bassenge.

B. Seiffert, Zum Dreißigjährigen Krieg. Eigenhändige Aufzeichnungen von Stadtschreibern und Ratsherren der Stadt Strausberg. Aus der Berlitschen 'Handschriftlichen Beschreibung' und dem Archiv der Stadt gesammelt, ergänzt und geordnet. Beilage zum 48. Jahresbericht 1902 des Königl. Wilhelms-Gymnasiums zu Protoschin. 47 S. kl. 8°.

Im Ratsarchiv der märkischen Stadt Strausberg hat sich aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges eine beträchtliche Menge von Quellenmaterial erhalten, das nicht unwesentliche Beiträge zur Geschichte und Charakteristik jener traurigen Jahrzehnte darbietet: Kurfürstliche Erlasse über die politische Lage, Bittschriften und Reskripte, Briefe amtlicher und privater Natur, Salvaguardien, Rechnungen und Vermerke aller Art. Der Verfasser hat nun aus den heterogensten Aktenbündeln die Einzelheiten zusammengetragen und sie in die Reihe der geschichtlichen Ereignisse eingefügt. Gerade daß in die chronikartige, fast schematische Darstellung der wirklichen Geschehnisse hier und da persönliche Bemerkungen eingestreut und ihr weltchmerzliche Betrachtungen angeschlossen werden, bei deren Lektüre der ganze Jammer der „geängstigten und genothpreßten“ Menschheit von damals uns anpackt und zu herzlichem Mitleid stimmt, daß die Verfasser,



Männer mit akademischer Vorbildung, nicht „praemeditato animo, sondern ex abrupto“, also ohne lange zu überlegen, so wie es ihnen ums Herz war, unter dem unmittelbaren Druck der Wirklichkeit die Ereignisse, wie sie kamen und über sie hereinbrachen, mit unermüdlichem Eifer für die Nachwelt aufzeichneten: eben das ist der eigentliche Wert dieser Nachrichten, das ist das hohe Verdienst der Rathsherren, die auch in trübster Zeit den Mut nicht sinken ließen, sondern Kraft und Lust behielten, fernem Geschlechtern zu schildern, was für Not und Elend einst Strausbergs Mauern geschaut haben. Neben einzelnen zerstreuten Vermerken findet sich auch noch eine fortlaufende Darstellung der Kriegsjahre 1626—28. B. Seiffert weist nach, daß Andreas Schuster, 1616 Stadtschreiber, 1626 Richter und 1631 Bürgermeister, der Verfasser ist. Der erste Abschnitt (S. 12—33) behandelt die Jahre 1626—1628 mit dem Motto:

Nulla salus bello; pacem te poscimus omnes.  
 Wo Kriegeshelden großes Herzkleid ist,  
 Dich, Frieden suchen wir zu aller Frist.

Der zweite Abschnitt (S. 33—47) berichtet über die Jahre 1629—1638. Als Beispiel für die Sprache des Textes gebe ich den Bericht (S. 23 u. 24): Den 25. Augusti ist des Stammers Regiment von 2000 eckliche hundert ankommen. Dieses Gesündlein bei ihrem Abzug Pfuell zu Gieltsdorf das Gehöfte angesteckt, da ihm denn an den weggebrannten Gebäuden und Scheunen, darinnen das eingesammelte Korn, großer Schaden geschehen. Haben auch, wie die vorigen, den Leuten großen Drangsal zugefügt. Auf unser der Stadt Feld ist der Bürgerschaft an der Gersten und Hafer, so noch draußen gestanden, großer Schaden geschehen, denn die Gerste durchfahren, durchritten und zerschleift, eckliche, so in Mandeln gestanden, vor der Stadt ausgedroschen, eckliche mit weg von den Soldaten in Bünden hereingeführet, den Pferden samt dem Hafer, den sie nur ersehen können, ausgedroschen und untergestreut. [Bei welchem allen jedoch das Getreide noch gutes Kaufes gewesen, und der Roden um 12 gr., die Gerste um 11, der Hafer um 8, 9, 10 gr. gekauft worden.]

Es sind die Bürger von den Soldaten also geängstigt und genothpresset, ja, da auch die Priester und Geistlichen nicht unverschont geblieben, daß mancher ihnen zu 12 und mehr Thaler geben müssen. Dieser Zug, die es getroffen, wohl eckliche über 100 Thaler gekostet, [der Raht gab dem Obristen in Herrn Erhard Neumeisters Hauß von Confect, gewürz vnd wein 25 thl. Wie denn hierunter der Apotheker dahiero, da er ihnen von den Marketennern über 12 Thaler reinischen Wein geholet und nicht mehr geben können, ihnen auch samt allen den Seinigen entlaufen müssen, ist aus der Apotheken alles herausgenommen und zu Drummeln<sup>1)</sup> geschlagen worden. Ist also der Gebrauch gewesen, da man ihnen nicht, was sie begehret und erfordert, gegeben und geben können, weil alles erschöpft gewesen, daß sie Kachelöfen, Fenster und Thüren ein und entzwei gehauen und geschlagen. Da man alle ihre Unthaten

1) Trümmern.

und Verübens und wie sie den Leuten das Ihrige genommen, ihr Vieh und Schweine geschlachtet, erzählen sollte, würde nicht allein viel Schreibens und Zeit, sondern auch viel Papier darzu gehören!

Sprachlich und kulturgeschichtlich sind die Aufzeichnungen von großem Werte, und deshalb sei die Studie den Fachgenossen bestens empfohlen.

Doberan i. M.

O. Glöde.

Adolf Heines „Praktische Anleitung zum Disponieren deutscher Aufsätze“. Gänzlich umgearbeitet von Dr. Hermann Heine, Direktor des Königl. Gymnasiums und der Realschule zu Minden i. W. 6. verm. u. erw. Aufl. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1902.

- I. Bändchen: 125 Dispositionen über Stoffe aus der Geschichte, Ästhetik, Philosophie und den Klassikern der Griechen und Römer. 6. Aufl., geh. 1 M., kart. 1,30 M.
- II. Bändchen: 125 Dispositionen über Stoffe aus den deutschen Schriftstellern, über Sprichwörter, Sprüche, geflügelte Worte, Synonyma. 6. Aufl., geh. bzw. kart. wie I.
- III. Bändchen: 125 Dispositionen über Aussprüche und Sinnsprüche deutscher Denker und Schriftsteller. 6. Aufl., geh. bzw. kart. wie oben.
- IV. Bändchen: 125 Dispositionen über Stoffe aus dem Gebiete der Erdkunde, dem Natur- und Menschenleben. 6. Aufl., geh. bzw. kart. wie oben.
- V. Bändchen: Anleitung zum Disponieren. Biblisches, Geographisches. Personen- und Sachregister zu Bändchen I—IV. 5. Aufl., geh. 0,50 M., kart. 0,60 M.

Die maßgebende Kritik hat sich über die fünf ersten Auflagen der Bändchen I—IV übereinstimmend so günstig ausgesprochen, daß das Werk keiner weiteren Empfehlung bedarf. Die vorliegende sechste Auflage unterscheidet sich von den früheren hauptsächlich durch eine fast vollständige Verwertung aller nur einigermaßen wichtigen, auf die Aufsatztheorie bezüglichen neuesten Veröffentlichungen.

Wir wünschen dem höchst gebiegenen Werke die weiteste Verbreitung.

Wollstein.

Dir. Dr. Karl Löschhorn.

Lesebuch zur Einführung in die Kenntnis Deutschlands und seines geistigen Lebens. Für ausländische Studierende und für die oberste Stufe höherer Lehranstalten des In- und Auslandes. Bearbeitet von Dr. Wilhelm Paszkowski. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1904. VIII, 196 S.

Seit den letzten Jahren sind an der Berliner Universität Kurse eingerichtet, welche den Zweck haben, studierenden Ausländern das genauere Verständnis deutschen Geistes zu vermitteln; ein besonderer Lektor ist damit betraut,

anderssprachige Studierende vor allem in den wissenschaftlichen Gebrauch der deutschen Sprache einzuführen. Der starke Zubrang ausländischer Studenten läßt solche Maßnahme durchaus gerechtfertigt erscheinen; und wie dieser rege Zuspruch uns mit Stolz erfüllen darf, so freuen wir uns anderseits des Entgegenkommens der Berliner Universität.

Schwieriger jedoch als die Einrichtung war die Abhaltung der Kurse. Welche Stoffe sollten den Ausländern dargeboten werden, damit sie deutsches Wesen erkennen und deutsche Wissenschaft verstehen und würdigen lernten? Welche Schriftsteller sollte man wählen, um ihnen unser Fühlen und Denken näher zu bringen? Dies waren die schwierigen Fragen, welche sich dem pflichttreuen Lektor aufdrängten. Gewiß gibt es so manche tüchtige und zweckmäßig bearbeitete deutsche Lesebücher; aber sie sind für Schüler bestimmt und würden für Erwachsene nur in einzelnen Stücken verwendbar sein. Auch das Scheelsche Freytag-Lesebuch, nach den Worten seiner Einleitung zugleich für solche Ausländer-Kurse passend, muß dort versagen, wo es auf Reichhaltigkeit, auf möglichst bedeutende und allgemein anziehende Stoffe und auf möglichst moderne wissenschaftliche Behandlung des Gegenstandes ankommt. Nach diesen drei Gesichtspunkten aber: möglichst reichhaltig im Stoff, möglichst bedeutsam im Inhalt, möglichst neu in der Form, scheint mir das vorliegende Lesebuch für Ausländer von dem Lektor an der Berliner Universität Paszkowski gestaltet zu sein. Dabei verstand sich die stete Rücksicht auf Vaterländisches von selbst.

Man darf wohl erwarten, daß das ganze deutsche Volkstum in allen Richtungen auf die Fremden einwirkt; daher bilden kürzere Abhandlungen zur Deutschen Landes- und Volkskunde den ersten Teil des Lesebuches. Dieser enthält: eine Würdigung der zentralen Lage Deutschlands (aus Nagels Deutschland), des deutschen Waldes (aus Fischers Betrachtungen eines in Deutschland reisenden Deutschen), des deutschen Volkes (aus Ruken, das deutsche Land), der Linde als Baum des deutschen Volkes (aus Sachs deutscher Heimat); die Schilderung einiger Züge deutschen Volkstums im Einzelmenschen steuert Hans Meyer bei, dessen deutsches Volkstum auch sonst Ausbeute geliefert hat (z. B. Weise, das geistige Gepräge der deutschen Sprache; Kößlin, charakteristische Züge der deutschen Musik).

Den Übergang zum deutschen Geistesleben, mit dem sich der zweite Teil des Buches befaßt, bildet Paulsens trefflicher Aufsatz: Deutsche Bildung — Menschheitsbildung. Aber diejenigen, für welche das Lesebuch bestimmt ist, sind in erster Linie Studierende an einer deutschen Universität; sie werden sich gern gefallen lassen, von Paulsen über den Charakter, von Helmholz über die akademische Freiheit der deutschen Universitäten belehrt und von Beyer in die Romantik unseres Studentenlebens eingeweiht zu werden. Sie sind im besondern Angehörige der Berliner Universität<sup>1)</sup>, ein Verhältnis, dem das Lese-

1) Denn für solche ist das Lesebuch wohl zunächst berechnet. Das hindert aber nicht, daß es auch anderswo gebraucht wird.

buch durch die reichliche Benützung der Reden und Schriften von Berliner Universitätsprofessoren gerecht wird. Da finden wir Lebende wie Tote, doch immer Namen von Klang und Dauer: Ernst Curtius (Wissenschaft, Kunst und Handwerk) und Wilhelm Scherer (Die Brüder Grimm), Erich Schmidt (Lessing) und Brandl (Aus der Werkstatt der deutschen Shakespeare-Gesellschaft), Treitschke (Die Aufgabe des Geschichtschreibers; Luther und die deutsche Nation) und Harnack (Philipp Melanchthon), Mommsen (Königin Luise) und Wilamowitz (Deutschland am Ende des 19. Jahrhunderts), Zeller (Friedrich der Große als Philosoph) und Laffon (Das klassische Zeitalter der deutschen Philosophie), Schmoller (Gegenwart und Zukunft der Familie) und Leyden (Das Denken in der Medizin). Passend erscheinen in diesem Zusammenhange auch Bahlens Ausführungen zur Gründung der Universität Berlin.

Weitere Stücke für die Auswahl ergaben sich durch Berücksichtigung der mannigfachen Gegenstände, denen der einzelne seine Erkenntnis und seinen Fleiß widmet. Es war zu bedenken, daß es sich um Studierende der verschiedenen Fakultäten handelt; die einzelnen Wissensgebiete mußten berührt werden. Aus der vorstehenden Aufzählung der Berliner Universitätsprofessoren ist zu ersehen, daß hierbei, ganz mit Recht, den allgemeiner gerichteten Studien das Übergewicht gelassen wurde; und dieses Bild verschiebt sich nicht, wenn man die bisher nicht aufgeführten Stücke hinzunimmt: Hermann Schrader (Zufälliger oder sinniger Gebrauch des deutschen Geschlechtswortes?), Wilmar (Die beiden klassischen Perioden der deutschen Literatur), Paul Lorenz (Deutsche Charakterzüge in Goethes Leben), Hehn (Goethe als epischer Dichter), Freytag (Aus dem Staate Friedrichs des Großen), Bismarck (Kaiser Wilhelm I.), Haym (Bismarck), Niehl (Deutsche Kunststädte), Mohn (Ludwig Richter), Thering (Kampf ums Recht), Liebig (Bedeutung der Chemie). Demnach sind reicher bedacht die Abschnitte: zur Sprache und Literatur, zur Geschichte, zur Philosophie und Kunst. Doch sind auch Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre, Medizin und Naturwissenschaft vertreten. Eine Anzahl Briefe hervorragender Persönlichkeiten (der Königin Luise, Goethes, Schillers, Moltkes) machen den Schluß; sie sollen die Grundlage für eine Besprechung des Briefstiles abgeben.

Einige Bedenken, welche bei dieser Übersicht des Stoffes entstehen, sollen nicht unterdrückt werden. Melanchthon, Lessing, die Brüder Grimm, Ludwig Richter werden in besonderen Lesestücken vorgeführt, Schiller nicht. Ein Brief Schillers kann dafür nicht entschädigen, ebensowenig, daß Moltke mit einem gleichen Anteil zufrieden sein muß. Das Mißverhältnis ist um so größer, als Goethe in drei Stücken behandelt wird (als Deutscher, als epischer Dichter und von Helmholtz als Naturwissenschaftler). Ferner gehören der ausführliche Aufsatz von Sach über die Linde und der gleichfalls recht umfangreiche Schrader'sche als Besonderheiten nicht recht in den Rahmen des Ganzen, so hübsch oder anregend sie auch sein mögen.

Allein wenn auch mancher hier und da anders auswählen würde, das Wesentliche ist, daß dies Lesebuch aus der Praxis erwachsen ist und sich in der

Praxis bereits bewährt hat. Auch darf man die Neuheit des Unternehmens nicht außer acht lassen; der Verfasser hatte kein Vorbild, sondern mußte eigene Bahnen verfolgen. Endlich steht zu erwarten, daß weitere Erfahrungen innerhalb der Kurse und etwaige künftige Versuche mit anderen Lesebüchern nutzbar gemacht werden und dem Buche für die folgenden Auflagen zugute kommen.

Zum Schluß noch eine kurze Bemerkung über den Untertitel, der das Buch für die oberste Stufe auch unserer höheren Lehranstalten bestimmt. Diese zweite Bezeichnung des Zweckes würde dann besonders zu Recht bestehen, wenn wir unseren Primanern vor dem Abgang zur Universität eine Einführung in das akademische Studium mit auf den Weg gäben, was, soviel ich weiß, in früheren Zeiten, wenigstens an einigen Anstalten, geschehen ist.

Charlottenburg.

Dr. Erich Bleich.

Gedichte von Louis Zacharias. Dresden und Leipzig, Verlag von E. Pierson, 1902.

Die Gedichte, welche in der Form nicht selten geradezu trefflich gebaute Verse enthalten, wird man gern in die Hand nehmen. Ton und Empfindung sind oft gut getroffen. Am wenigsten sind dem Dichter seine epischen Versuche gelungen.

Wollstein.

Dir. Dr. Karl Löschhorn.

G. Heeger, Tiere im pfälzischen Volksmunde. 1. Teil. Beiträge zur pfälzischen Mundartforschung und Volkskunde. Programm des Königl. humanistischen Gymnasiums zu Landau. Ostern 1902. 27 S. 8°.

Die hier behandelten Tiernamen und mit den Tieren in Verbindung stehenden Ausdrücke, wie z. B. einzelne Teile, Tätigkeiten und Zustände der Tiere, Redensarten, Kinderreime u. a. sind zum größten Teil in der Vorderpfalz gesammelt. Durch Wanderungen durch die übrigen Gegenden der Pfalz sowie durch Benützung der einschlägigen Mundart-Literatur ist die Sammlung möglichst erweitert, so daß sie einigermaßen einen Begriff von dem die Tiere betreffenden Sprachgebrauch in der ganzen Rheinpfalz gibt. Recht dankenswerte, vom Verfasser mit Nutzen verwendete Beiträge zur pfälzischen Volkskunde haben schon geliefert D. Stang in Forst „Aus dem pfälzischen Volksleben“ Bayerland 1897, Th. Zink in Kaiserslautern „Zur nordpfälzischen Volkskunde“ Bayerland 1900, ferner J. Walter in Landau „Pfälzisches Volksleben im Gewande der Poesie, des Spiels und des Aberglaubens“ Bayerland 1898 und „Volksstümliches über unsre einheimische Tierwelt“ Bayerland 1899. Der Verfasser behandelt von den Säugetieren (S. 6—27) zunächst die Haustiere (S. 6—23), darauf die wildlebenden Tiere (S. 23—27), also das Rind, das Pferd, den Esel, das Schwein, die Ziege, das Schaf, den Hund, die Katze und das Kaninchen, andererseits die Fledermaus, die Raubtiere (Marber, Wiesel, Dachs, Iltis, Otter, Fuchs, Wolf), die Insektenfresser (Maulwurf und Igel), die Nagetiere (Hase, Eichhörnchen, Maus, Ratte,

Hamster, Siebenschläfer). Von den ausländischen Säugetieren werden behandelt der Affe, der Elefant, der Fobel, der Löwe, und im Anschluß daran noch der Bär, das Elend oder Elentier und der Hirsch.

Auf Vollständigkeit kann die vorliegende Arbeit keinen Anspruch machen, sie ist aber eine gute Grundlage, auf der planmäßig weiter gearbeitet werden muß. Ein abschließendes Urteil läßt sich auch erst fällen, wenn die Arbeit vollständig vorliegt. Der bereits fertiggestellte 2. Teil soll als Programm des Gymnasiums am Schlusse des nächsten Schuljahres erscheinen. Für Mecklenburg ist durch Schiller<sup>1)</sup>, Wossiblo<sup>2)</sup> und andere viel gründlicher und umfassender vorgearbeitet worden. Die Ergebnisse dieser Studien werde ich in dieser Zeitschrift unter dem Titel „Die Tiere im mecklenburgischen Volksmund“ nächstens behandeln. Daran müßte sich dann eine Untersuchung über 'Die Pflanzen im Volksmunde' anschließen.

Doberan i. M.

O. Glöde.

### Kleine Mitteilungen.

In der Pfingstwoche dieses Jahres, vom 25.—27. Mai, findet in Köln der **11. Deutsche Neuphilologentag** statt.

Wie die bisherigen Neuphilologentagungen jedesmal eine Reihe im Vordergrund der Interessen stehender Fragen zur Erörterung, zur Klärung und zum Teile auch zu befriedigender Lösung gebracht haben, so werden diesmal wohl auch eine Anzahl aktueller Fragen die besondere Aufmerksamkeit der Lehrer und Freunde der neueren Sprachen in Anspruch nehmen. Wir meinen insbesondere die Verbindung des Englischen mit dem Französischen im Studium und Schulunterricht, sowie die Stellung der Neuphilologie zur Germanistik und des Deutschen im neusprachlichen Unterricht, und damit im Zusammenhang die Erwägung der möglichen Arbeitsleistung der Neuphilologen. Auch drängt die Frage zur Entscheidung, ob bei der Auswahl der Schullektüre mehr das utilitarische oder aber das geistbildende Moment den Ausschlag zu geben habe. Schließlich harret auch das Problem der Fortbildung der neusprachlichen Oberlehrer immer noch befriedigender Lösung.

Bei Behandlung all dieser Punkte ist die in § 1 unserer Satzungen ausgesprochene „Wechselwirkung zwischen Universität und Schule, zwischen Wissenschaft und Praxis“ die wesentliche Vorbedingung, die allein uns einen allseitig anregenden, erspriesslichen Verlauf der Verhandlungen, sowie auch positive Ergebnisse erhoffen läßt.

Es scheint uns weniger Aufgabe der Deutschen Neuphilologentage zu sein, einzelne Spezialitäten, für die naturgemäß nur bei einem kleineren Kreise das ungeteilte Interesse und volle Verständnis bestehen kann, zum Vortrage zu bringen, als vielmehr solche Probleme zur allgemeinen Erörterung zu stellen, die geeignet sind, einerseits es dem im praktischen Lehrberuf stehenden Schulmann zu ermöglichen, mit der fortschreitenden Wissenschaft im Zusammenhang zu bleiben und so den Schulunterricht mit wissenschaftlichem Geiste stets neu zu beleben, andererseits eine fördernde Rückwirkung auf die Gestaltung unserer akademischen Studien auszuüben.

1) Zum Tier- und Kräuterbuche des mecklenburgischen Volkes. Erstes Heft. Schwerin 1861.

2) Mecklenburgische Volksüberlieferungen. Im Auftrage des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde gesammelt und herausgegeben. Erster Band: Rätsel. Wismar (Hinstorff) 1897. Zweiter Band: Die Tiere im Munde des Volkes. Wismar (Hinstorff) 1899.

Hierzu rechnen wir nicht allein Fragen prinzipieller, methodologischer oder organisatorischer Natur, sondern ebenso sehr solche sprachwissenschaftlicher, literärhistorischer und allgemein kulturwissenschaftlicher Art, wie die über wissenschaftliche Sprachbeobachtung im Sprachunterricht, über unser Verhältnis zur Sprache als Kunst, über Deklamation und Interpretation, über die Bedeutung der Rezitationen, über das Studium der Literaturgeschichte und ihren Platz im Schulunterricht, über die Stellung der Übersetzungen, insbesondere Shakspere's, in der Literatur u. a. m. u. a. m.

Je mehr die Wichtigkeit der Beschäftigung mit den neueren Sprachen und Literaturen in allen Kreisen unseres Vaterlandes erkannt wird, und je mehr nun auch die anderen Kulturnationen darin mit uns in rühmlichen Wettstreit getreten sind, desto ernster tritt an alle diejenigen, die durch ihre wissenschaftliche oder amtliche Stellung dazu berufen sind, mitzusprechen, die Verpflichtung heran, mit dabei zu sein, mit Hand anzulegen an dem stolzen Baue, der, hervorgegangen aus der wissenschaftlichen Beschäftigung mit den neueren Sprachen und Literaturen, sicher geleitet und gefördert durch die strenge Disziplin der deutschen Schule, der hohen Aufgabe dienen soll: durch Erkenntnis die großen Kulturnationen einander verstehen und würdigen zu lehren.

### Zeitschriften.

**Pädagogische Studien.** 25. Jahrg. 1. Heft. Dr. H. Däbrik: Ein sächsischer Dorfschullehrer in der Mitte des 19. Jahrhunderts. — Dr. Emil Schmidt, Zur Psychologie des Rechtschreibunterrichts. — Hans Schramm, Das ästhetische Grundgesetz in Natur und Kunst. **Das literarische Echo.** 6. Jahrg. Nr. 4. Zweites Novemberheft. Inhalt: Alfred Klaar, Der Dramaturg. — Cajus Roeller, Scandinavische Überproduktion. — Franz Leppmann, Neues von W. Holzamer. — Ludwig Geiger, Eine Lebensgeschichte. — Karl Wollf, Meister Eckhart. — Otto Grantoff, Marksteine der Weltliteratur. — Otto Ludwig, Gedanken aus dem Nachlaß. — Badische Lyrik. — Nr. 5. Erstes Dezemberheft. Inhalt: Alfred Klaar, Der Dramaturg. — Edmund Lange, Otto v. Leitgeb. — Otto v. Leitgeb, Im Spiegel. — Hermann Rollett, Ferdinand Raimunds Tod. — Otto v. Leitgeb, Ein Frühlingstag. — Ottomar Enking, Ihre Familie. — B. Wildberg, Adolf Eh, Gedichte. — Nr. 6. Zweites Dezemberheft. Inhalt: Max Meyerfeld, Vorlesbare Bücher. — Reinhold Schoener, Italienische Belletristik. — Oskar F. Walzel, Bücher aus der Schweiz. — Rudolf Kürst, Gespensfergeschichten. — Max

Ewert, Für Schule und Haus. — Wilhelm Hegeler, Junge Ehe. — Eduard Moerike, Briefe. — Nr. 7. Erstes Januarheft. Inhalt: Julius Hart, Revolution der Kritik. — Felix Vogt, Paul Adam. — Albert Geiger, Scandinavische Bücher. — Paul Legband, Zur Geschichte des Theaters. — Nr. 8. Zweites Januarheft. Inhalt: J. J. David, Die Tragik der Lady Macbeth. — Walther Wolff, Pastorenromane. — M. Landau, Maitre Francois Villon. — Max Meyerfeld, Von und über Oskar Wilde. — Ch. Thomassin, Zur okkultistischen Literatur. — Wilh. Schmidt-Bonn, Mutter Landstraße. Beilage zur Allgemeinen Zeitung Heft 47 (Nr. 266—271). Inhalt: Die literarische Überproduktion. Von O. B. — Phantastie und Technik. Von H. v. Keyserling. — Belisar und Ptocholeon. Von Privatdozent Dr. August Heisenberg (Würzburg). — Der Streit um Babel und Bibel. (Ein Rückblick.) Von Otto Weber (München). — Die Kapuzenmännli. Eine Beobachtung von Felix Dahn. — Frei zum Dienst. Von J. B. — Heft 48 (Nr. 272—277). Inhalt: Goethes Gartenmauer. Von O. B. — Irriges über Japan. Von A. v. Janson (Yotohama). — Herder über Prinzen-

erziehung. Von Eleonore v. Bojanowski. — Ein Dichter-Denkmal. Von Walter Bormann. — Germanistische Gedanken im Dienste der Gegenwart. (Schluß.) Von Dr. Alexander v. Peez. Über Materie, Äther und Elektrizität. Von L. Gracj. — Zur Erziehungsfrage. Von Hedwig Guggenheimer. — Glossen zur Frage der Leben Jesu-Forschung. Von Grm.

— Heft 49 (Nr. 278—282). Inhalt: Kultur und Presse. Von O. B. — Ideal und Mode in der Sprache des 17. Jahrhunderts. Von Prof. Fr. Kluge (Freiburg i. B.). — Schreyvogels Tagebücher. Von Rudolf Fürst. — Eine Faust-Stelle. Von Alfred Hahn (Frankfurt a. M.). — Friedrich Naumanns Stellung zur Frauenfrage. Von Ika Freudenberg. — Glossen zu Kalthoffs „Christusproblem“. Von Grm.

— Heft 50 (Nr. 283—288). Jahrg. 1903. Inhalt: Neue Romantik. Von O. B.

— Evangelium und Kirche. Von E. — Zur praktischen Ausbildung der Ingenieure und Vereinigung von Universitäten und Hochschulen. — Zur hundertsten Wiederkehr von Herders Todestage (18. Dezember 1803). Von E. — Neue Schriften über Herder als Pädagogen. Von Ludwig Fränkel (München).

— Heft 51/52 (Nr. 289—297). Jahrg. 1903. Inhalt: Die heiligen Nächte. Von O. B. — Sprachkritische Glossen. Von W. Michel. — Geschlecht und Charakter. Von C. S. — Physikalisch-chemisches über Malerei. I. Von Prof. W. Ostwald (Leipzig). — Die Weltsprache. Von B. L. Wittes. — Deutsche über Rom. Von Sigmund Schott. — Vergleichende und genetische Psychologie. Von Chr. D. Pfau. — Ein neues Kinderbuch von Marie Ebner. Von S. S.

## Neu erschienene Bücher.

Joh. Meyer, Kleines deutsches Sprachbuch. Ausg. A in einem Heft. 4. Aufl. Berlin W. 35, Carl Meyer (Gustav Prior), 1904. 128 S.

Joh. Meyer, Lehr- und Übungsbuch für den Unterricht in der deutschen Rechtschreibung. Ausg. A in einem Heft. 17. Aufl. Berlin W. 35, Carl Meyer (Gustav Prior), 1904. 68 S.

Franz Grillparzer, Die Ahnfrau. Herausgeg. von Dr. Adolf Matthias. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1904. 43 S. (Ästhetische Erläuterungen deutscher Dichter des 19. Jahrhunderts von Prof. Lyon. Nr. 12.)

Dr. Karl Lang, Elemente der Phonetik. 2. Aufl. Berlin, Reuther u. Reichard, 1903. 66 S.

Dr. Martin Mertens, Hilfsbuch für den Unterricht in der deutschen Geschichte. In drei Teilen. 5. u. 6. verbess. Aufl. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung, 1903.

Dr. K. Lange, Dichterstimmen aus neuer und neuester Zeit. Leipzig, Julius Klinckschardt, 1903. 32 S.

Dr. W. Scheel, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Unterstufe: Sexta, Quinta, Quarta. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, 1904. 498 S.

Hausbücherei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 1. Band: Heinrich v. Kleist, Michael Kohlhaas. 170 S. 2. Band: Goethe, Götz von Berlichingen. 178 S. 3. Band: Deutsche Humoristen. Hamburg-Großborstel, Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung, 1903.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-N., Fürstenstraße 52 I



## Lessing und das bürgerliche Trauerspiel.

Von Dr. John Block in Wilmersdorf-Berlin.

Nach dem Dreißigjährigen Kriege war der Zustand des deutschen Dramas ein höchst trauriger. An den Fürstenhöfen fanden nur Opern und französische oder italienische Schauspiele Gnade, während die Volkshühne sich in den Händen herumziehender Schauspieler befand, die die Ohren ihrer ungebildeten Zuhörer mit den wilden Haupt- und Staatsaktionen und mit den rohen Späßen des Hanswursts ergöckten; in den ersteren hörten sie die gespreizten Reden von Königen und Helden und glaubten den Schein einer höheren Welt zu sehen, in den Hanswurstiaden sahen sie sich selbst verspottet und verhöhnt. Da war es Gottsched, welcher das deutsche Theater aus seiner Verkommenheit zu retten versuchte, indem er mit Hilfe der Neuberin eine regelmäßige Bühne in Leipzig begründete, für welche er selbst Stücke umarbeitete oder neu schrieb. Gottsched war der große Literaturpapst Deutschlands im 18. Jahrhundert. Er empfand tief den Mangel einer deutschen Nationalliteratur und betrachtete es daher als seine Lebensaufgabe, eine solche zu schaffen, wobei er freilich übersah, daß dieselbe sich nicht künstlich machen läßt, sondern sich nur auf natürlichem Wege aus dem Volke selbst entwickeln kann. In der französischen Literatur erblickte Gottsched ein nachahmenswertes Muster und er schrieb seinen „Sterbenden Cato“ in Anlehnung an den englischen „Cato“ Addison's, weil auch diese Tragödie in französischem Geschmack verfaßt war. Die jungen aufstrebenden Talente jener Zeit beugten sich größtenteils unter dieses Joch und blickten bewundernd zu dem großen Manne empor. So auch der junge Lessing, als er in Leipzig und darauf in Berlin seine ersten Dramen in französischem Geschmack schrieb. Erst allmählich befreite er sich von diesem und verließ Gottscheds Gängelband; immer selbständigere Bahnen wandelte er als Dramatiker und gelangte auf denselben auch zum bürgerlichen Trauerspiel, welchem er in Deutschland den Boden bereitete, so daß später Schiller und Goethe sowie deren Nachfolger diese Gattung zur Vollendung führen konnten. Den Entwicklungsgang von Lessings Ansichten über die bürgerliche Tragödie zu verfolgen, ist der Zweck dieser Untersuchung.

In Gottscheds Bann steht der jugendliche Lessing in den 1750 mit seinem Freunde Mylius herausgegebenen „Beiträgen zur Historie und

Aufnahme des Theaters<sup>1)</sup>), wenn auch einzelne schüchterne Versuche, neue Ideen zur Geltung zu bringen, schon hier nicht zu verkennen sind. Durch Übersetzung der Franzosen hat man unser Theater, so heißt es daselbst, zu einer Einförmigkeit gebracht, die man auf alle mögliche Art zu vermeiden sich hätte bestreben sollen. Daher will Lessing neue Muster vorlegen, und zwar außer Griechen und Römern besonders die englischen und spanischen Dramatiker.<sup>2)</sup> Wollte der Deutsche in der dramatischen Poesie seinem eigenen Naturell folgen, so würde unsere Schaubühne mehr der englischen als der französischen gleichen. Von Gottsched spricht Lessing hier noch mit großer Hochachtung und bedauert, daß derselbe seine Historie des Theaters noch nicht geschrieben habe; seine Verdienste, die er unwiderprechlich um das deutsche Theater habe, würden dadurch zu ihrer vollkommenen Größe anwachsen. Die Abhängigkeit von Gottsched zeigt sich hier auch in Lessings Ansichten über die drei Einheiten, welche nach seiner Meinung zu den ersten Anfangsgründen der dramatischen Kunst gehören und auch Schülern bekannt seien. — Diesem in der Vorrede dargelegten Programm entsprechend, versucht Lessing auch in der „Kritik über die Gefangenen des Plautus“<sup>3)</sup> den römischen Dichter mit allerlei Gründen gegen den Tadel in Schutz zu nehmen, daß er wider die Einheiten verstoßen habe. Er verschmäht es nicht, Corneille als Autorität anzuführen, und er schließt diesen Teil seiner Kritik mit der Bemerkung, daß Plautus nur dann einige kleine Schönheiten der Kunst aus den Augen gesetzt habe, wenn er größeren und wesentlicheren Schönheiten Platz machen wollen. — Es gibt also doch „größere Schönheiten“ im Drama als die Einheiten, und die englischen Dichter werden uns hier von Lessing als Muster hingestellt. Das sind die ersten Anläufe von Lessings reformatorischer Tätigkeit, hier erkennen wir die ersten Spuren eines selbständigen Schaffens, denen wir in des Dichters späteren Werken nachzugehen haben. Lessing trägt hier zwar noch „die Eierschalen des Gottschedianismus“, wie Erich Schmidt sich drastisch ausdrückt<sup>4)</sup>, aber bald wird er diese abgeworfen haben und mit größerem Nachdruck seine eigenen Ansichten im Gegensatz zu seinem Meister offenbaren. Lessings Tätigkeit gleicht einer Kette, deren Glieder abwechselnd aus Kritiken und Dramen gebildet werden, Lessing ist ebensosehr Dramaturg wie Dichter.

1) Lessings sämtliche Schriften, herausgegeben von K. Sachmann und Maltzahn, Leipzig 1853 flg. (weiterhin zitiert: L.-M.).

2) Es ist offenbar ein Versehen, wenn Erich Schmidt in seinem „Lessing“ (I 166) bemerkt, Lessing habe im zufälligen Wust Lope vergessen. — Er erwähnt vielmehr „Lopez de Vega“ als den ersten unter den zitierten spanischen Dichtern (L.-M. III p. 10).

3) L.-M. III 133 flg. 4) „Lessing“ I 171.

In derselben Zeit, als er in den „Beiträgen“ die Nachahmung moderner Dramatiker empfahl, vielleicht sogar schon etwas früher, schrieb er den Entwurf zu seinem Trauerspiel „Henzi“, der allerdings erst 1753, im 22. und 23. seiner Briefe, veröffentlicht wurde, aber wohl schon im Oktober 1749 begonnen worden war<sup>1)</sup>, da der Berner Revolutionär Henzi bereits am 17. Juli 1749 enthauptet wurde und Lessings Quelle die vom 8. Juli bis 17. Oktober 1749 erschienenen Berichte der „Boschischen Zeitung“ waren.<sup>2)</sup> Es ist die Frage, ob dieses Fragment in dieser Abhandlung eine Stelle finden darf, ob es wirklich als ein bürgerliches Trauerspiel anzusehen ist. Lesen wir doch schon in den „Neuen Erweiterungen der Erkenntnis und des Vergnügens“ (Stück 36) aus dem Jahre 1755<sup>3)</sup> über den „Henzi“: „Ich besinne mich aber doch noch, daß dieser Henzi einer der vornehmsten Männer seines Vaterlandes und das Schicksal desselben mit dem Schicksal des Henzi verbunden war. Erstlich betrifft die Handlung des Stückes den Nutzen eines ganzen Landes, sei er so klein als er wolle; folglich ist sie groß und größer als die Handlung in einem bürgerlichen Stück sein kann, wo nur die Angelegenheiten einiger Privatpersonen vorkommen.“ Auch Hettner nennt „Henzi“ ein heroisches Trauerspiel, welches keine Neuerung sei, da hier nicht einfache Bürger, sondern „Standespersonen“, Staatsmänner auftreten<sup>4)</sup>, während Danzel<sup>5)</sup> meint, einen schlagenderen Beweis für Lessings damaligen Standpunkt, auf dem er das Neue zwar bereits ahnte, es aber noch in den Formen des Alten verwirklichen wollte, könnte es kaum geben, denn dieses Fragment behandle eine Geschichte, welche erst 1749 im Kanton Bern vorgefallen sei, und wir hätten es lediglich mit bürgerlichen Leuten zu tun. Wir hätten hier also bereits einen Ansat zu einem bürgerlichen Trauerspiel, zu welchem das uns innerlich und äußerlich Naheliegende, das, was wir zu Hause haben, wie Schiller sagt, zu behandeln sei. Auch in den „Neuen Erweiterungen“ aus dem Jahre 1755, welche Danzel zitiert,<sup>6)</sup> heißt es, wenn die Bedingungen eines bürgerlichen Trauerspieles stattfinden sollen, passen sie einzig auf dieses Stück; bürgerliches Trauerspiel möge heißen, was bürgerliche Helden vorführe, wie Cato, Henzi. — Erich Schmidt sieht das Revolutionäre und Bedeutungsvolle unseres Torso darin, „trotz allen Forderungen

1) Wunder, „Lessings Schriften“, III, Stuttgart, Göschen, Vorrede p. IX.

2) Bogberger, 54 zum Teil noch ungedruckte dramatische Entwürfe und Pläne W. E. Lessings. Berlin, Hempel, 1876. p. 440 flg.

3) Danzel-Guhrauer, Lessing, S. 305 Anm.

4) Hettner, Literaturgesch. des 18. Jahrhunderts III, 2. Teil p. 495.

5) Danzel, „Lessings Leben“ I 164 flg. 6) Danzel-Guhrauer S. 305 Anm.

erlauchter Herkunft und idealer Ferne, das Häuflein Demokraten und Ratsherren für ein Trauerspiel anzuwerben, Männer der unmittelbarsten Gegenwart mit ihren bürgerlichen Namen, die eben durch alle Zeitungen liefen<sup>1)</sup>." Von diesem Standpunkte betrachtet, bildet der „Genzi“ allerdings ein nicht zu übersehendes Glied in der Untersuchung von Lessings Ansichten über das bürgerliche Trauerspiel. „Genzi“ ist zwar noch nicht ein solches zu nennen, aber es ist doch schon ein Anfaß dazu. Freilich ist die Abhängigkeit vom französischen Drama noch groß; in gereimten, nicht gerade sehr fließenden Alexandrinern hören wir die Personen sprechen, und die Einheiten werden streng gewahrt, so streng, wie es eben angeht; denn um die Einheit des Ortes zu erhalten, will Lessing, wie er im 22. Brief sagt<sup>2)</sup>, einen inneren Vorhang auf der Bühne aufziehen, wenn er seine Helden redend vor der Ratsversammlung zeigen will, also ein ähnliches Auskunftsmittel gebrauchen, wie er es auch in der „Miß Sara Sampson“ anwendet, später aber verschmäht. Auch die Einheit der Zeit sucht er zu beobachten, obwohl gewisse große Geister „diese kleinen Regeln“ ihrer Aufmerksamkeit nicht würdig geschätzt haben würden; die Anfänger in der Dichtkunst müssen sich denselben aber nun schon unterwerfen. „Aber“, fährt Lessing fort, „wird man nicht das schon für eine Übertretung der Regeln halten, daß der Stoff unseres Trauerspieles so gar zu neu ist?“ Diese Wahl eines ganz neuen Ereignisses, das eben noch in den Zeitungen besprochen worden war, die Darstellung von Bürgern, welche ihr Vaterland befreien wollen, die aber doch eben nur Bürger sind, das war ein neuer, kühner Wurf.

Aus der Gegenwart tauchte Lessing jedoch, ohne sein Fragment zu vollenden, in das Altertum zurück, um sich durch Livius für einen anderen tragischen Stoff zu begeistern: es ist die Geschichte der Virginia. Die Veranlassung dazu war für ihn die Analyse des Trauerspieles „Virginia“ des Spaniers Montiano, welche er im Jahre 1754 in der „Theatralischen Bibliothek“ im Auszug nach der französischen Übersetzung von Hermilly gab, welcher das Stück nicht ganz hatte übersetzen wollen, weil die Franzosen keine prosaischen Trauerspiele lesen mögen. Obwohl Lessing eine ähnliche Ursache für sich nicht geltend machen will<sup>3)</sup>, bietet er seinen Lesern doch lieber diese Übersetzung aus dem Französischen, als daß er ganz darauf verzichtet. Auch eine französische Dramatisierung desselben Stoffes von Campistron und eine englische von Crisp war Lessing bekannt geworden<sup>4)</sup>, so daß wir wohl mit Erich Schmidt annehmen

1) „Lessing“ I p. 216.

2) L.-M. III p. 346.

3) L.-M. IV p. 177.

4) E. Schmidt, Lessing II p. 6 fgg.

dürfen, daß in diese Zeit die ersten Gedankenkeime zu Lessings „Virginia“ fallen, die er als „Römertragödie mit politischem Nerv“ zu gestalten beabsichtigte, die jedoch erst nach einigen Jahren eine festere Gestaltung auf dem Papier annehmen sollte.

Mit diesen dramatischen Plänen und Entwürfen gingen kritische Untersuchungen Hand in Hand, welche Lessing mit dem Jahre 1754 in der „Theatralischen Bibliothek“ veröffentlichte. Dieselbe beginnt mit einer Abhandlung vom weinerlichen oder rührenden Lustspiel, welches Lessing gegen das bürgerliche Trauerspiel abzugrenzen versucht. Das Lustspiel, so führt er aus, hat man um einige Staffeln erhöht, das Trauerspiel um einige herabgesetzt. In jenem will man die Welt einmal weinen und an stillen Tugenden ein edles Vergnügen finden lassen. Hier hält man es für unbillig, daß nur Regenten und hohe Standespersonen in uns Schrecken und Mitleid erwecken sollen, man suchte sich also aus dem Mittelstande Helden und schnallte ihnen den tragischen Stiefel an. Aus dieser zweiten Veränderung ging das bürgerliche Trauerspiel hervor, und zwar entstand dasselbe bei den Engländern, welche immer alles Große zu sich herunterziehen wollen, denen es ärgerlich war, gekrönten Häuptern viel voraus zu lassen. Der Engländer glaubt zu fühlen, daß gewaltsame Leidenschaften und erhabene Gedanken nicht mehr für sie als für einen aus seinen Mitteln wären.<sup>1)</sup> — Hier definiert Lessing zum erstenmal das bürgerliche Trauerspiel, und die Stelle ist ein neuer Beweis für seine Wertschätzung der Engländer, die er schon in den „Beiträgen“ als Muster aufgestellt hatte. Eine genauere Beurteilung wollte Lessing sich, wie er sagt, „auf einen anderen Ort sparen“, aber statt weiterer theoretischer Betrachtungen erschien bereits im Jahre darauf, 1755, die erste bedeutendere Frucht seiner hauptsächlich von England inspirierten Studien, das bürgerliche Trauerspiel „Miß Sara Sampson“. Aus zwei Grundmotiven setzt sich dieses Stück zusammen: aus George Lillo's „Kaufmann von London“ und Richardson's „Clarissa Harlowe“, dem ersten bürgerlichen Trauerspiel und dem ersten großen Familienromane. Es war kein Zufall, daß die neue Richtung gerade in England, dem Lande des kräftig aufstrebenden Bürgertums, ihre Entstehung hatte. Ein demokratisches Volk war nicht zufrieden, daß das Bürgertum auf der Bühne verspottet wurde und immer nur seine Laster und Torheiten die Zielscheibe des Witzes in den Lustspielen waren; so kam es, daß das stärker erwachende Selbstgefühl des dritten Standes eine neue Gattung des Dramas erzeugte, in welcher die Tragik des bürgerlichen Standes zur Darstellung gelangte.

1) A.-M. II p. 114—115.

Schon Otway, Southerne und Rowe hatten sich früher in bürgerlichen Schauspielen versucht, bis unter dem Einfluß von Richardsons Familienroman der „Kaufmann von London“ von Lillo 1730 erschien.

In diesem Drama besitzt ein rechtlicher und vermögender Kaufmann, Mr. Thorowgood, eine tugendhafte Tochter Maria und einen ehrlichen Buchhalter Trueman. In seinem Geschäft ist aber noch ein anderer junger Mann, Barnwell, angestellt, der zwar ein einnehmendes Äußeres besitzt, aber außerordentlich leichtsinnig ist. Eine Buhlerin, Millwood, verleitet ihn zu Veruntreuungen im Geschäft seines Prinzipals. Er entflieht aus London, ermordet einen reichen Oheim, wird von seiner Geliebten jedoch verraten und endet am Galgen. — Wenden wir uns jetzt vom bürgerlichen Drama zum Familienroman. Der Roman lautet: „Clarissa oder die Geschichte eines jungen Mädchens, die wichtigsten Beziehungen des Familienlebens umfassend und insbesondere die Mißfälle enthüllend, die daraus entstehen, wenn Eltern und Kinder in Heiratsangelegenheiten nicht vorsichtig sind.“ Clarissa, das Ideal der liebenswürdigsten Weiblichkeit, soll von ihren Verwandten gezwungen werden, einen reichen, ihr jedoch verhassten Bewerber zu heiraten. Da entflieht sie aus dem Elternhause zu ihrem Anbeter Lovelace. Dieser ist ein Gentleman, aber ein Wüstling; er bringt Clarissa in das Haus einer Kupplerin, betäubt sie durch Opium und schändet sie. Clarissa nimmt sich dies so zu Herzen, daß sie stirbt, nachdem sie sich mit ihrer Familie ausgesöhnt hat. Lovelace, von Gewissensbissen gemartert, fällt im Zweikampf gegen einen Better der Clarissa.

Die äußere Ähnlichkeit im Gange der Handlung und in der Zeichnung der Personen, welche Lessings Drama mit diesen beiden englischen Vorbildern aufweist, ist augenscheinlich.

Miß Sara Sampson weilt mit ihrem Verführer Mellefont in einem elenden Gasthose. Sie leidet körperlich und seelisch unter diesem Leben, bei dem Gedanken an den verlorenen Vater, und unter dem Bewußtsein ihrer Schuld, die ihr noch größer erscheint, da Mellefont noch immer zögert, ihren Bund durch kirchlichen Segen weihen zu lassen. Da empfängt Mellefont einen Brief von seiner früheren Geliebten, Marwood, welche seinen Aufenthaltsort ausgekundschaftet hat und nun herbeigeeilt ist, um den Ungetreuen wieder an sich zu fesseln. Als sie sieht, daß ihre Künste vergeblich sind, droht sie, ihn und sein Kind Arabella zu töten, und in ihrer Raserei zückt sie den Dolch sogar auf Mellefont. Schließlich verspricht sie den Ort zu verlassen, nachdem Mellefont ihr erlaubt hat, einmal seine Braut zu sehen. Doch schon vorher hatte Marwood Saras Vater, Sir William Sampson, den Aufenthaltsort seiner Tochter mitteilen lassen. Er ist unverzüglich dorthin geeilt und schickt seiner Tochter brieflich seine Ver-

gebung. Nach längerem Zögern entschließt diese sich, den Brief zu lesen und gerührt von des Vaters Güte, will sie ihm antworten, als Marwood eintritt, um unter dem Namen einer Tante Mellefont's Sara zu besuchen. In ihrer Unterredung enthüllt sie der Sara die Existenz Arabellens und gibt sich ihr schließlich als Marwood zu erkennen. Sara flieht entsetzt vor ihrem Anblick und Marwood, von Rachsucht getrieben, eilt ihr nach. Am Schluß erfahren wir durch einen Brief von ihr, daß sie Sara vergiftet hat und mit Arabella nach England entflohen ist, um das Kind als Geisel zu behalten. Bei dieser entsetzlichen Entdeckung erscheint im letzten Augenblicke Sir William, welcher gerade noch Zeit hat, seiner reuigen Tochter zu vergeben, worauf Mellefont sich mit dem der Marwood vorhin entrißenen Dolch entleibt. Die herbeigerufenen Ärzte kommen zu spät an, und dem alten Vater bleibt als einziges Vermächtnis seiner toten Kinder Arabella, die er an Kindes Statt annehmen will, während Marwood ihrem eigenen Schicksal überlassen wird.

Es ist nicht zu leugnen, daß dieses Drama in seiner Handlung sowie in der Zeichnung der Personen große Schwächen zeigt. Lessings Kind ist, wie er selbst sagt, „bucklig“. Man hat darüber gespottet, daß die ganze Handlung sich nur in Gasthöfen abspielt, in dem einen wohnt Marwood mit ihrem Mädchen, in dem anderen sind mehrere Zimmer vergeben; das eine bewohnt Sir William mit seinem Diener Waitwell, das zweite Mellefont mit seinem Bedienten Norton, das dritte Sara mit ihrem Mädchen Betty. Nach französischer Mode hat jede Person ihren Vertrauten. Statt einer flott fortschreitenden Handlung haben wir lange und oft sehr langweilige Betrachtungen und Gefühlsergüsse, und anstatt daß der liebende Vater zur Tochter eilt, um sie zu umarmen, oder die reuige Tochter zum Vater stürzt und seine Vergebung erfleht, werden Briefe zwischen ihnen gewechselt, obgleich sie doch in demselben Gasthose wohnen. Wie lange dauert es, bis Sara den Brief ihres Vaters erbricht, da sie fürchtet, daß derselbe nicht zart genug abgefaßt sei! Welches eigentümliche Raisonement liegt in ihren Worten: „Wenn sein Brief alles enthielte, was ein aufgebrachter Vater in solchem Falle Heftiges und Hartes vorbringen kann, so würde ich ihn zwar mit Schauern lesen, aber ich würde ihn doch lesen können. Ich würde gegen seinen Zorn noch einen Schatten von Verteidigung anzubringen wissen, um ihn durch diese Verteidigung womöglich noch zorniger zu machen. Meine Beruhigung wäre alsdann diese, daß bei einem gewaltsamen Zorne kein wehmütiger Gram Raum haben könne, und daß sich jener endlich glücklich in eine bittere Verachtung gegen mich verwandeln werde. Wen man aber verachtet, um den bekümmert man sich nicht mehr. Mein Vater wäre wieder ruhig, und ich dürfte mir nicht vor-

werfen, ihn auf immer unglücklich gemacht zu haben (Akt III, Szene 3). Erst als Waitwell, eine Notlüge gebrauchend, sagt, der Brief sei vielleicht zu hart, entschließt sich Sara, das väterliche Schreiben zu öffnen. Schon der Kritiker im „Journal étranger“ nannte dieses Gefühl der Sara „rempli de délicatesse et de vérité, mais le poète l'a affaibli en l'exagérant“.<sup>1)</sup> Fast komisch wirkt der 1. Auftritt des 4. Aufzuges, wo Sara und Mellefont sich trennen, um in ihre Zimmer zu gehen und jedes einen Brief an Sir William zu schreiben; dann wollen sie sich gegenseitig ihre Briefe vorlesen, ehe sie dieselben abschicken. Auch die Katastrophe ist schon öfters getadelt worden. Hettner<sup>2)</sup> nennt diese Tragödie eine Intrigen-  
tragödie, weil die Schuld der Sara eigentlich nur ein sühnhafter Fehltritt ist, und ein fremdes Motiv, die rachsüchtige Eifersucht der Marwood, das Ende herbeiführt, während Kuno Fischer den tragischen Ausgang deshalb als unmotiviert ansieht, weil die Tat der Marwood aus Eifersucht erfolgen mußte, „aber die Buhlerin ist nicht eifersüchtig, denn sie liebt den abtrünnigen Mann nicht, sondern will ihn nur ausbeuten“. Ebenso unbegründet sei es, daß Mellefont die Marwood seiner Braut als seine Verwandte zuführt, wodurch allein jenes tragische Ende der Sara ermöglicht werde, ein Vorwurf, der bereits im „Journal étranger“ im Jahre 1761 gegen Lessings Drama erhoben worden war. Ziemlich allein steht Löbell mit seinem Versuch einer Rettung. Das Drama sei wahrhaft tragisch, so meint er, weil der unglückliche Ausgang ein innerlich notwendiger sei, da er nicht in der Giftmischerei der Marwood liege, sondern in dem „unverbesserlichen Wankelmuth Mellefont's“. — Es ist wahr, daß dieser unglückliche Liebhaber an seinem eigenen Schwanken zugrunde geht, sein unbeständiger Charakter brauchte jedoch noch nicht die unbedingt notwendige Ursache von Saras Untergang zu sein. Sara fällt der Eifersucht der Marwood zum Opfer, aber daß sie als schwaches, schuldloses Opfer fällt, das ist das Untragische. Es ist unverständlich, wie Kuno Fischer die Handlung der Marwood als eine Folge ihrer Erpressungssucht darstellen will. Gewiß ist sie eine Kokette im schlimmsten Sinne des Wortes, aber trotzdem kann sie den Mellefont geliebt haben und ihre Eitelkeit es nicht ertragen, daß eine Nebenbuhlerin ihr vorgezogen wird. Kaum kann sie ihre Aufregung bemeistern, als sie Mellefont bei sich erwartet. „Scheine ich dir nicht ein wenig unruhig, Hannah? Ich bin es auch. — Der Verräter!“ und als der Erwartete gemeldet wird: „Ach Hannah, nun ist er da! Wie soll ich ihn empfangen? Was soll ich sagen? Welche Miene soll ich annehmen?“ (II, 2). Ihr Zorn

1) Danzel-Guhrauer p. 467 flg.

2) Hettner l. c. p. 506.



über Mellefont's Untreue macht sich in den wild erregten Worten Luft: „Du wirst mich verstehen! Zittere für deine Bella! Ihr Leben soll das Andenken meiner verachteten Liebe auf die Nachwelt nicht bringen, meine Grausamkeit soll es tun. Sieh in mir eine neue Medea!“ (II, 7). Helle Rache und Eifersucht flammt auf in der Drohung gegen Sara: „Aber doch soll sie Wahrheit, Verleumdung und Drohungen von mir hören“ (IV, 5), sowie in dem triumphierenden Ausruf: „Welche Wollust, eine Nebenbuhlerin in der freiwilligen Erniedrigung zu unseren Füßen durchbohren zu können“ (IV, 9). Am Schluß schreibt sie an ihren einstigen Anbeter ohne Rückhalt: „Rache und Wut haben mich zu einer Mörderin gemacht“ (V, 10). Diese Worte sind der Schlüssel zum Verständnis ihrer Handlungsweise und erklären die Katastrophe des ganzen Stückes.

Die Charakteristik der übrigen Personen läßt viel zu wünschen übrig. Der Vater, Sir William Sampson, ist der milde Philanthrop, unerschütterlich in seinem Glauben an die Menschheit; Marwood freilich nennt ihn einen guten alten Narren (IV, 4). In seiner grenzenlosen Milde klagt er sich an, selbst den größten Fehler bei diesem Unglück begangen zu haben (III, 1) und macht sich heftige Vorwürfe, nicht schon früher seine Sara aufgesucht zu haben, anstatt erst eine briefliche Antwort von ihr zu erhalten (V, 9); und wie merkwürdig begründet er sein langes Zögern: „Ein heimlicher Unwille mußte in einer der verborgensten Falten des betrogenen Herzens zurückgeblieben sein, daß ich vorher deiner fortdauernden Liebe gewiß sein wollte, ehe ich dir die meinige wieder schenkte. Soll ein Vater so eigenmächtig handeln? Sollen wir nur lieben, die uns lieben?“ Während der redselige alte Herr so weiter philosophiert, bemerkt er gar nicht, daß seine Tochter immer schwächer und kränker wird, bis er schließlich in seiner Angst seinen getreuen Waitwell herbeiruft: „Was soll ich tun, Waitwell? Wohin soll ich laufen? Was soll ich daran wenden? Mein Vermögen? Mein Leben? Sage doch!“ (V, 9). Und als all das Unglück geschehen ist, Sara und Mellefont tot sind, verzeiht er dennoch dem leichtsinnigen Verfänger seiner Tochter: „Ach, er war mehr unglücklich, als lasterhaft“ (V, 10).

Sara, die Hauptperson des Dramas, die ein so tragisches Ende erleidet, tritt nirgends handelnd auf. Sie jammert nur, weint und klagt über ihr Unglück und wird nur einmal leidenschaftlicher, nämlich in der Szene mit der Marwood, wo sie vor ihrer Nebenbuhlerin den etwas unmotivierten und stark nach Effekthascherei aussehenden Fußfall tut.

Arabella, welche noch ein Kind sein soll, hat wenig Kindliches an sich, sondern verrät schon nicht unbedeutende Kenntnisse von den Sitten der eleganten Lebewelt.

Die beiden Diener Waitwell und Norton sind weiter nichts als Moralprediger, von denen namentlich der erstere durch seine langatmigen Reden geradezu unerträglich wird. Um ihn mild zu charakterisieren, wollen wir ihn mit seinen eigenen Worten zeichnen: „Ich bin ein alter Plauderer“ (III, 3).

Was dieses Trauerspiel Lessings uns heute so ungenießbar erscheinen läßt, ist die große Rührseligkeit, welche darin herrscht, und das ewige Moralisieren in demselben. Gleich am Anfang betritt Sir William weinend die Bühne, Sara vergießt beständige Tränen, ja selbst der leichtlebige Mellefont wird durch seine Braut angesteckt, denn auch bei ihm läuft die erste Träne, die er seit seiner Kindheit geweint, die Wange herunter (I, 5), und auch Waitwell wischt sich die Augen (III, 3). Wie angenehm aber den Zeitgenossen des Dichters eine solche Entleerung der Tränenbrüsen war, erfahren wir aus einer Besprechung des Stückes aus dem Jahre 1755, in der es heißt: „Wir haben nicht leicht etwas so Rührendes gelesen, als dieses Trauerspiel, so uns mit Schauer und Vergnügen erfüllet hat. Die Sittenlehre, daß der, so selbst Ursache hat, Vergebung zu wünschen, vergeben soll, ist unvermerkt eingebracht, und in einem sehr starken Lichte, da wo man sie nicht erwartete, vorgestellt<sup>1)</sup>.“ Die aus jener Rührung folgende Besserung der Zuschauer und ihre bessere Erkenntnis der Tugend war eben der Zweck der bürgerlichen Tragödie jener Zeit, und wir finden in jedem Akte der „Miß Sara Sampson“ eine Menge von Stellen, die solche Tugendlehren enthalten. „Wenn unsere Taten, so philosophiert Sara, unseren Pflichten und der Tugend gemäß sind, so dienen die sie begleitenden Einbildungen zur Vermehrung unserer Ruhe und unseres Vergnügens“ (I, 7). Von ihrer eigenen Tugend will sie nicht mehr sprechen hören; sonst klang ihr dieses Wort süß, jetzt schallt ihr ein schrecklicher Donner darin (ib.). Mellefont's Lebensanschauung ist nicht ganz so eng, denn er erwidert: „Wie? Muß der, welcher tugendhaft sein soll, keinen Fehler begangen haben? Hat ein einziger so unselige Wirkungen, daß er eine ganze Reihe unsträflicher Jahre vernichten kann? So ist kein Mensch tugendhaft, so ist die Tugend ein Gespenst, das in der Luft zerfließt, wenn man es am festesten umarmt zu haben glaubt; so hat kein weises Wesen unsere Pflichten nach unseren Kräften abgemessen, so ist die Lust, uns strafen zu können, der erste Zweck unseres Daseins.“ Als die Marwood alle ihre Künste aufbietet, um Mellefont wieder in ihre Netze zu ziehen, wappnet sich dieser mit dem Panzer der Tugend: „Ein tugendhafter Entschluß sichert mich gegen Ihre Zärtlichkeit und gegen Ihren Wiß“ (II, 3).

1) Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen. 2. Juni 1755.

Sir William lobt seinen Diener: „Der Zweifel, guter Waitwell, macht deiner Tugend Ehre“ (III, 1). Ganz besonders beredt weiß Sara über die Tugend zu belehren. Der Marwood setzt sie in längerer Rede auseinander, daß es nicht darauf ankomme, „die Schranken zu bestimmen, die uns die Tugend bei der Liebe setzt, sondern bloß darauf, die menschliche Schwachheit zu entschuldigen, wenn sie in diesen Schranken nicht geblieben ist, und die daraus entstehenden Folgen nach den Regeln der Klugheit zu beurteilen“ (IV, 8). Als das Gift der Marwood schon in Saras Körper wühlt, bedauert sie in ihrem Gespräch mit Mellefont, daß wir zu gewissen Tugenden bei einem gesunden und seine Kräfte fühlenden Körper weniger als bei einem siechen und abgematteten aufgelegt seien (V, 5), und ihren fassungslosen Vater sucht sie zu trösten durch die Abschiedsworte: „Die bewährte Tugend muß Gott der Welt lange zum Beispiel lassen, und nur die schwache Tugend, die allzuvielen Prüfungen vielleicht unterliegen würde, hebt er plötzlich aus den gefährlichen Schranken“ (V, 10). Diese tugendhafte Sara ist die genaue Kopie der Clarissa, welche Richardson auch als ein „exemplar to her Sex“ darstellen wollte und von der er in der Vorrede zu seinem Roman sagt: „As far as is consistent with human frailty, and as far as she could be perfect, . . . she is perfect.“

Vergleicht man den Inhalt der „Miß Sara Sampson“ mit ihren englischen Vorbildern, so tritt die Abhängigkeit Lessings von diesen schon in den äußeren Umrißen der Handlung deutlich hervor. Bei allen drei Dichtern wird ein tugendhaftes Mädchen aus guter Familie von einem leichtsinnigen Manne verführt, der seine Tat mit dem Leben zu büßen hat. Näher steht Lessings Drama dem Lilloſchen, als Richardsons Roman, nicht nur im prosaischen Dialog, sondern auch in der Einführung des braven, rechtschaffenen Vaters, der streng auf Tugend hält, sowie des verführerischen Weibes, das der Tochter ihren Bräutigam zu entreißen sucht und der Typus jener Reihe von „Machtweibern“ geworden ist, die bis zur Fürstin Udaschkina in Freytags „Graf Waldemar“ fortreicht. — Dennoch bedeutet die „Miß Sara Sampson“ einen Fortschritt in der Entwicklung des bürgerlichen Trauerspiels seit Lillo. Obwohl der Name für diese Gattung schon von Gottsched gebraucht worden war<sup>1)</sup>, so erschien er doch wohl noch als etwas Neues, Ungewohntes, als Lessing seine „Miß Sara Sampson“ im Jahre 1755 als „bürgerliches Trauerspiel“ bezeichnete; denn in einer Selbstrezension des 5. und 6. Teiles seiner Schriften<sup>2)</sup> sagt Lessing von seinem Drama: „Ein bürgerliches Trauerspiel! Mein

1) Danzel I 297.

2) L.-M. V 50 (aus der Berlinischen privilegierten Zeitung vom Jahre 1755).

Gott! Findet man in Gottscheds kritischer Dichtkunst ein Wort von so einem Ding!" Und er fährt fort: „Dieser berühmte Lehrer hat schon länger als zwanzig Jahre seinem lieben Deutschland die drei Einheiten vorgepredigt, und dennoch wagt man es hier, die Einheit des Ortes recht mit Willen zu übertreten. Was soll daraus werden?“ Zwar ist dieser neue Schritt noch etwas schüchtern getan, denn wenn auch die Handlung der „Miß Sara“ in verschiedenen Zimmern zweier Gasthöfe sich abspielt, so ist doch eben der Gasthof stets der Ort der Handlung, und einmal greift Lessing sogar zu dem Auskunftsmittel des inneren Vorhanges auf der Bühne, um einen Szenenwechsel weniger auffällig zu machen. Daher hielt Ackermann in seiner Ankündigung der Aufführung der „Miß Sara Sampson“ in Frankfurt a. M. es für nötig, den Dichter in Schutz zu nehmen, wenn er darin sagt: „Das Stück weicht wenig von den Regeln der Zeit ab, und die Einheit des Ortes ist, wo nicht ganz, doch wahrscheinlich beobachtet.“<sup>1)</sup>

„Miß Sara Sampson“ ist ein bürgerliches Trauerspiel, aber nicht im Sinne Villos, denn wir finden nicht mehr den Gegensatz zwischen Bürger- und Adelsstand, da Sir William Baronet ist. „Bürgerlich“ ist hier vielmehr ganz allgemein der Gegensatz zum „Heroischen“, wie es sich in den Göttern und Königen der hohen Tragödie verkörperte. Villos spricht noch mit Nachdruck von den Vorzügen des Kaufmannsstandes, bei Lessing hören wir kein Wort mehr von Berufs- oder Standesehre. Villos führt die Lösung auf kriminalistischem Wege herbei, und der Galgen steht drohend auf der Bühne, ein Schrecken für die Zuschauer, damit ihnen die schlimmen Folgen des Diebstahls recht deutlich vor Augen geführt und sie moralisch gebessert würden. Lessing gibt uns die Darstellung eines rein menschlichen inneren Konfliktes, ohne Rücksicht auf den Rang der Personen, eine Dramatisierung der „festen Bande des sittlichen Familienlebens“; er strebt nach strengerer Zeichnung der Hauptcharaktere und einer Steigerung der seelischen Kämpfe. Diesen letzteren Fortschritt über Villos hinaus verdankte er seiner Lektüre von Richardson's Romanen. Bis dahin war man an dem modernen Familienleben vorübergegangen, wie „der Pflüger an den schönsten ländlichen Prospekten“<sup>2)</sup>; da schilderte Richardson mit hinreißender Kraft und Wahrheit die unbewußten Äußerungen verschämten Sehns in reinen kindlichen Mädchenherzen, den Jubel ihrer Erwiderung gewisser Liebe, die großartigen Ausbrüche ungeheurer, alles zerstörender Leidenschaften, die tragische Selbstzerrüttung tief angelegter, machtvoller Charaktere. Ohne

1) Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, IX, Frankfurt a. M. 1882 p. 488.

2) Danzel-Guhrauer p. 292.

Richardson hätte Lessing wohl nicht den weichen, zwischen Tugend und Laster, zwischen Eitelkeit und Selbstüberwindung schwankenden Mellefont geschaffen, noch die von Wut und Rache getriebene, den schuldigen Geliebten und dessen schuldblose Braut dem Untergange weihende Marwood, eine moderne Medea. Mit „Miß Sara Sampson“, dem „Ei des Columbus“ in unserer dramatischen Literatur, wie Devrient das Drama drastisch nannte<sup>1)</sup>, war das bürgerliche Trauerspiel Villos zu einer Familientragödie geworden.

Nach diesem Erfolg, welchen Lessing errungen hatte, blieb der Bruch mit der französischen Alexandrinertragödie nicht lange aus. In einigen kritischen Abhandlungen eröffnete Lessing den Kampf von neuem und mit größerer Energie als zuvor. In der Vorrede zu einer Übersetzung von Thomsons Trauerspielen (1756)<sup>2)</sup> rühmt Lessing Thomsons Kenntnis des menschlichen Herzens und seine magische Kunst, jede Leidenschaft vor unseren Augen entstehen, wachsen und ausbrechen zu lassen. Diese Kunst lehre kein Aristoteles, kein Corneille. Alle ihre Regeln können, aufs höchste, nichts als ein schulmäßiges Gewäch hervorbringen. Man könne wohl ein Trauerspiel nach allen Regeln verfertigt haben, ohne daß es damit schon ein wirkliches Trauerspiel sei. Es sei so, als wenn ein Bildhauer eine menschliche Bildsäule gemacht hat, diese sei darum noch kein Mensch, denn es fehle ihr die Seele. Lessing möchte lieber der Urheber des „Kaufmanns von London“ sein, als der des „sterbenden Cato“, wenn dieser letztere auch nach allen Regeln der Kunst verfaßt sein sollte. Denn bei einer einzigen Vorstellung des ersteren seien mehr Tränen vergossen worden, als bei allen Vorstellungen des anderen, „und nur diese Tränen des Mitleids und der sich fühlenden Menschlichkeit sind die Absicht des Trauerspiels, oder es kann gar keine haben.“ Den Wert der Regeln leugnet Lessing nicht ganz, da auf ihnen die richtigen Verhältnisse der Teile beruhen, da durch sie das Ganze Ordnung und Symmetrie erhält. Auch Corneille vernachlässigte die Regeln nicht ganz, aber er opferte sie ohne Bedenken wesentlicheren Vollkommenheiten auf. Thomson, dessen Regelmäßigkeit Lessing lobt, ist aber nicht allein französisch, sondern griechisch regelmäßig. — Den Franzosen werden also die Engländer und die Griechen als nachzuahmende Muster gegenübergestellt.

Die Theorie des bürgerlichen Trauerspiels ging Lessing in dieser Zeit viel im Kopfe herum. In einem Brief an Nicolai vom 28. Juli 1756 schreibt er dem Freunde, daß er eine Menge unordentlicher Gedanken über

1) Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst, II, Leipzig 1848 p. 125.

2) L.-M. V 72 fig.

das bürgerliche Trauerspiel aufgesetzt habe, die er ihm schicken wollte. Dieses Versprechen hat Lessing zwar nicht gehalten, aber an mehreren anderen Stellen seiner Briefe an Nicolai und Mendelssohn<sup>1)</sup> geht er der französischen Tragödie scharf zu Leibe. Wie schon in der Vorrede zu Thomsons Trauerspielen, sieht Lessing den Hauptzweck der Tragödie in ihrer moralischen Wirkung. Die Tragödie soll unsere Fähigkeiten, Mitleid zu fühlen, erweitern. Der mitleidigste Mensch aber ist der beste Mensch. Wer uns also mitleidig macht, macht uns besser und tugendhafter, und das Trauerspiel, das jenes tut, tut auch dieses, oder — es tut jenes, um dieses tun zu können. Die Bewunderung kann nur eine untergeordnete Stelle im Trauerspiel finden, denn einem Helden, den man wegen seiner Größe bewundert, wird man nicht nacheifern. Jede heroische Eigenschaft eines Helden ist mit Unempfindlichkeit verbunden, und diese schwächt unser Mitleid. Die Bewunderung kann nur mittels der Nacheiferung bessern, und die Nacheiferung setzt eine deutliche Erkenntnis der Vollkommenheit, der man nacheifern will, voraus. Die wenigsten Menschen aber besitzen diese Erkenntnis. Das Mitleid dagegen bessert unmittelbar, den Mann von Verstande sowohl als den Dummkopf.

Durch diese Ausführungen stellt Lessing deutlich diejenige Gattung der Tragödie, welche Mitleid statt Bewunderung in uns erregt, nämlich die bürgerliche, als die wahre Tragödie hin. Es scheint jedoch, als ob neben dieser Beschäftigung mit den Grundsätzen des bürgerlichen Dramas alte Erinnerungen in Lessings Geist wieder lebendig wurden und ein echtes Römerstück in antikem Gewande aus seiner Feder fließen sollte. Es war oben bereits die Vermutung ausgesprochen worden, daß Lessing schon früher, als er die Analyse der „Virginia“ Montianos verfaßte, die Anregung zu einem Römerstück erhalten haben mochte. Die alten Gestalten tauchten jetzt wieder vor ihm auf, er schlug den Livius nach und entwarf den Plan zu seinem „Befreiten Rom“.<sup>2)</sup> Mit dem Dolche, mit welchem sich hier Lucretia vor dem Volke, nachdem sie ihre Schande erzählt, erstochen hat, tötet Brutus den König Tarquinius und wird so der Befreier Roms.

Doch bald wurde Brutus durch Virginius ersetzt, und in geheimnisvoller Weise deutete Lessing in Briefen an Mendelssohn und Nicolai vom Jahre 1757 die Entstehung einer neuen Tragödie an; doch nur der Anfang dieser „Virginia“ ist uns erhalten<sup>3)</sup>, denn Lessing unterzog diesen Plan

1) An Nicolai, November 1756, an Mendelssohn, 28. November 1756 und 18. Dezember 1756.

2) Vogberger l. c. p. 481. — „Das befreite Rom“ fällt in das Jahr 1756 oder 1757 nach Munder l. c. III, Vorrede p. XI.

3) Vogberger l. c. p. 631.

einer erneuten Umarbeitung unter dem wieder stärker werdenden Einfluß seiner neuen dramatischen Ideen. Er ließ das altrömische Gewand fallen und verlieh dem Stück eine bürgerliche Modernisierung. In einem Brief an Nicolai vom 21. Januar 1758 schreibt er, daß sein Sujet eine bürgerliche Virginia sei, der er den Titel „Emilia Galotti“ gegeben. Er habe nämlich die Geschichte der römischen Virginia von allem dem abgesondert, was sie für den ganzen Staat interessant machte; er habe geglaubt, daß das Schicksal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werter ist, als ihr Leben, für sich tragisch genug und fähig genug sei, die ganze Seele zu erschüttern, wenn auch gleich kein Umsturz der ganzen Staatsverfassung darauf folge. — Das Drama war in drei Akten angelegt, und der Verfasser gebrauchte ohne Bedenken die Freiheit der englischen Bühne. Erich Schmidt nimmt an, daß diese Wandlung des Stoffes sich zwischen Oktober 1757 und Januar 1758 vollzogen habe.

Dieser dramatische Stoff harrte jedoch noch eine Reihe von Jahren der endlichen Vollendung. Zunächst erfolgte in dem berühmten 17. Literaturbrief (vom 16. Februar 1759) der große Hauptschlag gegen Gottsched und den französischen Klassizismus. Lessing wünscht, daß Gottsched sich nie mit dem Theater vermengt hätte. Er war der Schöpfer eines neuen franzöfierenden Theaters, ohne zu untersuchen, ob dasselbe der deutschen Denkungsart angemessen sei. Er hätte aus unseren alten Stücken merken können, daß wir mehr in den Geschmack der Engländer als der Franzosen einschlagen; daß das Große, das Schreckliche, das Melancholische besser auf uns wirkt, als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte. — Wieder werden die Engländer den Franzosen entgegengestellt, diesmal aber wird nicht der schwächliche Villos, sondern Shakespeare auf den Schild erhoben. Wenn man seine Meisterstücke übersezt hätte, fährt Lessing fort, so würde es von besseren Folgen gewesen sein, als daß man die Deutschen mit Corneille und Racine bekannt gemacht hat. Corneille kommt den Akten bloß in ihrer mechanischen Einrichtung näher, Shakespeare dagegen in dem Wesentlichen. Der Engländer, der eigene Wege geht, erreicht den Zweck der Tragödie fast immer, der Franzose fast niemals, obgleich er die gebahnten Wege der Akten betritt. — Lessings Angriff gegen Gottsched in diesem Literaturbrief ist leidenschaftlich und maßlos. Gottscheds Wunsch war es gewesen, deutsche Originalwerke zu schaffen, nur beging er den Fehler, daß er sie auf künstlichem Wege hervorzwingen und sie nach dem Muster der französischen Literatur, welche er als die Musterliteratur der neuen Welt ansah, entstehen lassen wollte.<sup>1)</sup>

1) Danzel, Gottsched und seine Zeit, Leipzig 1848.

Auch Lessing konnte sich dem französischen Einfluß nicht ferner entziehen, freilich ging dieser Einfluß nicht von der klassischen Tragödie, sondern von Diderot aus. Des letzteren „Theater“ gab Lessing im Jahre 1760 heraus, im Vorwort erklärend, nach Aristoteles habe sich kein philosophischer Geist mit dem Theater abgegeben, und in der zweiten, in Lessings Todesjahr (1781) erschienenen Auflage bekennt er, daß sein Geschmack ohne Diderots Muster und Lehren eine ganz andere Richtung genommen haben würde, vielleicht eine eigenere, aber doch schwerlich eine, mit der am Ende sein Verstand zufriedener gewesen wäre.<sup>1)</sup> Wie Lessing in Deutschland, so hatte Diderot in Frankreich als Dramaturg und als Dramatiker im Gegensatz zur klassischen Tragödie das bürgerliche Drama zu begründen versucht. Gegen Boileaus starre Regeln und verknöcherte Gesetze hatte sich schon vor Diderot eine Reaktion geltend gemacht, welche an die Namen eines Molière de la Chaussée, eines Destouches, eines Marivaux anknüpft. In ihre Spuren, durch Richardsons Romane begeistert, trat Diderot, indem er das zeitgenössische Theater zunächst in seinem frivolen Roman: „Les Bijoux indiscrets“ einer scharfen, satirischen Kritik unterzog. Dieselbe fand jedoch noch wenig Beachtung, zumal da Diderot hier an Stelle des Alten noch nichts Neues zu setzen verstand. Erst in zwei dramaturgischen Abhandlungen („Dorval et moi“ und „Discours sur la poésie dramatique“) legte er seine Ansichten über das Drama, freilich in wenig systematischer Weise, nieder, und in zwei Dramen („Le Fils naturel“ und „Le Père de famille“) suchte er seine dramatische Theorie in die Praxis umzusetzen.

Der Grundgedanke seiner Theorie ist: Natur gegen Regel, wahre Empfindung gegen Rhetorik. Da der Mensch sich nicht immer bloß in freudiger oder bloß in trauriger Stimmung befinden kann, so führt Diderot als Bindeglied zwischen Komödie und Tragödie das „genre sérieux“ ein, welches die „comédie sérieuse“ und die „tragédie domestique“ umfaßt; jene hat die Tugenden und Pflichten der Menschen, diese ihre häuslichen Unglücksfälle zum Gegenstand. Während die Tragödie Charaktere darstellt, soll dieses genre sérieux ganze Stände in Musterbildern vorführen, wie den Gelehrten, den Kaufmann, den Philosophen usw., oder die verwandtschaftlichen Beziehungen des Menschenlebens auf die Bühne bringen, wie den Familienvater, den Gatten, die Schwester usw. Die Tugend ist im Drama nicht genug zu preisen; die tugendhaften Handlungen sollen die Zuschauer rühren und sie dadurch moralisch bessern. Da das genre sérieux die Natur nachahmen soll, so ist es natürlich, daß die darin auftretenden Personen nicht in Versen, sondern in Prosa sprechen. Die Einheiten werden streng

1) S.-M. VI p. 355—356.



beobachtet. Die Charaktere des genre sérieux sind allgemein und immer weniger individuell als in der Tragödie; sie dürfen nicht kontrastieren. Diener und episodische Personen sollen von der Bühne verbannt werden.

Diderots Dramen kennen nur den einen Gegenstand der in Prüfungen sich bewährenden Tugend. Auch hier herrscht der Gegensatz zwischen Tugend und Laster. Die ganze Handlung spielt sich mit ängstlicher Beobachtung der Ortseinheit in einem Salon ab. Die dramatische Verwicklung wird nur durch Mißverständnisse erhalten und durch romanhafte Wiedererkennungen und Rettungen aufgelöst. Es wird viel deklamiert, und Diderots Dramen sind ebenso unnatürlich wie die französischen Tragödien, nur daß statt des Phantoms der Ehre das der Tugend eingesetzt wird. Sie bleiben weit hinter seiner Dramaturgie zurück, und Lessing überschätzte die Bedeutung des „Hausvaters“ ganz gewaltig, wenn er sagt, unsere Schauspieler hätten angefangen, sich in diesem Stück selbst zu übertreffen, denn es sei weder französisch noch deutsch, sondern bloß menschlich.<sup>1)</sup> Diderot war wohl scharfsinnig in der Auffindung des Falschen, aber er war schwankend und unfähig im Neubau.

Weit über seinen dramaturgischen Abhandlungen mit ihren zwar geistvollen, aber unsystematisch und leicht hingeworfenen, etwas oberflächlichen Ausführungen, steht Lessings im Jahre 1767 in Hamburg begonnene „Dramaturgie“, aus der wir seine endgültigen, durch lange Beobachtung und scharfes Nachdenken ausgereiften Ansichten über das Wesen des Dramas im allgemeinen, wie auch des bürgerlichen Trauerspiels im besonderen, schöpfen können. Wir betrachten zunächst Lessings Ansichten über den Gegenstand des Trauerspiels, sodann über die Form desselben und schließlich über seine Wirkung.<sup>2)</sup>

Wie jede Kunst, so ist auch das Drama eine Nachahmung der idealisierten Natur (Stück 70). Wie schon Aristoteles sagte, ist es besonders die Nachahmung der Handlung, oder die Fabel, wie Lessing sie nennt, die den Dichter vornehmlich zum Dichter macht. Glückswechsel und Erkennung können die Handlung schöner und interessanter machen, aber keine tragische Handlung ist denkbar ohne das Leiden. Derjenige Glückswechsel ist der beste, welcher aus dem Besseren in das Schlimmere geschieht, und diejenige Behandlung des Leidens ist die beste, wenn die Personen einander nicht kennen, sondern erst in dem Augenblick, da das Leiden zur Wirklichkeit gelangen soll, einander kennen lernen, so daß es jedoch unterbleibt (38). In das Gebiet der Komödie gehören Dinge, welche zu unbeträchtlich sind, als

1) L.-M. VI 357. 2) Vgl. die Einleitung bei Schröter und Thiele l. c.

daß sie unter Aufsicht des Gesetzes stehen könnten, während die Tragödie Dinge behandelt, die so ungeheuer und deren Folgen so unermesslich sind, daß sie der Ahndung der Gesetze entgehen (7). Über das bürgerliche Trauerspiel spricht Lessing im 14. Stück. Die Namen von Fürsten und Helden können einem Stück Pomp und Majestät geben, aber zur Rührung tragen sie nicht bei. Am tiefsten dringt das Unglück derer in unsere Seele, deren Umstände den unsrigen am nächsten kommen. Haben wir mit Königen Mitleid, so haben wir es mit ihnen als Menschen und nicht als Königen. Es scheint jedoch, daß das bürgerliche Trauerspiel bei den Franzosen nicht besonders in Schwung kommen werde, weil die Nation eitel und zu sehr in Titel und äußerliche Vorzüge verliebt ist. Bis der geniale Dichter in Frankreich erstet, empfiehlt Lessing den Deutschen das bürgerliche Trauerspiel „Das Gemälde der Dürftigkeit“, welches 1775 unter dem Titel „L'Humanité ou le Tableau de l'Indigence“ erschienen war und eine Zeitlang als Diderots Werk galt; es rührt aber jedenfalls nicht von ihm her.<sup>1)</sup> Diderots „Hausvater“ nennt Lessing, in großer Überschätzung seines ästhetischen Wertes, ein vortreffliches Stück, welches sich lange, sehr lange und vielleicht immer auf unseren Bühnen erhalten wird (84), während er in dem „Natürlichen Sohn“ die Einförmigkeit der Charaktere, den steifen „kostbaren“ Dialog und die neumodischen philosophischen Sentenzen mit Recht tadelte (85). Von der Handlung jedes Dramas verlangt Lessing, daß die einzelnen Vorfälle untereinander in ursächlichem Zusammenhang stehen und daß die Leidenschaften nach eines jeden Charakter abgemessen werden, so daß wir überall nichts als den natürlichsten, ordentlichsten Verlauf wahrnehmen (32). Darin unterscheidet sich das Genie vom Wit, daß jenes die Einfachheit, d. h. nur Ketten von Ursachen und Wirkungen liebt, dieser dagegen Verwickelungen, d. h. nur zufällig zugleich geschehene Begebenheiten (30). Ferner — und hier steht Lessing wieder ganz auf Diderots Schultern — soll der dramatische Dichter nicht überraschen. Für den Zuschauer muß alles klar sein, er ist der Vertraute einer jeden Person. Die Personen untereinander mögen sich nicht kennen, wenn sie nur der Zuschauer kennt. Sein Interesse wird sich verdoppeln, wenn er selbst die Handlung schon im voraus durchschaut und fühlt, daß die Personen anders handeln und reden würden, wenn sie sich kennen (48). Einen breiten Raum nehmen die Regeln über die Charaktere ein. In ihrer Zeichnung darf auch nicht der kleinste Fehler sein (46), sondern die Charaktere müssen rein gedacht und richtig gezeichnet sein (35). Der Dichter darf sich hierin nicht von der historischen Wahrheit entfernen, sondern er muß dieselbe vielmehr ver-

1) J. Bloch, Beiträge zu einer Würdigung Diderots als Dramatiker, Diss. Königsberg 1888 p. 23 flg.

stärken, in ihrem besten Lichte zeigen (23), eine Beschränkung des Dichters, gegen welche Erich Schmidt energisch Protest einlegt.<sup>1)</sup> Einen noch größeren Fehler aber würde derjenige Dichter machen, welcher gegen die innere Wahrscheinlichkeit, oder das Unterrichtende verstoßen würde, d. h. gegen die Erkenntnis, daß diese Charaktere unter den gegebenen Umständen so und nicht anders handeln könnten (34). Der Charakter muß innerlich wahr sein, denn nichts ist groß, was nicht wahr ist (30). Auch wünscht Lessing in Übereinstimmung mit Diderot, daß die Charaktere bloß verschieden sind und nicht kontrastierend, weil die letzteren minder natürlich sind und den romantischen Anstrich der dramatischen Begebenheiten nur vermehren (36). Der Held der Tragödie soll weder ein ganz Tugendhafter, noch ein völliger Bösewicht sein, denn weder mit des einen, noch mit des anderen Unglück läßt sich der Zweck der Tragödie erreichen (74). Es muß auch alles, was zum Charakter einer Person gehört, aus den natürlichsten Ursachen entspringen; die Bewegungsgründe zu jedem Entschluß müssen daher nach Maßgebung des einmal angenommenen Charakters genau gegeneinander abgewogen sein (2). In ein ganz falsches Fahrwasser hat Lessing sich durch Diderots Unterscheidung zwischen allgemeinen und besonderen Charakteren treiben lassen. Während der Franzose behauptet hatte, daß die Charaktere des genre sérieux immer weniger individuell sind als in der Tragödie, sucht Lessing auf Grund des Aristoteles zu beweisen, daß die Tragödie, ebenso wie die Komödie, nur allgemeine Charaktere schildert, obwohl sie ihnen die Namen bestimmter Persönlichkeiten beilegt, um so den Zuschauern zu zeigen, was für ein Charakter dargestellt werden soll. Lessing gibt zu, daß der tragische Charakter weniger allgemein sei als der komische, aber daß dieses wenige an ihm doch dem Allgemeinen unterworfen sein müsse. Er meinte, „allgemeiner Charakter“ bedeute einen gewissen Durchschnittscharakter, eine mittlere Proportion, so viel wie ein gewöhnlicher Charakter, und er läßt die Frage unentschieden, ob vielleicht Diderot dasselbe darunter verstanden haben könnte. Mit dieser „Ausflucht“ bricht Lessing ab, da er nur „fermenta cognitionis“ austreuen wollte (86—95).

Bei der Form der Tragödie spielt das Gesetz der drei Einheiten eine Hauptrolle. Das erste dramatische Gesetz der Alten war die Einheit der Handlung, aus welcher sich die Einheit der Zeit und des Ortes gleichsam als Folgen ergeben, da die Einführung des Chors dieselben nötig machte; die Franzosen dagegen, fährt Lessing fort, betrachteten die Einheiten der Zeit und des Ortes nicht als Folgen der Einheit der Handlung, sondern als für sich unumgängliche Erfordernisse, obwohl sie doch dem

1) Lessing I 620.

Gebrauch des Chors entzagt hatten. Da bei der verwickelteren Handlung der französischen Tragödie die Beobachtung jener Einheiten oft auf Schwierigkeiten stieß, so erfanden sie ihre tyrannischen Regeln für dieselben (46). Für den Ort fordert Lessing, daß derselbe wenigstens in einem Akte derselbe bleibe, und er duldet daher keinen Vorhang mehr auf der Bühne innerhalb eines Aktes (44). Bei der Zeit ist nicht die physische Einheit genügend, sondern es muß auch eine moralische sein. Die Ereignisse brauchen sich nicht innerhalb eines Sonnenumlauferes zu vollenden, sondern es genügt, daß ihre Vollendung innerhalb derjenigen Zeit möglich ist, welche im Stücke angenommen ist (45). Corneille hatte die Verbindung der Szenen als eine Zierde des Dramas betrachtet, und Lessing pflichtet ihm darin bei, er wünscht, daß das Theater nicht leer bleibe (45).

Bei der Untersuchung über die Wirkung des Trauerspiels geht Lessing von Aristoteles aus, dessen bekannte Definition er an die Spitze stellt. Die Tragödie ist die Nachahmung einer mitleidswürdigen Handlung (77) und soll Mitleid und Furcht erregen (74), und zwar ist es die Furcht, welche aus unserer Ähnlichkeit mit der leidenden Person für uns selbst entspringt; diese Furcht ist das auf uns selbst bezogene Mitleid. Der Dichter darf daher den leidenden Helden nicht schlimmer machen, als wir gewöhnlich zu sein pflegen, und muß ihn mit uns von gleichem Schrot und Korn schildern. Aus dieser Gleichheit entsteht die Furcht, daß unser Schicksal leicht dem seinigen ähnlich werden könne, und diese Furcht bringt das Mitleid gleichsam zur Reife (75). Mit dem Mitleid muß die Furcht stets verbunden sein, sonst entsteht bloße Philanthropie (76); dagegen haben wir das Gefühl des Gräßlichen, wenn wir ganz gute, unschuldige Personen leiden sehen (79). Durch das Mitleid und die Furcht, welche die Tragödie erweckt, soll unser Mitleid und unsere Furcht, und was diesen anhängig, gereinigt werden (81). Diese Reinigung aber besteht in der Verwandlung der Leidenschaften in tugendhafte Fertigkeiten, und da nach Aristoteles jede Tugend sich zwischen zwei Extremen befindet, so muß die Tragödie uns von beiden Extremen des Mitleids und der Furcht reinigen können (70). Freilich bleibt auch hier wieder der „Moralzopf“, welchen Lessing nach Villos und Diderots Vorbild seinen Dramen einflischt, nicht fort, denn bessern sollen uns alle Gattungen der Poesie; es ist kläglich, daß man dieses erst beweisen muß (72). Selbst der dramatische Dichter, wenn er sich zum Pöbel herabläßt, läßt sich nur darum zu ihm herab, um ihn zu erleuchten und zu bessern (1).

Das sind die Grundsätze der „Hamburgischen Dramaturgie“; man kann nun gespannt sein zu sehen, welchen Einfluß ihre Theorien auf die dramatischen Schöpfungen Lessings in der Folgezeit ausüben werden.

Der Verkehr Lessings mit den hervorragenden Schauspielern in Hamburg brachte ihn wohl auf den Gedanken, sein nun schon seit ungefähr 10 Jahren im Kulte ruhendes Manuskript der „Emilia Galotti“ wieder hervorzuholen und zu einem fünftätigen Trauerspiel zu erweitern. Diese Umformung sollte jedoch nicht gedruckt werden, sondern war nur für das Spiel bestimmt.<sup>1)</sup> Aber der Ruin des Hamburger Nationaltheaters sowie Lessings archäologische Studien verhinderten aller Wahrscheinlichkeit nach die Aufführung dieses Trauerspieles wie auch die Vollendung eines anderen Bruchstückes, „Der Galeerenstrafe“, das ebenfalls in das Jahr 1767 oder 1768 zu setzen ist, da demselben das 1767 erschienene französische Drama von Falbaire „L'honnête Criminel ou l'Innocence reconnue“ zugrunde liegt.<sup>2)</sup> „L'honnête Criminel“ war der Name eines gewissen Fabre, welcher 1727 in Nîmes geboren war. Im Jahre 1757 wohnte er einer Hugenottenversammlung bei, die von den Soldaten der Regierung überrascht wurde. Es gelang Fabre zu entkommen; da aber erinnerte er sich seines alten Vaters, welcher ohne Zweifel gefangen genommen war; er kehrte um und befreite seinen Vater, indem er für diesen eintrat. Er wurde zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurteilt, jedoch 1762 freigelassen. Er ist 1797 in Cette gestorben.<sup>3)</sup>

Dieses ist die historische Grundlage von Falbaires rührseliger Alexandrinertragödie. Der Schauplatz derselben ist, mit strenger Wahrheit der Ortseinheit, der Hafen von Toulon. Dort befindet sich ein junger Mann, André, ein Galeerensträfling im Bagno; der Kommandant des letzteren, der Graf d'Anplace, liebt Amélie, deren Freundin Cécile, die Witwe eines reichen Kaufmanns, einen Herrn d'Olban heiraten soll, obwohl sie noch immer ihres Jugendgeliebten André gedenkt, mit dem sie zusammen von des letzteren Vater, Lisimon, einem Hugenottenprediger, erzogen worden ist. Sie würde d'Olbans Bewerbungen ausschlagen, wenn sie nicht erfahren hätte, daß dieser sein ganzes Vermögen durch ein ungerechtes Urteil verloren hat und also nur durch sie gerettet werden kann. Der Galeerensträfling bittet Cécile, eine Börse mit seinem gesparten Gelde seinen Eltern mitzunehmen, deren Heimat auch die ihrige ist. Da erkennt sie in dem

1) Brief an R. Lessing vom 10. Februar 1772 (L.-M. XII p. 409).

2) Bogberger l. c. p. 764. — Falbaire lebte 1727 bis 1800. Sein Drama erschien in Amsterdam (Paris) 1767 in 5 Akten und in Versen, sowie in den „Oeuvres de Falbaire“, Paris 1787, 3 vol. in-8. Ins Deutsche übersezt unter dem Titel: „Die Belohnung der kindlichen Liebe. Ein rührendes Lustspiel in 5 Aufzügen von Falbaire.“ Leipzig 1768. Das von mir benutzte Exemplar aus der königlichen Bibliothek in Berlin ist erschienen zu Paris 1795.

3) La Grande Encyclopédie, Paris, H. Lamirault et Cie. Tome XVI.

Sträfling den Geliebten ihrer Jugend, André. Es folgt eine rührende Szene, in welcher André sich jedoch weigert, das Geheimnis seiner Galeerenstrafe aufzuklären. Als d'Olban sieht, daß er einen Nebenbuhler gefunden hat, verzichtet er großmütig auf Céciles Hand und ist sogar erbötig, selbst Andrés Geheimnis zu erforschen. Da erscheint plötzlich der alte Vater Lisimon, welcher seinen Sohn sucht, der einst für ihn, den wegen seines protestantischen Glaubens Verfolgten, die schwere Strafe auf sich genommen hatte, damit der Vater an das Krankenbett der Mutter eilen konnte. Jetzt, wo diese tot ist, kehrt Lisimon zurück, um den Sohn seiner Fesseln zu entledigen und dieselben auf sich zu nehmen. Es entsteht ein edler Wettstreit zwischen Vater und Sohn, von denen jeder dem anderen die Freiheit verschaffen will, bis zuletzt der Graf beider Befreiung ausspricht und der hochherzige d'Olban die Hand des André in die der Cécile legt, indem er wünscht, daß dieser Augenblick der Vorläufer einer glücklichen Zukunft sein möge, in der jedermann in Frankreich frei seinen Glauben bekennen dürfe; in seinen Worten klingt bereits das Grundmotiv von Lessings „Nathan“ durch, wenn er ausruft:

„Puissent bientôt ici, protestants, catholiques,  
Juifs, chrétiens, musulmans, tous en face du ciel,  
Se liant des saints nœuds, d'un pacte fraternel,  
Bons citoyens, et non sectaires fanatiques,  
Dans la même patrie, ensemble vivre en paix,  
S'embrasser à sa voix, partager ses bienfaits;  
Et honteux du délire où l'on vit nos ancêtres,  
Ne se plus égorger pour l'intérêt des prêtres.“

(Schluß folgt.)

## Volksetymologisches von der deutsch-französischen Grenze.

Von Dr. phil. **Bernhard Hoffmann** in Dresden.

Den Anstoß zu dem folgenden kleinen Aufsatz gab mir die Benennung eines Forsthauses, das im Elsaß an der Südseite des Hochfelds gelegen ist und zwar auf dem 960 m hohen Passe jener Straße, die aus der Rheinebene von Barr her über den in schönster Waldlandschaft gleichsam eingebetteten Ort Hochwald hinein ins Breuschthal führt, das übrigens selbst weiter nördlich in die Rheinebene mündet. Die Paßhöhe der in vorzüglichem Zustande befindlichen und wohl auch strategischen Zwecken dienenden Straße bildet zu gleicher Zeit die Grenze zwischen der deutschen bzw. alemannisch-elsässischen und der französischen bzw. Patois-Sprache.

Ein paar verregnete Tage, die ich auf meiner vorjährigen Ferienreise in dem auf den Karten allgemein als „Schirrgut“ bezeichneten Forsthaufe zubrachte, boten mir reichlich Zeit und Gelegenheit, über die Herkunft dieser für ein Forsthaus auffälligen Benennung nachzuforschen. Freilich fand ich zunächst nichts, was den Namen Schirrgut hätte rechtfertigen können; im Gegenteil: selbst die Bezeichnung des Hauses als „Gut“ erschien mir unerklärlich, da das Gebäude in seiner ganzen Anlage mehr einem einfachen Sommerhause als einem Gute glich, wie wir es uns gewöhnlich vorzustellen pflegen, und einsam gelegene Gebäude im Elsaß meist als „Hof“ bezeichnet werden, wie z. B. Hof Morel, Struthof usw. Auch der Förster konnte mir keine irgendwie befriedigende Auskunft geben. Nur bestätigte er meine angedeutete Vermutung, indem er mir betreffs der Geschichte des Hauses mitteilte, daß es früher der Witwen- bzw. Sommersitz einer reichen französischen Gräfin Lion gewesen sei. Bald habe sie jedoch die Besizung samt den dazu gehörigen ausgedehnten, herrlichen Wäldern verkaufen müssen. Der Staat habe alles übernommen und aus dem Witwensitz ein Forsthaus gemacht. Die Bezeichnung „Schirrgut“ sei im Volke gar nicht sehr verbreitet; dieses halte noch an der französischen Benennung „la charbonnière“ fest, wovon ich mich mehrfach überzeugen konnte. Die französische Benennung aber war leicht darauf zurückzuführen, daß früher in der Nähe des Hauses mehrere Kohlenmeiler gebrannt worden sind.

Betreffs des deutschen Namens blieb mir sonach nur die Annahme übrig, daß hier eine Verstümmelung eines anderen Ausdrucks vorliege, was ja bei der unmittelbaren Nachbarschaft deutsch oder französisch sprechender Bevölkerungsschichten leicht möglich war. In der Tat erfuhr ich bald darauf, daß eine in großer Nähe des Schirrguts entspringende Quelle, die nach ihrem Zutagetreten einen kleinen Teich bildet, um dann abwärts durchs Steintal der Breusch zuzufließen, la chergoutte, auf deutsch „der teuere Tropfen“, oder sagen wir besser „das köstliche Wässerchen“ genannt wird. Dieser an sich sehr schöne und bezeichnende Ausdruck war dem der französischen Sprache nicht mächtigen Teile der Bevölkerung unverständlich geblieben und schließlich in verstümmelter, germanisierter Form zur Bezeichnung des in der Nachbarschaft der Quelle gelegenen Gebäudes verwendet worden. Diese Verdeutschung war um so leichter möglich, als nicht das Substantiv goutte, sondern das Bestimmungswort cher den Hauptton hat, wie dies ja im Elsässer Französisch bei ähnlichen Wortbildungen häufig der Fall zu sein pflegt. Dazu kommt, daß im Patois das e in cher etwas nach i hin ausgesprochen wird. Wann die Verdeutschung erfolgt ist, läßt sich schwer sagen, höchstwahrscheinlich erst in neuerer oder neuester Zeit, da — wie schon erwähnt — der deutsche Name des Forsthauses

erst jetzt anfängt, sich bei der ansässigen Bevölkerung einzubürgern.<sup>1)</sup> — In ähnlicher Weise wie aus *goutte* ein „Gut“ geworden ist, dürfte an anderen Stellen aus der in französischen Ortsnamen vorkommenden Silbe „—cot“, die wahrscheinlich selbst aus *goutte* hervorgegangen ist — ich erinnere an *Haïcot*, *Hayegoutte* = Heckenquelle — das Wort „Gott“ in zusammengesetzten Ortsbezeichnungen entstanden sein. So gibt es z. B. bei Pfalzburg eine Waldblöße, die „Herrgott“ genannt wird, während ein paar elsässische Ortschaften die Namen „Meisengott“ bzw. „Willgottheim“ führen.

Diesen Beispielen für Germanisierung eines französischen Ausdrucks möchte ich aus der Gegend des schon genannten Hochfelds noch eins hinzufügen, wo die französisch sprechenden Bewohner der Landschaft mit einer deutschen Bezeichnung nichts anzufangen gewußt haben. Nicht weit vom Hochfeld liegt die „Bärhöhe“. Statt dieses Wort sinngemäß zu übersetzen, wird die Höhe von den Franzosen, selbst auf Karten, als „La Perheux“, im Patois als die *Perhé* bezeichnet. Hier liegt zwar der Gedanke nahe, daß *Perheux* ein echt französisches Wort sei. Man könnte die Silbe „per“ in Zusammenhang bringen mit *perre*, *pierre* = Stein, Felsen; und man könnte weiterhin meinen, das deutsche Wort „Bärhöhe“ sei eine dem Klange, aber nicht dem Sinne folgende Verdeutschung von *Perheux*. Doch scheint mir ersteres wenig wahrscheinlich, vor allem der Silbe „heux“ wegen, für welche mir jede Erklärung fehlt. Was gegen den zweiten Punkt spricht, ist die Tatsache, daß man in den in Frage kommenden Gebieten des Elsaß zahlreiche deutsche Ortsbezeichnungen antrifft, die darauf hinweisen, daß dort früher viele Bären gehaßt haben, und die dementsprechend diesen Tiernamen enthalten. Wir finden in den Vogesen einen „Bärenkopf“, einen „Bärenbach“, ein Forsthaus „Bärenhütte“, ein „Bärenloch“, ein „Bärenthal“ usw. Deshalb dürfte *La Perheux* sicher als eine französische klangliche Nachbildung des deutschen Wortes „Bärhöhe“ anzusehen sein.

Noch interessanter dünken mich die verschiedenen Bezeichnungen des Hochfelds selbst. Dasselbe besteht aus einem gewaltigen, über 1000 m hohen Granittrüden, dessen Oberfläche stellenweise ganz eben, im übrigen aber nur flach gewölbt ist, so daß zunächst die deutsche Benennung sehr gerechtfertigt erscheint. Die völlig freie Lage bringt es mit sich, daß auf dieser Hochfläche Bäume fast ganz fehlen; sie bedecken in geschlossenen, teilweise an Urwald erinnernden Beständen die Abhänge bis tief hinunter in

1) Möglicherweise ist die Verdeutschung von unseren Offizieren gelegentlich der kartographischen Aufnahme jener Gebiete nach dem Kriege 1870—71 vollzogen worden. Sie sollen es ja auch fertig gebracht haben, aus *haut-rain* (Hochrain), das im Patois *ha rain* (ausgesprochen wie *hareng*) lautet, die Ortsbezeichnung „Hering“ (!) zu bilden (Vogesenblatt, Beilage zur „Straßburger Post“, 1902, Nr. 9).



Die fruchtbaren Täler. Man findet auf dem Hochfeld hauptsächlich Gräser in dürftiger Entwicklung, vermischt mit einigen buntfarbigen Blütenpflanzen, darunter das prächtige großblütige Veilchen (*Viola grandiflora* Vill.). Gemäht werden die Gräser wohl nur an den seitlichen Hängen, während den spärlichen Rasen des eigentlichen Hochfelds große Rinderherden abgrasen, wie ich das selbst mehrmals beobachtet habe. Im französischen Patois wird nun das Hochfeld als *Champ do fé* bezeichnet. Da liegt der Gedanke sehr nahe — und er ist auch schon von anderer Seite ausgesprochen worden —, daß dieser Patoisausdruck so viel bedeute wie „Biehfeld, Biehweide“. Man fühlt sich zu dieser Übersetzung um so mehr gedrängt, wenn man „fé“ nicht als ein dem Patois ursprünglich eigentümliches Wort, sondern als ein aus dem alemannisch-elsässischen Dialekt hinübergenommenes Lehnwort betrachtet. Der Elsässer sagt statt Bieh „Veeh“; so heißt z. B. auch ein elsässisches Schimpfwort „Veeh-bievele“. — Aber noch andere Deutungen von *Champ do fé* dürften nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen sein. Man kann wohl in dem Worte fé — schon mit Rücksicht auf das an den alten französischen Genitiv erinnernde Wörtchen *do* — eine altfranzösische Form erblicken, die „Gras“ oder „Heu“ bedeutet. Im Wörterbuch von Sachs-Willatte finde ich ferner unter fé die Bemerkung, daß dieses Wort ein Provinzialismus Südfrankreichs ist, unter welchem man „Rispen- oder Straußengras“ zu verstehen hat. Man könnte demgemäß den Ausdruck *Champ do fé* wohl mit „Grasfeld“ übersetzen, was ja den Tatsachen ebenfalls entsprechen würde. Andere leiten *Champ do fé* sogar von *Champ du faîte* ab, das wohl am besten mit der deutschen Bezeichnung „Hochfeld“ übersetzt wird, so daß diese Ableitung sehr viel Berechtigung zu haben scheint. Doch sei dem wie ihm wolle — auf alle Fälle müßte man nach dem Gesagten die neufranzösische Benennung des Hochfelds mit *Champ du feu* nur als eine sinnentstellende Wiedergabe eines nicht verstandenen Patoisausdrucks bezeichnen. Da schreibt nun L. Gué in Nr. 14 des Vogesenblattes (1902), die mir nebst einigen anderen Nummern in liebenswürdiger Weise von Herrn Realschuldirektor Lienhardt in Markkirch i. G. zur Verfügung gestellt worden ist, daß „fé“ nicht „Bieh“, sondern „Feuer“ bedeute. Das „Bieh“ hieße im Patois immer *la bête*, Plur.: *li(s) bêtes*. *Champ do fé* wäre also nichts weiter als die Patoiswiedergabe der reinfranzösischen Bezeichnung „*Champ du feu*“ = Feuerfeld. Gué fügt erklärend hinzu, „daß das *Champ do fé*, die höchste baumlose Erhebung, von Lothringen und vom Elsaß und weit über die Berggipfel hinaus — nach Norden und nach Süden — sichtbar, zum Aufschmelzenlassen der Feuerzeichen in früherer Zeit gedient haben mag — also Feuerfeld“. J. Baneau sagt dazu in Nr. 18 desselben Blattes:

„Heute noch zieht das junge Volk um Pfingsten herum hinauf auf das Champ du feu und verbringt dort beim Aufleuchten mächtiger, jetzt bedeutungsloser Fanale die Nacht unter freiem Himmel bis zum großartigen Aufgang der Sonne über dem im Morgenrot erglühenden Schwarzwald.“ So berechtigt hiernach die Bezeichnung des Hochfelds als Champ du feu bzw. Champ do fé = Feuerfeld scheint, so muß ich doch bekennen, daß ich die Akten über diese Frage noch nicht für geschlossen halte. Ich möchte vor allem darauf hinweisen, daß — wie es heute noch der Fall ist — auch schon früher auf vielen anderen Bergen und Höhen in der Nähe der Rheinebene zu gewissen, besonders festlichen Zeiten des Jahres Feuer während der Nacht entzündet worden sind, ohne daß man die Berge als Feuerberge oder die Höhen als Feuerfelder bezeichnet hat. Eher würde mir der Name Feuerfeld erklärlich erscheinen, wenn früher einmal (vielleicht im Dreißigjährigen Kriege) ein großer Brand den Wald auf dem Rücken des Hochfelds vernichtet hätte. Die Erinnerung daran könnte dann auch in der Bezeichnung Champ du feu fortleben. Jedenfalls glaube ich, daß die Frage nach dem Ursprung bzw. nach der Bedeutung der französischen, bzw. Patoisbenennung des Hochfelds noch einmal aufgenommen werden muß.

Wandert man von Fouday nicht im Steintal über Waldersbach nach dem „Schirrgut“, sondern steigt man an der südlichen Talseite empor, so gelangt man bald nach einem Orte, namens Blancherupt. Auch diese Ortsbezeichnung weckt unser Interesse, besonders der Silbe „rupt“ wegen, die wir in verschiedenen Ortsnamen des Elsaß wiederfinden; so z. B. in Grandrupt, Ranrupt, Fonrupt, Rouges Rupts, Bas Rupts, Fréconrupt usw. Dr. This bringt diese Endsilbe mit „rivus“ = der Bach, bzw. mit ruere = fließen in Zusammenhang und meint, sie müsse ru statt rupt heißen. Huch dagegen möchte die Silbe unter Hinweis auf den Sprachgebrauch der alten Lateiner, z. B. Vergils, von rumpere bzw. „ruptus = der sich von oben herabstürzt“ herleiten. „Also Blancherupt = der Bach, der weiß schäumend abstürzt.“ Mir scheint die zweite Deutung unbedingt die richtigere zu sein, wobei ich jedoch darauf hinweisen möchte, daß „ruptus“ wohl auch die Bedeutung von „zerteilt, unterbrochen, zerrissen“ hat und zwar in unseren Fällen in dem Sinne, daß der Bach in seinem Laufe durch zahlreiche Steine und Felsblöcke gehemmt wird und sich zwischen ihnen hindurch in kleinen Abfällen und Kaskaden Bahn bricht. Ich erinnere ferner an das in die deutsche Sprache aufgenommene Fremdwort „abrupt“, das bekanntlich so viel wie „abgerissen, unterbrochen“ bedeutet, und worin wir dieselbe Abkürzung der Partizipialform wie in den genannten französischen Ortsnamen finden, sowie an das französische Substantiv rupture oder das entsprechende Zeitwort rupturer = brechen, zerreißen.

Jedenfalls besteht der Unterschied zwischen dem oben erwähnten *goutte* und *rupt* darin, daß das erstere Wort, herstammend vom lateinischen *gutta* = Tropfen, ein Wässerchen oder ein schwach und ruhig fließendes Bächlein, letzteres hingegen ein gewaltsam hervorbrechendes oder schäumend und in einzelnen Abzügen dahinrauschendes Wasser oder gar einen einzelnen Wasserfall bezeichnet. So unterscheidet man auch die *Rouges Rupts* von der in der Nähe von Giromagny gelegenen *Rouge Goutte*. Sehr leicht läßt sich nach dem Gesagten auch der oben mit aufgeführte Ortsname *Fonrupt* erklären. Die erste Silbe dürfte — schon im Hinblick darauf, daß römische Schriftsteller *rumpere* mit *fontem* verbinden — von *fons* = die Quelle, franz. *fontaine*, herzuleiten sein, so daß der ganze Ortsname einfach „hervorbrechende“, bzw. „herabstürzende Quelle“ bedeutet. Die wirkliche, jeweilige Bedeutung des Wortes *rupt* können freilich nur Studien an Ort und Stelle und von Fall zu Fall feststellen. Es wäre dabei wohl auch zu untersuchen, ob „*rupt*“ sich immer auf fließendes Wasser und nicht auch einmal auf eine steil abstürzende Felswand oder sehr steiles Gehänge eines Berges bezieht. —

Wenn ich endlich noch darauf hinweise, daß in der Nähe des Forsthauses Schirrgut am Abhange des Hochfelds nach Hohwald hin eine größere, etwas hervorragende Stelle im Walde als die „*Pelage*“ bezeichnet wird, für welches Wort eine befriedigende Erklärung trotz mancher Versuche fehlt, so sieht man aus diesem kleinen Aufsatz, in welchem sprachlich interessanten Gebieten wir uns bei einem Besuche des Hochfelds und seiner Umgebung bewegen.

Im Anschluß hieran kann ich nicht unterlassen, der Hoffnung Raum zu geben, daß das gesamte Sprachgebiet der deutsch-französischen Grenze vor allem auch hinsichtlich der Etymologie der Ortsnamen recht bald einmal zum Gegenstand eines längeren, eingehenden Studiums von seiten eines möglichst gründlich und vielseitig gebildeten Sprachforschers gemacht werde. Einem solchen, aber auch wohl nur einem solchen, eröffnet sich hier ein reiches Arbeitsfeld, dem Blüten und Früchte entsprossen werden, wie es selten der Fall sein wird. Sie werden herrlicher und wertvoller sein als diejenigen, welche Terquem in seinem Werke: *Etymologies du nom de toutes les villes et de tous les villages du département de la Moselle* im Jahre 1864 gebrochen oder besser verbrochen hat. Nach This leitet Terquem den Namen des Kantontauptortes Pange im Kreise Metz folgendermaßen ab: *Pa* ist die erste Silbe vom lateinischen *pagarchus* = der Dorfrichter, *n* ist der erste Buchstabe von *nactus* = erworben, und *ge* ist die erste Silbe vom lateinischen *generosus* = edel von Geburt, woraus sich ergibt: Pange ist ein „Aldiger, der das Amt eines Dorfrichters gekauft hat“ (!). —

## Zu Schillers „Glocke“. „Lied von der Glocke“ oder „Glockengießelied“?

Von Gymnasialdirektor Prof. M. Evers in Barmen.

Die Leser werden sich wohl noch des Aufsatzes von Prof. Dr. R. Staedler in Berlin erinnern: „Das wahre Lied von der Glocke“, der „zum Jubiläum“ des Gedichts (1799—1899) im 14. Jahrgange dieser Zeitschrift (1900, S. 42—53; 119—142) erschienen ist und wohl geeignet war, in allen beteiligten Kreisen großes Aufsehen zu erregen. Versuchte er doch nichts Geringeres als den Nachweis: durchs ganze vorige Jahrhundert, von der ersten Veröffentlichung der „Glocke“ an, hätten sämtliche Erklärer, vorab schon Goethe und W. v. Humboldt, dann alle späteren, alle die Hoffmeister, Viehoff, Götzinger, Dünker u. a. bis auf die neusten, darunter auch meine Wenigkeit, von vornherein Schillers herrliche Schöpfung mißverstanden, mißdeutet, in ein „lächerlich verzogenes Schattenbild“ verunstaltet! Bis heute — d. h. bis zu Staedlers eigener Veröffentlichung — kenne im ganzen deutschen Volke das wahre Lied von der Glocke niemand! Was „ungezählte Millionen seit 100 Jahren unter diesem Namen gelesen, studiert, auswendig gelernt und — geliebt“ hätten, sei „nicht die glänzende Göttergestalt, die Schiller geschaffen“, sondern eben jenes Herrbild!

Eine staunenerregende Behauptung fürwahr! Unwillkürlich summt mir beim Lesen vor den Ohren das Uhländische „Märchen“ — mit leiser Änderung:

Ihr habt gehört die Kunde  
Vom Fräulein, welches tief  
In eines Waldes Grunde  
Wohl hundert Jahre schlief.

Und mit doppelter Spannung verfolgte ich weiter, wie der Verfasser diese scharfe Anklage gegen sämtliche bisherige Erklärer begründen, und vor allem, wie er selber nun als der vermeintliche Prinz mit dem scharfen Schwerte seiner Kritik durch all das Dornestrüpp angeblicher Verfehlungen sich Bahn brechen und endlich mit dem Zauberkusse seiner Offenbarung das verhexte Dornröschen aus dem literarischen Totenschlafe erwecken, das „wahre Lied von der Glocke“ unserem Volke wieder schenken werde.

Was ich da nun meinerseits gefunden — gern hätte ich's sofort in einer Entgegnung den Lesern vorgelegt. Und das um so schneller, je mehr

unter den neueren Erklärern gerade ich bei Staedler herhalten muß als einer, der es zwar „versuche, mit der Überschrift vollen Ernst zu machen“, der auch hier und da „verdienstliche Exkurse“ psychologischer oder sozial-politischer Art und „wenigstens den Eindruck logischer Gliederung und Geschlossenheit“ biete, der endlich „überall vollständiger als seine Vorgänger“ erkläre, der aber trotz alledem ebenso „blind“ wie alle übrigen an der Hauptsache vorbeitaue, dessen Gliederung „voll grober Verstöße“ sei und dessen sonstige Ausführungen schließlich „ohne jeden Gewinn für das Gedicht“ blieben.

Leider hat mich nun an der unmittelbar zu gebenden Erwiderung eine langwierige Krankheit verhindert. Erst als eine Neuauflage meiner Erläuterung des Gedichtes nötig wurde<sup>1)</sup>, habe ich zum erstenmal auf Staedlers Angriffe und ganze Auffassung eingehen können, doch eben — dem Gange meines Buches folgend — nur in verstreuten Bruchstücken, ohne einheitliche Zusammenfassung des ganzen in Betracht kommenden Stoffes. Zudem war ich dabei nicht einmal daheim, sondern auswärts zur Kur, also auch ohne die nötigen Hilfsmittel. Erst jetzt, wo ich endlich, halb und halb genesen heimgekehrt bin, kann ich das Unterlassene nachholen, und ich hoffe, die Sache selbst und die ganze Streitfrage werde auch heute noch wichtig und lehrreich genug sein, um sie den Lesern vorzulegen. Ich darf dabei wohl an mein Buch anknüpfen und ziehe zugleich die von Staedler angerufene Schrift von Wehner herbei: „Die Glocke, ein Symbol menschlicher Vereinigung“ (Leipzig, A. Wehner, ohne Jahr. Nach S. 53 Ann. jedenfalls nach 1896, also später als meine erste Auflage).

Beide Kritiker gehen davon aus: was all jene früheren Erklärer von Goethe und Humboldt an als den Grundgedanken der „Glocke“ ausgegeben und worin sie deren künstlerische Einheit gesucht hätten, das sei völlig verfehlt, ergebe gar keinen einheitlichen Plan, sondern stelle ein völlig zusammenhangloses, bei näherer Betrachtung auseinanderfallendes Gebilde dar. Da dieses vernichtende Urteil auch über meine Darlegung der „Grundidee“ ergeht, so muß ich, um dem Leser selbst das Urteil zu ermöglichen, zunächst diese vorausschicken.

Ich hatte schon in der ersten Auflage in graphischer Übersicht die „ganz eigne künstlerische Anlage“ des Gedichtes dargestellt und damit einen Einblick zu vermitteln gesucht in dessen „wundervoll gegliederten Aufbau“.

<sup>1)</sup> Schillers „Glocke“. Neue Textausgabe mit veranschaulichender Erklärung, eingehender Erläuterung und umfassender Würdigung. Leipzig, S. Bredt, 1. Aufl. 1893, 2. Aufl. 1902. Letztere ist durchgängig verbessert und bereichert, insbesondere auch durch einen Anhang: Vergleich von Schillers „Glocke“ mit Homers „Achilles-Schilde“.

in den „immer reicher sich entfaltenden, immer weiter und höher sich entwickelnden, das ganze Menschen- und Kulturleben durchmessenden und schließlich Erde und Himmel umspannenden Gedankengang“. Und dabei war überall hingewiesen auf „die strenge künstlerische Einheit, auf den stetig festgehaltenen Zusammenhang, die unablässige Wechselbeziehung alles einzelnen, nach vorwärts und rückwärts, miteinander und mit dem Ganzen, mit der einen Handlung und mit der alles beherrschenden und durchdringenden Grundidee“.

Diese — so hatte ich dann weiter ausgeführt — könne zunächst verschieden ausgedrückt werden, je nachdem man vom technischen Werk des Glockengusses in den Arbeitsprüchen ausgehe, oder umgekehrt vom poetischen Gehalt der Lebensbilder in den Betrachtungen. Von der ersteren Seite aus betrachtet, lasse sich die Idee so bezeichnen: Der mannigfaltige Beruf der Glocke für das stufenweise sich entwickelnde Menschenleben, entfaltet und angeknüpft an die Stufen des Glockengusses. Von der anderen Seite aus in etwas freierem und reicherem Ausdruck: Die stufenweise Entwicklung des Menschenlebens und seiner Gemeinschaften bis zur Höhe der Kultur, nach seinen typischen Hauptgebieten und charakteristischen Grundverhältnissen an die werdende Glocke und deren Beruf dafür (oder: deren Beziehungen dazu) als stetigen Ausgangspunkt angeknüpft und entfaltet. Wolle man schließlich beide Seiten gewissermaßen im Gleichgewicht zu kürzestem Ausdruck zusammenfassen, so biete sich etwa diese Fassung dar: Die Glocke als Werkzeug, Stimme und Sinnbild der menschlichen Lebens-, Gemeinschafts- und Kulturentwicklung bis zu ihrer Höhe. (Diese natürlich wiederum nicht als vollständige Übersicht aller möglichen Gebiete und Beziehungen gedacht, sondern nur als Vorführung gewisser typischer Grundzüge und Hauptgebiete.) Doch könne man noch kürzer und einfacher so sagen: Die Wechselwirkung von Glocke und Menschenleben, und etwa noch zusetzen: dargestellt je nach der stufenmäßigen Entwicklung ihres Werdens bis zur Vollendung.

Diese Darlegung berührte sich also — wie jeder Sachkenner sieht — mehr oder weniger mit allen seit Goethe und Humboldt erfolgten Aufstellungen. Denn in der Hauptsache — darin hat Staedler recht — in der Hauptsache stimmten alle früheren Erklärungen überein. Nämlich in folgenden vier Hauptpunkten: 1. die Dichtung sei wirklich ein „Lied von der Glocke“, d. h. Glocke und Glockenguß seien dessen einzig von Schiller gewollte Unterlage und nachweisbar auch sein Ausgangspunkt. Aber diese erste reale Unterlage habe er 2. keineswegs bloß um ihrer selbst, etwa um ihres technischen Interesses willen gewählt, sondern vor allem wegen der Beziehungen und Bedeutung, welche in ideeller Hinsicht die Glocke habe,

und zwar — fürs Menschenleben! Also dieses, das Menschenleben, habe er von vornherein als zweite reale, jedoch organische Unterlage im Auge gehabt. Doch auch dieses keineswegs in allen möglichen Beziehungen, sondern 3. ausschließlich nach seinen Entwicklungs- und Betätigungsstufen, und wiederum nicht nach allen denkbaren, sondern eben nur in solchen charakteristischen Lebens- und Kulturverhältnissen und solchen typischen Gemeinschaftsgebieten, die sich ganz ungezwungen-natürlich, nach historischer wie psychologischer Wahrheit zu jener realen Unterlage der Glocke und ihres Werdens in Beziehung setzen ließen. Diese Verbindung selbst endlich habe 4. Schiller tatsächlich zu künstlerischer Einheit, zu strenger Geschlossenheit eines Kunstwerks, sowohl der Idee wie der Organisation nach geführt. Denn beide Unterlagen, Glocke und Menschenleben, habe er in ihren realen, tagtäglichen Beziehungen und vollends in ihrer ideellen Wechselwirkung und Gegenseitigkeit von vornherein immer zusammen geschaut und als Einheit eines lebensvollen In-, Mit- und Füreinanders empfunden.

Wochte man nun diese Einheit des näheren so oder so im Ausdruck bezeichnen — wie oben vierfach geschehen ist —, an ihr selbst, an dem Ganzen eines wahren Kunstwerks, wie es vorhin nachgewiesen ist, hatte bisher noch niemand gezweifelt. Das hatte sich eben aus der Dichtung selbst jedem aufgedrängt; und durchs ganze Jahrhundert hatten alle die „Millionen Deutscher“, denen jetzt Staedler jede Kenntniss des „wahren“ Liedes von der Glocke abspricht, sich in unmittelbarer Nachempfindung daran erfreut!

Da kommen nun aber um die Jahrhundertwende eben diese beiden Kämpen, Behner zuerst, dann Staedler, und behaupten: so aufgefaßt sei die „Glocke“ noch gar keine Einheit, noch gar kein wahres Kunstwerk.

Behner zunächst meint: So sei's nur eine Reihe von Lebensbildern; zwar an den Glockenguß geknüpft als „ein schöner Kranz“ von Schilderungen, aber in seiner Gesamtheit ohne inhaltliche Beziehung dazu und für sich selbst nur ein „zusammenhangloses Nacheinander“, ohne „inneren Gedankenzusammenhang“, ohne „fortlaufende Gedankenentwicklung“, ohne „Verknüpfung in der Einheit einer allumfassenden Idee“, woraus der Zusammenhang der Teile „organisch hervorstachse“. — Nun, das muß ich einfach durchaus bestreiten! Wie schon von Humboldt und unzähligen Nachfolgern, so ist auch in der obigen Darlegung der Nachweis einer geschlossenen, runden, künstlerischen Einheit durchaus erbracht. Schon ein natürlicher Blumenkranz kann ja ein wahres, in sich geschlossenes Kunstwerk sein, wenn er zu bestimmtem Zweck (z. B. als Braut-, Toten-, Heldenkranz u. dgl.) nach entsprechendem einheitlichem Plan, mit künstlerischem Sinn und Geschmack gewunden ist. Wieviel mehr dann dieser poetische Strophen-

und Bilderfranz der „Glocke“, dessen „Gedanken-Zusammenhang und -Entwicklung“ nach einem einzigen Plane und IDeengehalt doch klar genug vorliegt! Wehner streitet so, als hätten wir übrigen nur die Einheit der äußeren Organisation — wie er zu sagen liebt: das „System einer überkünstelten Einzelverbindung“ —, nicht auch die der Idee nachgewiesen. Als ob jenes überhaupt ohne dieses möglich wäre! Uns bilden die zwei Hauptteile des Gedichtes — die wir allerdings durchaus festhalten — ideell und organisatorisch ebenso eine lebendige, aus Schillers Grundidee erwachsene Einheit, wie z. B. an unserem Leibe die beiden Augen, Ohren, Hände usw. je in der Wechselwirkung ihres Mit- und Füreinander organisch lebendige Paarganze, Paareinheiten bilden! — Wehner freilich will eben auf seine eigene Idee hinaus: „Die Glocke ein Symbol menschlicher Vereinigung“, genauer: „Die Entstehung der Glocke [von ihren Anfängen bis zu ihrer Vollendung ein Symbol der Entwicklung der gesellschaftlichen Vereinigung.“ Für diese setzt er dann die drei Formen (oder Stufen): Familienbund, auf natürliche Liebe begründet [nur so?]; Staat, durchs Gesetz zur Einheit organisiert [auch nur so?]; Gesellschaftsform der Zukunft: die Gemeinde der allgemeinen Menschenliebe als Ziel der ganzen Entwicklung. — Nun erkenne ich einen derartigen Gedanken an und für sich nicht nur als zulässig, ansprechend und fruchtbar an, sondern hatte ihn selber bereits in 1. Auflage (Teil C VI 4) in Übereinstimmung namentlich mit Wiedasch entfaltet, dessen treffliches Schriftchen allerdings weder Wehner noch Staedler irgendwo berücksichtigen. Und diese Entfaltung war, wie man vergleichen kann, viel reicher und, wie ich glaube, auch richtiger als Wehners ziemlich dürftige Schablone. Aber ich konnte und kann noch heute darin eben nur einen der Gesichtspunkte anerkennen, nach denen die Glocke zu würdigen ist. Wehner dagegen will seine Idee als die einzig mögliche Grund- und Hauptidee erweisen. Und mit dieser übertriebenen Ausschließlichkeit eben schießt er weit übers Ziel hinaus. Den Höhepunkt seines Irrtums erreicht er aber da, wo er auch das Ganze der Glockengußstrophen ebenso symbolisch umdeutet. Schiller, sagt er, wolle darin gar nicht den technischen Verlauf eines Glockengusses darstellen; sondern im „Bilde des Werdens der Glocke schaue er das Werden jener idealen Gesellschaftsform“, anfangs mehr allegorisch (!), zuletzt „in völliger symbolischer Identifizierung beider“! So wird denn die ganze reale Unterlage des so plastisch=realistisch durchgeführten Glockengusses zum bloßen Gleichnis, zur leeren und wesenlosen Abstraktion verflüchtigt. In der Tat ein Symbolizismus allermodernster Art, wie er aber einem Schiller, der wahrlich auch ein ganzer Realist war, durchaus fern lag!

Auch Staedler kann, obwohl er in der Kritik gegen alle Vorgänger gerade Wehner als Kronzeugen verwertet, dennoch mit dessen eigener Grund-



idee sich nicht befreunden: auch ihm ist sie doch allzu lustig. Im übrigen aber geht er, wie schon gesagt, in absprechender Verdammung aller Früheren noch weit über Wehner hinaus. Und auf einige Punkte seiner Polemik muß ich, ehe ich zur Beurteilung seines Hauptgedankens schreite, vorab kurz eingehen, da sie für das Verständnis der Dichtung selbst wie auch unserer beiderseitigen Auffassung davon wichtig sind. Ich gebe nur folgende Proben.

1. Als angeblichen Beweis, wie man bisher die „Glocke“ gänzlich mißverstanden habe, führt Staedler u. a. auch (a. a. O. S. 44) die mancherlei bekannten Parodien darauf an. Als ob nicht solche Abgeschmacktheiten kleiner Geister sich auch an sehr wohlverstandene Meisterwerke herangemacht hätten! — 2. Weil die „Glocke“ nicht (wie Humboldt gesagt hatte) alle Vorfälle des Lebens darstellt, soll sie nach Staedler überhaupt kein Bild des Menschenlebens bringen wollen. Als ob hierzu die Vollständigkeit gehörte, die doch eo ipso ausgeschlossen war; als ob nicht die Auswahl einiger weniger, aber eben charakteristischer, typischer Beispiele das Leben viel anschaulicher und umfassender schilderte als eine endlose Reihe aller denkbaren Gebiete und Szenen! — 3. Gegen das sogenannte „Doppelthema“ erfolgt der Einwand (S. 46): zwei parallele Linien seien doch niemals „eine Linie“. Gewiß nicht, aber doch ein mathematisch einheitlicher Begriff, der auch als Figur durchaus ein untrennbares Ganzes darstellt! Übrigens sind, wie ich wiederholt betont habe, die zwei Hauptteile gar keine eigentlichen Parallelen, die sich nie berührten; sondern sie berühren, kreuzen gerade umgekehrt einander in immer neuer Wechselbeziehung. Also ist diese ganze Pressung des Vergleiches schief! Ebendeshalb bilden sie auch gar kein „Doppelthema“, sondern ein organisches Paarganzes [Staedler selbst gebraucht S. 127 das Bild: wie zwei Flügel eines Vogels!], eine ideelle Polarität, ähnlich der physikalischen der Naturkräfte oder jener logischen der Wechselbegriffe und Kulturideen, die ich eingehender bei Erklärung der 8. und 7. Betrachtung dargelegt habe (1. Aufl. S. 106, 111 flg., 140 flg.; 2. Aufl. S. 135, 141 flg., 177 flg.). — 4. Ohne den Schatten eines Beweises oder Beleges wird S. 51 meine Gliederung als „voll grober Verstöße“ beurteilt; die „Bilder“ des Lebens seien überhaupt keine „Bilder“. Dabei redet Staedler selbst später von Szenen, Schilderungen (S. 133 flg. 142. vgl. 130: „angesichts der lieblichen Landschaft“) usw. — 5. Daß die Glocke eine dramatische Szene ist, hatte ich eingehend gewürdigt (1. Aufl. S. 43). Trotzdem sagt Staedler (S. 128): „das verschwiegen die Kommentare!“ — Andere Proben werden sich noch aus den folgenden Darlegungen ergeben.

Und nun endlich zu Staedlers Hauptidee! Er will, wie gesagt, zum erstenmal uns das „wahre Lied von der Glocke“ offenbaren. Und

wie das? Indem er es gerade als „Lied von der Glocke“ überhaupt beseitigt und zu einem ganz andern Dinge, einem bloßen „Glockengießertied“ umwandelt! Doch nicht etwa in dem Sinne, wie auch wir übrigen Erklärer schon ein solches darin gefunden und festgestellt haben! Denn vom Standpunkt des Meisters selbst betrachtet, bildet ja alles, was er spricht, in der That ein zusammenhängendes Glockengießertied und darf sehr wohl einmal ganz von dieser Seite als Selbstdarstellung des Meisters betrachtet werden, wie gerade ich das ja bereits getan hatte (1. Aufl. S. 36, 39 flg., 42, 150 flg., 153 flg.). Hätte sich nun Staedler darauf beschränkt, diesen Gesichtspunkt als einen von den vielen darzulegen, wonach man das Gedicht auffassen kann, und etwa als eine bisher mehr oder weniger vernachlässigte Hauptseite zu entfalten, so wäre das in der That ein sehr willkommener und der Jahrhundertfeier des Gedichtes würdiger Beitrag gewesen. Bietet er doch auch so noch eine Reihe feinsinniger Bemerkungen als höchst dankenswerte Bereicherung zu vollerer Würdigung des Werkes. Aber damit begnügt er sich nun eben nicht, sondern will — ganz wie schon Behner — mit Gewalt seine Seite der Auffassung als die allein wahre und mögliche und jede andere als eitel Irrtum und Verhunjung erweisen.

Bei so ungemeinem Anspruch — soll er nicht sofort als Anmaßung und Selbstüberhebung erscheinen — müßten nun wenigstens die Gründe so schlagend, so zwingend sein, daß in der That wir bisherigen Erklärer alle, davon überwältigt, an unsere Brust schlagen und bekennen müßten: Ja, wir sind allzumal in der Irre gegangen! Heiliger Schiller, sei uns Blinden gnädig! — Ob nun andere dazu gestimmt sind, weiß ich nicht. Ich selbst keinesfalls!

Vielmehr kann ich nicht umhin, von vornherein mein Urteil so zusammenzufassen: Staedlers Beweisführung erscheint mir, zumal mit dem Ziel solcher Ausschließlichkeit, völlig mißglückt. Sie ruht, was gleich Schillers eigene Absicht betrifft, ganz auf willkürlicher Eintragung. Ebenso, was Goethes und Humboldts angebliche Mißdeutungen anlangt. Andererseits ist — wie schon die paar Proben zeigen — seine oft recht hochfahrende Polemik weder sachlich stichhaltig noch persönlich gerecht. Was speziell seine Behandlung meiner Ausgabe betrifft, so glaube ich ihm lückenhafte Ausführungen, Mißverständnisse und auch das nachweisen zu können, daß er mehrfach als fehlend angibt, was deutlich vorhanden ist, und umgekehrt seinerseits als neu vorführt, was andere und ich längst vor ihm gebracht haben.

Beweisen will Staedler vor allem dies: Schon Goethe und Humboldt hätten durch ihre offenbare Mißdeutung des Gedichtes von vornherein dessen richtige Auffassung verhindert und so all das hundertjährige Erklärer-Unheil bis jetzt verschuldet. Wie sonderbar dann,

daß Schiller selbst — mit dem sie doch auch mündlich viel über die Glocke gesprochen haben müssen — das stillschweigend hingenommen und nie berichtigt haben soll! Staedler freilich will diesem Einwande vorbeugen, indem er seinen Aufsatz gleich mit dem feierlichen Ausspruch beginnt: „Selbst gegenüber den irrigsten Beurteilungen hüllen die großen Künstler sich in Schweigen; sie wollen nicht die Erklärer ihrer Werke sein.“ Schade nur, daß dieser Satz, schon im allgemeinen sehr anfechtbar, gerade auf Goethe und Schiller nicht im mindesten zutrifft! Denn die haben wahrlich sich redlich bemüht, in zahlreichen Briefen, Aufsätzen, Anmerkungen usw. ihre Werke wenigstens dem näheren Freundeskreise, oft auch direkt dem Publikum verständlich zu machen. Wie will vollends Staedler uns glaublich machen, daß selbst Körner und Karoline v. Wolzogen, die doch mit Goethe, Humboldt u. a. übereinstimmen, das Gedicht so mißdeutet hätten, ohne von Schiller berichtigt zu werden? Da er selber dies zugeben muß, so klammert er sich an das eine „kostbare Wörtchen“ aus Schillers Brief an Goethe vom 7. Juli 1797: er sei an sein „Glockengießerlied“ gegangen. Dieses habe man bisher stets „übersehen“ — während doch fast alle Erklärer es zitieren und auch ich es wiederholt in seiner Bedeutung gewürdigt hatte (1. Aufl. S. 36. 42 u. ö., jetzt S. 41. 56 u. ö.). Aber freilich, Staedler folgert: Dies sei „offenbar der echte Titel“ (!). Denn — so lautet nun seine eigene Idee: alleiniges und ausschließliches Thema des Liedes von der Glocke sei der Meister Glockengießer selbst, und einziger Endzweck sei dessen „Selbstdarstellung in einem Monodram“. — Auch diesen Gedanken einer wenigstens mittelbaren „Selbstdarstellung“ des Meisters hatte ich, wie gesagt, längst vor Staedler in zahlreichen Hinweisen und schließlich in einem besonderen Abschnitte nach seiner organisatorischen Bedeutung fürs Ganze und seinem sozialen und nationalen Werte ausdrücklich dargelegt. So in der ausdrücklichen Betonung, daß das Ganze eine Reihe von Meistersprüchen darstelle; daß alles sich an die schlichte Handwerkerarbeit anschließe, die der Meister stetig mit Befehl, Ermunterung, Warnung oder sonstigem Zuruf begleite und fördere; daß also die lebendige Einheit des Ganzen schon in der Person des Meisters sich darstelle. Von dieser selbst hatte ich dann eine eingehende Charakteristik gegeben und ihre Lebenswahrheit, ihre Volkstümlichkeit und soziale Vorbildlichkeit dargelegt. Ist's da gerecht, alles dies zu verschweigen oder nur wegwerfend zu sagen: das sei „ohne jeden Gewinn fürs Gedicht“? Gewiß, was Staedler nunmehr — wie ich gern zugegeben habe — nach teilweise neuen Gesichtspunkten feinsinnig entfaltet, dabei aber zur Hauptfache aufbauscht, das bildet bei mir nur eine Seite der Würdigung unter mehreren und ist deshalb knapper behandelt. Aber die wesentlichen Grundzüge dieser Selbstdarstellung des Meisters, die

Staedler als erster vorzuführen sich den Anschein gibt, die waren in anderer Gruppierung sämtlich schon bei mir zusammengestellt.<sup>1)</sup> Ich muß also seine vermeintliche Priorität durchaus bestreiten!

Und nun endlich zur Hauptsache! Wie sucht Staedler denn eigentlich seine Behauptung und ganze Auffassung zu erweisen? Schiller hat nun doch einmal seine Dichtung endgültig „Das Lied von der Glocke“ getauft und nicht „Das Lied vom Glockengießler“. Das erklärt Staedler — man staune! — (S. 121 flg.) aus dem „unglücklichen“ Einfluß Goethes, der durch die „bedenkliche Unbestimmtheit“ seiner Antworten den „arglosen“ Schiller von dem „ursprünglichen echten“ Titel zu dem neuen „stark abgeschliffenen“ verführt habe!! Was für ein Armutzeugnis das zugleich für Schiller selbst wäre, scheint Staedler nicht zu merken. Immerhin nennt er ihn „durch besseres Wissen gegen den Widersinn blind“!! Aber diese Kombination wird noch überboten durch die nächste (S. 122 flg.): inwiefern Schiller trotz alledem nicht die Glocke, sondern nur den Meister als einziges Hauptthema vor Augen habe. Bekanntlich schreibt K. v. Wolzogen wörtlich so: „Lange hatte Schiller das Gedicht in sich getragen und mit uns oft davon gesprochen (also, wie gesagt, durchaus im Sinne eines „Liedes von der Glocke“) . . . Schon bei seinem ersten Aufenthalte in Rudolstadt 1788 ging er oft nach einer Glockengießerei, um von diesem Geschäft eine An-

1) Hierfür nur folgende Belege: Staedler nennt — sehr schön und mit vollem Recht — den Meister „das Ab- und Ehrenbild des deutschen Bürgertums, das Idealbild eines Handwerkers, eine Hochgestalt des deutschen Volkes usw.“ Ich zeigte viel früher den „einfachen Handwerker, den Mann aus dem Volke, den schlichten Meister und Arbeiter“, als „Verkündiger der herrlichsten Gedanken, als Vorbild und Lehrer für alle Stände“. — Staedler betont: er sei nicht bloß Handwerksmann, auch Bürger und Mensch, im Verkehr mit den Gesellen gemüthlich wie ein Vater, als Bürger ordnungs- und friedliebend, selbstlos, treuherzig, fromm usw. Ich viel früher: ein „soziales Vorbild, Lehrherr und zugleich väterlicher Freund, gemüthlich und gemüthvoll, treuherzig, ein echter Familienvater, ein waderer Bürger und Patriot, ein Muster von Sittlichkeit, schlichter Gottesfurcht usw.“ — Endlich betont Staedler in allem dem die „Deutschheit“, das „Idealbild des echten deutschen Mannes“, meint aber freilich: die Deutschen, mit einziger Ausnahme Körners, seien „blind genug gewesen, nichts davon zu merken“. Und hier an dieser einen Stelle geruht er endlich auch meinen „verdienstlichen Exkurs“ über die vaterländisch-nationale Seite der Dichtung zu erwähnen als „allerersten Hinweis“ dieser Art, der jene Seite aber „leider nicht als das eigentliche und einzige Hauptstück“ und „überdies ohne jeden Zusammenhang mit dem Meister“ bringe. In Wirklichkeit hatte ich sie viel reicher entfaltet als Staedler, hatte dabei u. a. auf Palleske als Vorgänger hingewiesen und im übrigen jenen vermißten „Zusammenhang“ nicht nur indirekt in der Identität von Dichter und Meister durchweg hergestellt, sondern auch direkt wiederholt betont, z. B. durch Vergleichung des „gedankenreich beredeten Meisters“ mit dem „bürgerlichen Meisterfingertum eines Hans Sachs u. a.“ und durch seine Würdigung als echten Spiegelbildes deutschen Handwerkertums und Volksgeistes.

schauung zu gewinnen.“ — Dies „ergänzt“ nun Staedler seinerseits wörtlich so: „In diesen Tagen der ersten glücklichen Liebe, wo die Seele . . . freudig wahrnahm, woran sie sonst achtlos vorüberging (!), trat Schiller zuweilen auf dem Spaziergang in eine Gießwerkstatt am Wege ein und sah dort . . . einen erfahrenen Meister im Kreise geschickter Gehilfen walten, sicherlich als der schon vielgenannte Dichter gern und mit Ehrfurcht begrüßt. So traf es sich wohl (!), daß er einmal . . . zu dem Schauspiel eines Glockengusses eingeladen ward und Zeuge war, wie der Meister bei dem schwierigen . . . Geschäfte die Gesellen verständig anleitete und ihnen mit manchem lehrenden, erklärenden Worte ihre Arbeit anwies; vielleicht auch, daß manchmal die Erklärung sich mehr an den vornehmen Gast und Zuschauer richtete. So lernte der Dichter zweierlei Neues: das Verfahren bei Herstellung einer Glocke (also doch wirklich auch dies!) und — was ihm ungleich wertvoller wird gewesen sein — die achtbare Tüchtigkeit eines klugen Meisters usw. Er brauchte die ganze Szene nur abzuschreiben, um ein . . . anziehendes Gedicht zu gewinnen (!), welches etwa das Handwerk feierte in einer achtungswerten Persönlichkeit und (so nebenher?) bei einer nicht unwürdigen Arbeit“ . . . „Wir dürfen uns demnach (!) denken, daß auf diesem Wege und in dieser Gestalt die Idee des Gedichtes sich dem schöpferischen Geiste zuerst darstellte“ usw. —

Kann man sich eine größere Verdrehung der Tatsachen denken? Nach R. v. Wolzogen trägt Schiller das Gedicht, und zwar selbstverständlich nach dessen Idee als eines „Liedes von der Glocke“, also mit diesem ideellen Ausgangspunkte, schon in sich und sucht für die gleichfalls ihm schon feststehende Unterlage des Glockengusses als den realen Ausgangspunkt eine unmittelbare Anschauung des praktisch=technischen Geschäftes zu gewinnen; deshalb geht er ad hoc, absichtlich, wiederholt in jene Gießerei. Bei Staedler dagegen ist's gerade umgekehrt: nur gelegentlich, unterm Einfluß seiner Liebe (!), tritt Schiller in die Werkstatt ein, an der er sonst „achtlos vorüberging“, lernt hier als Hauptsache den Meister und damit die Tüchtigkeit eines Handwerkers kennen (als ob er die nicht längst, schon als Knabe, kennen gelernt hätte!) und faßt nun den Entschluß, diesen zu besingen. Also (S. 124) er „wählt sein Vorbild eigentlich nicht, er fand es; der Zufall führte ihn dazu!“ — In der Tat alles bloße Phantasie, willkürliche Erfindung, völlige Verdrehung des bestbezeugten Sachverhaltes!

Vollends zerrissen wird das ganze Gespinnst durch die neueste Mitteilung des Nürnberger Gymnasialdirektors Dr. Lechner (in der Festschrift zur Jubelfeier der „Glocke“ 1899), der in Rudolstadt den Spuren des Gedichtes nachgegangen ist und so berichtet: In jener Glockengießerei zu Rudolstadt — jetzt eine Maschinenbauwerkstätte — sei noch die Überlieferung

lebendig gewesen, daß Schiller sich nicht selten längere Zeit dort aufgehalten habe, was von den Arbeitern, also doch wohl auch von deren Leiter, als Störung angesehen worden sei! — Übrigens deutet, außer allem anderen, auch schon Schillers selbstbezeugtes Studium gerade der Technik des Glockengusses in Krünigens Enzyklopädie darauf, daß ihm eben dieses sachliche „Geschäft“ und damit die werdende Glocke selbst Hauptsache war und nicht das persönliche Gebaren des Meisters, so wundervoll er auch dieses zu gestalten gewußt hat.

Nach allem dem zerfällt also Staedlers Beweisführung und damit seine ganze Auffassung in nichts. Was er sonst im einzelnen Richtiges und Schönes erbracht hat, sei — ich wiederhole es — mit Dank anerkannt. Manches davon habe auch ich in zweiter Auflage an entsprechender Stelle gern verwertet. Aber sein Anspruch, das „wahre“ Lied von der Glocke endlich entdeckt und von jahrhundertlanger Mißdeutung befreit zu haben, ist mit allem Nachdruck zurückzuweisen. Umgekehrt ist die bisherige Auffassung der Grundidee und der künstlerischen Einheit als die echte und ursprünglich Schillersche und somit als die allein wahre festzuhalten.

Hiermit könnte ich nun schließen. Allein auch noch andere Behauptungen und Darlegungen Staedlers fordern den Widerspruch heraus, und anderseits wird das obige Ergebnis auch noch durch andere Beobachtungen immer von neuem bestätigt. Daher sei auch dies noch in aller Kürze vorgeführt.

Um gleich mit dem letzten zu beginnen, so ist es, wie schon angedeutet (oben S. 253 Anm.), vor allem die zweifellose Beziehung der „Glocke“ zu Homer, insbesondere zum 18. Buche der Ilias mit der Schilderung des Achillesbildes, durch welche Staedlers Auffassung abermals widerlegt und die herkömmliche bestätigt wird. Ich habe, wie gesagt, in meiner Neuauflage diesen Beziehungen einen besonderen „Anhang“ gewidmet und hebe hier nur die schlagendsten Stellen daraus hervor.

Zunächst die Tatsache, daß Schiller sich nachweislich gerade im Glockenjahr 1799 viel mit jener Homerischen Stelle beschäftigt hat und darüber an Goethe in einer Weise schreibt, die es schlechterdings ausschließt, daß er bei dem Gedicht in erster Linie nicht an die Glocke selbst und deren Guß, sondern an den Glockengießer gedacht haben soll. Schreibt er doch (am 19. März 1799) unter anderem dies: „Habe in diesen Tagen wieder den Homer vorgehabt und den Besuch der Thetis beim Vulkan (der eben Il. 18, 396 flg. zur Anfertigung des Schildes fährt) mit unendlichem Vergnügen gelesen. In der anmutigen Schilderung eines Hausbesuches, wie man ihn alle Tage erfahren kann, in der Beschreibung eines handwerksmäßigen Geschäftes, ist ein Unendliches in Stoff und Form enthalten, und das Naive hat den ganzen Inhalt des Göttlichen . . . Homer wußte den Schild des

Achill sehr geistreich zu behandeln, obgleich die Verfertigung eines Schildes dem Stoff nach etwas sehr Gemeines (s. v. a. Alltägliches) ist."

Dieselbe Art der Wechselbeziehung tritt in dem einige Jahre später verfaßten Gedichte „Die vier Weltalter“ (1802) hervor. Da heißt es Strophe 4 vom „Sänger“:

Und wie der erfindende Sohn des Zeus (Hephaistos)  
Auf des Schildes einfachem Rande  
Die Erde, das Meer und den Sternentkreis  
Gebildet mit göttlicher Kunde:  
So drückt er (der Sänger) ein Bild des unendlichen All  
In des Liedes flüchtig verrauschenden Schall.

Wenn hier die Schlusswendung sogar wörtlich an die „Glocke“ (W. 414 flg.) erinnert, so erst recht die ganze vorausgehende Strophe 3, die geradezu — wie wir sehen werden — beide Werke unter denselben Gesichtspunkten vereinigt:

Er breitet es lustig und glänzend aus  
Das zusammengefaltete Leben;  
Zum Tempel schmückt er das irdische Haus —  
Ihm hat es (diese Gabe dazu) die Muse gegeben.  
Kein Dach ist so niedrig, keine Hütte so klein:  
Er führt einen Himmel voll Götter hinein. — —

Also ein „Bild des unendlichen All“, eine Entfaltung des „Lebens“ selbst, wie sie schon der alte Homer beim Achilleschilde geplant hatte, die will auch Schiller in der „Glocke“ uns vorführen — natürlich nicht, wie schon oben gegen Staedler (S. 257, Nr. 2) betont ward, in einer vollständigen Reihe aller möglichen Szenen und Vorfälle, sondern nur in einer Auswahl besonders charakteristischer und gerade für die Glocke zutreffender Bilder. W ithin ist ihm diese Sache, dieses große und mannigfache Gesamtbild des Lebens und der Menschheit die Hauptsache, nicht die Person des Glockengießers; diese kommt vielmehr, wie bei Homer der Schmiedegott, nur als Mittel zum Zweck, nur in zweiter Linie in Betracht.

Wie sich ganz dasselbe nun auch bei der Vergleichung der „Glocke“ mit dem Achilleschilde bis ins einzelne ergibt, das darzulegen würde hier zu weit führen. Wen es interessiert, der wolle es am angegebenen Orte nachprüfen.

Dagegen muß ich gegen eine Reihe anderer Behauptungen Staedlers mich wenden.

Während ich den Meister als Vertreter seines ehrsamten Handwerkerstandes und zugleich als echten deutschen Mann, also als Vertreter auch unseres Volkes in eins charakterisiert hatte, will Staedler (S. 129) dieses durchaus trennen und als zwei isolierte Dinge, jenes auf die zehn Arbeitsprüche, dieses auf die neun Betrachtungen verteilen. Er sagt wörtlich:

Der Meister habe zweierlei zu vertreten: seinen Stand und sein Volk, beides „natürlich gesondert“. Jenes geschehe in den zehn Strophen, die ihn in Ausübung seines Berufes vorführen; dieses in den neun Zwischenreden, die seine ganze innere Welt vor uns erschließen. — Nun muß er aber selber gleich hinzufügen: Beide sich logisch ergänzenden Gedichtteile habe Schiller „mit wahrhaft genialem Schlage“ auch szenisch zusammengeschweißt, indem er die Zwischenreden ebenfalls als Ausfluß beruflicher Tätigkeit erscheinen lasse, eines Meisters nämlich, der seine Gefellen nicht bloß für die Arbeit, sondern auch fürs Leben zu bilden strebe. Da fehlt eben nur, daß umgekehrt auch die Strophen als solche durchaus an ihrem Teile das Volksgemüt offenbaren und des Meisters „innere Welt“ mit erschließen! Staedlers Zweiteilung ist eben viel zu mechanisch und einseitig. Und wenn er gar sagt: „So, und nicht anders, gehören die strophischen und die unstrophischen Stücke zueinander“, und „die Erklärer geben auch hierüber keinerlei befriedigenden Aufschluß“, so richten sich derartige Aussprüche *ex cathedra* nach allem früheren von selbst.

Als Inhaltsangabe der neun „Zwischenreden“ bringt er sodann nichts Neues, was sich nicht von selbst ergäbe und auch von anderen längst gebracht wäre. Dabei bewegt er sich aber in folgenden wunderlichen Selbstwidersprüchen (S. 132 flg.). Einerseits soll — angeblich nach Schillers Absicht — der Meister „weder über diese Glocke sprechen, noch gar im allgemeinen über die Glocke überhaupt und ihren Gebrauch zu verschiedenem Behufe“, sondern bloß „in gelegentlicher Anknüpfung und Anspielung, ohne vorgestektes Ziel, ohne einen fertigen Vortrag in der Tasche, in bequemer Plauderweise sich ergehen“. Also ganz „wie der Zufall eben einen Punkt darbiete, wie der Geist ihn gerade treibe“. Dies wird nun aber schon durchs Folgende wieder aufgehoben: „nach Art eines klugen, alten Mannes, der, ob auch ohne eigentliches Thema, dennoch nicht ohne Ordnung und Ergebnis spreche“ — an sich schon eine neue Paradoxie! Denn „Ordnung“ und vollends „Ergebnis“ setzen doch *eo ipso* ein „Thema“ voraus. Und wiederum (S. 135): „Ein planmäßiges Fortschreiten zwischen den Reden des Meisters finde nicht statt“, sie seien vielmehr „rechte Eingebungen des Augenblicks, ohne einheitliches Ziel und gemeinsames Thema“.

Und trotz alledem muß nun Staedler selbst folgendes zugeben: 1. Einen durchgängigen Bezug und Zusammenhang der Reden, sofern sie erstens die Stände, dann das Ganze des Volkes vorführten; allerdings — man staune! — „einen Zusammenhang [so] fein angelegt, daß der Meister ihn weder gewollt noch gewußt habe!“ 2. Schillers Thema sei nur der Meister; aber „des Meisters Thema“ — der sich ja natürlich nicht selbst zum Thema nehmen könne — möge „allenfalls die Glocke sein“, was in



der Tat durch die Einleitung (und deren am Schlusse wiederkehrende Betrachtung „nahe gelegt“ sei — wir sagen: als unumgänglich erwiesen ist! Und endlich 3. die Krone der ganzen Paradoxie (S. 137 flg.): Des Meisters zwanglose (Staedler mußte genau sagen: planlose!) Plauderei sei eine „planvolle“ — und nun folgt nicht der Ausdruck: „Dichtung“, nein geradezu der Ausdruck: eine planvolle „Abhandlung des Dichters!“ Und diese wieder zeige ein „früher niemals“, sondern erst jetzt durch Hesse und Staedler enthülltes „Kompositionsgeheimnis“, nämlich einen bis ins feinste durchgeführten, vollständigen „Parallelismus der Gliederung“ in den sechs Betrachtungen 3 bis 8 als den „Charakterreden“ des Meisters! Und den sucht nun derselbe Staedler, der vorher alle die von uns übrigen nachgewiesenen Wechselbeziehungen hohnlachend abgelehnt hat, einerseits gar bis zu den Wortklängen zu erweisen — sicherlich zum Teil wenigstens mit Feinsinn, aber doch im völligen, geradezu erstaunlichen Selbstwiderspruch! Denn wer redet nun dieses Kunstwerk? Doch eben der Meister, den Staedler zwar gewaltjam, aber ganz vergeblich vom Dichter zu trennen sucht! Von diesem sagt er mit Recht (S. 141): „All dieser Zusammenhang und Zusammenklang sollte sich nicht laut hervordrängen“, damit nur jeder Schein eines „akademischen Redens“ vermieden würde, und überhaupt habe Schiller treffliche Mittel „zur Verhüllung seiner Disposition“ gewählt. Aber genau dasselbe war längst schon von anderen betont und gerade von mir eingehend dargelegt. So schon durch den Vergleich mit den volkstümlichen Handwerkersprüchen; dann durch immer neue Aufzeigung der ganz natürlichen, wie von selbst an die Arbeit anknüpfenden und aus ihr sich entwickelnden Ideenentfaltung; endlich vollends in den Kapiteln über Versbau und Sprache, über Lebenswahrheit und Naturtreue und über den Gesamteindruck: wie all die Kunst der Anlage sich „unter der Hülle zwanglos freier Anmut und scheinbar schlichtester Volkstümlichkeit verberge“.

Und dies ist meines Erachtens auch die allein richtige Auffassung. Denn auch der Meister als solcher soll nach Schillers Absicht gar nichts so planlos und ziellos aus dem Armeel schütteln, wie das Staedler zwar immer betont, aber eben nicht aufrechterhalten kann. Das entspräche weder der guten Handwerksfittte, noch der Bedeutung gerade dieses Werkes, noch vollends der Arbeitsvollendung gerade dieses Tages, der ja nicht bloß Werk-, sondern auch Weihetag sein soll. Was würden z. B. bei einer Hausrichte die Zimmergesellen, bei sonst einer Vollendungsfeier die Arbeiter sagen, wenn die betreffenden Meister so drauf los „plaudern“ wollten, was ihnen just einfiele! Staedler verkennt eben die ganze Voraussetzung der Szene, die Schiller gerade dem Handwerker- und Volksleben so trefflich

abgelauscht hat. Also der Meister weiß sehr wohl, was er sagen und wo hinaus er's führen will, und hat Plan und Ziel so im Auge, wie beides sich ganz von selbst aus der Art, dem Fortschritt und dem schließlichen Erzeugnis gerade dieser Arbeit ergibt. Nur darin hat Staedler recht, daß die Auswahl und Behandlung des einzelnen dabei den Eindruck freien Sichergehens und höchst natürlichen Wechsels je nach dem augenblicklichen Gegenstande und der entsprechenden Stimmung macht. Aber das ist nichts Neues, ist längst vor ihm gesagt. — Kurz: Während Staedler zuerst volle Planlosigkeit betont, Meister und Dichter gewaltsam trennt und jedes sachliche Thema leugnet, hernach aber beides notgedrungen doch zugeben muß und sich somit völlig widerspricht, betonen wir übrigen gerade umgekehrt den von vornherein wohlbedachten Plan: die lebendige Einheit von Meister und Dichter, das klare Thema des Glockenberufs fürs Leben, die wundervolle Organisation bis ins kleinste, und anderseits doch jene leichte, freie, natürliche Anmut und volkstümliche Schlichtheit, welche dem unbefangenen, einfachen Leser zunächst als das Hauptmerkmal entgegentritt und jene ganze, feine Kunst zu verhüllen geeignet ist. Also dort bei Staedler Zerreißung und Selbstwiderspruch; hier jenes Ineinander von Kunst und Natur, welches eben das Geheimnis aller wahren Kunst und das Geheimnis des echten Genies ist; und schließlich — um auf den Ausgangspunkt dieser ganzen Darlegung zurückzugreifen — die Anschauung des „wahren Liebes von der Glocke“ als einer Dichtung, die zwar in dieser eigenartigen Form von Meistersprüchen zugleich auch ein „Glockengießerberied“ ist, jedoch nur mittelbar und nebenher, während sie unmittelbar und in der Hauptsache durchaus das Menschenleben selbst und seine Schicksale durch den Mund der tönenden Glocke verkündigen lassen und darstellen will.

Überschaut man in diesem Sinne noch einmal das Ganze des Gedichtes, wie sich die beiden Hauptreihen in anmutigem Wechsel verschlingen, Stufe an Stufe, Bild an Bild, Idee an Idee knüpfen und gleich einem reichen bunten Blumengewinde sich fortspinnen, um sich endlich zum vollen schönen Kranze, ja zur majestätischen Krone zu wölben: so drängt sich — mir wenigstens — allemal der Vergleich auf, mit dem ich in meinem Buche die ganze Betrachtung abgeschlossen habe: der Vergleich des Gedichtes mit der Glockengestalt selbst. In der That, wie all dieser Wechsel und Gegensatz, diese Fülle und Gliederung um das eine Gebilde harmonisch sich ordnet und gruppiert: so erscheint das Ganze, in sich geschlossen, gleichsam nach unten zur reichsten Mannigfaltigkeit des Lebens sich erweiternd, nach oben zum Ewigen schön geschwungen sich zusammenfassend — es erscheint fürwahr als Abbild für die wundervolle eigenartige Form der Glocke selbst! Im Werden der Glocke vollzog sich ja das Werden

der Dichtung, und umgekehrt: im Stufengange des Gedichtes vollendete sich der Glockenguß. Wie also gleichsam die Glocke zur Dichtung, so wird wiederum die Dichtung zur Glocke; wird zur Glocke ebenso in der wunderbaren Harmonie ihrer Form, wie vollends in ihrem harmonischen Geistesgehalt, der als Lehre und Mahnung, als Trostesfang und Liebesruf weit hin über die Lande schallt und tief hinein in die Herzen klingt. Und so erst verstehen wir voll das „wahre Lied von der Glocke!“ —

### Emil Frommel.

Von Lic. Dr. Kurt Warmuth in Dresden.

Ein goldenes Herz und ein goldner Humor;  
Das Herz in der Brust und den Schall hinterm Ohr; —  
Ob er grüßt zu dem Fest, ob er dankt für den „Strauß“<sup>1)</sup>:  
Der goldene Frommel schaut immer heraus.

So charakterisiert der Sänger der „Palmbblätter“ Karl Gerok seinen ihm kongenialen Freund Emil Frommel, der nicht nur ein geistvoller Prediger und gemühtstiefer Volkschriftsteller gewesen ist, sondern vor allem ein liebenswerter, harmonischer Mensch. Besonders wichtig für ein eindringendes Studium dieses erlesenen Geistes ist das Frommel-Gedenkwert, das seit drei Jahren die Erben herausgeben. Zu diesem gesellt sich ein neues Frommel-Buch, das Theodor Kappstein<sup>2)</sup> über den Verstorbenen, mit dem er jahrelang in innerlich förderndem Verkehre stand, veröffentlicht hat. Man merkt es den frischen, lebendigen Ausführungen an, daß sie aus einem für seinen Helden begeisterten Herzen fließen. Die Lektüre des Buchs gewährt einen hohen Genuß.

Das erste Kapitel führt uns Emil Frommels Persönlichkeit lichtvoll und scharf vor Augen. Er war Künstler durch und durch, voll Ideen und genialen Schwungs, in Kunst und Literatur bewandert, ein Prediger sondergleichen, hinreißend, bibelgläubig und weltfreudig, ein Dichter auf der Kanzel, ein Priester am Altar, reich an Empfänglichkeit und gestaltender Kraft. Frommel hatte einen goldenen Humor. Ungnädig sagte einst ein General zu ihm: „Sie müssen nicht so milde predigen, sondern die Kerls ordentlich anfassen und ihnen den Kopf waschen!“ Frommel entgegnete: „Herr General, die Leute haben sechs Tage in der Woche das schwarze

1) Hiermit meint Gerok seine Gedichtsammlung „Der letzte Strauß“.

2) Emil Frommel, Ein biographisches Gedenkbuch von Th. Kappstein, Leipzig 1903. H. Seemanns Nachf. 4 M.

Donnerwetter über sich; gestatten Sie mir, daß ich ihnen am siebenten ein Stückchen blauen Himmel zeige.“ Vor seinen vielen Besuchern rettete er sich zuweilen in ein großes Hotel, das seiner Wohnung gegenüber lag. Dort war beständig ein Zimmer für ihn bereit. Mit Urbehagen sah er dann vom Fenster aus die Droschken vor seinem Hause halten, deren Insassen sehr bald zurückkamen, da der „Herr Hofprediger“ ja in Wahrheit nicht zu Hause war . . . Seine Traureden für Ernst v. Wildenbruch diktierte er, während er rasiert wurde. Mit rührender Liebe sprach er vom alten Kaiser, den er sechzehnmal nach Gastein begleiten durfte. Von Konsistorialsitzungen, Pastoralkonferenzen und Synoden wollte er nicht viel wissen. „Ich halt's mit dem grünen Wald statt mit dem grünen Tisch“, rief er einst dem Präsidenten zu und lief aus der Sitzung. Alles Unlebendige, Verknöcherte stieß ihn ab. „Setzt predigt's!“ sagte er von den unpersönlichen „Postillenreitern“. Er hatte eine wahre Leidenschaft zu schenken. „Aus einem Pfarrhaus“ — pflegte er zu sagen — „muß jeder beschenkt herauskommen. Und zwar muß er dreierlei bekommen: ein gutes Wort, ein gutes Buch, gutes Geld!“ Bei aller Menschenkenntnis und Welterfahrung im tiefsten Grunde der Seele ein Kind, stets bereit, Neues zu erleben und zu lernen, mitteilksam und vertrauensvoll, liebte er die Kinder über alles. Wie herzlich wußte er zu ihnen zu reden! Unwiderstehlich verstand er für sie zu betteln auf den Teeabenden mit seinem unheimlich tiefen Zylinder. Einst besprach er im Kindergottesdienst die Vertreibung der Erzeltern aus dem Paradies und fragte ein blasses, ärmlich gekleidetes Mädchen, warum denn Adam und Eva hätten auswandern müssen. „Weil sie die Miete nicht bezahlen konnten.“ Frommel trat die Tränen in die Augen, und er half mit reicher Hand. „Es gibt Kinder“, sagte er einmal, „die eigentlich nie einen rechten Sonnenstrahl am Morgen empfangen die wie armes Heidekraut auf nacktem Fels gewachsen sind. Sie tragen davon auch etwas durchs ganze Leben hindurch. Der Nachtreif, der am Morgen die Blüte trifft, wird schwerlich selbst durch eine leuchtende Mittagssonne geheilt.“ Ein besonders warmes Interesse hatte Frommel für die Kellner und Droschkenfutscher. Glänzend war er als Tischredner. Seine Toaste zeigten sprudelnde, übermütige Laune und sinnigen Ernst.

Die Kapitel II bis VIII geben uns Frommels Biographie in kurzen, klaren Zügen. Das neunte Kapitel — vielleicht das interessanteste — behandelt ihn als Jugendlehrer. Einst besprach er beim fünften Gebot den Wert oder Unwert des Lebens. Er forderte zu einem freudigen Lebensoptimismus auf, der das eigene Leben schätzt und darum auch des anderen Leben schützt, statt es zu schädigen. Er rief in die Schar der Kinder hinein: „Wer von euch ist denn heftig?“ Nur ein Junge steht auf. Der alte Herr legt ihm

die Hand auf die Schulter: „Du — ach, ich auch; komm, wir wollen zusammenhalten gegen diese ganze sanftmütige Gesellschaft, der nie das Blut in den Kopf steigt, und die niemals aus dem Häuschen ist, wie wir zwei, wenn uns jemand ärgert.“ Wenn er den ersten Glaubensartikel von der Schöpfung besprach, wies er nachdrücklich darauf hin, daß die Bibel kein naturgeschichtliches Handbuch sei, sondern durchaus Heilsgeschichte biete. In den Evangelien betonte er die innere Einheit: „Alle vier Evangelien geben zusammen das Bild des Herrn; die Evangelisten sind wie vier Maler, deren jeder von einer anderen Seite her den Menschen porträtiert hat, der eine en face, der andere halb, der dritte dreiviertel Profil — aber es ist doch immer derselbe Kopf, nur von verschiedenen Seiten aufgefaßt.“ Machtvoll wußte er vom Gewissen zu reden. Er nannte es den Anknüpfungspunkt Gottes im Menschen.

Die Kapitel X und XI zeigen uns Frommel auf der Kanzel und am Altar sowie als Wanderredner. Besonders interessant sind die Ausführungen: „Frommel und die Menschen“ und „Frommel am Schreibtisch“. Ein römischer Kreuzherrnpriester, ein kindlich gläubiger Katholik, der Frommel in Karlsbad kennen lernte, sagt von ihm: „So, wie er ist, habe ich mir immer einen Mann vorgestellt, in welchem echte Bildung und Christentum praktisch geworden sind!“ Die Berliner Universität verlieh ihm 1883 die theologische Doktorwürde und feierte ihn in dem Elogium als den „der durch Schriften voll hoher Anmut unsere Zeitgenossen erquickt und erzieht“. Frommel suchte die Menschen, weil er ohne ihr Echo bei seiner impulsiven, mitteilbaren Natur nicht leben konnte. Das war auch der Beweggrund, weshalb er schrieb. Aus all seinen Schriften blickt seine sinnige, sonnige Seele. Hier einige Goldkörner daraus: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen, und wer nicht fest arbeitet, soll auch nicht festessen!“ — „Die meisten Frauen wollen glücklich werden, aber die wenigsten haben eine Ahnung davon, daß der einzige Weg dazu ist: glücklich zu machen. Der Mangel an Liebe läßt sich bei einer Frau durch keine Begabung, durch keine noch so geistreiche Unterhaltung, flottes Klavierspielen oder fertiges Zeichnen ersetzen. Alles das entschädigt nicht für den Mangel an Herz. Es ist Ihnen jenes herrliche Wort bekannt, das dem Mädchen und der Frau gilt: Du bist wie eine Blume; aber heutigentags könnte man bei so vielem aufgespeicherten, toten Wissen mit Recht von manchem Mädchen sagen: Du bist wie ein Herbarium!“ Originell ist sein Vergleich des Salonmenschen mit einem galvanisierten Frosch. Interessant sind seine Urteile über Karl Gerok und Rudolf Kögel. Von ersterem sagt er: er sei eines Hauptes länger, eines Herzens weiter als alles Priestervolk gewesen. Letzteren schätzt er vor allem als Menschen des Gewissens. Kögel hat

übrigens einst zu dem kürzlich verstorbenen Julius Lohmeyer gesagt: „Der Unterschied zwischen Frommel und mir besteht darin, daß ich im allgemeinen Jubel des Trinkspruchs auf das Brautpaar verschwinde, während Frommel bis zu den Knackmandeln bleibt.“ In bezug auf die Kollegenschaft im Pfarramt fand Frommel bei seiner Jubiläumsfeier in Berlin das originelle Bild: „Ein guter Kollege ist Silber, aber gar keiner ist Gold, und fünf sind Platina!“<sup>1)</sup>

Wir schließen mit dem schönen Gedicht, das Julius Lohmeyer im Frühling 1896 dem nach Plön scheidenden Freunde beim Abschiedsmahle weihte:

Wir, die wir jüngst noch deinem Wort  
gelauscht,  
Das uns wie Orgelstrom die Brust durch-  
rauscht,  
Voll Dichterkraft und voll Begeistrungs-  
schwung —  
Wir fühlen uns in deiner Jugend jung!  
Den preisen wir, dem also Herz und Wort,  
Dasein und Lehre eins ward zum Akkord!

Ihn, der für alle hatte Rat und Zeit,  
Nur nicht für eignes Weh und eignes  
Leid;

Der stets aufs neue sich die Gotteskraft  
In wehvoll-schwülen Nächten erst errafft  
Und mild und tapfer, furchtlos und getren  
Der Wahrheit recht gab ohne Menschen-  
schem.

Wohl leben wirst du noch geschlechterlang  
In deinem Wirken hier, in Lieb' und Dank,  
Der dieser Weltstadt durch der Nebel Nacht  
Gezeigt der ew'gen Sterne lichte Pracht.

Mir ist, als ob aus hehrer Himmelsruh'  
Ein heil'ger Schatten heut' uns winkte zu:  
Du, Herr und König, Größter deiner Zeit  
An Weltmacht, Schlichtheit und Bescheiden-  
heit,

Der du sein Herz geliebt hast und erkannt  
Und deinen Segen heut ihm zugesandt.

Und Tausende im deutschen Vaterland,  
Die dich, o Freund, geehrt, geliebt, gekannt,  
Sie alle, die erlabt du und erfreut,  
Sie rufen Dank und Abschiedsgruß dir  
heut'.

## Sprechzimmer.

### 1.

#### Meines Erachtens nach.

Die als eine Zusammenschweifung von „meines Erachtens“ und „meinem Erachten nach“ zu erklärende Formel, die in einer Tagung des Preussischen Abgeordnetenhauses dem Munde eines Ministers dreimal entschlüpfte, kommt auch Schriftstellern in die Feder, die doch Zeit zur Überlegung hätten; ich verzeichne Max Jähns, Der Vaterlandsgedanke und die deutsche Dichtung, Berlin 1896, S. 126. — Karl Noehel, Gegenwart 1901, Nr. 2, S. 21 b. Auch „meines Wissens nach“ begegnet in einer Erzählung von Verrier, Plagiat, im Univerfum 17, 609. — Schon Lenz, Pandämonium S. 28, weist auf: „meines Bedünkens nach“.

Dresden.

C. Müller.

1) Monatsblätter für deutsche Literatur, März 1899, Heft 6.

## 2.

## Gedicht Houwalds auf Abiturienten.

Bei Studien über den — einst gepriesenen — Bühnendichter Christoph Ernst Freiherr v. Houwald (\* 29. November 1778 zu Straupitz in der Niederlausitz, † 28. Januar 1845 zu Neuhaus bei Lübben) kam ich u. a. auf den goldenen Trinkspruch in gebundener Form, den derselbe bei einer Abiturientenfeier zu Ludau aus dem Stegreife vorgetragen hat. Da das Gedicht wenig gekannt ist und ein ähnliches es nicht gibt, so lasse ich es hier folgen:

„Vor alter Zeit in Norwægs Land  
 Vor Meister Asmandur gekannt,  
 Der stand mit kund'ger Hand am Herd  
 Und schmiedete manch trefflich Schwert;  
 Denn härter, federkräft'ger, reiner  
 Und härter, als sein Stahl, war keiner,  
 Weil er's verstand mit seinen Leuten,  
 Ihn ganz besonders zu bereiten.  
 Wie roh das Eisen immer war,  
 Er macht es doch von Scharren baar:  
 Erst legt er's in die Bluth hinein  
 Und sprach: „Jetzt werde weich und rein:  
 Heiß ist der Kampf, heiß mußt du seyn!“  
 Dann legt er's auf den Ambos bald  
 Und sprach: „Jetzt geb' ich dir Gestalt  
 Und rüste dich zu der Gewalt!“  
 Dann laucht er's zischend in die Fluth  
 Und sprach: 'Jetzt geb' ich dir den Muth!  
 Für Gott und Recht versprich' Blut!'  
 Und wenn das Schwert nun fertig war,  
 Dann hielt er strenge Prüfung gar;  
 Er schlug damit auf Stahl und Stein,  
 Doch durfte keine Scharte seyn,  
 Und welches Schwert nun war dergleichen,  
 Dem drückt er auf das Meisterzeichen;  
 Doch das die Prüfung nicht bestand,  
 Das legt er ruhig aus der Hand,  
 Und sprach: 'Es kann auf dieser Erden  
 Nicht jedes Eisen Klinge werden;  
 Man braucht das Schwert ja nicht allein,  
 Auch Pflug und Egge müssen seyn!'“  
 Blasewitz.

Oh' er nun ließ die guten Klingen  
 Aus seiner Werkstätt weiter bringen,  
 Stellt er sich ernst zu ihnen hin  
 Und weichte sie mit tiefem Sinn:  
 'Rein', sprach er 'geht ihr von mir fort,  
 Bleibt denn auch rein an jedem Ort!  
 Der Wahrheit Siege zu erringen,  
 Der Tugend Opfer gern zu bringen,  
 Dem Menschenrecht zu bieten Schutz,  
 Nie aber den Gesetzen Truß,  
 Dazu, im Schutze guter Geister,  
 Dazu weiht euch der alte Meister.  
 Seh' ich euch aber künftig an,  
 Daß ihr nicht, wie ihr sollt, getan,  
 Daß ihr nicht maßlos, wie heut,  
 Nein, voller Rost und Scharren seyd —  
 Vielleicht durch Frevlers Hand entweiht —  
 Und kommt ihr so mir in das Haus,  
 Lösch' ich das Meisterzeichen aus!' —  
 Wie jener Meister dort in Thule,  
 Stehn hier die Meister in der Schule,  
 Und jener ernste Klingen-Segen,  
 Er gilt jetzt euch, ihr jungen Degen!  
 Ihr seyd geschmiedet auf tücht'gem Herd,  
 Bleibt denn des Meisterzeichens werth:  
 Der Wahrheit Siege zu erringen,  
 Der Tugend Opfer gern zu bringen,  
 Dem Menschenrecht zu bieten Schutz,  
 Nie aber den Gesetzen Truß,  
 Dazu hebt jetzt empor die Hand:  
 Für König, Gott und Vaterland!“

Thdr. Distel.

## 3.

## Zu Kleists Hermannsschlacht.

V, 7, 15 (Barns) Fleuch gleich zu seinen Scharen hin  
 Und ruf mir den Septimius . . .

Die Stelle enthält einen, soviel ich weiß, noch nicht bemerkten Anklang an Klopstocks Hermannsschlacht 14. Szene: „(Hermann) Horst eile, fleuch hinunter zu den Cheruskern und sag ihnen, ruf es ihnen laut zu, daß es alle, alle wissen!“

Rortheim.

R. Sprenger.

## 4.

Zu Ztschr. XVII, 315.

„Dies Buch hab' ich gekauft“ usw. ist unter den Schülerinnen der hiesigen städtischen höheren Mädchenschule bekannt. Eine hatte es in ihr Gesangbuch geschrieben.

„Dieses Buch ist mir wert und lieb“ war zweien in meiner Klasse bekannt; von Brentano wußten sie nichts. Die eine hatte den Vers in Worms gehört, die andere in Bernburg.

Ich erlaube mir folgende englische Verse hinzuzufügen, die jenseits des Kanals allgemein bekannt sein sollen.

Steal not this book for fear of shame,  
for under is the owner's name,  
and at the last and dreadful day  
the judge of all the earth will say;  
'where is that book you stole away?'

Raffel.

W. Kohlschmidt.

## 5.

Zu Heines Gedicht Robes I.

„Die Glocken, die eisernen Hunde der Luft, erheben ein Freudengebelle“, beginnt die drittletzte Strophe, und man denkt dabei sofort an das Englische, wo ja die Glocke auch bekanntlich ein Hund, „Beller“, „bell“ ist. Mehrfach wird das Läuten der Wetterglocke mit Hundegebelle verglichen, das die bösen Geister verschrecken soll. Wenn die Wetterglocke im Kloster Marbach geläutet wurde, dann sagten die Leute:

Hört ihr, wie es in den Lüften schellt?  
Der große Hund von Marbach bellt!

(Aus einem Artikel „Glockensagen“ der „Östn. Ztg.“ 1. März 1903).

Diese Stellen zeigen immerhin, daß auch unserer Sprache die Bezeichnung „Hund“, Beller für Glocke, nicht fremd ist. Ebenso hört man in einer französischen Legende „les aboiements des bons chiens de saint Phalier...“ (Glocken). Im Holländischen ist „bellen“ = läuten, wie auch in einer Ganghoferschen Novelle der Ausdruck vorkommt „Die Glocke bellt“ (läutet).

Wilhelmshaven.

Dr. August Andrae.

## 6.

Zu Ztschr. XVI, 239.

Der kleine Aufsatz A. Seidls über Goethes Egmont enthält über die Auffassung des Dramas und seines Helden gewiß recht beachtenswerte Bemerkungen; man wird auch den Vergleich mit Siegfried nicht ganz unpassend finden können. Aber dem Punkt, auf den es Seidl hier besonders ankommt, muß widersprochen werden. Es heißt da: „Auch Siegfrieds ganze Schuld besteht in seiner Sorglosigkeit.“ Auch ich gehöre nicht zu denen, die Siegfrieds Gestalt für eine tragische im landläufigen Sinne halten und durchaus eine tiefe Verschuldung des Helden feststellen zu müssen glauben; immerhin — das



zwingende Verhältnis von Grund und Folge beim Untergang des Helden ist nicht zu verkennen, und er selbst trägt zu diesem bei. Sowohl die Überlieferung in A wie die in C stellt die zwei verhängnisvollen Taten Siegfrieds deutlich dar: vor Brunhild die Vorspiegelung, er sei Gunthers Mann, und den Raub des Ringes und Gürtels im nächtlichen Ringen mit Brunhild, wozu dann noch später die unbedachte Auslieferung dieser Kleinode an Kriemhild kommt. Im edelsten Bestreben Gunther zu helfen verstrickt er sich in Trug, der den unfehligen Streit der Königinnen zur Folge hat. Zum Überfluß sei es gestattet, die einschlägigen Stellen nach Lachmanns (A) und Barnes Ausgabe (C) hierher zu setzen: Strophe 401, 4 La = Seite 64 Str. 6, 4 Za; 402, 1 = 65, 2, 1; 574, 3 = 94, 2, 3; 627, 3; 628, 1, 2 = 103, 2, 3; 3, 1, 2; 764, 2, 3 = 125, 3, 2, 3; 790, 3; 792, 3 = 128, 7, 3; 129, 2, 3. An den oben angeführten Tatsachen vermag auch die folgende Stelle nichts zu ändern: 800, 3 bis 801, 1, 4 La. = 130, 3, 3 bis 4, 4 Za. Von dem in Kriemhilds Schmähung auf Brunhild enthaltenen Vergehen konnte sich Siegfried getrost durch den angebotenen Eid reinigen, dessen Vollzug Gunther verhindert: ich wil iuch ledec län des iuch mīn swester zihet, daz ir des niht habet getān. Freilich darf man diesen ganzen letzten Vorgang nicht mit dem Maßstabe charaktervoller Sittlichkeit messen: Siegfried befindet sich hier tatsächlich in einer Zwangslage, die seine Rede zur Zweideutigkeit verdammt.

Gera.

f. Weidling.

## 7.

Zu Zeitschr. XVI, 709 und XVII, 530: Morgen ist auch ein Tag.

Diese Worte sind als Sprichwort (denn es ist ein solches, keine sprichwörtliche Redensart) sehr verbreitet, wie folgende Stellen beweisen: Morgen ist auch ein Tag. H. Frischbier, Preussische Sprichwörter<sup>2</sup> I 188, 4. Mōrgen is ok'n Dag! W. G. Kern und W. J. Willms, Ostfriesland usw., 1869, 108, 1. Morgen kummt ok en Dag. [R. Tannen], Niederdeutsche Sprichwörter, 1863, 12, 7. Morgen ist auch noch ein Tag. S. Hezel, Wie der Deutsche spricht, 308, 4. Morgen ist auch ein Tag. Dr. D. Wächter, Altes Gold in Deutschen Sprichwörtern, Stuttgart, nach 1883, 93, 22. Auch im Süden findet es sich: Mārgn is ān a Dōg. F. K. von Schönwerth, Sprichwörter der Oberpfalz, 1874, 59, 2. Mōrgn is a nu a Tog. Mundart von Waldsassen, Oberpfalz. F. Binhack, Skizzen aus der Altertums-Literatur- und Volkskunde, Passau 1901, 34, 8.

Ludwigshafen a. Rh.

Dr. G. Küffner.

## 8.

Zum Unterricht in der deutschen Literaturgeschichte.

Die Vorschrift der neuesten preussischen Lehrpläne, daß den Schülern auch schon in den unteren Klassen das Wichtigste über die Verfasser der Stücke des Lesebuches mitgeteilt werden soll, wird von manchem nicht gebilligt. Daß solche Mitteilungen aber selbst bei den Kleinen ab und zu nötig sein können, davon hatte ich heute ein Beispiel. In dem Lesebuch meines Jüngsten, der noch die Vorschule besucht, fand ich das auch mir aus dem ersten Lesebuch

bekanntes Stück von Matthias Claudius „Im Juni“ (Werke I. Teil S. 50). Hier heißt es: „So 'n heller Dezembertag ist auch wohl schön und dankenswert, wenn Berg und Tal in Schnee gekleidet sind, und uns Boten in der Morgenstunde der Bart bereift.“ Ich denke, hierbei darf man die Gelegenheit nicht versäumen, den Kleinen etwas von Asmus, dem Wandsbeker Boten, der ja auch ein großer Kinderfreund war, mitzuteilen. Nur so können sie ja auch verstehen, weshalb hier „uns Boten“ gesetzt ist.

Northheim.

R. Sprenger.

9.

Zu Trulle (Zeitschr. XVII, 363 ff.).

In H. Sachs' Fastnachtspiel „Frau Wahrheit will niemand herbergen“ sagt der Bauer zur Wahrheit: „Schau zu der groben Ackerdrollen!“ Gené S. 94 erklärt es falsch als „Bauernlämmel“.

Northheim.

R. Sprenger.

## Bücherbesprechungen.

Dr. Willy Scheel, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Unterstufe: Sexta, Quinta, Quarta. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, 1904. 498 S. Preis 3,40 M.

Es ist eine unleugbare Tatsache, daß seit Einführung der neuen Lehrpläne in unseren gymnastischen Anstalten gerade auf dem Gebiet der Lesebuchliteratur eine gewisse Überproduktion herrscht, die uns gegen die Fülle der fast täglich auf den Markt kommenden Neuerscheinungen ein nicht ganz ungerechtfertigtes Mißtrauen einflößt. Mit um so lebhafterer Freude darf man darum in Dr. W. Scheels Arbeit ein Lesebuch begrüßen, das die gewöhnliche, oft noch mit einem übermäßigen Aufgebot von Reklame angepriesene Marktware weit überragt. Eingehende Kenntnis der deutschen Literatur, auch in ihren dem herkömmlichen Geschmack entlegeneren Gebieten, feines ästhetisches Verständnis, treffliche pädagogische Einsicht in die Bedürfnisse der Kindesseele, edle Begeisterung für die große ideale Aufgabe der Jugenderziehung, volle zielbewußte Klarheit über die hohen Anforderungen, die die moderne Pädagogik an den deutschen Unterricht, diesen „ruhenden Pol in der Erscheinungenflucht“ an unserer vielgestaltigen höheren Schule, stellt, haben zusammengewirkt, hier ein Lesebuch zu schaffen, das uns vorzüglich geeignet erscheint zur Bildung des Verstandes und Gemütes, sowie zur Förderung eines lebendigen, fruchtbringenden Wissens.

Schon ein flüchtiger Blick genügt, um die große Hingebung und Sorgfalt zu erkennen, mit der der Herausgeber aus der verwirrenden Fülle von Material seine Auswahl und Anordnung des Lesestoffes getroffen hat. Mit vollem Recht weist er in dem vorangeschickten Vorwort darauf hin, daß bei der Ausarbeitung sich bald herausstellte, „daß viele der selbst in den gangbaren Lesebüchern gebotenen Lesestücke ganz und gar nicht mehr als Bildungsmittel

für die heutige deutsche Jugend geeignet sind, daß auf allen Gebieten des Lesebuchstoffes noch Stücke sich mitgeschleppt finden, die durch Zurechtstutzen und Neustilisieren nicht schmackhafter gemacht worden sind". Von dieser Überzeugung getragen, hat Dr. Scheel nicht gezügert, nach langem reiflichen Prüfen an Stelle mancher veralteter Stücke wertvollere aus der Feder neuerer Schriftsteller und Dichter zu bieten, wobei er sich natürlich als Mann von feinem pädagogischen Takt vor dem falschen Extrem hütete, etwa Altes und Wohlbewährtes nur um seines Alters willen auszumerzen. So ist es ihm gelungen, wie er selbst hofft, „Stücke zu bieten, die nicht nur in stofflicher Hinsicht den Gedankenkreis des Schülers erweitern und anregen, sondern auch durch ihren dichterischen Wert an sich Eindruck auf jedes begeisterungsfähige Schülerherz machen müssen". Schon dem Sextaner neben Erzeugnissen Goethes, Schillers, Uhlands und anderer Koryphäen auch Dichtungen eines Theodor Storm, Martin Greif, Johannes Trojan, Klaus Groth darzubieten, halten wir nicht nur nicht für verfrüht, sondern für durchaus berechtigt, und daß schon der Quintaner die Bekanntschaft von Peter Rosegger, Wilibald Alexis, Wilhelm Raabe und anderen Schriftstellern machen soll, die durchaus nicht ausgesprochenenmaßen nur für jugendliche Leser schreiben wollten, scheint uns ein äußerst glücklicher Gedanke. Daß auch bei der Auswahl der realistischen Stücke in erster Linie auf muster-gültige Form geachtet worden ist, ist selbstverständlich.

Auch mit dem Umfange der gebotenen Stücke kann man sich im allgemeinen wohl einverstanden erklären; es bleibt dem Lehrer genügende Bewegungsfreiheit, wenn für Sexta 109, Quinta 92, Quarta 87 Stücke vorhanden sind. Manchem erscheinen vielleicht diese Zahlen gar als zu hoch gegriffen; indessen der Verfasser hat die ausgesprochene Absicht, daß das Lesebuch auch eine freiwillige häusliche Beschäftigung der Schüler außerhalb der Schule ermöglichen soll. Zu diesem Zwecke hat er auch hier und da die allernötigsten Erklärungen unter den Text gesetzt, wobei jedoch vermieden worden ist, der Erklärung des Lehrers irgendwie vorzugreifen. Für diesen ist außerdem ein sog. Lehrerheft bestimmt, das kurze Nachweisungen zum praktischen Gebrauche bringen soll.

Auf zwei Punkte möchte Rezensent in diesem Zusammenhange noch hinweisen, die geeignet erscheinen, das Lesebuch zur Einführung weitesten Kreisen zu empfehlen. Einerseits sind ausgewählte Regeln und Beispiele aus der deutschen Sprachlehre in einem grammatischen Anhang gegeben, der manchem vielleicht aus dem Rahmen eines Lesebuchs herauszufallen scheint, aber aus praktischen Gründen, namentlich zur Vorbereitung bei grammatischen Repetitionen der Schüler, willkommen sein wird; andererseits ist, obgleich das Lesebuch für Sexta, Quinta, Quarta zunächst einbändig gedacht ist, die Anordnung und Druckeinteilung so vorgesehen, daß es auch in Einzelbändchen für jede Klasse ausgegeben werden kann<sup>1)</sup>, ein Umstand, der die Einführung an mancher Anstalt gewiß erleichtern wird.

1) Bei klassenweise getrennter Ausgabe stellt sich der Preis für das in Leinwand gebundene Exemplar folgendermaßen: Sexta 1,40 M.; Quinta 1,60 M.; Quarta 1,40 M.

So glauben wir denn mit Bestimmtheit annehmen zu dürfen, daß das vorliegende Lesebuch im Dienste der höheren Schule sehr wohl die schöne Aufgabe erfüllen wird, die Jugend einzuführen in die deutsche Muttersprache dieses köstlichste Kleinod unseres Volkes, und ein echtes, rechtes Verständnis anzubahnen für alles Große, Edle und Erhabene, das von jeher das so ideal angelegte deutsche Herz hat höher schlagen lassen.

Mit dieser anerkennenden Beurteilung sieht sich Rezensent zu seiner Befriedigung in vollem Einverständnis mit Prof. Otto Lyon, der dem Wunsche des Herausgebers und der Verlagshandlung folgend, dem Buche ein Geleitwort auf den Weg gegeben hat. Dasselbe schließt treffend mit den Worten, die auch unser Gesamturteil ausdrücken mögen: „Scheels Lesebuch führt unsere Jugend in einen herrlichen Garten deutschen Schrifttums, der aber nirgends durch welsche Tagusheden eingehegt, sondern ein Abbild des großen freien Dichtervaldes ist, das mit dem unbefangenen Auge des Künstlers erfasst und erschaut ist. Und so wird es auch geeignet sein, an der Erziehung eines freien und großen deutschen Geschlechts mitzuarbeiten, und gewiß recht bald ein wahrer Hauschatz unserer Jugend werden.“

Dresden.

Dr. Woldemar Schwarze.

Georg Webers Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte. 21. Auflage, vollständig neu bearbeitet von Prof. Dr. Alfred Baldamus. 2. Band: Mittelalter. Leipzig, W. Engelmann, 1902. VI und 786 S. und 15 Stammtafeln.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in welcher der geschichtliche Sinn besonders im deutschen Volke durch die bahnbrechende Tätigkeit seiner großen Meister historischer Forschung und Darstellung eine Neugeburt und eine Erhebung zu früher nicht geahnter Bedeutung feierte, ist kein deutsches Lehrbuch der Weltgeschichte so verbreitet und beliebt gewesen wie der „mittlere Weber“, der in etwa vierzig Jahren (1846—1888) zwanzig Auflagen erlebte und in weit mehr als hunderttausend Exemplaren für alle Kreise unseres Volkes die Hauptquelle seines geschichtlichen Wissens war. Doch mit der Entwicklung der historischen Wissenschaft hatten die letzten Auflagen nicht mehr gleichen Schritt zu halten vermocht, und eine durchgreifende Neugestaltung des ganzen Werkes war nach des Verfassers Tode eine nicht mehr zu verschiebende Aufgabe, wenn sich die Gunst der Menge nicht anderen Büchern zuwenden sollte. Und doch gab es, genau besehen, kaum eine Weltgeschichte für den gebildeten Laien, die alle Vorzüge des Weberschen Werkes zu ersetzen oder gar zu überbieten imstande gewesen wäre. Dieses vielbewährte, aber leider nicht mehr völlig genügende Werk auf eine den Ansprüchen der modernen Geschichtswissenschaft gerecht werdende Höhe zu erheben, war sicherlich eine ebenso schwierige als dankbare Aufgabe, und die Engelmannsche Verlagshandlung bewies einen guten Blick, als sie bereits kurz nach Webers Tode an Professor Dr. Baldamus in Leipzig die Aufforderung richtete, diese Arbeit zu

übernehmen. Verbante doch diesem Gelehrten bereits der Fugger'sche Geschichtsalas seine in den Kreisen der Fachgenossen in hohem Grade anerkannte Neugestaltung.

Da jedoch ein einzelner für die völlige Durchführung der großen Aufgabe viel zu viel Zeit gebraucht haben würde, so vereinigte sich Prof. Baldamus mit den Professoren Richard Friedrich, Ernst Lehmann, Franz Moldenhauer und Ernst Schwabe derart, daß Schwabe das Altertum (Band 1), der Herausgeber das Mittelalter und die Neuzeit (Band 2 und 3), Moldenhauer den der neuesten Zeit gewidmeten 4. Band übernahm, die Abschnitte über Literatur im 2.—4. Bande aber von Friedrich, die über Kunst von Lehmann bearbeitet werden sollten. Die überall klar zutage tretende völlige Übereinstimmung sämtlicher Mitarbeiter in den entscheidenden Gesichtspunkten ist eine hinreichende Bürgschaft für die Einheitlichkeit des ganzen Werkes, dessen erste zwei Bände bereits 1902 erschienen sind. Die Vollendung des Ganzen wird von dem laufenden Jahre erhofft. Da der zweite, das Mittelalter behandelnde und von Prof. Baldamus herstammende Band zuerst erschienen ist, soll er auch hier zuerst besprochen werden.

Der Herausgeber rechtfertigt die Veränderung des früheren Titels „Lehrbuch“ in „Lehr- und Handbuch“ damit, daß sein Werk „für alle Gebildeten bestimmt“ ist (Vorwort, S. V), nicht nur für den Unterricht. Wenn heute der gebildete Laie darangeht, sich eine Weltgeschichte zu kaufen, so verlangt er in erster Linie nicht mehr wie früher vielfach ein fesselnd geschriebenes Buch oder wie noch früher eine seinen oft partiell befangenen Überzeugungen entsprechende Darstellung der weltgeschichtlichen Ereignisse und Zustände, sondern vor allem ein wissenschaftlich zuverlässiges Werk, das ihn mit den gesicherten Ergebnissen der neuesten Forschung bekannt macht und ihn dadurch, daß es diese ohne Hervorkehrung einer eigenen Parteimeinung darbietet, in den Stand setzt, sich selbst auf Grund der Tatsachen ein möglichst sachliches Urteil über die Dinge und ihre Bedeutung zu bilden.

Es hieße über Baldamus' Arbeit den Stab brechen, müßte man ihr die Anerkennung versagen, daß sie auf Grund der neuesten Forschung wissenschaftlich zuverlässig sei. Ein bemerkenswerter Vorzug aber liegt darin, daß der Verfasser in den noch nicht völlig zweifelsfreien Punkten zwar eine eigene Meinung vorträgt, aber sie auch als solche und nicht als historische Tatsache kennzeichnet. So nennt er Heinrichs I. Sieg über die Magyaren, wie es sicher am besten ist, „Schlacht bei Merseburg“ (S. 218) und fügt in einer Anmerkung hinzu: „Widukind (§ 131) nennt Riade als Schlachtort: es ist wahrscheinlicher, daß dies südöstlich von Merseburg bei Klein-Corbetha zu suchen ist, als daß damit Riethsburg a. d. Unstrut gemeint sei.“ Wie hier und in ähnlichen eigentlichen „Fragen“, so ist dem Werke in allen den Punkten, wo es sich um die Bewertung der an sich durchaus jedem Zweifel entrückten Erscheinungen handelt, insbesondere bei der Würdigung historischer Charaktere und ihres Wirkens klare Besonnenheit und wohlthuende Unbefangtheit des Urteils nachzurühmen. Mit hervorragender Klarheit und weiter Umsicht werden

z. B. die Ursachen für den Rückgang der Hanse dargestellt (§ 320, S. 635—637): es war zunächst die Verschiebung der politischen Verhältnisse im nördlichen Europa zuungunsten der Hanse (Heranwachsen einer dänischen Großmacht, Sieg Polens über den deutschen Orden), was deren Vormacht Abbruch tat; neben dem Erstarken der Nachbarstaaten aber wirkten in gleicher Richtung der innere Gegensatz zwischen Osterlingen und Westerlingen sowie die städtischen Parteikämpfe der demokratischen Büdnisse mit dem aristokratischen Patrizierregiment. Den vollen Verfall aber führte erst im 16. Jahrhundert die Verschiebung der Welt Handelsstraßen herbei. Mit Recht wird darum gesagt, daß diesen Ursachen zum Teil auch eine starke Reichsgewalt nicht hätte wehren können. Als Proben klarer und in die Tiefe dringender Urteile über bedeutende Personen seien hier die schönen Worte herausgehoben, mit denen die Darstellung Heinrichs III. und die Heinrichs IV. von Deutschland abgeschlossen wird. Über jenen heißt es S. 256: „Gewiß hat dieser seinem Königtum einen etwas zu starken priesterlichen Zug gegeben, trotzdem aber ist ihm daraus kein Vorwurf zu machen, daß er versucht hat, an die Spitze der mächtigsten und in ihren sittlichen Bestrebungen berechtigten Strömung zu treten und so das Kaisertum zur ersten politischen und moralischen Macht des Abendlandes zu erheben. Niederzuhalten war diese Reformbewegung nicht; nur wenn der Kaiser sie dauernd leitete, konnte sie vielleicht ihre Gefährlichkeit für den Staat einbüßen.“ Und in bedeutungsvoller Beziehung auf die hier erwähnte cluniacensische Reformbewegung lesen wir über Heinrich IV. S. 281: „In zähem Ringen und rastlosem Mühen hat er den Sieg päpstlicher Allgewalt gehindert und kein wesentliches Kaiser- und Königsrecht preisgegeben. Darin liegt seine weltgeschichtliche Bedeutung, und dieser Erfolg seines Kampfes ist um so höher anzuschlagen, wenn man erwägt, daß er gegen sich hatte jene Zeitströmung, die den Vater gehoben, und daß die Grundlagen seiner Stellung in Deutschland aufs tiefste erschüttert waren.“

Eine weitere Forderung, die man an eine Weltgeschichte zu stellen hat, ist die, daß sie überall von wirklich weltgeschichtlichem Geiste erfüllt sei, d. h. jede Einzelercheinung im Zusammenhange des großen Ganzen erschäue und den Leser erschauen lasse. Auch in dieser Hinsicht gebührt dem Werke von Baldamus uneingeschränktes Lob; ja es will uns scheinen, als ob eben hierin sein erkennbarster Vorzug zu suchen sei. Ganz besondere Anerkennung verdienen die am Anfang größerer Teile stehenden Abschnitte mit dem Titel „Überschau und Vorblick“ oder „Die Richtlinien der Entwicklung“, wobei namentlich die ähnlichen Erscheinungen in verschiedenen Ländern (z. B. Deutschland und Italien § 322, S. 641 flg.) oder die Gegensätze (z. B. Frankreich und Deutschland § 154, S. 285 flg.) herausgestellt sind. Diese Abschnitte, die man als die Quintessenz des Werkes bezeichnen könnte, enthalten ganz Vorzügliches; gerade sie aber bilden die eigentliche Bereicherung des alten Webers, denn sie sind durchaus neu hinzugekommen.

Als einen dritten Vorzug dieses Werkes möchten wir die starke Betonung und breite Darlegung der Kulturentwicklung in ihren mannigfachen Formen

rühmend hervorheben.<sup>1)</sup> Die politische Geschichtsdarstellung wog in früheren univervsalhistorischen Werken gemäß der älteren Anschauung vom Wesen geschichtlichen Seins und Geschehens derart vor, daß die Bedeutung des eigentlichen Schaffens und Fortschreitens der Menschheit, das sich in den Taten und Errungenschaften der Kultur zeigt, mehr oder minder von der Darstellung ausgeschlossen blieb.

Und wenn sich auch das Webersche Buch in seinen früheren Auflagen diesem berechtigten Vorwurf nicht völlig entzog, so wird man ihm in dieser neuesten Gestalt unbedingt zubilligen müssen, daß es der veränderten, will sagen erweiterten und vertieften Auffassung des Begriffes Weltgeschichte in vollbefriedigender Weise gerecht wird. Auch darin erweist sich dies, daß die außerdeutschen und selbst die weltgeschichtlich wichtigen Völker Asiens und Afrikas, der nähere byzantinisch-mohammedanische wie der ferne mongolische Orient, mit hoher Sorgfalt und ziemlicher Ausführlichkeit behandelt sind; uns will es scheinen, als sei hier des Guten eher etwas zuviel als zuwenig getan, z. B. bei der Geschichte der islamitischen Staaten des Ostens in der Zeit von 750—1258, die doch noch dazu zum weitaus größten Teile eine Zeit des Verfalls war (§ 170—176, S. 319—336). Müssen diese Dinge in einer Weltgeschichte mittleren Umfanges so ausführlich auseinandergesetzt werden, sind sie „für alle Gebildeten“ nötig? Oder sollte die Kenntnis der Taten und Schicksale der Edrisiden, Aghlabiden, Tuluniden, Ibschididen, Tahiriden, Saffariden, Samaniden o tutti quanti wirklich jemand außerhalb des Kreises der Spezialforscher auf dem Gebiete der islamitischen Staatengeschichte unentbehrlich erscheinen? Von der Pyrenäenhalbinsel sagt der Verfasser S. 671 selbst, daß sie erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts weltgeschichtliche Bedeutung gewinnt; was zwingt also dazu, den Verhältnissen im 13. und 14. Jahrhundert eine eingehendere Betrachtung zu schenken? Das kann uns indes nicht veranlassen, damit einen Tadel über das Werk als Ganzes auszusprechen, es erscheint uns nur, wie gesagt, des Guten zuviel. — Ein anderer, wesentlich schwererer und das Ganze treffender Einwand ist gegen das Werk in Ilbergs und Gerths Neuen Jahrbüchern (Sechster Jahrgang 1903, XI. und XII. Bandes 9. Heft, 13. Oktober 1903, S. 674—677) erhoben worden; dort wendet sich Karl Lamprecht gegen die ganze Anlage des Buches, indem er bei seiner Betrachtung von verschiedenen Seiten her immer wieder zu der Forderung stärkerer Berücksichtigung der kulturgeschichtlichen Elemente kommt und das grundsätzliche Verlangen ausspricht, daß für eine Weltgeschichte (und damit für jederlei Geschichte) die kulturgeschichtliche Basis als fundamental angenommen werden müsse. Es ist damit für die gesamte Geschichtschreibung die wichtigste Prinzipfrage aufgestellt, und wir bekennen uns, was die gelehrte Forschung angeht, mit voller und freudiger Überzeugung zu Lamprechts Standpunkte; doch halten wir diesen in der Praxis der nicht ausschließlich für Fachkreise bestimmten Geschichtsdarstellung gegenwärtig noch nicht für durch-

1) Vgl. besonders das siebente Kapitel des fünften Buches: Kulturelle Entwicklung Deutschlands im Mittelalter.

führbar. Und sehr richtig sagt ja auch Lamprecht selbst: „Aber ein andere ist es, aus dem jeweiligen Stande einer Wissenschaft letzte Folgerungen aufstellen für deren Ziele, ein anderes, diese Folgerungen alsbald in einem dem Lernbedürfnisse der Nation gewidmeten Buche verwirklichen.“ Da nun das Buch von Baldamus „dem Lernbedürfnisse der Nation gewidmet“ ist, so darf es sich von dem obigen Einwand nicht getroffen fühlen. Wenn aber Lamprecht noch weiter geht, gar keine Grenzen zwischen „für die Weltgeschichte wichtigen Völkern und „angeblich nicht wichtigen“ finden kann und behauptet: „Eine Weltgeschichte wird nicht umhin können, schließlich die Ötumene überhaupt als räumliche Basis anzuerkennen“, so möchten wir doch einer allzu weitherziger Deutung dieser letzten Worte uns anzuschließen Bedenken tragen. Davon, daß die Geschiehe der Eskimos, der Kongoneger oder der Pfahlbauer in der Südsee ein gleiches Recht auf weltgeschichtliche Einschätzung haben wie die der Griechen, Römer, Deutschen und Franzosen, dürfte doch auch mancher weiter denkende Historiker der Gegenwart sich nicht ganz leicht zu überzeugen vermögen.

Im Gegensatz zu dieser uns allzu weit dünkenden Rahmenspannung für den Begriff Weltgeschichte erblicken wir einen vierten Hauptvorzug des Werkes von Baldamus darin, daß überall offenkundig die Arbeit eines erfahrenen und geübten Lehrers der Geschichte am Gymnasium vor uns liegt; das verraten besonders die musterhafte Klarheit der Anordnung wie der Darstellung, die deutliche Heraushebung des Wichtigen (auch durch den Druck) und die geschickte und geistvolle Art, die Dinge in innere Beziehung zueinander zu setzen und ihnen ihre allgemeine Bedeutung abzugewinnen. Zahlreich sind die treffenden Vergleiche, wie z. B. der zwischen Legnano und Canossa (S. 397) oder der zwischen den Höfen Lorenzo Medicis, Karls des Großen und Friedrichs II. (S. 649 flg.); dem Vorgang von Canossa wird eine vorzügliche Bewertung zuteil, wobei namentlich der Hinweis auf den Sieg Heinrichs über sich selbst anspricht (S. 273). Bei der Schilderung der vom Staate befreiten fränkischen Landeskirche heißt es kurz und klar: „hier wie immer wandte die durch den Staat gehobene Kirche ihre Kräfte sofort gegen den Staat“, nicht ohne daß dabei ein Hinweis auf Heinrich IV. in Klammer beigelegt wäre. (S. 181.) S. 112 ist die Entstehung des päpstlichen Primats treffend erklärt, S. 250 Konrad II. als Begründer eines Mittelstandes gerühmt, S. 261 das erste Eingreifen der Stadtbevölkerung in die deutsche Geschichte betont, S. 238 sind die schönen Worte Giesebrechts über Otto III. angeführt. Schade, daß auf S. 231 nicht die wundervolle Charakteristik zu lesen ist, die Widukind von Corvey uns von Kaiser Otto I. gegeben hat. In großer Zahl finden sich auch Erklärungen von Namen oder Bezeichnungen aus fremden Sprachen; so zu Drifflamme = aurea flamma (S. 288), Plantagenet = planta genista (S. 290), Patarener und Kardinal (S. 264), al Raschid = der Gerechte (S. 320), Rairo = Siegestadt (S. 328), Admiral = Herr zur See (S. 345).

Es erübrigt nur noch zu erwähnen, daß dem Buche durch die mit fachmännischer Gediegenheit gearbeiteten Abschnitte über Literatur von Prof.



Dr. Richard Friedrich und über Kunst von Prof. Dr. Ernst Lehmann eine besondere, hochschätzbare Zierde zuteil geworden ist. Bei der Literatur ist auch der Sprachgeschichte entsprechend gedacht, so z. B. in § 102 der Lautverschiebung. Auch in diesen Teilen dürften sonach alle gerechten Forderungen befriedigt sein. Daß auf die Ausstattung des Werkes mit Bildern verzichtet worden ist, kann man nur billigen —, sollten es wirklich gebiegene Kunstbeigaben und ihre Zahl nicht zu dürftig sein, so hätten sie den Preis des Buches zum Nachteil seiner weiteren Verbreitung beträchtlich steigern müssen. Die an sich nötigeren Karten durften mit um so größerem Rechte weggelassen werden, als der Verfasser im Verein mit Prof. Schwabe den Buzgerschen historischen Schulatlas in so musterhafter Neugestaltung dargeboten hat, daß in dieser Beziehung kaum ein berechtigter Wunsch offen gelassen ist. Das beweist ja auch die große Zahl von Auflagen dieses unseren Gymnasiasten unentbehrlich gewordenen Hilfsmittels (Verlag von Velhagen u. Klasing, 27. Auflage, 1903, Preis 2,30 M.), das auch hier — überschüssigerweise — warm empfohlen sei.<sup>1)</sup>

Dresden. Dr. Bassenge.

Franz Dibelius. Vom Heiligen Kreuz. Schlichte evangelische Lieder. Dresden, Fr. Richters Verlag (E. Ludwig Ungelenk), 2. Aufl. 1904.

Diese schlichten evangelischen Lieder des gefeierten Dresdner Kanzelredners, des um unsere Landeskirche und besonders um das kirchliche Leben unserer Stadt Dresden hochverdienten Oberkonsistorialrates Superintendenten D. Dr. Franz Dibelius sind eine wahre Herzkürzung. Alle die Eigenschaften, die den Redner von Gottes Gnaden ausmachen, vereinigt D. Dibelius: Temperament,

1) Dem Berichterstatter in der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht“ möge es nicht verargt werden, wenn er im Interesse der deutschen Sprache auf eine stilistische Kleinigkeit hinweist, die neuerdings wie so manche sprachliche Willkür Mode wird: bei passivischen Perfektformen der Verba vermißt man häufig die Hilfsform „worden“. So heißt es S. 380, Z. 33 flg. v. o.: „Weiter soll vor Weinsberg zuerst der Ruf: „Die Welt!“ „Die Waibling!“ vernommen sein“; S. 387, Z. 27 flg. v. o. liest man von Arnold von Brescia: „seiner Zeit vorausseilend, fiel er als Märtyrer der Freiheit und als deren Bannerträger ist er von den nachgeborenen Geschlechtern verehrt“; S. 399, Z. 40 flg. v. o. wird gesagt: „daß zwei verschiedene Anklagen gegen Heinrich (den Löwen) erhoben seien; die erstere sei in dritter Ladung in Rayna wegen Richterscheitens des Angeklagten abgeurteilt, für die zweite, die erst in Magdeburg erhoben sei, sei Würzburg der dritte Termin gewesen“; S. 563, Z. 34 flg. steht: „König Albrechts Rache sei bereitet durch die Bluttat seines Neffen.“

Der richtige Sprachgebrauch ist hier überall verletzt. „Die Auslassung von 'worden' bei der Leideform führt zu einer Verschiebung des Sinnes: 'Der Laden ist geschlossen' stellt einen Zustand fest, das Mittelwort ist hier nichts als auslegendes Eigenschaftswort; das Gegenteil würde ausgedrückt werden: 'Der Laden ist offen.' 'Der Laden ist geschlossen worden' berichtet dagegen einen Vorgang; dazu ist das Zeitwort des Geschehens 'worden' nötig, das Zustandswort 'sein' reicht nicht aus.“ (Wille, Schriftdeutsch und Volkssprache, Leipzig 1903, S. 142, wo auch Schopenhauers Worte angeführt sind: „Was in aller Welt haben die Auxiliärverba verbrochen, daß sie ausgelassen und übersprungen werden? Der Leser muß sie, notwendigerweise, aus eigenen Mitteln hinzufügen.“)

Meisterschaft über das Wort, die ihn die feinen und feinsten Gedanken und Gefühle klar, prägnant und trefflicher ausdrücken läßt, und völliges inneres Durchdrungensein von seinem Gegenstand. Alles dies, was im Verein mit einem selten modulationsfähigen, herrlichen Organ in seinen Predigten einen so mächtigen Zauber auf die Hörer ausübt, findet sich in seinen Dichtungen wieder. D. Dibelius ist bereits einmal auf poetischem Gebiet hervorgetreten. Als er 1871 die Kindergottesdienste in Dresden einführte, gab er den Kindern Sachsens ein für sie vorzüglich geeignetes „Gesangbuch“ in seiner „Kinderharfe“ in die Hand, einen taufreichen Lieberblütenstrauß, glücklich gewählt aus alter und neuer Zeit, in den er auch liebliche Blumen aus eigenem Garten — ein Abvents- und ein Loblied — einflocht. Die soeben in 2. Auflage erschienene Sammlung „Vom Heiligen Kreuz“, deren erste Auflage übrigens innerhalb zehn Tagen vergriffen war — ein Beweis für das allseitige Interesse, das man den Poesien des hochgeschätzten geistlichen Redners entgegenbringt —, legt er als einen Kranz dankbarer Liebe auf das Grab seiner von ihm innig geliebten Gattin Elisabeth, die ihm treueste Gehilfin war in Haus und Amt. Tief in Gott und Christo wurzelnde Glaubensinnigkeit und edle Volkstümlichkeit ist das Gepräge dieser religiösen Gedichte. Um das „Kreuz“, dessen Segen der Dichter im eigenen Leben mannigfach erfahren, windet er die Passionsblumen des Glaubens. Die Gewißheit, daß der Herr der Welt um unseres Lebens Leid und Not weiß, und daß er Gedanken des Friedens mit uns hat, spricht aus den Versen über Jeremias 29, 11. Meine besonderen Lieblinge sind „Vorwärts und rückwärts“ und „Gottvertrauen“. Hier trifft D. Dibelius in glücklicher Weise den schlichten, herzbezwingenden Ton des Volksliedes. Letzteres lautet:

Ich seh' ein Sternlein blinken,  
Das meinen Weg erhellt;  
Ich seh' es freundlich winken  
Vom hohen Himmelszelt.  
So hell und doch so mild sein Schein,  
Was mag das für ein Sternlein sein?  
Es heißet Gottvertrauen.

Ich trag' in meinen Händen  
Den besten Wanderstab;  
Ihn soll mir nichts entwenden,  
Den mir ein Engel gab.  
So steil der Berg und rauh der Pfad,  
Getrost, wer diesen Stecken hat,  
Er heißet Gottvertrauen.

Ein Freund geht mir zur Seite  
Und hilft mir in der Not;  
Gibt er mir das Geleite,  
Fürcht' ich auch nicht den Tod.  
Er lehrt bei Sturm und Wetterschein  
Mich stille und zufrieden sein;  
Er heißet Gottvertrauen.

Die tiefste Sehnsucht seiner Seele zittert in dem Gebet: „Nur einmal selig!“ Die Freude, den Herrn, das Heil zu besitzen, jubelt in der Hymne: „Gefunden!“ In der Tat: ein ins Christliche übersetztes εὐχρηστικόν. Voll hohen Schwunges ist das an Psalm 73, 23 anknüpfende Gedicht: „Dennoch!“ Für den Widerstreit in der Brust zwischen Menschenkind und Gotteskind sucht der Dichter Versöhnung in dem ergreifenden Liede über Psalm 43, 5. Ein vor

treffliches Rezept gegen Mißmut und Traurigkeit bietet das Gedicht: „Dankbar in allen Dingen“, in dem er auf Grund von 1. Theß. 5, 18 mahnt:

O such an jedem Tage  
Heraus, was dankenswert,  
Als bald verstummt die Klage,  
Die deinen Frieden stört!

Den „schönsten Beruf“ feiert D. Dibelius in den hellen, frischen Strophen:

Bring Sonnenschein, bring Sonnenschein  
In manches dunkle Herz hinein!  
Das ist der herrlichste Beruf,  
Zu dem uns Gottes Liebe schuf;  
Gott wandelt stetig Nacht in Tag  
Und spricht: O folge du mir nach!

Die Seligkeit, zu Gott du sagen zu dürfen, jauchzt in den Versen: „Du bist mein Gott!“

Ja, das ist doch die allerschönste Kunde,  
Das ist's, was meiner Seele Frieden gibt:  
Ich weiß: es steht der Herr mit mir im Bunde,  
Ich weiß, er hat mich je und je geliebt;  
Als kümmerte die Welt ihn nicht,  
Es leuchtet mir sein Angesicht.

Von dramatischer Kraft ist die packende Dichtung „Suchende Seelen“, in welcher er eine seelsorgerische Erfahrung, die er einst als Pfarrer an der Annenkirche gemacht hat, poetisch verklärt. Ein Mensch will in der Verzweiflung seinem Leben ein Ende machen. Er kommt an der erleuchteten Kirche vorbei. Es treibt ihn hinein. Unter dem Predigtwort erwacht sein Gewissen. Nach Schluß des Gottesdienstes eilt er in die Sakristei und zieht den Revolver hervor, mit dem er sich töten gewollt. Er beichtet und verspricht dem Geistlichen, ein neues Leben zu beginnen.

Die Festzeiten des Kirchenjahres: Advent und Weihnachten, Ostern und Totenfest besingt D. Dibelius in innigen Versen. Tief empfunden ist das Gedicht: „Am Jahreschluß“:

Und wie ich einst in frühesten Lebenszeiten,  
Wenn Mutterliebe mich zu Bett gebracht,  
Um sie noch einmal mocht' die Arme breiten:  
Hab Dank! Vergib! Bleib bei mir! Gute Nacht!

So klammr' ich mich in dieser Abendstunde,  
Du ew'ge Lieb', an dich voll Zuversicht,  
Will danken, bitten und von Herzensgrunde  
Aufrichtig beichten. Herr, verlaß mich nicht!

Die Mutter drückt' mir einst der Liebe Zeichen  
Auf meine Stirn; dann schlief ich ruhig ein.  
Mein Gott, ach tu heut' abend mir desgleichen  
Und sprich: du sollst bei mir in Gnaden sein!

Markig ist der „Neujahrsspruch“:

Was bringt das Jahr? Ob Not, ob Tod —  
 Ein' feste Burg ist unser Gott!  
 Glück zu, gehn wir mit ihm die Bahn,  
 Mit unsrer Macht ist nichts getan!  
 Ein Jahr des Heils, Herr Gott, besch'er,  
 Und wenn die Welt voll Teufel wär.  
 Ob Jahr um Jahr: 's geht himmelan:  
 Das Wort sie sollen lassen stahn!

Was „evangelisch“ heißt, singt der Dichter in den schönen, wahren Worten:

Was ist's denn: evangelisch sein?  
 Dem Herrn sein Herz und Leben weih'n,  
 Doch ohne allen eignen Ruhm  
 Vertraun dem Evangelium,  
 Daß Christus uns erlöset hat,  
 Und selig sein durch solche Gnad'!  
 Ja, den, der das Herzklopfen kennt,  
 Mit Recht man evangelisch nennt.

Die Inschrift auf dem Friedhofstor in Bozen „Resurrecturis“ begeistert unseren Dichter zu erhabenen Strophen.

Manches Lied wird in evangelischen Jünglings- und Arbeitervereinen sowie an Festen des Gustav Adolf-Vereins gern gesungen werden. Ein erweckliches Gedicht, das die evangelische Bewegung in Böhmen preist, beschließt die schöne, gehaltreiche Sammlung, die in allen Herzen, die sich ihr öffnen, Glaubensfreudigkeit, Liebe zum Heiland und ein tatenfrohes Christentum wecken und fördern wird. Wie mit seinen Predigten, so erfüllt unser großer Kanzelredner auch mit seinen Liedern den „schönsten Beruf“:

Sie bringen hellen Sonnenschein  
 In manches dunkle Herz hinein.

Mögen sie weiteste Verbreitung finden: sie sind ein Segen. Die Verlagsbuchhandlung hat der Sammlung ein geschmackvoll modernes Gewand gegeben.

Dresden.

Lic. Dr. Kurt Warmuth.

Paul Besson, Etudes sur le théâtre contemporain en Allemagne:  
 Gerhart Hauptmann. Paris, A. Laisny (rue de la Sorbonne 6),  
 1900. 73 S. 8°.

Diese Studie über Gerhart Hauptmann lenkt schon darum unsere Aufmerksamkeit auf sich, weil sie Zeugnis ablegt von der großen Teilnahme, welche das Ausland dem „jüngsten Deutschland“ entgegenbringt. Ihr Verfasser sagt wirklich (S. 4): La littérature allemande était en bonne voie de devenir une littérature pour pensionnats de jeunes filles et pour revues de familles, und dann weiter (S. 5): Ils (les promoteurs du mouvement moderne) ont remis la littérature en communication avec la vie et avec la réalité. Sur une scène où tout n'était qu'artifice suranné et convention vieillotte,

ils ont revendiqué les droits du naturel et de la vérité. Will uns auch die Gegenüberstellung von Licht und Schatten hier etwas grell erscheinen, so verdient doch jedenfalls die Stimme eines Mannes Beachtung, der nicht, wie etwa Herr Antoine in Paris, der Begründer des Théâtre libre, sozusagen Parteigänger der neuesten literarischen Strömung ist, sondern zu einem objektiven Urteil über die vorliegende Frage von vornherein hervorragend befähigt erscheint. Herr Besson ist Professor der deutschen Sprache an der Universität Grenoble; er verbindet eine entschieden französische Auffassung der Geistesbewegungen unserer Zeit mit gründlichster Kenntnis der deutschen Sprache und Literatur. Referent hatte im vorletzten Winter den Genuß, einen Vortragszyklus dieses Herrn „über die romantische Schule in Deutschland“ einige Monate hindurch verfolgen zu können. War das Gebotene auf ein höchst eingehendes Quellenstudium aufgebaut, so erregten insbesondere die genauen Analysen der Werke der Romantiker aufrichtige Bewunderung. Und diese sorgfältige Analyse zeichnet auch die vorliegende Besprechung der Hauptmannschen Dramen aus; in diesem Sinne ist uns in Deutschland noch wenig Gleichwertiges über den Dichter geboten worden, wenn wir von den Veröffentlichungen der blinden Verehrer Hauptmanns und der Gefolgschaft der modernen Schule absehen. Sämtliche Dramen von „Vor Sonnenaufgang“ an bis zu „Schluck und Jan“ werden nach den wichtigsten Gesichtspunkten (Handlung, Charaktere, künstlerische Motive) eingehend erörtert, und auf Grund dieser Darlegung wird dann erst ein Werturteil gesucht. Im einzelnen dürfte etwa folgendes als für den französischen Standpunkt bezeichnend hervorzuheben sein: Die Gartenszene zwischen Loth und Helene rühmt Besson als l'une des plus jolies scènes d'amour qui aient jamais été mises au théâtre (S. 15; vgl. S. 18: une scène magistrale); „Das Friedensfest“ lehnt er als einen beklagenswerten Irrtum des Verfassers gänzlich ab; in den „Einsamen Menschen“ wird der 4. Akt als schleppend verworfen, im übrigen aber ein Fortschritt im Aufbau und in der Charakterzeichnung des Stückes anerkannt; an „Kollege Crampton“ findet Besson wenig Gefallen, er ist der Meinung, daß allein der 5. Akt das Wert beim Publikum durchgebracht haben könne; hingegen erkennt er die feine, wohlgelungene Ironie im „Biberpelz“ voll an; „Florian Geyer“ wird rückhaltlos als in jeder Beziehung mißlungen bezeichnet, während in den „Webern“ dem Franzosen die Bewegung der Massen und die Steigerung der Bühnenwirkung Bewunderung entlockt (loin d'être un chef-d'œuvre, c'est incontestablement une œuvre intéressante et puissante); von den „mystischen und romantischen Anwandlungen“ (S. 51) findet „Hannele“ die volle Schätzung des französischen Beurteilers, die „Versunkene Glocke“ wird als zu spezifisch deutsch nach Anlage, Idee und Sprache (!) bezeichnet, um dem französischen Geiste zuzusagen; im „Fuhrmann Henschel“ erscheint bezeichnenderweise der zeitlich weit vorausliegende 1. Akt dem Franzosen als eine Art von Prolog — übrigens wird dieses Stück als wenig gut gebaut hingestellt; in „Schluck und Jan“ findet der absichtlich zwiespältige Stil (Trivialität und Erhabenheit in

nächster Nachbarschaft) eine gewisse Anerkennung, im ganzen indessen gilt Besson das Stück als maniert und verfehlt trotz seines nicht üblen Grundgedankens: *combien est imprécise la limite qui sépare l'illusion de la réalité.*

In der Entwicklung eines Endurteils über Hauptmann als Dramatiker zeigt sich Besson sehr zurückhaltend — mit vollem Recht, wie wir glauben. Als ein hervorstechender Zug in der Physiognomie des Dichters wird betont seine Unabhängigkeit von irgendwelchem Schuldogma (wobei freilich wohl das der impressionistischen Technik auszunehmen ist): *L'esprit souffle où il veut, semble dire M. Hauptmann et faire en même temps la nique à la théorie.* Daneben wird der hohe sittliche Standpunkt des Dichters wiederholt gerühmt: *une compassion profonde pour les souffrances de toutes les victimes des iniquités du sort. Comme notre Alex. Dumas, heißt es an einer anderen Stelle, avec d'autres procédés sans doute et une autre technique, il entend mettre le théâtre au service d'une idée morale, und dieser Vergleich ist um so bemerkenswerter, da die deutsche Kritik mit großer Überzeugtheit (vgl. Bartels, Die Alten und die Jungen<sup>4</sup>, S. 242) eine Geistesverwandtschaft zwischen Sudermann und Dumas aufgestellt hat. Übrigens erinnert die Stetigkeit, mit der Hauptmann die Alkoholfrage wieder und wieder beleuchtet (S. 73), an den neueren französischen Dramatiker Brieux. Indem aber bei diesem neuerdings der Dichter immer mehr gegen den Moralisten zurücktritt, bleibt die voraussichtliche Weiterentwicklung Hauptmanns ein Rätsel. Während Bartels einen Aufschwung des Dichters über den Naturalismus hinaus nicht erwartet während Lamprecht (Zur jüngsten deutschen Vergangenheit) im Gegenteil bemüht ist, ahnungsweise die Bahn zu konstruieren, in der sich diese Weiterentwicklung wird vollziehen müssen, sagt Besson: Hauptmann est encore dans toute la force de l'âge, et il serait fort téméraire de vouloir présager dans quel sens il orientera ses œuvres prochaines; und wie richtig dies ist, zeigen „Michael Kramer“ und andere Werke Hauptmanns, die der französischen Beurteilung noch nicht vorgelegen haben. Der Satz aber, mit dem diese schließlichen (les ouvrages . . . suffisent à lui assurer l'un des premiers rangs parmi les auteurs dramatiques de l'Allemagne contemporaine), will uns doch zu farblos und schwach erscheinen. Hat Hauptmann kraftvoller als irgend einer der mitstrehenden Dichter die Anschauungen seiner Zeit in dramatischen Gestalten lebendig zu machen vermocht, so hat er schon Großes geleistet. Ansfähig aber, sich über das wilde Durcheinander gärender Ideen hinauszuschwingen das die Gegenwart charakterisiert, liegen unverkennbar vor (vgl. Bartels a. a. D. S. 260: „Mit diesem Werk — den Webern — ragt Hauptmann in die Weltliteratur hinein“). Warum sollten wir nicht die Hoffnung festhalten dürfen, daß er sich noch zu einem wirklich bedeutenden Dichter hindurchringe werde? Diese Hoffnung aber wäre unser Standpunkt.*

Kuerbach i. B.

Dr. Alfred Müller.

## Zeitschriften.

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. 25. Jahrg. Nr. 1. Inhalt: Ergebnisse und Fortschritte der germanischen Wissenschaft im letzten Vierteljahrhundert, bespr. von Behaghel. — Reuschel, Volkshundliche Streifzüge, bespr. von Kahle. — Janzen, Dichtungen aus mhd. Frühzeit, bespr. von Goltzer. — Hebel, Alemannische Gedichte auf Grundlage der Heimatmundart herausgeg. von Heilig, bespr. von Schmidt und Behaghel. — Schmidt, Wörterbuch der elsässischen Mundart, bespr. von Hoffmann-Krayer. — Baß, Beiträge zur Kenntnis deutscher Vornamen, bespr. von Socin.

Nr. 2. Gorges, Deutsche Heldensage, bespr. von Goltzer. — Heilig und Lenz, Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten I—IV, bespr. von Behaghel. — Hauffen, Die deutsche mundartliche Dichtung in Böhmen, bespr. von Schiepel.

Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. 19. Jahrg. Nr. 2. Februar. Inhalt: Milieu. Von Oberlehrer Karl Gomolinsky. — Zur Weiterentwicklung der deutschen Sprache. Von Prof. Albert Heinke. — Kleine Mitteilungen. — Zur Schärfung des Sprachgefühls.

Neues Sächsisches Kirchenblatt. 1904. Nr. 12. Die Schule der Gegenwart im Lichte der Gemeindeverwaltung. Von Lic. Dr. Kurt Warmuth.

Pädagogische Monatshefte, 4. Jahrg. Heft 10. (Verlag The Herald Co., Milwaukee, Wis.): Prof. A. R. Hohlfeld, Eine englische Geschichte der deutschen Literatur.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik. 7. Jahrg. 1904. XIII. und XIV. Bandes 1. Heft. Inhalt: Die trojanischen Ausgrabungen und die Homerkritik. (Mit einer Kartenfäzige.) Von Prof. Dr. Erich Bethe in Gießen. — Die neuen Ausgrabungen auf dem Forum Romanum. (Mit 1 Tafel und 1 Kartenfäzige sowie

18 Abbildungen im Text.) Von Prof. Dr. Christian Hülsen in Rom. — Vom Thesaurus linguae Latinae. Von Prof. Dr. Friedrich Bollmer in München. — Chor und Volk im antiken und modernen Drama. Von Privatdozent Dr. Robert Peisch in Würzburg. — Zur pädagogischen Psychologie und Physiologie. Von Gymnasialoberlehrer und Privatdozent Dr. August Kesser in Gießen. — Die Mythologie des Waldes. Eine Schullehre. Von Dr. Georg Siefert, Oberlehrer an der Landesschule Pforta. — Schillers Verhältnis zu den beiden klassischen Sprachen. Von Prof. Dr. Erich Wilisch, Konrektor am Gymnasium zu Zittau. — Ein Lehrbuch der lateinischen, böhmischen und deutschen Sprache aus dem 16. Jahrhundert. Von Realschuloberlehrer Dr. Richard Schmertsoch v. Riesenthal in Leipzig.

XIII. und XIV. Bandes 2. Heft. Inhalt: Friedrich August Wolf (1769 bis 1824). Von Prof. Dr. Siegfried Reiter in Prag. — Dichtung und bildende Kunst des deutschen Mittelalters in ihren Wechselbeziehungen. Von Prof. Dr. Friedrich Panzer in Freiburg i. B. — Sophokles in der Schule. Von Prof. Dr. Christian Muff, Rektor der Landesschule Pforta. — Randglossen zum Unterricht in der deutschen Grammatik. Von Gymnasialdirektor Dr. August Rebe in Lüneburg. — Einige Winke für die Erklärung deutscher Gedichte. Von Realgymnasialdirektor Dr. Harry Denike in Rixdorf.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. 15. Jahrg. 4. und 5. Heft. Inhalt: Über das Wesen der Oberrealschule. Von Oberrealschuldirektor Dr. Knabe in Marburg a. d. Lahn. — Über den Unterricht in der philosophischen Propädeutik besonders an Oberrealschulen. Von Realschuldirektor Dr. Haack in Rattowitz i. Schl. — Die neusprachliche Lektüre, bewertet in ihrer Stellung und Bedeutung zur Schule und zum praktischen Leben. Von Oberrealschuldirektor Prof. Kolfs in Rheindt.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. 6. Heft. Inhalt: Statistisches über die höheren Schulen (Mittelschulen) Badens im Schuljahre 1902—1903. Von Prof. Aug. Holzmann in Karlsruhe.

Monatsschrift für höhere Schulen. 3. Jahrg. 2. Heft. Februar. Inhalt: Die praktische Ausbildung für das höhere Lehramt. Von Geh. Reg.- und Prov.-Schulrat Prof. Dr. Genz in Berlin. — Simus, ut sumus. Noch ein Wort zur „Programmfrage“. Von Oberlehrer Prof. Dr. Hans Morich in Berlin.

Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte. 4. Band. Heft 1. Inhalt: Ludwig Geiger, Zwei Briefe

Adams von Arnim. — Heinrich v. Lessel, Untersuchungen über Anastasius Grün's „Pfaff vom Kahlenberg“.

Alfred Neumann, Hebbels Ballade „Liebeszauber“ und seine Quelle.

Wilhelm Moeftue, Neue Quellen zur Uhlands nordischen Gedichten. — Eduard Stemplinger, Horazische Motive in der Flucht der Zeiten.

Die Deutsche Schule. 8. Jahrg. 3. Heft. März 1904. Inhalt: Die Formalstufe der Assoziation. Von Fr. Regener in Braunschweig. — Lebensbilder im Anschauungsunterricht. Streifzüge durch Neuland. Von Fritz Gansberg in Bremen.

### Neu erschienene Bücher.

D. Kälpe, Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland. 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner, 1904. 117 S.

Prof. Dr. Boettiger, Hermann Sudermann, Heimat. (Lyons ästhet. Erläut. deutscher Dichter des 19. Jahrhunderts. Nr. 14.) Leipzig, B. G. Teubner, 1904. 42 S.

Dr. G. Fried, Wallenstein, Schulausgabe. 1. Teil: Wallensteins Lager und Die Piccolomini. Leipzig, B. G. Teubner, 1903. 155 S.

Dr. G. Fried, Goethes Gedichte in Auswahl. Schulausgabe. Leipzig, B. G. Teubner, 1903. 168 S.

G. Witkowski, Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts. Leipzig, B. G. Teubner, 1904. 172 S.

Prof. Dr. D. Weise, Musterbeispiele zur deutschen Stillehre. 2. verb. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner, 1904. 34 S.

Verhandlungen der 47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Halle a. S. (1903.) Leipzig, B. G. Teubner, 1904. 190 S.

Dr. Alexander v. Weilen, Shakespeare, Hamlet. Schulausgabe. Leipzig, B. G. Teubner. 112 S.

Dr. Viktor Langhans, Shakespeare, Macbeth. Schulausgabe. Leipzig, B. G. Teubner. 66 S.

Hans Ruy, Schiller, Jungfrau von Orleans. Schulausgabe. Leipzig, B. G. Teubner. 95 S.

Prof. A. Rebhann, Lessing, Emilia Galotti. Schulausgabe. Leipzig, B. G. Teubner, 72 S.

Prof. Ludwig Blume, Goethe, Egmont. Schulausgabe. Leipzig, B. G. Teubner, 74 S.

Dietlein und Polack, Aus deutschen Lesebüchern, erläutert für Schule und Haus. 2. Band. 6. verb. Aufl. Leipzig-Berlin, Th. Hofmann, 1904. 746 S.

Dr. Julius Goebel, Der Kampf um das Deutschtum. Das Deutschtum in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. München, J. F. Lehmanns Verlag, 1904. 88 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Fürstenstraße 521.



## Grillparzer als Dichter geschichtlicher Dramen.<sup>1)</sup>

Von Dr. **Gerhard Heine** in Bernburg.

Es wird im folgenden versucht, Grillparzer auf dem Gebiete des geschichtlichen Dramas zu würdigen. Wir sehen dabei ab von der Tragödie „Die Jüdin von Toledo“ und dem Lustspiel „Weh dem, der lügt“ und halten uns an die drei Dramen der österreichisch-ungarischen Geschichte: „König Ottokars Glück und Ende“, „Ein treuer Diener seines Herrn“ und „Ein Bruderzwist im Hause Habsburg“. Es wird zunächst eine Analyse jedes dieser Dramen gegeben und sodann Grillparzers dichterische Eigenart, soweit sie sich aus diesen Dramen ergibt und an ihnen veranschaulichen läßt, dargestellt und begründet werden.

### I. König Ottokars Glück und Ende.

Um den Aufbau eines Dramas zu verstehen, ist es wichtig, seine Idee zu kennen. „Idee“ ist ein mißverständliches Wort. Als Eckermann Goethe einmal nach der Idee fragt, die im Tasso zur Anschauung gebracht sei, antwortete Goethe: „Idee? — daß ich nicht wüßte! Ich hatte das Leben Tassos, ich hatte mein eigenes Leben, und indem ich zwei so wunderliche Figuren mit ihren Eigenheiten zusammenwarf, entstand mir das Bild des Tasso, dem ich als profaischen Kontrast den Antonio entgegenstellte, wozu es mir auch nicht an Vorbildern fehlte . . . Die Deutschen sind übrigens wunderliche Leute! Sie machen sich durch ihre tiefen Gedanken und Ideen, die sie überall suchen und hineinlegen, das Leben schwerer als billig. Ei, so habt doch endlich einmal die Courage, euch den Eindrücken hinzugeben, euch ergötzen zu lassen, euch rühren zu lassen, euch erheben zu lassen, ja euch belehren und zu etwas Großem entflammen und ermutigen zu lassen; aber denkt nur nicht immer, es wäre alles eitel, wenn es nicht irgend ein abstrakter Gedanke und Idee wäre!“ (6. Mai 1827.) Wir würden auch Grillparzer nicht gerecht werden, wenn wir in diesem Sinne ihm eine „Idee“, einen abstrakten Gedanken abfragen wollten. Vielmehr

1) Der Aufsatz war abgeschlossen vor dem Erscheinen von Ehrhard, Franz Grillparzer, deutsche Ausgabe von Necker.

meine ich Idee in dem weiteren Sinne als das, was den einzelnen Gliedern des Kunstwerkes den Zusammenschluß, die Einheit gibt, es kann dies sein ein lehrhafter Gedanke, eine Stimmung, eine Handlung oder ein Charakter. Was Goethe von seinem Tasso sagt, könnte man ja auch auf Grillparzers Ottokar anwenden. Grillparzer hatte das Leben Napoleons, er hatte Ottokars Schicksal und hatte sein eigenes Leben, so entstand ihm sein dramatischer Stoff, bei dem auch dem Helden sich die Kontrastfigur Rudolfs gegenüberstellt. „Eines Gewaltigen Glück und Ende“ lautete der erste Titel auf dem Originalmanuskripte. Im Charakter Ottokars liegt die Einheit oder die Idee der Tragödie. Wer sie in den historischen Ereignissen sucht, findet nicht die feste Verbindung zwischen den politischen Ereignissen und dem Verhältnis Ottokars zu Margareta, und die Liebesintrige, die zwischen Kunigunde und Zawisch spielt, scheint abseits der eigentlichen Handlung zu stehen. Anders und einheitlicher stellt sich die Entwicklung der Handlung dar, wenn sich der Blick fest auf den Charakter Ottokars richtet. Ein von Hause aus tüchtiger und kräftiger Charakter wird von Ehrgeiz und Selbstgefühl getrieben, so daß ihn das Glück zu Stolz und Übermut, die drohende Gefahr zu Trotz und krampfhaft überspanntem Selbstgefühl verführt. Auf diesem Höhepunkte innerer Entwicklung wird dieses Selbstgefühl durch eine äußerlich größere Macht und eine innerlich größere Persönlichkeit gebrochen, so daß er, nun als Entehrter angesehen und selber sich fühlend, die frühere Sicherheit und das frühere Selbstvertrauen verliert und, wenn er sich auch noch gegen sein Schicksal aufbäumt, schließlich im Unglück Läuterung findet.

So reicht die erste Hälfte des Dramas, die steigende Handlung, bis zum Ende des dritten Aufzuges: Ottokar kniet vor Rudolf. Hier ist der Wendepunkt der inneren Entwicklung Ottokars; die fallende Handlung, die mit der Katastrophe endigt, beginnt hier, angekündigt durch den Schluß des dritten Aufzuges, entwickelt im vierten und fünften Aufzug.

I. Akt. Die Exposition führt uns ein in die Kenntnis der Verhältnisse und Personen, aus deren Zusammenwirken die Handlung hervorstößt. Die Vielheit der Personen scheint den Überblick zu erschweren, bald aber sondern sich übersichtlich einzelne Gruppen ab. Der König ist im Begriff, sich von seiner edeln, aber ungeliebten Gemahlin Margareta scheiden zu lassen, seine Geliebte Bertha von Rosenberg zu verstoßen und des besiegten Ungarnkönigs Enkelin Kunigunde zu heiraten. Sie soll ihm den ersehnten Thronerben schenken. Der deutsch-österreichische Adel, vertreten durch Merenberg und seinen Sohn Seyfried, ist der Königin Margareta, seiner angestammten Fürstin, treu, mißbilligt die bevorstehende Scheidung und wendet sich für Margareta bittend an das Reich nach Frankfurt. Die mächtige Familie der Rosenberge, tschechischen Adels, ist tief erbittert gegen den König, weil

er Bertha von Rosenberg, der er bisher seine Gunst erwiesen hat, verstößt: „Der starre Milota, der Geifrer Benesch und Zawisch, jener Schlimmste wohl von allen“, sinnen Unheil wider den König, jene offen, dieser heimlich und gefährlicher. In ihrer Mitte Bertha, verzweifelt ob der Schmach, die ihr angetan ist. Zwischen diesen beiden Gruppen, den deutschen Merenbergs und den erbitterten Tschechen, gibt es eine frühere Beziehung: Seyfried Merenberg hat Bertha geliebt.

Mit der Königin Margareta tritt Rudolf von Habsburg auf. Von einer Kreuzfahrt zurückkehrend, hat er in der Ungarnschlacht mitgekämpft. Der König läßt durch ihn seine Gemahlin über die Scheidung befragen. Rudolf aber spricht als Freund der Königin, er steht auf Seite derer, der hier unrecht geschieht. Drei Gründe macht der König für die Scheidung geltend: Margareta ist kinderlos, sie sei ihm verwandt in unerlaubtem Grade, und sie habe nach dem Tode König Heinrichs, ihres ersten Gemahles, feierlich gelobt, sich nicht mehr zu vermählen. Wir erkennen aus der Erwiderung der Königin, daß die beiden letzten Gründe, die eigentlich „juristischen“, Scheingründe sind, und daß aus dem ersteren der König kein sittliches Recht für sich ableiten kann. Was ihn treibt, ist der Trieb nach Macht, der Wunsch, der eigenen Macht Fortdauer zu geben in einem Erben; was ihn bei der Scheidung vor allem beschäftigt, ist der Wunsch, Margaretens Erbe, Oesterreich und Steiermark, in seiner Hand zu behalten. Margareta weiß, daß ihr unrecht geschieht. Aber ein Grund, den der König geltend macht, wird in ihrer fein sittlichen Seele ausschlaggebend, so daß sie sich seinem Vorhaben nicht mehr widersetzt. Zwar hat sie kein feierliches Gelübde abgelegt, das sie rechtlich binden könnte, aber sie hat doch einst sich selber und dem Andenken ihres verstorbenen Gatten gelobt, sich nicht wieder zu vermählen. Dies Gelübde hat sie gebrochen; zwar aus Liebe zu ihrem zerrütteten Lande; aber sie fühlt es doch als Unrecht und will sich deshalb dem nicht widersetzen, worin sie eine Wiedervergeltung spürt: daß nun Ottokar auch ihr untreu wird. Freilich tritt der Unterschied nur heller hervor. Sie tat's aus Hingabe an ihr armes Land, er handelt aus Liebe zur Macht und Ehre. So läßt sie ihn mahnen:

Er soll vor Unrecht sorglich sich bewahren;  
Denn auch das kleinste rächt sich.

So tritt in den ersten Szenen das Bild des Königs vor uns, noch ehe er selber auftritt. Wir hören aus Seyfrieds Mund von der ursprünglichen Güte seines Wesens:

Und was ich Böblichs tat und Gutes dachte,  
An ihn hielt ichs und an sein ablich Walten,  
Gar tief beschämt ob des zu großen Abstands.

Wir sehen, wie die wachsende Macht und zuletzt der Sieg in der Ungarnschlacht ihn verblindet, und wie die Ruhmsucht ihn blind macht gegen die sittliche Pflicht der Treue.

Die folgende Szene, mit der die eigentliche Handlung beginnt, führt uns in den Thronsaal. Ein Gegenbild zu der Leidensgestalt der Königin, tritt Ottokar auf in der Fülle der Kraft, und in schier unerschöpflicher Fülle überschüttet ihn das Glück. Als Folge der siegreichen Ungarnschlacht empfängt er die Gesandtschaft der Tataren, die Freundschaft anbieten, den Bürgermeister von Prag, der wohl den Glückwunsch der getreuen Untertanen anbringen möchte, die Stände Oesterreichs und Steiermarks, die ihre Huldigung dem Sieger bringen. Durch den Tod des Herzogs von Kärnten fällt dieses Land ihm zu; die Gesandtschaft des deutschen Reiches fragt an, ob er die Kaiserkrone im Falle seiner Erwählung annehmen würde. Während alle diese Glücksbotschaften eintreffen, wird die Verhandlung wegen seiner Scheidung geführt; Margareta steht mit ihrem bitteren Schmerz in dieser huldigenden und jubelnden Menge, und ihre Nachfolgerin, die jugendliche Ungarin, erscheint, und ihr Erscheinen kränkt rücksichtslos und roh die Unglückliche und schon zur Genüge Gekränkte. Was ihre Verstoßung für Ottokars Schicksal bedeutet, spricht Rudolf später aus:

Daß Ihr den Friedensengel von Euch stießt,  
Der sanft veröhnend ob Euch waltete,  
Die rasche Gut mit Segenswort besprach  
Und treulich, eine liebe Schwester, sorgte!  
Mit ihr habt Ihr das Glück von Euch verbannt.

Wir sehen, wie der Rausch des Glückes und der Ehrsucht sich immer mehr des Königs bemächtigt. Zwar zeigt uns der Dichter auch, wie kräftig und nachdrucksvoll der König die Zügel der Regierung zu halten weiß, indem er seine widerwilligen Böhmen der deutschen Kultur zuführt. Aber es scheint, als würde Macht- und Ruhmgier immer mehr das ursprünglich Tüchtige seines Wesens verzehren. Macht- und Ruhmgier ist Selbstsucht; Selbstsucht richtet den Blick auf das eigene Wohl, und „der eitle Drang der Ehre“ richtet ihn auf äußerliche Ziele, mehr auf den Schein als auf das Sein. In diesem Streben verhärtet das Herz und verschließt sich dem liebevollen Verständnis für fremde Eigenart. Wie roh verhöhnt Ottokar die Sitten der Freundschaft suchenden Tataren, wie nichtachtend behandelt er den Bürgermeister Prags und stellt ihn an, ihm mit dem Diener die Beinschiene abzuziehen! Wie rücksichtslos führt er die Scheidung zu Ende und schneidet der treu warnenden Margareta mit bitterem Spott das Wort ab! Fremde müssen sich finden, die Verlassene vor weiterer Kränkung zu schützen. Der Gesandtschaft des Reiches selber antwortet er mit über-

legentem und herablassendem Selbstbewußtsein. So sehen wir, wie durch das Glück, das ihm so günstig ist, seine Neigung nach Macht und Ehre reichlich genährt wird und sein Selbstbewußtsein ungeheuer ansehwillt:

Nun, Erde, steh mir fest;  
Du hast noch keinen Größeren getragen!

Jubelnder Zuruf huldigt zum Schluß dem König der Böhmen, dem Herzog von Oesterreich, Steiermark, Kärnten, Krain, dem deutschen Kaiser.

Aber schon klingen in diese jubelnden Fanfaren leise Mißklänge, die künftigen Sturm verkündigen. Margareta selbst warnt vor Argen und Verrätern, die ihn umgeben; während er sich der Erde Größten rühmt, bestellt Merenberg flüsternd einen Brief an den Erzbischof von Mainz, und Zawisch zieht sofort die Aufmerksamkeit Kunigundens auf sich und beginnt sein falsches Spiel zu spielen, indem er die hochmütige und verächtliche Herablassung des Königs gegenüber der Reichsgesandtschaft bestärkt. Der wichtigste Vertreter des Gegenspiels, Rudolf, wächst vor unseren Augen bedeutungsvoll empor als „der Gefrängten Schirm“, und der Zufall, der den Gesandten Habsburgs Schild in die Höhe heben läßt, muß der Zukunft vorgreifen.

II. Akt. Mit dem Schluß des ersten Aktes hat Ottokars Glück seinen Höhepunkt erreicht. Schon im zweiten Akte tritt eine Wendung ein, die Einleitung zum Niedergang und zum Untergang. In drei Kreisen vollzieht sich dieser Wechsel seines Schicksals, zunächst im engsten, dem Verhältnis zu seiner jungen Gemahlin, sodann im weiteren, den Beziehungen zu seinen österreichischen Großen, und schließlich in seiner Stellung zum Reiche. In allen drei Kreisen wird das, was im ersten Akte vorbereitet und als Möglichkeit der Entwicklung gegeben war, zur Wirklichkeit; er, der mit der ersten Gemahlin der Treue entsagt hatte, findet nun selber Untreue; der die Anhänglichkeit der Oesterreicher an ihre angestammte Fürstin verletzt hatte, kann selber nun nicht auf die Anhänglichkeit der Untertanen bauen, und der die Reichsgesandtschaft mit hochmütigem Hohn abgefertigt hatte, muß sich vom Reiche verschmäht sehen. Von dieser äußeren Handlung aber ist scharf zu scheiden die innere Entwicklung Ottokars. Hier gibt es mit nichten eine Umkehr. Vielmehr entwickelt sich sein herrisches Selbstbewußtsein und seine Härte in gerader Linie weiter; ja alle jene Veränderungen in den äußeren Verhältnissen müssen dazu beitragen, ihn in der eingeschlagenen Richtung weiter zu treiben.

Mit Vorliebe hat Grillparzer das Liebesverhältnis zwischen Zawisch und der Königin ausgeführt. Der Haß gegen den König, der sein Geschlecht beschimpft hat, ist die gegebene Vorbereitung, um der erwachenden Leidenschaft für die Königin rücksichtslos die Zügel schießen zu lassen

Eigentümliche Züge finden sich in diesem Charakter zusammen: heiße Leidenschaftlichkeit und berechnende Kälte, rücksichtslose Frechheit und kriecherische Unterwürfigkeit, Wärme und Glut der Empfindung und daneben Ver-spottung eigenen wie fremden Gefühles; ein Mann, der nach Lebens- und Liebeslust trachtet und dabei seinem Hasse nachgeht, der durch edle Haltung und Heldenmut vor anderen glänzt und vor anderen sich durch Niedertracht und Heimtücke auszeichnet. Diese seltsame Gestalt beginnt das Werben um die leidenschaftliche, stolze Ungarin. Als Dichter und als Sieger im Turnier naht er ihr; zuerst wird er höhnisch weggestoßen, doch am Schluß des Aktes, da sein Minnelied zur Zither erklingt, da antwortet die Königin dem Kammerfräulein, das ihn gehen heißen will:

Laß ihn nur,

Es hört sich gut zu in der Abendkühle.

So beginnt der Abfall von Ottokar im nächsten Kreise. Seine Sucht nach Macht war der Grund, Margareta zu verstoßen und Kunigunde an ihren Platz zu stellen. Mit keinem inneren Bande hat Ottokar sie an sich gefesselt. So ist die weitere Entwicklung der Handlung verständlich, und was als Strafe für sein Unrecht erscheint, ist zugleich die natürliche Entwicklung der Dinge.

Und der König selbst? Sein Argwohn ist schnell erwacht. So oft Füllenstein ihm antwortet, „wendet er die Augen nach der anderen Seite, wo Zawisch und seine Gemahlin sprechen“. Der Argwohn fängt an in ihm aufzusteigen. „Er soll eifersüchtig sein, sich aber schämen, es zu zeigen“, hat Grillparzer selbst darüber bemerkt (Lichtenheld S. 109); hat er schon vorher nicht den Ton, der seiner Gemahlin zusagt, getroffen, so macht ihn Eifersucht und Argwohn noch befehlshaberischer und macht ihn selber zum Beförderer von Zawischs Plane; und auch diesem gegenüber, der ihn eben in den Augen seiner Gemahlin ausgestochen hat, versteift er sich nur desto mehr auf das Gefühl seiner Überlegenheit und verblendet sich gegen die Gefahr, indem er in der Phantasie seine Größe und Macht zu einer Höhe steigert, wo ihm keine Gefahr schaden könnte. Wir sehen also, wie die innere Entwicklung in den beiden ersten Akten geradlinig fortgeht; was im ersten Akt das Glück und das Bewußtsein der Macht tat, das tun hier Gefahr und Argwohn: sie steigern seinen Stolz und Übermut.

In ähnlicher Weise wirkt der beginnende Abfall seiner österreichischen Großen. Der Aufzug beginnt damit, daß Zawisch den gefangenen Seyfried, der den Brief seines Vaters an den Erzbischof von Mainz überbringen soll, entspringen läßt. Milota berichtet ferner Ottokar:

Alle Österreicher,

Seitdem die Königin Margrethe fern,  
Sind übeln Sinns und schleichen fort vom Hof.

Auch hier wieder möchte sich Ottokar gegen den Argwohn wehren, den er wie einen Zweifel an seiner Größe empfindet. Die Abwendung seiner Großen soll ihm nichts anhaben; er setzt Härte und Gewalt dagegen: Merenbergs Sendung, die nur eine Bitte für Margaretens Recht ist, stempelt er zum Hochverrat, und sein ganzes Gut setzt er dem zum Lohn, der den Verräter lebend bringt. Wer ihm verdächtig scheint, soll sofort, wenn das Fest beendigt ist, verhaftet werden, und mit welchem Erfolg der Befehl ausgeführt wird, zeigt uns nachher der Ruf Heinrichs von Lichtenstein:

Wer Österreicher ist, der sei gewarnt!  
Am Ausgang stehn des Schlosses Häsherrotten,  
Die fangen jeden, der nicht böhmisch ist.

So schreitet der König auf der Bahn der Härte und Gewalt fort.

Der dritte wichtige Teil der Handlung enthält den Erfolg der Kaiserwahl. Den wartenden Reichsgesandten gegenüber spricht Ottokar noch einmal, so sehr er die Wahl für sich wünscht und so fest er darauf rechnet, um so verächtlicher von der Würde eines deutschen Kaisers. In seinem Selbstbewußtsein dünkt er sich zu hoch, als daß ihm von den Kurfürsten noch etwas gegeben werden könnte, dünkt er sich aber auch zu hoch, als daß sie ihm etwas verweigern könnten. Als nun die Ankunft des Reichstagsboten gemeldet wird und er die Kaiserkrone schon auf dem Haupte fühlt, da läßt er erkennen, welcher Art die Herrschaft sein würde, die er in Deutschland führen würde, und wie er in seinem Sinne für Ordnung sorgen würde. Der Kanzler meldet, daß Rudolf zum Kaiser gewählt ist. Der Eindruck auf Ottokar ist niederschmetternd: „Die Hand mit dem Briefe sinkt hinab; mit gebrochenen Knien steht er noch eine Sekunde, starr vor sich hinsehend, dann rafft er sich empor und geht starken Schrittes in sein Zimmer“. Aber wieder sehen wir, wie bisher, daß er sich auch dieser Enttäuschung gegenüber um so krampfhafter in seinem Selbstgefühl aufrichtet. Er kommt wieder: das Gehörte soll nur ein Traum gewesen sein. Als er sich der Tatsache nicht mehr verschließen kann, wirft er dem treuen Kanzler, der ihm die Meldung gebracht hat, den Handschuh ins Gesicht, ein ungewolltes Zeichen, wie wenig er noch fähig ist, die Wirklichkeit recht zu beurteilen. Der Burggraf Friedrich von Zollern kommt als Gesandter des Reiches. Seine Worte lassen klar erkennen, wie der Gang der Dinge, der Ottokar diese herbe Enttäuschung bringt, die naturgemäße Entwicklung des Vorhergegangenen, des Verhaltens Ottokars im ersten Akte ist. Mit schnöden Worten hatte er die Krone abgewiesen, seine Gemahlin hat er verstoßen, ihre Lande hat er rechtlos sich angeeignet. Die Wirkung dieser Entwicklung auf Ottokar zeigt wiederum, wie er in seiner

Seelenrichtung bestärkt wird. Mit harten und verächtlichen Worten we-<sup>ist</sup>  
er die Aufforderung zur Huldigung und zur Herausgabe der Reich<sup>S</sup>  
lehen ab.

Er ladet mich zu sich? nun wohl, ich komme;  
Doch will ich Gäste führen mit zum Tanz,  
Daß von der Füße Stampfen weit umhin  
Die Erde soll erzittern bis zum Rhein.

Der kommenden Gefahr gegenüber aber verblendet er sich und ver-  
größert sie dadurch. Keine Kriegsvorbereitung soll getroffen werden:

Im Lande soll man handeln und verkehren,  
Als wär der tiefste Fried'.

Er ladet zur Jagd und zu Lust und Freude.

Der neue Bettelkönig,  
Nicht einem Reih soll er das Leben retten!

Wiederum spielt Zawisch mit jedem Worte sein falsches Spiel weiter. Vorschnell will er Ottokar als dem erwählten Kaiser huldigen, um den Sturz aus seiner Illusion desto tiefer zu machen; grell und schneidend wirft er die Nachricht von dem Mißerfolg zwischen Ottokars Zukunftspläne, und mit geheuchelter und verführerischer Begeisterung ruft er zum Kriege auf.

III. Akt. Der dritte Aufzug führt zunächst auf Merenbergs Schloß: der alte Merenberg wird gefangen genommen. Die Szene gliedert sich in drei Teile. Zuerst: Merenberg allein. Das Dankgebet des Greises gegen Gott gewinnt ihm unsere Teilnahme, unterrichtet über das Emporstreigen Rudolfs und seine segensreiche Folge für das Land und gibt den hellen Hintergrund, auf dem sich das dunkle Geschick des jetzt noch so Hoffnungsvollen um so ergreifender abspielen soll. Sodann Merenbergs Gefangennahme: die Härte und Gewaltherrschaft Ottokars wird an einem anschaulichen Beispiel illustriert. Drittens: das Auftreten des Knechtes zeigt uns weiter die Mißerfolge Ottokars und entsprechend die Fortschritte, die Rudolf macht: Milota ist gefangen, Görz ist zur Sache Rudolfs übergetreten.

Die folgende Szene stellt wieder Ottokar selbst in den Vordergrund. Wir finden ihn im Gespräch mit seinem treuen Kanzler, dessen ehrliche Warnungen gleich anfangs in dem Worte gipfeln: „Herr, es steht schlimm.“ Im Lager Krankheit und Mangel, aus Böhmen keine Nachricht, Untreue der Österreicher und Steiermärker, Vordringen der Feinde, beunruhigende Nachrichten aus Steiermark, und was am schlimmsten ist: Rudolfs Macht ruht auf sicherem Grunde. Papst, Fürsten und Volk halten zu ihm als dem Kaiser, und sein Verhalten zeugt davon, daß er der Kaiserkrone wert ist. Und Ottokar? Während die Gefahr drohender



wird, träumt er um so lebhafter von Sieg, den Tatsachen gegenüber verschließt er sein Auge, dem Abfall droht er Rache, der schlimmen Kunde traut er nicht. Mißtrauend auf der einen Seite und fälschlich vertrauend auf der anderen, so setzt er der Einladung Rudolfs zur Unterredung sein zorniges Nein entgegen. Da kommt Zawisch. Die Rolle, die er bisher gespielt hat, führt er fort: er ist der böse Geist des Königs. Der treuen Warnerstimme des Kanzlers setzt er seine anstachelnden Worte gegenüber, um Ottokar ins Verderben zu treiben. Aber der Erfolg ist ein anderer, als er meint. Seinem heuchlerischen Großsprechen gegenüber steht die ernste, wahrhaftige Treue des Kanzlers, und diese Macht der inneren Wahrheit gibt der Persönlichkeit des Kanzlers doch die größere Kraft. Was vorher bei dem Gespräch des Kanzlers und Ottokars der Zuschauer fühlte, daß Ottokar im Unrecht ist, dasselbe muß jetzt bei der Wechselrede zwischen Zawisch und dem Kanzler der zuhörende Ottokar empfinden: sein treuer Ratgeber vertritt die gute Sache; daß er's empfindet, daß die Berufung an seine Liebe zum Lande auf ihn wirkt, zeugt zugleich von der Güte, die doch noch im Grunde seiner Natur ruht. Er überlegt, daß Rudolf den ersten Schritt getan hat, daß die Schmach diesen treffen würde, daß er, Ottokar, nimmermehr die Hand geboten haben würde. So gestaltet sich ihm das Bild der Unterredung in lockenden Farben: ein Stückchen Land will er ihm geben, dafür aber soll alle Welt Zeuge sein der Szene, wo Ottokar dem armen Rudolf gegenüber, der den Kaisermantel trägt, als der wahre Kaiser erscheint. Darum soll sein Gefolge in Gold und Silber starren. Wir sehen, wie er das Bewußtsein seiner Überlegenheit auf äußeren Schein baut.

Wir haben soeben verfolgt, wie in dem Ringen zweier Persönlichkeiten die sittliche Kraft den Sieg davonträgt; einem größeren geistigen Kampfe geht es entgegen. Der Ausgang ist durch den Verlauf dieser Szene angedeutet.

So geht Ottokar dem ungleichen Kampfe entgegen. Die folgende Szene, die Unterredung auf der Insel Raumberg, bedeutet den Wendepunkt in der inneren Entwicklung Ottokars. Es ist von vornherein fest ins Auge zu fassen, wo der entscheidende Punkt liegt. Vor zwei größeren Mächten bricht Ottokars Macht zusammen: die eine ist Rudolfs feste und große Persönlichkeit, die andere ist das äußere Schicksal, das sich in immer stärkeren Mißerfolgen gegen Ottokar kehrt. So kniet er nieder vor dem zuerst Verachteten, um die Reichslehen zu empfangen. Demütigung genug für Ottokar; aber noch nicht das Ziel, noch bricht der Stolz nicht zusammen, da der Schein noch gewahrt ist und niemand Zeuge ist der Demütigung. Erst als Zawisch die Belttschnüre zerhaut und den vor Rudolf **F**rienden Ottokar aller Welt, auch Seyfried von Merenberg zeigt, erst da

fühlt Ottokar auch den Schein seiner Erhabenheit zerstört, das Gefühl seiner Selbstherrlichkeit und Größe bricht mit dem Schein zusammen, inmitten seines goldstrotzenden Gefolges und der zuschauenden Gegner fühlt er, daß ihm Ruhm und Ehre geraubt sind: er fühlt sich geschändet.

So tritt also als erstes und zugleich als das für die dichterische Ausführung besonders wichtige Moment Rudolfs Persönlichkeit nachdrücklich in die Handlung ein. Die Grundzüge seines Charakters sind im ersten Aufzuge schon gegeben. Hier werden sie vertieft und erweitert, so daß Rudolf durchaus als gegensätzliche Gestalt Ottokar gegenübertritt. Liebt Ottokar Glanz und Prunk der Herrschaft, so wird Rudolf eingeführt im ledernen Unterleide, wie er mit einem Hammer die Beulen seines Helmes ausklopft. Stößt Ottokar durch herrische Launen ab, so gewinnt Rudolfs Deutseligkeit und Volkstümlichkeit alle Herzen. Weiß Ottokar trotz anfänglich reichen Schatzes der Not im Heere nicht zu wehren, so hält Rudolf trotz seiner Armut sein Heer zusammen, auch ohne des Landmannes Gut zu rauben. Ehe der Dichter nun den Gegensatz in der Gegenüberstellung der beiden weiter und großartiger ausführt, schafft er sich die Gelegenheit, durch den Mund Ottokars von Horneck den Preis Österreichs zu singen. Nicht nur ein Zeugnis von Grillparzers Heimatliebe, doch auch zugleich eine Veranschaulichung des Schauplatzes der Handlung und des Streitobjektes der beiden Gegner, die sich hier gegenübertreten, und insofern nicht aus dem Rahmen des Kunstwerkes herausfallend.

In der nun folgenden Begegnung tritt die Überlegenheit der sittlich großen Persönlichkeit Rudolfs in kräftig gesteigerter Wirkung hervor. Gleich zu Anfang wird die beabsichtigt verächtliche Formlosigkeit Ottokars von ihm übertrumpft und zurückgewiesen. Sofort nimmt Rudolf dann die Stellung des Anklägers, des Vertreters von Recht und Gerechtigkeit ein; vor allem aber wächst seine Persönlichkeit über die Ottokars gewaltig hinaus, da nun aus ihm das stolze kaiserliche Selbstbewußtsein spricht, das doch im Gegensatz zu Ottokars hohler Ichsucht so erhaben sich nur äußern kann, weil es nicht Selbstsucht ist, sondern Hingabe an das Recht und Wohl des Ganzen, und weil es auf der Zuversicht ruht, das Werkzeug der göttlichen Weltregierung zu sein und in ihrem Schutze zu stehen. Daß ihm die Zukunft gehört, bestätigen die Erfolge, deren Zeugen vor Ottokar treten: der Bürgermeister von Wien überbringt die Schlüssel der Stadt, der Kommandant von Klosterneuburg steht als Gefangener da, Milota tritt auf in Ketten, die Landesherren von Österreich und Steiermark stehen auf Rudolfs Seite.

Noch einmal aber läßt der Dichter den Kaiser Rudolf in längerer Rede sich äußern und läßt uns noch umfassender und tiefer in diesen über-

Legenen Charakter blicken. Sein kaiserliches Selbstbewußtsein und sein Vertrauen auf die Führung Gottes werden psychologisch begründet, indem der Dichter unseren Blick auf die Gesamtanschauung Rudolfs von seiner Zeit und den sittlichen Aufgaben in dieser Zeit erweitert. Gegen Gewalt-Herrschaft und Willkür der früheren Zeit setzt Rudolf den Segen des Friedens und der bürgerlichen Arbeit, und die zukunftkräftigen Reime und Triebe erkennt er mit hellem Blick und wird sie pflegen als treuer Gärtner. So legitimiert er sich als den gottgewollten Kaiser, ebenso wie als den größeren Menschen, aus dessen Munde Ottokar auch die Erinnerung an seine Schuld, die Verstoßung seiner Gemahlin Margareta, hinnehmen muß. Nun treibt die Handlung rasch zum Ziel. Im Zelt, nur vor Gott und vor dem Reich soll Ottokar knien; da greift Zawisch ein mit höhnischem Wort:

Das müssen alle sehn, die treuen Herzens sind.

Noch einmal beugt sich Ottokar, schon im Gefühl tiefster Schmach, aber noch im Banne von Rudolfs Überlegenheit vor diesem, angesichts alles Volkes, auch des verhassten Merenberg, der in seiner Weltunerfahrenheit diesen Augenblick wählt, um die Bitte für seinen Vater anzubringen. Der Stumme Grimm, mit dem Ottokar ihm antwortet, die bezeichnende Gebärde, mit der er sich die Krone vom Haupte reißt und der kurze Ausruf „Fort!“ sprechen deutlich genug von Ottokars Seelenverfassung und der tiefen Erschütterung, die sein stolzes, selbstherrliches Bewußtsein erfahren hat.

IV. Akt. Der folgende Aufzug zeigt uns, wie diese Demütigung weiter wirkt und ihn innerlich quält; wie der Hohn und die Verachtung anderer dieses Gefühl der Entehrung steigert und ihn aus seiner dumpfen Untätigkeit aufstacheln, wie der Wiedererwachte aber nur scheinbar die frühere Tatkraft wiedererlangt hat: plötzliche Entschlüsse wechseln mit Unsicherheit und Gefühlsweichheit und zeigen, daß er bis ins Mark getroffen ist. Es sind also drei wichtige Stufen für die seelische Entwicklung des Königs zu unterscheiden.

Milota und Füllenstein unterrichten uns über das Verhalten und den Zustand des Königs nach dem Ereignis des vorigen Aktes: ruhelos ist er umhergeirrt, so recht das Bild eines Mannes, der den Glauben an sich und seine bisherigen Leisterne verloren hat, und der im Gefühl der Scham die Augen der Menschen meidet. Als ein solcher erscheint er alsbald mit seinem Diener. Unwürdig seiner Väter fühlt er sich und scheut sich, das Schloß von Prag zu betreten, verhüllten Hauptes setzt er sich nieder, um als sein eigener Pförtner die Schande, nämlich sich selbst, von seinem Hause fern zu halten. Nun wirkt in dreifacher Steigerung die Geringschätzung der anderen auf sein tödlich verletztes Ehrgefühl und steigert die

Schmach aufs äußerste. Der Bürgermeister von Prag mit Bürgern, Benesch mit seiner Tochter Bertha und Kunigunde mit Zawisch halten ihm, der sich selber fliehen möchte, den Spiegel vor und treiben ihn aus der Dumpfheit des Gefühls zur Verzweiflung des Willens. Durch aller Reden klingt die Erinnerung an das Ereignis, das wie ein wüster Traum hinter ihm liegt: der König hat vor Rudolf gekniet, und das ganze Heer hat's staunend angesehen. Ehrfurcht vor der neuen Majestät Rudolfs und Geringschätzung des gedemüthigten Lehensmannes spricht aus den Worten des Bürgermeisters, bitterer Haß und Rachedurst aus Benesch und schneidender giftiger Spott und Hohn aus Kunigunde, der noch giftiger wird durch Zawischs Anwesenheit und seine leichten, spöttisch überlegenen Zwischenbemerkungen. Dadurch wird der König zum erstenmal aus seiner Dumpfheit aufgeweckt: er springt auf bei den Worten der Königin, er hebt das Schwert gegen Zawisch; aber sein Zorn reicht nicht weiter als bis zu solchem Beginn, zu sehr haben die Vorwürfe mit den Stimmen der eigenen Seele zusammengeklungen und sind als wahr und treffend von ihm gefühlt worden. Darum vermag er nichts. Die innere Bitterkeit und das Bedürfnis, sich aufzurichten und aufzulehnen, muß einen anderen Weg suchen. Zwar auch dem Herold des Kaisers gegenüber hält er zunächst an sich; er bewilligt die Freiheit der Geiseln und die Räumung Oesterreichs; dann aber bricht sein Groll aus, dann fühlt er es wie ein Erwachen:

War's besser nicht, zu fallen in der Schlacht,  
 Der letzte meiner Krieger neben mir?  
 Sie haben mich verraten, überrascht.  
 Ein dunkler Rebel schwindet von der Stirn;  
 Ich hab geträumt: wie kühle Morgenluft  
 Kommt mir Erinnerung und läßt mich wachen!

Der bittere Groll entladet sich auf Merenberg:

Gott grüß dich, Merenberg, du Schurk und du Verräter!

Es ist, als wolle er sich entschädigen für die Bitterkeit ironischen Spottes, wie er sie soeben empfunden hat, indem nun er sie dem alten Merenberg zu kosten gibt; diesem gegenüber macht sich nun die ganze Bitterkeit der Seele Luft, verstärkt durch die von ihm selber erneute Erinnerung an die Szene der Schmach, deren Zeuge des Verhassten Sohn gewesen ist. Dieser Ausbruch, so lang zurückgehalten, macht sich weiter Luft gegen den Herold Rudolfs. Aufs anschaulichste stellt Grillparzer äußerlich dar, welche Beweggründe und Mächte in Ottokars Seele wirken. Kunigunde soll Zeuge sein, wie er den Brief des Kaisers zerreißt, vor ihren Augen, die ihm den giftigen Stachel in die Brust gesenkt hat, will er sich reinigen, wenn auch das Land aufs neue von Rauch und Blut dampft. Sie treibt ihn fort

auf der verhängnisvollen Bahn: der Bruch mit dem Kaiser wird vollzogen, und Merenberg wird in den Turm gestoßen.

Wir verfolgen nun, wie er auf der neuen Bahn fortschreitet. Seine Böhmen ruft er auf zu neuem Krieg, Bundesgenossen entbietet er und den mißgünstigen oder verräterischen Rosenbergs schenkt er wieder Vertrauen (Milota) oder entbietet sie wenigstens ins Feld (Zawisch). Aber nach diesem Aufflackern der alten Tatkraft stellt sich alsbald die Unsicherheit ein, die beste Zeugin, daß er nicht mehr der Alte ist, daß er die Zuversicht, den Glauben an sich und seine Sache verloren hat. Er befiehlt und widerruft und sehnt sich schließlich nach Ruhe. Körperliche Ermüdung paart sich mit geistiger Erschlaffung. Dabei aber kommt eine Weichheit des Gefühls zum Ausdruck, wie sie ihm zur Zeit seines Glückes fremd war, wenn uns auch der Dichter auf das Verständnis dieser Seite seines Wesens vorbereitet hat. In dem Wunsche, von seiner Frau Liebe zu erfahren, in den sorglichen Worten für den alten Merenberg, wie schon vorher in Worten der Milde und Menschlichkeit an seine Frau sehen wir, wie eine Seite seiner Natur zum Vorschein kommt, die vorher verschüttet war. Es ist zugleich die Vorbereitung für seine Reue im folgenden Akt.

V. Akt. Der fünfte Akt führt die innere Entwicklung Ottokars in drei Stufen zum Abschluß. In Anknüpfung an den vorigen Akt sehen wir weiter, wie Ottokar das frühere Selbstvertrauen und den sicheren Troß verloren hat und an deren Stelle Unsicherheit, Bedenklichkeit und Zaudern getreten sind. An dem Sarge Margaretens findet die Wendung zur Reue statt. Auf dem Schlachtfelde schließlich, angesichts der Niederlage erweitert sich dieses Reuegefühl gegenüber der Toten zu der umfassenden reuevollen Beurteilung seines Lebens und seiner Schuld. Der Gnade Gottes befiehlt er sich an und findet als ein Geläuterter den Tod.

Der Anfang des Aufzuges unterrichtet uns sofort über die Lage der Dinge. Der König ist auf dem Rückzuge, und immer neue Verluste an Ortschaften bezeichnen diesen Weg. Die eigene Stimmung entspricht dieser Lage. Die feste, siegesgewisse Zuversicht ist verschwunden, sie scheint ihm jetzt Berwegenheit zu sein, und „Reise“ nennt er sein jetziges Verhalten, als wollte er, sich selbst täuschend, sich damit auf die Höhe männlicher Sicherheit stellen, auf der er Rudolf gesehen und dessen Überlegenheit gefühlt hat. Er gesteht die eigene Schwäche sich selber nicht; noch täuscht er sich vor, daß er den Feind in verstellter Flucht hierher gelockt habe. Aber im Grunde der Seele fühlt er die Schwäche und den Zusammenbruch, und der Körper, der sich weniger verstellen kann, zeigt, wie auch hier die alte Kraft geschwunden ist: hustend und fröstelnd sieht der König dem Entscheidungskampfe entgegen:

Ob Fried' in Waffen, ob im Grabe Frieden.

Diesem eigenen Niedergang entsprechend, geht das äußere Unglück weiter fort: Füllenstein hat das Vertrauen zu Ottokar verloren, Milota bereitet seinen Verrat, Kunigunde hat sich mit Zawisch zu Rudolf gewandt.

Diese letzte Nachricht, in der das Walten strafenden Geschickes sich kund tut, Untreue für eigene Untreue, bereitet die Wirkung vor, die Margaretens Leichnam auf Ottokar ausübt. Bis zum Tode getreu, hat sie Rudolf aufsuchen wollen, um zu vermitteln, und ist gestorben auf dem Wege zu ihm „am gebrochenen Herzen“. An diesem Sarge wird in ihm das Gefühl seines Unrechtes klar und lebendig, hier wird ihm die Größe seines unglücklichen Schicksales bewußt, hier wird ihm gegenüber dieser Treue nicht nur die eigene Untreue, sondern auch der Undank und Verrat seines Weibes Kunigunde und so vieler seiner Mannen aufs schmerzlichste klar. Ein tiefes Trostbedürfnis und das Bewußtsein, daß es zu Ende mit ihm geht, steigen daraus auf.

Die nächste kurze Szene führt den Verrat Milotas weiter, indem sie seine Entschlossenheit zum Abfall zeigt, und verkündigt den Beginn des Kampfes, in den Ottokar jetzt zieht. Die Vorhut weicht und verlangt Hilfe. Der Beginn ist wenig glückverheißend für den König.

Gegenüber dieser gebrochenen Königsgestalt erhebt sich in der folgenden Szene die sieghafte Gestalt Rudolfs und steigert durch den Gegensatz den Eindruck, den Ottokars Schicksal hervorrufen; zugleich bewährt sich Rudolfs Edelsinn auch dem unglücklichen Feinde gegenüber und seine persönliche Tapferkeit auch im Purpurmantel. Auch die Nebenhandlung von Kunigunde und Zawisch findet hier innerhalb des Dramas einen gewissen Abschluß: durch Rudolfs Mund wird ihrem Verhalten der Stempel der Schande aufgedrückt.

Die letzte Szene zeigt, wie das Schicksal Ottokars sich vollzieht: die Schlacht nimmt den verhängnisvollen Verlauf, Milota vollzieht seinen Verrat und vollendet ihn bald, indem er den König in der äußersten Not verläßt: ein Schurke auf ewig. Vor Ottokars Auge steht das Ende. Da steigt vor seiner Seele sein Leben auf und seine Herrschertätigkeit:

Ich hab nicht gut in deiner Welt gehaust,  
 Du großer Gott! Wie Sturm und Ungewitter  
 Bin ich gezogen über deine Fluren;  
 Du aber bist's allein, der stürmen kann,  
 Denn du allein kannst heilen, großer Gott.  
 Und hab ich auch das Schlimmste nicht gewollt,  
 Wer war ich Wurm? daß ich mich unterwand,  
 Den Herrn der Welten frevelnd nachzuspielen,  
 Durchs Böse suchend einen Weg zum Guten.

Die Weichheit des Gefühls und die Menschlichkeit der Seele, die so lange von selbstherrlichem Trotz und eitler Ehrbegier erstickt waren, aber dennoch

neben der Tatkraft zu den natürlichen Zügen seines Wesens gehören, kommen nun voll zum Durchbruch. Als etwas tief Versöhnendes steht am Ende seiner Laufbahn das Wort:

Hast du beschlossen,  
Zu gehen ins Gericht mit Ottokar,  
So triff mich, aber schone meines Volkes.

Er, der so lange nur vom Glanz der Königskrone geblendet war, zeigt hier, daß auch etwas in Wahrheit Königliches in seiner Seele wohnt. Ihn soll die Strafe treffen, das Volk möge verschont sein: so spricht ein wahrer König, der die höchste Königspflicht erfüllen will, sich für sein Volk zu opfern. Wie sich so sein Königsbewußtsein verklärt, so auch sein Stolz, da er ohne Todesfurcht seinem Schicksal entgegengeht, nur von einem erschreckt: von dem Bewußtsein getanen Unrechts. Margaretens und Merenbergs Gestalten vor allem treten mahnend vor ihn, und aus tiefem Reuegefühl steigt das Gebet auf: Geh als ein Gott der Gnade zu Gericht! Dieser wiedergewonnenen Fassung bleibt er sich getreu Seyfried Merenbergs Drohungen gegenüber, wenn auch noch einmal sein Stolz ihm das Bugeständnis seiner Schuld gegen den alten Merenberg erschwert. Unersehroden greift er zum Schwert und fällt im Kampfe als ein Held, und der Tod vereint ihn mit dem getreuen Weibe: an ihrem Sarge liegt seine Leiche.

Das Schlußwort gehört dem siegreichen Gegenspiel: Rudolf befehlt seinen Sohn mit Österreich, und ein freudiger Ausblick auf die Zukunft des habsburgischen Geschlechtes gibt der Tragödie einen vaterländisch stimmungsvollen Ausklang.

## II. Ein treuer Diener seines Herrn.

Über dieses Trauerspiel hat sich Grillparzer in seiner Selbstbiographie folgendermaßen ausgesprochen: „Man hat dem Stücke vorgeworfen, daß es eine Apologie der knechtischen Unterwürfigkeit sei, ich hatte dabei den Heroismus der Pflichttreue im Sinne, der ein Heroismus ist, so gut als jeder andere . . . Bankbanus hat dem Könige sein Wort gegeben, die Ruhe im Lande aufrecht zu erhalten, und er hält sein Wort, trotz allem, was den Menschen in ihm wankend machen und erschüttern sollte. Seine Gesinnungen können übrigens nicht für die des Verfassers gelten, da Bankbanus bei allen seinen Charaktervorzügen zugleich als ein ziemlich bornierter alter Mann geschildert ist.“

Diese kurzen Bemerkungen bereiten vorzüglich auf das Verständnis des Stückes vor. Das Trauerspiel ist wie „König Ottokars Glück und Ende“ ein Charakterstück. Im Unterschied aber zu diesem sehen wir nicht die Ent-

wicklung eines Charakters, vielmehr liegt es in der Natur des Stoffes, daß der Charakter eben als beharrender, sich gleichmäßig behauptende gezeigt wird. Dort ändert sich der Charakter mit den Verhältnissen, hier werden die Dinge anders, und der Charakter bleibt sich gleich. Dennoch ist gerade die Charakterzeichnung des Helden die Seele dieses Kunstwerkes, und je weniger dieser Charakter des Bankbanus unmittelbare Liebe und Zuneigung erweckt und damit das Verständnis erleichtert, um so mehr muß besonnene Vertiefung die lebensvolle Anschaulichkeit dieses Charakters verstehen lehren. Dazu ist ein Blick auf die Entwicklung der Handlung von Nutzen.

I. Akt. Die Vorbereitung der Handlung, die Einführung in die Charaktere und äußeren Umstände reichen fast bis zum Schluß des ersten Aktes. In der Ernennung des Bankbanus zum Statthalter des scheidenden Königs liegt das erregende Moment der Handlung.

Die erste Szene ist so recht ein stimmunggebender, einleitender Akt: unter stürmischen Verhältnissen, unter Versuchen, ihn zu reizen und zu ärgern, und anderseits unter Versuchen, ihn zu scharfen Gegenmaßregeln zu bewegen, bewahrt Bankbanus Ruhe und Selbstbeherrschung. Wie ein Modell der kommenden Handlung steht diese Szene da, eine rechte Duvertüre, in der die Töne der kommenden Stimmungen und Leidenschaften vorklingen.

Bankbanus rüstet sich, es ist noch vor Tagesanbruch, um sich zum Könige zu begeben. Vor seinem Hause haben sich der Bruder der Königin, Otto von Meran, und seine Edelleute versammelt, um Bankbanus zu verhöhnern. Otto stellt dem jungen, schönen Weibe des schon alternden Bankbanus nach. Der Gleichmut und die Nichtachtung dieses in Verein mit der Zucht und Sitte der Gattin haben den leidenschaftlichen Jüngling aufs höchste gereizt. Gewohnt, gefürchtet zu werden und zu triumphieren, fühlt er sich durch diese Nichtbeachtung und Erfolglosigkeit gekränkt, so daß er sich auf jede Weise die Genugthuung verschaffen will, Bankbanus gegen sich aufzubringen. Geschrei, Gelächter und Händeklatschen, höhnischer Gesang und Zitherspiel tönen herauf zum Saale des Bankbanus, Sand und Steine fliegen nach dem Fenster. Vor Wut und Arger wissen die ankleidenden Diener kaum, was sie tun. Sie möchten Bankbanus bestimmen, mit gezogenem Säbel das „höhnende Gesichter“ auseinander zu sprengen. Unter diesem doppelten Ansturm steht der Alte mit Gleichmut und überlegenem Spott. Auch als Erny kommt, schüchtern und in dem Gefühl, daß er ihr zürnen könne, sowie in dem Gefühl der Schmach, die ihrem Gatten und ihr geschieht, beruhigt er sie und schickt sich an, ruhig durch den tobenden Haufen hindurch zu schreiten, um seiner Pflicht gegen seinen König nachzukommen.



So zeigt ihn die zweite Szene. Unbekümmert schreitet er durch die höhnenen Gegner hindurch und erregt dadurch Ottos höchste Wut. Diese Wut schäumt auf bei Otto in Worten des Hasses gegen den Mann, der ihm so zuwider ist, der mit seinem Gleichmut und seiner „Stumpfheit“ die leidenschaftlich auflodernde Seele Ottos martert und bei aller Sicherheit, mit der er Ottos Werbung zu spotten scheint, ihm die Lust an der Jagd verdirbt. Und doch weiß Otto, daß Ernys Auge in langer, wohlgefälliger Betrachtung auf ihm geruht hat. Was schon in ihrem ersten Auftreten angedeutet war, wird hier aus seinem Munde bestätigt, „daß sie früher — wie Grillparzer selbst es in den Bemerkungen „Zum eignen Schaffen“ ausspricht — doch einiges, wengleich unschuldiges Wohlgefallen an dem Prinzen gehabt.“

Zu diesem so wenig zu ernstern Geschäften geschaffenen Prinzen tritt ein Hauptmann als Bote seiner Schwester, um ihn zum Hofe zu rufen: sie möchte ihrem Lieblinge einen Teil der Stellvertretung des Königs übertragen sehen.

Die dritte Szene führt in die Königsburg. Die Königin ist in ihrer liebenden Schwachheit für den Bruder so dringend, um ihm die Ehre und Macht der Statthaltertschaft zu verschaffen. Sie weiß die schönen Seiten Ottos beredt hervorzuheben: die herrlichen Gaben seines äußeren feinen kühnen Geistes, und ihre Frage

Sagt selbst, ist nicht mein Bruder tapfer, klug,  
Entschlossen und verschwiegen, listig, kühn,  
Kein Zaudrer?

bejaht auch der König, aber er bezeichnet auch knapp und scharf, was ihm fehlt: „Sitte“.

Dennoch vermag er dem Drängen der Gemahlin nicht zu widerstehen. Sie, sonst „ein kühnes Weib, vergleichbar einem Manne“, kniet vor ihm, um für den Bruder, ihr männliches Gegenbild, zu bitten, und der König ist bereit zu gewähren. Otto wird zum König gerufen, aber er ist nicht daheim. „Seit wann?“ „Die ganze Nacht.“ So entscheidet der König bitter:

Ihr seht, der Reichsverweser hat Geschäfte,  
Wir wollen sie nicht lästig noch vermehren.

So wird denn Bankbanus, wie es der König vorher schon geplant hatte, neben der Königin und als ihre rechte Hand vom König zum Stellvertreter eingesetzt. Mit schwerem Herzen übernimmt der treue Diener auch dieses Amt, er wendet ein, daß er ein schwacher Mann, daß er alt sei, das Vertrauen des Königs läßt nicht von ihm ab. Die Übernahme des Amtes wird ihm noch schwerer gemacht durch die Heftigkeit der gereizten und ent-

täuschten Königin. Der König sieht eine Träne in seinem Auge. Wohl fühlt er die Schwere des auf ihn gelegten Amtes: neben der mißgünstigen, heftigen Königin, über dem ihm bitter feindlichen Schwager des Königs, den er doch um seines Königs willen ehrt. Wohl fühlt er die eigene Unzulänglichkeit: Schwachheit und Alter. Aber der König weiß auch, daß es diesem treuen Diener Ernst ist mit seiner Treue, und diese Treue, dieses Pflichtgefühl ruft er an:

Vor andern aber wend ich mich zu dir,  
Dem ich mein Haus vertraue, Weib und Kind.  
Als ich dich wählte, dacht' ich Ruhe mir,  
In Feld und Stadt, in Schloß und Hütten Ruhe.  
Die fordr' ich nun von dir. Kehr' ich zurück  
Und finde sie gestört, die fromme Ruhe —  
Nicht strafen werd' ich dich, nur dich vermeiden,  
Und stirbst du, setzen auf dein ruhmlos Grab:  
Er war ein Greis, und konnte sich nicht zügeln,  
Er war ein Ungar, und vergaß der Treu,  
Er war ein Mann, und hat nicht Wort gehalten. —  
Doch wird's nicht kommen so, ich weiß, ich weiß.  
Lebt alle wohl, und Gott sei über euch!

II. Akt. Die Verwickelungen, die so in Aussicht gestellt werden, bringt der zweite Akt. Man kann zur bequemeren Übersicht hier drei Stufen unterscheiden, auf denen sich die Handlung erhebt. Erstens, Bankbanus bewährt seine Treue in der ernstesten Erfüllung seiner Pflichten gegenüber Oberflächlichkeit und Spott, die ihm entgegentreten. Zweitens, gegenüber den Bitten seiner Gemahlin, die vor den zudringlichen Bewerbungen Otto zu ihm flieht, weist er sie auf ihre Pflicht hin, dem Feste der Königin fernherhin beizuwohnen, und bleibt der eigenen Pflicht treu. Drittens, sei durch stürmischeres Werben des Prinzen verstörtes Weib findet bei ihm liebevollstes Eingehen, Trost und Rat; auch hier ist er eingedenk der Pflicht den Frieden zu wahren.

Der Akt führt uns zunächst Bankbanus vor, wie er mit der Königin und den Räten seines Amtes waltet, gründlich und sachlich. Die Königin aber liebt weder Gründlichkeit noch Sachlichkeit: der „alte Tor“ langweilt sie, sie bricht die Sitzung mit Vergnügen ab, als Herzog Otto kommt, um sie zum Feste zu laden. Der Ungebuld der Königin und ihrem Spotte setzt er seine Langmut gegenüber, zugleich aber zeigt sich, wie wenig mit seiner Treue und seinem Pflichteifer hofmännischer Scharfblick und Gewandtheit verbunden sind. Sein Vorschlag, den Prinzen Otto an der Spitze von zweihundert Reitern abzusenden, um Landfahrer, „höchst verdächtig Volk“, im Baume zu halten, findet billigen Spott und höhnische Zurückweisung bei diesem und der Königin. Während nun die Königin mit Otto sich dem

Feste zuwendet, bleibt er bei der Arbeit, die Bittschriften zu erledigen, zum Spott der feiernden Hofleute, denen er wie der Pfortner des Festes erscheint: ein seltsamer Gegensatz, der treue Alte, zu dem leichten Leben, das sich nun um ihn entfaltet. Aber er urteilt mit Sachkenntnis und Klugheit, die Würde des Königs, ja auch des Prinzen wärend. Während er aber die Naseweisheit eines Edelmannes gebührend abtrumpft, versteht er nicht die Frechheit der Diener, die ihn hänseln, zu fassen.

Während er so „draußen vor der Tür“ „den Pfortner spielt“, umschwärmt da drinnen der Prinz sein Weib. Graf Simon und Peter, sein Bruder und Schwager, stürzen erhitzt herbei, ihm seine und ihre Lage klar zu machen. Er bleibt unempfindlich gegen die Lachlust des Hofes, der er Stoff darbietet, wie auch tatlos gegenüber der Lage seiner Frau; in vollstem Vertrauen zu ihrer Treue weiß er zwar, daß sie ihrer selbst wahren werde; aber in seiner Verachtung alles Scheines achtet er auch zu gering, was sie doch tief schmerzlich empfindet, daß ihr vor vielen Spötterblicken Schmach angetan wird. Auch als sie selbst nun Schutz suchend zu ihm kommt, weist er sie auf ihre Pflicht hin: des Reichsverwesers Frau gehört zum Fest. Nicht nur für sich selbst fühlt er die Pflicht, seine ganze Kraft für seinen König einzusetzen, auch das Weib des Statthalters nimmt teil an dieser Verpflichtung: alles Persönliche hat jetzt zurückzutreten. Je mehr sich so die Selbstlosigkeit der Pflichterfüllung in Bankbanus entfaltet, um so rücksichtsloser tritt auf der anderen Seite die ungezügelte und zuchtlose Selbstsucht des Prinzen auf, ja diese sucht — und damit wird der Gegensatz noch greller — beider Pflichtgefühl zu benutzen, indem der Prinz durch einen angezettelten Streit im Schloßhof Bankbanus hinweglockt und durch einen erdichteten Befehl der Königin Erny von ihm trennt.

So bleibt sie allein. In rührender Weise spricht sich aus das Zagen vor dem Prinzen, auf dem ihr Auge doch einst mit Wohlgefallen geruht hat, und das Bewußtsein der inneren Reinheit, das Vertrauen auf die innere Sicherheit und der Wunsch, auch die Sicherheit des äußeren Auftretens zu bewahren. Während dieser inneren Unruhe, die nach Sicherheit ringt, tritt die bei aller Zügellosigkeit doch mit so vielen Reizen der frischen Jugendlichkeit geschmückte Gestalt des Prinzen zu ihr. Mit der vollsten Sicherheit der Selbstzuversicht und Unverfrorenheit heißt er sie Rede stehen, beschuldigt sie der Heuchelei und inneren Glut, höhnt schamlos ihren alten Gatten und ihre Anhänglichkeit, hält ihr vor wirkliche und angebliche Zeichen des Wohlgefallens, das sie an ihm selber gehabt habe, huldigt fneid ihren Reizen, verlangt eine geheime Unterredung und fordert einige Zeilen über Ort und Zeit. Seiner höhnischen und zudringlichen Frechheit gegenüber wahrt Erny trotz aller Erregung ihre überlegene Würde; erst die

Erinnerung an jene Locke des Prinzen, die sie genommen hat, die Fassung. Ist sie doch das Zeichen, wie tief der Eindruck auf ihre Seele gewesen war, und unendlich peinvoll muß ihr sein, daß diese Zuneigung durch solche Reize des Prinzen hervor war, wie sie gerade ihrem greisen Gatten fehlen, die Reize lebendiger Jugendlichkeit. Freilich im Gebiete des sittlichen, bewußten ist sie ganz dem ehelichen Gatten treu und zu eigen, und darum keiner Schuld bewußt, aber um so qualvoller empfindet sie das Fremde in ihrem Wesen jenen Zauber einer Persönlichkeit, die verabscheut und deren Einfluß sich doch auf so natürliche Wege gründet.

Der Wunsch, dieses peinigende Gefühl zu überwinden und aus indem sie ihm die Unterredung gewährt und Auge in Auge in Überlegenheit ihres edlen Selbst bewährt und ihrer sicher wird, zur Unterredung geneigt; das Gefühl, daß dieser Schritt Gefahr bedeutung bringe, warnt sie davor. In diesem Schwanken und innerer Aufregung trifft sie der zurückkehrende Bankbanus. In rührendsten Szenen voll tiefer Keuschheit und Zartheit des Gefühls zeigt. Der oben geschilderte Seelenzustand Ernys ist die Vorbereitung dafür. Sie weicht zurück vor ihrem Gatten, als habe sie sich so unwürdig gemacht. Das leere Blatt scheint ihr ihre Schuld zu erinnern sie daran, daß der Prinz einst ihr Wohlgefallen hatte, daß er ihr soeben Kränkung und Schmach angetan hat, und den gefährlichen Schritt zu einer Unterredung hat tun wollen, da sie ihm selber durch ihr einstiges Wohlgefallen an ihm die Hand gegeben hat, die er mißbraucht, um sie zu verwunden, auch, weil ihre Frauenehre durch die Heimlichkeit gefährdet wurde bekennt sie, leidenschaftlich übertreibend ihrem Gatten; es ist ihr, er sie strafen und nun eifersüchtig hüten. Da aber Bankbanus die Unverletzlichkeit und Heiligkeit rechter Frauenehre hinstellt, so Hinweis auf dieses Ideal sie, die sich des Trostes und der Stütze fühlt, schon eine zu harte Strafe. Was Bankbanus bewegt, wird allmählich deutlich. Wohl kommt er zu ihr mit großer Fürsorglichkeit aber, da sie von ihrer Schuld spricht, scheint er kalt und gleichgültig sein. Erst bei ihrer Angabe: „Auf diesem Blatt wollt' ich den Namen schreiben“, entringt sich ein knapps „Verhüt' es Gott!“ seiner vor Als sie nun aber fortfährt: „Und kamst du nicht, ich tats“, hinweg gehn, der Königin den Ausgang des Streites zu melden. greisenhafte Gleichgültigkeit? Nein! Derselbe Mann ruft nachher, ihm ihre Unschuld versichert hat, tief bewegt aus:

Du guter Gott!

Ich möchte singen, jubeln, jauchzen, schreien,  
Daß sie mir blieb, daß ich sie nicht verlor.

Erny's Aussage hat ihn in tiefer Seele verwundet; aber er gehört zu den Naturen, bei denen das Gefühl nachgerade unter hartem Ringen gelernt hat, sich in der Seele zu verbergen, und sich, je tiefer es ist, um so karger im Worte anzudeuten vermag: hier findet es überhaupt kein Wort. Erst als Erny ihn veranlaßt, spricht er jene Worte von der Ehre einer Frau, die Erny so schmerzlich empfindet. Diese Empfindung Bankbanus' muß man heraus hören, um ganz die wundervolle Seeleninnigkeit zu verstehen, die aus seinen folgenden Worten spricht. Erny versteht sie, da er wie entschuldigend das Recht der blühenden Jugend hervorhebt und dagegen sein Alter und seinen Ernst und die unscheinbare Blume seines Rechts und seiner Liebe stellt. Da antwortet ihm der Ausruf: „Mann! Vater! Gatte!“ Er sprach wie ein treuer Mann, auf den Verlaß ist, wie ein Vater, der sein Kind auf die höheren Werte hinweist, und bewährt sich als Gatte, wenn auch nicht in der leidenschaftlichen Aufwallung, die die Jugend so gern als das Merkmal der Liebe ansieht. Als Bankbanus nun fortfährt, daran zu erinnern, wie ihre Ehe von dem Wunsche ihres sterbenden Vaters ihren Ausgang nahm, wie er mit Zögern ihr rasches Wort genommen habe, nicht um sie zu beschuldigen, eher, um sich zu entschuldigen, da fällt sie vor ihm nieder im Gefühl seiner Größe, um noch einmal Liebe und Treue zu schwören. Ihr Gatte hebt sie auf:

Was fällt dir ein? Du knien vor mir und schwören?  
Dein Wort sei Ja! und Nein! Weißt du dich schuldlos,  
Tritt hin vor mich und sag: Ich bins! Hörst du?  
Ich bins, bin schuldlos! — Und sieh mir ins Auge! —  
Nichts da! Den Blick nicht auf den Boden! Hier,  
Auf mich dein Aug! — Ja so, es schwimmt in Tränen?!  
— Mißhandeln, Kind! mißhandeln wollt ich nicht!  
Senk nur die Stirne, leg sie an dies Herz,  
Und was du weißt, das flüstre leis ihm zu.  
Es wird dich hören, wie es dir verzeiht.

Erny:

Verzeihn? O bitteres Wort!

Bankbanus:

Nu, Kind, wer weiß —  
Vielleicht dich bitten selbst, daß du verzeihst,  
Was Törichtes ich sprach. — Es ist mein alter Fehler,  
Mein alter Fehler: stets der Mund voran!

So erwächst aus Edelsinn und Ernst liebendes und tröstendes Verständnis, Demütigung und Schwur ziemt ihr nicht; so tief verwundet wohl Bankbanus ist, so bringt er ihrem Wort Vertrauen entgegen; das soll sie sprechen, das

zu verlangen scheint ihm recht. Da zeigt ihm das in Tränen schwimmende Auge, daß hier eine Seele seines Trostes bedarf. Er will verzeihen; aber auch das tut nicht not; dagegen kann Erny ihre Schuldlosigkeit aussprechen. Da fühlt er, was sie bewegt: Scham über das Geschehene, daß der Prinz einst Eindruck auf sie gemacht, und daß er ihr Schmach angetan hat. Nun erfolgt der Ausbruch des Jubels, daß er sie nicht verloren hat. Nun kann er sie an seine Brust ziehen und raten und trösten. Auch jetzt nach dieser tiefen Seelenbewegung verliert er seine Pflicht nicht aus dem Auge. Um nicht Unfriede zu stiften, soll sie den Prinzen ertragen und übersehen. Ja, er spricht das bedenkliche Wort: „Unbill, die man erträgt, war gar nicht da“, bedenklich, denn die Frau ist zu wenig stark und zu zart, um nicht Unbill, wie Erny sie vom Prinzen erfahren, als Wunde und Beeinträchtigung ihrer inneren Ehre und Würde zu empfinden.

So kann auch Erny nicht schweigend tragen, sondern wie man ein Geschwür mit scharfem Messer ausschneidet, so will sie ihr Wesen von den Einwirkungen des Prinzen reinigen, indem sie ihm und seinem erneuten Drängen die Worte zuruft:

Geht, ich veracht' euch!

Vor Wut und Ärger wie rasend wirft sich der Prinz auf den Boden hin. Gefährlich aber ist jener Rat Bankbanus' noch aus einem anderen Grunde, den er selbst ausspricht, wenn er vom Prinzen sagt:

Laßt ihn uns reizen nicht. Er ist wie Flamme.

Wie er vorher sein Weib schutzlos zum Fest zurücksandte um der Pflicht willen, so soll sie jetzt ertragen und übersehen um des Friedens willen; so finden wir sie schutzlos noch am Hofe im nächsten Akt, und die „Flamme“ ergreift und verzehrt sie.

So pflichttreu, so zartfühlend und tieffühlend sich Bankbanus gerade in diesem letzten Auftritt zeigt, so treten doch auch die Schranken seines Wesens hervor. Nicht nur daß seinem Verstande die Überlegenheit und Gewandtheit fehlt, um ihm am Hofe die richtige Stellung zu verschaffen, ja um die Frechheit der Diener zurückzuweisen, nicht nur daß er die Gefahr, die er Erny hineinschickt, nicht recht übersieht, auch das Blut des Altes ist nicht mehr der leidenschaftlichen Aufwallung fähig, um Schmach als Schmach zu fühlen, und sein Zartfönn hindert ihn nicht, dem weiblichen Feingefühl Ernys dieselbe asketische Verachtung von Schimpf zuzumuten, wie sein herber Geist sie fühlt. Der Mangel an überlegener Verstandesschärfe erklärt andererseits, wie sein ganzes Denken und Wollen auf die Erfüllung seiner Pflicht gerichtet sind: er geht dahin wie ein Mann unter einer schweren Last, der sie nur dann sicher an das Ziel bringen kann,

wenn er nicht nach rechts noch nach links sieht und jeden Muskel in den Dienst seiner Aufgabe stellt.

III. Akt. Im dritten Aufzug spricht Bankbanus nur eine Zeile; zum Schluß:

O Erny! O mein Kind, mein gutes, frommes Kind!

indem er an der Leiche Erny's kniet. Die Handlung, die zwischen Otto und Erny spielt, wird hier zu Ende geführt, fast wie eine neue Tragödie für sich: Erny muß untergehen. Aber es ist zugleich klar, in welcher Beziehung diese Handlung zur Haupthandlung des Dramas steht. Die schwerste Probe wird hier an Bankbanus' Pflichttreue gestellt, sein Weib fällt der ruchlosen Verfolgung Ottos zum Opfer. Er leert den Kelch der Versuchungen bis zur Hefe, und der vorige Akt läßt uns verstehen, wie dieser Verlust ihn im Innersten erschüttern muß. Zugleich rechtfertigt die Art dieser Charaktertragödie die Freiheit des Dichters, uns so lange seinen Helden zu entziehen. Wird uns doch nicht eine stufenweise Entwicklung des Helden gezeigt, sondern ein unausgesetztes Beharren dieses Charakters in der einmal eingeschlagenen Richtung. Dabei sind die Charaktere, die hier auftreten, so voll von eigenem Leben, daß sie selbständig die Aufmerksamkeit und Teilnahme auf sich ziehen. Der seltsame, jugendlich wilde, ungestüme und ungezügelte Charakter Ottos entfaltet sich hier voll (vgl. dazu Grillparzers eigene Erläuterungen; vfr. Einl. zur 5. Ausg. der Sämtl. Werke, herausg. von Sauer, S. 53). In diesem Charakter regiert so wenig Verstand, Besonnenheit und klarer Wille, daß er den Eindruck des Naturhaften macht. Er ist ganz von heißem Temperament und Leidenschaft beherrscht, und so wenig kennt er eine Beherrschung der sinnlichen Triebe und des leiblichen Gebietes durch den Geist, daß wie bei einem Wilden die Leidenschaft sich heftig in das leibliche Gebiet einwühlt. In der Dichtung beginnt damit, uns seinen Zustand von dieser Seite zu zeigen:

Des Herzogs Zustand läßt sich Fieber nennen.

Er liegt, und starrt, und schweigt. Die Pulse stiegen,

Die Stirne heiß, die Ekstase fort.

So urteilt der Arzt. Die Aufregung und Leidenschaft muß auf dem Siedepunkt angekommen sein. Er ist die „Flamme“ geworden, die zu verzehren droht. Da scheint es die Rettung für Erny zu sein, daß sie vom Hofe Urlaub nimmt. Die kränkenden Reden der Königin erduldet sie mit überlegener Ruhe. Zugleich aber erkennt man, daß der Prinz, der sich die Ader öffnen will und nach dem Wärter das Messer schleudert, jetzt zu allem fähig ist. So sieht man mit bangem Gefühl, daß Erny noch am Hofe und damit im Bereiche Ottos festgehalten wird.

Diese Möglichkeit der Gefahr wird sehr bald zur Wirklichkeit. Die kurzen Bemerkungen der beiden Diener, die die folgende Szene einleiten,

veranschaulichen die Eigenwilligkeit des Prinzen, der es gefährlich ist zu widersehen. Die Königin nun zieht selbst den Dolch, den der nach dem Wärtter geworfen hatte, aus der Wand, um ihn aus dem Laib des Prinzen zu bringen. Wie sie so die unfreiwillige Ursache geworden ist, Erny die Waffe in die Hand zu geben, zeigt die folgende Scene. Unsere Scene entwickelt sich in drei Theilen. Die Königin tadelt mit folgenden Worten zuerst den Zustand des Prinzen:

O Jammerbild der selbstgeschaffnen Schwäche!  
Wie schäm' ich mich, daß du von meinem Blut!

Zweitens, Otto erhebt sich, er will hinweg vom Hofe:

Was soll ich hier? Wo jedermann mich haßt,  
Wo jedes Wort rüchhalt vom stumpfen Hörer,  
Wo meine Schwester selbst das Beispiel gibt,  
Mich zu erniedern.

Er kehrt sofort den Spieß um. Die Vorwürfe der Schwester vermischen sich mit Vorwürfen: er will auch von ihr, die ihm doch so ähnlich ist, die Liebe und ihn immer am besten verstanden hat, nichts mehr wissen. Drittens, beginnt nun die Königin zu bitten und ist bereit, ihm die gewünschte Unterredung mit Erny zu verschaffen. Mit welchen Worten Otto dieser entgegengeht, hat er selbst soeben der Königin gegenüber gesprochen:

Weil sie nicht will, und weil sie's nicht verdient,  
Will ich sie lieben, will mit jedem Reiz  
Erfinderisch sie schmücken, mir zur Dual.  
Will wissen, ich, warum sie mich verschmäh't?  
Den Zauber kennen, den der erste Tor  
Ausübt, ihr Gatte, über sie; die Kräuter,  
Die Sprüche, die ihm ihre Liebe bannen.  
Dann komme, was da mag! Wer fragt nach ihr?

Seine Verständnislosigkeit gegenüber treuer, ehelicher Liebe und seinem williger Troß in dem Gefühl der Schmach überwiegen die Leiden und so besteht seine Vorbereitung auf das Gespräch darin, daß er seinen Befehl an den Diener die Gewappneten beordert, die in bestimmter Weise zur rechten Zeit eingreifen und wenigstens äußerlich sein Bewunder der Überlegenheit herstellen sollen. Erny tritt ein, ahnungslos, und hier finden sich, ahnungslos auch wohl, welche Leidenschaft des Habsüchtigen und der Begehrlichkeit im Prinzen wühlt; des Hasses vor allem, vor ihrer liebreizenden Gestalt gewinnt die Begehrlichkeit die Oberhand. Er könnte die Schmach verzeihen, wenn sie jetzt seinen Werbungen gäbe. So preist er denn „der süßen Nähe Reiz“, „die ganze, lieblich glänzende Gestalt“, so spottet er des unschönen, alten Gemahls, das



gehört zu Jugend, Erny zu ihm. Und als das fruchtlos bleibt, als Erny ihm mit ruhiger Überlegenheit antwortet, da versucht er, ihrer edlen Seele Eindruck zu machen, indem er an ihr Mitleid, an ihr sittliches Empfinden sich wendet. Retten soll sie ihn, emporziehen zu ihrer tugendhaften Höhe. Als er aber bittet, ihm die Hand zu reichen, da schimmert die lauernde Lüfterheit ihm so deutlich aus dem Auge, daß Erny ihn mit Abscheu und Verachtung abweist. Nun braust sein ganzer leidenschaftlicher Haß auf. Ihre Tugend schmähend, will er sie auf den Knien abbitten sehen. Erst Werben um Liebe, dann Bitten um Rettung, dann Verlangen nach Demütigung und darauf zum Schluß die Drohung, sie zu rauben und in dunkler, einsamer Zelle verwahrt zu halten: da soll sie schmachten, ja vergeblich um Liebe flehen. Der Drohung soll die Tat folgen. Die Gewappneten treten ein. Da greift Erny zum Dolch und stößt ihn sich ins Herz. Die Hilfe kommt zu spät. An ihrer Leiche kniet Bankbanus. Die sofortige Rache der wütenden Verwandten hindert die Königin, indem sie die Tat auf sich nimmt und als Strafe für ein Vergehen Ernys an ihr hinstellt.

Der Höhepunkt der Handlung ist erreicht: Furchtbareres können die Gegner Bankbanus nicht antun. Wird jetzt noch die Pflicht der Treue sein einziger Leitstern bleiben?

IV. Akt. Im Fortgang der Handlung kommt es mehr noch als bisher darauf an, sich vom Dichter führen zu lassen. Wir dürfen nicht dem Gedanken nachhängen: Wie würden wir jetzt an Bankbanus' Stelle gehandelt haben, oder wie möchten wir ihn handeln sehen? Wohl am liebsten so, daß er mit klarem Blick die Sachlage überschaute, in leidenschaftlichen Schmerz ausbräche und mit rücksichtsloser Tatkraft trotz allem Widerstreben der Königin den elenden Schuldigen zur Rechenschaft zöge. So hätte der Dichter wohl theatralische Wirkungen erreicht, aber den Charakter seines Helden hätte er zerstört. Der Dichter aber hält mit einer Treue, die man nicht minder als die des Bankbanus heroisch nennen könnte, an dem Charakter seines Helden fest und läßt ihn seiner Natur folgen. Man muß sich erinnern, daß Bankbanus „bei allen seinen Charaktervorzügen zugleich als ein ziemlich bornierter alter Mann“ gedacht ist.

Alle die Wünsche, die der Leser jetzt an das Handeln Bankbanus' richten möchte, läßt Grillparzer unerfüllt. Weder ein leidenschaftlicher Ausbruch des Schmerzes, noch sichere Erfassung der Sachlage, noch feste Willensentschlossenheit gegenüber dem Schuldigen. Ein leidenschaftlicher Ausbruch des Schmerzes entspricht nicht diesem Wesen, dessen natürliches Feuer durch das Alter und beständige Selbstzucht gedämpft ist, das sich durch keine noch so starke Empfindung mehr überwältigen läßt. Daß dabei

die Tiefe der Empfindung bestehen kann; hat uns schon der zweite Akt gezeigt. Wir finden es hier bestätigt: Bankbanus ist nichts weniger als gefühllos. Auf zwei Diener gestützt, bleichen Angesichtes kommt er heran, mit erstickter Stimme spricht er, und da er zum Schwerte greifen will, bricht er zusammen und fällt zur Erde. Es entspricht ganz dieser Natur, die das Gefühl von der Zunge verbannt hat, in solchen Zügen die innere Erschütterung kund zu tun.

Aber auch der klare Blick für die Sachlage fehlt ihm. Ob sich seine Annahme, daß Erny möglicherweise sich eines Fehltrittes aus Übereilung schuldig gemacht habe, noch rechtfertigen läßt, bleibe dahingestellt. Aber wie er den Prinzen vor Gericht ziehen will, wenn er ihm nicht die Möglichkeit der Flucht abschneidet, darüber scheint er sich nicht klar zu sein. Der Grund dafür ist freilich wohl das Gefühl, daß die Königin nimmermehr ihre Hilfe zur Verhaftung Ottos leihen würde. Und ohne sie, der doch der oberste Befehl zusteht, könnte er auf friedlichem Wege nicht zum Ziele gelangen.

Auführer ich mit euch? Ich bin der Mann des Friedens,  
Der Hüter ich der Ruh. Mich hat mein König  
Geordnet, seinen Frieden hier zu wahren.

Jene wohl verständlichen Bedenken, die man gegenüber Bankbanus' Verhalten geltend machen kann, hat der Dichter so wenig vertuscht, daß er sie vielmehr in der schärfsten Form von Simon aussprechen läßt. Um so weniger aber treffen sie ihn selbst und die Folgerichtigkeit seiner Charakteristik. Der einzige Gedanke der Treue und der Pflicht wird immer fester von dem gemarterten Manne umklammert. Wenn die Freunde seines Weibes Gewalt brauchen, so werden sie seine Feinde, so muß er gegen sie auftreten und ihre Pläne vereiteln. Als er sich aus tiefer Erschlaffung vom Boden aufrichtet, da ist es ihm sofort klar, was er zu tun hat. Blitzschnell hat hier sein Verstand gearbeitet; er sieht die Gefahr der Königin, die einzige Möglichkeit, über den Graben des Schlosses zu entkommen, trifft seine Anordnungen und geht mit hoher Entschlossenheit ans Werk. So vereinigen sich in dem scheinbar so schwachen Alten Verstand und Tatkraft, wenn es gilt, das ihm anvertraute Kleinod, den Frieden, zu wahren.

Die folgende Szene ist überaus lebendig. Im Mittelpunkt steht Otto, Schuldgefühl und Todesangst machen ihn kindisch. Als „vorübergehenden Blödsinn“ will etwa Grillparzer diesen Zustand aufgefaßt wissen (vgl. Einl. zur 5. Ausg. S. 53). Die Todesfurcht aber ist das Beherrschende. Für seine Natur voll ungebändigten Lebensdurstes ist der Tod das Fürchterlichste. Vor diesem Gedanken sinkt alles zusammen, was an Ehrgefühl

und Stolz in ihm lebte. In dieser Todesangst kennt seine Selbstsucht nur sein eigenes Wohl, die Schwester kümmert ihn nicht; nur ist seine Seele und sein Verstand zugleich so zerrüttet, daß er die Mittel zur Rettung nicht erkennt, oder daß er, wenn sie ihm, durch seine Angst erhellet, blickartig auftauchen, nicht die Fassung hat, sie zu benutzen. Mit rührender Liebe hält die Königin zu dem Elenden. Herein in diese Szene tritt Graf Peter, der Bote der rachedurstigen Ungarn. Sein ruhiges Auftreten bekundet ebenso die Entschlossenheit der Belagernden, wie es die Festigkeit der Königin an den Tag bringt, unabänderlich zu ihrem Bruder zu halten, und wie es endlich dessen Verzweiflung und Angst steigert. Schon hört man, wie die Stürmenden mit Erfolg vordringen, da tritt als Retter Bankbanus ein. Um die Königin zu retten, muß er zugleich der Retter des Prinzen werden:

Ich will nicht sehn, wer Euren Schritten folgt.

Wenn er hier nur duldbend und zulassend die Rettung des Prinzen gesehen ließe, so führt ihn die folgende Szene weiter: die Königin will nur gerettet sein, wenn ihr Bruder zuerst in Sicherheit gebracht ist. So übernimmt Bankbanus auch dieses Werk der Selbstüberwindung. Die zurückbleibende Königin erleidet — allerdings infolge eines Irrtums — durch Peters Doldch den Tod. Das Verhalten gegen das Gefolge Ottos zeigt den Zorn der Rachedurstigen und das Schicksal, das Otto von ihren Händen zu erwarten gehabt hätte. Der Akt schließt mit diesem Gegensatz: auf der einen Seite die Verwandten Bankbanus', kämpfend für ihre Rache auf der anderen Bankbanus, mit aller Hingebung der Treue den Königsknaben rettend.

V. Akt. Eine doppelte Aufgabe wartet noch auf den treuen Mann: erstens das Königskind zu retten, zweitens den Aufruhr zu bändigen. Mit der ersten Aufgabe beschäftigt zeigt ihn der Anfang des fünften Aufzuges. Otto, der in seiner seelischen Zerrüttung und Stumpfheit sich wie eine Klette an Bankbanus hängt, ist der Mann,

Der ihn (den Königsknaben) nächst Gott am treuesten beschützt,  
Dem er das letzte Band an dieses Leben,  
Schutz vor Verzweiflung ist und Selbstverwerfung.

Zurückgestoßen hat ihn Bankbanus, er drängt sich immer wieder zu ihm, mit dem Stock droht jener ihm, Otto schmiegt sich an das Kind, wie der Verbrecher sich zum Heiligtum flüchtet. Da erkennt Bankbanus in ihm das Werkzeug der Rettung des Knaben. Wie im Unterricht in der Treue mütet die Weisungen an, die er ihm gibt, um den Knaben zu retten. Er selber geht an die zweite Aufgabe: die Pflicht ruft ihn nach der Stadt, um den Frieden herzustellen, und er ist sich bewußt, daß er es mit Ge-

fahr seines Lebens tut. Die ganze Willenskraft des alten Mannes, die sich auf diesem Gebiet der Treue gegen die übernommene Aufgabe zusammenfaßt, zeigt sich nun wieder Schritt für Schritt. Dem ihm feindlich entgegretretenden Soldaten entringt er die Losung und bahnt sich damit den Zugang zur Stadt.

Im Gegensatz zu dieser Tatkraft des Alten sehen wir nun die Gegner: den einen mutlos, unsicher und schuldbewußt, den anderen trotzig. Es ist wie eine Rechtfertigung Bankbanus', der auf dem schweren Wege der Pflicht geht und doch nicht zusammenbricht, sondern stark beißt, während Graf Peter im Bewußtsein des Unrechts, der Empörung und der Blutschuld erliegt. Simon dagegen vertraut noch auf den Kitt gemeinsamer Schuld, der die Genossen zusammenhalten soll, und im Troß versteift er sich auf seine Sache, deren Erfolg das Nahen des Königs schon so unsicher macht. So tritt er dem Boten des Königs gegenüber. Doch schon kommt die Kunde, daß Bankbanus' sichere Entschlossenheit das Volk in der Stadt wankend macht. Nachdem die Auführer abgezogen sind, naht König Andreas. Vor seine Seele tritt das Bild bisherigen Friedens. Als rechter König befehlt er Schonung der Seinigen, da kommt die Meldung, daß die Empörer auf ihrem Troß beharren. Nun wird der Sturm befohlen: die Erstürmung der Stadt, Verwüstung und Blutbad stehen vor der Tür: noch einmal erscheint das Friedenswerk des „treuen Dieners“, der unterdessen in der Stadt die Empörung niederzwingt und Schlimmeres verhütet, im hellsten Lichte. Um so größer aber erscheint sein ganzes bisheriges Wirken und um so schwerer seine Arbeit, da der König selbst sich Schuld zusprechen muß:

Wie gräbt Erinnerung mit blut'gen Zügen  
Und zeigt, was ich verfeh'n, wie ich geseh't.  
Unsittlichkeit! Du allgefräß'ger Krebs,  
Du Wurm an alles Wohlseins tiefsten Wurzeln,  
Du Raupe an des Staates Lebensmark!  
Warum ließ ich beim Scheiden dich zurück?  
Warum zertrat ich nicht, verwies dich nicht?  
Wie schlecht verwahrtes Feuer gingst du auf  
Und fraßest all mein Haus, mein Heil, mein Glück!

Es sind Ritter vom Gefolge Ottos, bei deren Anblick er so spricht.

Durch alle Schwierigkeiten, alle Not, alles Herzeleid hat Bankbanus Treue gehalten und getan, was er konnte. So hat er auch jetzt das Volk zur Treue zurückgeführt und bringt die Empörer, die eigenen Verwandten, in Ketten. Wohl brechen ihm die Tränen aus den Augen, aber vor den Fragen des Königs richtet er sich auf: er hat die Pflicht erfüllt. Auch die Rettung des Königssohnes ist gelungen. Doch noch ehe die Gewißheit davon kommt, bestimmt er den König zur Milde und Verzeihung. Kaum

hat dieser sich überwunden, da belohnt ihn Freudengeschrei, und Otto stürzt mit dem Knaben herbei: „Bankban, sie rauben mir dein Kind!“ In diesen kindischen Worten liegt tiefe Wahrheit: Bankbanus hat väterliche Hingebung und Treue an diesem Kinde bewährt! Die Aufgabe seines Amtes ist erfüllt; aber seine Seele ist größer als die Forderung der Pflicht. Das Herzeleid und die Seelengüte haben die feindlichen Gedanken in ihm zerschmolzen: er bittet um Gnade für Otto. Fast will ihn eine greisenhafte Weichlichkeit überkommen:

Du guter Mörder, gib mir deine Hand!

aber das Bild der in den Tod Gehehten tritt dazwischen:

Und doch — war sie es nicht, die meiner Erny —  
Fort, Mörder, fort! und laß mich dich nicht schaun!

In kurzem Verhör muß Otto vor dem König und Ernys Verwandten seine Schuld und ihre Unschuld bezeugen. Das Bedürfnis des Lesers fordert es, daß der bisher für die handelnden Personen dunkle Sachverhalt ihres Todes auch innerhalb der Tragödie aufgeklärt werde.

Die Ehren, die der König nun seinem „treuen Diener“ zu erweisen gedenkt, werden abgelehnt, nicht äußerer Glanz und Ruhm lockt ihn. Jetzt endlich, da er die schwere Last des Amtes ablegt, darf er seinem toten Weibe leben und in treuem Gedächtnis sie ehren. Nur einen Wunsch äußert er noch:

. . . erlaub, daß jenes edle Kind,  
Für dessen Heil ich auch mein Scherflein bot,  
Daß ich sein Händlein drück' an meinen Mund,  
Mich überzeugend, daß es lebt und atmet.

Wer jetzt erwartet hat, daß Bankbanus nach erfüllter Pflicht sich vom Könige und dem Prinzen bitter abwende, wer in dieser letzten Bitte etwas Schwachvolles erblickt, der versteht sein ganzes Innenleben nicht. Die Güter, für die er mit aller möglichen Tatkraft gekämpft hat, sind ihm ja doch nicht nur Scheingüter, zu deren Verteidigung ihn eine äußerliche Pflicht zwingt; sie sind vielmehr von wahren, hohem Werte für sein Bewußtsein; seine Bitte ist wie eine letzte Versicherung, daß sein Herz nicht vergeblich geblutet hat, daß seine dornenvolle Laufbahn zum Ziele geführt hat, daß sein Ringen und Aushalten einen Sinn gehabt hat.

Über das Königskind aber spricht er seinen Segen und seine Ermahnung:

Sei mild, du Fürstenkind, und sei gerecht!  
Auf dem Gerechten ruht des Herren Segen.  
Bezähm dich selbst, nur wer sich selbst bezähmt,  
Mag des Gesetzes scharfe Zügel lenken.  
Laß dir den Menschen Mensch sein, und den Diener  
Acht als ein Spargut für die Zeit der Not.

Gedenk als Mann der Zeit, da du ein Kind  
 Und hilflos lagst in eines Mörders Armen.  
 Wie da der Aufruhr an die Pforten pochte  
 Und jeder Rat und jede Hilfe fern:  
 Da tat ein alter Mann, was er vermochte.  
 Ich! Ein treuer Diener seines Herrn!

Wir hören aus diesen Worten heraus ein Gesetz der sittlichen Weltordnung das wie von jeder Guttat so auch von Bankbanus' heroischer Pflichttreue gilt: sie haben nicht nur augenblickliche Bedeutung um der einzelnen Wirkung willen; wertvoller ist die sittliche Kraft, die sich daran entzündet und fortwirkt zu unabsehbaren Wirkungen.

(Schluß folgt.)

### Eiserne Tür anhängen.

Von Studiendirektor Hofrat Prof. Dr. E. Goetze in Dresden.

Wer überhören und sehen kan,  
 Derselbe henkt eisre thüre an

sagt Hans Sachs so häufig in seinen moralisierenden Schlußreden, daß wir schon deshalb die Redensart als sprichwörtlich ansehen müßten. Aber es heißt bei ihm selbst auch: „Also hört man ein altes sprichwort sagen“ (Fabeln und Schwänke, hg. von E. Goetze und C. Drescher. Band 6, Nr. 833, 29) und ebenso am Schlusse seines Heinz Unruh (ebendort Band 2, Nr. 316, 128). Und so hat sie auch Charles Schweizer in seinem Aufsatze: Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten bei Hans Sachs in der Nürnberger Festschrift von 1894, S. 353 bis 381, aufgenommen.

Allerdings steht die Redensart nicht in dem Sprichwörter-Lexikon von Wander, höchstwahrscheinlich deshalb nicht, weil dieser für sein Wörterbuch Hans Sachs nicht besonders durchforscht hat. Freilich findet sie sich bei Georg Henisch, dem medicinae doctor und gelehrten Augsburgerischen Mathematikus, in seiner Deutschen Sprach und Weißheit. Augsburg 1616. S. 866, 13: Wer wol überhören kan, Der henget eisen thür an. Henisch hat den H. Sachs recht gut gekannt und oft zitiert; und ihn hat Wander doch fleißig benutzt.

Was bedeutet nun die Redensart? Nach dem Zusammenhange nichts anderes, als daß, wer sich nicht durch jedes harmlose Wort gleich beleidigt fühlt, vielem Unheile aus dem Wege geht. Spöttisch, wie Jacob Grimm im Wörterbuche, Band 1, Sp. 374 sagt, ist sie an und für sich nicht zu verstehen, was ja nicht ausschließt, daß sie so verwendet werden kann. Wie aber reimen sich eine eiserne Tür anhängen und Unannehmlichkeiten entgehen zusammen? Da möchte ich zuerst fragen, wo die eiserne Tür zu suchen ist? Was meint die eiserne Tür? fragt wenig später derselbe Jacob

Grimm im dritten Bande, Sp. 375, wo er sie in einer Stelle aus Hans Sachs nicht zu erklären vermag. Auch der belehene Leger, dem gerade nach dem Worte Todestag der Tod die Feder aus der fleißigen Hand nahm, kann im Wörterbuche unter dem Worte Thür keine Auskunft über die eiserne Türe geben, er spricht überhaupt gar nicht von der Redensart. Die alttestamentlichen Stellen, die mein Freund Schweizer zur Vergleichung heranzieht, fördern die Erklärung nicht. Denn wenn der Psalmist sagt (107, 15): „Die sollen dem Herrn danken um seine Güte und seine Wunder, die er an den Menschenkindern tut, daß er zerbricht eiserne Türen und zerschlägt eiserne Riegel“ oder wenn Jesaias den Herrn sprechen läßt (45, 2): „Ich will die ehernen Türen zerschlagen und die eisernen Riegel zerbrechen“, so wird daraus die Macht des Gewaltigen zu erkennen sein, der, wie er es bei Petrus getan hat, selbst die eisernen Türen des Gefängnisses zerbricht.

Jacob Grimm fragt ganz richtig nach der Bedeutung der eisernen Türe. Wir müssen darauf achten, daß nicht der Plural, sondern der Singular dassteht. Ob diese eiserne Tür wohl im Hause zu suchen ist? Und wo? Ist es die eiserne Tür am Ofen, damit daraus kein Schaden geschieht? Doch wahrscheinlich nicht, weil diese ja geschlossen, nicht erst angehängt wird!

In dem alten Worte

Kunst ist in glück eine zier,  
Im unglück ein eiserne thür

bedeutet diese Tür, wenn ich nicht irre, einen Schutz, der vor dem Untergange bewahrt. Man kann dabei an die eiserne Tür denken, die durch eine Brandmauer oder Feuermauer gebrochen ist, um den Zugang zu dem Nachbargrundstücke zu ermöglichen, weil man die Stockwerke der beiden Häuser vereinigen wollte. Solch eine eiserne Tür muß beim Ausbruch eines Feuers sofort verschlossen werden. So schützt die eiserne Tür das andere Haus vor weiterem Unfall. Aber sie wird eben geschlossen, nicht angehängt, wie es in der an die Spitze gestellten Redensart heißt. Also auch die zu Hilfe gerufene bringt uns dem Verständnisse jener nicht näher.

Vielleicht leitet uns Hans Sachs selbst auf einen Weg zur Erklärung. In seinem vierten Fastnachtspiele läßt er nämlich den Gesellen der Magd sein Herz entdecken. Doch diese setzt allen seinen Schwüren und Beteuerungen Mißtrauen entgegen, sie höhnt ihn aus, verspottet ihn, und als er ihr versichert, daß sein wundes Herz nur durch ihre holdseligen Blicke heil würde, sagt sie ihm, dazu habe sie jetzt gar keine Zeit, er möge morgen früh wiederkommen.

Jetzt aber hab ich nicht der weyl,  
Wart vnd setzt euch ein weile nieder,  
Oder kompt morgen fröh herwider!

Und sogleich fügt sie hinzu (B. 55):

So müßt ir mir ein thür anhängen.

Aus der Antwort des Gesellen: „Ach, wie mögt ihr mein Herz bekrenken geht hervor, daß er mit dem Bescheide sehr wenig zufrieden ist. Es wi ihm ein schwieriges Werk zugemutet, das ihm gar nicht leicht fallen m Eine einfache Thür an= oder einzuhängen, bereitet dem Unerfahrenen sch Schwierigkeiten genug: er wippt die Thür auf einem Fuße und paßt ob und unten und ob zu derselben Zeit der eine Teil des Bandes auf die Holz auftrifft und — nachdem er sich lange vergeblich bemüht hat, überläßt es doch zuletzt dem Praktikus, die Thüre an= oder einzuhängen; er ist ni imstande dies zu tun. Aber nun erst eine eiserne Thür; die ist sicherl noch schwerer zu bewältigen.

Während die Redensart in dem Fastnachtspiele dem Peter Probst kannt war, wenigstens hat er sie in seinem achten Spiele wörtlich benu „Kumb morgen, hend mir ain thur an“, scheint die von der eisernen T dem Verfasser der Zimmerischen Chronik, der das vierte Buch geschrie hat, nicht geläufig gewesen zu sein, sonst hätte er sie gewiß 219, 30 erwäl wo er den ersten Teil der Redensart bringt: „Wer wol kan übersehen, d mag wol guts beschehen“, ebensowenig dem Agricola, der Nr. 121 gar so „übersehen ist das best auf dem spiel“. Und wenn die Sprüche Salomo (19, 11) den Geduldigen einen klugen Menschen nennen und dazu set „und ist ihm eine Ehre, daß er Untugend überhören kann“, so erken wir aus alledem wenigstens so viel, daß es eine sehr schwierige Sache übersehen und überhören zu können, gerade so schwierig wie eine eise Thür anzuhängen. Wer es aber zustande bringt, der hat dadurch t gewonnen und entgeht vielem Ungemach.

Die Stelle, wo Hans Sachs am ausführlichsten die Redensart umzi ist der Schluß eines Meistergesanges, nr. 3688, der freilich nur handschr lich vorliegt. Dort heißt es:

Wer also fort  
Geren rumort  
Vnd wil verfechten alle wort,  
Auch vor gericht  
Zandet vnd sicht,  
Von idem zaun ein hader pricht,  
Der mus zuletzt auch vntergon.  
Wer aber vbersehen kon,  
Der hendet eysre thüre on,  
Darff nit austen so vil gefen.

Hier wird also der bildliche Ausdruck noch als solcher empfunden, der einer Erklärung herausfordert, und diese wird in der letzten Zeile erte



## Lessing und das bürgerliche Trauerspiel.

Von Dr. John Block in Wilmersdorf-Berlin.

(Schluß.)

Diese französische Alexandrinertragödie, deren Handlung allerdings dem Gebiet des bürgerlichen Trauerspiels angehört, und deren Personen mit den üblichen Lobpreisungen der Tugend sich gegenseitig an Großmut zu übertreffen suchen, gab Lessing den Gedanken zu einer deutschen bürgerlichen Tragödie.

Die Einheit des Ortes wollte Lessing fallen lassen, denn sein Drama sollte in einem Wirtshause und nachher im Hafen spielen, und aus den Aufzeichnungen scheint hervorzugehen, daß er sich der Prosa bedienen wollte. Dem Lisimon des französischen Stückes entspricht hier der alte Le Fevre, dessen Namen einen Anklang an das historische Urbild, Fabre, verrät; er kommt aus Paris, um seinen Sohn, der sich wohl in England als Galeerensträfling befindet, aufzusuchen. Dieser junge Le Fevre wäre also eine Nachbildung des André, obwohl wir nichts weiter über die Ursache seiner Strafe erfahren. Cécile ist wohl zur Tochter des Georg Cooper geworden, und der Kapitän entspricht vielleicht dem Grafen d'Anplace. Die Tochter Coopers scheint sich für den jungen Le Fevre zu interessieren, da sie ihren Vater bittet, ihm etwas mehr als den verdienten Lohn zu geben. Der Sohn will auch hier seine Ersparnisse dem Vater senden, und auch hier erscheint der letztere plötzlich und erkundigt sich bei den Galeerenflaven nach seinem Sohn, bis er diesen selbst erkennt. Kurz nach dieser Erkennungs-  
szene schließt Lessings Bruchstück, das uns in seinen fragmentarischen Andeutungen freilich kein Meisterwerk zu verheißen scheint und von dem wir wohl nicht zu bedauern brauchen, daß der Dichter auf seine Ausführung verzichtet hat.

Erst nach mehreren Jahren, im stillen Wolfenbüttel, sollte einer der zahlreichen dramatischen Stoffe, welche Lessings Geist beschäftigten, zur vollen Ausgestaltung reifen; derjenige, dessen verschiedene Entwicklungsphasen wir bereits oben verfolgten, nämlich die „Emilia Galotti“, welche 1772 erschien.

Nachdem Lessing seine theoretischen Ansichten über das Drama in der „Hamburgischen Dramaturgie“ ausführlich dargelegt hatte, konnte er mit seinem gereiften Verständnis für das Wesen dieser Dichtungsgattung jetzt ein Meisterwerk schaffen, welches die „Miß Sara Sampson“ tief in den Schatten stellte. Allerdings hat er die Tradition des bürgerlichen Trauerspiels auch hier nicht gänzlich aufgegeben. Ein Vergleich der „Emilia“

mit der „Sara“ zeigt in beiden Tragödien den Gebrauch der Prosa sowie die Beobachtung der Einheiten der Zeit und der Handlung. Wie in den französischen Tragödien und in der „Sara“ tritt auch hier der Akttschluß bei leerer Bühne ein und die Einheit der Handlung wird äußerlich dadurch beobachtet, daß die im Beginn eines neuen Aktes auftretenden Personen meistens ihr Auftreten durch Erzählung des inzwischen Geschehenen begründen —, zwei Vorschriften der klassischen Tragödie, die ihren berechtigten Grund allein in dem Fehlen des Vorhanges in den Zwischenakten der französischen Bühne hatten.<sup>1)</sup> Die Einheit des Ortes wird strenger durchgeführt als in der „Miß Sara Sampson“, insofern als die Bühne jetzt während des Aktes unverändert bleibt. Auch in Sprache und Stil ist der Dichter in vieler Beziehung weiter fortgeschritten. Düssel hat in seiner Untersuchung über den Monolog<sup>2)</sup> auf den Gebrauch desselben in Lessings Dramen wie auch auf den Gebrauch des Aparte hingewiesen. Schon vor langer Zeit hatte der junge Lessing in seiner Kritik über die Gefangenen des Plautus im Jahre 1750 die Aparte anstößig gefunden und gemeint, sie müßten es auch allen Leuten von Geschmack sein;<sup>3)</sup> trotzdem vermied er sie in seiner „Miß Sara Sampson“ durchaus nicht (I, 6; II, 3; III, 3, 4, 5 mehrmals, IV, 7 öfter). Im 62. Stück der „Hamburgischen Dramaturgie“, bei der Besprechung der spanischen Effertragödie, tadelt er scharf die vielen Aparte in diesem Stücke, die dort freilich, unnatürlich gehäuft, eine ganze Unterhaltung bilden,<sup>4)</sup> und in der „Emilia Galotti“ finden wir sie nur ganz vereinzelt. (IV, 3, 5, 6; V, 5.)

Ein anderer dichterischer Fortschritt Lessings liegt in der Bedeutung der Monologe. Während dieselben in seinen Jugenddramen noch häufig bloße Notbehelfe, bloße Verbindungs-Einschiebsele waren, erhalten sie in dem berühmten 1. Akt der „Emilia“ mit seiner großartigen Exposition eine besondere Bedeutung, denn sie werden hier ein Mittel für die Charakteristik der Personen und ersetzen so die Rollen der früheren Vertrauten. Nach Diderots Vorbild verbot Lessing in der „Dramaturgie“ die Überraschung im Drama; der Zuschauer soll möglichst früh in den Charakter und das Schicksal der handelnden Personen eingeweiht werden, weil er nur so der Handlung ein größeres Interesse entgegenbringen könne. (Stück 48.) Ein vorzügliches Mittel besitzt nun der Dichter zu diesem Zweck im Monolog. „Warum haben gewisse Monologen“, sagt Lessing dort, „eine so große Wirkung? Darum weil sie mir die geheimen Anschläge einer Person ver-

1) R. Heinemann, „Vorhang und Drama“. Grenzboten 1890 I 459.

2) Düssel, Der dramatische Monolog in der Poetik des 17. und 18. Jahrhunderts und in den Dramen Lessings. Hamburg und Leipzig 1897.

3) L.-M. III p. 136. 4) L.-M. VII p. 263.

trauen, und diese Vertraulichkeit mich den Augenblick mit Furcht oder Hoffnungen erfüllet.“ Fassen wir die vier ersten Monologe der „Emilia“ (Szene 1, 3, 5, 7) zusammen, so geben sie allein uns schon eine genügende Exposition vom Charakter des Prinzen, und wir hören von seiner Liebe zur Emilia Galotti, von dem wohlthätigen Einfluß dieser Liebe auf seine Stimmung, von seinem Vertrauen zu Marinelli und von seinem Entschluß, Emilia in der Messe aufzusuchen. Mit Recht sagte Schröder: „Ich kenne keine Einleitung, die in allen einzelnen Zügen und Worten vollendet, abgewogen und erschöpfend ist, gleich in Handlung übertritt, alles vorbereitet, alles anmeldet und nichts verrät.“<sup>1)</sup>

Welcher Fortschritt auch in der Sprache der „Emilia Galotti“! Statt der langatmigen, sentimentalcn Tiraden der „Miß Sara Sampson“ befließigt sich der Dichter hier einer scharf pointierten, epigrammatischen, manchmal sogar aphoristischen Sprache, die das andere Extrem einer zu großen Knappheit nicht immer vermeidet und sich in allzu gekünstelten Wortspielen gefällt; so wenn Conti sagt: „Gleichwohl hat mich dieses noch sehr unzufrieden mit mir gelassen. — Und doch bin ich wiederum sehr zufrieden mit meiner Unzufriedenheit mit mir selbst . . . Aber, wie ich sage, daß ich es weiß, was verloren gegangen, und warum es verloren gehen müssen: darauf bin ich eben so stolz und stolzer, als ich auf alles das bin, was ich nicht verloren gehen lassen“ (I, 4). Oder Appiani: „Ob ich es noch weiß? Ich sehe Sie in Gedanken nie anders als so, und sehe Sie so, auch wenn ich Sie nicht so sehe“ (II, 7). Und Marinelli: „Was für ein Unglück, oder vielmehr was für ein Glück — was für ein glückliches Unglück verschafft uns die Ehre?“ (III, 4). Orsina sagt: „Gleichgültig ist die Seele nur gegen das, woran sie nicht denkt; nur gegen ein Ding, das für sie kein Ding ist. Und nur gleichgültig für ein Ding, das kein Ding ist — das ist so viel, als gar nicht gleichgültig“ (IV, 3).

Aber trotzdem gilt vom Stil der „Emilia“ das Wort Lessings aus der „Hamburgischen Dramaturgie“: „Bei einer gesuchten, kostbaren, schwülstigen Sprache kann niemals Empfindung sein. Sie zeugt von keiner Empfindung und kann keine hervorbringen“ (59), obgleich freilich der wahre Stil der Tragödie, die eigentliche Sprache der Leidenschaft erst von Schiller gefunden wurde.

Doch prüfen wir das Drama weiter an der Hand der „Hamburgischen Dramaturgie“, um zu sehen, ob der Dichter Lessing das erfüllt hat, was der Dramaturg gefordert. Die einzelnen Vorfälle der dramaturgischen Handlung sollen in ursächlichem Zusammenhang miteinander stehen, denn

1) F. L. W. Meyer, „Friedrich Ludwig Schröder. Beiträge zur Kunde des Menschen und Künstlers.“ Hamburg 1823. I p. 234.

das Genie liebt nur Ketten von Ursachen und Wirkungen. Die Handlung in der „Emilia“ ist durchsichtig und klar, eines folgt Schlag auf Schlag mit Notwendigkeit aus dem anderen, obwohl hier und da kleine Unwahrscheinlichkeiten nicht vermieden sind, die ihren Grund in der lästigen Forderung der Zeiteinheit haben, von welcher Lessing sich noch nicht frei zu machen gewußt hat. Die dichterische Phantasie wird von dem kritischen Verstand oft gedrückt, daher schrieb auch Goethe an Herder (Juli 1772): „Emilia Galotti ist nur gedacht, und nicht einmal Zufall und Kaprixe spinnt irgend darin. Mit halbweg Menschenverstand kann man das Warum jeder Szene, von jedem Worte, möchte ich sagen, auffinden. Darum ist dem Stück nicht gut, so ein Meisterstück es sonst ist.“

Die Charaktere sollen ohne den kleinsten Fehler, rein gedacht richtig gezeichnet sein, hatte Lessing in der „Dramaturgie“ gefordert. sollen innerlich wahr sein. Auch hierin Welch ein Fortschritt! In „Sara“ traten statt wirklicher Menschen nur Schemen auf, mit Ausnahme des besser gezeichneten Mellefont und der genial konzipierten Marwood. In der „Emilia“ ist jede Person mit scharfen Umrissen gezeichnet, da kein Zuviel noch Zuwenig, und die Leidenschaften entspringen mit Notwendigkeit aus den gegebenen Charakteren.

Der Held der Tragödie soll weder ein ganz tugendhafter Mensch noch ein völliger Bösewicht sein, da der erstere gräßlich wirken würde und der zweite kein tragisches Mitleid erwecken könnte. Sara, ein Ausbund der Tugend, war eigentlich ohne Schuld zugrunde gegangen, und der Fehltritt den sie getan, indem sie mit ihrem Verführer das Vaterhaus verließ, steht nicht im Verhältnis zu ihrer Buße. Betrachten wir dagegen die „Emilia Galotti“. Die Hauptperson ist hier nach meiner Ansicht, trotzdem mancher Seite Bedenken dagegen ausgesprochen worden sind,<sup>1)</sup> Emilia, neben ihr der Prinz. Prinz Conti ist sinnlich, sittlich hohl in seinem Innern ein Wüstling; aber doch daneben ein glänzender, geistreicher, kunstsinntiger und gebildeter Fürst, dessen Natur nur zu „elastisch“ ist.<sup>2)</sup> Und Emilia. Hier kommen wir zu dem schwachen Punkte des Stückes, über welchen Meinungen noch immer auseinandergehen, denn in Emilias Charakter liegt der tragische Ausgang des Trauerspiels. Emilia ist schön, reizend in ihrer Mädchenschaft, ihre höchsten Tugenden sind Frömmigkeit und Gehorsam; sie ist die Furchtsamste und doch auch wieder die Entschlossenste in

1) H. M. Meyer, („Lessings Theater“, in der Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte ed. Seuffert III 1890 p. 298 ff.) und Richard Maria Werner („Lessings Emilia Galotti“, Berlin 1882) stellen Odoardo als die Hauptperson des Stückes dar.

2) Erich Schmidt im Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur IX p. 61 ff.

Geschlechts, ihrer ersten Eindrücke nie mächtig, aber nach der geringsten Überlegung sich in alles findend, auf alles gefaßt. Sie liebt ihren strengen Vater und die zärtliche, ein wenig eitle Mutter mit der schuldigen kindlichen Liebe; ihren ernstern, zur Melancholie geneigten Bräutigam schätzt und achtet sie, denn er ist der erste Mann, der ihr näher getreten ist und dessen edlen Charakter ihre Eltern stets gerühmt haben. Da tritt der schöne, gewandte und bestrickende Prinz in diesen engen Kreis ihrer Empfindungen und Vorstellungen, und „ihres ersten Eindrucks nicht mächtig“, ist sie verwirrt, sie kennt sich selbst nicht mehr, neue, ihr bis dahin noch unbekannte Gefühle bemächtigen sich ihres Herzens, die Religion ist machtlos, diese lockenden Stimmen zu übertönen. Noch ist es wohl nicht Liebe, was in ihr brennt, aber es ist doch etwas anderes, als was sie für den Grafen Appiani empfunden hat. Sie fürchtet für ihr leicht erregbares Temperament, sie weiß nicht, ob es ihr auf die Dauer gelingen wird, dieses neue, mächtige Gefühl, für welches sie noch keinen Namen findet, zu bannen und zu bemeistern, und so fordert sie von ihrem Vater, daß er ihr den Tod gebe. Worin liegt nun die tragische Schuld Emilias, die ihren Tod durch des Vaters Hand rechtfertigt? Vielleicht, weil sie ihrem Verlobten die Zusammenkunft mit dem Prinzen in der Messe verschwiegen? Das wäre doch höchstens ein Fehler, weit geringer als der Fehler der Sara. Oder ist es ihr Verhalten dem Prinzen gegenüber? Auch darin kann man nichts Schuldbares finden, denn bis jetzt hatte sie ja versucht, die leidenschaftlichen Liebeschwüre des Prinzen zu übertönen, sein Bild aus ihrem Herzen zu verbannen, sie steht noch ebenso rein da wie früher. Man muß gestehen, daß hier eine Antwort fehlt, Emilia ähneln noch etwas der Sara, beide besitzen „eine schwer zu verdauende Schwachheit, die Lessing all seinen Weibspersonen gibt“.<sup>1)</sup> Es tritt hier die Abhängigkeit von der römischen Quelle störend hervor. Virginia fiel von des Vaters Hand, deshalb mußte Emilia auch von Oboardos Hand fallen. Dort aber drohte die Gefahr der Gewalt, und der Virginia Tod war zugleich die Befreiung des Staates von dem Tyrannen. Hier fürchtet Emilia nur die Folgen, welche möglicherweise aus ihrem Temperament entstehen könnten, und Oboardos Tat hat keine weiteren sichtbaren Folgen für den Staat. „Die Rechnung schließt nicht am Ende ab, es bleibt ein tiefer Bruch.“<sup>2)</sup>

1) Herber an seine Braut, April 1779 (abgedruckt bei Julian Schmidt, l. c. II 508).

2) Auerbachs Roman „Auf der Höhe“ II p. 103. Neben den Literaturhistorikern, Ästhetikern und dem Romanschriftsteller hat auch ein Philosoph den Ausgang der „Emilia Galotti“ beurteilt: Schopenhauer (in seinen Parerga und Paralipomena, Band IV der sämtlichen Werke ed. Grisebach, Leipzig, Reklam p. 412) spricht von den „überspannten, zu tragischen Farcen ausartenden Taten der Lucretia und des Virginus“

So ist es denn auch überflüssig, nach dem weiteren Schicksal der anderen Personen zu fragen, ob der Prinz ein anderer Mensch werden wird oder nicht, welches Urteil er über Odoardo fällen wird und ob Marinelli seine Gunst wiedererlangen wird. Da die „Emilia“ keine politische, sondern eine bürgerliche Tragödie ist, hört mit dem Schicksal der Emilia Galotti des Dichters Interesse auf. Die möglichen Folgen des tragischen Ereignisses für den Staat oder den Beherrscher des Staates sind ihm gleichgültig, er überläßt die Beantwortung dieser Fragen dem Nachdenken der Zuschauer.

Aber doch ist „Emilia Galotti“ eine bürgerliche Tragödie in anderem Sinne als die Sara oder die französischen und englischen Vorbilder. In „Miß Sara Sampson“ war bereits das kriminalistische Element durch das rein menschliche verdrängt, das bürgerliche Drama war zur Familientragödie geworden. In der „Emilia“ aber ist der Kreis der Familie erweitert, denn die Katastrophe spielt sich nicht im Schoße der Familie selbst ab, sondern beruht auf der Übermacht der sozial Höhergestellten. Diese feindlichen Mächte trüben das stille, bürgerliche Familienglück, und so war mit der „Emilia Galotti“ aus der Familientragödie eine soziale geworden. Statt der langen Betrachtungen über Tugend und Laster im Sinne der Aufklärung jener Zeit, und der aufdringlichen Moral, von der sich selbst die „Hamburgische Dramaturgie“ in der Theorie noch nicht freigemacht hatte, ist die Handlung der „Emilia“ auf eine ideale Höhe gerückt, zu der emporblickend der Zuschauer nicht bloß gebessert wird, sondern jenen rein ästhetischen Genuß empfindet, den jedes wahre und große Kunstwerk erzeugt.

„Emilia Galotti“ ist Lessings letzte und bedeutendste bürgerliche Tragödie, sie ist die erste bedeutende in unserer Literatur, aus der unser modernes soziales Schauspiel erblüht ist.<sup>1)</sup>

In den Zeiten der theologischen Kämpfe, deren herrliche Frucht „Nathan der Weise“ war, fand Lessing keine Muße zu einem neuen bürger-

und hält den Schluß der „Emilia“ deshalb für so „empörend“, weil die weibliche Sexuallehre keinen absoluten, über das Leben und seine Zwecke hinausliegenden und danach mit diesem selbst zu erkaufenden Wert habe, sondern nur einen relativen Wert besitze, der auf einem wohlberechneten und auf Interesse gestützten esprit de corps weiblichen Geschlechts beruhe. — Schopenhauer hat hier versucht, Emilias Handlungsweise vom Standpunkte seiner Ethik zu beurteilen, welche stets den Egoismus als Triebfeder des menschlichen Tuns hinstellt. Wenn weibliche Ehre aber wirklich so wert bedeutete, dann wäre das Weib allerdings überhaupt unfähig, Heldin einer Tragödie zu sein. Vgl. endlich noch Bernal „Warum erleidet Emilia Galotti den Tod?“ (dieser Ztschr. Novbr. 1901).

1) S. Ann. S. 329.

lichen Trauerspiel, obwohl wir in seinen Entwürfen noch einige Stoffe dieses Genres verzeichnet finden.

Schon am 16. Dezember 1767 erwartete Voie ein Drama mit dem Titel „Arabelle“, welches Ebert dann später bis zum 7. Januar 1770 wiederholt dem Freunde ins Gedächtnis rief. Das Stück selbst ist nicht erhalten, nur Karl Lessing nennt 1786 den Titel in der Vorrede zum theatralischen Nachlaß seines Bruders.<sup>1)</sup> Trägt der Titel dieses Stückes vielleicht den Namen der Tochter Mellefont's und der Marwood, und sollte es etwa eine Art von Fortsetzung zur „Sara“ sein? Wir haben keine Antwort auf diese Frage.

Im Herbst 1777 erinnerte Lessing sich eines spanischen Stückes, welches er in französischer Übersetzung im „Mercur de France“ gelesen hatte, und er bat seinen Bruder in einem Brief vom 20. September, ihm den betreffenden Band des „Mercur“ zu schicken. Guhrauer (II, 654) hat wohl richtig vermutet, daß Lessing hier Calderon's „Alcalde de Zalamea“ meinte<sup>2)</sup>, dessen Bearbeitung durch Lessing ein interessantes Seitenstück zur „Emilia Galotti“ geworden wäre. Hier wie dort ein Vater von strenger Rechtlichkeit und rauher Tugend, eine schöne Tochter, ein vornehmer Verführer. Was aber in der „Emilia“ nur angedeutet oder befürchtet wurde, wird hier zur furchtbaren Wirklichkeit: der Hauptmann Don Alvaro entführt und entehrt die schöne Isabel, und die poetische Gerechtigkeit, welche so viele Kritiker in „Emilia Galotti“ vermißt haben, findet hier ihren Vertreter im Vater, dem reichen Bauern Pedro Crispo, dem Richter von Zalamea, welcher den Verführer seiner Tochter im Gefängnis erdrosseln läßt, während Isabel einen Zufluchtsort im Kloster findet.<sup>3)</sup>

Ein Jahr vor seinem Tode ging Lessing wieder auf ein englisches Vorbild zurück. Ein Versprechen, das er der Hamburger Theaterleitung gegeben, bestimmte ihn, ein bürgerliches Drama der älteren englischen Bühne, den „Londoner Verschwender“ („The London Prodigal“) noch einmal durchzusehen, um auf seiner Grundlage ein eigenes Drama aufzubauen.<sup>4)</sup> Dieses englische Drama, das in der 3. Folioausgabe von Shakespeares Dramen im Jahre 1664 fälschlich als ein Werk jenes großen Dichters veröffentlicht worden war, schildert das Verkommen eines jungen Menschen, die Sorgen und Rettungsversuche des in Dienetracht gehüllten Vaters, die Leiden der aufopfernden Gattin.<sup>5)</sup>

1) Wunder l. c. III 466. 2) Bogberger l. c. p. 771.

3) „Der Richter von Zalamea“, übersetzt von Gries im 5. Bande von Calderon's Schauspielen.

4) Vgl. Lessing's Brief an Eschenburg vom 9. November 1780 (L.-M. XII 659). —

Bogberger l. c. p. 830.

5) Erich Schmidt „Lessing“ I 268.

Ein reicher Kaufmann aus Venedig, Mr. Flowerdale, kommt nach London, um zu sehen, was für einen Lebenswandel sein Sohn dort führt. Von seinem Bruder erfährt er, daß derselbe ein leichtsinniger Verschwender, ein Renommist und Trinker sei. Da verdingt sich der Vater bei dem Sohne als Diener, ohne daß dieser ihn erkennt, indem er so hofft, durch stetige Überwachung den leichtsinnigen Jüngling bessern zu können. Durch Vermittelung des Vaters gelingt es dem jungen Flowerdale, die Hand der Luce, der Tochter des reichen Sir Arthur Greenhood, zu erlangen. Aber am Tage der Hochzeit läßt der Onkel des Bräutigams, auf Veranlassung des Vaters, denselben wegen seiner Schulden verhaften, denn sie wollen sehen, ob die Liebe der Luce sich nun in ihrer wahren Aufrichtigkeit erproben wird. Obwohl der wütende Sir Arthur von der Heirat nichts mehr wissen will, ist Luce dennoch entschlossen, ihrem Gatten ins Gefängnis zu folgen. Aber der undankbare Flowerdale verstößt seine junge Frau, da sie jetzt arm ist. Die Bahn des Lasters wird immer abschüssiger. Er wird Bettler und schließlich Straßenräuber, der nicht davor zurückschreckt, seine Schwägerin zu berauben, und seine Frau anzubetteln, die er nicht erkennt, weil sie als Holländerin bei ihrer anderen verheirateten Schwester in Dienst getreten ist. Der freche Unhold erzählt, daß seine Frau gestorben sei. Als Sir Arthur ihn verhaften lassen will, gibt sich Luce zu erkennen und in seinem früheren Diener sieht Flowerdale nun seinen Vater. Durch so viele Liebe gerührt, geht er in sich und verspricht, sich zu bessern. Mit einer allgemeinen Veröhnung schließt dieses Pseudo-Shakespeare'sche Drama.<sup>1)</sup>

Es ist klar, daß Lessing dasselbe gänzlich hätte umarbeiten und modernisieren müssen, wenn er ein Werk hätte schaffen wollen, welches seinen letzten Meisterdramen, der „Emilia“ und auch dem „Nathan“ ebenbürtig an die Seite treten konnte, denn mit den unwahrscheinlichen und romanhaften Verkleidungen und Wiedererkennungen des alten englischen Dramas war nichts anzufangen. Das war auch wohl des Dichters Ansicht, sofern die Bemerkung Langers sich wirklich, wie Dünker vermutet hat, auf den „London Prodigal“ bezieht.<sup>2)</sup>

Dennoch sollte das Drama „den lange genährten und in sonderbarer Lage endlich ausgeführten Entschluß eines Selbstmörders“ zur Katastrophe haben. Das Drama wäre dann zu einer wahren Tragödie geworden, in der der vom Leichtsinn zum Verbrechen fortschreitende und schließlich durch Selbstmord endende junge Wüstling das Unrecht büßt, das er seinem alten Vater, seinem Oheim und vor allem seinem liebenden, entsagenden, auch im Unglück treubleibenden Weibe angetan hat. Wir vermögen zu ahnen,

1) Nach der 4. Folioausgabe von Shakespeare's Dramen (1685).

2) Vogberger l. c. p. 831.



welch erschütternde Tragik Lessings Dichtergenius in diese Handlung hätte hineinlegen können, wenn ihm nicht der Tod am 15. Februar 1786 die Feder aus der Hand genommen hätte. So konnte sein letzter dramatischer Gedanke keine sichtbare Form mehr annehmen, aber es ist bedeutungsvoll, daß Lessing zuletzt wieder dahin zurückkehrte, von wo er seine ersten Anregungen zum bürgerlichen Trauerspiel erhalten hatte, nämlich zur englischen Literatur.

„Miß Sara Sampson“, die „Hamburgische Dramaturgie“ und „Emilia Galotti“ sind die drei großen Marksteine in dem Entwicklungsgange von Lessings Ansichten über die bürgerliche Tragödie: das Beispiel Englands, der französische Einfluß Diderots und die nur unter diesen Voraussetzungen verständliche, aber doch selbständig gedachte, echt deutsche „Emilia“. Das bürgerliche Trauerspiel, welches in England noch einen kriminalistischen Anstrich gehabt hatte, wurde in der „Miß Sara Sampson“<sup>1)</sup> zur Familien-  
tragödie, und statt des ständischen Dramas Diderots erhob Lessing seine „Emilia Galotti“ auf die Höhe eines sozialen Dramas.

#### Literarische Hilfsmittel.

Über Lessing und seine Zeit handeln im allgemeinen:

- Servinus**, Geschichte der deutschen Dichtung, ed. R. Bartsch. <sup>5</sup> IV p. 353.  
**Söbels**, Entwicklung der deutschen Poesie, III. ed. Koberstein, Leipzig, 1865.  
**Julian Schmidt**, Geschichte des geistigen Lebens von Klopstock bis Lessings Tod. 2 Bände.  
**R. Biedermann**, Deutschlands religiöse, literarische und politische Verhältnisse im 18. Jahrhundert.  
**Settner**, Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert III. 2. Buch. Braunschweig 1864.  
**Weg**, Die Anfänge der ersten bürgerlichen Dichtung des 18. Jahrhunderts. 1. Band: Das rührende Drama der Franzosen. Worms 1885.  
**Arthur Eloesser**, Das bürgerliche Drama. Seine Geschichte im 18. und 19. Jahrhundert. Berlin 1898.  
 Von Lessing im besondern handeln:  
**Danzel-Guhraver**, „Lessing, sein Leben und seine Werke“, ed. Bogberger und Maltzahn, 1880 fg.  
**Runo Fischer**, G. E. Lessing als Reformator der deutschen Literatur. 1. Teil. Stuttgart 1881.  
**Woz**, Lessings Bedeutung für das deutsche Drama. Basel 1872 (Heft XII der „Öffentlichen Vorträge, gehalten in der Schweiz“ ed. Desor u. a.)  
**Erich Schmidt**, Lessing, 2 Bände. 2. Auflage. Berlin 1899.

1) Interessant ist Kochs Hinweis (in der „Geschichte der deutschen Literatur“ von Bogt und Koch, Meyer, Leipzig) auf das 1886 erschienene bürgerliche Schauspiel „Sumpf“ von Julius Hart, welches die Motive von Lessings „Miß Sara Sampson“ und „Emilia Galotti“ in sich vereinigt. Es wäre zu untersuchen, wie weit es Hart gelungen ist, aus jenen Stoffen das auch noch für unsere Zeit Geltende, das allgemein Menschliche heranzuschälen.

James Sime, Lessing. In two volumes. London. Trübner 1877.

Über Lessings Dramen:

Modnagel, Lessings Dramen und dramatische Fragmente erläutert. Darmstadt 1842.

Über „Emilia Galotti“:

W. Arnold, Lessings „Emilia Galotti“ in ihrem Verhältnis zur Poetik des Aristoteles und zur Hamburgischen Dramaturgie. Programm, Chemnitz, 1880.

Über die „Dramaturgie“:

Schröter und Thiele, Lessings Hamburgische Dramaturgie. Halle 1895.

Über Diderot als Dramatiker ist u. a. nachzulesen:

Fleischlen, Gemmingen 1890.

Über Richardson:

Erich Schmidt, Richardson, Rousseau und Goethe. Ein Beitrag zur Geschichte des Romans im 18. Jahrhundert. Jena 1875.

## Der Wettpreis des Teufels.

Ein Beitrag zur Faustliteratur.

Von **Gerhard Fuchs** in Dresden.

Vor einigen Monaten wurde in den Goethe-Jahrbüchern die Frage **erörtert**: Ist der Pakt des Mephisto mit Faust ein rechtsgültiger? **Wer** gewinnt die Wette? Während man auf der einen Seite den Vertrag **nach** mittelalterlich-religiösen Rechtsanschauungen für rechtlich geschlossen **betrachtete**, mußte man, wenn man sich an den Wortlaut der Wette **bund** stäblich hielt, diese für Faust als verloren ansehen. Denn der Augen **blick** kommt wirklich, zu dem der rastlose Stürmer sagen möchte: „**Verweil** doch, du bist so schön!“ — am Ende seines tatenreichen Lebens, da er **sich** im Geist von einem freien Volk umringt sieht, dem er freien Grund **und** Boden geschaffen.

Aber es wird schwer sein, einzig vom juristischen Standpunkte **aus** über den Erfolg dieser Wette zu entscheiden. Wie Goethe bereits aus **dem** mittelalterlichen Teufel einen menschlichen Träger der bösen Lust gemacht, **so** hat er auch die einer alten Sage entnommene Wette tief verinnerlicht und **ih** psychologische Wahrheit gegeben. Die Versuchungskünste, die sich ja schon **im** Puppenspiel „Faust“ finden, sind nach ihrem allgemein menschlichen **Inhalt** hier verwertet. Die Frage nach dem Wesen und dem Erfolg der **Wette** wird also meines Erachtens am besten aus der eigenen menschlichen **Er-** fahrung heraus beantwortet werden können. Nämlich darum, weil **das** Objekt oder die Objekte der Wette für das Seelenleben auch des modernen **Menschen** noch denselben Anreiz geben zum Bösen. Doch freilich **eben-** so auch Anreiz zum Guten für die freie Seele. Vornehmlich weil wir **es** an den noch heute beliebten Wettpreisen des Teufels sehen können, daß **die**

von Natur edel und schön sind und selbst befähigt, den bösen Willen zu überwinden. Die angeborene, unzerrüttbare göttliche Kraft der Menschenseele erischt noch heute den Sieg über Selbstsucht und Sinnlichkeit, in ihrem freien Streben gestützt, geleitet und erlöst von der ewigen Liebe: das ist der Grundgedanke des ins Moderne übertragenen mittelalterlichen Schauspiels von dem in seinen eigenen Versuchungskünsten gefangenen Teufel, der an den von ihm selber ausgesetzten Wettpreisen schmählich betrogen wird.

Es sind zwei Wetten, die in der großen Tragödie geschlossen werden, aber im tiefsten Grunde dasselbe Ziel haben. Der Preis, den Mephisto für seine Wette mit Gott sich erbittet, ist der Knecht des Höchsten, der ihm bisher noch verworren dient, aber endlich doch zur Klarheit gelangen soll: Faust. Ihn von seinem Urquell abziehen, erbietet sich Mephisto. Der Herr aber, dem diese Wette doch nur aufgedrungen wird, bleibt in seinem Recht, wenn Faust als Repräsentant aller strebenden, guten Menschen, die der Böse um ihre hilflose Vernunft vor Gott beklagt, zuletzt noch den rechten Weg findet. Erfüllt sich diese vom Herrn gestellte Bedingung nicht, dann erlangt Mephisto den höchsten Preis: er ist Gott überlegen; und zugleich die erwünschte Rache für seine verachtete Stellung unter den Kreaturen: die Schöpferehre Gottes, die ihren höchsten Preis in der lichtbegabten Vernunft des Menschen hat, ist dahin!

Nach diesem Triumph verlangt der Verführer. Indessen, gerade die Anreizungen des Bösen reichen dem Menschen, der gar zu gern der Ruhe pflegt, zur Erstarkung im Guten. Das ist die Ironie dieser Wette, deren Tragweite Mephisto gar nicht überschauen konnte, weil er die Menschheit nur nach ihrer mit ihm gemeinsamen Nachtseite, nach ihren sinnlichen Leidenschaften, doch nicht in ihrem tiefsten Wesen kennt. Die selbstzufriedene Ruhe, der träge Genuß ist denn auch die Bedingung der zweiten Wette, die Faust mit Mephisto eingeht, wenn er ihm seine Seele in jenem Leben überlassen soll. Aber dieses Ziel ist für seine suchende Seele, die bisher überhaupt an einer Vollkommenheit zweifelt, ein Ding der Unmöglichkeit. Genuß ist es freilich, nach dem sie lechzt. Und doch weiß es der Teufel, daß sein ungebändigter, immer vorwärts drängender Geist bei allen irdischen Freuden unersättlich bleiben wird. So wird zwar die Bedingung der Genügsamkeit sich für einen Faust nie erfüllen, das sieht Mephisto voraus. Aber der Wettpreis, um den er sich Faustens Seele verdienen will, soll in seiner gehaltlosen Öde den edlen Geist zum Verzagen bringen.

Er wird Erquickung sich umsonst erseh'n,  
Und hätt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben,  
Er müßte doch zugrunde geh'n!

Bei dem an gewöhnlichen Staubgeborenen angewandten Versuche beläßt es Mephisto auch für Faust, aber an ihm erhofft er durch eine entgegengesetzte Wirkung derselben Mittel sein Ziel zu erreichen.

Aber das ist das Großartige, ich möchte sagen der Optimismus in dieser doch auf völlig nüchterner Lebensbeobachtung aufgebauten Dichtung daß sich Mephisto schon in der Wahl der Mittel verrechnet. Denn der Wettpreis, um den sich ein Faust in des Teufels Gefolgschaft begibt muß hoch genug sein, um die Lebenskraft, die in ihm ruht, sich entfalten und vollenden zu lassen. Es kann in diesem Sinne nur von einer Versuchsobjekt die Rede sein. Auerbachs Keller, Hexenküche, Walpurgisnacht, Fausts Hofleben und auch seine Vermählung mit Helena, als der Ideal griechischer Schönheit, sind doch nur Begleiterscheinungen in der Läuterungsprozeß des Helden, die zur rechten Würdigung des einen Wettpreises teils vorbereiten, teils in vergleichender Weise seinen Wert erhöhen im ganzen Wettkampfe überhaupt die einzelnen Stationen auf dem Weg zur Vollkommenheit bedeuten. Dann kann ihnen aber, gemessen mit der Höhepunkt der Versuchung, wie er sich in dem Liebesverhältniß mit Gretchen darstellt, nur eine negative Bedeutung zugesprochen werden. Denn aus der Verirrung dieses schuldlosen Wesens, das er in Sünde und Schande gebracht, erwachsen für Faust die Wunderkräfte der selbstlosen Liebe, die er in ihrer Gemeinschaft erfahren hat, so daß er fortan nur nach diesem höchsten Genusse trachtet, der allein seinen Lebenshunger befriedigen kann, andere zu beglücken. Darum bleibt auch Gretchen für den Versuche verloren, weil ihr die Liebe den Weg zeigt zur göttlichen Gnade. Der letzte größte Abschnitt von Fausts Erdenwallen, in dem seine Arbeit nur noch dem Heile der Menschheit gilt, bedeutet die Errungenschaft des Wettpreises. Was bei gemeinen Kreaturen zum Siege der Selbstsucht und Sinnlichkeit und deshalb zur Zerstörung des Lebens geführt hätte, hat ihm das verneinende Prinzip, wie es sich in Mephisto abbildet, völlig überwinden lassen. Nicht an Überdruß und Selbstgenügsamkeit oder Verzagtheit stirbt Faust, sondern in lebensfroher Hoffnung, die die Erfüllung in Wirklichkeit in sich trägt; im Dienste der ewigen Gottesliebe, in die er sich gerettet. Den Wettpreis, durch den der Nimmermüde im Taumel vergänglichen Reizen geopfert werden sollte, hat sich Faust nach langen Mühen errungen: das Glück selbstloser Liebe, wie er sie in Gretchen gefunden, wird ihm geschenkt. Um dieses höchste Glück sollte er betrogen werden. Aber von beiden Betrogene ist der Verfänger.

Und darum hat der Teufel die Wette verloren.

## Sprechzimmer.

## 1.

„Spuckaberglaube“ bei Heine und sonst.

Der „Hannoversche Courier“ brachte — ich glaube in der 18. Augustnummer 1899 — interessante, einer Pariser Zeitschrift entnommene Mitteilungen über das „Spucken“. Eine weit verbreitete Art dieses „Spuckaberglaubens“ erwähnt auch Heine an zwei Stellen; im „Buch Le Grand“ (1826) Kap. 14 und ausgeführter in den „Memoiren“. Jene erste Stelle lautet: „Sie wissen, Madame, daß alte Weiber ihre Pflegekinder ein bißchen anspucken, wenn man die Schönheit derselben lobt, damit das Lob den lieben Kleinen nicht schade“ — und die ausgeführtere: „Sie (die erste Wärterin) befand sich zufällig im Zimmer am Morgen der erwähnten Szene, wo die alte Fladder mir so viele Lobspprüche erteilte und die Schönheit des Kindes bewunderte. Als die Zippel (Wärterin) diese Worte hörte, erwachte in ihr der alte Volkswahn, daß es den Kindern schädlich sei, wenn sie solchermaßen gelobt werden, daß sie dadurch erkranken oder von einem Übel befallen werden, und um das Übel abzuwenden, womit sie mich bedroht glaubte, nahm sie ihre Zuflucht zu dem vom Volksglauben als probat empfohlenen Mittel, welches darin besteht, daß man das gelobte Kind dreimal anspucken muß. Sie kam auch gleich auf mich zugesprungen und spuckte mir hastig dreimal auf den Kopf.“ Wenn jedoch, fährt Heine fort, die bedenkliche Lobspende von einer Hege gemacht worden sei, so könne der böse Zauber nur durch eine Hege gebrochen werden, die Wärterin sei deshalb noch an demselben Tage zu einer ihr als Hege bekannten Frau gegangen, die ihm mit ihrem Daumen, den sie mit Speichel angefeuchtet, den Scheitel des Hauptes, wo sie einige Haare abgeschnitten, bestrichen hätte. Wie gesagt, ein sehr verbreiteter und alter Aberglaube, die Kinder beim Loben anzuspucken.

In einer „Conte russe“ des „Supplément littéraire de l'Indépendance belge“ (v. 31. Dez. 1899) ist von einem jungen abergläubischen Mädchen die Rede, das u. a. ne pouvait supporter les compliments, et si quelqu'un lui en faisait, elle avait bien soin de cracher trois fois par terre pour éviter les mauvais sorts. Im „Supplément illustré du Petit Journal“ (21. Mai 1894) stand eine Geschichte, in welcher die Mutter die Leute vor der Tollheit bewahrt, dadurch daß sie auf die Wunden spuckt und dabei die drei magischen Worte: „*Har, Har, Har*“ ausspricht. Ein anderer Spuckaberglaube ist, vor als schlecht erkannt und in schlechtem Ruf stehenden verdächtigen Personen anzuspucken, um sich zu schützen; denn das Ausspucken soll eben vor Unglück und Zauberei bewahren. Zwei Belege aus der Zeitschrift „Niedersachsen“ vom 15. Juli 1899 und der Unterhaltungsbeilage zur „Täglichen Rundschau“ vom 7. Mai 1901: „*D, Sei sünd jo*“ — un dor spigte sei vör den Dremmler ut — . . . „*Pfui*“ — un sei spigte noch mal vör em ut — „*Sei sünd jo'n ganzen legen Kirrl!*“ „Ein Bauer überhörte absichtlich beim Begegnen ihr: . . i wünsch'

dir a fröhliches Weihnachten! und spuckte, statt: S dir och, zu erwidern, weitem Bogen aus.“ Einen Beleg zu dieser Art bringt noch Marlitts Roman „Heideprinzesschen“, gleich im ersten Kapitel; als Heinz, der Junge aus der Heide, am Weiher von der Wasserfrau hört, zieht er schleunig die Tabakspfeife aus dem Munde und spuckt heftig aus. In einer russischen Dorfgeschichte der „Kölnischen Zeitung“ vom 26. August 1900 bekreuzigt sich „die weiße Frau dreimal und spuckt dreimal aus, bevor sie an ihr Werk, die Beschwörung eines Bären, geht. Einem weiteren Spuckaberglauben wird bei uns — nicht nur in England — beim Fischen gehuldigt, indem die zur Fischangel gekrümmte Wurde mit einem Wurm versehene „Spindel“ (Stechnadel), überhaupt jeder Fischköder bespuckt wird vor dem Einsenken ins Wasser. Die „Vaterstädtischen Blätter“ vom 3. März 1901 (Unterhaltungsblatt der Lübeckischen Anzeigen) hatten ihren „Beiträgen zur Sammlung über den Aberglauben aus der Umgegend Lübecks“ unter Nr. 9 sogar die sprichwörtliche Redensart: „Willst du angehen, dann mußt du den Köder bespucken, sonst beißt kein Fisch an“. An natürlichen Gründe, welche für dieses Bespucken angeführt werden, sind nicht stichhaltig und laufen schließlich auf eine der „Spucke“ zugeschriebene heilsam-wundertätige Kraft hinaus; bewußter oder unbewußter Aberglaube liegt zugrunde. Nebenbei sei an die Wunder erinnert, die der Speichel im Märchen bewirkt. Und unter 24: „Sieht man zum erstenmal einen Storch im Frühjahr, so muß man ins Portemonnaie spucken, das bringt Glück.“ Wenn das Geräusch plötzlich jenes bekannte „hollernde“ Geräusch hören läßt, wenn es „schilt wie der volkstümliche Ausdruck lautet, so deutet das auf Bank hin. Um nun dergleichen Zänkereien zu vermeiden, spuckt man, nachdem der Topf abgenommen ist, ins Feuer und sagt: „Gah int Naberhins!“ (Provinz Hannover). Die Redensart „Der ist das Anspucken nicht wert“ soll doch wohl besagen, er ist nicht wert, daß man Böses, Unangenehmes von ihm abzuwenden sucht, wenigstens ursprünglich.

Wilhelmshaven.

Dr. August Andrae.

2.

Zu „König Karls Meerfahrt“ von Uhland.

Zur Erklärung der siebenten Strophe, die besondere Schwierigkeiten macht, hat Paul Knötel einen beachtenswerten Beitrag geliefert in dieser Zeitschrift Jahrg. X, S. 826 ff. Er betont ganz richtig, daß die Frage, wie die Hölle geister Graf Richard Ohnesucht von der Stelle helfen sollten, eigentlich müßig sei, die Hauptfrage sei vielmehr, welcher Art diese Geister gewesen seien und worin die Dienste bestanden, die Richard den Geistern geleistet hatte. Knötel hat ganz recht, wenn er ausführt, daß Richard nicht auf eine Linie mit dem Verräter Ganelon zu stellen sei, indem unter den zwölf Genossen König Karls dem Gegenstück der zwölf Apostel, nur ein Bösewicht sein dürfe; er weist auch mit Recht auf die Frömmigkeit des Grafen hin, die aus der sonstigen Überlieferung unzweifelhaft hervorgeht, wenn es auch eine sehr äußerliche ist. Aber er ist im Irrtum, wenn er meint, die Geister aus der Hölle seien arm

Seelen, die der fromme Mann durch seine Fürbitte aus der Vorhölle oder dem Fegefeuer losgebetet habe. Ich weiß nicht, welche Macht solche befreite Seelen auf die Schicksale der Menschen auszuüben vermögen (die von Knötel angeführten Beispiele solcher Hilfe sind an den Begräbnisort der hilfreichen Geister gebunden, also für unsern Fall, wo Richard sich auf dem Meere befindet, nicht zu verwenden); aber sicher ist, daß selbst der Protestant Uhland, der die Lehre vom Fegefeuer gewiß kannte, diese Seelen nicht Geister aus der Hölle genannt hätte. Daß dieser damit die Teufel der Hölle meinte, ergibt sich mit völliger Klarheit aus seinen profaischen Schriften. (Sagengeschichte der germanischen und romanischen Völker, zweiter Teil II, Normannischer Sagenkreis.<sup>1)</sup> Er gibt den Schlüssel zur Lösung in dem Hinweis, daß Graf Richard dem normannischen Sagenkreis angehört, und daß dieser und der fränkische ursprünglich nicht zusammengehörten, da sich ja die Normannen erst ein Jahrhundert nach Karls Tode im nördlichen Frankreich festsetzten. Zudem der größere Zyklus allmählich den kleineren anzog, kam auch der normannische Held in den Kreis Karls des Großen, und mit ihm die verschiedenen Sagen, die als altes Erbeil der romanisierten Normannen aus ihrer nordischen Heimat an Richard Ohnesucht sich knüpften. Zu diesen gehören seine Abenteuer mit den Höllegeistern, die seine christkatholische Frömmigkeit nach mittelalterlichen Begriffen nicht im mindesten beeinträchtigen, wie sich namentlich aus seinem Verhältnis zu dem bösen Geist Brundemvr ergibt. Dieser bietet, nachdem er vergebens versucht hat, dem furchtlosen Helden in finstern Wald mit mehr als 10 000 Huars unter fürchterlichem Geschrei und Geheul Furcht einzujagen, ein Zug, worin man das wilde Heer Wodans leicht erkennt, dem Helden seine Dienste im Kampfe mit dem König von England an und Richard muß als Gegendienst einen Kampf mit einem andern Teufel, Burgiser, dem Gegner Brundemvrs, bestehen, den Richard trotz seiner Teufelskünste mittels der Kraft der Reliquien, die im Knopf seines Schwertes gefaßt sind, überwindet. Schon in dieser Wendung der Sage ist Richard als christlicher Held aufgefaßt, ohne daß an seinem Bunde mit dem höllischen Geiste Brundemvr Anstoß genommen wird. Auch die Begegnung mit dem gespenstigen Ritter Hellequin (Uhland a. a. D.) weist nach derselben Richtung. Auch dieser erscheint, wie Brundemvr als eine Erinnerung an Odin als Führer des wilden Heeres. Uhland erinnert noch besonders daran, daß unter dem Namen Brunu Odin an der Bravallaschlacht als Wagenführer Haralds teilnimmt, und sagt: „Wie Brundemvr dem Herzog in der Schlacht beisteht und sich dafür einen Gegendienst bedingt, dies ist ganz das Verhältnis des Kampfgottes Odin zu den Helden des Nordens; er bedingt sich aber die Seelen der Erschlagenen“. Katholische Vorstellungen von der Erlösung der Seelen aus dem Fegefeuer durch Fürbitte frommer Väter spielen also hier unbeschadet der Frömmigkeit Richards keine Rolle. Er ruft die Geister an, die in der vorchristlichen Zeit die Götter

<sup>1)</sup> Jetzt am bequemsten zu finden in der einbändigen Ausgabe von Uhlands sämtlichen Werken (Stuttg., Deutsche Verlagsanstalt 1902, geb. 4 M.), S. 1018.

seines Stammes waren, und die nach dessen Verchristlichung zu bösen Geistern zu Geistern in der Hölle erniedrigt wurden.

Man wird also in der Schule bei der Erklärung der siebenten Strophe von Uhlands Gedicht etwa sagen können: Graf Richard gehört der normannische Sage an. Die Normannen traten erst hundert Jahre nach Karls Tode in den Gesichtskreis der Franken, ihre Helden wurden mit ihren Sagen in den Kreis der Karlsage hineingezogen. Unter dem Einfluß des Christentums wurde der Bund der nordischen Helden mit ihren Göttern zu einem Bund mit bösen Geistern, wie überall die Heidengötter zu Teufeln herabgesetzt wurden. Christliche und speziell katholische Vorstellungen kommen also bei dem Spruch Richards nicht in Betracht, er stellt hier ein Stück nordisch-germanischen Heidentums in verchristlichter Färbung dar, die in anderen Erzählungen von ihm stärker aufgetragen ist. Er lebt noch in seinen heidnischen Vorstellungen, aber seine Götter sind nicht mehr Götter, sondern sind zu Geistern der Hölle geworden, und die Dienste, die er ihnen getan hat, bestehen darin, daß er ihnen als Gegenleistung für ihre Hilfe gegen ihre Feinde geholfen hat, an denen es bekanntlich den alten Heidengöttern nicht fehlte. Im Kreise der „Gottesstreiter“ aber hat Richard als verchristlichter Held seinen vollkommen berechtigten Platz (den ihm Knötel mit vollem Rechte wahr); der Dichter will ihn nicht als einen Bösen bezeichnen, der mit den Mächten der Finsternis im Bunde steht, sondern er stellt ihn einfach hin als einen noch in seinen alten heidnischen Vorstellungen lebenden Helden, dessen Götter aber durch das Christentum jetzt in seinem eigenen Munde zu „Geistern aus der Hölle“ geworden sind.

Calw.

Paul Weizsäcker-

3.

Aus aller Herren Länder.

Dieser von Andresen, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit S. 273 der Aussprache gerügte Fehler findet sich auch gedruckt, sogar bei Mißschiller 1, 532: „Wirklich war Graubünden ein Sammelpunkt für Spuhuben aus aller Herren Länder.“ Auch Justi, Winkelmann 1<sup>2</sup>, 28 schreibt: „Frisch war in vieler Herren Länder umhergetrieben worden.“ In einem Bücherverzeichnis fand ich: H. A. Münnich, Aus aller Herren Länder. Studien und Skizzen. 2. Auflage, Jena o. J. Ob der Titel wirklich so lautet?

Dresden.

C. Müller-

4.

„Mich, Henker!“ ruft er, „erwürget!“

Diese Worte aus Schillers „Bürgschaft“ haben kürzlich hier (17. Jahrgang S. 122) eine wahrscheinlich manchem Leser unerwartete Erklärung gefunden. Bedürfen sie denn überhaupt einer Erklärung? Warum soll denn der Vokat „Henker!“ bei dem pluralischen Imperativ „erwürget!“ durchaus ein Singulare sein? Von einem „Scharfrichter“ ist ja in dem Gedicht gar nicht die Rede. Wohl aber heißt es zwei Zeilen vorher: „An dem Seile zieht man den Frem-



empor". Natürlich tut das nicht ein Mann, sondern wenigstens zwei, und selbstverständlich gibt diesen, den Henkern im eigentlichen Sinne des Wortes, der Zuruf: „Mich, Henker, erwürget!“

Berlin=Behrendorf.

August Althaus.

5.

Die Sonne geht zu Gnaden.

Diese aus dem Mhb. bekannte Formel findet sich noch im 17. Jahrh. in dem Hirtenliebe eines bayrischen Weihnachtsspielles, das nach Weinholds Sammlung von A. Freybe, Weihnachten in deutscher Dichtung (Leipzig, Hinrichs'sche Buchh.) S. 219 mitgeteilt ist:

Wann das Vieh tut umhergrasen,  
ruhen sie auf grünem Wäsen.  
Wann die Sonn geht wieder zu Gaden,  
treiben sie ohn allen Schaden.

Der Verf. bemerkt dazu: „Bei Weinhold S. 177: gnaden, doch muß es jedenfalls heißen gaden, gaden: aedicula, conclave Schlafgemach; vgl. Berchtesgaden.“ Daß diese noch in der dritten Ausgabe wiedergegebene Vermutung falsch ist, lehrt ein Blick in Kluges Etymologisches Wörterbuch und Grimm.

Kortheim.

R. Sprenger.

6.

Stilprobe des Kurfürsten August.

Der Bruder und Regierungsnachfolger des (XVII., 779) sprachlich vorgeführten Kurfürsten Moriz, August, schreibt 1563 also: „Wie ich ins Regiment kommen bin, da seind so viel Schulden gewesen, nämlich . . . Jetzt seind so viel Schulden: . . . und darüber. Was ich damit gebeeßert habe? Nichts. Wo es hin ist kommen? — Das weiß Gott. Ob die Leute nicht sagen würden, wenn sie es wüßten: Entweder der Herr ist zu fromm oder ein Narr und seine Räte wollen freilich nicht, daß der Herr zu viel reich würde; sie müßten zuvor sein satt sein und ihren Beutel voll haben . . .“

Blasewitz.

Chdr. Distel.

7.

Eine rhythmisch völlig getreue Übertragung  
des ersten Antigone-Chors.

In den Klagen über Unzulänglichkeit deutscher Übersetzungen aus den klassischen Sprachen wird immer aufs neue betont, daß man in einer akzentuierenden Sprache die rhythmischen Formen einer quantifizierenden nicht slavisch getreu nachbilden könne, daß man sich also mit mehr oder weniger vermittelnden Rhythmen begnügen müsse. Eine derartige Form mag denn auch für ganze antike Dichtungen die richtige sein; namentlich Kenner des Originals werden gern Verzicht auf Treue des Metrums leisten und sich freuen, wenn nur die dichterischen Schönheiten des Werkes keine Einbuße erlitten haben. Der Laie aber wird stets bedauern, daß ihm ein charakteristischer Zug der Dichtungsform vor-

enthalten sein soll; er muß wünschen, wenigstens von Theilen antiker Werke deutsche Proben in möglichst genauer Wiedergabe des Metrums zu besitzen. Die hier folgende Übertragung des ersten Chors aus der Antigone mag zeigen, daß trotz allem diese Genauigkeit so groß sein kann, daß sie sogar in einem Druck ohne Versabteilung den Deklamator zu unwillkürlicher Anwendung der Rhythmen des Originals zwingt, und zwar Silbe für Silbe getreu. Man wird bei vergleichenden Versuchen bald merken, daß andere Übersetzungen diesen Zweck weder so ungesucht noch so vollständig erreichen.

Etwaige Verstöße auf philologischem Gebiet erklären sich dadurch, daß der unterzeichnete Verfasser nicht Philologe ist. Hoffentlich hat er über Verfolgung des einen Zieles die Kraft und Schönheit der Dichtung nicht allzu stark vernachlässigt. — Es muß wohl auch bemerkt werden, daß eine alte Schulausgabe von Gustav Wolff (Teubner, 1865) zugrunde gelegen hat.

## 1. Strophe.

Strahl des Helios, herrlich auf stiegst du heute, in schönstem Licht Thebes Tore, die sieben, stehn; in Huld blickst du wieder herab, gold'ne Wimper des Tags, Dirkes plätschernd quellende Wasser grüßend, dort hellweißen Argischen Schild, all das waffenstarrende Volk scheuend in hastende, rasselnde Flucht, schnell, stets schneller sie spornend.

Es berief Polyneikes' zorniger Sinn, sein Zwiespalt sä'n des Hadergelüsts her — voll Kampfwut Argos kam, und im Narflug kreischend heran zog's, ausbreitend die silbernen Fittiche weit, hell strahlte die Wehr, Roßschweife umwehte die Helme.

## 1. Gegenstrophe.

Gähmend über uns stand's, in Blutgier mit Lanzen umzingelt hielt's Thebes Tore, die sieben, rings; und fort kroch's, bevor es in Blut rot die Kiefer gefärbt, eh' noch unsre zinnengekrönten Türme flackernd hell Hephästos erfaßt — solch ein Kriegsgetöse erbraust über dem ringelnden Rücken, umsonst zischt glutatmend der Lindwurm.

Zeus immer verhaßt war Großmannsucht und der Prahlherrnton — da zog es heran, dies Volk, goldklirrend, und drohte der Stadt voll Hohn — und den Frechsten an Hochmut, den schlug sein Blitz, da des Ringwalls Höh' er als Endziel schon laut siegaufjubelnd erklimmen.

## 2. Strophe.

Vodenerbebender Tantalus-Todessturz traf fackelbewaffneten Feind, wie blind vor Wahnwitz weinrauschjauchzenden Muts windsbrautgleich im Sturme schnob — anders nur lenkte es Zeus! Andere traf anderes Straflos, denn kreuzt ängstigend Ares menschliche Bahnen!

An sieben gewaltigen Toren nun prangt von sieben gewaltigen Helden der Boll erzblinkender Wehr siegwaltendem Zeus; dort fehlet nur ihr, unselig Paar — ihr rastet in unnatürlichem Haß, und gemeinsam traf durchbohrend Tod euch, Brüder, vom eigenen Speerpaar!

## 2. Gegenstrophe.

Ja, es erschien und es krönte mit Ruhm uns Nike, hold der im Kampfe  
der Wagen berühmten Thebe; trostreich stieg sie herab — Kriegsleid nimmer  
denken wir heut — jubelt laut Göttern Dank, lasset in erdbebender, nachtschwär-  
mender Lust herrschen in Thebe Batkischen Tanzschritt!

Dittenfen.

Prof. Dr. H. Köpcke.

## 8.

## Zur Übersetzungsliteratur.

Der dankenswerte Grünwaldsche Aufsatz über „Deutsche Poesie in lateinischem Gewande“ (Zeitschr. f. d. deutschen Unterr. Jahrg. 1902 S. 601 flg.) wird manchem Leser reiche Anregung gebracht haben. Vielleicht ist es dem oder jenem nicht unwillkommen, wenn ich mir erlaube, noch auf einige andere Bücher oder Blätter hinzuweisen, die gleichfalls poetische Erzeugnisse unserer besten deutschen Dichter in lateinischem Kleide uns vor Augen stellen. Da dürfte in erster Linie das Büchlein des tschechischen Professors Wenceslaus Aloys Swoboda zu nennen sein. Es ist in Prag bei Bospisil im Jahre 1845 erschienen und enthält nach einer längeren lateinisch abgefaßten Einleitung nicht weniger als 122 Seiten Übertragungen Schillerscher Poesien ins Lateinische, beginnend mit der *Virgo peregrina*, dem Mädchen aus der Fremde, und endend mit dem *Paeon Graecorum ad Troiam*, dem Siegesfest. Der Titel des Buches lautet: *Selecta Frederici Schiller carmina rhythmis latinis similiter desinentibus reddidit . . . Swoboda*. Der deutsche Rhythmus ist allenthalben in der lateinischen Übersetzung gewahrt, auch der Reim ist überall durchgeführt. Die Latinität ist gut, der Vokabelschatz überreich. Hier als Probe der Anfang vom „*Hero und Leander*“ (S. 80):

En vetusta eminere,  
Solis jubare nitere  
Bina propugnacula,  
Qua per rupes fremebunda  
Hellesponti strepit unda,  
Rupta per repagula!  
Asiam quod ab Europa  
Solvit, fretum crepitat;  
Pectus at amore fretum  
Fragor hic non territat.

Herus et Leandri corda  
Amor arcus misso chorda  
Sauciavit jaculo.  
Hero forma praecebat,  
Feras certo vir solebat  
Insequi venabulo.  
Ast amantes distinebant  
Caeca patrum odia,  
Quae amore conjunctorum  
Dirimunt connubia.

Offenbar nicht übel. Daß wir trotz alledem unser edles deutsches Original nun und nimmermehr für die Übersetzung hingeben möchten, liegt auf der Hand. Dieser Ausspruch dürfte wohl nahezu für alle Übersetzungen Geltung haben, seien sie an sich noch so gelungen. Das hindert aber keinen Versuchenden, sich mit der Übersetzungsliteratur gelegentlich doch bekannt zu machen, sei es auch nur, um ab und zu ein Mußestündlein würdig auszufüllen. Alle bekannteren Schillerschen Balladen finden sich bei Swoboda übersetzt. Folgende Auswahl von Überschriften mag das Gesagte bestätigen: *Grues Ibyci ultrices, Draco pugna devictus, Fides vadi servata, Puer in officinam ferrariam*

missus, Iuvenis mari se immergens, Eques de Toggenburg, Carmen campana, Hector in pugnam discedens, Comes de Habsburg, Iuvenis ad rivum usw. Hexameter und Distichen fehlen bei Swoboda vollständig, ich möchte hinzufügen „leider“, denn ich glaube, sie würden nicht schlecht ausgefallen sein.

Weiter sei hingewiesen auf das nur 22 Seiten starke Büchlein von Fr. Palata: Carmina Latina XII ex Heinio et Schillero conversa, Berlin 1896, bei Rosenbaum und Hart. 6 Lieder sind Übertragungen Heinescher Lyrik, darunter Baltasarus (= Belsazar) in hübschen Distichen, die anderen Lyrik, z. B. Das Gewitter, Das ist ein Brausen und Heulen, Berg und Burgen schau herunter, Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, in horazischen (lyrischen) Strophenformen. Hier eine Probe:

Maeror nescio quis meum  
Pertemptat hodie pectus identidem  
Et mentem memorem subit  
Dudum praeteriti fabula saeculi.

Der zweite Teil des Palataschen Heftleins wird durch folgende carmina Schilleri gebildet: Iuvenis ad rivum (Distichen), Desiderium, Vesper, In Columbum (Distichen), Puella peregrina (Distichen), Hectoris discessus. Auch die Palatasche Arbeit ist zu empfehlen, nur findet sich im letzten Pentameter S. 19 ein störendes metrisches Versehen (spondēt (!) statt spondēt). Heines Belsazar beginnt bei Palata, wie folgt:

Nox tenebrosa tegit Babylona sopore sepultam;  
Cuncta silent: strepitu regia sola sonat.  
Baltasarus cenat comitum stipante caterva,  
Innumerus famulus fertque refertque dapes.

Der Schluß lautet:

At nondum noctis tenebras Aurora fugavit,  
Baltasarum comitum perdidit ecce cohors!

Weiter liegt vor mir das Programm des Herzoglichen Gymnasiums zu Braunschweig vom Jahre 1886, darin von Hermann Corvinus eine nicht ohne Geschick gefertigte, wenngleich natürlich hinter der deutschen Vorlage zurückbleibende Übertragung von Schillers Taucher in lateinischen Hexametern

Faucibus his quis eques mergetur vel puer audax?  
Pocula subiectos in hiatus aurea mittam usw.

Die bekannte Strophe: „Und es wället und siedet und brauset und zischt“ lautet bei Corvinus:

Fit fremitus strepitusque maris stridorque fragorque,  
Haud aliter quam cum miscentur fluctibus ignes,  
Nubila fumantes aestus aspergine pulsant,  
Non intermissis premit undam fluctibus unda.  
Ut procul exoriens tonitrus fragor obstrepit auri,  
Atro sic latrans evolvitur unda barathro.

Gewiß läßt sich das hören, und doch — wer möchte dafür die Schiller-Meisterstrophe opfern? Gewiß niemand! Weiter folgen einige (6) N

dichtungen Schillerscher und Goethescher Poesien in gereimten Strophen, meist im Versmaße des Originals, z. B. Hektors Abschied, Des Mädchens Klage, Wanderers Nachtlieb, Trost in Tränen, Willkommen und Abschied, und zum Schluß: Neue Liebe, neues Leben.

Als sprachgewandte Übersetzer haben sich auch die Gebrüder Zwirnmann hervorgetan, der ältere in Cassel wohnhaft, der jüngere in Halle a. S. Leider ist das Casseler Programm von 1871, welches schöne Übertragungen Schillerscher Poesien von dem älteren Zwirnmann enthält, im Buchhandel völlig vergriffen. Der jüngere Zwirnmann hat in mehreren Nummern (so in Nr. 4, 5 und 6) des *Civis Romanus* (Herausgeber W. Lommatsch, Limbach i. S.) beachtliche Proben seines Könnens gegeben. Auch sei auf die hübschen Liedchen aus der Feder des Leipziger Professors Carl Hultgren hingewiesen, der erst kürzlich (in Nr. 9 des *Civis Romanus*, 2. Jahrg.) gelungene Übertragungen weltbekannter Lieder veröffentlicht hat. „Alt-Heidelberg, du feine“ beginnt bei Hultgren, wie folgt:

Prisc-Heidelberga munda,	Urbs comitum laetorum,
Honore tibi par	Vini et artium,
Nulla'st, quam Rheni unda,	Glaucorum ocellorum
Quam alluit Nicar.	Est Nicar speculum usw.

Das Programm der Realschule I. Ordnung (jetzigen Realgymnasiums) in Cassel vom Jahre 1871 enthält „Carmina quaedam Schilleri“ von R. Zwirnmann, dem älteren der Brüder. Der Verfasser hat darin nur solche Gedichte übertragen, die schon bei Schiller antike Form aufweisen. Es sind: Der Spaziergang („O salve mihi, mons, roseo qui vertice fulges, Salve, sol montem lamina suave replens“ usw.), Das Glück („Felix ante ortum cui di favere, tenellum Ulnis quem puerum fovit amica Venus“ usw.), Herculanium und Pompeji, Der Tanz. Die Distichen Zwirnmanns zeigen eine Beherrschung der lateinischen Dichtersprache, wie sie leider jetzt seltener zu werden droht. — Zum Schlusse wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß der in Limbach erscheinende *Civis Romanus* sich u. a. dadurch verdient macht, daß er gelegentlich Proben lateinischer Übertragungskunst, die zwar schon veröffentlicht, aber schwer zugänglich sind, weiteren Kreisen in willkommener Weise durch Nachdruck bekannt gibt. So bringt die Nummer I des 3. Jahrgangs auf S. 3 nicht weniger als drei poetische Nachbildungen des bekannten Goetheschen Mignonliedes. Die erste ist in Distichen abgefaßt und zwar von Eidenbenz (Deutsche Dichtungen metrisch ins Lateinische übertragen, Ellwangen, 1838). Der Anfang lautet:

An nosti terram, qua florent citrea mala,  
 Frondibus obscuris aurea poma calent;  
 Lenia caeruleo caelo qua flamina spirant,  
 Qua reticet myrtus, laurus et alta viget?  
 Anne istam noris? Prae cunctis haec mihi ridet;  
 Huc, ol huc tecum, vir mihi care, migrem!

Die zweite Übertragung ist von E. F. Haupt (Goethes Gedichte ins Lateinische übersetzt, Berlin, Weidmann 1899):

Nosti tellurem citris floridam  
 Hesperidumque malis auream,  
 Quam zephyri afflatu pervolant,  
 Quam myrtus atque laurus decorant?  
 Hanc nostine? Tu illuc me,  
 O adamate, perduc propere!

Die dritte Nachdichtung endlich ist von Ernst Reinsdorff (*Carmina nonnulla poetarum recentiorum Germanicorum in latinum convertit E. R., Hamburg 1895*):

Nostine terram, ubi citreas  
 Fert fusca frons et baccas aureas,  
 Sereno caelo lenis aura flat,  
 Immota myrtus, celsa laurus stat?  
 Nostine hanc? Illuc, illuc  
 Tecum, o amatissime, me duc!

Zum Schlusse sei noch der Anfang des ewig jungen Sanges „An der Saale hellem Strande“ in der Hultgrenschen Fassung mitgeteilt:

In aprica Salae ripa  
 Stant castella trucia,  
 Horum tecta conciderunt,  
 Venti atria implerunt,  
 Supra pendent nubila.

Burzen.

Dr. Wagler.

9.

Zu Platens Lustspiel „Die verhängnisvolle Gabel“.

In den für den Schulgebrauch bestimmten Ausgewählten Dichtungen Platens, die A. Attenperger Leipzig bei G. Freytag 1900 herausgegeben hat, werden die bekannten Verse aus der Parabase des 1. Aktes:

Nun zu euch, ihr Bühnendichter, sprech' ich, wend' ich mich fortan:  
 Wollt ihr etwas Großes leisten, sehet euer Leben dran!  
 Keiner gehe, wenn er einen Lorbeer tragen will davon,  
 Morgens zur Kanzlei mit Akten, abends auf den Helikon.

auf „Grillparzer, der Beamter war“, bezogen. Auf den Kaiserlichen Archivbeamten passen sie jedoch nicht, da dieser mit Kanzlei und Akten nichts zu tun hatte. Sie gehen vielmehr auf Müllner, den Advokaten von Weiskensels, den Verfasser der von Platen arg verspotteten „Schuld“ und eigentlichen Vater der Schicksalstragödie.

Northheim.

R. Sprenger.

### Bücherbesprechungen.

Edwin Wilke, Schriftdeutsch und Volkssprache. Ein Lehrbuch für Lehrer- und Lehrerinnenfeminare. Mit 8 Abbildungen der Sprechwerkzeuge und einer Karte der Mundarten. Leipzig, Friedrich Brandstetter, 1903. VIII, 207 und 8 Seiten Wort- und Sachverzeichnis.

Wer das 1895 zuerst erschienene treffliche Buch des Quedlinburger Rektors Edwin Wilke „Deutsche Wortkunde“ (2. Auflage 1899) kennt, wird sich nicht

wundern, hier einer neuen hochehrwürdigen Gabe des geschätzten Verfassers zu begegnen. Ist dieses wesentlich kürzere Buch auch ausdrücklich als „Lehrbuch für Lehrer- und Lehrerinnenseminare“ bezeichnet, so möchten wir doch nicht unterlassen, es jedem Lehrer des Deutschen, gleichviel an was für einer Schule und in welcher Klasse er wirkt, zum häuslichen Studium und zur Verwertung der daraus gewonnenen mannigfaltigen Anregungen im Unterricht angelegentlich zu empfehlen. Der Lehrer in der Prima des Gymnasiums wird daraus mit nicht geringerem Nutzen schöpfen als der in den Unterklassen der Volksschule, besonders reiche Gelegenheit aber zur Verwertung der hier gesammelten Schätze wird sich da bieten, wo die eigentliche Sprachlehre ihren Abschluß findet, wie z. B. in der Obertertia der Realgymnasien. Man braucht nur das, was der Verfasser zu Anfang des Vorworts (S. V) als doppeltes Bestreben der neuen Bestimmungen über den Deutsch-Unterricht im Seminare bezeichnet, statt auf den Lehrer auf den Schüler anzuwenden, so erkennt man die Frucht, zu deren Reife die Verwertung dieses Buches im Unterricht dienen kann: Betrachtung des Hochdeutschen mit geschichtlichem Blicke und Verständnis und Liebe für die Volkssprache. Da aber der Redeweise des Volkes, diesem Jungbrunnen jeder lebenden Sprache, diesem naturfrischen Quell echter Poesie, in unserem Deutsch-Unterricht noch immer nicht der geziemende Platz gegönnt wird, so ist jedes Mittel, das den Lehrer in den Stand setzt oder es ihm doch erleichtert, hierfür mehr als bisher zu tun, freudig willkommen zu heißen. Der Unterzeichnete hatte im verfloffenen Schuljahre beim Deutsch-Unterricht in Obertertia Gelegenheit zu beobachten, welche Freude es den Knaben bereitete, als er ihnen nach der Lektüre von Reuters köstlicher Erzählung „Wat bi ne Awwerraschung 'ruute kamen kann“ den Anfang desselben Stückes in steirischer Mundart nach Rosegggers Übertragung vorlas, und mit welcher Lust sie an die Betrachtung der verschiedenen Sprachformen und Ausdrucksweisen nieder- und oberdeutscher Volkssprache gingen. Ja, einige vermochten diese Betrachtung noch durch willkommene Beiträge aus ihrer heimatlichen Mundart zu beleben. Sollte das nicht ein beachtlicher Fingerzeig dafür sein, wie auch die von den Schülern mit gutem Grunde gehaltenen sogenannten deutschen Grammatikstunden zu einer Quelle nützlichen Genusses gemacht werden können? Für solche Übungen wie die hier angedeuteten gibt Wilkes Buch durch seine Betrachtung der deutschen Mundarten (III. Abschnitt, § 110—140, S. 47—83) reichen Stoff, insbesondere in den mundartlichen Sprachproben (§ 140, S. 67—83), die als gute Beispiele für die vorangeschickten Erörterungen sehr geschickt ausgewählt sind und namentlich lehrreiche Einblicke in die Gemütsart der verschiedenen Stämme unseres Volkes gewähren.

Diesem trefflichen Abschnitte, dem eigentlichen Kerne des Buches, gehen zwei andere voran, die von der Lautbildung und Rechtschreibung (I, S. 2—27), sowie vom Lautwandel (II, S. 28—47) handeln. Was der Lehrer hiervon für den Unterricht braucht, wird er zumeist auch in seiner deutschen Schulgrammatik finden. Dem Abschnitt von den deutschen Mundarten folgen drei weitere über

den Inhalt des Wortes (Bedeutung und Bedeutungswandel, IV, S. 83—100), die Form des Wortes (V, S. 100—118), Satz und Stil (VI, S. 118—155) diese enthalten wieder ein reiches und wohlgeordnetes Kapital, dessen Nutzen im Unterricht hohe Zinsen zu tragen vermag. Der VII. Abschnitt (S. 156—192) gibt einen Überblick über die geschichtliche Entwicklung der deutschen Sprache, wobei auf den Wortschatz etwas näher eingegangen wird und 14 Sprachproben (1 gotische, 2 althochdeutsche, 3 mittelhochdeutsche, 8 neuhochdeutsche) beigegeben sind, und ein Anhang (S. 193—207) bringt das Wichtigste vom deutschen Versbau. Ganz besonders möchten wir dem Deutsch-Lehrer noch die vielen Paragraphen angefügten, oft für die Schüler trefflich geeigneten Aufgaben empfehlen. Als Beispiele seien einige genannt: „Suche lautmalende Ausdrücke mit Ablaut aus der Kinder- und Umgangssprache auf“ (§ 90, S. 40). — „Suche volkstümliche Redensarten in einer Schrift von Reuter, von Jeremias Gotthelf, von Peter Rosegger, in Hebels Schatzkästlein“ (§ 136, S. 62). — „Wie drückt das Volk folgende Gedanken aus: Dem geht es schlecht (gut). Dem ist nicht zu trauen. Etwas wird schnell bekannt. Der ist schlau (dumm)?“ — Untersuche an einem Prosastück in Mundart genau die Abweichungen des Ausdrucks und des Satzbaues von der Schriftsprache! — Suche aus den Sprachproben Belege für die Unterschiede der einzelnen Mundarten! Wie unterscheidet sich Groths Plattdeutsch von dem Reuters? — Übersetze einige der mundartlichen Prosastücke in Schriftdeutsch! — Versuche, an einem der Prosastücke alle Unterschiede der Mundart von der Schriftsprache (Laut, Wort, Satz) klarzulegen! — Versuche, ein Lesebuchstück in deine heimische Mundart zu übertragen, ein Erlebnis in der Mundart darzustellen!“ (§ 139, S. 65.) — „Samme volkstümliche Übertreibungen, Vergleichungen, ironische Redewendungen, die in deiner Umgebung gebräuchlich sind! — Stelle zusammen: a) welche Bezeichnungen für Teile des menschlichen Körpers auf andere Dinge übertragen werden; b) welche Teile des menschlichen Körpers nach anderen Dingen benannt sind!“ (§ 153, S. 98.) — „Beweise die Vorliebe der älteren Sprache für selbständige Sätze aus der Bibel, der Umgangssprache, aus Goethes „Götz“, der Volkssprache aus Grimms Märchen, des Briefstils aus Briefen der Königin Luise!“ (§ 189, S. 121.) Die Lösung solcher Aufgaben scheint uns in hervorragendem Maße geeignet, die Aufmerksamkeit der Schüler dauernd und nachhaltig auf den Reichtum und die Schönheit unserer Muttersprache und auf die Eigenart der verschiedenen Teile unseres Volkes, wie sie sich in der Redeweise so naturgetreu und ungekünstelt spiegelt, hinzulenken und ein mit Eifer und Liebe betriebenes Studium unseres edelsten Volksguts zu erwecken. Dazu sind einige der oben angeführten Aufgaben ganz vorzügliche Mittel zur Einführung in die genuß- und fruchtreiche Beschäftigung mit unserer Volksliteratur im besten Sinne. Und endlich veranlassen sie den Schüler, nicht bloß dem in Büchern aufgespeicherten gelehrten Wissen seinen Fleiß zu widmen, sondern ebenso dem Leben, das ihn rauschend umgibt und in tausend Zungen anredet: so lernt er am besten, daß seine herrliche Muttersprache eine lebende ist. Wilke rühmt von den Mundarten in dem



trefflichen Abschnitt über ihre Bedeutung für die Sprachwissenschaft (§ 138, S. 64), daß sie dem Sprachforscher Gelegenheit bieten, gegenwärtiges Sprachlebens zu beobachten. Wir meinen aber, es müsse das Ziel jedes Deutschlehrers sein, in diesem Sinne alle seine Schüler zu Sprachforschern zu erziehen. Denn zu eng gefaßt scheint es uns, wenn der Verfasser die Bedeutung der Mundart für die Schule (§ 139, S. 65) nur darin sieht, daß sie vielfach das beste Mittel sei, um den Kindern zum Herzen zu sprechen, und daß sie in vielen Fällen als Grundlage der grammatischen Belehrungen dienen könne und solle. Warum spricht man denn in der Mundart am besten zum Herzen? Weil aus der Mundart die lebendige Seele der Sprache redet. Daß sie zur innigen Vertrautheit mit dieser Seele unserer Muttersprache verhilft, nicht bloß mit deren Prachtgewand, der Schriftsprache, darin scheint uns die Bedeutung der Mundart für die Schule zu liegen. Wenn einmal die Volkssprache im Unterricht die gebührende Würdigung gegenüber dem Schriftdeutsch gefunden haben wird, so wird man darin das sicherste Zeichen jener richtigen Schätzung unserer Muttersprache erblicken dürfen, die heute leider zumeist noch ein Gegenstand schmerzlicher Sehnsucht ist. Wenn man unserem Unterricht in der deutschen Sprache nicht mehr die Grammatik, sondern Bücher wie die vortrefflichen Schriften Oskar Weises (namentlich „Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen“ und „Ästhetik der deutschen Sprache“) zugrunde legen wird, dann wird die Zeit gekommen sein, wo auch der Deutsche wie der ihm darin weit vorausgeeilte Franzose durch seine Erziehungstätigkeit die theoretisch schon längst gewonnene Erkenntnis, daß es kein besseres Erziehungsmittel gibt als die Muttersprache und daß diese in Wahrheit das wirksamste geistige Band für die ganze Nation ist, praktisch beweisen wird.

Es sind nur wenige Kleinigkeiten, in denen wir mit dem Verfasser nicht ganz einer Meinung sind. Dem Bestreben nach Beseitigung aller entbehrlichen Fremdausdrücke sind auch wir mit Begeisterung für die gute Sache ergeben. Ob aber die grammatischen Bezeichnungen, die wir aus der lateinischen Sprache entnehmen, zu den entbehrlichen Fremdausdrücken gehören und ob man gut tut, „Ergänzungs-, Umstands- und Beifügesätze“ statt Objekt-, Adverbial- und Attributsätze zu jagen, wenn man in derselben Aufzählung „Subjektsätze“ aufführt (S. 123) — das scheint uns doch recht zweifelhaft. Gegen die Neubildung „Eigenschaftswortsätze“ (ebenda) sträubt sich jedenfalls unser Schönheitsgefühl, besonders gegen das vor dem *s* von Sätze höchst beleidigenderweise eingefügte, also keineswegs „euphonische“ *s*; ebensowenig vermögen wir in dem „Wessensfall“ (S. 55) eine glückliche Bereicherung der deutschen Sprache zu erblicken. Zu einem entschiedenen Widersinn aber führt das Streben, die Fremdwörter durch deutsche Ausdrücke zu ersetzen, wenn der Verfasser in dem Satze „Der Bauer hatte seine Kuh auf den Markt getrieben“ das Satzglied hatte als „Ausagewort“ und das Satzglied getrieben als „Ausagereft“ bezeichnet. (S. 128.) Denn nach dem Sinne des Wortes Reft leuchtet es ein, daß die Bezeichnung „Ausagereft“ keinem bestimmten Satzglied zukommen kann,

wie das doch bei „Prädikativum“ der Fall ist; ich brauche ja nur den obigen Hauptsatz in einen Nebensatz zu verwandeln: „als der Bauer seine Kuh auf den Markt getrieben hatte“, um die Bezeichnung von getrieben als „Ausfagerest“ sofort hinfällig zu machen; diese könnte ja hier nur dem Worte hatte zukommen. Sollen wir aber in diesem Falle getrieben hatte nur zusammen als Ausfage bezeichnen, so vermischen wir die Unterscheidung von Prädikativum und Kopula. Auch gegen Wille's Bezeichnung des Satzglieds hatte als „Ausfagewort“ muß man Einspruch erheben; denn die eigentliche Ausfage liegt vielmehr in getrieben, wozu doch hatte nur ein Hilfswort ist. Durchaus berechtigt ist darum auch die von Wille angefochtene (S. 123) Bezeichnung „Prädikatfage“ für Nebensätze, die das Prädikativ vertreten.

Zuweilen führt den Verfasser eine richtige Theorie, wenn er sie überall befolgt sehen will, zu ansechtbaren Folgerungen. So knüpft er an das psychologische Gesetz, „wonach das Bekannte, Nächstliegende vorangestellt, das Neue, Wichtige an das Ende gerückt wird“, die zutreffende Bemerkung: „Im allgemeinen erscheint dem Redenden . . . die Ortsbestimmung wichtiger als die Zeitbestimmung, die Bestimmung der Art und Weise wichtiger als diese beiden.“ (§ 206, S. 132 flg.) Wenn er aber als Beispiel hierfür den Satz anführt: „Er hat sich gestern beim Turnen leicht verlegt“, so ist darauf hinzuweisen, daß hier die Stellung von leicht durch seine Zugehörigkeit zu verlegt (Adverb!) bedingt ist und nicht durch den höheren Grad von Wichtigkeit gegenüber gestern und beim Turnen. Es könnte ja gar nicht heißen: „Er hat sich leicht gestern beim Turnen verlegt.“ Daß dem Verfasser nicht auffiel, wie ungeeignet dieses Beispiel ist, ist um so verwunderlicher, als er selbst unmittelbar darauf das „logische Gesetz“ anführt, „das es verbietet, begrifflich Zusammengehöriges zu zerreißen“.

In der Stillehre sagt Wille bei Besprechung der psychologischen Einflüsse (§ 214, S. 139 flg.): „Starke seelische Erregung äußert sich in Ausrufen, kurzen, abgebrochenen Sätzen.“ Das ist für die Prosa richtig, wenn auch keineswegs unbedingt und in allen Fällen. Wenn aber Wille fortfährt: „Es ist daher immer ein Zeichen von Unnatur, wenn ein Dichter einen Menschen sich in höchster seelischer Erregung in wohlgebauten, langen Sätzen ausdrücken läßt“ und dabei auf Schiller, Uhland und Geibel hindeutet, so ist ihm zu erwidern, daß die dichterische Sprache und zumal die dramatische, die der Verfasser hier offenbar im Auge hat, höhere Aufgaben hat als die kunstlose Nachbildung der platten Wirklichkeit. „Die poetische Sprache kann zwar auch dasjenige, was ein Mensch in einer bestimmten Situation in Wirklichkeit sagen würde, wiedergeben, aber es hieße alle Poesie töten, wenn man verlangen wollte, sie solle sich hierbei begnügen . . . Nicht umsonst nennt man den Dichter den Herzenskündiger. Nicht, was ein bestimmter Charakter in einem gegebenen Moment wahrscheinlich gesagt haben würde, spricht er aus — sondern was bei dem Aussprechen dieses oder jenes Wortes, in der oder der Situation sich in der Seele des Redenden bewegt haben muß. Das ist das Roherz, das der Dichter in seine Formen gießt . . . Der Dichter löst seinen Geschöpfen die

Zunge; nicht, was sie im gewöhnlichen Leben gesagt haben würden, sondern was sie empfunden haben würden, spricht er aus." (Vulthaupt, Dramaturgie des Schauspiels, 1. Band, 6. Aufl., S. 158 flg.)

Zum Schlusse sei nochmals der Wunsch ausgesprochen, daß Wilkes vortreffliches Buch von recht vielen Deutsch-Lehrern für ihren Unterricht verwertet werden und daß es auch an seinem Teile mithelfen möge, diesen Unterricht immer kräftiger und zielbewußter in die Bahnen zu leiten, die uns zur rechten Würdigung unserer wundervollen Muttersprache als unseres edelsten Bildungsmittels führen.

Dresden.

Dr. Bassenge.

Mann, Heinrich: Die Göttinnen oder die drei Romane der Herzogin von Assy. 1. Diana. 2. Minerva. 3. Venus. München, Albert Langen, 1903. 3 Bde. à 3 M.

Der trotz des in ihm ausgeprägten derben Realismus an und für sich interessante und gut geschriebene Roman schildert gesellschaftliche Verhältnisse, die im allgemeinen wohl sehr selten vorkommen dürften; auch kann die allzu große Mannigfaltigkeit der Handlung, sowie der vielfach unvermittelte Wechsel des Schauplatzes und der Personen nicht gerade angenehm berühren. Eingeräumt muß dagegen entschieden werden, daß Verfasser sehr viel Talent im Erzählen und in der Kleinmalerei besitzt. Der Inhalt ist folgender. Violante, Herzogin von Assy, hat keine genügende ernste Beschäftigung, weswegen sie sich der Politik zuwendet, eine Verschwörung in Dalmatien anstiftet, jedoch zur Flucht genötigt wird, nach Italien entweicht und hier bei einem Geistlichen und einem vornehmen Rechtsanwalt angeblich Verständnis und Hilfsbereitschaft zur Ausführung ihrer Pläne findet. Sie hat sich jedoch gänzlich in diesen Personen, die von Charakter falsch und nur durch ihre weibliche Schönheit angezogen sind, getäuscht. Als sie sich nach verschiedenen Liebesabenteuern von ihnen trennt und sich alsdann der Kunst gewidmet hat, findet sie auch an dieser keine Freude und geht so durch das Leben bis an ihren Tod, zwar umdrängt von Freunden und Liebhabern, doch ohne irgendwelche innere Befriedigung und in fortwährender äußerer Unruhe.

Wollstein.

Karl Löschhorn.

### Kleine Mitteilungen.

Am 5. April verschied in Salzwedel der auch um den deutschen Unterricht hochverdiente Direktor des dortigen Königl. Gymnasiums Dr. **Gustav Legerlotz**. Wir werden in einem der nächsten Hefte einen dem Heimgegangenen gewidmeten Nachruf und die Besprechung seiner letzten Übertragungen aus dem Mittelhochdeutschen bringen.

Der **Sächsische Gymnasiallehrerverein** hielt am 5. und 6. April d. J. seine 14. Jahresversammlung in Schneeberg ab. Auf der reichen Tagesordnung befand sich auch das Thema „Die höhere Schule und die Gesundheitspflege“, über das Herr Prof. Dr. Martin Hartmann vom Leipziger König Albert-Gymnasium sprach. Herr Prof. Dr. Hartmann

legte seinem Vortrage folgende Thesen zugrunde: 1. Die Schulhygiene bildet einen notwendigen Bestandteil der Vorbildung der Kandidaten des höheren Schulamts, und ist daher auch in der Staatsprüfung angemessen zu berücksichtigen. 2. Es ist wünschenswert, daß die angestellten Lehrer von Zeit zu Zeit Gelegenheit erhalten, schulhygienische Kurse zu hören, und daß die Literatur der Schulhygiene, entsprechend ihrer praktischen Bedeutung für die Lehrer aller Fächer, bei den Anschaffungen für die Lehrerbibliotheken regelmäßige Berücksichtigung finde. 3. Die Einführung des Schularztes als des sachverständigen Beraters in allen schulhygienischen Angelegenheiten empfiehlt sich auch für höhere Lehranstalten im Interesse der Schüler sowohl als in dem der Lehrer. 4. Es ist dringend erwünscht, die Schüler aller Klassen durch Belehrung wie durch Beispiel zu hygienischem Denken und Handeln zu erziehen, und auch die Mitwirkung des Hauses zu dieser Aufgabe in geeigneter Weise zu gewinnen. 5. Zum Zwecke der einheitlichen Zusammenfassung und Förderung aller die Schulgesundheitspflege betreffenden Bestrebungen empfiehlt sich die Anstellung eines schulhygienischen vortragenden Rates im Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts.

**Allgemeine Staatengeschichte.** Bericht vom Frühjahr 1904. Die Allgemeine Staatengeschichte, als Geschichte der europäischen Staaten von Heeren und Ukert begründet, fortgesetzt von Giesebrecht und Lamprecht, zerfällt bekanntlich seit einigen Jahren in drei Abteilungen: die Geschichte der europäischen Staaten, die außer-europäischen Staatengeschichten und die deutschen Landesgeschichten. Die beiden ersten Abteilungen stehen unter der Redaktion von Professor Karl Lamprecht, die dritte unter der von Dr. Armin Tille in Leipzig. Der Stand der Arbeiten in den einzelnen Abteilungen ist der folgende.

I. Abteilung der europäischen Staatengeschichte. Im verfloßenen Jahre sind der fünfte und sechste Band der Geschichte Bayerns von Professor Riezler in München erschienen. Band 5 behandelt die politische Geschichte der Regierung des Herzogs, dann Kurfürsten Maximilian I. (1597—1651), Band 6 Verfassung, Verwaltung und Kultur des Zeitraumes von 1508 bis 1651. Ferner ist der zweite Band der Geschichte Italiens, von Dr. L. M. Hartmann in Wien, zur Ausgabe gelangt. Im Drucke befindlich ist der erste Band der Geschichte Rumäniens von Professor Jorga in Bukarest. Über den wissenschaftlichen Fortgang der Werke ist das Folgende zu berichten: In der Geschichte Bayerns arbeitet Professor Riezler bereits an dem siebenten Bande; als Inhalt sind die Regierungen der Kurfürsten Ferdinand Maria (1651—1679), Max Emanuel (1679—1726) und Karl Albrecht, als Kaiser Karl VII. (1726—1745), geplant. Von der mittelalterlichen Geschichte Belgiens, von Professor Pirenne in Gent, ist der zweite Band ins Flämische übersetzt worden; die Übersetzung wird in diesen Tagen erscheinen. Inzwischen hat Professor Pirenne für die Allgemeine Staatengeschichte die Fortsetzung des Wertes in die Neuzeit, zunächst in zwei Bänden bis zu dem Ausgange des ancien régime, übernommen. Von ihr wird der erste Band (also der dritte Band des Gesamtwerkes) die Zeit vom Ende des 15. Jahrhunderts bis zur Einnahme Antwerpens durch Alexander Farnese umfassen. Der Verfasser wird das Manuskript dieses Bandes erst etwa in zwei Jahren abschließen können, da insbesondere die Sozialgeschichte sehr eingehende Vorarbeiten erfordert. Von der Geschichte Böhmens hat Professor Bachmann in Prag den zweiten Band, der die Ereignisse von der Hussitenzeit bis zum Prager Fenstersturz des Jahres 1618 umfassen wird, zum guten Teile fertiggestellt. Doch wird er im laufenden Jahre noch nicht erscheinen. Eine Geschichte des byzantinischen Kaiserreiches hat Professor Gelzer in Jena übernommen. Für die Geschichte Hamburgs sind auch in diesem Jahre Dr. Nirnheim und Professor Wohlwill in Hamburg mit archivalischen Vorstudien beschäftigt gewesen; dasselbe gilt für die Geschichte der Hansa, die Professor Stieda in Leipzig bearbeitet. Von der Geschichte der Niederlande, von Professor Blof in Leiden, die in der Staatengeschichte in einer Übersetzung des Pfarrers Houtrouw in Neermeer erscheint, ist der zweite Band in Angriff genommen und schon zu einem beträchtlichen

Teile abgedruckt; er wird im laufenden Jahre erscheinen. Die Geschichte Österreichs, deren Fortsetzung nach dem Tode Hubers von Professor Redlich in Wien übernommen worden ist, wird nach dem Erscheinen des großen Werkes des Verfassers über Rudolf von Habsburg stärker gefördert werden; vorläufig ist Professor Redlich mit dem sechsten Bande beschäftigt. Für die schwedische Geschichte hat Professor Stabenow in Gothenburg das Manuskript des siebenten Bandes, der die Geschichte der Jahre 1718—1771 erzählt, schon vor geraumer Zeit fertiggestellt; nur Schwierigkeiten in der Übersetzung haben verhindert, daß es noch nicht in den Druck gegeben ist. Professor Stabenow ist inzwischen zur Ausarbeitung des achten Bandes fortgeschritten, der die Geschichte der Jahre 1771—1809 enthalten wird. Für die Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft hat sich Professor Dierauer in St. Gallen zur Fortsetzung der mittelalterlichen Bände seines bekannten Werkes entschlossen. Ein Termin für das Erscheinen eines ersten Bandes (dritten Bandes des Gesamtwerkes) kann noch nicht angegeben werden. Die Geschichte Sabiens, welche Professor Fizeel in Wien schreibt, ist so weit fortgeschritten, daß der Abschluß des Manuskriptes im laufenden Jahre erwartet werden kann. Auch für die Fortsetzung der Geschichte Spaniens, von Professor Häbler in Dresden bearbeitet, besteht die Hoffnung, daß ein erster, die Zeit Karls V. behandelnder Band im Laufe dieses Jahres zum Druck gelangt. Und nicht minder wird das Manuskript der Geschichte Benedigs, von Dr. Kreschmayr in Wien, in diesem Jahre in die Presse gehen. An dem zweiten Bande der Geschichte Württembergs endlich ist Herr Archivdirektor Stälin in Stuttgart auch im verfloßenen Jahre weiter beschäftigt gewesen.

II. Außereuropäische Abteilung. Die Geschichte Armeniens, von Dr. Kalbandian übernommen, ist durch den Tod dieses jungen, viel versprechenden Gelehrten zunächst verwaist. Die Geschichte Chinas hat Professor Conrady in Leipzig übernommen und hofft sie durch seine zeitweilige Berufung an die Pekingener Hochschule wesentlich gefördert zu sehen. Von der Geschichte Japans will Dr. Rachob in Grunewald-Berlin einen ersten Band bis zum Ende des Jahres 1904 fertig stellen; er wird das Altertum bis zum Übergang in den Feudalstaat (12. Jahrh.) behandeln. Die Anteilnahme von Professor Sapper in Tübingen an der Geschichte Zentralamerikas ist jetzt dahin geklärt worden, daß er die Geschichte der Reiche der alten mexikanischen und mittelamerikanischen Kulturvölker in einem Bande darzustellen übernommen hat. Das Erscheinen einer Geschichte der Vereinigten Staaten steht nach wie vor in begründeter Aussicht.

III. Landesgeschichtliche Abteilung. In dieser Abteilung ist im Herbst 1903 der erste Band der Geschichte von Pommern (bis 1523) von Martin Wehrmann erschienen; der zweite ist 1905 zu erwarten. Professor Karl Wend in Marburg bearbeitet eine Geschichte von Hessen und Thüringen in zwei selbständigen nebeneinander herlaufenden Bänden, Archivar Redlich in Düsseldorf die Geschichte von Jülich-Berg vom Ausgange des Mittelalters bis zur Vereinigung unter preußischer Herrschaft. Von den österreichischen Ländern wird Steiermark von Direktor Mayer in Graz, Kärnten von Landesarchivar v. Jassch in Klagenfurt, Salzburg von Professor Widmann in Salzburg und Ober- und Niederösterreich von Dr. M. Bancsa in Wien bearbeitet; letzterer hat das Manuskript des ersten Bandes vollendet. Die Geschichte Tirols hat sich Professor v. Voltelint in Innsbruck zu bearbeiten bereit erklärt. Dr. E. Seraphin in Riga bearbeitet die Geschichte von Livland, Estland und Kurland, das Manuskript wird im nächsten Jahre zum Druck kommen. Schließlich schreibt für diese Abteilung Professor Raimund Kaindl in Czernowitz eine zweibändige Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart.

**Eine Bücherstiftung.** Die Verteilung des Werkes „Die Grundlagen des Neunzehnten Jahrhunderts“, von Houston Stewart Chamberlain an Bibliotheken, für die im November 1902 durch einen ungenannten Privatmann eine namhafte Summe gestiftet wurde, ist jetzt abgeschlossen. Im ganzen waren bis Mitte März 1903 2286 Bewerbungen eingelaufen, darunter 1878 aus Deutschland und 408 aus Österreich und dem Auslande.

Nachdem der Stifter angesichts der starken Nachfrage die ursprünglich bereit gestellte Summe von 10 000 M. erhöht hatte, konnten insgesamt 1150 Freie Exemplare des großen zweibändigen Werkes, darunter 1015 gebunden, portofrei versandt werden, die wie folgt verteilt wurden:

An Universitätsbibliotheken und Büchereien wissenschaftl. Institute . . . . .	42
= größere öffentliche und Volksbibliotheken . . . . .	216
= Schul- und Lehrerbibliotheken, Lehrervereine . . . . .	641
= Kirchen- und Predigerbibliotheken usw. . . . .	27
= Büchereien studentischer Korporationen und Vereine . . . . .	85
= " " der Deutschbünde im Auslande . . . . .	67
= Militärische Bibliotheken . . . . .	3
= Arbeiterbildungsvereine . . . . .	10
= andere Vereine und Anstalten . . . . .	59

Auffallend war bei den Bewerbungen zunächst die starke Beteiligung der großen, verhältnismäßig reich dotierten öffentlichen Bibliotheken, die ihre Gesuche vielfach damit begründeten, daß ein vorhandenes Exemplar des Werkes nicht genüge, um die Nachfrage zu befriedigen, daß aber zur Anschaffung weiterer Exemplare die Mittel fehlen. Die zahlreichen Bewerbungen von Schul- und Lehrerbibliotheken lieferten den Beweis dafür, daß in diesen Kreisen das Bildungsbedürfnis weit größer ist, als die vorhandenen Mittel, es zu befriedigen. Hier wird, wie schon die eingelassenen Dankbriefe erkennen lassen, die Stiftung vor allem segensreich wirken.

Bücherstiftungen sind in Amerika und England beinahe etwas Alltägliches, bei uns gehören sie leider noch zu den allergrößten Seltenheiten. Möge das Beispiel des ungenannten Mannes, der für die Verteilung eines guten Buches 15 000 M. hergab, bald Nachahmer finden; der guten Bücher gibt es noch manche, aber sie sind meistens teuer und gerade diejenigen Kreise unseres Volkes, in denen der Bildungstrieb am mächtigsten ist, sind nicht in der Lage, größere Aufwendungen für Bücher zu machen.

## Zeitschriften.

Archiv für Kulturgeschichte. 2. Band. Heft 1. Inhalt: Kinderbriefe einer pommerschen Prinzessin des 16. Jahrhunderts. Mitgeteilt von Archivar Dr. Otto Heinemann in Stettin. — Ein deutscher Jesuit (Jakob Balde) als medizinischer Satiriker. Von Oberlehrer Dr. J. Knepper in Bittsch. — Zur Charakteristik der Menschen des 18. Jahrhunderts. Von Universitätsprofessor Dr. L. Geiger in Berlin.

Euphorion, Zeitschrift für Literaturgeschichte. 10. Band. 4. Heft. Inhalt: Zur Quellenfrage des hürnen Seufrid von Hans Sachs. Von Ely Steffen in Schwerin. (Schluß.) — Briefe eines Berliner Journalisten aus dem 18. Jahrhundert. Mitgeteilt von Ernst Conzentinus in Berlin. (Fortsetzung.) — Görres' Stil und seine Ideenwelt. Von Oskar F. Walzel in Bern.

Allemania, Zeitschrift für alemannische und fränkische Geschichte, Volkskunde, Kunst und Sprache. Band 4. Heft 1/2. Inhalt: Oberlehrer Chr. Aug. Mayer, Köln, Die Heimat des Wessobrunner Gebets. — Archivar Dr. Peter F. Albert, Freiburg, Eine bisher unbekannt gebliebene Handschrift Konrads von Ammenhausen. — Archivar Dr. Karl Osber, Karlsruhe, Johann Peter Hebel's Konfirmation. — Prof. Dr. Ludwig Sütterlin, Heidelberg, Alte Volksmedizin vom mittleren Neckar.

German American Annals. New Series Vol. 2, No. 2. February, 1904. Inhalt: Heidelberg und Studententum. Von Karl Bed.

Deutsche Erde. Zeitschrift für Deutschkunde. 3. Jahrg. 1904. Heft 1. Inhalt: Aufruf zur Ermittlung noch heute gebräuchlicher deutscher Ortsnamen in

fremden Sprachgebieten. — Die Völker-  
**schafft** Preußens. Von Karl Brämer,  
 Geh. Reg.-Rat, Berlin. — Deutschland  
 im Beginn unserer Zeitrechnung. Von  
 Schulrat Prof. Dr. Hermann Töpfer  
 in **S**ondershausen.  
**Pädagogische** Blätter von Kehr,  
 hergegeben von Karl Muthesius.  
 33. Band. 2. Heft. Inhalt: Römpler,  
 Lehrer und Philosoph. — Schiele,  
 Brauch und Spiel in Lied und Reim.  
 33. Band. 3. Heft. Inhalt: Schiele,  
 Brauch und Spiel in Lied und Reim.  
 (Schluß.) — Römpler, Lehrer und  
 Philosoph. (Fortsetzung.)  
 Beilage zur Allgemeinen Zeitung.  
 Jahrg. 1904. Heft 9 (Nr. 48—53).  
 Inhalt: Hamlets Mißtrauen. Von Karl  
 Borinski (München). — Sozial-  
 philosophische Propädeutik. Von Dr. W.  
 v. Biermann (Bonn). — Eremiten-  
 schulen in Altbayern. Von J. S. —  
 Die Erhaltung der Naturdenkmäler.  
 Von P.  
 Heft 10 (Nr. 54—59). Inhalt:  
 Die Gerichtsverfassung der deutschen  
 Schutzgebiete. Von Dr. Karl Neu-  
 meyer. — Über die Aufgabe der Phi-  
 losophie. Von Th. Achelis (Bremen).  
 — Gabriele d'Annunzio und seine dach-  
 terische Entwicklung. Von G. Busolli.  
 Literarische Echo. 4. Jahrg.  
 Nr. 9. Erstes Februar-Heft. Inhalt:  
 Sophie Hoehstetter, Die Optik der  
 Frau. — Max Meyerfeld, Neue eng-  
 lische Bücher. — Rudolf Krauß,  
 Novellenbände. — E. S. Hartwig,

Heimatische Kunstpflege. — F. Ernst,  
 Zur Entwicklungslehre. — Timm  
 Kröger, In alten Geleisen. — Detlev  
 v. Liliencron, Timm Kröger.

— Nr. 10. Zweites Februar-Heft.  
 Inhalt: Franz Diederich, Karl Hendell.  
 — Karl Hendell, Im Spiegel. —  
 A. Müller-Guttenbrunn, Geschichts-  
 Dramen. — Kurt Aram, Zur Psy-  
 chologie der Liebe. — Karl Hendell,  
 Gedichte. — Max Haushofer,  
 Münchener Romane.

— Nr. 11. Erstes März-Heft. Inhalt:  
 A. v. Gleichen-Rußwurm, Der Essai.  
 — Wilhelm Weg, Louis F. Weg. —  
 Arthur Luther, Vater Brjussow. —  
 Georg Wittowski, Goetheschriften. —  
 Camill Hoffmann, Neue Lyrik.

— Nr. 12. Zweites März-Heft. Inhalt:  
 Hans Landsberg, Feindliche Brüder.  
 — Erich Meyer, Französische Romane.  
 — Paul Kaché, Jena oder Heidel-  
 berg? — Wilhelm Holzamer,  
 Balladen. — Richard M. Meyer,  
 Thoreau in Deutschland. — U. v. Wila-  
 mowiz-Möllendorff, Die Medea des  
 Euripides.

Zeitschrift des Allgemeinen Deut-  
 schen Sprachvereins. 19. Jahrg.  
 Nr. 3. Inhalt: Ein neuer Widersacher.  
 Von Oskar Streicher. — Dorpater  
 Studentendeutsch. Von Oberlehrer Max  
 Boehm. — Milieu (Schluß). Von Ober-  
 lehrer Karl Gomolinsky. — Kleine  
 Mitteilungen. — Zur Schärfung des  
 Sprachgefühls.

## Neu erschienene Bücher.

Ehr-Pfeifer, Das Wichtigste aus der  
 Rechtschreibung und Sprachlehre in Bei-  
 spielen, Regeln und Übungen. Gotha,  
 Thienemann, 1903. 172 S.  
 E. Sandbach, Nibelungenlied and  
 Gudrun. London, David Nutt, 1903.  
 200 S.  
 H. S. Meyer-Schuster, Deutsches Lese-  
 buch. 4. Teil (Untertertia). 8. Aufl.  
 Hannover, Helwingsche Verlagsbuch-  
 handlung, 1904. 240 S.

Dr. H. Gaudig, Schiller, Wilhelm Tell.  
 Schulausgabe. Leipzig, V. G. Teubner,  
 1903. 144 S.

Dr. G. Fried, Goethes Gedichte in Auswahl.  
 Schulausgabe. Leipzig, V. G. Teubner,  
 1903. 168 S.

Helene Otto, Die Nibelungen Sage, in  
 der Sprache der Beihnährigen erzählt.  
 1. Band: Sigfrids Sage, 110 S.; 2. Band:  
 Hilibrants Sage, 103 S. Leipzig, K. G.  
 Th. Scheffer, 1904.

- Berthold Otto, Beiträge zur Psychologie des Unterrichts. Leipzig, K. G. Th. Scheffer, 1903. 342 S.
- Berthold Otto, Ein innerer Feind (Hauslehrer-Schriften 3). Leipzig, K. G. Th. Scheffer, 1903. 85 S.
- Dr. Gustav Vegerloß, Wolfram von Eschenbachs Parzival, im Auszuge übertragen und erklärt. Vielesfeld-Leipzig, Velhagen & Klasing, 1903. 259 S.
- H. Böschhorn, Franz Grillparzers Sappho. Schulausgabe. Vielesfeld-Leipzig, Velhagen & Klasing, 1903. 91 S.
- Dr. D. Meisner, Briefe Goethes und Schillers in Auswahl. Vielesfeld-Leipzig Velhagen & Klasing, 1904. 178 S.
- Dr. Rudolf Franz, Hilfsbuch zu Schiller. Vielesfeld-Leipzig, Velhagen & Klasing, 1903. 196 S.
- Dr. Ernst Wasserzieher, Shakespeares König Richard III. Leipzig, H. Bredt, 1904. 86 S.
- Dr. G. Fried, Lessing, Minna von Barnhelm. Schulausgabe. Leipzig, B. G. Teubner, 1903. 115 S.
- Dr. Adolf Genius, Shakespeares Hamlet. Schulausgabe. Leipzig, H. Bredt, 1904 141 S.
- Dr. D. Weber, 1848. Sechs Vorträge. Leipzig, B. G. Teubner, 1904. 138 S.
- Wilhelm Sieverts, Die begriffliche Methode im Leseunterricht. Leipzig, K. G. Th. Scheffer, 1903. 58 S.
- Wie wir unsere Heimat sehen. Herausgegeben vom Verein der Leipziger Zeichenlehrer. Leipzig, K. G. Th. Scheffer, 1903. 46 S.
- Kunsterziehung, Ergebnisse und Anregungen des 2. Kunsterziehungstages: Deutsche Sprache und Dichtung. Leipzig, R. Voigtländer, 1904. 284 S.
- Paldamus, Deutsches Lesebuch. Ausg. C. IV. Teil: Quarta. 16. Aufl. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg, 1904. 392 S.
- Edward Stilgebauer, Götz Krafft, Die Geschichte einer Jugend. I. Mit tausend Raften. Berlin, Rich. Bong. 416 S.
- Prof. Dr. D. Lyon, Auswahl deutscher Gedichte. 3. Aufl. Vielesfeld-Leipzig, Velhagen & Klasing, 1903. 527 S.
- Dr. Fr. Schwend, Gymnasium oder Realschule? Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff), 1904. 98 S.
- Helene Otto, Fias, in der Sprache der Zehnjährigen erzählt. Leipzig, K. G. Th. Scheffer, 1904. 114 S.
- Prof. Dr. W. Knögel, Boß' Luise und die Entwicklung der deutschen Idylle bis auf Heinrich Seibel. Beilage zum Programm des Lessing-Gymnasiums zu Frankfurt a. M., 1904. 45 S.
- H. Hoffmann, Der Unterricht im Deutschen im ersten Schuljahre. Berlin W. 35, Carl Meyer (Gustav Prior), 1904. 94 S.
- Prof. Th. Schauffler, Althochdeutsche Literatur. Sammlung Götschen. 3. Aufl. Leipzig, G. J. Götschen, 1904. 160 S.
- Ernst Hahn, Die Strafrechtsreform und die jugendlichen Verbrecher. Dresden, v. Zahn und Jaensch, 1904. 46 S.
- Berthold Otto, Fürst Bismarcks Lebenswerk. Leipzig, K. G. Th. Scheffer, 1903. 94 S.
- Prof. Ludwig Bräutigam, Die neue Kunstkritik. Kassel, Georg Weiß, 1904. 52 S.
- H. Montanus, Gangstücke aus dem Erzgebirge. Annaberg, Grajersche Buchhandlung (Richard Liesche), 1903. 160 S.
- Dr. Paul Stöhrner, Das öffentliche Unterrichtswesen Deutschlands in der Gegenwart. Sammlung Götschen. Leipzig, G. J. Götschen, 1901. 168 S.
- Max Manitius, Scheffels Ekkehard und die Sanktgaller Klosterchronik. Sonderabdruck aus Westermanns Monatsheften. Februarheft (Nr. 569), 1904. Braunschweig, G. Westermann, 1904.
- Dr. Vogel, Geschichtsfäden für Sexta. Erzählungen aus der Sage und Geschichte Griechenlands. Leipzig, B. G. Teubner, 1904. 60 S.
- Dr. Vogel, Geschichtsfäden für Quinta. Erzählungen aus der Sage und Geschichte Roms. Leipzig, B. G. Teubner, 1904. 80 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-N., Fürstenstraße 52L.



## Grillparzer als Dichter geschichtlicher Dramen.

Von Dr. Gerhard Heine in Bernburg.

(Schluß.)

### III. Ein Bruderzwist in Habsburg.

Diese Tragödie hat mit den oben besprochenen das gemeinsam, daß ihr Schwerpunkt in der Charakteristik liegt. Der Charakter Rudolfs ist einer der fesselndsten unter allen, die Grillparzer geschaffen hat. Das Stück unterscheidet sich von jenen zunächst dadurch, daß die Entwicklung des Charakters weniger eng mit dem Fortschritt der Handlung verknüpft ist: fast wie zwei selbständige Größen stehen sich die äußere Handlung und die Charakteristik Rudolfs gegenüber. Ferner ist die Zusammenfassung der Handlung in diesem Drama loser. Die Nebenhandlung, von Don Cäsar geführt, beansprucht ein selbständiges Interesse; die Fäden, die sie mit der Haupthandlung verknüpfen, sind locker.

Im folgenden wollen wir zunächst die Entwicklung der Haupthandlung einschließlich der Nebenhandlung betrachten, um sodann dem Charakter Rudolfs unsere besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

Die Haupthandlung ist kurz im Titel zusammengefaßt: sie behandelt den Bruderzwist im Hause Habsburg. Matthias lehnt sich erfolgreich gegen seinen Bruder, Kaiser Rudolf II., auf und gewinnt trotz der Gegnerschaft Leopolds die Herrschaft.

Damit lose verflochten ist die Nebenhandlung: Don Cäsar, des Kaisers natürlicher Sohn, glaubt sich in seiner Liebe zu Lucretia getäuscht, tötet diese und wird von Rudolf gerichtet.

Diese Nebenhandlung beginnt die Tragödie in der ersten Szene.

I Akt. Der Feldmarschall Rußwurm ist verhaftet, weil er seinen Gegner erschlagen hat. Da dieser zugleich Don Cäsars Nebenbuhler ist, ebenso wie Rußwurm sein Freund, so fühlt Don Cäsar trotzig und triumphierend die Tat wie seine eigene und will den Freund mit Gewalt dem Arm der Gerechtigkeit entreißen. Lucretia, die mit ihrem Vater erscheint, muß seine leidenschaftlichen Schmähungen wegen der Begünstigung, die sie dem Toten habe zu teil werden lassen, erdulden. Die Szene charakterisiert die trotzig-gefehllosigkeit und leidenschaftliche Willkür Don Cäsars. Im dritten Aufzug spricht Rudolf von Cäsar das Wort:

Der freche Sohn der Zeit. — Die Zeit ist schlimm,  
Die solche Kinder nährt, und braucht des Zügels.

Das Wort spricht aus, was diese Szene darzustellen beginnt, und zeigt zugleich die symbolische Bedeutung Don Cäsars als einer Verkörperung der willkürlichen und ungezügelter Strebungen der Zeit. Wir sehen dar zugleich eine Beziehung, die diese Nebenhandlung mit der Haupthandlung verknüpft, deutlicher noch ausgesprochen in folgenden Worten Rudolfs:

Deucht mir doch manchmal grimmiges Vergnügen,  
Mit ihm zu ringen, in des Argen Brust  
Die Keime aufzusuchen der Verkehrtheit,  
Die ihm geliehn so wildverworrne Welt.  
Die Zeit kann ich nicht bänd'gen, aber ihn,  
Ihn will ich bänd'gen, hilft der gnäd'ge Gott.

Innerhalb der folgenden Szene ist diese Handlung weitergeführt. Cäsar bringt ungestüm in das kaiserliche Schloß ein, verlangt vom Kaiser Aufhebung des Urteils, „das Unsinn ist, Verrücktheit, Gotteslästerung und schilt den Erschlagenen, der „ein Weiber-, Pfaffendiener, ein Heuchler und ein Schurk“ sei. Das Urteil wird vom Kaiser bestätigt, und die Frechheit seines Auftretens erregt Rudolfs höchsten Zorn, dessen Folge Don Cäsar zunächst entzogen wird.

Wir haben um der Übersichtlichkeit willen diese Fortführung der ersten Szene vorausgenommen; in Wahrheit schließt sie sich nicht an die erste Szene an, sondern ist in die zweite eingeflochten. Die Haupthandlung beginnt mit dem Auftreten des Erzherzogs Matthias und des vielgewandter tatkräftig listigen Kleisel. Die Vorgeschichte, die zwischen Matthias und Kleisel zur Sprache kommt, gibt uns ein Bild des abenteuernden und nicht so kleinmütigen Matthias und erläutert so Rudolfs späteres Wort:

Wir beide haben  
Von unserem Vater Tatkraft nicht geerbt.  
— Allein ich weiß es, und er weiß es nicht.

Matthias kehrt heim von einer mißglückten Abenteuerfahrt nach den Niederlanden; für den Augenblick von seinem Ehrgeiz geheilt, will er seinen Erbtheil entsagen und sich in die Stille und den Frieden der Herrschaft Steier zurückziehen.

Nun allzuwenig, wie nur erst zu viel,  
So treibt ihr euch denn stets im äußersten,  
O Maximilians unweise Söhne!

In dieser entmutigten Seele versucht Kleisel die Flamme des Ehrgeizes und der Macht neu anzufachen: in Ungarn soll Matthias ein Kommando erbitten, um dadurch Macht zu erlangen. Aber erst das Erscheinen d

Erzherzogs Ferdinand aus Steiermark regt die Eifersucht in Matthias genügend auf, um ihn Klesels Wünschen geneigt zu machen. Freilich beim Kaiser findet zunächst selbst seine Bitte um Verzeihung und seine Bereitwilligkeit, seinen Rechten zu entsagen, höchst ungnädiges Gehör. Erst infolge der allerdings zurückhaltenden Fürsprache Ferdinands läßt sich der Kaiser bereit finden, Matthias das Kommando in Ungarn zu geben. So weit gedeiht die Haupthandlung in diesem Aufzuge. Daneben aber wird erstens die Exposition weiter geführt: wir werden über die Lage der Dinge, den Streit der Konfessionen und die Ungarngefahr unterrichtet. Zweitens wird Kaiser Rudolf teils in seinem Auftreten, hauptsächlich aber in seinen eigenen Reden charakterisiert. Drittens tritt in Erzherzog Ferdinand der Vertreter der streng katholischen, glaubenseifrigen und harten Partei auf, der Mann, dem die Zukunft gehört. Was Rudolf in der Schwäche seines Willens nicht vermag und in der Vornehmheit seiner Seele nicht mag, die Keterei mit roher Gewalt auszurotten, das hat dieser kalte Fanatiker schon fertig gebracht, und er ist gekommen, um dem schwachen Oheim etwas von seinem Geiste einzuhauchen; er versteht nicht, daß nicht nur die Schwäche des Entschlusses, sondern auch das warme Gefühl der Menschlichkeit in dem Kaiser ihm entgegenstehen. Mehr Zuneigung bringt der Kaiser dem Bruder Ferdinands, dem jugendlich frischen Leopold entgegen. Noch ein liebevoller Gruß trifft diesen von dem Kaiser, der schon auf dem Wege zum Gottesdienste ist.

Drei Gestalten verschiedener Art sind vor uns erstanden: Rudolf, im Besitze der Macht, schwach, aber menschlich fühlend, edel und innerlich; Matthias voll hoher Pläne, ohne nachhaltige Kraft, aber geleitet von dem schlaunen und tatkräftigen Klesel. So wird er dem Kaiser gefährlich werden. Triumphieren aber wird am Ende die finstere Gestalt Ferdinands mit der harten Faust und der Tatkraft des Fanatikers.

II. Akt. Die Nebenhandlung Don Cäsars ist im zweiten Aufzuge teils in die Haupthandlung eingestreut, teils nimmt sie fast selbständig eine Szene, die letzte, in Anspruch. Don Cäsar wirbt Soldaten zu einem heimlichen Überfall. Dieser gilt Lucretia, die von ihrem Vater der Verfolgung Don Cäsars entzogen werden soll und in die Nähe des Kriegsschauplatzes gekommen ist. Der Plan Don Cäsars mißlingt, er selber wird gefangen und soll nach Prag gebracht werden.

Die Haupthandlung selber erfährt eine wichtige Förderung: die Keime, die der erste Akt gelegt hat, gehen auf. Matthias benutzt seine Machtstellung, um in Widersetzlichkeit gegen den Kaiser sowohl die Macht zu erweitern, als sich eine feste Stellung zu verschaffen. Der eigentliche Leiter dieses Handelns ist Klesel.

Der erste Teil des Aktes stellt uns den Zustand des geschlagenen Heeres dar: das Mißtrauen gegen die Heeresleitung, den Versuch Leopolds, einen Teil des Heeres zur Verstärkung seiner Rüstungen zu gewinnen, die Glaubenszwistigkeit, die nur vor dem Kameradschaftsgefühl des gemeinen Soldaten verschwindet. Zugleich zeigt sich, wie schwierig die Stellung Klefels ist, um so viel schwieriger, als Matthias ein Opfer der Niederlage geworden zu sein scheint und die übrigen Erzherzöge den klugen und listigen Mann mißtrauisch und scheel ansehen.

Der zweite Teil zeigt uns zunächst Matthias gerettet: das Gefühl einer glücklich überstandenen Gefahr hat seine Abenteuerlust, die Schmach der Niederlage sein Verlangen nach Siegeslorbeeren noch gesteigert. Wenn's nach ihm ginge, würde das geschwächte Heer zu neuem Angriff und ins Verderben geführt. Dagegen aber steht Klefels Plan: der Sultan braucht den Frieden, Matthias soll mit dem Frieden Macht und Einfluß in Ungarn gewinnen, die österreichischen Stände beides Glaubens werden sich dem Retter in der Not in die Arme stürzen; diese Arme aber haben Hände, die dann nach der Macht greifen sollen. Der Gegensatz, in dem Klefel zu seinem Herrn steht, scheint seinen Plänen den Hals zu brechen. In den Händen dieses gewiegten Diplomaten aber wird er gerade das Mittel, zum Ziele zu gelangen. Seinen schlaun Schachzügen folgen wir in der Beratung der Erzherzöge. Gegen den Willen des Kaisers sind diese hier zusammengekommen: der behäbige, spaßige Epikureer Max mit dem guten Herzen, der glaubenseifrige, gewissenseuge Ferdinand und der kaisertreue Leopold. Mit Widerstreben haben sie sich zur Unterredung verstanden, voll Mißtrauen gegen die Machtbestrebungen des Bruders und seines Helfershelfers Klefel. Der Gegensatz zwischen beider Absichten, der alsobald kund wird, muß zunächst dieses Mißtrauen abschwächen; sodann aber muß sich der Plan des Matthias in dessen Begründung und Ausführung als so kindisch und unausführbar erweisen, daß der Friede mit dem Sultan als der einzig gangbare Weg übrigbleibt. Auch Ferdinand wird auf diesen Weg gezogen durch die Hoffnung, daß im Frieden der innere Glaubenszwist um so leichter und kräftiger unterdrückt werden könne; es ist derselbe Grund, um dessentwillen Rudolf den Friedensschluß scheut.

Alles, was zum Friedensschluß nötig ist, erweist sich als wohl vorbereitet durch Klefel. Sodann weiß Klefel auch die Früchte dieser Verhandlung für seinen Herrn zu ernten. Durch ihren Entschluß werden die Erzherzöge in Gegensatz zum Kaiser kommen — daß dieser Entschluß nicht mehr rückgängig gemacht werden kann, dafür ist von Klefel gesorgt —, nun aber muß einer mit Vollmacht bekleidet werden, um auch gegen den

Kaiser zu handeln, wenn die Not es gebietet. Daß Matthias diese Macht erhält, ist das Werk Klesels; aber auch hier gelangt er nur auf gewundenem Wege listig zum Ziel, indem er wiederum durch scheinbaren Gegensatz gegen seinen Herrn dem Argwohn der anderen begegnet. Das Verhalten der Erzherzöge ist am Schlusse der Beratung recht verschieden: Max läßt sich am wenigsten in seinem inneren Gleichgewichte stören, Ferdinand fühlt Bedürfnis nach seinem Beichtvater, Leopold dagegen, „sein Wehrgehent zurecht richtend“, ist zum Schutz des Kaisers entschlossen.

Klesel hat seine Absichten verwirklicht; auch gegenüber dem unwilligen Matthias, der seine Schachzüge noch nicht durchschaut, ist er der Überlegene. Nun aber gilt's, die gewonnenen Vorteile auszukaufeu, und der Geschäftige und Vielgewandte begibt sich sogleich an die Arbeit. Matthias dagegen ist nicht der Mann der nüchternen Tatkraft:

Ein Meer von Bildern schwimmt vor meiner Seele.

III. Akt. Die Nebenhandlung wird nur leise berührt im dritten Akt. Don Cäsar ist in Prag gefangen. Der Kaiser sagt Lucretias Vater, Prokop, Schutz zu:

Vor Cäsar lebt nur künftig sicher,  
Ich will ihn hüten wie des Auges Stern.  
Und hört ihr einst, er sei zur Nacht gestorben,  
So denkt nur: seine Krankheit hieß Verbrechen,  
Und Strafe war sein Arzt.

Die Haupthandlung wird zunächst durch die Berichte weiter geführt, die Herzog Julius von Braunschweig und sodann Prokop dem Kaiser von dem bisherigen Verlauf der Dinge geben. Erst mit dem Auftreten der Abgeordneten der böhmischen Stände und des Erzherzogs Leopold entwickelt sie sich vor unseren Augen weiter.

Mitten in den Wirren der Zeit will Kaiser Rudolf der Pflege der stillen Ideale des Herzens leben. Der Türkenkrieg war ihm ein willkommenes Ventil, den gärenden Leidenschaften einen Ausgang zu verschaffen und so den Frieden und die Ordnung im Inneren zu erhalten. Gegen seinen Willen ist der Friede geschlossen. Der Bitte des Herzogs Julius, die Glaubensfreiheit zu gewähren, will er nicht entsprechen: zu sehr hat sich Glaubensmeinung mit dem Streben nach Macht und Unordnung verbunden. Den Mitteilungen über die Fortschritte Matthias' setzt er Zweifel entgegen, bis Prokop als Augenzeuge sie bestätigt. Beide Oesterreich haben Matthias gehuldigt, die ungarischen Magnaten haben ihn als König begrüßt, die Protestanten Mährens haben ihn als Retter in der Not aufgenommen, Klesels Tatkraft und List stehen hinter ihm. So häufen sich für Rudolf Schlag auf Schlag die gefahrbringenden Nachrichten, da meldet

schon der Kämmerer Rumpf, daß Matthias, durch Meuterer verstärkt, auf Prag zieht und die Stadt selbst in Bewegung ist, und daß die böhmischen Stände versammelt sind, um dem bedrängten Kaiser den Majestätsbrief abzutragen. Deren Vertreter erscheinen, um ihr Anliegen vorzubringen. Entschlossen bestehen sie auf ihrem Verlangen, und Rudolf unterzeichnet. Hat er sich früher um der Ordnung und des Friedens willen geweigert, Glaubensfreiheit zu gewährleisten, so gesteht er jetzt ihre Forderungen zu, um durch seine Nachgiebigkeit den Bürgerkrieg zu verhüten. Freilich ist's nicht dies allein; auch seine nach innen gekehrte Seele bebt vor tatkräftigen Schritten zurück, sie ist des scharfen Entschlusses unfähig. So erschüttert ihn der Kanonendonner, der draußen ertönt, aufs tiefste, den Mord, den Bürgerkrieg sieht er hereinbrechen und ist bereit, zugunsten des herrschsüchtigen Bruders auf die Macht zu verzichten; in Böhmen will er in Frieden das Ende seiner Tage erwarten. So weit die Nachgiebigkeit. Nun kommt mit Erzherzog Leopold der Umschwung von kurzer Dauer und von verhängnisvollen Folgen. Wie Matthias Klefels bedarf, um zum Ehrgeiz die Tatkraft zu gesellen, so Rudolf des feurigen Willens Leopolds. An die im Gefühle roh verletzte Majestät tief gekränkte Seele Rudolfs wendet sich Leopold. Er hat ein Kriegsheer gesammelt und bietet es zum Schutze des Kaisers an, und während schon Klefel erscheint in der Erkenntnis, daß der Kaiser jetzt zur Nachgiebigkeit gezwungen ist, da ringt der stürmische Jüngling dem Oheim die Einwilligung ab, sich auf sein Heer zu stützen, die Einwilligung in das Schlimmste:

Zu handeln, da's zu spät.

Und ob auch die rasche Aufwallung berechtigten Zornes, aber unbesonnenen Handelns in Rudolf sich schnell wieder legt, ja seine rasche Einwilligung ihn in leidenschaftliche Reue stürzt: es ist zu spät, mit dem schriftlichen Willen des Kaisers bleibt Leopold zurück, und Herzog Julius spricht vergeblich das unheilverkündende Wort:

Kommt ihr ins Land mit fremdgeworbenen Truppen,  
So gärt der Aufruhr neu, des Kaisers Gegner  
Benützen es zu seinem Untergang.  
Es ist zu spät!

Der Warner hat recht. Der Schluß des Aufzuges mit dem Rufe des Volkes:

Vivat Matthias! Hoch des Landes Recht!]

zeigt uns den ehrgeizigen Empörer auf seiner Siegeslaufbahn.

IV. Akt. Die Nebenhandlung findet im vierten Aufzuge ihren Abschluß. Erzherzog Leopold ist mit dem Passauer Heere in die Stadt gedrungen, und Cäsar ist von Soldaten aus seiner Haft befreit worden. Während Protokop

sich der Verteidigung der Stadt gegen die Eindringlinge widmet, dringt der ärgste Feind in sein Haus zu der verlassenen Tochter. Der Bürgerkrieg ist entfesselt, die Ausgeburt dieser verworrenen Zeit, mit ihr auch Cäsar, den der Kaiser nannte den frechen Sohn der Zeit. Gelöst fühlt er sich von allen Banden, die ihn an das Leben knüpften, vom Vater verleugnet, vom geliebten Weibe verschmäht, die Leidenschaften und die heißen Wünsche hat er niedergezwungen oder glaubt sie hinter sich liegen, und eine höhnische Verachtung des Lebens und seiner Werte, die ihm als subjektive Trugbilder erscheinen, ergreift ihn. Ein Mann, der mit der Ehrfurcht, mit dem Glauben, mit dem Ernst gebrochen hat, in dem noch die leidenschaftliche Neugierde des Wissenwollens lebt, dessen nur scheinbar verschüttetes Gefühlleben aber leicht von der Sehnsucht nach vergangenen schönen Eindrücken bewegt wird, so steht er da als ein Zerrbild verworrener Strebungen einer in ihrem Subjektivismus haltlosen Zeit. Die Leidenschaften, die er vergangen glaubt, werden wach hier in dem Hause, wo er sich getäuscht meint: er tötet Lucretia. Die Dämpfung des inneren Krieges bedeutet auch seine Fesselung: gefangen wird er abgeführt. Als er nun im Kerker tobt, wo man ihm zur Ader gelassen hat, und er den Verband in leidenschaftlichem Lebensüberdruß sich von den Adern reißt, da vollzieht der Kaiser das Gericht: den Schlüssel, der dem Arzte zu dem Todwunden Einlaß verschaffen soll, wirft er in den Brunnen, und Cäsar scheidet aus dem Leben „wie ein verzehrend, reißend Tier“. Der Kaiser hat das Wort wahr gemacht:

Die Zeit kann ich nicht bänd'gen, aber ihn,  
Ihn will ich bänd'gen, hilft der gnäd'ge Gott.

Herzog Julius spricht das Wort:

O, daß er doch mit gleicher Festigkeit  
Das Unrecht ausgetilgt in seinem Staat,  
Als er es austilgt nun in seinem Hause.

Die Haupthandlung zeigt uns, wie die unheilvollen Prophezeiungen des Herzogs Julius in Erfüllung gehen: Kaiser Rudolf wird, zum Teil infolge seiner Zustimmung zu Leopolds Plänen, der Macht beraubt und erliegt seinem Schicksal.

Im Beginn des Aktes sehen wir, daß Leopolds Truppen in der Stadt sind und daß Aussicht ist, diese zu überrumpeln. Durch den Grabstein sind sie eingedrungen, über die Brücke der Moldau will ein zweiter Zug eindringen. Dieser Plan wird durch die Wachsamkeit und den Mut der Bürger vereitelt. Das Doppelspiel, das Rudolf getrieben hat, hat seine Stellung unhaltbar gemacht. Keine Hilfe von auswärts mehr zu hoffen, die Blicke der Sieger auf Matthias gerichtet, „derzeit noch von Ungarn

König, Und bald von Böhmen, denk' ich, etwa auch", so spricht Thun wohl die allgemeine Stimmung aus. Der Umstand, daß der Einfall durch den Hradschin erfolgte, wird Grund und Anlaß, die königliche Burg zu besetzen. Der Kaiser ist ein Gefangener. Mit liebevoller Zusprache i Herzog Julius um ihn, in dem Schmerz und Zorn kämpfen, beschäftigt und weist hin auf die mögliche Hilfe des Reiches und die Vermittelung der übrigen Erzherzöge. Kein Wort entringt sich in dieser Szene den Lippen des Kaisers, als dies eine, da er den Schlüssel zu Cäsars Kerker in den Brunnen wirft:

— Er ist gerichtet,

Von mir, von seinem Kaiser, seinem — Herrn.

Ein kurzes Wort, mit starker Stimme begonnen, mit zitternder, vor Weinerstickter vollendet, zeigt es den Kampf der Gefühle in dieser tief verwundeten Brust.

Die letzte Szene zeigt uns zuerst, wie von den Böhmen die Gefangenschaft des Königs bewacht wird. Jeder Ausgang wird verschlossen oder bewacht, zu verhüten, daß der König,

Der aus sich selbst wohl Schlimmes nie begehrt,  
Nicht von Verrätern heimlich weggebracht,  
Zur Fahne diene feindlichem Beginn.

Zum Unglück gesellt sich die Schmach; der König fühlt sie bitter, als er die mit Bohlen verammelte Thür sieht, und der Schmerz weicht dem Ingrimm der verletzten Würde; bitter kränkt ihn der Undank der Stadt, die er geschmückt und erhöht hat, und kommendes Unheil steigt in klarem Gesicht vor seiner Seele auf.

Das Vorhaben der nun auftretenden Erzherzöge Max und Ferdinand, zu vermitteln und ihm Recht zu schaffen, wird von ihm abgewiesen. Mit der unendlichen Milde eines Mannes, dessen ruhig schwermütiges Auge über das Getriebe der Welt schaut, nimmt er ihre Bitte um Verzeihung nicht an, stellt sich vielmehr in eigenem Schuldgefühl an ihre Seite.

Nur einen tadl' ich, den ich hier nicht nenne;  
Den ich verachtet einst, alsdann gehaßt  
Und nun bedaure als des Jammers Erben.  
Er hat nur seiner Eitelkeit geströhnt,  
Und dacht' er an die Welt, so war's als Bühne,  
Als Schauplatz für sein leeres Heldenpiel.

Mit seiner eigenen Aufgabe in der Welt hat er abgeschlossen. Mit ruhiger Ergebung entsagt er der Macht, die Matthias ihm entriß, sowie der, die Matthias erstrebt: der Krone in Böhmen. Schon die Idee des einen, die Teile zusammenfassenden Königtums läßt ihn auch auf diesen letzten



Teil der Macht verzichten. Vor allem aber ist er schaffens- und lebens-  
müde, die innere Kraft der Seele ist gebrochen:

Es währt nicht lang, ich fühl' es wohl, denn Unbarm  
Gräbt tiefer als des Totengräbers Spaten.

Während er noch mit Worten tiefer, sinnender Weisheit vom Leben und  
dem Innenleben der Seele spricht, fallen schon die Schatten des Todes  
auf ihn. Da löst sich auch die letzte Bitterkeit und der letzte Schmerz in  
dieser so edlen und feinen Seele:

Rudolf:

Nicht Kaiser bin ich mehr, ich bin ein Mensch  
Und will mich laben an dem Allgemeinen.  
Wie wohl, wie gut! Und unter mir die Stadt  
Mit ihren Straßen, Plätzen, voll von Menschen.

Julius:

Und gabt ihr erst den Fluch in euerm Zorn.

Rudolf:

Tat ich's? Nun ich bereu's. Mit jedem Atemzug  
Saug' ich zurück ein vorschnell rasches Wort,  
Ich will allein das Weh für alle tragen.  
Und also segn' ich dich, verlockte Stadt,  
Was Böses du getan, es sei zum Guten.

Eine Erinnerung aus der Jugendzeit taucht auf, jener Augenblick, da er,  
von Spanien kommend, zum erstenmal mit offenen Armen die Küste des  
teueren Vaterlandes, Deutschlands, auftauchen sah; ähnlich ist der jetzige  
Augenblick: am Rand der Ewigkeiten dünkt ihm ein Land aufzutauhen,  
das himmlische Vaterland, und er eilt ihm entgegen.

V. Akt. Der Bruder ist tot, Matthias ist am Ziele seines Strebens.  
Der letzte Aufzug stellt dar, wie der Höhepunkt seiner Macht zugleich der  
Tiefpunkt seines Glückes ist, ja, wie seine Macht nur eine Scheinmacht  
ist; ein anderer aus härterem Stoffe, Ferdinand, und neben ihm Wallen-  
stein treten auf und ergreifen die Zügel, die seine matte Hand nicht fest-  
zuhalten weiß.

Der erste Teil zeigt uns, wie Matthias seines starken Helfers, Klesels,  
beraubt wird. In Ferdinand und Klesel treten die beiden Gegensätze sich  
entgegen. Beide zwar von gleicher Entschlossenheit in der Verfolgung  
ihrer Ziele, aber die Ziele sind verschieden. Klesel ist der große Real-  
politiker; die vorhandenen Gegensätze der Glaubensmeinung erkennt er an,  
die gewaltigen Kräfte, die in der protestantischen Bewegung stecken, will  
er nicht vernichten, das hieße Vaterland und Macht schwächen, sondern  
er will sie als berechtigt anerkennen, will Staatsleben und Wissenschaft  
trennen von den Sachen des Glaubens und seinem Streit und über den

Gegensätzen die großen Werke des Friedens und eine starke Macht erbauen. Daß er an dieser Macht Anteil hat, ist selbstverständlich. Herrschsucht und Pflichteifer sind dabei nicht klar zu scheiden, ebensowenig wie bei den meisten bedeutenden Gestalten der Geschichte. Ferdinand stirbt mit der Einseitigkeit des Fanatikers nur auf den einen Punkt, die Reinheit des Glaubens und die Vernichtung der Ketzer. Ist Kleisel nicht wählerisch in seinen Mitteln, so werden für Ferdinand, dessen Gewissen sonst wohl dem Ehrgefühl und der Scham zugänglich ist, die Mittel eben durch diesen Zweck geheiligt. So muß denn Kleisel hinweg, ein rücksichtsloser Gewalttätiger führt ihn auf die Festung Kuffstein. Der schwache Matthias wird vor die vollendete Tatsache gestellt und findet sich damit ab;

Ihm hat die Herrschaft aufgedrückt die Mäkel,  
Die sie der Kön'ge besten nur erspart:  
Unsicherheit und Mangel an Entschluß.

Sich selbst aber hat Matthias damit zur Ohnmacht verdammt. Ferdinand tritt das Erbe der Macht, wenn auch nicht des Namens an, und Wallenstein, läßt der Dichter durchblicken, wird dereinst neben ihm selbständig und eigenmächtig handeln und ihm mehr dienen, als ihm selbst lieb ist. So wie durch diese Hindeutung, so eröffnet der Dichter auch durch den Bericht der beginnenden böhmischen Empörung, sowie durch die Rüstungen zum Kriege, dessen dreißigjährige Dauer mit vielleicht überflüssiger Betonung prophezeit wird, weite Perspektiven in die Zukunft: ein niederdrückendes Bild, grau in grau. Inmitten der Kriegsvorbereitungen und der großen Aufgaben der Zeit steht die Sammergestalt des Matthias, der des Ertrungenen nicht froh wird:

O Bruder, lebtest du, und wär ich tot!  
Gefostet hab' ich, was mir herrlich schien,  
Und das Gebein ist mir darob vertrocknet,  
Entschwunden jene Träume künft'ger Taten,  
Machtlos wie du, wanl' ich der Grube zu.

In dem Charakter Rudolfs liegt die Tragik des Stückes: eine wesentlich innerliche, grüblerische und weiche Natur sieht sich einem Verurteilten gegenüber, der vor allem Wirken und kräftiges Handeln verlangt. Diesen Zwiespalt wird vergrößert durch die gärenden Mächte der Zeit, die einer starken, besonnenen und tatkräftigen Leitung bedürfen, jede Weichheit aber zu erdrücken scheinen. Er wird ferner vergrößert dadurch, daß diese Natur nicht völlig in sich einig und geschlossen ist: in dieser weichen und milden Natur lebt zugleich ein kräftiges Herrscherbewußtsein:

In diesen Adern sträubt sich noch der Herrscher,  
Und Zorn und Rachsucht glüht in meiner Brust,

und das Bewußtsein, Aufgaben zu haben, aber nicht die Kraft des Entschlusses und der Durchführung, ruft in Rudolf das drückende Gefühl der Ohnmacht und der Schwäche hervor:

Ich bin ein schwacher, unbegabter Mann.

Als Grundzug bleibt die Weichheit und Innerlichkeit der Seele. Die Stille Prags hat ihn angezogen:

Weil selbst ich still und heimisch gern in mir.

Im Reiche seiner Seele ist er heimisch, hier ist die stille Stätte seines Grübelns und seiner Ideale. Hier geht ein kluger Sinn den feinen Regungen des Innenlebens nach und sammelt Schätze einer tiefinnerlichen Lebensweisheit. Hier ist das Gebiet seines Glaubens, seiner innigen Pflege des Heiligsten, der Überzeugung. Weil er so die Innerlichkeit und Subjektivität der Religion kennt, darum ist Fanatismus seinem Wesen fremd, und er mahnt:

Was dir als Höchstes gilt: die Überzeugung,  
Acht sie in andern auch, sie ist von Gott,  
Und er wird selbst die Irrenden befehlen.

Er kennt

Die Dunkelheit mit ihrer holden Stille,  
Wo die Empfindung aufwacht, das Gefühl,  
Und süße Schauer durch die Seele schreiten.

Da er aber nicht ein Mann selbständiger Schöpferkraft ist, auch nicht auf dem Gebiet des Seelischen, so ehrt er die heiligen Gebräuche und die Tradition der Väter als die Form, in der das Heilige von Geschlecht zu Geschlecht der irrenden und unklugen Menschen getragen wird. Darum kann er nicht die allgemeine Toleranz proklamieren, das hieße die Willkür:

Du liebst, du hoffst, du glaubst. Ist doch der Glaube  
Nur das Gefühl der Eintracht mit dir selbst,  
Das Zeugnis, daß du Mensch auf beiden Seiten:  
Als einzeln schwach und stark als Teil des All.  
Daß deine Väter glaubten, was du selbst,  
Und deine Kinder künftig treten gleiche Pfade,  
Das ist die Brücke, die aus Menschenherzen  
Den unerforschten Abgrund überbaut,  
Von dem kein Senkblei noch erforscht die Tiefe.  
O, prüfe nicht die Stützen, bess're nicht!  
Dein Menschenwerk zerstört den geist'gen Halt,  
Und deine Enkel lachen einst der Trümmer,  
In denen deine Weisheit modernd liegt.

Der Zweifel zeugt den Zweifel an sich selbst,  
Und einmal Ehrfurcht in sich selbst gespalten,  
Lebt sie als Ehrfurcht nur noch und als Furcht.  
Maßt euch nicht an, zu deuteln Gottes Wahrheit.

Dieser Seele ist Handeln und Wirken in der Welt ein Verlassen des Heimatbodens. Das innere Überlegen ist leicht, ein Spiel mit bunten Möglichkeiten,

Doch Handeln schwer, als eine Wirklichkeit,  
Die stimmen soll zum Kreis der Wirklichkeiten.

Mit dem Handeln tritt der Mensch heraus aus dem Gebiet, das ihm gehört; die Reihe der Wirkungen ist nicht mehr sein:

Dem reinen Trachten eines Edlen,  
Kann er's nicht selbst vollführen, er allein,  
Mischt von der Leidenschaft, der bösen Selbstsucht  
Der andern, die als Werkzeug ihm zur Hand,  
So viel sich bei, daß, hat er nun vollbracht,  
Ein Herrbild vor ihm steht, statt seiner Tat.

Diese Furcht ist noch größer beim Hinblick auf die wirren Verhältnisse der Zeit. Wie auch das Handeln sei, es liegt darin der Bündstoff,

Der diese Mine donnernd sprengt gen Himmel.

Diese zarte Innerlichkeit und diese Scheu vor der rauhen Wirklichkeit und tatkräftigem Handeln findet ihren bezeichnenden und schönen Ausdruck in dem Plane seines Ordens:

Ich hab' erdacht im Sinn mir einen Orden,  
Den nicht Geburt und nicht das Schwert verleihet,  
Und Friedensritter soll die Schar mir heißen.  
Die wähl' ich aus den Besten aller Länder,  
Aus Männern, die nicht dienstbar ihrem Selbst,  
Nein, ihrer Brüder Not und bitter'm Leiden;  
Auf daß sie, weithin durch die Welt zerstreut,  
Entgengetreten fernher jedem Zwist,  
Den Ländergier und, was sie nennen: Ehre  
Durch alle Staaten sät der Christenheit,  
Ein heimliches Gericht des offenen Rechts.  
Dann mag der Türke dräu'n, wir droh'n ihm wieder.  
Nicht außen auf der Brust trägt man den Orden,  
Nein, innen, wo der Herzschlag ihn erwärmt,  
Er sich belebt am Puls des tiefsten Lebens.  
Mach auf dein Kleid! — Wir sind noch unbemerkt. —  
Der Wahlspruch heißt: Nicht ich, nur Gott — Sprich's nach!

So durch leise Macht des Sittlichen will er auf die Welt wirken: ein anderes Handeln, ein „Ausfichheraustreten“ widersteht ihm. Auch wo sonst im Reiche des Geistes seinen Platz hat: Kunst und Wissenschaft, für ihm wert. Unter drängenden Geschäften erfreut er sich an seinem Loggion de Vega und beurteilt Kunstfachen, die ihm dargeboten werden. Von der Welt aber schließt er sich immer scheuer und immer mißtrauischer ab. Während des Gesprächs mit Ferdinand in sich versinken kann, daß

des Anwesenden vergift, so schließt er sich am liebsten überhaupt in sich ein, hält auch Freunde, wie Herzog Julius, von sich fern und begegnet auch ihm zuerst nur mißtrauisch. Ebenso muß sich Prokop, in dessen Gürtel der Kaiser einen Dolch erblickt, in Entfernung halten. So kam immer wieder das Gerücht auftauchen, der Weltfremde sei gestorben. Und doch ist sein kluger Verstand nicht weltfremd: er erkennt wohl die Wirrnisse der Zeit, die Unklugheit und Selbstsucht der Menschen und das drohende Unheil. Aber nur gegen einen ist er hart und entschlossen, gegen Cäsar, den „furchigen Sohn der Zeit“, sonst ist er menschlich und milde. Als er von Ferdinands fanatischer That hört, wodurch 20 000 Menschen vertrieben sind, da faßt ihn ein Grauen ob dieser Hartherzigkeit an, und er denkt an die kalten Herbstnächte, in denen Weib und Kind Frost leiden müssen. Mit gleicher Milde tritt er den Erzherzögen, die Verzeihung erbitten, entgegen.

Sympathisch ist seinem Wesen nur der Teil der Außenwelt, der in ruhiger Gesetzmäßigkeit ein Bild der Ordnung bietet, vor allem die schöne, erhabene ruhige Welt der Sterne. Die hellen Boten der Nacht sind ihm Zeugen des Waltens Gottes, in ihnen glaubt er den Abriß der Schöpfung dargestellt, gern weilt er in den lichten Räumen, wo die Ordnung wohnt, während hier unten Willkür und Verwirrung herrschen:

Macht mich zum Wächter auf dem Turm bei Nacht,  
Daß ich erwarte meine hellen Sterne,  
Belausche das verständ'ge Augenwinken,  
Mit dem sie seh'n um ihres Meisters Thron.

Die Menschen sind abgefallen von Gott, sie aber nicht:

Wie eine Lämmerherde ihrem Hirten,  
So folgen sie gelehrig seinem Ruf,  
So heut als morgen wie am ersten Tag.  
Drum ist in Sternen Wahrheit, im Gestein,  
In Pflanze, Tier und Baum, im Menschen nicht,  
Und wer's verstünde, still zu sein wie sie,  
Gelehrig fromm, den eignen Willen meisternd,  
Ein aufgespanntes, demutvolles Ohr,  
Ihm würde leicht ein Wort der Wahrheit kund,  
Die durch die Welten geht aus Gottes Munde.

Danach richtet sich nun die Auffassung seiner Aufgaben und sein Ideal vom Staatsleben. Diese Welt soll sein ein Spiegel, ein Abbild der göttlichen Ordnung, Friede und Eintracht sollen brüderlich hier wohnen, ungestört von Unrecht und Verrat. Ehrfurcht vor dem Großen, Göttlichen soll herrschen. Das unbewußt Wirkende alter Tradition, die willkürfreien Bande der Natur, wie die zwischen Vater und Kind, sind heilig; sie sind

Gebilde göttlich-natürlicher Ordnung. In diesem Ideal-Staate herrscht nicht die Gleichheit als Gleichmacherei, denn diese zieht das Hohe zum Gemeinen herab, sondern jeder an seinem Platze, einer dienend, der andere herrschend, erzeugt das Zusammenspiel der Kräfte; dieses wird wiederum durch den Vergleich mit der Natur erläutert:

Seht an die Welt, die sichtbar offenkund'ge,  
 Wie Berg und Tal und Fluß und Wiese steh'n.\*  
 Die Höhen, selber kahl, zieh'n an die Wolken  
 Und senden sie als Regen in das Tal,  
 Der Wald hält ab den zehrend wilden Sturm,  
 Die Quelle trägt nicht Frucht, doch nährt sie Früchte,  
 Und aus dem Wechselspiel von hoch und niedrig,  
 Von Frucht und Schutz erzeugt sich dieses Ganze,  
 Des Grund und Recht in dem liegt, daß es ist.

Je feiner und vornehmer die Seele ist, um so mehr muß Roheit und Gemeinheit ihr weh tun. Rudolf wird gegen seinen Willen zum Handeln gedrängt, gegen seinen Willen muß er den Bündstoff in die Mine werfen; der so scheu behüteten Seele treten Empörung, Trotz, Undank, Roheit nahe. Die Wogen brechen über ihm zusammen, und er erliegt. Den Versinkenden aber tröstet das lichte Bild der himmlischen Heimat, in der der wilde und rohe Kampf der Wirklichkeit verstummt ist und die Engel „Friede, Friede!“ singen.

#### IV. Grillparzers Eigenart auf dem Gebiet des geschichtlichen Dramas.

Wir schauen zurück. Drei Dramen Grillparzers haben sich vor uns entrollt, alle drei Historiendramen. Deutlich tritt uns die Eigentümlichkeit des Historiendichters aus ihnen entgegen. Es ist nicht der ganze Grillparzer, den wir hier kennen lernen. Ein ganz anderer ist der Dichter in seinem Erstlingswerk „Die Ahnfrau“. Der Einfluß der spanischen Bühne in Versmaß und Rhetorik, sowie der der Schicksalsdichtung verbinden sich hier. Schlag auf Schlag spielt sich die Handlung in fortreißend schneller Entwicklung und leidenschaftlich überhitzter Sprache ab. Verwandt mit diesem Drama in Versmaß, Sprache und Führung der Handlung ist die Märchendichtung „Das Leben ein Traum“, nur scheint hier des Dichters Wort noch zutreffender: „Meinen Stücken merkt man an, daß ich in der Kindheit mich an den Geister- und Feenmärchen des Leopoldstädter Theaters ergötzt habe.“

Ein ganz neuer Typus tritt gleich nach der „Ahnfrau“ in „Sappho“ auf. Goethes „Iphigenie“ und „Tasso“ sind maßgebend für die edle,

seelische Gestaltung der Sprache, für das Zurücktreten der äußeren Handlung und die typische Haltung der Charaktere. „Des Meeres und der Liebe Wellen“, die dramatische Gestaltung des alten Stoffes von Hero und Leander, schließt sich in der Art der Behandlung an Sappho an. Die realistischere Art der Geschichtsdramen verbindet sich mit der klassischen Tradition und märchenhaften Motiven im „Goldenen Blies“. Desgleichen zeigt die tief sinnige Symboldichtung „Libussa“ einen Übergang vom klassischen zum Märchendrama, ebenso wie Verwandtschaft mit den historischen Dramen. Das historische Lustspiel „Weh dem, der lügt“ steht den Geschichtsdramen nahe. Diese verschiedenen Reihen von Tönen, die Grillparzer auf seiner vielseitigen Harfe hat, spielen zeitlich durcheinander, wie ein Blick auf die Erscheinungszeit seiner Stücke zeigt: „Die Ahnfrau“ 1817, „Sappho“ 1818, „Das goldene Blies“ 1821, „König Ottokars Glück und Ende“ 1825, „Ein treuer Diener seines Herrn“ 1828, „Des Meeres und der Liebe Wellen“ 1831, „Der Traum ein Leben“ 1834, „Weh dem, der lügt“ 1840. Aus dem Nachlaß herausgegeben wurden „Libussa“, „Ein Bruderzwist in Habsburg“, „Die Jüdin von Toledo“ und das schöne Fragment „Esther“. Doch kann man im allgemeinen die Entwicklung Grillparzers feststellen. Sie lautet mit Scherers Worten: „Fortschritt in der Charakteristik, Rückschritt im festen Aufbau, in der folgerichtigen Gliederung, im dramatischen Zug, der atemlosen Steigerung der Handlung“ (Scherer, Franz Grillparzer, Vorträge und Aufsätze zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Oesterreich 1874 S. 223). Die Entwicklung des Menschenlebens spiegelt sich darin: von der willenskräftigen, handelnden Jugend zum sinnenden, grübelnden, vertiefenden Alter. Dieses Streben nach vertiefter Charakteristik spiegelt sich in der Form: auch hier eine Entwicklung vom Rhetorischen und klassisch Schönen zum Charakteristischen und Individualisierenden. Es ist erstaunlich, den Unterschied der Sprache in der „Ahnfrau“ oder „Sappho“ und in unseren Geschichtstragödien zu beobachten. Das Streben, sowohl den Gedanken knapp und scharf auszuprägen, als auch das Wort der Stimmung und dem Charakter anzupassen, führen zu diesem charakteristischen und charaktervollen Stil. Man sieht verwundert, wie das klassische Jambenversmaß sich dazu bequemen muß, das unbeholfene Deutsch des radebrechenden Soldaten auszudrücken: „Was sagen Mann?“ „Bruderzwist“ II, S. 35.

Das Melodische des Verses kann dabei nicht mehr herrschendes Gesetz bleiben. Schon bei dem Streben nach Kraft und Prägnanz des Ausdruckes sehen wir, wie die schöne Form des Rhythmus zerbricht. Ich führe als Beispiel die Worte an, mit denen Rudolf („Bruderzwist“ III, S. 74) eine unzuverlässigen und unehrlichen Stände charakterisiert:

Ich will hinüber zu den treuen Ständen,  
 Treu nämlich, wenn — und ehrenhaft, obgleich —  
 Anhänglich auch, jedoch — wahrhaft, nur daß —  
 Und wie die krummen Wege alle heißen,  
 Auf denen Selbstsucht geht und die Gemeinheit.

Überhaupt macht die Prägnanz und Schärfe des Ausdruckes den Vers Grillparzers in diesen Dramen nicht selten schwer. Eigentümlichkeiten des Stiles, wie die häufige Unterdrückung des Hilfszeitwortes oder schwerfälliger Satzbau, tragen dazu bei.

Im besondern zeigt sich die realistische Art Grillparzers in dem Gebrauch, den er von dem Schweigen macht. Im Gegensatz zur klassischen Tradition, in der sich tiefe Empfindung in wortreichen Äußerungen Luft macht, man denke z. B. an Melchthals Schmerz bei der Nachricht von der Blendung seines Vaters, schweigen Grillparzers Helden, wenn die Empfindung sie überwältigt. Ich erinnere an Ottokar im Anfang des vierten Aufzuges, oder an Rudolf in der Szene mit Julius im vierten Aufzuge. Und es ist nicht zu bezweifeln, daß diese Stellen mit ihrer wortlosen Empfindung etwas tief Ergreifendes haben. Zugleich ist zu bemerken, daß der Dichter in diesem Streben, die Sprache zu individualisieren, mit der Zeit Fortschritte macht, und daß er im „Bruderzwist“ seinen Höhepunkt erreicht.

Dieses Streben hat, wie schon erwähnt, seinen Grund in der Gesamtrichtung des Dichters, die darauf ausgeht, seine Personen immer schärfer, immer tiefer und charakteristischer zu gestalten.

Vom Typus zum Individualismus, heißt hier der Zug des Dichters. Auch darin sehen wir das Fortschreiten in der Reihe der besprochenen Dramen. Immer mehr werden die Gestalten unabhängig von einer etwa durch sie dargestellten Idee, immer eigenlebiger wachsen sie sich aus, und immer mehr treten die Nebengestalten mit selbständig pulsierendem Leben auf. König Ottokar trägt noch nicht durchgehends die bestimmten Züge des besonderen Individuums, diese sind zum Teil noch skizzenhaft auf dem Typus des ehrgeizigen, nach Macht und Schein strebenden Herrschers aufgetragen. An einzelnen Stellen hat wohl das Bild Napoleons sich etwas mit dem Ottokars vermischt. Kaiser Rudolf im selben Drama ist noch in höherem Grade allgemein gehalten, trotz individualisierender Züge besteht noch der Eindruck des typischen Musterherrschers. Dagegen ist Zawischs Gestalt schon mit der individualisierenden Kunst des Dichters gezeichnet. Diese nimmt schon breiteren Raum ein im „Treuen Diener“. Die Vermischung komischer Züge in dem Charakter Bankbanus' ist der beste Beweis dafür, wie weit Grillparzer in dem Streben zu indi-



vidualisieren hier geht. Er riskiert es, seinem Helden die Züge des gutmütigen und hornierten Polterers zu geben, auf die Gefahr hin, dem Eindruck des Tragischen Abbruch zu tun. Alle Bedürfnisse des Zuschauers, den Helden auch heldenhaft zu sehen und sich so das tragische Mitgefühl zu erleichtern, werden unbefriedigt gelassen, um ja das Eigenleben des besonderen Organismus, den diese Figur in der Phantasie des Dichters bildet, nicht zu stören. Noch reicher an individuellen Zügen ist dann das letzte Drama. Die Betrachtung des Haupthelden hat dies schon dargetan. Ein Wiener Kritiker, den Scherer zitiert, bemerkt darüber: „Nie hat Grillparzer einen Charakter geschaffen, der an unmittelbar einleuchtender Wahrheit und lebensvoller Konsequenz dem Kaiser Rudolf dem Zweiten gliche. Der Dichter selbst spricht aus dem Kaiser, und doch ist dieser eine vom Dichter unabhängige, völlig objektive Existenz.“ (Bei Scherer S. 288/89.) Derselbe sagt im allgemeinen vom „Bruderzwist“, daß uns Grillparzer „das ganze Erzhaus von damals wie ein Kartenspiel aufschlägt. Wir befinden uns wie geladene Gäste in der Familie“. So treten, mit ähnlicher Meisterschaft gezeichnet, Maximilian, Matthias und Ferdinand neben die Hauptfigur. Auffällig dagegen ist in den drei Dramen eine gewisse Ähnlichkeit zwischen Zawiisch, Otto und Cäsar, insbesondere zwischen den beiden letzteren; doch bleibt auch hier die Eigentümlichkeit jeder einzelnen Gestalt bestehen.

Diese Kunst ist um so bemerkenswerter und bewundernswürdiger, als zugleich die Neigung zu sinnender Reflexion zunimmt. Insbesondere gibt das letzte Drama dem Dichter Gelegenheit, einen reichen Schatz tiefer Lebensweisheit darin niederzulegen. Diese gedankenreichen Reden, besonders Rudolfs, sind aber nicht als „schöne Stellen“ und als äußere Dekoration in das Stück eingelegt, sondern sie wachsen ungezwungen aus der Handlung hervor und tragen zur Vertiefung der Charakteristik bei. „Grillparzer leiht dem Kaiser nicht seine Ansichten“, sagt Volkelt, „sondern hat sich — allerdings mit Herübernahme zahlreicher eigener Grundüberzeugungen — in die Person des Kaisers verwandelt.“ (Volkelt, „Grillparzer als Dichter des Tragischen“, S. 57.) Freilich, fügt er hinzu, tritt in ihnen eine Zunahme des Gedankenhaften zuungunsten der dramatischen Handlung deutlich zutage. „Eine Schlag auf Schlag vorwärts drängende, sich in bedeutenden Höhepunkten markierende Handlung darzustellen, war nicht mehr Sache des alternden Dichters.“

Auch die straffe Einheit der Handlung wird durch das Eigenleben und die Selbstständigkeit, zu der des Dichters Gestalten heranwachsen, gefährdet. Schon in Ottokar sahen wir das Liebesverhältnis zwischen Zawiisch und Kunigunde einen verhältnismäßig breiten Platz einnehmen, in höherem Maße ist dies in bezug auf Otto und Erny der Fall, wenn auch beide

Male die Eingliederung in die Haupthandlung gelungen ist. Im Bruderkrieg dagegen fällt die Liebesgeschichte Cäsars aus dem Rahmen der Handlung heraus, und auch der letzte Akt trägt zu sehr das Gepräge des Anhangs. Der Grund dafür liegt zum Teil wohl in der abnehmenden Kraft des Dichters, zum anderen Teil aber auch in der zunehmenden Freude an der reichen Fülle individueller Gestalten. Der Dichter hat seine Gestalten mit eigenem Leben gefüllt und freut sich an ihrem selbständigen Tun und Treiben zu sehr, um sie ängstlich an die Kette der Handlung zu legen. Dies entschädigt den Zuschauer auch, wenn es ihm zuweilen schwer wird, den Gang der Handlung im Auge zu behalten. Außerdem geht diese Lockerung im Aufbau der Handlung nicht so weit, daß dadurch der Mittelpunkt der Handlung betroffen würde. Es ist im Gegenteil zu bewundern, wie scharf und sicher der Konflikt herausgearbeitet und durchgeführt ist.

Am leichtesten ist dies an dem ersten Drama zu erkennen: der leidenschaftliche Ehrgeiz und Machtgier treibt den Helden zur Selbstüberhebung und stürzt ihn ins Verderben. Schwieriger ist der Konflikt in den beiden anderen Dramen. Im „Treuen Diener“ ist der Heroismus der Treue dargestellt, der unbeirrt durch drohendes und hereinbrechendes Unglück sich bewährt. Der Grund der tragischen Entwicklung liegt aber nicht nur in dieser Treue, sondern ebenso in der Borniertheit und Willensschwäche des Helden. Auch darin zeigt sich wieder eine Wendung vom Typischen zum Individuellen. Nicht „der treue Diener“ im allgemeinen ist der Held, sondern dieser besondere treue Mann mit den Schranken und Engen seines besonderen Wesens.

Scherer behauptet nun, daß der Held ästhetisch verwerflich sei, seine Handlungsweise entspringe „aus dem treuen, redlichen Willen einer engen, beschränkten, kleinlichen, nur das Nächste ins Auge fassenden Natur“. Es sei eine „Treue ohne Größe“ (S. 252). Daraus scheint mir zweierlei hervorzugehen: Wenn der Charakter des Bankbanus nicht in Scherers Ästhetik paßt, so wird der Fehler an dieser liegen, sie ist zu eng. Zweitens aber scheint mir auch der Begriff der Größe hier gepreßt zu sein. Größe ist ein relativer Begriff. Ein Greis ist mit einem geringeren Quantum Willenskraft groß als ein Jüngling. Die Energie, mit der Bankbanus seine Aufgabe durchführt, ist groß, wenn er auch dabei keine Kraft für andere Aufgaben übrig behält. Und mögen in seinem Amtsleben seine Gesichtspunkte und Motive kleinlich sein, so hat seine Seele doch einen Zug ins Große. Sein Charakter zeigt so viel tief Innerliches und Edles, Selbstzucht und stille Größe, daß die Schranken und Engen seines Wesens dadurch getragen werden und sein Schicksal sogar einen tragischen Eindruck,

dessen Vorbedingung doch ein Moment der Größe ist, hervorbringt. Jedenfalls aber muß der Beurteiler zunächst danach fragen, ob der Charakter lebensvoll und einheitlich durchgeführt ist, nicht aber ob er ihm persönlich sympathisch sei. Unter diesem Hineinpfuschen persönlicher, moralischer Anschauungen in die ästhetische Kritik scheint mir besonders dies Drama zu leiden gehabt zu haben; vgl. z. B. Gottschall: „Die ganze Handlungsweise des Bankbanus hat etwas Lafaienhaftes, und so muß das Stück als entschieden mißlungen bezeichnet werden“ (Unsere Zeit VIII, 1. Hälfte S. 457).

Neben die Tragödie des Ehrgeizes und die der Treue tritt unser drittes Drama mit einem neuen Thema (vgl. dazu und zum folgenden Volkelt S. 49 ff.): die sinnende, fein sittliche Innerlichkeit der Seele im Zwiespalt mit der rohen, sittlichkeitslosen, harten Wirklichkeit. In dem engen Gebiet der Seele ist die Heimat des Geistigen, des Vernünftigen und Edlen, dort draußen in der Welt der Wirklichkeit herrscht die rohe Masse, und das Geschehen gehorcht Gesetzen, die unvernünftig und unmoralisch sind. Diese allgemeine Idee wird nun durch die besondere Stellung und den besonderen Charakter Rudolfs individualisiert. Rudolf ist Kaiser, damit erhält der Zwiespalt nicht nur seine eigenartige, sondern auch seine verschärfte Form. Dieser Held des Dramas mit seiner zarten und feinen Innerlichkeit steht an einem Plage, wo kraftvolles Betätigen und Einwirken auf die Welt notwendig ist, und dies zu einer wirren, gärenden Zeit, wo die Anforderungen an einen Lenker, der das wild gewordene Roß der Zeit mit harter Faust bändige, gesteigert sind. Einer so individuell gezeichneten Zeit gegenüber steht nun nicht ein allgemeiner Charakter der Innerlichkeit. Nicht nur daß dies Zuhausesein in der eigenen Seele fein, tief und vielseitig veranschaulicht wird, diese Seele erhält ihre besondere Mischung dadurch, daß der Dichter ihr doch noch einen Zusatz des männlichen Herrscherbewußtseins seiner Ahnen gibt, und daß ferner Rudolfs Ohnmacht gegenüber der Welt nicht nur aus seiner edlen Innerlichkeit, sondern auch aus natürlicher Willensschwäche und Entschlußunfähigkeit abgeleitet wird. Der Wirklichkeitsinn des Dichters erlaubte ihm nicht, die Idee so glatt und rein in einen Charakter einzugießen; sie muß eine Mischung eingehen mit den Besonderheiten dieses besonderen Wesens. Grillparzer dichtete nach inneren Bildern und Gesichten: Ideen aber lassen sich nicht sehen, wohl aber Gestalten.

Was dieses Drama zu einem echt Grillparzerschen macht, ist dreierlei. Erstens der Individualismus in Sprache und Charakteren, zweitens die Wahl des Stoffes aus der österreichischen Geschichte und drittens diese soeben besprochene Idee. Das Heimweh nach dem stillen Frieden des Herzens, die Wertschätzung des Einfach-Natürlichen ist eine Grundstimmung

unseres Dichters und bietet den Schlüssel für wichtige Seiten seiner Dichtungen und deren Gestalten (vgl. Scherer, a. a. D. 205 ff.). Schon in „Sappho“ klingt dies in mannigfachen Tönen durch die Dichtung hindurch. Wir hören es aus der Herzlichkeit, mit der der Dichter die Gestalt Melittas gezeichnet hat, ihr „anspruchloses, fromm bescheidenes Wesen“, ihre „liebevollte Innigkeit“, sowie aus der Klage Sapphos:

Weh dem, den aus der Seinen stillem Kreise  
Des Ruhms, der Ehrsucht eitler Schatten locht.

Da stehen sich im „Goldenen Vlies“ gegenüber Kreusa, die „ein einfach Herz und einen stillen Sinn“ ihr eigen nennt, und Medeas leidenschaftliche Natur, entwurzelt ihrem eigenen Mutterboden und strebend nach dem schönen und lichten Lande hellenischer Bildung. Zwischen ihnen Jason, der abenteuernd hinausgezogen ist und das stille Glück des Herzens und des Rechttuns aufs Spiel setzt. Besonders deutlich spricht sich diese Grundstimmung und diese Wertschätzung in „Der Traum ein Leben“ aus. Rustan verläßt das stille Glück der Heimat und findet in der großen Welt zwar Abenteuer und Erlebnisse, aber auch Unruhe, Schuld und Verzweiflung. Er muß es lernen und spricht es, die Sonne begrüßend, selbst aus und durch seinen Mund der Dichter:

Breit es aus mit deinen Strahlen,  
Senk es tief in jede Brust:  
Eines nur ist Glück hienieden,  
Eins: des Innern stiller Frieden  
Und die schuldbefreite Brust!  
Und die Größe ist gefährlich,  
Und der Ruhm ein leeres Spiel;  
Was er gibt, sind nicht'ge Schatten,  
Was er nimmt, es ist so viel!

Schließlich spricht noch einmal „Libussa“ dieselbe Stimmung aus. Aus der stillen Einheit mit der Natur tritt die Heldin heraus und findet draußen in der Kulturarbeit Selbstsucht, Berechnung und Gemeinheit. In der Art, wie die Heldin dem Handeln und der Kulturentwicklung gegenübersteht, zeigt sie die nächste Verwandtschaft mit Rudolf im „Bruderzwist“.

Es drängt sich ohne weiteres die Einsicht auf, daß eine Auffassung und Wertschätzung, die sich so vielfach durch das Lebenswerk eines Dichters hindurchzieht, aus seiner eigenen Überzeugung stammen muß. So hören wir ihn ein „Bescheidenes Los“ sich wünschen:

Schau! der Ruhm, am Rand der Fernen  
Glänzt in heller Reichen Schein: —  
Wen gelüftet's nach den Sternen?  
Man betrachtet sie allein.

Miße gern ein Buntes, Vieles,  
 Hätt' ich mich erst und was mein!  
 Bei dem Klang des Saitenspieles  
 Geh' ich einsam und allein.

(Gedichte II 15.)

Vgl. auch das Gedicht „Ruhe“ II 42.

Bei dieser Sehnsucht nach Natur, Einfachheit und Frieden fühlt er das Tragische des Genies auf sich lasten; der Göttin des Lebens hat er widerstrebt, um sich der Kunst hinzugeben:

Mit ihrer Schwester, sinnverwirret,  
 Die ohne Heimat, ohne Haus,  
 Durch Erd' und Luft und Wellen irret,  
 Zog ich in wilder Jagd hinaus.

Darum trifft ihn der Fluch der Göttin des Lebens:

Von Wunsch zu Wunsch in ew'ger Kette  
 Und rastlos, wie du bist, so bleib!  
 Dir sei kein Haus und keine Stätte,  
 Kein Freund, kein Bruder und kein Weib —  
 Ein Bittel aber beigegeben:  
 Um dich, in dir laß er dich nie,  
 Er peitsche rastlos dich durchs Leben,  
 Der wilde Dämon Phantasie! . . .

Verdammet, Schatten nachzujagen —  
 Buhl doch um Augenblickes Kuß;  
 Es fehle Kraft dir zum Entsagen,  
 Und Selbstbegrenzung zum Genuß! . . .  
 Zieh hin, um all dein Glück betrogen,  
 Und buhl um meiner Schwester Gunst,  
 Sieh, was das Leben dir entzogen,  
 Ob dir's ersetzen kann die Kunst.

(„Der Bann“ II 23.)

So hat es etwas tief Ergreifendes, aus des Dichters Gestalten die immer erneute Klage und die immer wiederkehrende Sehnsucht zu hören nach „des Innern stillem Frieden“: es ist eigenes Weh, eigene Unruhe, eigenes Heimweh, das daraus spricht. Sein Wesen litt unter tiefer Verstimmung und Melancholie. Gewiß tragen die Zeitverhältnisse Schuld. „Wenn ich einmal tot bin, sagt er, muß man mich im Zusammenhang mit meiner Zeit schildern. Unter Kaiser Franz mußte jeder Dichter oder Viterator, wenn nicht vernichtet, so doch verkümmert werden.“ (Frankl, Zur Biographie Franz Grillparzers. 2. Aufl. S. 35.) Wohl zeigt sich eine Verwandtschaft mit dem Pessimismus der zeitgenössischen Literatur. „Wir kennen die dunkle Gestalt mit dem düstern Blick und dem geheimen tiefen Leiden in der Brust. Sie ist der stille Hausgeist, der die europäische Poesie der zwanziger Jahre durchwandelt“ (Scherer S. 211). Der letzte Grund wird doch, wie es auch Frankl tut, der aus persönlicher Bekanntschaft mit dem Dichter schreibt, S. 19 ff., in schwerer erblicher Belastung zu suchen sein. Es braucht, abgesehen von anderen Dingen, nur erwähnt zu werden, daß seine Mutter und ein Bruder durch Selbstmord aus dem Leben schieden, daß ein anderer Bruder an Wahnsinn litt, ein dritter nach wüstem Leben verkommen und verschollen ist, daß dem Dichter der Wahnsinn stets als Schreckbild vor-

schwebte und zuweilen Selbstmordgedanken wachrief. Auch die Art, wie der Dichter produziert, zeigt uns ihn zum Teil in einer höchst ungewöhnlichen Seelenverfassung. Es macht fast den Eindruck der „Besessenheit“, wie er seine Ahnfrau dichtet. „Die Gedanken und Verse kommen von selbst, ich hätte kaum schneller abschreiben können“ . . . „Da fiel plötzlich kaltes Wetter ein, und es war, als ob mir alle Gedanken vergangen wären“ usw. Selbstbiographie S. 65.

„Gemeine Not in den Tagen der Jugend,“ fügt Frankl den Ausführungen über des Dichters erbliche Belastung zu, „unsägliche, ihm von seinen nächsten Verwandten zugefügte Kränkungen im späteren Alter hingen sich wie Bleigewichte noch zu den dargestellten subjektiven Leiden des Dichters, und es ist zu verwundern, wie er all dem doch standhielt bis zu hohen Lebensstagen“. S. 24.

Die Schmerzen aber, unter denen er standgehalten hat, klingen erschütternd z. B. in dem Gedicht Inkubus:

Fragst du mich, wie er heißt,	Unfried ist er genannt,
Jener finstere Geist,	Weil er den Frieden nicht kennt,
Der meine Brust hat zum Reich,	Weil er den Frieden nicht gönnt
Davon ich so düster und bleich?	Jemals der Brust, wo er brennt.

Der hat im Busen sein Reich,  
Der macht mich düster und bleich,  
Der läßt mir nimmermehr Raft,  
Seit er mich einmal gefaßt.

(Gedichte I, 94.)

So kennt Grillparzer die Leidenschaft und den heißen Drang des Begehrens und kennt den Unfrieden, der daraus entsteht. So verstehen wir aus seinem Wesen die Sehnsucht nach dem stillen Glück. „Die Größe ist gefährlich“. Ottokar, Rustan und Sappho, „die Hochstrebenden“, sind tragische Gestalten. Zugleich hat diese Anschauung Einfluß auf die Gestaltung des Charakters; es wird dies klar, wenn wir Ottokar und Bankbanus vergleichen: was ersterer zuviel hat an Willensenergie, das hat letzterer zuwenig; aber Bankbanus in seiner stillen Treue ist dem Dichter lieber als der machtdurstige Ottokar. Den Charakter Bankbanus zu heben durch eine Portion Willenskraft, die die Verhältnisse gemeistert hätte, lag ihm zu fern: solche Willenskraft führt leicht zum Verderben. Rustans und Ottokars Latendurst als wertvolles Zeichen inneren Feuers zu fassen, davon sieht er ab: innerer Friede und Bescheidenheit sind wertvoller als abenteuernde Lust. So werden die Gegensätze einseitig zugespitzt. Rudolf im „Bruderzwist“ ist doch schließlich von allen der menschlich Größte in seiner feelfischen Tiefe und Innerlichkeit, Grillparzer selber spricht aus ihm. Von seinen Charakteren gilt Scherers Wort: „Die männlichsten Seiten der männlichen Natur, die edelsten und

höchsten Formen der Männlichkeit blieben ihm unzugänglich“ S. 295. Ähnlich Freitag: „— einen starken Mann, eine Heldenkraft im Kampf mit den realen Mächten der Erde zu zeichnen, hat ihn nie gelockt“ (Im neuen Reich II, 1. Bd. S. 149); doch muß dieses Urteil im Hinblick auf unvollendete Pläne wie „Marius und Sulla“ vielleicht eine Einschränkung erfahren.

In dem Charakter Rudolfs erkennen wir, wie sich aus diesem Ideal des stillen, friedlichen Glückes die Stellung zur äußeren Welt gestaltet. Erschreckt durch die Brutalität der Wirklichkeit, zieht sich das Gemüt in sich selbst zurück; die gewaltigen Bewegungen, die ein Volk ergreifen und durch Kampf und Zudungen zu höherer Stufe führen, erscheinen ihm gewalttätig und vernunftlos. Der Kampf der Masse erscheint dem Individualisten als verderblich. Die Revolution von 48 hat Grillparzer in dieser Richtung bekräftigt. Gedanken, die er in seinem Gedicht „Der Reichstag“ vom Januar 1849 ausspricht, klingen an die Gedanken Rudolfs an:

Wohlan! Werft um, reißt ein! Macht euch nur laut!

Bekennet der Gottheit stillgeschäft'gen Finger,  
Und all, woran Jahrhunderte gebaut,  
Erklärt es als der Willkür Sklavenzwinger.

Das schönste Werk der Weisheit und der Kraft,  
Daß sie die Roheit, schwer genug, gebändigt,  
Hebt's auf! Entlast den Pöbel seiner Last,  
Erklärt der Bildung Werk als schon beendet.

Man meint das Volk. Hast du ein Volk bereinst,  
Selbsthorchend auf der Ordnung leise Klänge,  
Dann ist die Zeit, die du gekommen meinst,  
Nicht jetzt, wo noch dein Volk die blöde Menge;

Die hergebracht Gewohntes überzeugt,  
Nicht eignes Schöpfen aus des Denkens Quelle,  
Die vor dem Thron, vertrauend und gebeugt,  
Nicht auf dem Thron an ihrer rechten Stelle.

Man versteht aus dieser Grundstimmung des Dichters, daß er so wenig versucht, seine Helden in ihren Beziehungen zur Kultur zu zeigen. Wie nahe hätte es gelegen, Ottokars Ehrgeiz in den Dienst großer politischer Pläne zu stellen; wir hätten sofort seiner inneren Entwicklung größeres Interesse geschenkt, und Scherer würde ihn nicht „einen übermütigen Prahlers, einen Despoten von rohen Formen ohne alle Größe“ genannt haben, S. 246. Aber der Dichter mißtraut dem Wert solcher weitgreifenden politischen Unternehmungen wohl ebenso, wie dem Tatendrang und Ehrgeiz des Helden überhaupt. So wird denn der Anfaß, den er dazu macht, sie in das Drama zu verflechten, nicht weiter geführt. Im Gegensatz zu allen willkürlichen Eingriffen in die ruhige Entwicklung schätzt der Dichter die ehrwürdige Macht der Tradition, die Pietät vor den natürlichen Banden

des Blutes, Ehrfurcht und Vertrauen zur geistigen Größe. Wie Rudolf zu sagen weiß von den „süßen Schauern“, die durch die Seele schreiten, so hält der Dichter die Kräfte des Unbewußten im Seelenleben hoch gegenüber der Willkür des kalten Verstandes und der nüchternen Reflexion, und wie in der Seele unbewußte Kräfte wirken und wichtig sind, so im Volksleben; darum steht die stille und erhaltende Tradition gegenüber dem zweifelnden und irrenden Verstand.

Wir hören aus den Worten Rudolfs zugleich das Urteil des Dichters, der mit Schrecken die Revolution von 1848 erlebt hatte.

Scherer, ein Landsmann Grillparzers, ist der Frage nachgegangen, was der Dichter seinem Vaterlande verdankte, und worin es ihm schadete (S. 296 ff.). Wir heben im folgenden daraus einige Gedanken heraus: „Jene Mischung von Kritik und Unterwerfung, von Opposition und Loyalität“, die wir bei Grillparzer bemerken, nennt Scherer „das politische Grundgefühl des vormärzlichen, despotisch wohlherzogenen Österreichs überhaupt, des bequemen Objekts der Polizeiwillkür und Beamtenvollmacht“. Wir finden hierin eine neue Erklärung seines Lebensideales, dem ein still bescheidenes Glück als das beste Los gilt, wir verstehen von hier aus auch die Sympathie, die man trotz seiner eigenen Einschränkungen aus der Gestalt Bankbanus' erkennt. Dagegen hat sich Grillparzer auch mit Stolz als einen Sohn der alten Kaiserstadt Wien gefühlt. Nicht nur das stolze Gefühl, dem Mittelpunkte eines weiten Machtbereiches anzugehören, sondern auch die Wiener Art, der schlichte Sinn, die gesunde Natürlichkeit und das richtige Empfinden, sowie die sichere Tradition eines gesunden Kunstgeschmackes sind von wohlthätigem Einfluß auf den Dichter gewesen. Freilich fügt Scherer hinzu: „Die norddeutsche Entwicklung ist uns um einige Pferdelängen voraus, die große Schule der modernen deutschen Sprache haben wir nicht mitgemacht, weder die logische Zucht des Verstandes, welche die Aufklärung durchsetzte, noch jenes vom Pietismus angebahnte Ringen nach dem Ausdruck des Unsagbaren, des Tiefen, Schummernden, Ahnungsvollen, das uns im Innersten lebt. Daher die Inkorrektheiten der Sprache, von denen Grillparzer nicht frei ist. Daher die seltsame Tatsache, daß bei unfeugbarer lyrischer Begabung und Stimmung Grillparzer doch kein großer Lyriker geworden ist.“ Doch hat die Abschließung von Deutschland Österreich auch vor dem Einfluß verschrobener Kunsttheorien bewahrt und es in naiverem Verhältnis zur Kunst erhalten.

Fragen wir noch weiter nach dem Einfluß der Zeitbewegungen auf Grillparzer, so finden wir ihn in seinen antikisierenden Dramen als Epigonen eines Winkelmann, Lessing, Goethe, wie der französischen Klassiker, in seinen historischen Tragödien dem Zuge der Zeit folgend, dem die



Hoherstaufertragödien eines Immermann, Grabbe, Raupach entsprungen (Scherer 197 f.). Die geschichtliche Treue finden wir dabei recht verschieden gewahrt. Während er in „Ottokars Glück und Ende“ sich im ganzen eng an seine Quelle, die Reimchronik Ottokars von Horneck, angeschlossen und auch seinen Rudolf im Bruderzwist im ganzen historisch aufgefaßt hat, stellt er im „Treuen Diener“ die geschichtliche Tatsache auf den Kopf und macht aus dem Rebellen Bankbanus einen Typus des treuen Dieners.

Über seine Auffassung des historischen Dramas hat Grillparzer selbst sich ausgesprochen: „Ein historisches Drama in dem Sinne statuieren, daß der Wert desselben in der völlig treuen Wiedergabe der Geschichte bestehe, ist ebenso lächerlich, als wenn man einst die Aufgabe der Kunst im allgemeinen in der getreuen Nachahmung der Natur suchte und zu finden glaubte. Die Natur in Handlung (Geschichte) ist Natur wie die leblose, und beide Bestreben sind eins so absurd und prosaisch als das andere.“ Und „die Aufgabe der dramatischen und epischen Poesie gegenüber der Geschichte besteht hauptsächlich darin, daß sie die Planmäßigkeit und Ganzheit, welche die Geschichte nur in großen Partien und Zeiträumen erblicken läßt, auch in dem Raum der kleinen gewählten Begebenheit anschaulich macht.“ (Bd. 15, S. 92.)

Sehen wir die Geschichte des Grillparzerschen Ruhmes an, so haben wir die seltsame Erscheinung, daß er nach kurzem Glanz und langer Dunkelheit kurz vor dem Tode des Dichters mächtig aufflammt und seitdem wie ein still um sich greifendes Feuer sich weiter verbreitet. Einst schrieb Carlyle über ihn als Beispiel eines „Dramenschmiedes“ (ausgew. Schriften, deutsch von Krehschmar IV 200 ff.), heute urteilt R. M. Meyer: „Über seine Bedeutung ist heute kein Streit mehr und wird schwerlich je wieder Streit entstehen.“ (D. deutsche Lit. d. 19. Jahrh. S. 68.) Die Geschichtsdramen Grillparzers scheinen noch am wenigsten zu diesem Wachstum seines Ruhmes beigetragen zu haben. Es ist zu erwarten, daß in Zukunft auch dieses geschehen wird. Denn es treten so eigentümliche Schönheiten und Vorzüge darin hervor, daß sie notwendig zum Gesamtbilde des Dichters gehören.

## Zum Gedächtnisse Kants.

Vortrag, gehalten im Dresdner Lehrerverein am 12. Februar 1904.

Von Dr. Richard Laube in Dresden.

Es war im Jahre 1781, in einem Jahre, mit dem eigentlich das neue Jahrhundert hätte beginnen müssen, soviel Wendepunkte auf allen Gebieten des Geistes weist es auf; da gaben Schillers „Räuber“ dem deutschen Sturm und Drang wohl die großartigste Gestalt, da beglückte Johann Heinrich Voss, der Vater deutscher Übersehungskunst, die Welt mit der ersten Übertragung der Odyssee; da offenbarte sich in der Idylle „Lienhard und Gertrud“ unser Altmeister Pestalozzi als Schöpfer der Dorfgeschichten wie als Reformator der Erziehung; da fing in Basedows Erziehungsanstalt zu Dessau Salzmann an, sich für den Philanthropinismus zu erwärmen; da machte sich der menschenfreundliche Joseph II. durch sein berühmtes Linzer Duldungsdekret für die Altkatholiken zum bedeutendsten Vertreter des aufgeklärten Absolutismus; und da wurde Lessing, dem literarischen Kritiker aller Zeiten ein Vorbild, zu Grabe getragen, und ein Stern erster Größe sank mit ihm hinter dem Gesichtskreise des Menschheitshimmels hinab.

Indessen alle diese wichtigen Ereignisse wurden von einem anderen weit übertroffen, durch eins, das uns heute dasteht wie ein himmelanstrebender Pharos, ein Leuchtturm, der sein Licht auf Jahrhunderte rückwärts und vorwärts zu werfen vermochte. Eine Sonne, die schon längst aufgegangen war und sich seit geraumer Zeit, aber von der Welt unbemerkt, auf aufsteigender Bahn befand, ging plötzlich durch den Scheitelpunkt und zerriß jäh den dichten Wolken Schleier, der sie verhüllte. Immanuel Kant schickte seine „Kritik der reinen Vernunft“ in die Welt.

Wenn nun auch damit das neue Säkulum nicht eingeleitet wurde, ein philosophisches Zeitalter nahm doch hier seinen Anfang. Die neuere Philosophie war geboren, eine ungeheure Bewegung begann. Schiller hat recht, wenn er über Kant und seine Ausleger sagt: „Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung setzt, wenn die Könige bau'n, haben die Kärner zu tun.“ Und der „Kritik der reinen Vernunft“ folgten bald andere wichtige Schriften. Aber wäre Kant vor 1781 gestorben, wer würde ihn kennen? Nur die Philosophiehistoriker von Fach hätten ihn in der Reihe der Wolfianer, vielleicht sogar als einen schlechten, zu verzeichnen. So aber ist er in aller Munde.

Trotzdem hat gerade ihn das Schicksal, von dem die meisten Weltgeistgroßen erzählen können, härter gedrückt als irgend einen. Zu Lebzeiten

hat man ihn nicht verstanden. Als die „Kritik der reinen Vernunft“ erschienen war, wurde sie in einer Beurteilung, die in der Zugabe zu den Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen im 3. Stücke am 19. Januar 1782 Garve und Feder veröffentlichten, ein Werk genannt, „das den Verstand seiner Leser immer übt, wenn auch nicht immer unterrichtet“. Kant empfand das natürlich als oberflächlich und unzulänglich. Es sollte jedoch noch besser kommen. Ein Zeitgenosse, der größer war als jene beiden Rezensenten, Fichte, sagte, Kant sei ein Dreiviertelskopf und habe das Ganze zu Ende denken müssen; dieser hatte allerdings vorher schon jenen einen ganz verdrehten Kopf geheißt, der ihn gänzlich mißverstanden habe. Und denken wir an Nießche: ihm erschien der große Königsberger als ein Begriffsstrüppel; oder an Otto Willmann, der aus ihm einen Heiden macht. Allein, die meisten der Mit- und Nachfahren urteilten anders. Dafür ist die Schule ein Beweis, die sich allmählich bildete und heute noch besteht. Die Kantstudien, die Bahlinger in Halle herausgibt, sind ihre Zeitschrift, Bahlinger selbst wie Cohen und Max Heinze ihre berühmtesten Vertreter, die besten Kantkenner. Und schon seit Jahren gilt in der Philosophie der Ruf: Zurück zu Kant!

Er ist also durchaus noch unter uns; viele leben in seinen Ideen, wie Bahlinger vor kurzem erst sagte, durch Schiller damit vertraut gemacht, und Kants Auffassung von dem, was unsere Pflichten seien, ist zur Auffassung unseres Beamtentums geworden. Trotzdem aber kommt mir's vor, als werde der Philosoph gegenüber anderen Menschheitsheroen zu wenig gekannt. Den Namen hat man wohl, um sich als Gebildeten auszuweisen. Alle Gebildeten können ihn sprechen; viele verstehen sich darauf, einige Schlagwörter aus seinen Werken irgendwo anzubringen; wenige sind mit seinen Gedanken vertraut, eine erschreckende Minderheit liest in seinen Schriften, und wer versteht ihn?

Es ist richtig, Kant hat nicht für jeden geschrieben, der sonst wohl noch fähig ist, sich mit einem Wust von Bildungsflittertand zu umgeben; aber wer ihn nächst den Philosophen von Beruf verstehen kann und soll, das ist der deutsche Lehrer. Denn wer erziehen und unterrichten will, wer das Volk der Zukunft bilden, wer das Leben einer Generation leiten will, der muß auch fähig sein, von hoher Warte aus die Entwicklungen der Vergangenheit prüfend durch die Gestaltungen der Gegenwart die besten Formationen der Zukunft zu sichern, das heißt, der muß fähig sein, auf der Basis echter Philosophie das Geschäft der Erziehung zu betreiben. In philosophischen Dingen aber schwächt, wer sich mit Kant nicht in irgend einer Weise auseinandergesetzt hat.

Von diesem Standpunkt aus betrachtet, bedarf es wohl keiner Begründung, wenn ein Verein von Lehrern 100 Jahre nach dem Tode dieses großen Mannes seiner gedenkt, bedarf es wohl auch nicht der Versicherung, daß es unmöglich ist, heute die Welt unsers Philosophen mit all ihren Wundern und Rätselfn, mit all ihren Widersprüchen und Labyrinthn, mit ihren schwindelnden Höhen und grausigen Tiefen vorzuführen; bedarf es wohl endlich auch nicht der Entschuldigung, wenn ich statt dessen jetzt hinschauen will auf Kants einförmigen äußeren Lebensgang, seine mannigfaltige innere Entwicklung und sein bekanntestes, aber wenig gekanntes Problem.

Es ist ein entzückender Gegensatz, daß Kants Leben, das Leben vielleicht des größten Philosophen überhaupt, sicher aber das des bedeutendsten in Deutschland, in einer seltsam einfachen, einzig dastehenden Form verlaufen ist. Am 22. April 1724 ward er in der ostpreussischen Stadt Königsberg geboren. Sein Vater war dort ein rechtschaffener Sattlermeister, seine Mutter eine vernünftige fromme Frau. Beide wirkten schon frühzeitig auf den Knaben ein: der Geist des Pietismus herrschte in der Familie und hat den Jüngling noch beeinflusst. Nachdem dieser nämlich das Gymnasium seiner Vaterstadt besucht hatte, bezog er 1740 die Universität seiner Vaterstadt, um Theologie zu studieren. Er, eine religiös angelegte Natur, wollte sich in die Gottesgelehrtheit vertiefen, damit er später dem Rationalismus der Aufklärung entgentreten könne. Indessen, es sollte anders sich wenden. Mehr als sein eigentliches Fach zogen ihn Mathematik und Physik an. Am meisten fesselte ihn die Philosophie. Deren größte Vertreter waren damals natürlich hier wie an allen deutschen Universitäten die Wolffianer, die in den schon von ihrem Meister Christian Wolff ausgetretenen Gleisen vernünftiger Gedanken weiterwandelten hin zur flachsten Weltauffassung jener Zeit. Kant verdankte besonders einem unter ihnen viel Anregung, nämlich dem sonst unbekanntem Knuken. Dieser hatte es ihm so angetan, daß der Student, als er die Hochschule verließ, dem praktisch theologischen Beruf für immer entsagte und durch äußere Verhältnisse gezwungen 9 Jahre lang als Hauslehrer bei mehreren adligen Familien auf großen Gütern um Königsberg tätig war.

Sein Amt ließ ihm Zeit, schriftstellerisch tätig zu sein und sich auf seinen Lieblingsgebieten der Wissenschaft heimisch zu machen. 1755 fühlte er sich stark genug, sich als Privatdozent an seiner alma mater niederzulassen. 15 Jahre durfte er in dieser Stellung verharren. Damit hat er wohl jedem Amtsgenossen der Vor-, Mit- und Nachwelt in bezug auf Amtsdauer den Rang streitig gemacht. In Königsberg war er nun wieder. Das lag einsam, still, losgetrennt von der Welt, noch einsamer, stiller.

abgeschlossener lebte Kant darin. Das weiteste Ziel seiner Reisen waren die umliegenden Güter und Dörfer, nach deren einem er täglich einen Spaziergang unternahm. Nur in der Zeit, wo Rousseaus Emil ihm in die Hand kam, stellte er seine Ausflüge auf Tage ein, um das räthselvolle Buch in einem Zuge lesen zu können. Vielleicht haben die Wege ihn nicht einmal an das nahe Meer geführt, sicher aber nicht über die Grenze Ostpreußens hinaus. Und doch las er vor Studenten physische Geographie. Er umspannte eben von einem Erdwinkel aus die ganze Welt. Genauer wie mancher Reisende kannte er sie aus unzähligen Reisebeschreibungen. Mit ihren Großen stand er in geistigem Verkehr. Über die Zeit dazu verfügte er, hielten ihn doch weder Frau noch Kinder ab. Nie hat er sich entschließen können, einen Hausstand zu gründen. Die Parzen, so klagt er einmal in einem Briefe an Markus Herz, haben meinen Lebensfaden schlecht gesponnen, ich bin krank. Trotzdem versäumte er während seiner langen Lehrtätigkeit auch nicht eine Vorlesung, wie einer seiner Schüler bemerkt.

Sie erstreckten sich auf Logik, Metaphysik, Physik, Mathematik, später auch auf Moral, Anthropologie, physische Geographie und in gewissen Zeiträumen sogar auf Pädagogik. Anfangs las Kant von früh 6 Uhr bis vormittags 10 Uhr, dann nur noch 2—3 Stunden. Dabei war er noch nicht einmal am frühesten auf, denn die Studenten hatten damals das Vergnügen, schon früh 4 Uhr ins Kolleg gehen zu können. Das gestaltete sich allerdings damals anders als heute. Der Staat wachte scharf darüber, daß nicht jeder seine Ansichten vor den Schülern entwickelte. Die Professoren mußten nach Lehrbüchern lesen. So legte Kant seinen Vorlesungen die Werke Meyers, Eberhards, Alexander Baumgartens und anderer Vertreter der Wolffschen Schule zugrunde. Er machte sich an den Rand der Schriften seine Bemerkungen. Beides ist uns erhalten; man ist darüber, es zu veröffentlichen. Trotz dieser Beschränkung waren die Vorlesungen Kants ein Genuß, weil sie eine geistvolle Beleuchtung der Lehrbücher wurden. Herder hörte sie 1762. Ja, aus ganz Deutschland kamen die Edelsten nach Königsberg, um dem Weisen zu Füßen zu sitzen. Einer seiner Verehrer, der Professor der Philosophie Reuß aus Würzburg, der nur auf kurze Zeit nach der Stadt kam, trat mit den Worten zu ihm ins Zimmer, er komme 160 Meilen weit her, um ihn zu sehen und zu sprechen.

1770 war Kant mit 46 Jahren ordentlicher Professor der Logik und Metaphysik geworden. Berufungen nach Jena, Erlangen und Halle hatte er ausgeschlagen. Auch für die Stelle eines Unterbibliothekars, die mit 66 Talern Gehalt ausgestattet war, dankte er. Die äußeren Verhältnisse gestatteten dem ordentlichen Professor, sich ein kleines Haus mit einem Garten in einer geräuschlosen Gegend der Stadt zu erwerben. Hier setzte

er seine einfache Lebensweise fort. Nur auf einen guten Tisch und am gemüthlichen Tafeln gab er etwas.

Da brach plötzlich ein Sturm über dieses Idyll herein, ähnlich dem den Rousseaus Emil verursachte, nur kam er diesmal aus einer ganz andern Richtung und war von entgegengesetzter Wirkung. Nämlich noch vor Friedrichs des Großen Tode hielt im preussischen Staate ein Geist der Frömmerei seinen Einzug, der das Volk, selbst die Gelehrten bevormunden wollte. So erschien das Wöllnersche Zensuredikt, das da besagte, alles, was geschrieben oder gesprochen werde, habe sich streng ans Dogma zu halten, und jeder solle sich kritischer Äußerungen über dieses enthalten. 1793 nun schrieb Kant seine „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“. Er benützte das Vorrecht der theologischen Fakultät zu Jena, das darin bestand, theologische Schriften aburteilen zu dürfen; und sie gab die Kantsche Schrift zum Drucke frei. Nach der Erscheinung aber wurde dem Königsberger Gelehrten wegen seiner religiösen Anschauungen von dem preussischen Minister Wöllner ein Restrikt zugestellt, das ihm da die Entstellung und Herabwürdigung mancher Haupt- und Grundsätze der Heiligen Schrift und des Christentums vorwarf und ihm verbot, fernerhin etwas Ähnliches zu schreiben. Das traf unsern Philosophen schwer. Gleichwohl sagte er niemand auch nur ein Wort davon, selbst seinen Freunden nicht, solange der König Friedrich Wilhelm II. lebte. Erst, als dieser gestorben war, übergab Kant die ganze Sache in seiner Schrift „Streit der Fakultäten“ der Öffentlichkeit. Darin sagt er, jetzt sei er nicht mehr der Majestät getreuer Untertan und könne sein Versprechen, nicht über natürliche und geoffenbarte Religion zu schreiben, zurücknehmen. Das tat ihm wohl; denn jetzt konnte er wieder reden und schreiben. Er war ja der Meinung, daß er niemals etwas gesprochen habe, was nicht seine Überzeugung gewesen sei, nur habe er nicht alle Überzeugungen ausgesprochen. Aber der Verweis hatte doch eigentlich ihn geistig gelähmt, ihn zerrütten helfen. Schon im Jahre der Maßregelung 1794 gab er seine Lehrtätigkeit auf, 1798 erschien seine letzte Schrift. Dann ist sein Geist nicht mehr produktiv gewesen, weil der Gaben ganz beraubt. Heute vor 100 Jahren schloß der größte Königsberger seine Augen gern, denn er war lebensmüde. Eine Daseinsform äußerlich einfachster Art hatte damit aufgehört zu sein.

Aber in dieser schlichten Daseinshülle, was war in ihr alles geborgen gewesen, was war alles in ihr vorgegangen in der langen Reihe der Jahre, welcher reicher Wechsel des Inhalts spielte sich in ihr ab von der Jugendzeit bis zum Greisenalter, welche verschiedenartige Formationen folgten in ihr aufeinander! Das werden wir ahnen, wenn wir nun hinschauen auf die mannigfaltige innere Entwicklung Kants.

Sie ist außerordentlich typisch; denn sie hat denselben Weg genommen wie die Philosophie überhaupt. Diese stellt wie wohl kaum irgend ein Werden von Menschheitsgedanken eine geschlossene Kette von Gegensätzen dar. Ein Blick in ihre Geschichte bis hinauf zu den alten Griechen und herunter zu den modernsten Denkern lehrt uns das. Es handelt sich bei dieser Genesis einmal darum, daß der einzelnen Weltanschauung zu aller Zeit und meist auch bei den verschiedenen Völkern ihr Gegenteil erstand, daß sie mit diesem sich fortentwickelte, daß beide sich gegenseitig beeinflussten und am Ende in eine mittlere Richtung ausmündeten; das andere Mal aber auch darum, daß die Methode der philosophischen Systeme sich ganz analog bildete. Dem Dogmatismus, der dem Wissen keine Grenzen setzen wollte, ward im Zeitenlaufe bald sein Gegenpol, der Skeptizismus, der dem Nichtwissen die Schranken niederreißen mochte. Beide bewegten sich viele Jahrhunderte lang in bedeutenderen oder geringeren Extremen. Eine Mittelstraße, auf der sie vereint hätten wandeln können, wollte sich nicht finden. Ja, die Kluft zwischen ihnen schien unüberbrückbar zu sein, als im 18. Jahrhundert einesteils der Rationalismus am vermutlich sichern Bord des Dogmatismus, wie ihn Christian Wolff und seine Jünger vertraten, seine Orgien feierte und auf dem uferlosen Ozean vernünftiger Gedanken sich verlor, als andernteils der Empirismus, wie wir ihn zuletzt bei Hume finden, mißtrauisch seine eigenen Ergebnisse betrachtete und in einem Strudel von Zweifeln zu verschwinden drohte. Aber gerade, als die Kontraste am feindlichsten einander gegenüberstanden, da sollten sie nicht lange mehr auf ihren einzigen möglichen Versöhner, den Kritizismus, warten. Und wie die Menschheit als Ganzes vom Dogmatismus ausgegangen war, dann zum Skeptizismus fortschritt und notwendig auf den Kritizismus kam, so recapitulirte sich diese Reihe in dem Manne selbst, der die Personifikation jener dritten philosophischen Methode darstellt, nämlich in Kant. Die phylogenetische Entwicklung, um mit Darwin zu reden, wiederholte sich in der ontogenetischen des Individuums. Wie ist das zu verstehen?

Nachdem sich Kant von den pietistischen Anwandlungen, die im Elternhaus an ihn herantraten, freigemacht hatte, nachdem die Theologie ihn nicht mehr zu fesseln vermochte, die er doch als Waffe gegen den Zeitgeist, die Aufklärung, hatte führen wollen, ließ er sich selbst von dieser gefangen nehmen, indem er sich der Philosophie jener Periode in die Arme warf. Es war, wie schon gesagt, die Aufklärungsphilosophie, die Philosophie Leibnizens, in dem Kleide, das ihr Christian Wolff gegeben hatte; es war der dogmatische Rationalismus, den in Königsberg besonders Knutzen vertrat. Kant ist in diesen Bahnen, was Erkenntnistheorie und Metaphysik anlangt, bis zu seiner schriftstellerischen Tätigkeit und in ihre erste Periode hinein gewandelt.

Diese Aufklärungsweltweisheit baute sich auf festen Säzen, auf Dogmen auf, die für unumstößlich galten, weil man sie aus Begriffen abgeleitet hatte, die wieder die Vernunft bildete. Ihr aber traute man die unbegrenzte Fähigkeit des Erkennens zu. Ihr war alles erklärbar, Unverständliches erschien ihr als erst künstlich geschaffen. Verstandesklarheit war der Wahlspruch der Zeit.

So löste sich alles, die ganze Welt mit ihren Geheimnissen und Rätseln, bei Wolff in vernünftige Gedanken auf; alles war aufgeklärt. Über schwierige Probleme setzte man sich hinweg, wählte sich auf der Höhe der Zeit, kümmerte sich darum nicht um die Geschichte auch nur einer Entwicklung und verfuhr so ganz unhistorisch.

Das Instrument, mit dem man arbeitete, war die Vernunft. Der Gedanke, es einmal zu prüfen, kam niemand; funktionierte es doch so ausgezeichnet. Begriffe, wie Gott, Seele, Welt, Vollkommenheit, Unsterblichkeit und Endlichkeit benützte es als Grund zu den stolzeften, feingefügten Gedankengebäuden, die in ihrer Gesamtheit Anspruch darauf machten, die Hallen der Wissenschaft zu sein, während sie in Wirklichkeit höchstens ein Asyl des Glaubens sein konnten. Die meisten von ihnen sind zerfallen und ganz verschwunden, einige jedoch sind als malerisch interessante Ruinen unsrer Zeit überliefert worden. Ich erinnere nur an die eine, deren Reize noch immer unser Lehrerseminar anzuziehen vermögen, an den Satz: Die Seele ist ein einfaches, immaterielles, unsterbliches Wesen, ein Satz, der wohl ein Glaubensbekenntnis, nicht aber eine Wissenschaftserkenntnis sein kann.

Besonders lehrreich für das Verständnis jener Philosophie ist ihre Zwecklehre. Diese behauptete, die zwecktätigen Kräfte in der Welt mögen in den Dingen wohnen, alle aber betrachten als ihr Ziel den Menschen. Die Sonne ist da, um ihm zu leuchten; ist sie abgehalten, so vertritt der Mond ihre Stelle, damit es nicht ganz finster sei, denn es ist schwer, in der Finsternis nach Hause zu gehen, oder es kostet zuviel Beleuchtung. Ein Hamburger, Brockes, versuchte sogar in seinen poetischen Werken von 9 Bänden, die den Titel tragen „Irdische Vergnügen in Gott“, die Nützlichkeit aller Naturdinge für den Menschen nachzuweisen.

Diesen und ähnlichen Auffassungen huldigte also auch Kant. Dafür zeugen mehrere seiner vorkritischen Schriften. Von 1760 an jedoch macht sich der Einfluß des skeptischen Empirikers Hume auf den Königsberger geltend. Dieser sagt selbst: „Die Erinnerung an David Hume war dasjenige, was mir vor vielen Jahren zuerst den dogmatischen Schlummer unterbrach und meinen Untersuchungen im Felde der spekulativen Philosophie eine ganz andere Richtung gab.“ Das konnte nicht anders sein;



denn der Engländer war auch Aufklärungsphilosoph wie Wolff. Aber während dieser alles für wissenschaftlich sicher hielt, zweifelte jener an allem. Hume erkannte die Metaphysik, also die Lehre von Gott, Seele, Welt, als Wissenschaft nicht an; ein höchstes Wesen, Freiheit des Willens, Unsterblichkeit der Seele usf. gibt es für ihn nicht. Ja, er ging noch weiter, indem er sogar aller Erfahrungswissenschaft die Notwendigkeit, die Allgemeingültigkeit, absprach, weil alles, was die Menschen Substanz und Kausalität nennen, es in Wirklichkeit nicht gibt. Vielmehr ist Substanz weiter nichts als die Assoziation von koexistenten oder simultanen und Kausalität nur die Aneinanderreihung von sukzessiven Eindrücken oder Vorstellungen. Substanz und Kausalität sind also bloß Bewußtseinsinhalte, und diese kommen allein durch Wahrnehmung zustande. Deren Quellen wie die Grenzen der Vernunft, wie weit sie Wahrnehmungen verarbeiten kann, zu untersuchen, das ist Aufgabe der Philosophie.

Solche und verwandte Gedanken hatte Hume in seiner Abhandlung über die menschliche Natur und in seiner Untersuchung betreffend den menschlichen Verstand niedergelegt. Kant lernte wahrscheinlich nur das zweite Werk kennen, und da war es ihm, als erwache er vom Schlafe, in den ihn die Wolffsche Schule eingewiegt hatte. Sogleich ging er in diesem neuen Zustande an die Arbeit. 1762 untersuchte er „die falschen Spitzfindigkeiten der syllogistischen Figuren“, dann wollte er den einzig möglichen Beweisgrund zu einer Demonstration Gottes erbringen und sagt da gegen das Ende hin: „Es ist durchaus nötig, daß man sich vom Dasein Gottes überzeuge, es ist aber nicht ebenso nötig, daß man es demonstriere.“ Das war ein herbes Urteil über die Metaphysik seiner Zeit. Einen noch kräftigeren Stoß führte er gegen sie 1766 in seinen Träumen eines Geistessehers erläutert durch Träume der Metaphysik. Damit erreichte er zum erstenmal so etwas wie einen kritischen Standpunkt. Sagt er doch dort: „Die Grundbegriffe der Dinge als Ursachen, die der Kräfte und Handlungen sind, wenn sie nicht aus der Erfahrung genommen sind, gänzlich willkürlich und können weder bewiesen noch widerlegt werden.“

Allerdings war es noch kein fester Punkt, auf dem der Philosoph stand. Denn in der folgenden Zeit, die eine zweite Periode in der vor-kritischen Entwicklung ausmacht, schwankt er noch vom dunklen kritischen Denken zurück zum dogmatischen, wie seine Dissertation vom Jahre 1770 an vielen Stellen beweist, trägt er sich noch mit dem Skeptizismus, wie aus Briefen an Herz hervorgeht. Im allgemeinen allerdings hält er die verschwommenen kritischen Gedanken fest und stellt sie schon mit einiger Schärfe in seiner oben genannten Dissertation dar. Sie handelt de mundi sensibilis atque intelligibilis forma ac principiis, d. h., von der Form und

den Prinzipien der sinnlichen und übersinnlichen Welt. Darin sind, wenn man mit Paulsen reden will, „die Grundzüge der neuen Philosophie in ihrer ursprünglichen Gestalt“ enthalten. Das ist richtig. Die Unterscheidung einer sensiblen und einer intelligiblen Welt und dementsprechend die Unterscheidung einer sinnlichen und einer rein intellektuellen Erkenntnis ist der Kernpunkt jener Schrift. Wer sollte darin nicht die starken Keime der eigentlichen Philosophie Kants erkennen?

Natürlich vergingen noch Jahre, ehe sie zum starken Baume heranwachsen. Im geheimen hatte er geblüht und die erste edle Frucht angelegt und reifen lassen. 1781 warf er sie der Menschheit in den Schoß. Es war die Kritik der reinen Vernunft. Damit war Kant, 57 Jahre alt, auf dem Standpunkte des Kritizismus angekommen.

Das war eine neue philosophische Methode, die sich zu Dogmatismus und Skeptizismus gesellte, um beide zu versöhnen; nicht zunächst eine neue Weltanschauung. Er nennt das Buch selbst den Traktat von der Methode und sagt an dessen Schlusse: „Bisher hatte man die Wahl, entweder dogmatisch wie Wolff, oder skeptisch wie Hume zu verfahren. Der kritische Weg ist der einzige, der noch offen ist.“

Welches sind seine Hauptstationen? Die erste ist der Rationalismus. Da soll das menschliche Erkenntnisvermögen, die Vernunft, untersucht werden, und zwar handelt es sich darum, die Elemente der Vernunft wissenschaftlich genau aufzuweisen, die noch keine Eindrücke empfangen hat, die noch nicht aus sich herausgetreten ist, die etwas anderes als sich noch nicht kennt. Die Bestandteile, die sie in diesem gekennzeichneten Zustande besitzt, heißen apriorisch, sind a priori, diese Vernunft selbst wird rein genannt. Auf Grund solcher Analyse sind dann Ursprung, Umfang, Gültigkeit und Grenzen der menschlichen Erkenntnis, soweit sie mit Hilfe dieses apriorischen Vernunftbesitzes zustande kommt, zu bestimmen.

Die zweite Station ist der Empirismus. Hier erfahren wir, daß die Anwendung jener apriorischen Erkenntnis auf das Gebiet der Erfahrung eingeschränkt bleiben muß, daß sie im Felde des Übersinnlichen, des Intelligibelen, ihren Charakter als Erkenntnis verliert, obgleich sie eine solche Welt ausdrücklich anerkennt, allerdings als ein ihr verschlossenes Gefild.

Kant hat aber die Vernunft nicht etwa nur gewertet als Erkenntnisvermögen, sie ist ihm nicht etwa nur theoretische Vernunft, nein, sie ist für ihn auch Willens- und Gefühlsvermögen, oder, wie er sagt, praktische Vernunft und Urteilskraft. Die Dreiteilung, Erkenntnis-, Willens- und Gefühlsvermögen, hat Kant aus der Psychologie der Aufklärung herübergewonnen, auch ein Beweis, daß sich selbst die größten Menschen von ihrer Zeit nicht lösen können. Sulzer und Tetens waren hier seine Lehrer gewesen.

Wie verhalten sich nun bei Kant die drei Vermögen zueinander? Die theoretische Vernunft ist maßgebend für die beiden anderen. Sie enthält die Prinzipien, die leitenden Gesetze. Sofern diese reine Erkenntnisgesetze sind, gehören sie eben zum Erkenntnisvermögen; soweit sie sich als Prinzipien des Begehrens und Handelns erweisen, heißen sie praktische Vernunft, und wenn sie endlich als Grundsätze des Gefühls über Lust und Unlust bestimmen, werden sie Urteilskraft genannt. So sah sich Kant vor der Aufgabe, eine Kritik der reinen und der praktischen Vernunft und der Urteilskraft zu schreiben. Wie nun die reine oder theoretische Vernunft die Grundlage für die Beurteilung der praktischen Vernunft und der Urteilskraft bildet, so ist auch die Kritik der ersten der Kern des Kritizismus; in den beiden anderen Kritiken verfährt Kant im ganzen auf jener fußend dogmatisch.

Er, der früher nichts ahnte von seiner Bedeutung, der keine Probleme vor sich sah, war sich später der Umwälzung, die er hervorgerufen, wohl bewußt. Er spricht das aus, wenn er sagt: „Bisher nahm man an, alle unsere Erkenntnis müsse sich nach den Gegenständen richten. Aber alle Versuche, über sie a priori etwas durch Begriffe auszumachen, wodurch unsere Erkenntnisse erweitert würden, gingen unter dieser Voraussetzung zu nichts. Man versuche es daher einmal, ob wir nicht in den Aufgaben der Metaphysik damit besser fortkommen, daß wir annehmen, die Gegenstände müssen sich nach unserer Erkenntnis richten, welches so schon besser mit der verlangten Möglichkeit einer Erkenntnis derselben a priori zusammenstimmt, die über Gegenstände, ehe sie uns gegeben werden, etwas festsetzen soll. Es ist hiermit ebenso, wie mit dem ersten Gedanken des Kopernikus bewandt, der, nachdem es mit der Erklärung der Himmelsbewegung nicht gut fort wollte, wenn er annahm, das ganze Sternenheer drehe sich um den Zuschauer, versuchte, ob es nicht besser gelingen möchte, wenn er den Zuschauer sich drehen und dagegen die Sterne in Ruhe ließ.“

Diesen kritischen Standpunkt hat Kant festgehalten bis dorthin, wo sein Geist erschöpft war. Er sollte durch seine Ansichten auf lange Zeit die Philosophie beherrschen und durch sich eigentlich Deutschland zum erstenmal die Führung auf diesem Gebiete geben. Das kann nicht wundernehmen. Hatte er doch den dünnkelhaften Dogmatismus, der schon den Himmel erobert zu haben glaubte, vom Throne gestürzt; hatte er doch den Skeptizismus, der an sich selbst verzagte, vor der Selbstaufhebung gerettet, hatte er doch beide, den einen aus furchtbarer Höhe, den anderen aus gräßlicher Tiefe, zusammengeführt zu einem seltsamen Bunde, der vor dem Altare der Vernunft geschlossen wurde und als sein Kind den Kritizismus zeugte. Das war ein kräftiger Sproß, der der Menschheit unter Führung

Kants einen wahren Urwald von Problemen erschloß. Dahinein wagte sich bald die größten der Nachmeister, um eins nach dem anderen ans Tageslicht zu ziehen.

Das bekannteste ist wohl das des kategorischen Imperativs, singt doch Gustav Schwab: „Den kategorischen Imperativus fand, das weiß ein jedes Kind, Immanuel Kant.“ Mir scheint indessen, es werde wenig gekannt. Darum wollen wir fragen: Welche Bewandnis hat es mit diesem bekanntesten und doch wenig gekannten Problem?

Der Mensch, als Körper ein Glied der Erscheinungswelt, ist mit Vernunft begabt und darum Bürger im Reiche des Geistes, des Intelligibelen. Diese Vernunft ist einmal theoretisch veranlagt, d. h. sie strebt danach zu erkennen, das andere Mal aber praktisch, das will sagen, sie neigt dazu zu wollen und zu handeln, Wille zu sein. Damit dehnt sie ihre Tätigkeit auf zwei ganz verschiedene Welten aus.

Obwohl die Willenswelt wichtiger ist als die Erkenntniswelt, weil der Mensch im Grunde ein praktisches, sich immer betätigen wollendes Wesen, der innerste Kern seines Seins der Wille ist, obwohl also der praktischen Vernunft, wie Kant sagt, der Primat gehört, so müssen doch erst die Grenzen der Erkenntnisphäre festgelegt werden, damit an ihnen die Willensphäre beginnen kann. Denn, wo der Mensch aufhören muß zu erkennen, da treten seine praktischen Interessen in ihr Recht ein. Aber wo ist das?

Das Vermögen des Erkennens ist die theoretische Vernunft, die, wenn man sie ursprünglich von allen Eindrücken, Empfindungen losgelöst sich denkt, reine Vernunft heißt. Ihre, der reinen Vernunft, Wesenheiten sind die Sinnlichkeit, der Verstand und die Vernunft im engsten Sinne. Unter Sinnlichkeit versteht Kant die Rezeptivität, die Fähigkeit, Vorstellungen durch die Art, wie wir von Gegenständen affiziert werden, zu bekommen. Sie gibt uns die Gegenstände und damit nur die Anschauungen. Der Verstand, dem allein Begriffe zukommen, denkt sie. So entspricht der Rezeptivität der Sinnlichkeit die Spontaneität des Verstandes.

Die Gegenstände aller sinnlichen Anschauungen heißen Erscheinungen. Diese haben eine Materie, die der Empfindung korrespondiert, und eine Form, in der das mannigfaltige Material geordnet angeschaut und dann verarbeitet gedacht wird. Die Formen, in denen wir allen Inhalt, den uns die Empfindung bringt, ordnen und anschauen, sind für uns die uns inwohnenden Anschauungsformen Raum und Zeit, und die Formen, in denen wir ihn verarbeiten und denken, sind die uns vor aller Erfahrung eigenen Stammbegriffe oder Kategorien des Verstandes. Wir schauen und denken demnach alle Dinge nur so, wie sie uns durch die apriorischen in uns

liegenden oder, wie Kant sagt, transzendenten Medien von Raum und Zeit und den Kategorien erscheinen, oder wir lernen nur Erscheinungen kennen, ohne über die Dinge, wie sie an sich, d. h. ohne unseren Raum und unsere Zeit, wie ohne unsere Begriffe sind, etwas ausmachen zu können. Die Welt also, die wir wirklich kennen, ist nur Erscheinung, nur Phänomenon, nur sensibel. Dagegen die Welt, von der wir nichts wissen können, ist Ding an sich, ist Noumenon, ist intelligibel. Diese letzte Welt gehört also nicht mehr in den Bereich der erkennenden, der theoretischen Vernunft.

Trotzdem möchte sie in diesen ihr dunklen Erdteil eindringen. Wir wissen nämlich, daß sie nicht bloß Sinnlichkeit und Verstand, sondern auch Vernunft im engeren Sinne ist. Wie nun die Sinnlichkeit Anschauungsformen und der Verstand Begriffe besitzt, so die Vernunft im engeren Sinne Ideen. Sie wollen Prinzipien sein. Das oberste aber besteht darin, zu der bedingten Erkenntnis des Verstandes in der Erscheinungswelt das Unbedingte in der Dingansichwelt zu suchen und zu finden, indem immer auf den Verstand und seine Urteile Bezug genommen wird. Wenn so die Vernunft durch die Ideen das Unbedingte zum Gegenstand ihrer Erkenntnis machen möchte, wendet sie die in diesem Falle leeren Kategorien auf das Unbedingte an, sie wird transzendent, geht über sich und ihre Kräfte hinaus. Aus diesem falschen Gebrauche der Verstandesbegriffe entsteht der transzendentale Schein in uns, ein Trugbild von der überfinnlichen Welt. Dadurch wird eine tatsächliche Erweiterung unserer Kenntnis nicht erreicht, sondern uns nur vorgegaukelt. So sind die leeren Theorien über das Ich, die Seele, über die Welt und über Gott entstanden. Die müssen vermieden, der falsche Schein muß zerstört werden. Eine Metaphysik als Wissenschaft des Transzendenten gibt es nicht. Damit versetzte Kant der Metaphysik, die so lange geherrscht, den Todesstoß. Eine Metaphysik, die die theoretische Vernunft aufstellt, verwarf er, dafür ließ er die praktische Vernunft eine Metaphysik der Sitten, der Sittlichkeit schaffen.

Denn eben an den Punkten, die die Grenzen des Erkennens bezeichnen, die es ungestraft nicht überschreiten darf, da beginnt die Herrschaft des Willens. Jenes wußte eben noch über Seele, Welt und Gott nur zu phantasierern, dieses fordert gebieterisch Freiheit des Willens, Unsterblichkeit der Seele und einen Gott als Tatsachen, deren Sicherheit außer allem Zweifel ist. Die praktische Vernunft stellt eben Postulate auf, mit denen zwar die Wissenschaft, die Erkenntnis, nichts anfangen kann, die aber rechte Impulse der Sittlichkeit, felsenfeste Überzeugungen für den Glauben sind.

Das ursprüngliche unter den Postulaten ist die Freiheit des Willens. Denn die praktische Vernunft, die Wille ist, fordert vor allen Dingen, daß er frei sei, wenn anders die Handlung einen Sinn haben soll. Und dieser

freie Wille ist der alleinige Maßstab, an dem man ermessen kann, was gut und was böse ist, denn: „Es ist überall nichts in der Welt, ja überhaupt auch außer derselben zu denken möglich, was ohne Einschränkung für gut könnte gehalten werden, als allein ein guter Wille.“ Hier finden wir Kant auf jener lichten Höhe, auf der auch Christus stand, der doch allein die Gesinnung als ethischen Wertmesser zum erstenmal der Menschheit zeigte.

Die Freiheit des Willens nun besteht in der Form unserer Handlungen. Sein allgemeinstes Gesetz ist, daß er sich unabhängig von jedem äußeren Antrieb rein aus sich selbst bestimmt. Diese Fähigkeit der Selbstgesetzgebung und Selbstbestimmung nennt Kant die Autonomie des Willens. Der freie autonome Wille aber sagt zu dem Menschen: Du sollst, und da dieses ethische Sollen mit Nötigung und unbedingt geschieht, so ist der moralische Imperativ kategorisch.

Diese Ableitung ist nur verständlich, wenn man das annimmt, was Kant zwar meines Wissens niemals ausdrückt, was aber als Grundton durch seine ganze Philosophie hindurchklingt; wenn man nämlich annimmt, daß der Mensch als eins der vernünftigen Wesen, deren es außer seiner Gattung noch mehr geben kann, teilhat an der allgemeinen Vernunft. Diese, die Summe aller Vernunft, der nie versiegende, vernunftbegabte Gestaltungen in wunderbarstem Spiel hervorzaubernde Urquell, das ewige geistige in den Einzelwesen wie in Effulgurationen in die Erscheinung tretende Licht, diese ist das Höchste, Allumschließende, das Absolute, die Substanz, ist Gott, also das, das sich nur selbst bestimmt, sich selbst Gesetzgeber ist. Und eben solche Selbstbestimmung und Selbstbeherrschung spiegelt sich in jeder Individualisierung der allgemeinen Vernunft, in jedem vernünftigen Wesen, wider als das „Du sollst!“, das Vernunft der Vernunft gibt. Es ist das eine Anschauung, die sich von der christlichen im Grunde nur dem Namen nach unterscheidet, denn Paulus ruft auf dem Areopag den Griechen zu: Und in der Tat ist Gott nicht ferne von einem jeglichen unter uns, denn in ihm leben, weben und sind wir, als auch etliche Poeten bei euch gesagt haben: Wir sind seines Geschlechts. Und es ist das ein Stück Philosophie, wie wir es in anderer Färbung bei Ed. v. Hartmann wiederfinden, der da behauptet, jedes lebende Wesen habe etwas von dem Wesen des Absoluten, und sagt: „Der Widerschein der Wesensidentität im Gefühl ist die Liebe sowohl im Verhältnis zu Gott als auch zum Nächsten.“

Wenn aber nach unserer Auffassung — und damit kehren wir zu Kant zurück — die Vernunft den kategorischen Imperativ sich selbst gibt, so entsteht die Frage: Ist das nicht ein Spiel mit Worten, das keinen Sinn hat, da doch die Vernunft als Einwesen mit sich übereinstimmen muß? Darauf ist zu antworten: Es ist das kein Spiel, die Frage überhaupt nicht

berechtigt. Denn der Mensch ist, wie ich mich gern ausdrücke, kein Einwesen, sondern erscheint als Doppelnatur; gehört er doch als vernünftig zur intelligibelen, noumenalen Welt, während er als körperlich Mitglied der sensiblen, phänomenalen Sphäre sein muß. So spaltet sich sein Wesen in zwei Richtungen, die in Gegensatz zueinander treten können; die eine erscheint als Form des Willens, die der Vernunft entspringt, die andere als sein Inhalt, der von der körperlichen Beschaffenheit des Individuums, von der Sinnlichkeit, herrührt und im ganzen sich als Begierde nach Lust und als Abscheu vor Unlust äußert. Form und Inhalt des Willens vereint erst lassen es zur Handlung kommen. Sie gehören also zusammen, obwohl sie einen ganz verschiedenen Ursprung haben und einander heterogen vorkommen. Es liegen natürlich, wie angedeutet, die Möglichkeiten vor, daß beide Prinzipien sich entsprechen oder nicht. Daraus ergeben sich für den Menschen drei Wege, die er in seinen Handlungen betreten kann. Entweder er folgt dem Vernunftgesetz, mit dem er das Sinnlichkeitsgesetz in Übereinstimmung gebracht hat, — dann ist er ein Heiliger, ein Ideal-mensch —, oder er handelt jenem gemäß, trotzdem sich dieses mit demselben in Widerstreit befindet, bekämpft also das andere — in diesem Falle trägt er sich sittlich —, oder er folgt dem anderen und verstößt gegen das eine — da will er das Böse. In den ersten beiden Fällen steht er im Zeichen der Autonomie, der Selbstgesetzgebung, in dem letzten Falle dagegen lebt er unter der Herrschaft der Heteronomie, des anderen Gesetzes.

Das Ziel des Menschen muß jenes Regime sein, denn ohne Zweifel kann nur das Vernunftgesetz als maßgebend und richtungweisend anerkannt werden, da es sich immer gleich ist. Das Sinnlichkeitsgesetz dagegen sieht aus wie die Regierung eines Landes, in dem ein Ministersturz den anderen vorbereitet, es lautet bald so, bald so. Der Grund dafür liegt nahe. Die Menschen als Glieder der Erscheinungswelt sind zu allen Zeiten sehr verschiedener Meinung darüber gewesen, was Lust und Unlust sei, worin das Glück bestehe. Noch heute tut dem einen wohl, was dem anderen Weh bereitet. Und wenn wirklich die Menschen einmal darüber einig werden sollten, so wäre das nur ein Zufall. Daraus geht hervor, daß die sinnlichen oder materiellen Beweggründe nicht wie Gesetze alle Menschen verpflichten können. Jedes Individuum läßt sich durch ein anderes Motiv zur Handlung anregen und setzt sich einen anderen Zweck. Nach und nach werden sich allerdings Regeln herausbilden. Solche Regeln subjektiven Handelns nennt man Maximen. Diejenigen von ihnen, die von der Zufälligkeit und Willkür, die von solcher und anderer Beschränkung losgelöst werden können, lassen sich hinaußläutern zu allgemeinen Vernunftgesetzen. Dem Menschen nun sollen nur solche Grundsätze, Maximen als Beweggründe des Handelns

dienen, die in sich die Möglichkeit tragen, zu allgemeinen Vernunftgesetzen, d. h. alle Menschen, ja alle vernünftigen Wesen bindenden Gesetzen werden zu können.

Das sagt ihm die Vernunft, die da spricht: „Du sollst!“ nämlich: Du sollst handeln nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, daß sie ein allgemeines Gesetz werde.

Das ist die erste Hauptform des kategorischen Imperativs. Die Maxime also, die sich der Mensch zur Richtschnur nimmt, soll ein Gesetz werden können und zwar ein allgemeines, d. h. ein Gesetz, das für alle vernünftigen Wesen Gültigkeit haben kann. Ehe der Mensch demnach eine Handlung ausführt, soll er sich fragen: Kannst du wollen, daß alle deine Mitwesen im entsprechenden Falle ebenso handeln, wie du eben darüber bist, es zu tun. Muß er das verneinen, so hat er die Handlung zu unterlassen. Ausnahmen kennt das Gesetz nicht; es gilt vielmehr so ausschließlich und allumfassend wie ein Naturgesetz, d. h. für Kant, so allgemein wie die Gesetze, die unser Verstand der Erscheinungswelt gibt, so z. B. wie die Kausalität, die Ursache und Dependenz der Folgen umschließt. Darum fügt er jener ersten Hauptform des Imperativs die Unterform bei: Handle so, als ob die Maxime deiner Handlung durch deinen Willen zum allgemeinen Naturgesetz werden sollte.

Ein Beispiel mag uns das Ganze noch etwas näher rücken. Ich bin durch Not gezwungen, Geld zu borgen. Obwohl ich weiß, daß ich das Lehen nie zurückgeben kann, anderseits aber gewiß bin, ich bekomme nichts geliehen, wenn ich jenes nicht verspreche, so verspüre ich Lust, ein solches Versprechen zu wagen. Indessen, ich besitze noch so viel Gewalt über mich zu fragen: Könnte die Art, wie du jetzt handeln willst, allgemeines Gesetz werden, könntest du wollen, daß alle vernünftigen Wesen so handeln. Da komme ich denn bald zu der Einsicht: Die Allgemeinheit eines Gesetzes, das da jedem, der in Not zu sein glaubt, erlaubt, versprechen zu können, was ihm einfällt, mit dem Vorsatz, es nicht zu halten, die Allgemeinheit eines solchen Gesetzes würde das Versprechen und den Zweck, den man damit verbunden haben mag, selbst unmöglich machen, indem niemand glauben möchte, es sei ihm etwas versprochen und jedermann über alle seine Äußerungen als über eitles Vorgeben nur lachen könnte.

Also schon rein gesellschaftlich angesehen ist eine solche Maxime als ethischer Kanon zu verwerfen. Sie müßte, zum allgemeinen Gesetz erhoben in die Gemeinschaft der vernünftigen Wesen die größten Störungen hinein tragen, alles Vertrauen untergraben und damit allen Verkehr und damit die Sozietas überhaupt aufheben.

Auch von einem höheren Gesichtspunkt aus muß man zur Beurteilung eines solchen Grundsatzes kommen, wie er uns eben zur Handlung ver-



leiten wollte, nämlich so: Immer, wenn ich will, wenn ich handle, so bin ich dazu durch einen Grund bestimmt worden. Der ist ein Gedankenbild, das ich verwirklichen möchte. Darauf ziele ich ab, wie ehemals der Schütze auf die Zwecke mitten in der Scheibe. Das Gedankenbild wird mir zum Zweck. Der Zweck aller meiner Handlungen bin ich im letzten Grunde selbst, denn der Mensch und überhaupt jedes vernünftige Wesen existiert als Zweck an sich selbst, als etwas, dessen Dasein an sich selbst einen absoluten Wert hat. Wenn ich aber nach dem vorhin angenommenen Prinzip handle, so lasse ich mich wohl als Selbstzweck stehen, benütze aber den, den ich unter den bekannten Umständen anborge, nur als Mittel und respektiere ihn nicht als etwas, was für sich auch Selbstzweck ist. Darum ist die Maxime auch unter diesem philosophischen Gesichtswinkel betrachtet zu verwerfen.

Es ist eine erhabene Auffassung: Der Mensch und mithin jedes vernünftige Wesen existiert als Zweck an sich selbst, niemals bloß als Mittel. Die Allgemeinvernunft ist ja der absolute Wert der Welt, die vernunftbegabte Natur ist da als Zweck per se. Alle Vernunftwesen aber haben an ihr teil; folglich ist jedes von ihnen ein Stück dieses unbedingten, unabhängigen Wertes, das wir eben Selbstzweck nennen. Der Mensch muß ihn fördern und damit die allgemeine Vernunft. Das ist schlechterdings nur möglich, indem er seine Mitmenschen, die Mitintelligibelen, als Mittel benützt. Niemals jedoch darf er sich einfallen lassen, sie ausschließlich als Mittel zu gebrauchen; vielmehr hat er in ihnen auch einen Selbstzweck zu sehen, der durch nichts ersetzt werden kann, der wiederum sich seiner als Mittel bedient. Aus diesem Grunde wird er bestrebt sein, aus eigenem Antriebe diesen Zweck mit zu fördern. Das muß er, wenn er wünscht, daß man ihn von der anderen Seite her zwar schon als Mittel, immer aber auch als Selbstzweck ansehe.

So kommen wir von der ersten Hauptform des kategorischen Imperativs, die nur formal gehalten war, zur zweiten, die ihr den Inhalt verleiht, zu der Form: Handle so, daß du die Menschheit sowohl in deiner Person als in der Person eines jeden anderen jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchst.

Der Grund ist einleuchtend: Der Mensch allein erscheint als Träger des moralischen Gesetzes, das an sich heilig genannt werden muß, er allein vermag Zwecke zu setzen.

In welchem Verhältnis stehen beide Hauptformen zueinander? Vorübergehend bemerkte ich, daß die erste mehr formal, die zweite mehr material gehalten ist. Man könnte also bekannte Termini verwendend sagen: Jene ist das Formal-, diese das Materialprinzip unseres Willens. Was Priorität

oder Parität beider anlangt, so hat Kant sich darüber nicht geäußert. Es widerspricht aber seinen Ansichten wohl kaum, wenn man annimmt, es sei in der ersten Form die andere notwendig mit enthalten, denn wenn ich nach jener in jedem Falle handle, so werde ich damit schon mich und jedes vernünftige Wesen niemals bloß als Mittel, sondern jederzeit auch als Zweck an sich beachten.

Die Verbindung beider Prinzipien ist die oberste einschränkende Bedingung der Freiheit unserer Handlungen, der Freiheit aller Vernunftwesen. Wegen dieser Allgemeinheit können beide Grundsätze nicht aus der Erfahrung genommen sein, weil diese nicht ausreicht, darüber etwas zu bestimmen, sondern müssen, weil sie auch über alle subjektiven Zwecke der Neigungen entscheiden, aus reiner Vernunft entspringen, müssen apriorischer Besitz derselben, müssen — ich will die Übersetzung einmal wagen — angeboren sein.

Beide Formen des Imperativs nun zusammen, die zweite als die subjektive materiale Seite desselben vereint mit der ersten als der objektiv formalen, machen den Willen eines jeden vernünftigen Wesens zu einem allgemein gesetzgebenden Willen, denn „es liegt der Grund aller sittlichen praktischen Gesetzgebung objektiv in der Regel und der Form der Allgemeinheit, die sie ein Gesetz zu sein fähig macht, subjektiv aber im Zwecke, das Subjekt aller Zwecke aber ist jedes vernünftige Wesen als Zweck an sich selbst“.

Diese Idee nun, die Idee des Willens jedes vernünftigen Wesens als eines allgemein gesetzgebenden Willens oder Allgemeinwillens ist die dritte Hauptform des kategorischen Imperativs. Sie lautet: Handle so, daß der Wille durch seine Maxime sich selbst zugleich als allgemein gesetzgebend betrachten, als Allgemeinwillen ansehen könne.

Das ist ein Wille, losgelöst von jedem Interesse, frei von Gefühlen und Neigungen, ein Wille, der, wenn die Maxime der Vernunftwesen nicht durch ihre Natur schon notwendig mit ihm übereinstimmen, allen gegenüber als praktische Nötigung, d. h. als Pflicht auftritt. So ist der kategorische Imperativ in seiner letzten, die beiden ersten Formen zusammenschließenden Fassung für die Menschen, deren sinnliche Willensimpulse dem Vernunftgesetz nicht genau entsprechen, d. h. für uns alle, ausgenommen die Heiligen, ist der kategorische Imperativ die rücksichtslos, rigoros gebietende Pflicht, der ja die Verse Schillers gelten:

Gerne dien' ich den Freunden, doch tu' ich es leider mit Neigung,  
Und so wurmt es mir oft, daß ich nicht tugendhaft bin.

Da ist kein andrer Rat, du mußt suchen, sie zu verachten,  
Und mit Abscheu alsdann tun, was die Pflicht dir gebet.

Jener Wille, die Pflicht, ist das Gesetz im Reiche der vernünftigen Wesen, oder, da sie alle Selbstzwecke sind, in einem Reiche der Zwecke. Das

Wesen dieses Reiches, eigentlich eine Gedankenwelt für sich, steht in einem so festen inneren Zusammenhang mit unserem Problem, daß ich an ihm nicht vorübergehen möchte, ohne einiges Licht auf es fallen zu lassen. Allerdings ist das nicht leicht, wie schon der Umstand beweist, daß sich bis her niemand gefunden hat, der — von Andeutungen und schwachen Ansätzen abgesehen — die Grundzüge dieses Reiches der Zwecke dargestellt hätte. Es ist nicht leicht, sage ich, denn wenn man im allgemeinen sagen muß, daß in der Geschichte der Philosophie wohl kaum wieder ein Mann angetroffen wird, der von seinen Zeitgenossen sowohl als auch von der Nachwelt in so mannigfaltig verschiedener Weise verstanden und mißverstanden worden ist als Kant in bezug auf sein ganzes System, so gilt das im besondern von seiner Zwecklehre, seiner Teleologie. Das ist eines- teils darin begründet, daß der Weise von Königsberg die Prinzipien dieses Gebietes nicht fertig vorlegt, sondern sie in den Entwicklungsphasen zeigt, die in einem Zeitraum von über 12 Jahren zerstreut liegen, daß er dementsprechend natürlicherweise auch ein und denselben Begriff in sehr unterschiedlichem Umfange, ja sogar mit ungleichem Inhalte gebraucht, daß er manche Gedanken in früherer Zeit unausgeführt und ohne sie klipp und klar dem Ganzen einzugliedern hingeworfen hat, die er später aufgibt oder nur andeutungsweise wieder berührt; andernteils aber auch darin, daß die Kritiker und Interpreten solche Schwierigkeiten nicht erkannt haben und sie von ihrem Standpunkte aus die Kantsche Zwecklehre beurteilten, anstatt die Stellung der einzelnen Teile zum ganzen System und die Voraussetzungen desselben zu prüfen.

Ich kann das jetzt nicht weiter ausführen, aber herausheben muß ich doch eins: der Zweckbegriff Kants ist nicht eine Kategorie, ist kein Stamm- begriff, obwohl er zu dem Besitzstande der Vernunft gehört. Er spielt eine zweifache Rolle. Im Gebiete der Natur, der Erscheinungswelt haben wir es mit einem subjektiven, theoretischen, kritischen, regulativen Prinzip der Urteilskraft zu tun, d. h. mit einem Prinzip, das uns die Erkenntnis der phänomenalen Welt nicht erweitert, aber erleichtert, indem es dort, wo der Naturmechanismus uns noch Rätsel stehen läßt, uns zu ihrer Lösung Zwecke anzunehmen ermöglicht, über deren Wirklichkeit wir nichts ausmachen können. Hingegen im Felde der praktischen Vernunft, der Moral, ist der Zweck, wie wir schon wissen, zwar auch ein subjektives, aber im übrigen praktisches, gesetzgebendes, konstitutives Prinzip, d. h. ein Prinzip, das die Wirklichkeit gestalten hilft. Es ist die zweite Form des kategorischen Imperativs.

Da sich jedes Wesen als Selbstzweck setzt, so entsteht ein moralisches Reich der Zwecke im Gegensatze zum Reich der Zwecke in der Natur, das

Kant, wenn meine Untersuchungen richtig sind, auch annimmt. Zenes ihm ein herrliches Ideal. Er sieht es also noch nicht verwirklicht, Gegenteil, in unabsehbarer Ferne leuchtet es als Ziel, dem die Mensch zustreben. Der Weg dorthin bleibt ihnen bloß ein unendlicher Progreß und der ist ihre Sittlichkeit; denn das Reich der Zwecke ist vollendet, we alle vernünftigen Wesen gelernt haben, nicht nur sich selbst, sondern an die übrigen als Zwecke an sich zu betrachten; sie sind dann selbst Glieder, die Bürger dieses Reiches. Ehe es aber so weit kommt, da es die Sinnlichkeit, die Selbstsucht, die gern den anderen nur als Mittel gebraucht, zu bekämpfen bis zu deren Kampfunfähigkeit. Sie aber w immer nur augenblicklich eintreten, dann erhebt sich der Feind wieder und der Kampf beginnt von neuem. Er muß so lange dauern, als Menschen Erscheinungsform der Leib ist. Wer nun in diesem Ringen nicht dauernd unterliegt, wer in jedem neuen Treffen den Gegner leichter schlägt, der ist auf dem Wege zum Reich der Zwecke, der ist darüber, sich Bürgerchaft zu erwerben, der handelt sittlich. Das indessen setzt Freiheit, Autonomie des Willens, voraus. Sie allein ist die Grundlage eines Reiches der Zwecke.

Wie die vernünftigen Wesen dessen Glieder sind, so ist sein Gesetz kategorische Imperativ, oder, wie wir jetzt dafür sagen dürfen, der Will jedes Bürgers, der ja Allgemeinwille ist. Sein Wesen besteht darin, daß alle Maximen der Sinnlichkeit sich mit den Vernunftforderungen im Einklange befinden. So etwas aber kennt nur der Heilige. Im Menschen hingegen erscheinen beide als der schroffe Gegensatz von Leben und Tod, von Sinnenglück und Seelenfrieden. „Über diesen grauenvollen Schlu trägt kein Raden, keiner Brücke Bogen, und kein Anker findet Grund“, scheint es. Und doch, mit der Schönheit Flügel, der Arbeit Fittich und des Gebetes Schwinge strebt der Sterbliche dem Ziele der Harmonien. Der Imperativ ist sein Berater, die Pflicht sein Steuer auf dem Flug zum Ideale, von dessen Zinnen der Gedanke lockt: Dein Wille das Gesetz. Reich der Zwecke.

Und wie in einem jeden Reich über Bürgern und Gesetz ein Herrscher thront, so hat das Reich der Zwecke auch sein Oberhaupt. Diese Stellung gibt ihm nicht eine Tradition, nicht eine Wahl, nur allein die Würde, innere Wert. Es kennt keine Pflicht, die doch alle Untertanen fühlen. Sein Imperativ erscheint nicht als Nötigung, weil es frei von Sinnlichkeit, frei von jedem Bedürfnis, frei von Einschränkung, weil es ein unabhängiges, rein intelligibles Wesen ist. Es kennt keine Sittlichkeit, kein Ringen, hat Tugend. Wir nennen es religiös Gott, Kant heißt es philosophisch Urwesen, und ich möchte es metaphysisch als die Allvernunft bezeichnen.

Ethisch betrachtet ist dieses Oberhaupt zugleich der höchste Zweck im Reich der Zwecke. Dann ist sein Name höchstes Gut. Es besteht in Tugend, einem Zustande, der dadurch erreicht wird, daß die Allvernunft ihre Gesetze unwandelbar ohne Kampf selbst erfüllt. Dadurch aber ist höchste Seligkeit bedingt. Der Allvernunft Tugend also und ihre Seligkeit zu erreichen, das ist die Aufgabe eines Reiches der Zwecke.

An der Lösung müssen alle seine Bürger mitarbeiten. Jeder hat sich wie den anderen als Zweck zu fördern, allmählich auf jene lichte Höhe zu führen, wo sich die Sinnlichkeit in ein Nichts verflüchtigt und Vernunft allein herrscht. Erst dann, wenn kein vernünftiges Wesen dort fehlt, wenn sie alle sich in diesem Himmel vereinen, wenn der Wille des einen der des anderen und der Gottes ist, dann ist das Reich der Zwecke da, dann hat sich die Allvernunft aller ihrer Erscheinungen entäußert und ist Gott geworden, dann hat Sittlichkeit sich zur Tugend emporgeläutert, und Seligkeit erfüllt die Gefilde.

Das ist also der Kern des Daseins aller vernünftigen Natur: ihre Entwicklung, ihre Läuterung hin zur Gottheit. Und da höre ich es vom Berg der Seligpreisungen herüberklingen: Ihr sollt vollkommen sein gleich wie euer Vater im Himmel vollkommen ist! Auch ein kategorischer Imperativ, der Jesu Christi.

So hat uns das bekannteste und doch wenig gekannte Problem von einer unermesslichen Höhe aus hinabschauen lassen auf jene Tiefe, in der das Rätsel unseres Daseins ewig seiner Lösung wartet.

Kant, aus niedrigstem Stande gebürtig, durch reiche Entwicklung der Menschheit Höhen beherrschend, durchforschte des Unendlichen weite Kreise und des Menschen kleinen Geist. Die Symbole beider Welten waren die Leitsterne seines Lebens. „Zwei Dinge“, so sagt er, „erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und nachhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.“ Darin soll Kant ein jeder von uns sich zum Vorbild nehmen, weil jene beiden Pole die Punkte sind, zwischen denen unsere Arbeit liegt: des Menschen Herz der Erziehung Fundament und seine Seligkeit ihr Firmament. Darum ist es wohl in diesem Jahre die erhabenste Kantfeier, wenn die deutsche Lehrerschaft wallt zum Grab des größten Königsbergers.

## Das deutsche Volkstum.

Von Lic. Dr. Kurt Warmuth in Dresden.

Mehr Nationalbewußtsein! Mehr Nationalstolz! Das ist's, was brauchen. Gesegnet alle, die unserem Volke dazu verhelfen wollen! Gefördert durch das schöne, patriotische Werk „Das deutsche Volkstum“ des bekannten Forschers und ausgezeichneten wissenschaftlichen Leiters des Bibliographischen Instituts zu Leipzig Professor Dr. Hans Meyer<sup>1)</sup> in der Mitarbeit einer Reihe tüchtiger Gelehrter 1898 zum erstenmal und nach Verlauf von fünf Jahren bereits neubearbeitet und vermehrt hundertfünfundzwanzigste Auflage in die deutschen Lande. Ein herrliches, in vielfacher Beziehung reiches Buch, geboren aus tiefer, starker Begeisterung für unseres Volkes Größe und Ideale. Möge es in jeder Haus- und Schul-Bibliothek Platz finden: er gebührt ihm.

Eine Flut von Schriften zur Weckung und Stärkung des Deutschen ist entstanden: die Zeitschrift Julius Lohmeyers sowie „Die Grundfragen des 19. Jahrhunderts“ von Houston Stewart Chamberlain u. a. In dieser Reihe reiht sich „Das deutsche Volkstum“ würdig an. Wir wenden dem ersten Teile eine eingehende Betrachtung, besonders dem ersten Kapitel, das jeden Deutschen in hohem Maße interessieren muß, und ihm seine individuelle, sowie seines Volkes Eigenart lichtvoll und vor Augen führt. Professor Dr. Hans Meyer behandelt hier das deutsche Volkstum. Die feinsinnige, auf breiter Sachkenntnis beruhende Darstellung ist inhaltlich und formell ein Meisterstück. Hans Meyer charakterisiert zunächst den deutschen Menschen und bestimmt den Begriff „Volkstum“ als „die zu einer psychischen Einheit verbundenen Eigenschaften, die ein Volk von anderen Völkern unterscheiden“. Er schildert das deutsche Volk im Einzelmenschen, indem er zum Vergleich andere Volkscharaktere, besonders den französischen und auch den englischen, heranzieht. Während sich das Nervensystem des Franzosen in einer beständigen Spannung befindet, ist die Erregbarkeit der Nerven beim Deutschen ziemlich gering. Ruhe äußern wie im Innern kennzeichnen das deutsche Temperament. Der Deutsche ist viel mehr Phlegmatiker oder sogar Melancholiker als Sensitiver oder Choliker. Das Empfindungsvermögen des Deutschen ist in die Tiefe nach innen gewandt. Daraus entspringt der wichtigste Grundzug des deutschen Wesens: die Innerlichkeit. Sie ist naturbedingt. Der nordische Charakter des vor- und frühgeschichtlichen Deutschlands zwang

1) Prof. Dr. Hans Meyer, Das deutsche Volkstum. 2 Teile. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Bewohner zu einem engen häuslichen Dasein und somit zur Beschäftigung mit ihrem Innenleben, zur inneren Verarbeitung der Außenwelt. Die Schönheit des Lenzes und die Fruchtsülle des deutschen Sommers weckte um so innigere Lebensfreude. Der Mensch trat in persönliche Beziehung zur Natur, hieraus entwickelte sich das deutsche Naturgefühl.

Beim Deutschen herrscht das Gefühlsleben vor. In all seinem Wollen und Denken spricht das Gemüt mit, wofür andere Völker keinen eigenen Begriff haben. Freilich darf es nicht in Sentimentalität ausarten, die oft der Spott anderer Völker gewesen. Der Deutsche fühlt in sich das Walten dunkler, aus dem Unbewußten kommender Kräfte und Triebe; ihr Kultus ist Gegenstand der Mystik. Der Deutsche ist ein geborener Individualist, der Franzose Kollektivist. Der Deutsche ist am liebsten allein oder nur mit wenigen Gleichgesinnten vereint, ja er sucht äußerlich die Einsamkeit, um innerlich seiner Individualität zu leben. Die Gefühlsinnigkeit hat dem Deutschen von anderen Völkern den Namen der Kindlichkeit eingebracht: für den deutschen Nationalcharakter ein Ehrenname, denn das Kind steht der reinen Quelle des ursprünglichen Lebens näher als der Erwachsene. Aus dieser Kindlichkeit entspringt die Naivetät, die Einfalt des Herzens und Geistes, Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit, die Gutmütigkeit, das Mitleid, der Ernst, mit dem der Deutsche jede innerlich erfaßte oder von außen übertragene Aufgabe aufnimmt und durchführt, und die sonnige Heiterkeit, mit der sich der Deutsche harmlos der Schönheit des Lebens und seiner Gaben freut. Nur darf die naive Einfalt nicht zur Torheit, Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit nicht zur Grobheit und Rüdigkeit, Gutmütigkeit nicht zur Schwachmütigkeit, Ernst nicht zu schwerfälligem Trübsinn werden.

Aber nicht nur Empfinden und Fühlen zieht Hans Meyer in seine Betrachtung, nein auch Willen und Intellekt. Im Deutschen ist der Trieb, der Wille, seine individuelle, auf die Innerlichkeit gegründete Eigenart geltend zu machen, außerordentlich stark. Kämpfen und seine Kräfte messen ist das eigentliche Lebenselement des Deutschen im friedlichen Wettstreit wie im Kriege. Die herrliche deutsche Wehr- und Waffenfreudigkeit hat eine ihrer stärksten Wurzeln in diesem stolzen Kraftgefühl. Noch energischer als im Deutschen kommt der germanische Wille zur Geltendmachung des Ich im Engländer zum Ausdruck. Wie bezeichnend für diese englische Ich-Herrlichkeit ist es schon, daß der Engländer „ich“ groß schreibt (I), aber „du“ und „ihr“ klein, selbst in höflichster Anrede. Während der Franzose sehr schnell und oft explosiv in seinem Willen ist, arbeitet der deutsche Willensmechanismus langsam, aber sicher. Zäh und ausdauernd verfolgt der Deutsche seinen Voratz. Dieses Festhalten am gesteckten Ziel ist der wichtigste Bestandteil der deutschen Treue, wie Johann Fischart schön sagt:

Frömmigkeit und Treue, Treue und Frömmigkeit,  
 Die machen eine echt deutsche Vermandtschaft,  
 Behändige Treuepflicht  
 Und treuepflichtige Behändigkeit,  
 Wenn die kommen zu Einigkeit,  
 So widerstehen sie allen Leth.

Das zügelte Wollen des Deutschen wird aber, wenn es maßlos wächst, zu unbeherrschter Sturköpfigkeit und Invidiosität, Unabgelenktem, die der Nation wie dem einzelnen von altersher verhängnisvoll geworden sind. Die zahllosen sturmen individuellen Willenskräfte müssen ein gemeinsames hohes Ziel finden, dann hält dieser Willenskraft keine Gegengewalt stand, und die deutschen Volksführer und Staatsmänner sind immer die größten gewesen, die durch Vermittelung des Intellekts und namentlich des Gemüths die kraftvollen Einzelwillen zu einem gemeinsamen Ziel zusammenzufassen gewußt haben; sie haben dann durch die Rassenwirkung des entfesselten *furor teutonius* das Größte für die Allgemeinheit erreicht.

Langsam wie der Wille und wie die Erregbarkeit der Temperamente schreitet der Intellekt des Deutschen von Stufe zu Stufe. Die deutsche Bedächtigkeit prüft erst alle Einzelheiten, ehe sie das Ganze ergreift. Dieser deutschen Gründlichkeit hat unser Geistesleben ungemein viel zu danken. Nur darf sie nicht zu Spezialistentum und Pedanterie ausarten. Die Franzosen verlangen vor allem Klarheit und Einfachheit der Vorstellungen, der Intellekt des Deutschen fühlt sich auch im Dunkeln wohl, er lauscht gern der inneren Eingebung. Sein von außen wenig beeinflusstes Temperament und sein tiefes Fühlen bedingt eine große Kraft und Weite der inneren Anschauung und einen unschätzbaren Reichtum an hellseherischer Phantasie. Sinnen und weltverlorenes Träumen sind echte deutsche Eigenschaften, nur sollen sie nicht zur Grübelelei und Verschrobenheit werden. Kein Volk hat soviel wunderliche Originale wie das deutsche. Aus dem Gemüthsgehalt der deutschen Individualität entspringt das hohe ethische Pflichtgefühl des Deutschen gegen sich und andere, sein ethischer Idealismus, sein Glaube an Ideale und sein Streben nach Idealen. In keinem Volk ist das Ringen nach Idealen, nach der Wissenschaft und Schönheit als solcher so rastlos wie im deutschen. Richard Wagner sagt: „Deutsch sein heißt eine Sache um ihrer selbst willen tun.“ Dem Dogma gegenüber verhält sich der deutsche Intellekt immer prüfend, kritisch und skeptisch. Der Deutsche sieht im Grunde der Dinge überall etwas der Erkenntnis Unzugängliches, das bloß mit dem Gefühl ergriffen, aber nicht begriffen werden kann. Während der Franzose die allgemein herrschende Meinung als die richtige ansieht, ringt der Deutsche nach Freiheit des Individuums vom Zwang der allgemeinen Meinung. Er ist duldsam gegen andere Meinungen, falls sie



ehrlieh gedacht sind. Freilich wird er sie sich nicht leicht aneignen, er besteht auf seinem Kopf. Die geistigen Hauptfähigkeiten des Franzosen sind Analyse und Vereinfachung, die des Deutschen Synthese und Entwicklung.

Eine Eigenschaft, die dem schwerbeweglichen Intellekt des Deutschen vollständig abgeht, ist das, was der Franzose esprit nennt. Dafür hat der Deutsche eine viel köstlichere Geistesanlage, die auf dem Gemüte ruht: den Humor. — Die Vielfältigkeit und die Stärke des Individuums führen zur Ausbildung gesunder, naturwüchsiger Originalität. Dem Franzosen erscheint alles sehr Persönliche überspannt und egoistisch gegen den geselligen französischen Gemeingeist; dem Deutschen ist die Entwicklung und Betätigung seiner persönlichen Eigenart das höchste Lebensbedürfnis. Daher dort die Allmacht der Mode, in Deutschland die differenzierende Kraft der Persönlichkeit. Freilich sind auch Pedanterie und Philisterei, Eigendünkel, Rechthaberei und Doktrinarismus, Beschränktheit und Absonderlichkeit, Empfindlichkeit und Streitucht die Auswüchse des allzustark ausgreifenden Individualismus.

Hans Meyer untersucht sodann das deutsche Volkstum im Gesellschaftsleben. Das Weib ist dem Deutschen Gegenstand heiligster inniger Verehrung. Schon Tacitus hebt die Verehrung des aliquid sanctum im Weibe als etwas für den Germanen Charakteristisches hervor. Die Lebensfreudigkeit macht den Deutschen zum sinnlichen und sinnigen Lebensgenuß gleich bereit. In der Innerlichkeit des Fühlens wurzelt als einer der feinsten Züge deutscher Weiblichkeit die Sinnigkeit der Jungfrau, ihr träumerisches Versunkensein in der Tiefe ihres reichen und dunklen Innenlebens.

Je ausgeprägter die Individualität eines Menschen ist, desto schwerer vermag er ein ihn ergänzendes Liebesobjekt zu finden. Daher beim Deutschen so oft das unbefriedigte Sehnen und erfolglose Suchen nach einem Liebesideal, während Angehörige anderer Völker, deren Fühlen, Wollen und Denken weniger individualistisch ist, deren psychisches Leben eine durch die große Mehrheit des Volkes gleiche Richtung und Beschaffenheit hat, nicht lange zu suchen brauchen, um ihr Gegenbild im anderen Geschlecht zu finden.

Die deutsche Ehe und das deutsche Familienleben stehen auf dem tiefgründigen Boden des Gemüts. Der Familiensinn ist die Ursache der deutschen Häuslichkeit, der Gemütlichkeit. Diese Innerlichkeit des Familienlebens, dieses Verwachsenheit mit dem trauten Heim machen den deutschen Heim Sinn, das deutsche Heimatgefühl aus. In der Fremde entzündet sie in dem Deutschen das Heimweh. Im Wort „Geheimnis“ spricht der Deutsche die stille heilige Abgeschlossenheit seines Heims, im Worte „unheimlich“ den Gegensatz zu dem Traulichen, das ihm die Heimat ist, deutlich genug aus. Stärker aber als der Heim Sinn ist der Zug in die ferne Fremde, die Wanderlust.

Im Grunde seines Wesens ist der Deutsche ungefellig. Aber der ethische Idealismus und seine Richtung auf das Ganze halten das Gegengewicht. Der Deutsche dient den als höher erkannten Zielen der Gesamtheit durch freiwillige Ein- und Unterordnung und mit regem Gemütsanteil. Hieraus entspringt das deutsche Genossenschaftswesen. Der gesellschaftlichste Kardinalfehler des Deutschen ist seine Empfindlichkeit. Ihre höchste Blüte entfaltet sie im deutschen Philister. Der Deutsche achtet den Staat und das Gesetz, der Franzose die Gesellschaft und allgemeine Meinung. Der Deutsche ist ein *ζῷον πολιτικόν*, der Franzose ein *être social*. Die Selbstständigkeit des deutschen Individualismus äußert sich auch dem Staate gegenüber in scharfer Kritik und heftiger Opposition. Der ehrliche Partikularismus ist der beste Schutz gegen einen übermäßigen Zentralismus, unter dem die Franzosen leiden.

Nun untersucht Hans Meyer das deutsche Volkstum in den geistigen Lebensgebieten: Sprache, Religion, Religiosität, Mystik, Philosophie, Dichtung und Kunst, Rechts- und Wirtschaftsleben und erwähnt zum Schluß noch eine für das deutsche Volksleben sehr charakteristische Seite: die deutsche Anpassungsfähigkeit in aktiver und passiver Gestalt. Er schließt seine vortreffliche Abhandlung mit den ebenso schönen als wahren Worten, daß die höchste und schönste Blüte alles nationalen Lebens und damit des Menschentums selbst das deutsche Volkstum ist.

Dieser ersten gehaltvollen und interessanten Studie reihen sich die übrigen sechs würdig an. Der Halle'sche Geograph Prof. Dr. Alfred Kirchhoff behandelt die „deutschen Landschaften und Stämme“; nur wer den heimatischen Boden genau kennt, wird das Volkstum ganz verstehen. Prof. Dr. Hans Helmolt stellt uns die deutsche Geschichte großmütig vor Augen. Prof. Dr. Oskar Weise führt uns in das Wesen unserer Muttersprache ein. Seine Ausführungen über die Formen und das geistige Gepräge der deutschen Sprache sowie über Freiheitsdrang, Willenskraft und Gemütsleben in ihr werden die Leser unserer Zeitschrift besonders interessieren. Prof. Dr. Eugen Mogk macht uns bekannt mit den deutschen Sitten und Gebräuchen und mit der altdeutschen heidnischen Religion. Prof. Dr. Rudolf Sell schildert das deutsche Christentum. Eine Karte, welche die Verbreitung der Deutschen in Mitteleuropa wiedergibt, und 20 Tafeln in Holzschnitt, Kupferätzung und Farbendruck begleiten den Text, alles in vorzüglicher, prächtiger Ausführung.

Dem inhaltreichen ersten Band dieses kerndeutschen Werkes schließt sich der zweite gleich treffliche an, in welchem Oberlandesgerichtsrat Dr. Adolf Loeb das deutsche Recht, Prof. Dr. Henry Thode die deutsche bildende Kunst, Prof. Dr. Heinrich Adolf Köstlin die deutsche Tonkunst, Prof. Dr. Wyckgram

Deutsche Dichtung und Dr. Hans Zimmer die deutsche Erziehung und die deutsche Wissenschaft behandeln. Im ersten, dem deutschen Recht gewidmeten frischen und anregenden Kapitel bespricht Adolf Lobe das Genossenschaftliche, das Religiöse, das Kriegerische, das Sittliche, Poesie und Humor, das Fremde und Philosophische und endlich das Volkstümliche im Recht. Die klar und warm geschriebene Abhandlung schließt mit den Worten: „Wir finden, daß überall in unserem heutigen Recht — wie es einem großen, von nationalem Bewußtsein durchdrungenen Volk gemäß ist, — das deutsche Wesen zur Erscheinung kommt. Das deutsche Recht steht in der Zeit der männlichen Kraft und Reife. Möchte ihm das Greisenalter noch lange fernbleiben! Hierzu aber gehört, daß neben dem Rechtsbewußtsein das Rechtsgefühl im ganzen Volk wach bleibt, wie sich der Mann neben der kühlen Verstandestätigkeit das warme Gefühl der Jugend bewahren soll“. Wir müssen uns versagen, auf die anderen Kapitel im einzelnen einzugehen, wir können nur, innerlich bereichert und beglückt von der Fülle der hier aufgespeicherten geistigen Schätze, jeden, der froh ist im Bewußtsein, ein Deutscher zu sein, bitten: Tolle, lege!

Überblicken wir das Ganze, so müssen wir gestehen, daß es in der Tat gelungen ist, durch die Erkenntnis des deutschen Volkstums eine tiefe ernste Liebe zu ihm zu erwecken, welche die Quelle großer Taten ist.

---

**„Hans Lange“  
von Paul Heyse in einer Schülervorstellung.**

Von Seminaroberlehrer **W. Kable** in Cöthen.

Zu der am 24. Oktober vorigen Jahres für die oberen Klassen der höheren anhaltischen Schulen von Dessau, Cöthen und Zerbst stattfindenden Schülervorstellung hatte die Intendanz des Herzoglichen Hoftheaters zu Dessau das Schauspiel „Hans Lange“ von P. Heyse gewählt. War diese Wahl angemessen oder auch nur berechtigt? Gewöhnlich bietet man dort unseren Schülern ein Drama von Goethe, Schiller, Shakespeare oder einem anderen bedeutenden Dramatiker, und eine Lust ist es, zu sehen, wie sich die jugendliche Schar für einen Max Piccolomini, einen Egmont, eine Jungfrau von Orleans begeistert und bei allen Aktchlüssen ihren Beifall stürmisch kundgibt. Hans Lange stand in dieser Hinsicht nicht zurück; auch bei näherer Forschung erkannte ich, wie gründlich und gern meine Schüler die Vorgänge auf der Bühne miterlebt hatten. Lag das nun bloß an der leichten Entzündbarkeit der jugendlichen Seelen und an der sehr ansprechenden Darstellung? Oder ist der Erfolg auch dem Werte des Stückes zu verdanken?

Wenn die Literaturgeschichte von Voigt-Koch das Schauspiel als ein „prächtiges“ Volksstück bezeichnet, so kann man das unterschreiben; es ist aber auch ein passendes Stück für die Jugend, nicht bloß weil es ihr gefällt, sondern weil es sie auch ethisch und ästhetisch zu fördern vermag.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Schüler die Darstellung eines Schauspiels viel intensiver genießen, daß sie aber vor allem viel größeren Gewinn davon mit nach Hause und ins Leben nehmen, wenn das betreffende Stück vor und nach der Aufführung mit ihnen besprochen, natürlich jedoch nicht eingehend zerpflückt wird. Bei „Hans Lange“ war eine solche Behandlung für meine Schüler umsomehr am Platze, als kaum einer das Stück kannte, und als auch kein Kommentar vorlag, zu dem dieser oder jener strebende Schüler wohl gegriffen hätte.

Vor der Aufführung war es nicht schwer, durch die Darbietung der Situation, des Gedankenganges und des dramatischen Aufbaues Interesse für das Geschick des jungen Fürstensohnes Bugslaff und für das zielbewußte Handeln seines Pflegevaters Hans Lange zu erwecken. Nach der Aufführung fanden die Schüler unter meiner Leitung zum größten Teile selbst, was sie als dauernden Gewinn festzuhalten haben.

Als Hauptvertreter der beiden Parteien, die nach unserem Stücke im Jahre 1476 um die Herrschaft in Pommern kämpfen, erkannten sie sofort Bugslaff und Hans Lange auf der einen, die Herzogin Sophie und den Hofmarschall Massow auf der anderen Seite. Ihre Sympathie für den Titelhelden erklärt sich zunächst daraus, daß dieser auf der Seite des Rechtes steht. In der natürlichen und naiven Beurteilung einer dramatischen Handlung stimmt die Jugend mit dem Volke ganz überein; sie wendet ihr Interesse immer der Person zu, die das Gute will, mag der Gegenspieler selbst treffender und packender gezeichnet sein. Bei Hans Lange kommt nun das durchaus selbstlose Handeln hinzu. Er steht dadurch in direktem Gegensatz zu dem unsympathischen Massow, der die Herrscherpläne der Herzogin aus rein egoistischen Gründen fördert. Auch die Schüler erkennen, daß unter dem groben Bauernkittel des Hans das Herz eines Idealisten schlägt, der dem Unterdrückten hilft, unbekümmert ob dies ihm selbst Nachteil bringt. Das Charakterbild wird auch nicht dadurch getrübt, daß Hans bei all seiner Biederkeit doch zu gelegener Zeit seine Bauernschlauheit walten läßt, um die krummen Wege des Massow zu durchqueren. Wirksam unterstützt wird diese Hauptfigur durch die Nebenfigur des pommerischen Edlen Jürgen von Krokow. Als in unserer Aufführung bei Massows Schilderung der Streiche Bugslaffs, die dessen Regierungsunfähigkeit beweisen sollen, Krokow als einzige Erwiderung immer wieder sein von treuer Gesinnung zeugendes: „Herzog bleibt er doch,“ ausrief, brachen die jungen

Zuhörer bei offener Szene in lauten Jubel aus. Dieses unbeschränkte Eintreten des braven Alten für die Rechte des angestammten Fürstenhauses entsprach dem patriotischen Fühlen der Jünglinge; es förderte sie wohl auch nach dieser Seite. Im weiteren Verlaufe der Handlung muß das Interesse für Krokow noch wachsen, da dieser es bei teilnehmenden Worten nicht bewenden läßt, sondern seine Gesinnung durch die Tat bewährt, indem er nicht unwesentlich zum Siege des jungen Herzogs beiträgt.

Daß in „Hans Lange“ das Recht besteht, das Unrecht zugrunde geht, trägt wesentlich dazu bei, das Schauspiel volkstümlich zu machen; denn so will es das Volk, — so will es auch die Jugend. Ebenso sind beide für die andere einfache sittliche Idee, die sich hier damit im Zusammenhange befindet, empfänglich: Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Wie diese Idee z. B. Schillers Romanze „Gang nach dem Eisenhammer“ zu einer der volkstümlichsten gemacht hat, so trägt sie in unserem Schauspieler wesentlich dazu bei, die Anteilnahme des Volkes zu gewinnen. Massow versucht zunächst durch List, seinen Plan durchzuführen, nämlich Bugslaff regierungsunfähig zu machen: er bringt den jungen Prinzen zu dem Bauern Hans Lange in Pflege, um ihn dort verbauern zu lassen. Wie freut sich das einfache Gemüt, wenn er dabei von dem Bauern, der die Falschheit Massows erkennt, überlistet wird! Lange unternimmt es, in dem jungen Manne Eigenschaften zu wecken und zu pflegen, die ihn gerade für das einstige Regierungsamte befähigen. Nun greift Massow zur Gewalt; er will Bugslaff an den polnischen Hof verbannen und endlich für dessen Mutter, d. h. für sich selbst, die Regentschaft in offener Fehde gegen Bugslaffs Anhänger erringen. Dabei gerät er jedoch in deren Macht und wird gezwungen, sich vor dem Prinzen zu demütigen.

Auf einen Punkt sei jetzt noch verwiesen, der unserem Schauspieler einen hervorragenden erziehlichen Wert verleiht. Hans Lange sieht es in seinem vorerwähnten Erziehungswerke an Bugslaff vor allem auf drei Stücke ab: Frömmigkeit, Pflichtgefühl und Selbstbeherrschung. Wie ansprechend zeigt das der Dichter in der 1. Szene des II. Aktes! Der junge Herzog wird hier vorgeführt, wie er zunächst mit Ernst an dem Tischgebete der Bauernfamilie teilnimmt, wie er sich dann bei der Arbeitsverteilung nach Tische durch den Bauer überzeugen läßt, daß es notwendiger ist, einen schadhafte Pferd für die Pferde auszubessern, weil die Wölfe in denselben einzudringen drohen, also eine notwendige Pflicht zu erfüllen, als seiner Neigung zu folgen, das heißt hier: dem Vergnügen der Jagd nachzugehen. Auch an anderen Stellen des Dramas läßt der Dichter die eine oder die andere Tugend aus dem angeführten Dreigestirn hervorstrahlen. Jede derselben ist dem jungen Manne vonnöten, der einst die Geschicke eines

Volk zu leiten soll, — das ist Hans Langes Meinung. Wir meinen: sie sind die Zierde jeglichen Mannes, der in einem Staatsganzen etwas leisten soll; einen Hinweis auf ihre Bedeutung wird der rechte Erzieher bei keiner Gelegenheit, also auch hier nicht, unbenutzt vorübergehen lassen. — Dem Charakter des Volksstückes entspricht es endlich, wenn der Dichter den Hans Lange bei seiner Erziehung die Erfüllung des vierten Gebotes als einen Grundfaktor ansehen läßt. Durch Beispiel und Lehre wirkt er hierbei auf seinen Schützling ein. Er selbst trägt seine alte Mutter auf Händen; nichts Wichtiges unternimmt er, ohne ihren Rat zu hören. Von Bugslaff will er sich trennen, sobald dieser es an der gehörigen Hochachtung vor seiner Mutter fehlen läßt. Auch außerhalb des Religionsunterrichtes ein derartiges packendes Beispiel von der Liebe zu den Eltern, von der Achtung vor dem Alter hervorzuheben, ist sicherlich von guter erzieherlicher Wirkung.

Die obigen kurzen Darlegungen wollen zeigen, daß „Hans Lange“ mit seinem klaren Aufbau, den zum Teil lebensfrischen Figuren, der sittlich wirksamen Handlung, dem lebendigen Dialog sich würdig neben das andere für die Jugend wohlgeeignete Heysesche Stück, „Colberg“, stellt; und wenn es auch nicht mit einem „großen Gegenstande“ „den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen“ vermag, wenn ihm auch ein vollwertiger Konflikt und eine tiefgreifende Charakteristik mangelt, so besitzt das Stück doch Wert genug, um der erwachsenen Jugend ohne große Opfer an Zeit und Kraft, besonders durch eine gute Theater-Aufführung, dargeboten zu werden.

### Stephan Waetzoldt.

Von **Otto Lyon** in Dresden.

Als ich eben mit dem redaktionellen Abschluß des vorliegenden Heftes beschäftigt war, ging mir die tiefschmerzliche Trauernachricht zu, daß Stephan Waegoldt in Berlin, einer der besten unter den Schulmännern der Gegenwart, ein treuer Förderer und Mitarbeiter unserer Zeitschrift, am Mittwoch, d. 1. Juni d. J., infolge von Gefäßweiterung gestorben ist. Als ich ihn vor einem halben Jahre in Dresden begrüßen konnte, da war er so frisch und lebendig wie immer, und ich ahnte nicht, daß ich ihn zum letzten Male sehen würde. Ja, ich hoffte noch mit ihm einen frischen und fröhlichen Strauß ausfechten zu können wegen meiner abweichenden Meinung über den zweiten Kunstziehungstag in Weimar, dem er seine machtvolle Unterstützung in so glänzender Weise geliehen hatte. Aber es sollte alles anders kommen. Tief ergriffen stehen wir nun am Sarge des trefflichen Mannes, von dem wir nach menschlicher Voraussicht noch so Vieles und Großes er-

warten konnten. Zwei Tage vor Vollendung seines 55. Lebensjahres ging er auf immer von uns, unerwartet für jeden, der nicht in seiner unmittelbaren Umgebung um ihn lebte und das unabänderliche Fortschreiten der Arterienkrankung beobachten konnte. Wer würde da nicht an die Worte erinnern, die in Goethes Iphigenie, der einzigen deutschen Dichtung, die Waeholdt als Schulausgabe bei Velhagen und Klasing herausgegeben hat, Orest zu Pylades spricht, in der Schilderung seiner besonderen Lage den allgemeinen, innersten Zug alles Lebens verkündend:

Es ist der Weg des Todes, den wir treten:

Mit jedem Schritt wird meine Seele stiller!

Geh. Oberregierungsrat Prof. Dr. Stephan Waeholdt, vortragender Rat im Kultusministerium und Direktor der Turnlehrerbildungsanstalt in Berlin, wurde am 3. Juni 1849 zu Hengersdorf bei Reichenbach in Schlesien geboren, wo sein Vater, der später Seminardirektor und vortragender Rat im Kultusministerium wurde, damals als Geistlicher wirkte. Den ersten Unterricht empfing der Sohn im Hause des Vaters. Später besuchte er die Gymnasien zu Bunzlau, Breslau und Berlin, wo er 1869 mit dem Reifezeugnis vom König Wilhelms-Gymnasium abging. In Berlin und Marburg studierte er dann Philologie und widmete sich mit Begeisterung dem Studium der romanischen und germanischen Sprachen. Im Jahre 1870 unterbrach er sein Studium, um als Freiwilliger im 11. Jägerbataillon den deutschen Fahnen nach Frankreich zu folgen. Die deutsche Kernnatur des Schlesiens, die seinem ganzen Leben das Gepräge gab, ließ ihn alle Strapazen des Feldzuges fröhlich ertragen. Galt es doch, Gut und Blut einzusetzen für die Ehre und Größe des geliebten deutschen Vaterlandes. Und so sah ihn sein ganzes Leben „allezeit treubereit für des Reiches Herrlichkeit“.

Nachdem er glücklich und heil wieder aus Frankreich zurückgekehrt war, nahm er seine Studien in Berlin wieder auf und begab sich bald darauf nach Paris, wo er zwei volle Jahre hindurch die französische Sprache und Literatur aufs eindringlichste studierte. Hier eignete er sich jene meisterhafte Beherrschung der französischen Sprache an, die ihn dann sein ganzes Leben hindurch auszeichnete. Er sprach ein so elegantes und fließendes Französisch, wie ich es selten von einem Schlesier gehört habe. Er beherrschte es wie seine Muttersprache. Zugleich studierte er in Paris altdeutsche Handschriften, die berühmte Pariser, jetzt Heidelberger Lieberhand-Schrift u. a., widmete sich aber auch mit Eifer journalistischer Tätigkeit.

Schule und Presse! An dieses aktuelle Thema wird man unmittelbar erinnert, wenn man Waeholdts Lebenslauf im Geiste an sich vorüberziehen läßt. Seine ganze Natur trieb ihn von Jugend auf zu öffentlicher Betätigung hin.

Sein feiner ästhetischer Sinn, verbunden mit außerordentlicher Sprachschung, befähigte ihn, in Schrift und Rede die Herzen der Mensch bezwingen. Und so strebte er schon frühzeitig nach dem Ruhme des Stellers und trat in verschiedenen Zeitungen auf diese große Kanz Öffentlichkeit, um zu seinem Volke zu sprechen. Viele begeisterte Stud der Philologie und Philosophie pflegen in diesem Alter den schweren durchzuringen, ob sie sich ganz der Journalistik widmen oder der treu bleiben sollen. Viele lockt dann der Glanz der Öffentlichkeit so, sie der wenig verlockend erscheinenden, stillen Arbeit der Schule auf den Rücken kehren und hinaus auf den großen Ozean des öffent Lebens steuern. Naturgemäß gelingt es dort nur wenigen, sich zu g und bedeutenden Stellungen durchzukämpfen; die meisten bleiben im kleiner Zeitungen stecken, eröffnen nun aber den Kampf gegen die der sie den Rücken gefehrt haben und die, was man früher für gar möglich hielt, andere, Glücklichere zu ehrenvollen und bedeutsamen Stell emporhob. Und wenn nun gar solche der Schule treu Gebliebenen auch als Schriftsteller oder als Dichter auftreten, so werden sie von denen sich als die eigentlichen Vertreter der Öffentlichkeit fühlen, als bloße schriftsteller, als Halbdichter und Auch-Dichter, die sich doch an amtlichen Ehren und ihrer sicheren amtlichen Stellung genügen möchten und nicht, nach der Meinung jener Repräsentanten der Schriftsteller und Auch-Dichter, noch in das Gehege der Genannten brechen brauchen, abgelehnt oder totgeschwiegen. Wehe dem, der öffentliches Amt hat und nun auch noch als Dichter auftreten will, bei dieser Art von Pressevertretern von vornherein gerichtet. Man lie nicht, aber man verurteilt ihn, namentlich wenn er etwa gar Pro oder Hofrat oder Regierungsrat ist. Früher, als unsere Dichtung ragender Höhe wandelte, war die Dichtkunst die Gespielin froher N stunden. Noch Goethe war zugleich Geheimer Rat, Minister und D Heute würde das genügen, um ihn öffentlich als Dichter totzusch denn heute darf nur dichten, wer dies als seine ausschließliche Prof betreibt, auch wenn er gerade aus diesem Grunde niemals sub s aeternitatis die Dinge schauen kann, sondern dem Tageserfolge nach muß. Selbst der sonst gern für abgetan erklärte Platen wird zur Begründung solches aller Objektivität hohnsprechenden Verfahrens angezogen mit seinem bekannten Spottverse: „Morgens aufs Gericht Akten, abends auf den Helikon“.

Auch Stephan Waegoldt hat den Kampf zwischen Muse und An sich durchgerungen, nicht nur in jener Zeit, in der er in Paris stud Aber Wissenschaft und Schule trugen in seiner Brust den Sieg über



lockende freiere Leben des öffentlichen Schriftstellers davon. Er kehrte nach Deutschland zurück und promovierte 1874 in Halle. Dann ging er mehrere Jahre als Lehrer und Begleiter des Herzogs Georg Ludwig von Oldenburg nach Bonn. In dieser Zeit trat aufs neue die Sehnsucht und das Streben, den Lorbeer des Dichters zu erringen, in seiner Seele mächtig zutage, und er veröffentlichte ein Heft Märchen und Lieder unter dem Titel „Heimat und Fremde“. 1876 wurde er vom Großherzog von Oldenburg zum Professor ernannt und siedelte bald darauf nach Hamburg über, wo er von 1878 bis 1886 als Lehrer am Lehrerinnenseminar wirkte. Diese Hamburger Zeit war für ihn zugleich die fruchtbarste Zeit seines dichterischen und schriftstellerischen Schaffens. Hier erschienen von ihm die Schriften „Ein Wintermärchen“ (Gedichte), „Pariser Tageszeiten“, „Flore und Blanche-Flur“ und das reizvolle Lebensbild Emanuel Geibels. Wenn Waegoldts Dichtungen nicht den Erfolg gefunden haben, den sie ihrer Kraft und Schönheit nach verdienen, so trägt daran lediglich das von mir oben dargelegte Verhältnis zwischen Schule und Presse die Schuld. Der Tageskritiker von heute hat sich glänzende Ausnahmen abgerechnet, noch nicht zur vollen Objektivität den lebenden Dichtern und deren Werken gegenüber durchgearbeitet; er marschirt gewöhnlich in einer geschlossenen Gilde mit einer festen, möglichst modernen, höchstens alle fünf Jahre wechselnden Theorie als Marschrouten. So kam es, daß sogar die meisten Nekrologe Waegoldts Dichtungen überhaupt nicht erwähnten. Es wäre zu wünschen, daß aus Anlaß seines Hinscheidens Waegoldts Gedichte neu aufgelegt würden. Wenn auch der begeisterte Schüler Geibels heute, wo die schneidige Muse eines Detlev von Siliencron mit ihrem frischen und urkräftigen Dreingreifen und ihrem wohligen Behagen die Muse eines Geibel und Heyse in den Hintergrund gedrängt hat, zunächst wie eine Gestalt aus einer fremden Welt unter uns treten würde, deren wir, obwohl daran gewöhnt von Jugend auf, doch längst entwöhnt scheinen, so dürften doch seine Gedichte so manches Herz erfreuen und allmählich eine stille, nachhaltige Wirkung ausüben. Unsere Zeitschrift hält es für eine Ehrenpflicht, auf diese schönen Schöpfungen Waegoldts in dankbarem Angedenken an den Verstorbenen nachdrücklich hinzuweisen.

Die Hamburger Jahre waren für Waegoldts Lebensberuf entscheidend. Das höhere Mädchenschulwesen war es, dem er sich hier mit hingebender Begeisterung widmete und dem er nun für sein ganzes Leben treu blieb. Am 1. Oktober 1886 wurde er an die Spitze der Elisabethschule zu Berlin berufen, und es ist noch in aller Herzen lebendig im Gedächtnis, mit wie großem Erfolge er diese berühmte Anstalt geleitet hat. Wenn er hier seine warnende Stimme gegen die „Klavierseuche“ und andere Mißbräuche in den Kreisen unserer verehrten „höheren Töchter“ erhob, so pflegte seine

Stimme oft ein Echo in ganz Deutschland zu finden. Ebenso wirkte seine frische und anerkennende Besprechung des Mädchenschul-Lesebuches von Schmid und Speyer, die er in unserer Zeitschrift gab, geradezu luftreinigend für die ganze Atmosphäre des höheren Mädchenschulwesens. Seit 1886 war er zugleich Dozent an der Kriegsakademie und Mitglied der Ober-Militär-Examinations-Kommission und wurde 1889 außerordentlicher Professor für französische Sprache an der Berliner Universität, wo er längere Zeit auch hervorragend am romanischen Seminar mitwirkte.

Das preußische Kultusministerium hatte schon längst sein Auge auf Waegoldts bedeutsame Persönlichkeit gerichtet. 1893 entsandte es ihn daher zur Weltausstellung nach Chicago, damit er dort die Abteilung für preußisches Schulwesen leiten sollte. Er entledigte sich auch dieser Aufgabe mit hervorragendem Geschick und studierte zugleich aufs eingehendste die amerikanischen Unterrichtsverhältnisse. Mit sicherem Urteil hat er dann später in Aufsätzen und Schriften die deutsche Schulwelt auf die Vorzüge der amerikanischen Unterrichtsverhältnisse hingewiesen, ohne deren Schwächen zu verkennen oder zu verschleiern. Er hat dadurch wesentlich mit dazu beigetragen, daß der verhängnisvolle Aberglaube, Deutschland stehe infolge seiner Vergangenheit auch für alle Zukunft ohne weiteres an der Spitze alles Unterrichts- und Erziehungswesens und habe nur seine alten Einrichtungen, die sich in früherer Zeit bewährt hatten, festzuhalten, um so gemächlich auf seinen Lorbeeren auszuruhen, immer mehr erschüttert wurde und verheißungsvollen Neugestaltungen Platz machen mußte. 1894 wurde Waegoldt Regierungs- und Schulrat in Magdeburg, 1897 Provinzialschulrat in Breslau. Von dort folgte er dann 1899 einem Rufe in das königliche Kultusministerium in Berlin, wo er zuletzt als vortragender Rat für das höhere Mädchenschulwesen und zugleich als Dezernent der Turnlehrerbildungsanstalt tätig war.

Von seinen Schriften sei hier, außer den von ihm herausgegebenen französischen Dichtungen sowie seiner Schrift über die Aufgaben des neu-sprachlichen Unterrichts und das Studium der neueren Sprachen, besonders seine schon erwähnte meisterliche Schulausgabe von Goethes *Iphigenie* hervorgehoben. An der Gründung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins im Jahre 1885 nahm er lebhaften Anteil und hielt am 9. Oktober 1887 in der ersten Hauptversammlung dieses Vereins zu Dresden den Festvortrag: „Die Jugendsprache Goethes“, der durch gründliche Sachkenntnis wie durch vollendete Sprachbehandlung und feinsinnige, geistvolle Auffassung tiefen Eindruck bei allen Hörern hervorrief. Waegoldt zeigte in diesem Vortrage, welche hohe Aufgaben dem Sprachverein gestellt seien, wenn er vor allem auch die Sprachgeschichte und die echte ästhetische Literaturbehandlung mit in sein Programm aufnehme

Kurze Zeit nachher trat er jedoch in Gemeinschaft mit dem damaligen Berliner Gymnasialdirektor Franz Kern, dem bekannten Grammatiker, aus dem Deutschen Sprachverein aus. Die äußere Veranlassung dazu war der Umstand, daß der Sprachverein auch die altüberlieferten fremden Fachausdrücke der Sprache der Gelehrtenschulen zu verdeutschern suchte, was ja dann auch in dem allerdings wenig glücklichen, von Karl Scheffler in Braunschweig bearbeiteten Bändchen „Die Schule, Verdeutschung der hauptsächlichsten entbehrlichen Fremdwörter der Schulsprache“ trotzdem noch geschehen ist. Auch die ablehnende Haltung so hervorragender Geister wie Erich Schmidt und Treitschke dem Sprachverein gegenüber, die selbstverständlich in Berlin einen besonders tiefgehenden Einfluß besaßen, war bei diesem Entschlusse Waegoldts nicht ohne Einwirkung. Noch vor kurzem, auf dem zweiten Kunstlerziehungstage zu Weimar, hat Waegoldt seine Stellung zu den Bestrebungen des Sprachvereins in seinem Vortrage „Der Deutsche und seine Muttersprache“ klar gekennzeichnet: „Gestatten Sie mir, einen anderen Punkt mit einem Worte noch zu streifen, das Fremdwort, von dem ja, seitdem der „Allgemeine Deutsche Sprachverein“ in treuer und erfolgreicher Weise das Sprachgewissen geweckt hat, viel die Rede ist. Das Fremdwort, wo es nur Fremdwort ist, zu bekämpfen, ist notwendig, ist zweifellos richtig. Weg mit dem Fremdwort, das durch ein gutes deutsches Wort wiedergegeben werden kann! Aber ebenso richtig ist es, das Fremdwort zu schützen, das den Ausdruck differenziert, das die Möglichkeit der feinen Nuance, der stilistischen, gibt. Es ist etwas ganz anderes, wenn ich sage „Zivilcourage“ wie Bismarck oder „bürgerlicher Mut“ oder ob ich sage „eine posthume Malice“ oder „eine nachträgliche Bosheit“. Es liegt in dem Fremdwort eine Färbung, und bei dem, der es zu brauchen weiß, entspricht das Fremdwort oft einer künstlerischen Absicht und ist auch oft ein Zeichen einer weitergehenden feineren Bildung. Es ist etwas, das wir nie werden ganz vermissen können, und eine Kultursprache, die mit allen anderen Kultursprachen in Verbindung steht, wird, da wir sprachschöpferisch nicht mehr sind, da die Wurzeln längst abgestorben sind, immer neues Gut in Fremdwörtern aufnehmen müssen. Fort also mit dem Fremdwort, das durch ein ebenso gutes deutsches Wort ersetzt werden kann, herein aber mit dem Fremdwort, wenn es den Gedanken oder die Empfindung modifiziert, wenn es Feineres ausdrückt!“ Diese Worte Waegoldts können, abgesehen von dem offenbaren Irrtume, daß wir in unserer Muttersprache nicht mehr sprachschöpferisch seien, der durch einen Blick auf die moderne Dichtung und auf die öffentliche Beredsamkeit sofort widerlegt wird, als eine ebenso besonnene wie feine Mahnung zu weiser Mäßigung in der Ablehnung des Fremden allen Freunden

weiße Gartenpforte und sein Haus, das nicht übermütig aussieht mit dem Schindeldache; darüber, kaum über die Bäume des Parkes erhoben, der Abendstern. Es war eine einsame Stunde der tiefsten Erhebung, und mir war, als ob um dieses Haus, um diesen Ort und um diese Bäume ein großes Licht schwebte und weit hinausstrahlte von der Stätte, wo einmal so Wunderbares durch das Labyrinth seiner Brust gewandelt ist. Ich empfand, daß wir alle die Pflicht haben, dieses Licht zu hüten, diese Flamme zu nähren, diese Fackel weiterzugeben:

Damit das Gute wachse, wirke, fromme,  
Damit der Tag dem Edlen endlich komme!"

Tiefe Ergriffenheit folgte diesen Worten, die nun zu seinem Schwanengesänge geworden sind. Heute stehen wir mit innerster Erschütterung an seinem Sarge. Bang durchzittert uns die Frage: So gibt es also für so viel frisches Leben, so viel Kraft, so viel gewaltiges Streben, so viel Gesundheit und Natur, so viel Edles und Herrliches, wie es in Waegholdts Persönlichkeit verkörpert war, kein anderes Ziel, kein anderes Endergebnis, als wie es jedem Erdenwesen, dem niedrigsten und schlechtesten nicht anders wie dem höchsten und besten, gesetzt ist: den Tod? Die uralte Verzweiflungsfrage will auch unser Herz an diesem Sarge eines Edeln aufs neue aufwühlen, die ewige, nie verstummende Klage durchzittert unsere Seele mit erneuter Macht. Aber des Hingeshiedenen treue Richtung auf Goethe weist uns den Weg zum Troste. Und so richten wir uns an seinem Grabe auf an Goethes unsterblichen Worten:

„Des Todes rührendes Bild steht  
Nicht als Schrecken dem Weisen und nicht als Ende dem Frommen.  
Jenen drängt es ins Leben zurück und lehret ihn handeln;  
Diesem stärkt es zu künftigem Heil im Trübsal die Hoffnung;  
Beiden wird zum Leben der Tod.“

## Sprechzimmer.

### 1.

Zu der Redensart „Biel Geschrei und wenig Wolle“.

Im 16. Jahrgang dieser Zeitschrift, S. 710 wird das Vorkommen obiger Redensart in einer Sprichwörterammlung von 1560 nachgewiesen. In Menzels Geschichte der Deutschen, 5. Aufl. 1855, S. 229, Anm. 2 finde ich die Notiz: „Kaiser Wenzel forderte von der Stadt Rotenburg a. d. Tauber 4000 Gulden. Sie weigerte sich. Da schrieb er: Vnser vngetrewen zu Rotenburg die dem Reich vngehorsam seyn. Der Teufel hub an zu scherem ein Saw, vnd Sprach also viel geschreyes vnd wenig wolle. Rez.“ Ich weiß nicht, wie alt die Quelle

ist, aus der Menzel dieses Geschichtchen hat, aber es ist jedenfalls viel mehr Wit in dieser Anwendung der Redensart, obwohl damit Seine Majestät sich dem dummen Teufel gleichsetzt, als wenn ein Bauer in der Dummheit eine Sau statt eines Schafes scheren will. Und daß der Teufel dabei der Dumme ist, spricht wohl für ein ziemlich hohes Alter der Redensart. Denn die verschiedenen Märchen vom dummen oder überlisteten Teufel beschäftigen die Phantasie des Volkes schon lange vor dem 16. Jahrhundert, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß es sich auch bei dieser Redensart ursprünglich um eine Überlistung des Teufels handelt.

Calm.

Paul Weizsäcker.

## 2.

## Beide = alle miteinander.

Bekannt ist die merkwürdige Übereinstimmung zwischen griechischem und deutschem Sprachgebrauch, daß in beiden Sprachen das Eigenschaftswort voll, πλήρης in der Maskulinform des Singulars stereotyp geworden ist und für alle Kasus, Numeri und Genera unflektiert verwendet wird (eine Frau voller Widersprüche usw.). Eine ähnliche bisher nicht beachtete Übereinstimmung besteht in bezug auf das Wort beide für die Zusammenfassung von mehr als zwei, von beliebig vielen Gegenständen, Personen, Zuständen. Im griechischen Neuen Testament war die Stelle Apostelgeschichte 19, 14. 16. bisher ein Rätsel. Es heißt da: Es waren sieben Söhne eines jüdischen Mannes, die Zauberei trieben. Der Kranke aber, den sie beschwören wollten, „sprang auf sie los, bemächtigte sich beider (ἀμφοτέρων) und richtete sie so zu, daß sie nackt und verwundet aus dem Hause flohen“. Bisher hat man sich meist mit der Annahme geholfen, der Erzähler habe vergessen, uns ausdrücklich zu sagen, daß von den sieben in dem bestimmten Fall nur zwei in Tätigkeit waren, und diesen „beiden“ von dem Geisteskranken so übel mitgespielt wurde. Nun ist aber beobachtet worden, daß im späteren Griechisch das Wort ἀμφοτέροι einfach die Bedeutung von „alle miteinander“ annimmt; ja schon ein alter griechischer Grammatiker bemerkt, daß es sich nicht bloß auf zwei beziehe, was seine eigentliche Bedeutung sei, sondern auch auf drei, z. B. „du wurdest ihm beides (ἀμφοτέρα) Mutter und Amme und Vater (καὶ μήτηρ αὐτοῦ καὶ τροφὸς καὶ πατὴρ ἐγένου)“.

Ganz ebenso hat schon das Grimmsche Wörterbuch (I, 1364) als „Bemerkenswert“ hervorgehoben, daß nach beide „nicht nur zwei, sondern auch drei Sachen hervorgehoben werden können, z. B. beide man, kint und beide, velt, berge und tal; beide toup, lam und blint.“ Dabei konnte immer noch, wie bei dem zuletzt angeführten griechischen Beispiel gesagt werden, daß von den drei Sachen zwei näher zusammengehören, und so doch eigentlich nur zwei durch „beide“ zusammengefaßt werden. Nun gibt es aber noch schlagendere Beispiele als die von Grimm aufgeführten, die zeigen, daß bei nicht bloß zwei oder drei, sondern beliebig viele zusammenfaßt. In einer Rede Luthers auf den Psalter (s. Bindseil-Niemeyers kritische Ausgabe d

Luther'schen Bibel, Teil 7, Seite 325), sagt er: Und ist zu merken, daß der ganze Psalter fünferlei handelt, darum wir ihn teilen in fünf Teile (Weis-sagung, Lehre, Trost, Gebet, Dank). „Doch soll man wissen, daß zuweilen in einem Psalm dieser Stück zwei, drei oder wohl alle fünf, gefunden werden, und ein Psalm in alle fünf Teile gehöret, daß man beide Weis-sagung, Lehre, Trost, Gebet und Dank nebeneinander hat.“ Hier kann an diesem zusammenfassenden Gebrauch von beide gar kein Zweifel sein. — In einer schottischen theologischen Zeitschrift (*The Expository Times*, Edinburgh, Clark, Dez. 1900), in welcher ich zu Apostelgeschichte 19 auf diesen griechisch-deutschen Gebrauch aufmerksam machte, sprach ich die Vermutung aus, daß für englisches both ganz derselbe Sprachgebrauch nachzuweisen sein werde, und der Herausgeber Dr. Hastings bestätigte es durch treffliche Beispiele. Von drei, wie Grimm es hervorhebt, wird both gebraucht, in einer bekannten Stelle von Coleridge's *Ancient Mariner*:

He prayeth well, who loveth well  
Both man and bird and beast

und Marsh (*Student's manual of the English Language* p. 86)<sup>1)</sup> hat diesen Sprachgebrauch beanstandet; wie aber schon das bisherige zeigt mit Unrecht. In der englischen Bibel findet sich derselbe Gebrauch z. B. Apostelgeschichte 1, 13 where abode both Peter and James and John usw. (folgen die Namen der 11 Apostel). Die gründliche Revision der englischen Bibel hat diesen Sprachgebrauch nicht bloß beibehalten, sondern an einzelnen Stellen neu eingeführt, z. B. 1. Cor. 1, 30 am Rand: Christus ist uns gemacht „both righteousness and sanctification and redemption“. Es kann also kein Zweifel sein, „beide“ heißt nicht bloß „zwei miteinander“, sondern „alle miteinander“.

Schon Grimm hat diesen Gebrauch auch etymologisch begründet. „Beide“ mit „bei“ zusammenhängend, bezeichne überhaupt eine Folge, die nicht mit der Zweizahl einzuhalten brauche, sondern sich auch weiter erstrecken könne. Da er aber selbst nur Beispiele für drei gibt und der Sprachgebrauch bisher wenig beachtet schien, wird das Vorstehende auch an diesem Orte gerechtfertigt sein. Die klassischen Philologen habe ich in der Berliner Philologischen Wochenschrift 1900 Nr. 47 auf den griechischen Sprachgebrauch hingewiesen. Über den lateinischen wird der neue Thesaurus einmal bequem Auskunft geben“.

Maulbronn.

Professor Eb. Nestle.

### 3.

#### Das Lohn, der Gehalt.

Auf den Drahtbrief-Vordrucken der Deutschen Reichspost war eine Zeitlang der Ausdruck „das Botenlohn“ zu finden. Mir ist diese sächliche Behandlung von „Lohn“ gänzlich ungeläufig.<sup>2)</sup> Andererseits wurde im Brief-

1) Ein weiteres Beispiel aus Luther für den Gebrauch von 3 Stücken ist Vorrede auf die Weisheit Salomonis (Windseil-Niemeyer 7, 415) „als wollte er gerne beide, den Kaiser, die Römer und die giftigen Zungen der Griechen . . . mit jedem Wort treffen“.

2) Woeste im Westf. Wtb. gibt gleichfalls nur „der lön“.

fasten der Ztschr. des Allg. deutschen Sprachvereins einmal [XI. (1896) Nr. 3. Sp. 64] folgendes ausgeführt: „Das sächliche Geschlecht von „Lohn“ ist in der Schriftsprache allgemein üblich, sofern das Wort nicht in seiner edleren Bedeutung (als Vergeltung für eine Tat usw.) gebraucht wird. Ursprünglich ist es vorherrschend gewesen und in Ostdeutschland auch in der gesprochenen Sprache, wenngleich nicht überwiegend, im Gebrauche. Es wäre anziehend zu erfahren, wie sich der Sprachgebrauch in Westdeutschland und im Oberdeutschen dazu verhält. Die großen Wörterbücher führen übrigens sämtlich beide Geschlechter an. Es dürfte daher der Ausdruck „das Botenlohn“, wie er in den Vordrucken der Post zu finden ist, unanfechtbar sein.“ Anders wieder äußert sich Matthias (Sprachleben u. Sprachschäden<sup>1</sup>, S. 30): „(Ebenso) hat das fast nur noch im Hause übliche Neutrum „Lohn“ (etwa in: „das Boten-, Macherlohn“) durchaus dem Maskulinum Platz machen müssen, nicht nur in der edleren Anwendung = Belohnung.“ Ganz ähnlich Wustmann in der 2. Aufl. seiner „Sprachdummheiten“ (S. 20, Anm.): „(Auch) bei Lohn sind seit alter Zeit beide Geschlechter üblich; heute verlangen aber nur noch Dienstmädchen hohes Lohn.“ Nach Muret-Sanders ist das sächliche Geschlecht für die Bedeutung „Einkünfte“ „oft“ gebraucht neben dem männlichen. Paul hat gar nichts über das Geschlecht von „Lohn“. Heyne nennt das Maskulinum: „vorwiegend“ neben dem Neutrum. Sanders bringt für das Neutrum Belege aus der Bibel, Gryphius, Luther, Möser, Rabner; für „das Botenlohn“ aus Cronest, Brentano, Günther, Jean Paul, Thümmel; für „das Fuhrlohn“ aus Olearius und Weise; für „das Gesellenlohn“ aus Forster; für „das Gotteslohn“ aus Lessing; für „das Handlohn“ aus Möser; für „das Hirtenlohn“ aus Musäus; für „das Taglohn“ aus der Bibel, Arnim, Göttingk, Goethe, Lewald, Möser, Hans Sachs, Tied und Walbau (Vgl. auch in seiner Ztschr. f. deutsche Spr. IX. S. 159.) Die zuerst genannte Stelle dürfte eine der wenigen sein, an denen „das Lohn“ heutzutage noch schriftlich auftritt oder bis vor kurzem wenigstens auftrat, denn „allgemein üblich in der Schriftsprache“ ist es doch wohl nicht; immerhin wären Mitteilungen über etwaige weitere Verbreitung erwünscht.

Und wie ist es mit „das Gehalt, die Gehälter“? Nach Grimm „dringt es im gewissenhaften Stil vor“, im berechtigten Gegensatz zu „der Gehalt“. Wustmann gefiel das anfangs gar nicht (<sup>1</sup>. S. 39), später urteilte er wenigstens etwas milder (<sup>2</sup>. S. 20); er findet aber noch immer, daß „das Gehalt“ gemein klinge. Auch „der Gehalt“ kommt ja noch im Sinne von „Besoldung“ häufig genug vor, und als Beleg sei hier noch dafür angeführt: G. Freytag „Die Journalisten“ (7. Aufl.) S. 132 „Es versteht sich, daß Sie bis zum Ablauf dieser Zeit Ihren Gehalt fortbeziehen“ und S. 133 die Mehrzahl: „wir werden bis zum Ablauf des nächsten Halbjahres unsere Gehalte fortbeziehen.“ Ferner Rosegger „Sonntagsruhe“ S. 204: „Mich gelüstet es nicht, einen Minister zum Sohn zu haben, den das Ansehen, der Gehalt und die Pension betrogen haben, ein Volk regieren zu wollen.“

Bonn.

Dr. J. Ernst Wülfing.

## 4.

## „Was da fleugt und kreucht.“

Die letzte Verszeile des Schützenliedes, welches Schiller dem Walthar Tell in den Mund gelegt hat (Tell 3, 1), wird in mannigfachen Lesarten mitgeteilt. Da finden wir: „was da kreucht und fleugt“ (Heinr. Kurz, Bogberger und Bierlinger), „was da fleucht und kreucht“ (Pocci und Richter), „was da kreucht und fleucht“ (Büchmann) usw. Es ist aber in diesem Falle gar nicht schwer, die richtige Lesart festzustellen. Denn das Gedicht ist nach Schillers eigenhändiger Niederschrift auf einem besonderen Blatt erhalten, mit der Überschrift: „Jägerliedchen für Walthar Tell, womit Actus III anzufangen.“ Dieses kostbare Blatt, im Besitze des Stadtgerichtsrates Lessing zu Berlin befindlich, ist in Rob. Königs Deutscher Literaturgeschichte in getreuer Nachbildung veröffentlicht. Hier lautet die letzte Verszeile, in großen, deutlichen Schriftzügen:

Was da fleugt und kreucht.

Das ist also die richtige Fassung, die auch Österley in Goedekes historisch-kritischer Ausgabe hergestellt hat.<sup>1)</sup>

Die Verbindung „was kriecht und fliegt“ ist recht alt, sie findet sich schon im Mittelhochdeutschen, bei Walthar von der Vogelweide in dem Spruche: 'Ich hörte ein wazzer diezen', B. 5:

Waz kriuchet unde flüget  
(Und bein zer erden biuget),

was nachher durch 'gewürm' und 'vogel' erklärt wird. Nun hat zwar Schiller nicht Walthars Gedichte gekannt, wohl aber bei seiner Bekanntschaft mit der Bibel<sup>2)</sup> die Stelle aus der Schilderung der Sündflut 1. Mos. 7, 14: „Dazu allerlei Tier nach seiner Art, allerlei Vieh nach seiner Art, allerlei Gewürm, das auf Erden kriechet, nach seiner Art und allerlei Vögel nach ihrer Art, alles, was fliegen konnte.“ Im Anschluß hieran hat also Schiller, wie Bierlinger (in Kürschners Ausgabe) anmerkt, den obigen Ausdruck gebraucht, und alle anderen Lesarten sind unberechtigt. Namentlich ist „fleucht“ (= fliegt) als eine Verballhornung zu tadeln.

Überhaupt begegnet die Verwechslung von „fleugt“ (= fliegt) und „fleucht“ (= flieht), von „fleug“ und „fleuch“ öfter, zum Beweise dafür, daß diese bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts üblichen, z. T. sogar vorherrschenden Formen (s. meinen Sprachhort unter „bieten“) dem sprachlichen Bewußtsein sehr entschwunden sind! So hat B. Gerhard in dem Liede: „Christliche Sommerfreude“ B. 3 geschrieben:

Das Täublein fleucht aus seiner Kluft  
Und macht sich in die Wälder —

d. h. die wilde Taube, die während des Winters eine Zuflucht in einer Felskluft gefunden hat, flieht beim Beginn der schönen Jahreszeit aus der dumpfen

1) Leider ist ein anderer Fehler auch dort stehen geblieben: „Früh am Morgenstrahl“ statt, wie Schiller geschrieben: „Früh im Morgenstrahl“.

2) Vgl. die „Räuber“, die ganz von biblischen Anklängen durchzogen sind.



Höhle, um im Walde auf einem Baume zu nisten. Die Sache ist also ganz in Ordnung, und die Änderung „fleugt“ (wie z. B. in dem Pommerschen Provinzial-Gesangbuch von 1896) ist unnötig und unberechtigt.

Dagegen muß es in Allendorfs Liede (aus dem 18. Jahrhundert) „Unter Lilien jener Freuden“ heißen:

Seele, schwinde dich empor!

Als ein Adler fleugt behende. (nicht: fleuch).

Stolp i. P.

Prof. Albert Heintze

## 5.

Aus einer profaischen Homer-Verdeutschung bald nach  
Langes Horaz-Übersetzung.

Fast ein Vierteljahrhundert vor Voß hat Christian Tobias Damm „Homerus Werke“ verdeutscht und „mit einigen Anmerkungen erläutert“ herausgegeben (1769 flg.). In seinem „Vorberichte“ schreibt er: „Wir haben schon einige deutsche Übersetzungen: aber vielleicht finden gute Kenner, daß gegenwärtige deshalb nicht überflüssig ist.“ Aus den folgenden wenigen Urteile der Leser selbst!

§. 22 = Odysf. I, 96, 97 bindet Athene sich ... unsterbliche ... Halbstiefeln (πέδιλα ἀμβρόσια) an, 56 = II, 4 trägt Odysseus ähnliches Schuhwerk an seinen (zarten) Füßen, dagegen 763 = XXIV, 229 Laertes Stiefelchen (κνημίδας), 95 = III, 17 wird Nestor groß (ἰππόδαμος), 141 = IV, 10 des Nestors Tochter als eine junge Dame (κοῦρη) bezeichnet, 217 = V, 25 erwähnt der Übersetzer eine proportionierte (ἄρμενον) Segelstange, 65 = II, 96 soll Penelope die Freier „Junge Herren“ (κοῦροι) angeredet haben und 236 = VI, 57 wendet sich Nausikaa an Alkinoos — allzu originaltreu mit „Lieber Papa“ (πάππα φιλ'). Kalte Küche, Magenwurst, Matrasen, Ritterschaft kommen u. a. weiter vor.

Blasewitz.

Chr. Distel.

## 6.

Zu Btschr. XVIII, S. 274.

Da ich fürchte, daß Rob. Sprengers Bemerkungen Anlaß zu Mißverständnissen geben können, so will ich bloß sagen, daß Rud. Genée das Wort ackerdrol ganz richtig als Bauernlummel erklärt, nur hätte er die mhd. Form des Nominativs Troll, Trolle, nicht Trollen nennen müssen. Die angeführte Stelle aus H. Sachs lautet: Schau zu, der groben ackerdrolen! und ist ein Ausruf der Bewunderung, der Mißbilligung: Schau, schau, über diese groben Bauernlummel! Der groben ackerdrolen ist also Genitiv Pluralis. Grimms Wörterbuch I, 175 und II, 1427 und 1428 gibt ausführlich Aufschluß über die in Rede stehenden Wörter: Troll und Trulle.

Dresden.

Edm. Goetze.

### Bücherbesprechungen.

Heinrich Seidel, Gedichte, Gesamtausgabe. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, 1903. 3 M.

Der liebenswürdige Humorist, der Schöpfer der originellen Gestalt „Leberecht Hühnchen“ Heinrich Seidel bietet hier die erste Gesamtausgabe seiner Gedichte. In ihnen schlägt ein sonniges, sinniges Dichterherz, in dessen Gesellschaft einem innerlich wohl wird. Die „Bilder und Idyllen“ verraten den feinen Sinn des Dichters für das Stilleben. Man spürt es an jeder Zeile, daß er sich, wie Adolf Bartels sagt, „mitten in der modernen Unruhe das Glück stillen Behagens“ bewahrt hat. Die zweite Abteilung „Nachdentliches und Beschauliches“ bietet edle Lebensweisheit, errungen und erprobt in mancher Erfahrung. „Aus sonnigen Tagen“ ist eine anmutige Träumerei voll Glanz und Duft. Die „Lieder“ bilden eine Schnur köstlicher lyrischer Perlen. Die „Geschichten, Mären und Schwänke“ sind das eigentliche Reich dieses Meisters der Erzählungskunst. Die „Fabeln, Satiren und Sinnsprüche“ bieten zeitgemäße Wahrheiten in graziösem Gewande. Ich erinnere an „Die Mittelmäßigen“, „Das Menschenherz“, „Der neue Stil“, „Modern“, „Das Buch“, „Die große Flut“ und „Das Lied vom Dichter“. „Die gute Seite“ stehe hier:

Zwei Seiten hat alles in dieser Welt —  
Verzeiht, wenn mir die gute gefällt.

Glanzstücke goldigen Humors enthalten die Abteilungen „Gelegentliches“, „Plattdeutsches“, „In froher Tafelrunde“ und „Scherze“. Hier und da zuckt auch ein Blitz niederdeutscher Derbheit von dem sonst wolkenlosen Himmel dieser echt deutschen, kerngesunden Poesie. Heinrich Seidel verdient volkstümlich zu werden. Seine Dichtungen gehören in die Hand der deutschen Jugend. Ihnen gebührt ein breiter Raum in unseren Lesebüchern. Sie sind echte, edle Heimatkunst:

Folge niemals fremden Moden,  
Welschem Wind und nordischem Dunst,  
Denn nur aus der Heimat Boden  
Wächst und blühet wahre Kunst.

Dresden.

Lic. Dr. Kurt Warmuth.

Lewitz, Dr. Fr., Professor, Dreitausend Themen zu deutschen Aufsätzen. Für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Langensalza, Schulbuchhandlung von F. G. L. Grefler, 1903. gr. 8°. VIII und 173 S. Preis 2,50 M.

Die unmittelbar aus der Unterrichtspraxis hervorgegangene Sammlung verdient um so mehr allseitige Beachtung und eine möglichst ausgiebige Benutzung, als die meisten der in ihr gestellten Aufgaben von Primanern und Sekundanern unter langjähriger persönlicher Anleitung des Herausgebers bearbeitet sind. Überdies ist ein großer Teil der Themen so gestaltet, daß er bei der unvermeidlich verschiedenen Auffassung mehrerer Lehrer von der Schwierigkeit eines Aufsatzes für Sekunda nicht minder wie für Prima geeignet erscheint.

Die neuesten pädagogischen Erfahrungen auf dem Gebiete des Aufwach- wens sind vom Verfasser mit Geschick benutzt und der für höhere Lehranstalten, besonders für Gymnasien als Hüterinnen des unverlierbaren Schatzes des klassischen Altertums, so notwendige ideale Standpunkt mit Recht durchgehends gewahrt, wenn auch die Bearbeitung einzelner der angeführten philosophischen Themen dem Schüler nicht geringe Schwierigkeiten bereiten dürfte. Das schadet aber um des idealen Zweckes willen keineswegs, denn der Schüler muß frühzeitig lernen, die Erscheinungen des täglichen Lebens tiefer aufzufassen und nach ihren Gründen zu forschen. Unter den Sentenzen erscheinen die Nr. 1911, 1965, 2001, 2017, 2026, 2166, 2406, 2407, 2411 u. a. besonders glücklich gewählt, da sie ebensowohl als selbständige Aufgaben bearbeitet wie auch als Anhängsel zu einem anderen, mit ihnen eng zusammenhängenden Thema aufgefaßt und verwendet werden können.

Zu billigen ist es endlich, daß Verfasser Neben als selbständige Arbeiten ausgegeschlossen, aber als Dispositionsübungen zugelassen und im übrigen überwiegend die großen Vorbilder unserer Literatur feinen Stoffen zugrunde gelegt hat, zumal ihre Nachahmung der Jugend nicht genug empfohlen werden kann.

Wolkstein.

Direktor Dr. Karl Löffhorn.

C. Beyer, Kulturgeschichtliche Bilder aus Mecklenburg. Die Regierung und die Bauern. Bei den Leibeigenen. Mecklenburgische Geschichte in Einzeldarstellungen. Heft 8 (Ergänzungsheft). 97 S. gr. 8°. Berlin, Wilhelm Süsserott, 1903.

Beyer behandelt auf Grund eingehender Quellenstudien das Verhältnis der in Mecklenburg aus Niedersachsen eingewanderten Bauern zur Regierung und zum Adel. Der Bauer wurde allmählich ein Untertan des Ritters. Solange der Ritter aber in der Fehde seine Hauptaufgabe sah, war in Mecklenburg die Lage des Bauern nicht sehr gedrückt. Als aber die Bedeutung der Ritter in den Kriegen sank und der größte Teil von ihnen die Landwirtschaft als ferneren Lebensberuf ergriff, da begann die erste Periode des Bauernlegens im Zeitalter der Reformation. Hier und da wurden die Bauern abgesetzt, je nachdem ihr Hofen bequem zur Angliederung an das Hoffeld lagen. Da aber der Gutsherr zur Bebauung des erweiterten Grundes mehr Kräfte bedurfte, so griff er abermals auf die Bauern zurück, die übrigbleibenden Hofen wurden mit vermehrten Diensten belastet. Die Frage nach dem jus emphyteuticum wurde auf den Landtagen von 1606 und 1607 ausgetragen. Der Bauer wurde im Laufe der Jahre immer mehr Sache, die man sogar weitergeben konnte. Nach dem Dreißigjährigen Kriege beginnt die zweite Periode des Bauernlegens. Die ungeheure Not des Krieges hat die meisten Dörfer eingeeäschert, die meisten Bauern weggerafft. Lange Jahre hindurch liegen viele Gehöfte öde, es sind keine Menschen zur Aufrichtung und Bebauung da. Der Gutsherr zieht darum eine Stelle nach der anderen zum Hof, um doch etwas Vorteil davon zu haben. Sind noch einzelne Bauern vorhanden, so müssen diese selbstverständlich als

wertvolle Arbeitskraft festgehalten werden, aber sie können sich allein gar nicht helfen. Gebäude und Hofwehr erringen sie nur unter Beistand des Herrn, das Eigentumsrecht, das manche noch früher daran hatten, geht ganz verloren. Eine Inventaraufnahme in den verschiedenen Ämtern gibt ein anschauliches Bild von der tiefen Verödung des Landes (vgl. S. 21 den Bericht über das Dorf Sufow im Amte Crivitz). Die Regierung und ihre Beamten bemühten sich nun, die neu herangezogenen Bauern besser zu stellen. Unter dem Herzog Karl Leopold begann die Vererbpachtung. Durch einen großen wirtschaftlichen Umschwung herbeigeführt, brach im Anfang des 18. Jahrhunderts in Mecklenburg eine dritte Periode des Bauernlegens an. Der Gutsherr schritt vorwärts, die Bildung des Standes nahm, wenn auch langsam, zu. Die Erkenntnis, daß die uralte Dreifelderwirtschaft die vernünftige Ausnutzung des Bodens hinderte, brach sich Bahn, und die Teilnahme für neue Wirtschaft, wie sie von einigen einsichtsvollen Landleuten eingeführt wurde (Koppelwirtschaft), wuchs. Dem gegenüber blieb der Bauer auf seiner niedrigen Stufe stehen; seine Unwissenheit und Störrigkeit, sein zähes Hangen am Alten war für die allgemeine Entwicklung des mecklenburger Landes ein ernstes Hindernis. Er mußte entweder, da er sich nicht selbst helfen konnte, durch Unterricht weiter gebildet und aus seiner Gesunkenheit gehoben werden oder — er mußte weichen. Die Regierung wählte den ersten Weg für ihre Bauern, die Ritterschaft den zweiten. Massenhaft wurden die Bauern gelegt, die sich noch in der Ritterschaft vorfinden, bis dieser Art Landesverwüstung der landgrundgesetzliche Erbvergleich vom Jahre 1755 die erste Schranke setzte.

Anhang I (S. 35 flg.) enthält aus Spalding, Öffentliche Landesverhandlungen. Rostock 1792. Bd. I. den Landtag 1555. Anhang II handelt von „Bauern-Leuten und deren Dienstbarkeit und Aufzöhlung“. (Aus der renovierten Gefinde- und Bauern-Ordnung vom Jahre 1654.) Anhang III behandelt das „Patent des Herzogs Karl Leopold, die Verpachtung einiger Meierhöfe und Ansetzung von Freileuten auf denselben betr. d. d. Rostock 19. Febr. 1715“. S. 50—86 handelt von den „Leibeigenen“. In Anhang I—V werden interessante Urkunden zu diesem Kapitel abgedruckt.

Doberan i. M.

O. Glöde.

**B u s s**, Alfred, Dr., Oberlehrer am Königl. Christianeum zu Altona. Lesebuch für die höheren Schulen Deutschlands. Zweiter Teil: Lesebuch für Quinta. Zweite, vermehrte, nach den Lehrplänen von 1901 und der neuen Rechtschreibung verbesserte Auflage. Gotha, Verlag von E. F. Thienemann, 1903. XVI und 394 S. Gebunden 2,60 M.

Die Neubearbeitung des zweiten Teiles des empfehlenswerten Lesebuches geht von den beiden richtigen Grundgedanken aus, daß patriotisch-kriegerische Lesestücke und Gedichte in der ersten Auflage wohl zu zahlreich vertreten waren und die in derselben gebotenen Bilder aus dem Völker- und Menschenleben, den Forderungen der neuen Lehrpläne entsprechend, besser durch erd- und

naturkundliche Stoffe ersetzt werden können. Zu billigen ist es auch, daß Verfasser in den beiden bis jetzt erschienenen Teilen eine geschickte Auswahl an der neueren und neuesten Literatur getroffen und diese so für den Unterricht schon auf den beiden untersten Stufen verwendbar gemacht hat, ebenfalls gar im Einklang mit den neuesten behördlichen Bestimmungen. Nicht selten sind auch an Stelle des vorhin erwähnten, übertrieben reichlichen patriotischen Lesestoffes der ersten Bearbeitung zahlreiche Lesestücke allgemeineren Inhalts ungebundener und gebundener Rede aufgenommen, was nur zu billigen dankenswert erscheint insbesondere auch der beigegebene grammatische Anhang welcher, mehrfachen Wünschen der Fachgenossen entsprungen, das Pensum Sexta wiederholt und den neuhinzugefügten Stoff mittels der Bezeichnung kenntlich macht. Das früher fast gänzlich vermiste humoristische Moment in der neuen Auflage ebenfalls in ausgiebiger Weise berücksichtigt, wie u. a. die Nr. 19: „De Has un de Swinegel“ von den Brüdern Grimm, Nr. 29: „Drei Wünsche“ von Hebel und Nr. 34: „Böser Markt“ von demselben, Nr. 35: „Der Eselstrieb“ von P. Rosegger, Nr. 117: „Zwei Läschen“ von Fr. Reuter, Nr. 118: „Der Schneiderjunge von Krippstedt“ von A. Kopisch, Nr. 119: „Der rechte Barbier“ von A. v. Chamisso, Nr. 120: „Der betrogene Teufel“ und Nr. 121: „Die Teufelsbrücke“, beide von Fr. Rückert u. a. genugsam beweisen. Einen breiten Raum nehmen natürlich, ebenfalls nach Vorschrift der neuen Lehrpläne, die Erzählungen aus der alten Sage und Geschichte ein; es sind im ganzen 16 Hauptabschnitte mit mehr oder weniger zahlreichen Unterabteilungen. Sie dienen in trefflicher Weise dazu, den deutschen Unterricht mit dem in der Geschichte in lebendige Verbindung zu setzen und darin zu erhalten. Die Rubrik: „Vaterländische Geschichten“ umfaßt die Zeit vom Siebenjährigen Kriege bis auf unsere Tage; sie weist 13 Nummern auf, die ebenfalls meist in verschiedene Unterabschnitte zerfallen.

Unter den neueren Erzählern und Dichtern sind u. a. berücksichtigt Heinrich Seidel (Nr. 5: „Die Unterirdischen“), R. Volkmann-Leander (Nr. 6: „Von Himmel und Hölle“), P. Rosegger (Nr. 27: „Waldblilie im Schnee“ und, wie schon oben erwähnt, Nr. 35: „Der Eselstrieb“), Ilse Frapan (Nr. 28: „Der stille Hans“), W. Biethe (Nr. 56, 1: „Nur ein Schafhirt“), W. Raabe (Nr. 56, 2: „Großmutter's Erzählung von 1806 und 1813; die beiden letztgenannten aus Nr. 56: „Geschichten aus trüber Zeit“), R. Klein (Nr. 62: „Erbauliche Geschichten aus dem großen Kriege“), H. v. Holleben (Nr. 64, 1: „Der Untergang des Kanonenboots „Itis“ und Nr. 64, 3: „Deutsche Helden vor den Taku-Forts“), W. Menges (Nr. 64, 2: „Eine Todesfahrt“; die drei letzten aus Nr. 64: „Heldenmut deutscher Seeleute“), A. Trinius (Nr. 68: „Aus der Heimat der Spielsachen“), natürlich auch G. Freytag, E. Frommel, J. D. Lüttringhaus, Th. Fontane, D. Detleffen, Fr. Umlauf, M. J. Schleiden, A. Brehm, E. Rosmähler, S. Mastus u. a., von den Dichtern namentlich auch J. Sturm, Th. Storm, R. Groth, J. Trojan, R. Reinick, G. Hefekiel, F. Avenarius und R. Gerol.

Wolfstein.

Direktor Dr. Karl Löschhorn.

## Kleine Mitteilungen.

**Lehrerpensionsgesetz** für das Königreich Sachsen. Zusammenstellung aller zurzeit gültigen Bestimmungen in sachlicher Anordnung. Herausgegeben von der Vereinigung von Lehrern an städtischen höheren Schulen Dresdens. Bearbeitet von Prof. Fleminning. gr. 8°. geh. 50 Pf. Dresden, Verlag von Alexander Köhler.

Das Werkchen enthält in einer bisher noch nicht vorhandenen Form die Pensionsgesetze für Lehrer an Volksschulen ebenso, wie an höheren Schulen. Die Vereinigung von Lehrern an städtischen höheren Schulen Dresdens ist damit einem oft geäußerten Wunsche nach einer handlichen Zusammenstellung der betreffenden Pensionsbestimmungen entgegengekommen.

Die Bearbeitung ist von zwei Zielen geleitet worden: 1. unbedingte Vollständigkeit zu erreichen, und 2. die Bestimmungen möglichst übersichtlich zu ordnen.

Die Übersichtlichkeit ist dadurch erreicht worden, daß die einschlägigen Gesetze und Verordnungen nicht einfach abgedruckt, sondern alle darin enthaltenen Bestimmungen, soweit sie nicht durch spätere Gesetze und Verordnungen aufgehoben sind, in sachlicher Anordnung zusammengestellt wurden. Da man durch diese Anordnung alle Bestimmungen, die ein und denselben Punkt behandeln, an einer Stelle zusammenfindet, so ist in der Tat eine rasche Orientierung ermöglicht. Das Auffinden der einzelnen Punkte, über die man sich unterrichten will, ist durch ein Inhaltsverzeichnis und durch Randbemerkungen erleichtert.

Das Heftchen dürfte zu dem billigen Preise allen Lehrern Sachsens willkommen sein.

### Druckberichtigung. (Zu Ztschr. XVIII, S. 208.)

Ein Druckfehler hat die gute deutsche Nase zum Fremdwort gemacht; es ist zu lesen: die Nase. D. L. d. Bl.

## Zeitschriften.

Deutsch-mährisches Schulblatt vom 22. Jänner 1904: Dr. Raimund Müller, Die Rolle der Pflanzen in der Sagenwelt.  
 Pseu-philologische Mitteilungen, 1904, Nr. 1 und 2: J. Ushakoff, Die deutsche Grammatik von Lindelöf und Schquist.  
 Englische Studien (Leipzig, D. R. Reissland), 1904, S. 83 ff.: R. Sprenger, Zu Longfellows poetischen Werken.  
 Archiv für Altersmundarten und Sprechsprache. 1903/04. Heft 1: Die biblischen Geschichten des Alten Testaments, erzählt von Eddy von Zena (10 1/2 Jahr), stenographisch nachgeschrieben und mitgeteilt von Herrn Pfarramtskandidaten Georg Koch.  
 Monatschrift für höhere Schulen. 3. Jahrg. 3. und 4. Heft. März—April. Inhalt: Der Einfluß der Schulreform auf die deutschen Auslandsschulen — ein Wort für die Oberrealschule. Von Direktor

Dr. B. Gaster in Antwerpen. — Zugunsten des Geschichtsunterrichts in den oberen Klassen der höheren Schulen. Von Direktor Dr. R. Petersdorff in Strehlen i. Schl. — Der Schülervortrag im Geschichtsunterricht. Von Direktor Dr. H. Jaenike in Gumbinnen.

Das literarische Echo. 6. Jahrg. Nr. 13. Erstes April-Heft. Inhalt: Paul Roland, Kultur und Presse. — Rudolf Unger, Walthar Siegfried. — Fritz Stier-Somlo, Ernst Bittelmann. — Gabriele Reuter, Ein Buch für junge Mädchen. — Robert Falke, Aus und über Indien. — Richard Gulbschiner, Bittgang. — A. v. Gleichen-Rußwurm, Vom Soldatenstück.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Jahrg. 1904. 12. Heft (Nr. 66—70). Inhalt: Ein Frühlingsbrief. — Deutscher Einfluß in Japan. — Über die Errichtung eines Museums von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik. Von

- Walther v. Dyck. — Moderne deutsche Lyrik. Von Albert Geiger (Karlsruhe i. B.). — Gymnasium oder Realschule? Von Paul Sakmann.
- Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik. 7. Jahrg. 1904. XIII. und XIV. Bandes 3. Heft. Inhalt: Friedrich Hebbels sämtliche Werke. Von Prof. Dr. Hermann Klammer in Eberfeld in der höheren Schulmittagsunterricht. Von Prof. Dr. Paul Boge Die Entstehung von G. Von Oberstudienrat P. Wohlrab, Gymnasiallehrer. Janus, Blätter für Freunde. 10. Heft: Seite 1.

### Neu erschienene Bücher.

- Dr. Michael Lex, Die Idee im Drama bei Goethe, Schiller, Grillparzer, Kleist. München, C. F. Becksche Verlagsbuchhandlung, 1904. 314 S.
- Otto Zimmisch, Die innere Entwicklung des griechischen Epos. Leipzig, B. G. Teubner, 1904. 34 S.
- Dr. Ernst Wasserzieher, Shakespeares Hamlet. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1904. 158 S.
- Dr. G. Fried, Jr. Schiller, Wallensteins Tod. Schulausgabe. Leipzig, B. G. Teubner, 1903. 153 S.
- Otto Anthes, Dichter und Schulmeister. Leipzig, R. Voigtländer, 1904. 78 S.
- Eduard Räsche, Aus der Keilschrift in die Keilschrift. Rostock i. M., Stillersche Hofbuchhandlung, 1904. 34 S.
- Prof. Dr. Hans Tschinkel, Die Gymnasialfrage, eine nationale Frage. Prag, J. G. Calvesche f. u. l. Hofbuchhandlung, 1903.
- H. Cassel, Aufsätze und Diktate für Fortbildungs- und Gewerbeschulen. Berlin W. 35, Carl Meyer (Gust. Prior), 1904, 328 S.
- Dr. Gustav Legerloh, Epik der deutschen Sagenkreise (Der arme Heinrich. König Rother). Bielefeld = Leipzig, Velhagen u. Klasing, 1904. 144 S.
- Dr. D. Menzing, Deutsche höhere Schulen. Dresden 1903. 62 S.
- Julius Bräuninger, Prüfungsaufgaben zur Lehre. 2. Aufl. München 68 S.
- H. Volkmer, Profaschritte Schulausgabe. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1904. 194 S.
- Dr. J. Stuhmann, Die Hauptcharaktere der Nibelungen. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1904. 91 S.
- Prof. Dr. Hugo Müller, Schulwesen Deutschlands des 20. Jahrhunderts. Bielefeld, Velhagen u. Klasing, 1904. 293 S.
- Johannes Meyer, Die neuen von der alten. Berlin W. 35, Carl Meyer, 1904. 32 S.
- E. Viebig, Das schlafende Kind. Berlin, Egon Fleischel, 518 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, die man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-N., Fürsten-

## Gedanken über die Reformschulbewegung.

Von Dr. **Woldemar Schwarze** in Dresden.

Jeder, der in den letzten Jahren die Entwicklung der Reformidee auf dem Gebiete unseres höheren Schulwesens mit offenem Auge verfolgt hat, muß gestehen, daß diese Idee, so heftig sie auch anfangs von vielen Seiten angefeindet, so leidenschaftlich sie auch zuerst von Fachmännern und von Laien, von berufenen und unberufenen Federn angegriffen worden ist, sich doch als durchaus lebensfähig erwiesen hat. Der Ruf nach einer Reform unseres höheren Jugendunterrichts ist ja nicht erst in unserer Zeit erklingen, und insbesondere die Forderung ist schon vor Jahrhunderten oft und nachdrücklich erhoben worden, daß die Schüler, welche für die bürgerlichen Berufsarten vorbereitet werden sollen, möglichst lange gemeinschaftlich mit den eine rein gelehrte Bildung suchenden Zöglingen unterrichtet werden möchten. Soziale und schulpolitische Erwägungen wurden für diese Theorie ins Feld geführt, die man alsdann im 19. Jahrhundert in größerem Umfange in die Praxis umzusetzen begann. Nicht lange dauerte es, da bemächtigte sich auch die Presse dieser naturgemäß die weitesten Kreise des Volkes interessierenden Fragen; es wurden detaillierte Lehrpläne ausgearbeitet und dank dem Entgegenkommen der Kultusministerien, insbesondere des preussischen, sowie der hochherzigen Opferfreudigkeit zahlreicher städtischer Verwaltungen wurde den neuen pädagogischen Versuchen die nötige Freiheit der Bewegung und Entwicklung gegönnt. Nachdem im Jahre 1878 das Realgymnasium zu Altona den Anfang gemacht und durch Hinaufschiebung des Latein in die Untertertia eine neue Schulform herzustellen versucht hatte, wagten im Laufe der nächsten Jahre zahlreiche andere, namentlich preussische Anstalten ebenfalls die neue Bahn zu verfolgen und haben mit ihrem Versuche, von vornherein nicht nur dem Bildungsbedürfnisse ihrer Abiturienten, sondern möglichst dem aller ihrer Schüler gerecht zu werden, nach dem Urtheil der Provinzialschulkollegien und der obersten Schulbehörde durchaus befriedigende Erfahrungen gemacht. Und in der That, wenn man beobachtet, wie es sich alljährlich bei einem verhältnismäßig starken Prozentsatze unserer Schüler schon in Quarta oder Untertertia zeigt, daß sie für einen gelehrten Beruf absolut untauglich sind und insolgedessen ihnen die Übersiedelung



nach einer Realschule dringend ans Herz gelegt werden muß, so wird man immer wieder von neuem auf den hohen praktischen Wert des sogenannten gemeinsamen d. h. lateinlosen Unterbaues hingewiesen. Denn während für einen schon von Sexta an rein humanistisch vorgebildeten Gymnasiasten der Übergang auf eine lateinlose Schule wegen der mangelnden Grundlage im Französischen und der geringeren Kenntnisse in den Realien immer mit gewissen Schwierigkeiten verbunden bleiben dürfte, und der betreffende Schüler zumeist das niederdrückende Bewußtsein haben wird, eine Kraft und Zeit raubende Arbeit von zwei bis drei Jahren auf das schwierige Latein vergeblich verwendet zu haben, wird der Reformgymnasiast, der außer einer tüchtigen Vorbildung in der Muttersprache auch schon über die Früchte eines zwei- bis dreijährigen französischen Unterrichts verfügt, unter normalen Verhältnissen ohne weiteres in eine lateinlose Schule übertreten und dort seinen Bildungsgang ruhig und ohne Störungen weiter verfolgen können.

Dazu kommt noch ein weiterer Vorteil. Der Umstand nämlich, daß an den Reformanstalten der lateinische Unterricht erst in Untertertia beginnt, ermöglicht es den Eltern, die Entscheidung, ob sie ihren Sohn einer latein-treibenden Schule oder einer lateinlosen Realanstalt zuführen sollen, um weitere drei Jahre, also etwa bis zum 13. Lebensjahre hinauszuschieben und dann erst definitiv über die Zukunft des Schülers zu beschließen, wenn man über seine Befähigung auf Grund des deutschen und namentlich des französischen dreijährigen Vorunterrichts ein im allgemeinen gewiß zuverlässigeres und sichereres Urteil fällen kann als nach den nicht immer unzweifelhaften Ergebnissen eines ohne jede Fremdsprache verlaufenen Unterrichts in der Volksschule. Dieser Vorteil einer späteren Entscheidung tritt aber dann nochmals in die Erscheinung an der Schwelle der Untersekunda, wo nun zu erwägen ist, ob der Schüler für eine rein gymnasiale Ausbildung mit Griechisch und stärkerer Betonung des Lateinischen begabt ist, oder ob er mehr eine realgymnasiale Vorbildung mit Englisch und lebhafterem Betriebe der Mathematik und Naturwissenschaften sich aneignen soll.

Endlich möchten wir in diesem Zusammenhange, um von anderen die Reformmethode empfehlenden Erwägungen abzuweichen, doch noch auf einen uns außerordentlich wichtig erscheinenden Punkt hinweisen: auf die erhebliche Verstärkung, den der deutsche Unterricht im Reformlehrplane erfährt. Wenn man auch, wie der Verfasser des vorliegenden Aufsatzes, von dem unerfeglichen Wert der Antike für die Ausbildung unserer deutschen Jugend felsenfest überzeugt ist und in der Vermittelung der Errungenschaften der griechischen und römischen Kultur das köstliche, unzerstörbare Palladium unseres Gymnasiums sieht, um das andere Völker uns mit

Recht beneiden, so ist doch die Forderung: Mehr Deutsch! für den Lehrplan aller unserer höheren Bildungsanstalten unabweisbar. Man braucht sich deshalb noch nicht auf den Standpunkt der französischen Schule zu stellen, in der rund ein Drittel des gesamten Unterrichts der französischen Sprache, Literatur und Geschichte gewidmet ist; wenn man aber selbst deutschen Unterricht in verschiedenen Klassen erteilt hat und sieht, wie unsere Schüler, ja selbst Untersekundaner, die mit dem Einjährig-Freiwilligen-Zeugnisse ins praktische Leben treten wollen, nach sechsjährigem Unterricht in der Muttersprache oft im Gebrauche derselben geradezu kindlich unbeholfen sind und mit dem Ausdruck selbst einfacher, leichter Gedankengänge noch aufs schwerste zu ringen haben, so wird man jene Forderung wohl begreifen. Dazu kommt noch, daß in den 2—3 Stunden, die in den Anstalten alter Organisation dem deutschen Unterricht bewilligt sind, kaum der reiche von der Behrordnung vorgeschriebene Stoff bewältigt werden kann.<sup>1)</sup> Insbesondere unsere herrliche deutsche Literatur, die an ethischem Gehalte, an idealem Werte, an bildender Kraft mit den unsterblichen Schöpfungen des griechischen Genius wetteifert, könnte den Seelen unserer deutschen Jugend noch ganz anders erschlossen werden, wenn wenigstens noch je 1—2 Stunden, zum mindesten in den Mittel- und Oberklassen, dem deutschen Unterricht zugelegt würden; auch das ist, um mit Hamlet zu sprechen, ein Ziel, aufs innigste zu wünschen.

Doch wenden wir uns nach diesen allgemeinen Erwägungen über die Zweckmäßigkeit des Reformlehrplanes wieder zurück zu dem Punkte, von dem wir ausgingen. Nachdem, wie oben gesagt, im Jahre 1878 das Realgymnasium zu Altona mutig die Bahn der Reform beschritten hatte, trat im Jahre 1892 die Frankfurter Bewegung ein, welche die Schulreform nun auch auf das Gymnasium übertrug. Am 26. November 1900 erschien alsdann der bekannte kaiserliche Erlaß, in dem es heißt: „Die Einrichtung

1) Um wenigstens ein Beispiel anzuführen, ist für den deutschen Unterricht der Untersekunda des sächsischen Realgymnasiums bei wöchentlich drei Stunden folgender Stoff vorgeschrieben: Gedrängte, überwiegend biographisch zu haltende Übersicht über den allgemeinen Entwicklungsgang der deutschen Poesie im Anschlusse an ausgewählte Musterstücke; dabei die erforderliche Belehrung über den Zusammenhang des Deutschen mit den verwandten Sprachen anderer Kulturvölker, über die Entwicklung des Hochdeutschen, Poetik und Metrik. Der statarischen Klassenlektüre ist eine größere epische Dichtung (etwa Ilias oder Odyssee in gekürzter guter Übertragung), dann ein geschichtliches Drama zugrunde zu legen. Deklamationen, Übungen im freien Vortrage. Belehrung über die Stilgattungen und allgemeinen Stilgesetze. Alle fünf Wochen ein Aufsatz, gelegentlich wohl auch metrische Versuche. Daß dieser überreiche Stoff, zumal in Klassen, in denen die Schülerzahl — horribile dictu — bis auf 46 ansteigt, nur mit äußerster Schwierigkeit durchgearbeitet werden kann, ist leicht zu ermessen. Überdies haben die humanistischen Gymnasialisten ein ähnlich reiches deutsches Pensum in Untersekunda gar mit wöchentlich zwei Unterrichtsstunden zu erledigen.

von Schulen nach den Altonaer und Frankfurter Lehrplänen hat sich für die Orte, wo sie besteht, nach den bisherigen Erfahrungen im ganzen bewährt. Durch den die Realschulen mit umfassenden gemeinsamen Unterricht bietet sie zugleich einen nicht zu unterschätzenden sozialen Vorteil. Ich wünsche daher, daß der Versuch nicht nur in zweckentsprechender Weise fortgeführt, sondern auch, wo die Voraussetzungen zutreffen, auf breitere Grundlage erprobt wird.“ Mit diesen anerkennenden Worten brach unser jugendlicher Kaiser, dessen so ideal veranlagte Natur sich stets mit besonderer Wärme und Begeisterung den Fragen des Jugendunterrichts zugewendet hat, die ganze Bewegung in neuen Fluß. Doch man hatte bisher noch immer mit bloßen Experimenten zu tun gehabt, die Probe auf die Richtigkeit des Exempels fehlte noch, bis Ostern 1901 an den drei ältesten nach dem Frankfurter Lehrplan arbeitenden Versuchsanstalten, dem Goethe-Gymnasium, dem Realgymnasium Muster Schule und dem Wöhler Realgymnasium die erste Reifeprüfung stattfand, die ein durchaus günstiges Ergebnis hatte. Die vieljährigen Erfahrungen der Vertreter des Altonaer Systems wurden jetzt auch auf gymnasialem Gebiete aufs beste bestätigt.

Inzwischen sind nun wieder mehrere Jahre ins Land gegangen und die Reformbewegung hat unter der Ägide überzeugter und mit aller Würde ihrer Persönlichkeit für ihr pädagogisches Ideal eintretender Männer immer weitere Kreise gezogen, so daß die Zahl der Reformanstalten heute bereits über 60 beträgt. Die Reformschule darf infolgedessen nicht mehr als eine *quantité négligeable* angesehen werden, welche man durch die Befolgung eines Vogel Strauß-Politik aus der Welt schaffen könnte; im Gegenteil, jeder Lehrer, der es mit seinem Berufe wirklich ernst meint, hat die Pflicht, sich mit diesen pädagogischen Neuerscheinungen, durch die vielleicht im Laufe der Zeit eine Umwälzung unseres ganzen höheren Unterrichtswesens erfolgreich auseinandersetzen. Dies ist um so notwendiger, als noch in weiten Kreisen bei Freunden und Gegnern, das Mißverständnis besteht, als sei die Reformschule verwandt mit denjenigen Bestrebungen, welche, wie einmal treffend gesagt worden ist, das humanistische Bildungselement herabstellen und in den Winkel drücken wollen, ein Verdacht, der einem völligen Verkennen der von der Reformschule verfolgten Ziele entspringt.

Für jeden nun, der sich über den gegenwärtigen Stand der Reformbewegung aus bester Quelle unterrichten will, ist als Wegweiser unentbehrlich ein kürzlich erschienenenes Werk von Dr. Otto Viermann, Direktor des Wöhler-Realgymnasiums in Frankfurt a. M.<sup>1)</sup> Zum erstenmal wird

1) Dr. Otto Viermann, Reformschulen nach Frankfurter und Altonaer Systemen. 1. Teil: Die Kasseler Novemberkonferenz von 1901 über Fragen des Reformschulunterrichts. Berlin, Weidmann, 1903. 140 S.

hier nach des Herausgebers eigenen Worten der Versuch gewagt, auf Grund amtlicher Unterlagen in einer rein sachlichen Behandlung des Stoffes zusammenzufassen, was wissenschaftlich erscheint für die an der Reformschulbewegung beteiligten deutschen Erzieher und Eltern, Staats- und Gemeindebehörden und für diejenigen, die dieser Bewegung näher treten wollen oder sich ihr anzuschließen gedenken. Das Handbuch wird in zwei Teilen erscheinen. Der erste Abschnitt soll eine erste Orientierung über die schwebenden Fragen ermöglichen, der andere, voraussichtlich in kurzer Zeit nachfolgende Teil wird gewissermaßen eine Einzelausführung des in großen Strichen gezeichneten Bildes bieten und auf Grund eines reichen urkundlichen, bibliographischen und statistischen Materials Geschichte, Organisation, Lehrpläne und Lehraufgaben sowie Unterrichtsweise der Reformschulen zur Darstellung bringen.

Bei der Veröffentlichung des ersten im Jahre 1903 herausgegebenen Teiles ist Dr. Viermann von dem ganz richtigen Gedanken ausgegangen, daß weite Kreise über die Lebensbedingungen und Lebensfähigkeit der neuen Schulorganismen, sowie über den Gang der neuen Schulbewegung kaum eine eindrucksvollere erste Belehrung empfangen dürften als dadurch, daß ihnen die Möglichkeit geboten wird, im Geiste unmittelbar teilzunehmen an der denkwürdigen Kasseler Novemberkonferenz des Jahres 1901, an jenem unter dem Vorsitz des Geh. Regierungsrates Dr. Reinhardt, des hochverdienten Leiters des Frankfurter Goethe-Gymnasiums, abgehaltenen „kleinen Reichsschulkongresse, der, eigentümlich in seiner Zusammensetzung aus Fachleuten und Laien, aus erfahrenen Vertretern der humanistischen und realistischen Richtung, hochstehenden Männern der Schul- und Kommunalverwaltung, eigenartig in seinem resolutionslosen und darum um so ergebnisreicheren Verlaufe, einen Markstein bildet in der Entwicklung des Reformschulgedankens“. Von diesem Standpunkt aus ist es in der Tat als ein glückliches Unternehmen zu begrüßen, daß die in Cassel gepflogenen Verhandlungen über die bisherigen Erfahrungen auf dem Gebiete des Reformschulwesens durch den Druck allen sich dafür interessierenden Kreisen zugänglich gemacht worden sind. Daß von vornherein eine glückliche Hand die nötigen Anordnungen getroffen hat, zeigt sich schon bei der äußerst geschickt gemachten Auswahl der Verhandlungsgegenstände, die folgende Punkte umfassen: 1. Die im allgemeinen bisher gemachten Erfahrungen. 2. Mathematik. 3. Naturwissenschaften an den Realgymnasien. 4. Grundlegende grammatische Schulung im Deutschen und Französischen. 5. Anfang des Englischen in Untersekunda und Entwicklung des neusprachlichen Unterrichts in der Prima des Realgymnasiums. 6. Lateinisch und Griechisch. 7. Kombinationsmöglichkeiten zwischen den Schulgattungen

in den unteren und mittleren Klassen. 8. Überbürdungsfrage. 8a. Geschichte. 9. Lektüre von Übersetzungen griechischer und lateinischer Schriftsteller in den oberen Klassen der Realgymnasien.

Es würde zu weit führen, dieses reiche Programm in all seinen einzelnen Punkten genau zu betrachten; es muß genügen festzustellen, daß die von den einzelnen Reformschulmännern, unter denen wir Namen von hervorragendem pädagogischen Klange finden, gegebenen Berichte samt und sonders knapp und dabei doch äußerst klar, anschaulich und erschöpfend gegeben sind, die Verhandlungen unter gemeinsamem Gedankenaustausch offenbar lebhaft und anregend verlaufen sind und über die Kardinalpunkte auf den verschiedenen Unterrichtsgebieten eine erfreuliche Übereinstimmung erzielt worden ist. Sehr wohlthuend berührt insbesondere der ruhige, vornehme Geist, der die Verhandlungen von Anfang bis zu Ende durchweht, der auch von Dr. Liermann in seinem Vorwort mit Recht gelobte ernste, jede Unduldsamkeit gegen anders Denkende abweisende Ton. Gerade der Umstand, daß die Reformschulmänner, trotzdem sie von der Wahrheit und Richtigkeit der von ihnen verfolgten Ideen überzeugt sind, sine ira et studio, ohne gehässige und kleinliche Angriffe und Ausfälle gegen die Vertreter der alten Richtung, ihr Programm ruhig und sachlich entwickeln, wirkt so eindrucksvoll und überzeugend und bürgt für ihren schließlichen Sieg; diese abgeklärte Ruhe ist eben ein Beweis der inneren Kraft und des echten Kraftbewußtseins, das der neuen Richtung innewohnt, so daß man ihr ein aufmunterndes: *In hoc signo vinces* wohl zurufen kann. Und noch ein zweiter Umstand wirkt äußerst sympathisch und gewinnend auf den Leser bei der Lektüre jener Kasseler Verhandlungen; das ist die unumwundene Offenheit, mit der man, eingedenk der sittlichen Forderung der Selbstvervollkommnung, noch bestehende Mängel schärfer betonte als die in den bedeutungsvollen bisher verfloßenen Versuchsjahren erkannten Vorzüge der Organisation und anerkannten Erfolge des Unterrichts. Wer das tut, beweist, daß er nicht mit Scheuklappen durch die Welt geht, sondern mit gesunden, klar blickenden Augen ausgestattet, auch noch vorhandenen Mängel erkennt und die Fähigkeit besitzt, diese zu verbessern und immer weiter zu arbeiten, bis das hohe Ideal erreicht ist, das dem denkenden Geist von Anfang an vorgeschwebt hat.

In einem Anhang gibt alsdann das Liermannsche Handbuch noch vier interessante Kapitel: Übersicht über die am 1. Oktober 1902 im Deutschen Reich bestehenden oder in sichere Aussicht genommenen Reformschulen (im ganzen 62); Fortschreiten der Reformschulbewegung nach Jahren; Lehrplanschemata für Reformschulen; Die Reformschule Frankfurter Systems in graphischer Darstellung.

So sehen wir, daß ein reiches belehrendes und eine Fülle von Anregungen bietendes Material in diesem Handbuch zusammengestellt ist. Das Erfreulichste aber ist, daß durch das ganze Werk wie ein roter Faden jener Idealismus deutscher Erzieher und arbeitsfreudiger Optimismus deutscher Lehrer sich hindurchzieht. Diese beiden köstlichen Dinge haben, um mit Biermanns trefflichen Worten zu schließen, „ermutigend und belebend gewirkt auf die bisherigen Mitarbeiter an der Ausgestaltung des Reformschulgedankens, und sie werden auch ermutigend wirken auf bisher noch fernher stehende Kreise, in denen sich die Überzeugung von dem gesunden Kern einleben wird, den die von den führenden Städten Altona und Frankfurt a. M. ausgegangene Bewegung in sich birgt, einerlei, welche unwesentlichen Veränderungen auch im Laufe der Jahre die Schale erfahren mag. Der Reformschulgedanke ist nun einmal gedacht, Geschehenes läßt sich nicht mehr ungeschehen machen, die Zweckmäßigkeit und Lebensfähigkeit der deutschen Reformschulen ist eine Tatsache, die ihre werbende Kraft in Nord und Süd, in Ost und West des Vaterlandes bewiesen hat“.

### Hebbel als Schulklassiker.<sup>1)</sup>

Von Alfred Neumann in Bittau.

Am 13. Dezember vorigen Jahres waren vierzig Jahre vergangen, seit Friedrich Hebbel aus dem Leben schied. Es war ein Leben des Kampfens und Ringens eines Auserwählten nach den höchsten Zielen der Kunst. Aber das Schicksal hatte ihn in eine Zeit geworfen, die die eigentümliche Größe dieser Dichtergestalt nicht zu erfassen verstand. Als der Dichter der *Judith* im Herbst 1843 in Paris mit Heinrich Heine zusammentraf, sagte dieser halb scherz-, halb ernsthaft zu ihm: „Ich sollte mich eigentlich über Sie ärgern; ich habe das Ende der Kunstperiode vorausgesagt, und Sie beginnen eine neue. Aber Sie sind genug gestraft; Lessing war einsam, Sie werden noch viel einsamer sein.“ Dieses Wort sollte sich an Hebbel furchtbar bewahrheiten, und oft hat er sich später dieses Unkenrufes erinnert, wenn er bei jedem neuen Werke, das er schuf, auf den lauten Widerhall im Herzen seines Volkes mit heißer Sehnsucht, aber immer vergebens wartete. Hebbel ist bis ans Ende seines Lebens ein Einsamer geblieben, und daran änderten auch nichts vereinzelt gewichtige Stimmen,

1) Dieser bei Gelegenheit der 6. Hauptversammlung des Sächsischen Realgymnasial-Lehrer-Vereins (Juni 1903) gehaltene Festvortrag erscheint hier nach dem ursprünglichen Entwurfe in etwas erweiterter, sonst wenig veränderter Gestalt.

die die ungewöhnliche Dichterkraft bereits damals in ihm erkannten, wie Friedrich Vischer, Gervinus, Rückert, Wilhelm Jordan, Eduard Mörike u. a., und ein kleiner Kreis begeisterter jüngerer Anhänger. Es ist das selbe herbe Geschick, das die beiden älteren großen deutschen Tragiker des 19. Jahrhunderts, Heinrich v. Kleist und Franz Grillparzer, schon vor ihm betroffen hatte. Ihre Zeit versagte ihnen den tragischen Lorbeer, nach dem sie so leidenschaftlich rangen. Aber während den märkischen Dichter über die Stumpfheit der Welt die Verzweiflung packte, die ihn zum Selbstmord trieb, und der Wiener Poet, von der Lauheit und Verständnislosigkeit des Publikums angewidert, sich in Groll und Verbitterung von der Öffentlichkeit zurückzog, schritt der dithmarsische Reder, seinen bitteren Enttäuschungen bald in schmerzlichen Seufzern, bald in zornigen Anklagen gegen seine Zeit und ihre Stimmführer Luft machend, innerlich aber ungebrochen, seine Bahn trotzig weiter, und es gelang dem willensstarken Manne, ohne ein Atom seines ureigenen Wesens aufzugeben, zuletzt auch den äußeren Erfolg herbeizuzwingen. Es war ein redlich erstrittener Sieg, den seine Nibelungen-Trilogie ihm brachte. Aber der Dichter sollte des wohlverdienten Ruhmes nicht genießen. Der Siegerkranz fiel auf das Haupt des Sterbenden. „Das ist Menschenlos! Bald fehlt uns der Wein, bald fehlt uns der Becher!“ sagte er wehmütig, als er auf seinem Schmerzenslager die Kunde erhielt, daß seine Nibelungen mit dem großen Schillerpreise ausgezeichnet worden seien.

Die volle Anerkennung, die dem Nibelungen-Dichter selbst von seinen entschiedensten Widersachern, wie dem einflussreichen Grenzbotenredakteur Julian Schmidt, gezollt wurde, hielt nicht lange nach. Eine einseitig in der Schönheit der Form schwelgende Kunst, der ein aus den Tiefen einer bedeutenden Persönlichkeit quellender Lebensgehalt nicht das Gleichgewicht hielt, nahm der liberalen Tendenzpoesie des jungen Deutschlands, das bisher die literarische Führerschaft behauptet hatte, den Herrscherstab auf dem deutschen Parnas aus der Hand, und dies führte seit dem Ende der sechziger Jahre zu einer völligen Erschlaffung und Entartung unseres Schrifttums, das dann in den siebziger Jahren den größten Tiefstand während des ganzen Jahrhunderts erreichte. Zu den politisch-militärischen Großtaten, die die endliche Verwirklichung des nationalen Einheitsgedankens zur Folge hatten, steht die gleichzeitige und ihr folgende Literatur in einem geradezu kläglichen Gegensatz. Und in einer solchen Zeit, wo die innerlich so unwahren Familiengeschichten einer Marlitt und die frivolen Sittenromane eines Sacher-Masoch nicht nur von den gebildeten Leserkreisen der Nation verschlungen, sondern selbst von maßgebenden Kritikern gefeiert wurden, wo dazu die durch und durch undeutliche, erfolgglüsterne Espritkunst eines Paul Lindau, der zugleich der kritische Tonangeber jener Zeit

wurde, und verwandter Geister die Bühne beherrschte: da war freilich kein Raum, da fehlte geradezu alle und jede Vorbedingung für die Würdigung einer so ernstern, wuchtigen Erscheinung, wie es Hebbel ist.

Die Anfänge einer gerechteren Bewertung Hebbels liegen in den achtziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts. Die große Biographie E. Kuhs, die 1877 in zwei Bänden erschien, und mannigfache Erinnerungsblätter damals noch lebender Freunde des Dichters, die Kuhs Werk hervorrief, bereiteten den Umschwung vor. Einen bedeutenden Eindruck in allen literarischen Kreisen machte dann die Veröffentlichung der Tagebücher des Dichters 1885 und 1887, die Wilhelm Scherer ein literarhistorisches Denkmal ersten Ranges nannte. Den Tagebüchern folgte bald (1890 und 1892) der umfangreiche Briefwechsel. Diese Veröffentlichungen erweckten für den bisher immer nur in engeren Kreisen geschätzten Dichter eine allgemeinere persönliche Teilnahme. Hierzu kam die literarische Revolution mit dem Ende der achtziger Jahre, die dadurch, daß sie auf der Bühne und im Roman den Sinn des Publikums an die Wirklichkeitsdarstellung in der Dichtung gewöhnte und zugleich neuartigen seelischen Problemen nachging, wie die Entwicklung der modernen Menschheit sie hervorgerufen hatte, ohne Zweifel dazu beigetragen hat, das lebende Geschlecht Hebbel innerlich näher zu bringen, da auch er, obschon in ungleich maßvollerer Weise und getragen von einem stärkeren Optimismus als der konsequente Naturalismus unserer jüngsten Vergangenheit, doch bereits sehr ähnliche Wege eingeschlagen hatte. 1893 wurde der Dichter frei, und nun wetteiferten die Verlagsbuchhandlungen in der Verbreitung seiner Werke durch zahlreiche billige Volksausgaben. Daneben wurde die erste große Gesamtausgabe von Kuh wiederholt neu aufgelegt. 1899 erschien eine erste mit Einleitungen und Anmerkungen versehene Ausgabe von R. Reiß, eine Auswahl in drei Bänden, denen aber die Verlagsbuchhandlung, der steigenden Gunst der Lesewelt für den Dichter Rechnung tragend, alsbald noch einen vierten Band nachschickte. Und nun schien auch die Zeit gekommen, daß eine lange im stillen vorbereitete historisch-kritische Gesamtausgabe großen Stils an das Licht treten konnte. Sie erschien, vornehm ausgestattet, seit 1901, unter Verwertung des im Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar verwahrten reichen Hebbel-Nachlasses von der sachkundigen Hand des Lemberger Literaturhistorikers R. M. Werner bearbeitet, und liegt jetzt in zwölf Bänden abgeschlossen vor, ein monumentales Werk, das uns nicht nur den von vielen Entstellungen befreiten vollständigen Text der Werke Hebbels bietet, sondern auch in den kritischen Anhängen und den gehaltvollen Einleitungen gleichsam das Nervoengeslecht dieser eigentümlichen Dichtergestalt bloßlegt, das schönste Denkmal, das dem Gedächtnis des großen Dithmarsen seit Kuhs Bio-



graphie aufgerichtet worden ist, fortan die bisher schwer entbehrte Grundlage für die Hebbel-Forschung.<sup>1)</sup>

Für weite Kreise übt jetzt der Dichter eine Anziehungskraft aus, wie sonst nur eine ganz neu entdeckte Dichtergröße, und dem Bedürfnis, sich mit ihm bekannt zu machen, entspricht gegenwärtig auch die große Verbreitung seiner Werke. Ich kann wohl sagen, daß ich die wachsende Anerkennung Hebbels seit langen Jahren mit großer Aufmerksamkeit verfolgt habe; dennoch hat mich eine Bemerkung, die ich neulich las, überrascht, wonach buchhändlerische Anzeichen vorhanden seien, die darauf schließen lassen, daß von denjenigen nachklassischen deutschen Dichtern, deren Leben abgeschlossen vorliegt, Hebbel gegenwärtig der gelesenste ist.

Gleichen Schritt mit der Verbreitung seiner Werke hielt auch die Literatur über Hebbel, die, ganz abgesehen von den zahlreichen Aufsätzen in den Tageszeitungen und populären Zeitschriften, bereits einen sehr stattlichen Umfang aufweist und zusehends anschwillt, darunter auch schon einige Schulprogramme und eine ganze Reihe von Doktorarbeiten. Hieran reißen sich Anthologien und Sentenzensammlungen, von denen die feinsinnige Zusammenstellung von Sprüchen Hebbels, die der Schleswiger Gymnasialdirektor Emil Wolff unter dem Titel „Gedankengold“ hat erscheinen lassen, eine besondere Hervorhebung verdient.

Auch an illustrierten Ausgaben fehlt es schon nicht mehr, von denen freilich die im Verlag von Bong u. Co. erschienene nur einer allzu hastig ins Werk gesetzten buchhändlerischen Spekulation ihr Dasein zu verdanken scheint. Hierzu kommen die neuesten Gesamtdarstellungen der Literatur des 19. Jahrhunderts — ich nenne die von R. M. Meyer, Lublinski, Weitbrecht und Ab. Bartels —, die in erfreulichem Gegensatz zu manchen früheren Behandlungen desselben Gegenstandes auf breitem Raume und mit eindringender Würdigung seines Lebenswerkes den Dichter, seiner überragenden Bedeutung entsprechend, in den Vordergrund ihrer Betrachtung rücken.

Seit mehreren Jahren gewinnt Hebbel auch immer festeren Boden auf der Bühne, und es geht ihm hier wie dem seiner Kunsttrichtung nah stehenden Heinrich v. Kleist, der ja auch erst lange Jahrzehnte nach seinem Tode auf den weltbedeutenden Brettern seine Auferstehung feierte. Ich erinnere nur an die glänzenden Aufführungen der Mariamne, der Agnes Bernauer und neuerdings auch des Gyges im Berliner königlichen Schauspielhause, die so frisch wie Uraufführungen neuester Werke wirkten, sowie der letztgenannten formvollendeten Tragödie auf der Dresdner Hofbühne. Eine gute

1) Seit dieser Vortrag niedergeschrieben wurde, ist auch Werners kritische Ausgabe der Tagebücher Hebbels erschienen (Berlin, Behrs Verlag. 4 Bände). Derselbe Gelehrte stellt auch eine Gesamtausgabe der Briefe des Dichters in Aussicht.

Aufführung ist bei einer echten dramatischen Dichtung der beste Kommentar, denn erst auf der Bühne entfaltet sich ihre volle Schönheit, während man ganz undramatische Werke, wenn sie sonst gehaltvoll sind, wie z. B. Gerhard Hauptmanns Armen Heinrich, besser beim Lesen genießt. Ein Freund, auf dessen Urteil ich Wert lege, schrieb mir vor kurzem nach einer der letzten Gogol-Aufführungen in Dresden: „Ich habe lange nicht so rein, so mächtig den Schauer des Tragischen empfunden. Ich habe ehemals beim Lesen freilich so starke Wirkung nicht gefühlt. Jetzt bewundere ich die Kraft Hebbels, aus einem doch fremd eingekleideten Stoffe so gut wie Shakespeare aus fremden die Tragödie der Eifersucht, des Ehrgeizes, die Tragödie der Schamhaftigkeit gemacht zu haben, die der Weltliteratur als eins der schönsten Zeugnisse deutschen Frauentums angehört.“

Genug — der Streit um den Dichterwert Friedrich Hebbels ist ausgekämpft, und Hebbel ist als Sieger daraus hervorgegangen. Er feiert in unseren Tagen eine Auferstehung, wie er sie nicht schöner erhoffen konnte. Immer mehr werden wir uns bewußt, was für ein reiches, köstliches Erbe in der geistigen Hinterlassenschaft Hebbels dem deutschen Volke zuteil geworden ist zu freudigem Genuße, zu innerer Bereicherung, Kräftigung und Erhebung.

Und wenn wir nun sehen, wie Kleist schon seit geraumer Zeit wenigstens durch ein Werk auch in der Schule festen Boden gefaßt hat und Grillparzer jetzt eben im Begriffe steht, seinen Einzug in sie zu halten — ist doch beiden Dichtern durch die neuen preussischen Lehrpläne im Unterrichte der Oberklassen ausdrücklich und namentlich ihr Platz angewiesen —, da erhebt sich ganz von selbst die Frage: ist es jetzt nicht an der Zeit, daß Friedrich Hebbel, nachdem er sich in der Ruhmeshalle der deutschen Nationalliteratur seine Nische neben Kleist und Grillparzer, die er erhoffte, endlich errungen hat, diesen beiden nun auch als Schulklassiker nachfolge?

Das ist die Frage, die uns jetzt beschäftigen soll. Indem ich sie unbedingt bejahe, liegt mir die Aufgabe ob, einmal die Werke Hebbels auf ihren eigentümlichen Bildungsgehalt zu prüfen und dabei darzulegen, was uns nicht nur die Berechtigung gibt, sondern sogar die Pflicht nahelegt, diesem Dichter einen Platz in der Schule einzuräumen, und sodann die Frage zu erörtern, wie und in welchem Maße im Rahmen der bestehenden Lehrordnung Raum für Hebbel zu gewinnen wäre.

Indem wir uns der Betrachtung über den Bildungsgehalt der Hebbelschen Werke zuwenden, muß von vornherein auf die Tatsache nachdrücklich hingewiesen werden, daß ihr Kunstwert, gegeneinander gehalten, sehr ungleich erscheint, ein Umstand, der besonders geeignet war, die allgemeine Anerkennung Hebbels so lange zurückzuhalten, da er notwendig das Urteil des

Publikums über die Gesamtpersönlichkeit des Dichters verwirren muß. Auf diesen Punkt habe ich schon vor mehreren Jahren in einer Buchbesprechung hingewiesen. Auch der aufrichtigste Verehrer der Hebbelschen Muse wird zugestehen müssen, daß der Genius des Dichters nicht in allen seinen Gebilden in gleich siegreicher Kraft sich bewährt hat, daß gar manches was seinen Namen trägt, dem Besten von ihm in allzu großem Maße nachfolgt. Wer den Lebensgang des Dichters kennt, wird dies begreifen. Denn ein echter Dichter, wie Hebbel einer war, kann in seinen Werken nur geben, was er selbst ist, und wie schwer ist es diesem dichterischen Maurerlehne geworden, aus der Sticluft, in die er in der folgenschwersten Zeit der Entwicklung, in seiner Jugend, gebannt war, zu reineren Höhen sich emporzuringen! Die Hebbel mißgünstige Kritik abgesehen hing sich ehemals mit Vorliebe gerade an seine halb und ganz mißglückten Erzeugnisse und verlor durch unermüdeliches Hervorkehren der Schwäche des Dichters schließlich auch den Blick für das Große dieser urwüchsigen Gestalt und den Maßstab für die Wertung seiner wahrhaft bedeutenden Schöpfungen. Wir wollen uns hüten, in diesen Fehler von neuem zu verfallen.

Hebbels dichterische Laufbahn erstreckt sich über 34 Jahre, von 1829 wo der Sechzehnjährige mit seinen lyrischen Erstlingen vor die Öffentlichkeit trat, bis 1863, wo ihm auf der Höhe seines Lebens und in der reifen Fülle seiner Schaffenskraft die Parze den Lebensfaden abschnitt. Sie fällt in zwei ziemlich gleiche Hälften auseinander. Die erste zeigt das Bild allseitigen dichterischen Sichauslebens. Das innere Kraftgefühl des Dichters der wahren Bestimmung sich noch nicht bewußt, versucht sich in allen Formen der lyrischen, lyrisch-epischen und didaktischen Gattung, sodann in der prosaischen Erzählung, und hier bald im humoristischen Sittenbild in der Art Jean Pauls, bald in der geschlossenen Kunstnovelle im Sinne Kleists, und wirft sich weiter im Dramatischen auf die heroische Tragödie, das Gebiet, in dem er später das Höchste geleistet hat, wie auf das bürgerliche Trauerspiel, auf das phantastische Lustspiel wie auf das Märchen-drama, und auch eine Tragikomödie fehlt in der bunten Reihe nicht. Aber abgesehen von seiner Lyrik, in der Hebbel schon zur Vollendung gelangte, bevor er noch mit seinem ersten dramatischen Werke hervorgetreten war, und abgesehen ferner von seinem bürgerlichen Drama Maria Magdalena, das in seiner wunderbaren Geschlossenheit ein Meisterstück ist und bleiben wird, so wenig es aus stofflichen Gründen auch für eine Behandlung in der Schule in Betracht kommen kann, weist die erste Hälfte seines Dichterslebens einwandfreie Meisterwerke nicht auf, ein so genialer Zug auch durch alle diese Dichtungen hindurchgeht. Von seinem ersten großen dramatischen

Wurfe, der Judith, und seiner zweiten Tragödie, der Genoveva, hat der Dichter später selbst bekannt, er erblicke in ihnen nur Kraftproben, keine Werke, und über sein Lustspiel Der Diamant äußerte er sich schon 1847, er nehme damit nur das Wegweiserverdienst für sich in Anspruch. Wirklich müssen wir dieses letztere Stück, wie auch sein Trauerspiel Julia und seine Tragikomödie Ein Trauerspiel in Sizilien unter die in der Hauptsache mißlungenen Werke Hebbels rechnen.

Aber Ende der vierziger Jahre vollzieht sich in unserem Dichter eine bedeutende Umwandlung. Wie Goethe unter der sanft leitenden Hand einer edlen Frau vom genialen Poeten zum klassischen Dichter reifte, so auch Hebbel. 1846 vermählte er sich mit Christine Enghaus, und diese Frau, in der er mit dem reichsten Adel der Gestalt die edelste Geistes- und Herzensbildung vereinigt fand, gab ihm alles, was er bedurfte. Nicht nur eine Existenz, ein behagliches Heim. Wahrlich, man kann sagen: Das Iphigenie dem Drest, das ist Hebbel seine edle Gattin geworden. Sie hat die dunklen Schatten gebannt, von denen sein verworrenes Leben begleitet war, sie hat ihn aus den dumpfigen Niederungen seiner Jugend in sonnenbeglänzten Höhen hinangeführt, zur Freude am Dasein, zu innerer Befriedigung, innerer Gesundheit.

Und nun tritt Hebbel als Dichter in die Epoche seiner Vollendung ein. Es entsteht eine Reihe herrlicher Werke. Herodes und Mariamne öffnet den Reigen, es folgen Agnes Bernauer, Gyges und sein Ring, Der gehörnte Siegfried, Siegfrieds Tod und Kriemhildens Rache, und endlich der bis auf die letzten Szenen vollendete Demetrius, alles meisterliche Schöpfungen, denen kleinliche Nörgelsucht nichts anzuhaben vermag, wenn sie sich an vereinzelte Mängel hängt, deren kein Werk von Menschenhand ganz entbehrt, da sie hier hinter dem Großen, Bedeutenden durchaus zurücktreten.

Das sind die Werke, mit denen jeder, der zuerst an Hebbel herantritt, sich vertraut machen muß, wenn er nicht von vornherein zu einem schiefen Urtheil über die Gesamtpersönlichkeit des Dichters gelangen will, und sie sind es auch, die von den größeren Werken des Dichters allein für die Schule in Betracht kommen.

Bei der knappen Zeit, die mir zugemessen ist, kann es nicht meine Absicht sein, den ganzen reichen und tiefen Bildungsgehalt aufdecken zu wollen, der in den Meisterwerken Hebbels, bis jetzt noch völlig ungenutzt für die heranreifende Jugend, beschloffen liegt. Nur einige Hauptvorzüge Hebbels, die in dieser Richtung liegen, will ich versuchen ins richtige Licht zu stellen.

Es ist eine oft gehörte Rede: die Kunst solle das Leben schmücken. Wohl gibt es Kunstgattungen, denen ihre innere Natur eine solche Aufgabe

Hebbel als Schulklassiker.

st, und wir sind weit entfernt, eine solche Kunst darum zu verwerfen.  
die große Kunst — und das ist die tragische Kunst — hat ganz  
re, ungleich höhere, heiligere Aufgaben. Es ist nicht ihr Endziel,  
glänzenden Bildern unsere Einbildungskraft zu erfüllen und durch den  
ohklang kunstvoll gereihter Worte unserem Ohr zu schmeicheln. Die  
oße Kunst muß in ihrem tiefsten Kerne eine erzieherische Wirkung  
aben, oder es ist keine große Kunst. Nicht Kritiken und Poetiken wollen  
Kunstwerkes und durch breites Auseinanderlegen minder wesentlicher Einzel-  
heiten das Urteil des mit dem Wesen der Kunst nicht ganz Vertrauten nur-  
allzu leicht zu verwirren und befangen zu machen geeignet sind, wir wollen  
die großen tragischen Kunstwerke der Weltliteratur befragen, die tragischer  
Meisterwerke der Hellenen, die gewaltigen Schöpfungen des großen Briten,  
die unsterblichen Bühnenwerke unserer heimischen großen Dichter. Ihnen  
allen ist ein großer pädagogischer Grundzug gemein. Nicht als ob die  
besondere Absicht der Dichter darauf gerichtet gewesen wäre, vielmehr ist  
dieser Grundzug mit der Natur der echten Tragödie untrennbar verbunden.  
Engherzig aber und verkehrt wäre es z. B. — und doch geschieht es noch  
häufig genug — den Wert einer Tragödie in erster Reihe etwa danach  
bemessen zu wollen, wie sich der Dichter zur Schuldfrage stellt oder wie  
weit er etwa nach der Katastrophe dem menschlichen Bedürfnisse nach eine  
versöhnenden Ausklänge entgegenkommt — in solchen und ähnlichen Fragen  
gehen die größten Tragiker unter sich und in ihren einzelnen Werken  
stark auseinander, denn es führen eben auch hier viele Wege nach Rom —  
nur darauf kommt es an, daß der Dichter die Kraft besitzt, uns e-  
Menschenschicksal innerlich wahr und erschütternd vor Augen zu führe-  
dann von Grund aus auf, reißt uns für alles Gute, Große und Edle  
lebhaftestem Mitgefühl hin und zwingt uns innerlich mitzukämpfen geg-  
das Böse, Niedrige und Gemeine. Da schärft sich unser Gewissen, u-  
erfährt der sittliche Mensch in uns eine wunderbar erhebende Läuterung u-  
Stärkung, und wenn das große gigantische Schicksal in die Erscheinung tri-  
dann weiß der Dichter uns über die Hinfälligkeit und Vergänglichkeit all-  
Irdischen zu erheben, indem er uns dem Ewigen, dem Göttlichen näherrü-  
Ein solcher echter tragischer Dichter ist Friedrich Hebbel, und  
mit ist das Wesentliche über den sittlich-ästhetischen Bildungswert  
Hebbelschen Meisterdramen bereits gesagt.  
Es ist nicht jedermanns Sache, Trauerspiele zu lesen, und auch  
dem ernststen Manne sind solche Stunden selten, in denen er fähig  
eine Tragödie in ihrer ganzen machtvollen Wirkung rein in sich

zunehmen. Wer aber in ernster, gesammelter Stimmung einmal sich willig der Führung Hebbels anvertraut und die echt tragische Katharsis in einer seiner großen Tragödien in ihrer ganzen Macht an sich verspürt hat, der wird sicher gern mit mir den Wunsch teilen, es möchten auch unsere reiferen Schüler an solch eine seltene Erscheinung — und ein bedeutender Tragiker ist etwas ganz Seltenes — herangeführt werden.

Aber die Dichtungen müssen dem Schüler auch wirklich nahegebracht werden. „Eine verkehrte Behandlung“, sagt Rudolf Lehmann in seinem kürzlich veröffentlichten schönen Aufsatz über ästhetische Erziehung (in Köpkes und Matthias' Monatschrift für höhere Schulen, 2. Jahrg.), „kann hier viel sündigen, und es ist zweifellos viel in unserem Unterricht und noch mehr in der Schulliteratur gesündigt worden, teils durch eine pedantische und kleinlich-philologische Erklärungsweise, die den Schüler bei sprachlichen und antiquarischen Einzelheiten festhält, statt ihm den Blick auf das Ganze zu öffnen, teils durch eine einseitig verstandesmäßige Behandlung, die den reichen Gehaltsgehalt der Dichtungen in abstrakte Begriffe und Schemata zu pressen sucht, wohl gar solche Begriffe dem Jüngling als Wertmesser und Maßstab für das eigene Urteil in die Hand drückt und ihm auf diese Weise den wahren Lebensquell der Poesie verschüttet, statt ihm denselben zu eröffnen.“ Ja, das ist es, den Blick auf das Ganze eröffnen, was Hebbel besonders von seinem Interpreten verlangt. Denn gerade dieser Dichter verschmäh't es, durch Einzelheiten zu reizen und zu blenden; dafür ist er viel zu ehrlich, zu wahrhaftig, ich möchte fast sagen, viel zu keusch. Was an Hebbel zur Bewunderung fortreißen kann, ist außer der Plastik seiner Charaktere das großartige Gefüge seines dramatischen Gewölbebaues, den die sittliche Idee, in der das Ganze gipfelt, wie ein großer Schlussstein von oben her zusammenhält. Und wenn es richtig ist, was Hebbel von Shakespeare sagt, daß seine Größe im dramatischen Bau und den diesen tragenden Motiven wurzelt, dann ist auch Hebbel selbst ein großer Künstler, und das muß auch dem Schüler zum Bewußtsein gebracht werden.

Ich will es versuchen, Hebbels Kunst einmal an einem konkreten Falle zu beleuchten. Denn das bloße Bekenntnis der gewonnenen Einsicht hilft in solchen Dingen nicht viel ohne das Beispiel.

Ich wähle als solches die Agnes Bernauer, „ein deutsches Trauerspiel in fünf Aufzügen“, wie der Dichter das Werk nennt.

Es ist ein Vorfall der altbayerischen Geschichte des 15. Jahrhunderts, der als Stoff diesem Drama zugrunde liegt. Wir haben darüber folgende geschichtliche Überlieferung.

Seit der Erbteilung von 1392 zerfiel das Herzogtum Bayern in drei Stücke: Bayern-Ingolstadt, Bayern-Landsbut und Bayern-München. Die

fürstlichen Vettern, die diese Teilherzogtümer beherrschten, standen einander voll Eifersucht und Feindschaft gegenüber. In Ingolstadt herrschte Ludwig der Bärtige allein und ebenso in Landshut Heinrich der Reiche. In München dagegen teilten die beiden Brüder Ernst und Wilhelm die Herrscherwürde, doch so, daß dieser dem ebenso tatkräftigen als um das Wohl des Landes eifrig besorgten älteren Bruder die Geschäfte der Regierung überließ. Herzog Ernst hatte einen einzigen Sohn, Albrecht, der der Gegenstand seiner Liebe und seiner Hoffnung war. In dem Treffen von Alling hatte ihn der Vater mit Gefahr des eigenen Lebens aus den Feinden herausgehauen. Herzog Albrecht lernte nun bei Gelegenheit eines Turniers in Augsburg, das der Magistrat der freien Reichsstadt ihm zu Ehren veranstaltete, ein ebenso ungewöhnlich schönes, wie tugendhaftes Mädchen kennen, das aber dem niedrigsten Stande angehörte, denn ihr Vater war Barbier oder Bader, und dieser Stand galt im Mittelalter als unehelich: Agnes Bernauer. Zu ihr entbrannte der junge Herzog in heftiger Leidenschaft und ließ sich, da er anders nicht auf Gegenliebe rechnen zu dürfen schien, insgeheim mit ihr trauen. Herzog Ernst legte anfangs dem Liebesabenteuer seines Sohnes mit dem Schwabemädchen kein Gewicht bei. Als er jedoch erfuhr, daß er sich mit ihr verheiratet habe, entschloß er sich zu einem entscheidenden Schritte. Er ließ Agnes Bernauer in Abwesenheit ihres Gemahls ergreifen und bestätigte das Todesurteil, das ein von ihm eingesetztes Gericht über sie aussprach. Am 12. Oktober 1436 wurde die Unglückliche von der Donaubrücke zu Straubing ins Wasser hinabgestoßen und so ertränkt. Als Albrecht von dem Tode seiner Gemahlin Kunde erhielt, ergriff ihn ein wahnsinniger Schmerz, und er beschloß, mit Hilfe seines Veters Ludwig an seinem Vater durch einen verheerenden Einfall in sein Land Rache zu nehmen. Aber endlich kam zwischen Sohn und Vater eine Aussöhnung zustande. Albrecht verheiratete sich bereits im folgenden Jahre mit der ihm vom Vater zur Gemahlin bestimmten Anna von Braunschweig. Der alte Herzog aber gründete zu Ansbach ein Kanonikalfstift und starb 1438.

Was zog Hebbel an diesem Stoffe besonders an?

Der Dichter hat darüber selbst eine Aufklärung gegeben in einem Briefe an Friedrich v. Uechtritz vom 14. Dezember 1854. Dort bekennt er, daß es die Gestalt des Herzogs Ernst gewesen sei, die allein ihn für den ganzen Gegenstand entzündet habe. Und wir wissen auch, was ihn an dem Herzog Ernst angezogen hat. Seine Eigenschaft als Vertreter des Staates.

Alle älteren wie neueren Erzähler der Bernauer-Geschichte sehen wir bei ihrer Beurteilung des Vorfalles auf der Seite der schönen Augsburgerin,

alle verurteilen mehr oder weniger scharf die Tat Herzog Ernsts. Hebbel vermochte sich nicht so ohne weiteres dieser landläufigen Beurteilung anzuschließen. Indem er sich als Künstler in die Gestalt des alten Herzogs nicht minder vertiefte als in die der Agnes und des Herzogs Albrecht, fühlte er sich gerade von ihr besonders angezogen. Und das wird uns erklärlich aus der konservativ gerichteten Weltanschauung des Dichters, einem Ergebnis seiner tiefdringenden und umfassenden geschichtlichen Studien. Schon als junger Mann, noch ehe er die Universität bezog, schrieb Hebbel in sein Tagebuch: „Das gesellschaftliche Leben in allen seinen Nuancen ist kein bloßer Konflikt bodenloser Zufälligkeiten; es ist das Produkt der Erfahrung ganzer Jahrtausende, und unsere Aufgabe ist, die Richtigkeit dieser Erfahrungen aufzufassen.“ Als „notwendiger formaler Ausdruck“ der Gesellschaft galt ihm aber der Staat. Wie er in den in Natur und Geschichte waltenden ewigen Gesetzen das Notwendige erkannte, worauf der Bestand und die Ordnung der Welt ruht, so war ihm auch der Staat eine solche Notwendigkeit, von der die Existenzmöglichkeit des Einzelmenschen abhängt. Mit der Notwendigkeit (in diesem höheren Sinne) im Einklange handeln, hieß ihm sittlich handeln. Notwendigkeit und Sittlichkeit flossen ihm also zu einem Begriffe zusammen. Erschien Hebbel nun der Staat als eine von Gott gewollte, sittliche Einrichtung, so war ihm auch ein Fürst, der den Staatsgedanken mit reinem, selbstlosem Wollen vertrat, ein Gegenstand höchster Verehrung. Als einen solchen Fürsten den Herzog Ernst darzustellen, war Hebbels Absicht.

So aber erscheint dieser Fürst, wenn wir zunächst einmal von seinem grausamen Vorgehen gegen die Bernauerin absehen, schon in der Überlieferung. Mannert in seiner Geschichte Bayerns (1. Teil, Leipzig 1826) die Hebbel als Quelle mit benutzt hat, sagt von ihm, er habe durch eine lange Reihe von Jahren bewiesen, daß er verdiente Regent zu sein. Obwohl ein starker, tapferer Mann und Liebhaber des Krieges, habe er doch seine Neigung dem Wohle des Landes geopfert und den Krieg vermieden, wo es die Umstände und die Ehre erlaubten. Immer sei er auf den Frieden bedacht gewesen, und so habe das Land Bayern-München einen Vater an ihm gefunden, unter dessen Regierung die Wohlhabenheit wuchs. Und gerade an den Namen dieses tüchtigen, in landesväterlicher Fürsorge um sein Land aufgehenden Fürsten knüpft die beglaubigte Überlieferung eine der schaudervollsten Gewalttaten, die die neuere Geschichte kennt. Ein Widerspruch, der schwer begreiflich erscheint. Aber gerade für einen Künstler wie Hebbel, dessen Dichtergeist nicht nur auf den Höhen und in den Tälern streifte, den es vielmehr lockte, auch in die Abgründe des Menschenlebens tiefdringende Blicke zu tun, der bei seinem leidenschaftlichen Er-



kenntnisdrange in der Ergründung des größten aller Welträtsel, der Menschennatur, nicht müde wurde, dessen eben hieraus erwachsene vielgerühmte Kunst der dramatischen Motivierung ihn zur Verständlichung ungeheurer Taten und Schicksale und zur Lösung einzigartiger seelischer Probleme hindrängte, gerade für einen Hebbel mußte die Aufgabe, die furchtbare Tat des sonst so gütigen Herzogs Ernst dichterisch begreiflich zu machen, eine besondere Anziehungskraft haben.

Und er hat sich seine Aufgabe nicht leicht gemacht. Denn unverändert, wie sie überliefert sind, hat er die geschichtlichen Haupttatsachen in sein Werk aufgenommen; war er doch auch der Überzeugung, daß das Verhältnis zwischen Geschichte und Tragödie etwas inniger sein könne, als Lessing meinte, dem die Geschichte für das Drama nur ein Repertorium von Namen war, mit denen wir gewisse Charaktere zu verbinden gewohnt sind. Weder hat er die Schuld von dem alten Herzog auf seine Räte abgewälzt, wie andere Bearbeiter des vielbehandelten Stoffes getan haben, noch ist es ihm beigegeben, der Agnes irgendeine sittliche Schuld anzudichten, denn sie ist auch bei ihm das ebenso sittenreine wie einzig schöne Menschenbild, als welches die Geschichte sie kennt.

Wollte Hebbel nun im Herzog Ernst einen Fürsten von wahrhaft landesväterlicher Gesinnung zeichnen und doch die ganze entsetzliche Tat ihm allein zuschieben, so mußte er, um ein Bild unbedingter Notwendigkeit zu geben, das jedes Drama nach einem Worte von ihm sein soll, folgerichtig die Tat gerade aus jener Gesinnung herauswachsen lassen. Und das ist wirklich die kühne Aufgabe, die Hebbel sich in diesem Drama gestellt hat.

Wie hat der Dichter nun seinen Stoff angefaßt?

Er stellt die Tat des alten Herzogs als eine bei der Lage der Dinge für diesen Fürsten unausweichliche Notwendigkeit dar. Herzog Ernst muß Agnes Bernauer opfern, um das Furchtbarste, was ein Land treffen kann, zu verhüten: den Bürgerkrieg, der unvermeidlich eintritt, da infolge der ungleichen Heirat die Grundlagen des unzweifelhaften Erbrechts erschüttert sind. „Es ist wahr, wenn die Erbfolge gestört wird oder auch nur zweifelhaft bleibt, so bricht früher oder später der Bürgerkrieg mit allen seinen Schrecken herein, und niemand weiß, wann er endet.“ Das sind die Worte des maßvollen, immer besonnenen Kanzlers Preising.

Der Vater greift nun aber nicht sogleich zum Äußersten, das würde seiner im innersten Kerne gütigen Natur widersprechen. Schritt für Schritt wird er zu immer schrofferen Maßnahmen vorwärts gedrängt. Wiederholt wendet er sich zuerst mit Ermahnungen und Warnungen an den Sohn. Noch sieht er in dem Verhältnis Abrechts zu Agnes nichts anderes als

eine für einen Fürstensohn unwürdige Liebslei. Noch kann und mag er an das im Volke umgehende Gerücht, sein Thronerbe habe mit der Schwäbischen Dirne eine heimliche Ehe geschlossen, nicht glauben. Da alles nichts hilft, läßt er den Sohn auf ein Turnier, um, wenn dieser dem Wunsche des Vaters sich nicht willfährig erweisen sollte, ihn vor versammelter Ritterschaft bloßzustellen, seinen ritterlichen und fürstlichen Stolz damit zu reizen und ihn auf diese Weise gefügig zu machen. Aber der alte Herzog muß hier aus dem Munde des Sohnes selbst erfahren, was er als Gerede der Leute weit von sich gewiesen hat; denn dem Herzog Albrecht entrißst der vor den Turnierschranken angetane Schimpf das um des Priesters willen bis dahin treu bewahrte Geheimnis seiner Ehe mit Agnes Bernauer.

Da führt der entrüstete Vater einen für den äußersten Fall in Bereitschaft gehaltenen Entschluß aus. Er wirft, wie er selbst sagt, sein eigenes Junges aus dem Nest und legt ein fremdes hinein: feierlich erklärt er vor Ritterschaft und Volk Albrecht seines Thronfolgerechtes für verlustig und erhebt Adolf das Kind, den Sohn seines Bruders Wilhelm, zu seinem Nachfolger.

So hat Herzog Ernst, wenn auch zu seinem eigenen bitteren Schmerze, das Letzte, Furchtbarste noch vermieden. Aber das Schicksal scheint es anders zu wollen.

Dritthalb Jahre sind ins Land gegangen, und in dieser Zeit hat Bayern den Hingang des guten Herzogs Wilhelm und seiner Gemahlin zu betrauern gehabt. Jetzt rafft der unerbittliche Tod auch das schwächliche Kind, den jungen Herzog Adolf, hinweg. Das Verhängnis, durch eine That harter Selbstüberwindung bis dahin gebannt, zieht sich nun über dem Haupte der unglücklichen Bernauerin vernichtungdrohend zusammen. Solange jenes fürstliche Kind am Leben blieb, war Agnes Bernauer noch zu retten. Nun ist es tot, und dieser Tote, so fühlen wir jetzt mit Preising, wird wieder töten, er wird das Mädchen nachholen. Denn an ihrem Leben hängt, nunmehr unabwendbar, der Bürgerkrieg. „Er bricht herein, wenn sie Kinder bekommen, er bricht herein, wenn sie keine bekommen! In dem einen Fall wollen sie sich behaupten, in dem anderen können Ingolstadt und Landshut sich nicht vereinigen! Ja, es ist die Frage, ob die auch nur bis zu seinem Tode ruhig bleiben!“ So zeichnet der alte Herzog den furchtbaren Ernst der Zukunft seines Landes. Es hilft nichts: soll der Bürgerkrieg, der das Land zerfleischen, das Leben und den Wohlstand vieler Tausende von treuen, auf ihren Landesvater voll Vertrauen blickenden Untertanen zum Opfer fordern würde, vermieden werden, so muß Agnes Bernauer jetzt aus der Welt. So lautet auch das Gutachten von

drei großen Rechtsgelehrten, Männern von untadeligem Charakter, denen Herzog Ernst den Fall gleich nach dem Regensburger Tage zur Beurteilung übergeben hat. In dem großen Gespräch zwischen Herzog Ernst und seinem Kanzler im vierten Aufzuge werden noch einmal alle Möglichkeiten einer Rettung der Unglücklichen erwogen, um das Äußerste zu vermeiden. Aber es ist kein Ausweg. Wenn Herzog Ernst auch einen der beiden Wittelsbacher Bettern, uneingedenk der offenen und versteckten Feindschaft und hinterlistigen Bosheit, die er sein ganzes Leben von ihnen erfahren hat, jetzt zu seinem Nachfolger bestimmen wollte, so würde das nichts helfen, denn dann würde der andere von beiden dazwischenfahren, und das Land würde, so oder so, ein Opfer der Eifersucht und Mißgunst der beiden miteinander habenden Bettern werden. Agnes entführen und dann etwa in einem Kloster verschwinden zu lassen, würde ebensowenig fruchten, denn Albrecht würde sie suchen bis an seinen Tod, und gegen den Gedanken, sie für tot auszugeben, empört sich die religiöse Empfindung des Herzogs. „Ich sollte ihm“, hören wir ihn sagen, „das zweite Weib geben, solange das erste noch lebte? Nein, Preisung, das Sakrament ist mir heilig, er soll nicht am Tage des Jorns wider mich zeugen und sagen: Herr, wenn ich mich mit Greueln befleckte, so wußte ich nichts davon.“ Eine Scheidung, sei es durch den Papst oder den Kaiser, ist ebensowenig möglich, da beide Teile die Scheidung nicht wollen. An der Thronentsagung Albrechts, die Agnes selbst für ein Mittel ihrer Rettung hält, konnte dem alten Herzog nur so lange gelegen sein, als Adolf das Kind als sein designierter Nachfolger noch lebte. Jetzt darf Albrecht nicht mehr entsagen, er gehört seinem Volke und muß den Thron besteigen, aber nimmermehr kann er sie mit hinaufnehmen. Die letzte Rettung, die Preisung auf eigene Verantwortung ihr noch zeigt, ist, daß sie selbst ihre Ehe für eine sündliche erklärt und augenblicklich den Schleier nimmt. Aber das hieße für sie, sich selbst beflecken, sich ihres Gemahls unwürdig beweisen, so daß er ihr Andenken verfluchen müßte. Das kann und will sie nicht, und so bleibt ihr Tod die einzige Rettung für das Land.

So hat Hebbel durch eine kunstvolle Anordnung und Beleuchtung der äußeren Vorgänge eine Lage von geradezu zwingender Gewalt geschaffen. Aber sie ist zwingend nur für einen Charakter von dem Schlage Herzog Ernsts. Ein Herrscher von schwächerem Bewußtsein seiner Pflichten gegen das ihm von der Vorsehung anvertraute Land und ein minder tatkräftiger Fürst würde vor der Tat zurückschauern und das Schicksal des Landes der Zukunft überlassen. Ein solcher Fürst ist Herzog Ernst nicht. Mit großer Kunst zeichnet der Dichter den Herzog von seinem ersten Auftreten bis zu seinem letzten Worte als einen Mann voll ungebrochener Kraft des

Wollens und zugleich als einen Herrscher, in dessen Seele vor dem Bewußtsein dessen, was er für seine landesherrliche Pflicht hält, alle anderen Rücksichten erblassen. Und hierdurch erst wird uns die Tat Herzog Ernsts als eine Tat unbedingter Notwendigkeit voll verständlich.

Aber Hebbel hatte in seiner „Agnes“, wenn er an der geschichtlichen Überlieferung festhalten wollte, noch ein zweites und, wie mir scheinen will, noch weit schwierigeres Problem zu lösen: es galt auch die Aussöhnung des Sohnes mit dem Vater nach der Ermordung der Bernauerin psychologisch verständlich zu machen.

Kann man sich eine größere zwei Menschen voneinander scheidende Kluft denken, als die ist, die sich nach dem Tode der Bernauerin zwischen Vater und Sohn aufstut?

Schon von Anfang an erscheint Herzog Albrecht als das Gegenteil seines Vaters. Erfüllt von jugendlichem Selbstbewußtsein und dem Drange, unbekümmert um die Welt sich auszuleben, voll lebhaften Gefühls für die Reize des sinnlich Schönen, dazu rasch entzündlichen Herzens, beides ein Erbe seiner Mutter, einer italienischen Fürstentochter, und nicht ohne einen gewissen leichtfertigen Zug, der ihm von seiner Erziehung am Hofe des faulen Königs Wenzel her anhaftet, gerät Albrecht beim ersten Anblick der engelsschönen Augsburgerin in eine maßlose Liebesrauferei, die ihn völlig verblendet, so daß er die ihn als Thronerben umgebenden ehernen Fäden für Spinnweben achtet, die er leicht und ungestraft zerreißen zu können meint. In ungestümer Hast wird die verhängnisvolle Ehe geschlossen, und nun ist es dem schönheitsstrunkenen Fürstensohne vergönnt, in dem Besitze des herrlichsten Frauenbildes zu schwelgen, das die Erde trägt. Drittehalb Jahre vergehen, und diese Zeit hat ihn in vollkommene Sicherheit gewiegt. Da geschieht das Entsetzliche. So groß wie seine Liebe war, ist nun sein Schmerz, aber so groß wie beide auch sein Rachegefühl gegen den, der ihr Mörder ist. Das ist sein Vater. Der letzte Funke von Liebe, alle Pietät gegen diesen ist nun aus seinem Herzen getilgt. Mit einem verheerenden Kriege überzieht er das Land seines Vaters, sein Vaterland. Herzog Ernst, der ihm im Felde entgegentritt, wird geworfen, gerät in die Hände seiner Feinde und tritt als Gefangener vor den Sohn. Und nun kommt die herrliche Schlußzene des Dramas, in der Herzog Ernst, wenn auch selbst innerlich gebrochen, doch seine Sache siegreich zum Ziele führt und seinen Sohn beugt. Sehen wir zu, wie der Dichter dies erreicht.

Albrecht, ganz erfüllt von dem einen Gefühle, sich zu rächen, muß doch sogleich vor dem, gegen den seine Rache gerichtet ist, Halt machen: vor seinem Vater. Denn Herzog Ernst muß ihm, wenn auch nicht mehr als Vater, so doch als der, der ihm einst bei Alling das Leben mit eigener

Gefahr gerettet hat, wosern noch ein Funke ritterlicher Empfindung in ihm lebendig ist, persönlich unverleglich sein. Die Rache an seinem Diener, dem Kanzler, schneidet der Herzog ihm ab mit der Erklärung, daß dieser nur seinen Befehl vollzogen habe. So bleibt ihm nur noch übrig, wenn er seinen unbändigen Rachedurst gegen seinen Vater stillen will, sich durch Verwüstung seines Landes an ihm zu rächen. „Herzog Ernst ist frei! Aber wir wollen erst rasten, wenn sein München in Flammen steht!“ Mit diesem Zuruf an die Seinigen will Albrecht an der Spitze seines Heeres fortstürmen, da öffnet Herzog Ernst dem Wütenden die Augen über sein Beginnen. Er wolle die Tote rächen, aber er schände nur ihr Andenken und mache sie, die Unschuldige, nach ihrem Tode noch zur Mitschuldigen an seinem Frevel. Denn der Bayer müßte sie verfluchen, die er sonst beweint hätte, und sie selbst würde sich aus dem Paradiese, wenn sie es schon betreten habe, schauernd und schamrot wieder hinausstellen, die erste und die letzte, die dies tue, ohne verdammt zu sein. Unwillkürlich hält Albrecht inne und senkt das Schwert. Das Wort hat ihn getroffen und verwirrt, und schon jetzt fühlen wir: er kann die Rache nicht zu Ende führen und zwar gerade um deretwillen nicht, die er rächen wollte. Vollständig unmöglich aber wird sie ihm gemacht durch das Erscheinen des kaiserlichen Herolds und des päpstlichen Legaten, die, vom Kaiser gesandt, dem bedrängten Herzog in der Stunde der Gefahr zur Seite treten, bereit, über die Empörer Acht und Bann zu verhängen. Denn erschreckt werfen jetzt die Anhänger Albrechts bis auf wenige Getreue die Waffen von sich. Wir untersuchen nicht, welche Absicht den Dichter leitete, wenn er die Vertreter der beiden höchsten Autoritäten im Mittelalter an dieser Stelle einführt. So viel ist mir klar, daß Albrecht schon vor ihrem Erscheinen auf dem Punkte ist, das Rachewerk aufzugeben.

Ihn erfüllt jetzt nur noch eine Sehnsucht, die Sehnsucht nach dem Tode. Ohne sie, die ihm mehr war als alles auf der Welt, kann er und will er nicht leben. Aber auch von diesem verhängnisvollen Entschlusse, seiner Gemahlin freiwillig in den Tod zu folgen, sei es, daß er sich den Tod ertrotzt, sei es, daß er sich hinterrücks aus der Welt wegstiehlt, muß Herzog Ernst seinen verzweifeltsten Sohn abbringen, soll nicht die furchtbare Tat, die das Schicksal ihm auferlegt hat, ein dem Lande vergeblich gebrachtes Opfer bleiben. Denn wie vorher an dem Leben der Agnes, so hängt jetzt an dem Tode Albrechts unvermeidlich der Bürgerkrieg. Aus der Tiefe einer wahrhaft fürstlichen Gesinnung strömt ergreifend die edle Beredsamkeit des greisen Herzogs, der sich bewußt ist, was in diesem Augenblicke auf dem Spiele steht, und stürmt in wuchtigen Stößen gegen das verhärtete Herz des Sohnes an. Noch einmal versucht der Vater, ihm

die schwere Schuld zum Bewußtsein zu bringen, daß er sich nicht gescheut habe, an seinem unschuldigen Vaterlande seine Rache auszulassen, ein Frevel, den er nur durch den Entschluß zu Leben wieder gut machen könne, denn allein an diesen Entschluß ist jetzt der dauernde Friede und Wohlstand des Landes geknüpft. „Dies Schlachtfeld“, ruft er ihm zu, „wird einst furchtbar wider dich zeugen, sie alle, die hier blutig und zerfetzt herumliegen, werden dich verklagen und sprechen: wir fielen, weil Herzog Albrecht raste! Weh dir, wenn sich dann nicht eine viel größere Schar für dich erhebt und deine Ankläger zum Verstummen bringt, wenn nicht Millionen ausrufen: aber wir starben in Frieden, weil er sich selbst überwand! Denn das hängt davon ab, daß du lebst, davon ganz allein!“

Dem durch die Worte des Vaters sichtlich Ergriffenen entfährt unwillkürlich das Bekenntnis seiner Schuld. So weit ist der Sohn überwunden. Aber gerade dieses Bewußtsein befestigt ihn nur in seinem Entschlusse. „Die Unschuldige“, ruft er aus, „sollte modern, und ich — — Welch ein Schurke wär' ich, wenn ich auf Euch hörte!“ Noch ist das Gefühl seiner Fürstenpflicht nicht in ihm lebendig geworden, die ihm gebietet, sein Leben zu erhalten, weil ihm überhaupt das Verständniß für das Wesen und die Bedeutung des Fürstenamtes fehlt. Noch sieht er alles nur vom allgemein menschlichen und von seinem individuellen Standpunkte an.

Wenn überhaupt Menschenworte es vermögen, so muß das, was der Herzog jetzt sagt, über die Bedeutung seiner Sonderstellung ihm die Augen öffnen und ihn zu seiner Pflicht zurückführen. „Du bist nicht wie ein anderer“, spricht er dem noch immer leidenschaftlich Erregten mit mildem Ernste zu, „der die Gerechtigkeit dadurch versöhnen kann, daß er ihrem Schwert reuig den Hals darbietet, von dir verlangt sie das Gegenteil! Schau dies Banner an, es ist dein Bild und kann dich's lehren. Es ward aus demselben Faden gesponnen, woraus der letzte Reiter, der ihm folgt, sein Wams trägt, es wird einst zerfallen und im Winde zerstäuben, wie dies! Aber das deutsche Volk hat in tausend Schlachten unter ihm gesiegt und wird noch in tausend Schlachten unter ihm siegen, darum kann nur ein Bube es zerzupfen, nur ein Narr es flicken wollen, statt sein Blut dafür zu verspritzen und jeden Faden heilig zu halten! So ist's auch mit dem Fürsten, der es trägt. Wir Menschen in unserer Bedürftigkeit können keinen Stern vom Himmel herunterreißen, um ihn auf die Standarte zu nageln, und der Cherub mit dem Flammenschwert, der uns aus dem Paradies in die Wüste hinausstieß, ist nicht bei uns geblieben, um über uns zu richten. Wir müssen das an sich Wertlose stempeln und ihm einen Wert beilegen, wir müssen den Staub über den Staub erhöhen, bis wir wieder vor dem stehen, der nicht Könige und Bettler, nur Gute und Böse

kennt, und der seine Stellvertreter am strengsten zur Rechenschaft zieht. Weh dem, der diese Übereinkunft der Völker nicht versteht, Fluch dem, der sie nicht ehrt! So greife dann endlich auch in deine Brust, sprich: Vater, ich habe gesündigt im Himmel und vor dir, aber ich will's büßen, ich will leben!"

Unter dem überwältigenden Eindrucke dieser Worte schmilzt jetzt auch die Absicht Albrechts, freiwillig aus dem Leben zu gehen, völlig dahin, und damit gibt er auch stillschweigend seinen Entschluß zu erkennen, das hohe Amt, zu dem er durch seine Geburt berufen ist, dereinst auf sich zu nehmen. Der Herzog hat sich nicht getäuscht: der Fürst schlief nur in ihm, er war nicht tot. Und dieses Gefühl verlieren wir schon vorher, so weit er sich auch von seinem Vater und seinen Anschauungen zu entfernen scheint, nicht ganz. Der Wille zum Herrschen ist auch in der Zeit seines Liebesrausches in ihm mächtig geblieben. Vergeblich hat der Herzog nach dem Regensburger Tag ihm die förmliche Thronentsagung abzubringen gesucht, und als er den Tod des jungen Adolf erfährt, da hören wir, fast verwundert, ihn sagen: „Ich denk' nur an eins! Nun kann mein Vater mit Ehren zurück.“ Selbst für die Staatskunst Herzog Ernsts zeigt er sich nicht ohne Verständnis, wenn er z. B. dem Kanzler Preising gegenüber zugibt: „Man kann die Pläne meines Vaters nie kreuzen, ohne zugleich der halben Welt ins Gesicht zu schlagen, mit ihm allein hat's noch keiner zu tun gehabt!“ So kann denjenigen, der dem Dichter aufmerksam gefolgt ist, der Umschwung, der jetzt einzutreten beginnt, nicht überraschen.

So weit ist also Albrecht überwunden, daß er anfängt, sich vor der Hoheit des Staatsgedankens zu beugen. Aber um die Versöhnung zwischen Vater und Sohn zu vervollständigen, muß der Herzog jetzt auch der menschlichen Empfindung seines Sohnes entgegenkommen. Der schlichte Ausdruck herzlichen Mitgefühls, das der Herzog gleich anfangs ihm entgegenbrachte, das Bekenntnis, wie schwer die Tat, die er tun mußte, ihm geworden sei, konnten bei dem von Leidenschaft Verblendeten keinem Verständnis begegnen. Jetzt ist der Boden gelockert, und die versöhnlichen Worte des sonst so strengen Vaters, er wolle Agnes im Tode als seine Gemahlin anerkennen, sie selbst bestatten und für ewige Zeiten an ihrem Grabe einen feierlichen Totendienst stiften, damit das reinste Opfer, das der Notwendigkeit im Laufe aller Jahrhunderte gefallen sei, nie im Andenken der Menschen erlösche, legen sich wie Balsam auf das verwundete Herz des Sohnes, so daß er, im Innersten erschüttert, sich anschießt, dem Vater das Schwert zu überreichen. Schon schreitet Herzog Ernst mit geöffneten Armen ihm entgegen, um den Verlorenen und nun Wiedergefundenen an seiner Brust zu empfangen — da bricht die Wunde plötzlich von neuem auf.

Das Bild seines heißgeliebten, unschuldig gemordeten Weibes ist vor Albrechts Geiste aufgestiegen, der Gedanke an die entsetzliche That des vor ihm Stehenden reißt ihn zu dämonischer Wut hin, und mit den Worten: „Nein, nein! Die Hölle über mich, aber Blut für Blut!“ zückt er das bereits in die Scheide gesenkte Schwert von neuem, um seinen Vater zu durchbohren.

Diese unerwartete Wendung ist von höchster Wirkung. Die Lage erscheint jetzt auf das äußerste gespannt, und atemlos harren wir, was geschehen wird. Aber Hebbel ist der dramatische Effekt sicher hier nicht die Hauptsache gewesen. Nach dem, was zwischen Vater und Sohn vorgegangen ist, mußte der Dichter sich ihre Versöhnung so schwer wie möglich machen, das erforderte die psychologische Wahrheit. So unabweislich auch bei der Lebendigen Teilnahme, die der Dichter für den Vater wie für den Sohn in gleichem Maße zu erregen verstanden hat, unser Gefühl einen versöhnenden Ausgang heischt, unserem psychologischen Gewissen tut dieser Rückschlag doch wohl.

Freilich ist nun alles wieder in Frage gestellt. Eine Versöhnung Albrechts mit seinem Vater scheint ausgeschlossen. Sie wäre nur denkbar, wenn jenem das Verständnis für die That des Vaters aufginge, aber das erscheint eben bei der Lage der Dinge als eine Sache der Unmöglichkeit. Worte wenigstens, das fühlen wir, helfen hier nichts mehr. Aber vielleicht eine That! Und hier liegt wirklich der Faden, an dem der erleuchtete Dichter den Ausweg aus dem Labyrinth der Verwicklung gefunden hat.

Herzog Ernst donnert dem Rasenden ein lautes Halt! entgegen, dann überreicht er ihm seinen Herzogsstab und legt damit sein fürstliches Amt in die Hand seines Sohnes. So macht er ihn in dem Augenblicke, wo er sein Mörder werden will, zu seinem Richter. Und nun ruft er sein Gewissen auf, sein Gewissen als Landesherr.

Wie wirkt diese That auf Herzog Albrecht? Anfangs hat er, seinen Willen zur Herrschaft instinktiv bekundend, unwillkürlich den Herzogsstab gefaßt. Aber kaum, daß mit diesem fürstlichen Symbol in der Hand ihm ein erstes Bewußtsein seiner Würde aufgeht, ergreift ihn ein Schwindel, der Herrscherstab brennt ihm in der Hand und er will ihn dem Vater zurückgeben. Was ist in der Seele des jungen Herzogs vorgegangen? Wir können es nur ahnen. Der völlig veränderte Standpunkt, auf den er sich emporgehoben sieht, zeigt ihm die That Herzog Ernsts zu seinem Schrecken mit einem Male in anderer Beleuchtung. Bisher war sein Blick nur auf sie, sein angebetetes Weib, gerichtet, auf sie im Tode wie im Leben. Jetzt drängen sich im Geiste um ihn all die Tausende seiner Untertanen, deren Schicksal fortan unlöslich mit dem seinen verkettet ist, deren



Wohl und Wehe nun auch sein Wohl und Wehe ist. Und so beginnt jetzt zum ersten Male etwas wie ein Verständnis für die schaudervolle Tat Herzog Ernsts in ihm zu erwachen. Aber diese Einsicht bringt ihn auch mit sich selbst, mit dem, was er bisher gefühlt, wofür er bisher gekämpft, in einen furchtbar quälenden Zwiespalt.

Immerhin, mit der in ihm aufdämmernden Ahnung, die Tat Herzog Ernsts könne vielleicht doch für diesen eine furchtbare Notwendigkeit gewesen sein, ist die Möglichkeit eines inneren Ausgleichs gegeben. Dennoch ist es diese Erkenntnis noch nicht, was ihn zuletzt völlig beugt. Hier ist etwas anderes, was noch hinzukommt, entscheidend.

Herzog Ernst hat Agnes opfern müssen, wollte er sein Land vor dem Bürgerkriege und seinen schrecklichen Folgen bewahren. Aber die Bernauerin ist nicht das einzige Opfer. Herzog Ernst hat sich mit dieser Tat seinem Lande selbst zum Opfer gebracht. Denn die Tat an der unglücklichen Gemahlin Herzog Albrechts bleibt trotz allem ein schweres Verbrechen. Das göttliche Gebot: „Du sollst nicht töten!“ muß einer Unschuldigen gegenüber unter allen Umständen auch für einen Fürsten bestehen bleiben, für einen Fürsten um so mehr, als er von Gott zum obersten Hüter des Rechts gesetzt ist. Darum ist auch ein Fürst, wenn ihm ein Gewissen in seiner Brust schlägt, nach einer solchen Tat als Fürst unmöglich. Das weiß Herzog Ernst, und deshalb entsagt er dem Throne. So hat er dem Wohle seines Staates seine Krone geopfert. Aber er hat ihm noch mehr geopfert: die Ruhe seines Gewissens. Das ist es, was ihn den Gottesfrieden hinter den Klostermauern suchen läßt.

Daß sein erhabenes fürstliches Pflichtgefühl ihn zwingt, eine Tat auf sich zu nehmen, die ihn selbst als Fürst und Mensch zu einem mitleidswerten Opfer macht, darin liegt die ergreifende Tragik in dem Schicksale dieser Herrschergestalt. Aber in dieser Tragik liegt auch, wenn wir neben dem Rechte des Staates zugleich das Recht des Individuums ins Auge fassen, für uns das Versöhnende.

Herzog Ernst gehört zu den Charakteren, denen der Dichter einen Hauptzug seines eigenen Wesens, jene Männerkeuschheit geliehen hat, die es ihm so schwer machte, das Innerste seines Herzens zu entblößen. Wir müssen zwischen den Worten des alten Herzogs zu lesen verstehen und vor allem seine Entschlüsse und seine Taten fragen.

So ist es jetzt seine Thronentsagung und die Absicht, Mönch zu werden, was dem jungen Herzog die Augen darüber öffnet, wie es mit seinem Vater steht. Nun erst geht ihm die ganze Charaktergröße Herzog Ernsts auf, der nicht zögerte, wo es das Wohl seines Landes galt, selbst seine fürstliche Stellung und die Ruhe seiner Seele zu opfern. Die Erkenntnis

aber, was diesen die Tat, die das Schicksal über ihn verhängte, gekostet hat, erweckt in dem Sohne zugleich ein tiefes Mitgefühl mit dem schwergeprüften greisen Vater. Und noch eins kommt hinzu. Hat der alte Herzog ihn schon vorher sein schweres Unrecht gegen sein Vaterland zum Bewußtsein gebracht, so wird er jetzt zu seinem bitteren Schmerze gewahr, eine wie große Schuld er auch gegen seinen Vater selbst auf sich geladen; diese aber fällt um so schwerer auf sein Gewissen, als der edle Vater ihn daran auch nicht mit dem leisesten Worte gemahnt hat. Und so ist es ein aus Bewunderung, Mitleid und Reue gemischtes Gefühl, das sich zuletzt seiner ganzen Seele bemächtigt und ihn vor seinem Vater auf die Knie niederzwingt.

So löst Hebbel das Problem der Ausöhnung zwischen Sohn und Vater.

Daß mit diesen Darlegungen keine Analyse des ganzen Dramas gegeben werden sollte, braucht nicht versichert zu werden; es kam hier nur darauf an, einen Hauptvorzug der Hebbelschen Dramatik, seine Kunst zwingender Motivierung, an ein paar Beispielen straffer psychologischer Verkettung fast unvereinbar scheinender Tatsachen zu verdeutlichen.

Gern möchte ich noch die der ganzen Tragödie zugrunde liegende Idee ausführlich entwickeln, doch würde dies hier zu weit führen. Nur darauf sei hingewiesen, daß, wie die vorausgehenden Ausführungen zum Teil schon gezeigt haben werden, in diesem in so mancher Beziehung herrlichen Drama der Staatsgedanke in seiner ganzen Hoheit, wie kaum in einem zweiten Werke der deutschen Literatur, entfaltet wird. Und für diese machtvolle Predigt von der Pflicht des einzelnen gegenüber der Allgemeinheit und dem tiefen Ernste und der verantwortungsvollen Schwere des Fürstenamtes auch die Herzen unserer reiferen Jugend zu öffnen, welcher gute Staatsbürger, welcher ehrliche Verfechter des monarchischen Gedankens, in dem nun einmal für uns Deutsche das nationale und politische Heil für alle Zeiten beschlossen liegt, möchte dies nicht von ganzem Herzen wünschen! Als Erzieher zum Gemeingefühl begegnet uns Hebbel fast in allen seinen Dramen, und darin berührt er sich mit Schiller, mit dem er auf den ersten Blick doch so wenig Ähnlichkeit zu haben scheint, und mit dem er doch, wie mit allen Großen unserer Literatur, wenn man ihn nur tiefer verstehen lernt, in den letzten und höchsten Kunstanschauungen weit mehr, als es den in der alten Schulästhetik Befangenen vielleicht noch scheinen mag, übereinkommt.

Hier ließen sich noch eine Reihe anderer Vorzüge Hebbels anführen, die gerade für einen Schulklassiker besonders ins Gewicht fallen. Dazu gehört der starke deutsch-nationale Gehalt, der die reiferen Werke Hebbels auszeichnet und der nicht nur, wie bei der Agnes Bernauer und

den Nibelungen, in den Stoffen liegt. Aus diesem Grunde gehört Hebbel bekanntlich zu den Lieblingsdichtern unseres Kaisers.

Solchen echt deutschen Geist atmet in der Zeit seiner dichterischen Vollreife auch seine Sprache, die, immer frei von hohlem Pathos, eitlen Klingklang und selbstgefälliger Gespreiztheit, nichts sein will als eine zugleich treue, ehrliche und gefällige Dolmetscherin seiner Empfindungen und Gedanken. Die Pietät Hebbels gegenüber allem geschichtlich Gewordenen, der wir bereits begegneten, zeigt sich auch vor der überlieferten Sprachform. Seine Stellung als Dichter ihr gegenüber hat er in einem Epigramm gekennzeichnet, das zugleich selbst als charakteristische Probe Hebbelscher Sprache sich dem Gesagten hier anreihen möge.

Schön erscheint sie mir nicht, die deutsche Sprache, doch schön ist

Auch die französische nicht, nur die italische klingt,

Aber ich finde sie reich, wie irgendeine der Völker,

Finde den köstlichsten Schatz treffender Wörter gehäuft,

Finde unendliche Freiheit, sie so und anders zu stellen,

Bis der Gedanke die Form, bis er die Färbung erlangt,

Bis er sich leicht verwebt in fremde Gedanken, und dennoch

Das Gepräge des Ichs, dem er entsprang, nicht verliert.

Denn der Genius, welcher im ganzen und großen hier waltet,

Fesselt den schaffenden Geist nicht durch ein strenges Gesetz;

Überläßt ihn sich selbst, vergönnt ihm die freiste Bewegung

Und bewahrt sich dadurch ewig lebendigen Reiz.

Hütet euch nur, ihr Dichter, in dieser edlen Verleugnung

Ihn zu kränken, zerbrecht nicht mit dem Joche das Maß,

Glaubt nicht zu gewinnen, wenn, kindisch zerstoßen, die Dämme

Versten und reißen; es führt wieder zu Babel zurück;

Oder wer setzte Barbaren im Ungebundenen die Grenze?

Paßt doch am Ende: er haßt! für das gewohnte: er liebt!

Viel sind der Sprachen auf Erden, schon dieses sollte uns lehren,

Daß kein inneres Band Dinge und Zeichen verknüpft;

Darf sich aber darum ein jeder die eigene bilden?

Besser wäre der Mensch stumm wie die Fische im Meer!

Seien die Stempel uns heilig, die alle Jahrhunderte brauchten,

Sei es die Weise sogar, die sie bedächtig gewählt;

Fand ein Goethe doch Raum in diesen gemessenen Schranken,

Wären sie plötzlich zu eng für die Heroen von heut?

Gleichen wir der Natur, die nie das Wunder der Schöpfung

Wiederholt und doch jährlich im Lenz sich erneut:

Alt sind die Formen, es lehren die Lilien wieder und Rosen,

Frisch ist ihr Duft, und im Kranz tut sich der Meister hervor.

Leider kann ich mich hier nur auf Hinweise und Andeutungen beschränken. Die zuletzt hervorgehobenen und noch manche andere in derselben Linie liegende Vorzüge unseres Dichters ins volle Licht zu setzen, wäre für die den Schulkreisen angehörigen Hebbelverehrer eine dankbare Aufgabe.

Meine Absicht kann es nur sein, in dieser Hinsicht einige Anregungen zu geben, um die Teilnahme der Verufenen für Hebbel als einen Dichter zu gewinnen, der es verdient, daß ihm endlich die Pforten der höheren Schulen geöffnet werden.

Hier bin ich darauf gefaßt, einen Einwurf zu hören. Man könnte sagen: Gewiß, Hebbel ist ein sehr bedeutender Dichter, aber muß denn gleich alles Bedeutende unserer Literatur auch in der Schule einen Platz haben?

Auf eine solche ablehnende Frage läßt sich vor allem zweierlei entgegen. Friedrich Bauer, ein hervorragender österreichischer Schulmann, sagt in einem in der Zeitschrift für österreichische Gymnasien (54. Jahrg., 4. Heft) kürzlich veröffentlichten Aufsätze, in dem er für eine stärkere Hereinziehung der Literatur des 19. Jahrhunderts in den Lehrplan des Deutschen auf höheren Schulen warm eintritt: „Gegenüber der Einwendung, daß es eben Sache des absolvierten Gymnasiasten sei, jene von der Schule gelassene Lücke in seiner Bildung durch eigenen Fleiß zu ergänzen, berufe ich mich auf die allbekannte Erfahrung, daß Kenntnisse, zu denen in der Schule nicht wenigstens der Grund gelegt, für die das Interesse in jenen jungen Jahren nicht erregt wurde, später nur selten und schwer erworben werden. Meist bleibt eine bedauerliche Unkenntnis bestehen, die unter dem Einfluß des Berufes, der kleinen Freuden und Leiden des Tages zur unwürdigen Gleichgültigkeit gegen das geistige Leben der Zeit wird und ihrer feinsten Blüte, der Literatur. Das wird die Schule freilich nicht hindern können, sie soll es aber nicht mit verschulden.“

Das hier Gesagte gilt doppelt gerade einer Erscheinung wie Hebbel gegenüber. Einmal schon, weil er Dramatiker ist und das Drama, diese gedrängteste Kunstform, dem Verständnis ungleich größere Schwierigkeiten entgegensezt als z. B. die epische Prosa, wie der Roman und die Novelle, oder die lyrische und lyrisch-epische Dichtung, und darum zum Erfassen seines tieferen Gehaltes auch eher der Richtlinien und Fingerzeige einer kundigen Hand bedarf. Bei Hebbel kommt im besonderen dazu, daß er es durch das Knappe und Gedrängte seines Stiles dem Leser nicht eben leicht macht, bis zum innersten Kerne seiner Dichtungen vorzudringen. Aber nur, wem dies gelingt, der hat den rechten Genuß von einem Hebbelschen Werke.

Wenn wir nun zugeben, daß Hebbel unseren Schülern ferner kein Unbekannter bleiben darf, so erhebt sich die Frage, wie und in welchem Umfange er dem Literaturunterrichte einzugliedern wäre.

Gegenüber dem vollberechtigten Grundsätze, den Unterrichtsstoff tunlichst zu beschränken, damit der Lehrer für eine wirklich geist- und herzbildende Gestaltung desselben die erforderliche Zeit gewinne, können meine Forderungen nur bescheidene sein.

Sch denke nicht im geringsten daran, unsere Klassiker und ihre großen Dichtungen im Unterrichte irgendwie zurückdrängen zu wollen, um auf ihre Kosten für Hebbel Raum zu gewinnen. Das würde nicht einmal im Sinne Hebbels selbst geschehen. Denn so schroff er gegen alle Mittelmäßigkeit auftreten konnte, so beugte er sich doch pietätvoll vor allem wahrhaft Großen, auch vor unseren heimischen Dichtergrößen, denen er wiederholt seine hohe Verehrung gezollt hat. Ausdrücklich hat er in einem Sonett bekannt, daß das, was die Musen ihm gaben, ihn den Heroen nicht gefallen könne. Die große nationale Bedeutung wie Goethe und Schiller hat Hebbel nicht und wird sie nicht gewinnen können, wenn er auch noch ganz anders als heute erkannt und gewürdigt werden wird. Dahin hat sich Hebbel ebenfalls selbst schon geäußert. Dessenungeachtet bleibt er doch ein unsere hohe Achtung und Bewunderung fordernder Künstler, der mit einigen seiner Werke das Höchste erreicht hat. Und gewisse Schöpfungen, z. B. eine Gestalt wie seinen Hagen Tronje, vermöchten, das dürfen wir kühnlich behaupten, selbst weder Schiller noch Goethe ihm nachzumachen. Und darum sollte er auch für die Schule gewonnen werden.

Die immer dringlicher werdende Frage, wie für die Behandlung der hervorragenden Erscheinungen des 19. Jahrhunderts überhaupt Raum geschaffen werden könnte, wird wohl über kurz oder lang einmal etwas herzhafter, als es bisher geschehen, ins Auge gefaßt werden müssen. Wenn Friedrich Seiler (Zeitschrift f. d. Gymnasialwesen Bd. 55, S. 75 f.) meint, daß diese Frage nur auf Kosten früherer Literaturepochen entschieden werden könne, so stimme ich im wesentlichen mit ihm überein. Er fordert nur Recht, daß die Zeit vom Dreißigjährigen Kriege bis auf Lessing auf die äußerste zusammengestrichen werden müsse. Aber dasselbe gilt auch, was die mittelalterliche Literatur anlangt, für das 10., 11., zum größeren Teile auch für das 12., sowie für das 14. und 15. Jahrhundert. Es wird überhaupt einmal ernstlich die Frage aufzuwerfen sein, ob denn die Schule wirklich die Pflicht habe, den Schülern selbst der oberen Klassen ein zusammenhängendes Bild unserer Literaturentwicklung zu vermitteln, das doch nur ziemlich farblos ausfallen kann, wenn die anderen, z. B. die wichtigeren Aufgaben des deutschen Unterrichts darüber nicht vernachlässigt werden sollen, oder ob wir uns nicht bei der Lage der Dinge werden darauf beschränken müssen, allein die großen Erscheinungen unserer Nationalliteratur in abgerundeten Einzelbildern ihnen vorzuführen, diejenigen zweiten und dritten Ranges aber nur im Anschluß an jene in gelegentlichen Rück- und Seitenblicken zu berücksichtigen. Daß auf diese Weise ohne Schaden für die wirkliche Geistesbildung der Schüler sehr viel Zeit gewonnen werden könnte, ist mir nicht zweifelhaft.

Vorläufig müssen wir zusehen, ob und wie weit für unseren Dichter, der als Dramatiker übrigens nur eine Kost für unsere Primaner sein kann, im Rahmen der bestehenden Lehrordnung Raum vorhanden ist. Was die neue Lehr- und Prüfungsordnung für die Realgymnasien Sachsens anlangt, so ist unserem Dichter, wenn auch nicht namentlich, sein Platz im Unterrichte der Oberprima bereits gegeben. Denn diese besagt, daß zum Schlusse ein orientierender Überblick über die Dichtung vom Tode Goethes bis zur Gegenwart zu geben und dafür zu sorgen sei, daß die Schüler einzelne der hauptsächlichsten Erscheinungen aus dieser Zeit durch Privatlektüre kennen lernen. Wer aber könnte aus der Zeit nach Goethes Tode mit mehr Recht zu den hauptsächlichsten Erscheinungen der deutschen Literatur gerechnet werden als Friedrich Hebbel!

Wenn Hebbel so zunächst nur für die Privatlektüre in Betracht kommen kann, so ist damit doch keineswegs ausgeschlossen, daß der Lehrer diese in der Stunde entsprechend vorbereitet und sich nachträglich von dem rechten Verständnis des privatim Gelesenen überzeugt. Das freilich halte ich bei einem Dichter wie Hebbel für unumgänglich notwendig. In dem „orientierenden Überblick“ aber wird der Lehrer es sich gewiß nicht entgehen lassen neben dem anderer hervorragender Dichter des 19. Jahrhunderts, auch von der dichterischen Persönlichkeit Hebbels ein eindrucksvolles Charakterbild zu entwerfen und denjenigen Schülern, die sich für den Dichter besonders erwärmen sollten, einige Fingerzeige für die weitere Lektüre seiner Werke zu geben. Außerdem könnten Hebbels Dramen auch als Stoff zu freien Vorträgen benutzt werden.

Für eine Behandlung des Dichters in dieser Umgrenzung würden auch der Lehrplan für die sächsischen Gymnasien, sowie die Lehrpläne für die neunklassigen Anstalten Preußens Raum geben.

Welche Werke Hebbels eignen sich nun in erster Reihe für eine schulmäßige Behandlung? Von seinen dramatischen Dichtungen meinem Gefühl nach vor allem die Nibelungen und Agnes Bernauer, in zweiter Reihe aber auch Herodes und Mariamne und vielleicht auch der Michel Angelo.

Von der Nibelungentrilogie liegen bereits zwei Schulausgaben mit Einleitung und erklärenden Anmerkungen vor. Die eine, ein Bändchen der im Verlage von Velhagen u. Klasing erscheinenden Sammlung, ist von Direktor Gaudig veranstaltet, die andere, die einen Teil der Freytagschen Schul- und Hilfsbücher bildet, habe ich selbst im Jahre 1902 besorgt. Die Gaudigsche Ausgabe bietet in der Einleitung eine hübsche Charakteristik des Dichters und seines Hauptwerkes, doch reichen meines Erachtens die Anmerkungen bei der Privatlektüre für den Schüler nicht aus. Den

Text hat der Herausgeber, um das Bändchen nicht allzu stark werden zu lassen arg verstümmelt, was ich schon deshalb nicht billigen kann, weil an einigen Stellen das Verständniß des Zusammenhanges dadurch direkt leide. Meine Ausgabe gibt den Text unverkürzt, auch habe ich, damit die Ausgabe der Privatlektüre zugrunde gelegt werden könne, mit dem erklärenden Beiwerk nicht gekargt, das, da fast alle Vorarbeiten hier noch fehlen, vorläufig auch dem Lehrer noch einige Dienste leisten dürfte. Im übrigen muß ich das Urtheil über diese Ausgabe dem sachkundigen Benutzenden überlassen.

Nur eine Bemerkung kann ich nicht zurückhalten. In einer Anzeige meiner Ausgabe heißt es, die Anmerkungen seien „nach Art der Freytag'schen Schulausgaben: weniger in das tiefere Verständniß einführend, nicht unter dem Gesichtspunkte ästhetischer Betrachtungsweise, sondern kurze, sachliche Erklärungen“. Sollte in dieser sachlich durchaus richtigen Kennzeichnung meines Kommentars ein Tadel liegen, so müßte ich dem Gegentreten, denn ein solcher Vorwurf würde meines Erachtens auf einer vollständigen Verkennung des wahren Zweckes einer Schulausgabe beruhen. Ich halte es für eine unumstößliche kunstpädagogische Forderung, daß der Schüler ästhetisch unbefangen zunächst das Dichtwerk selbst auf sich wirken lasse und daß die Anmerkungen dem Schüler bei der häuslichen Lektüre nur da zu Hilfe kommen dürfen, wo für das sachliche Verständniß des einzelnen Schwierigkeiten vorliegen. Eine andere Absicht als diese sollte der Herausgeber einer Schulausgabe mit seinen Erläuterungen nicht verfolgen, sonst greift er in das Geschäft des Lehrers über. Die Schwierigkeiten im einzelnen aber müssen hinweggeräumt sein, bevor die Betrachtung der Dichtung als Ganzes an die Reihe kommt, damit diese durch eingeschobene Sacherklärungen nicht unterbrochen zu werden braucht. Die ästhetische Betrachtung jedoch, das Hinleiten der Schüler auf das Erfassen des Dichtwerkes als Ganzes, ihre Einführung in sein „tieferes Verständniß“ muß durchaus der Behandlung in der Schule als Aufgabe vorbehalten bleiben, wenn anders wir unsere Schüler zu einer selbständigen Auffassung poetischer Kunstwerke erziehen wollen. Denn der Lehrer, dem es darauf ankommt, zur Erreichung eines „tieferen Verständnisses“ einer Dichtung durch die Schüler die Kräfte dieser selbst in Bewegung zu setzen, wird durch die „unter dem Gesichtspunkte der ästhetischen Betrachtungsweise“ abgefaßten Erklärungen des Herausgebers in seinem Bestreben fortwährend gekreuzt, wenn nicht geradezu matt gesetzt. Die „Erziehung zur Kunst“ fördern wir nicht, wenn wir bei der Erörterung einer wichtigen allgemeinen Frage den Schüler durch die ästhetischen Erklärungen, die er gedruckt in der Hand hat, verleiten, immer nur bei dem Herausgeber anzuklopfen i

sich zu seinem Stimmrohr zu machen, sondern nur dadurch, daß wir ihn gewöhnen, sich die Antwort aus dem vorliegenden Dichtwerke selbst zu holen. Das weiß jeder Deutschlehrer von heute, daß in der Schule bei einem Dichtwerke die ästhetische Behandlung gegenüber der philologisch-historischen in den Vordergrund zu rücken ist, aber ein anderes ist es, den Schülern fertiges ästhetisches Wissen zu überliefern, ein anderes, ihre ästhetischen Kräfte auszulösen und zu entwickeln! Und wenn ich mir von diesem Gesichtspunkte aus meine Schulausgabe der Hebbelschen Nibelungen betrachte, so muß ich fürchten, im Ästhetischen eher schon zu viel als zu wenig getan zu haben, und kann mich nur mit der Erkenntnis trösten, daß eine gute Schulausgabe eben ein Werk nicht geringer Selbstverleugnung ist, eine Tugend, die auch auf diesem Gebiete selten einer vollkommen erreicht.

Wenn ich aber darum doch an dem Grundsätze festhalte: Fort mit den ästhetischen Erklärungen aus solchen Ausgaben, die der Besprechung von Dichtwerken in der Schule selbst zur Grundlage zu dienen bestimmt sind, so möchte ich doch nicht das Mißverständnis aufkommen lassen, als wenn ich überhaupt von rein ästhetische Zwecke verfolgenden gedruckten Erläuterungen nicht viel hielte. Ganz das Gegenteil. Nicht nur in der Hand des Lehrers, der sie zu Rate zieht, um seine eigenen Anschauungen weiter zu klären und zu vertiefen, sondern auch in der des Schülers, wenn er sie nach der Lektüre des Werkes studiert, besonders eines solchen, für dessen ausführliche Besprechung in der Schule die Zeit mangelt, können gute ästhetische Erläuterungen ohne Zweifel großen Segen stiften. Gerade mit Rücksicht auf die Schule halte ich deshalb auch die im Verlage von B. G. Teubner in Leipzig erscheinenden „Ästhetischen Erläuterungen deutscher Dichter des 19. Jahrhunderts“ für die Verwirklichung eines glücklichen Gedankens, da sie ohne Verbindung mit dem Text der betreffenden Dichtung herausgegeben werden und sich deshalb für den Schüler zur Anschaffung nach der vollendeten Lektüre der entsprechenden Dichtwerke empfehlen. Was Hebbels Nibelungen anlangt, so möchte ich auf die für diese Sammlung in Aussicht gestellten Erläuterungen eines feinsinnigen Hebbel-Kenners schon jetzt aufmerksam machen.

Außer den Nibelungen ist von Hebbelschen Werken meines Wissens bis jetzt nur Herodes und Mariamne für die Schule herausgegeben worden. Die Ausgabe, ein Bändchen der Belhagen u. Klafingschen Sammlung und von dem Würzburger Privatdozenten Dr. Petsch veranstaltet, zeugt, was die Einleitung sowohl als auch die Anmerkungen betrifft, von feinem, pädagogischem Takt. Doch weiß ich nicht, ob der Herausgeber in den an sich sehr gebiegenen Schlußerörterungen der Einleitung nicht doch auch schon die Grenze überschritten hat, wie ich sie für eine Schul-



ausgabe glaubte ziehen zu müssen, da er dort die Hauptaufgabe, die sich die Behandlung dieser Dichtung knüpft, gleich selbst löst, anstatt ihre Lösung der gemeinsamen Arbeit des Lehrers und der Schüler zu überlassen.<sup>1)</sup>

Bedauerlich ist, daß der *Gyges* aus bekannten stofflichen Gründen einer schulmäßigen Behandlung, für die sich gerade dieses Werk sonst hohem Maße eignen würde, widerstrebt. Doch meine ich, daß wenigstens der rein privaten Lektüre dieser formvollendeten Tragödie ein Hindernis nicht in den Weg gelegt werden sollte, da der hohe tragische Ernst, der dieser Dichtung waltet, dem an sich vielleicht etwas bedenklichen Sta gegenüber ein peinliches Gefühl kaum aufkommen läßt.

So viel über die Dramen Hebbels. Und jetzt noch ein kurzes Wort über seine Lyrik. Auch auf diesem Gebiete ist Hebbel lange der Abneigung und dem Mißtrauen begegnet, und auch heute ist diese mißgünstige Stimmung durchaus noch nicht überwunden, wenn sich auch die Anzeichen für ein besseres Verständnis des Dichters auch nach dieser Seite erfreulich mehren. Es gibt es deutsche Schullesebücher, in deren sechs, sieben oder acht Bänden kein einziges Gedicht Hebbels der Aufnahme für wert erachtet worden. Und doch haben Männer wie Uhland, Mörike, Gutzkow, v. Uechteritz, Klaus Groth, Th. Storm, R. Schumann, Ad. Schöll u. a. auch dem Lyriker Hebbel, und zum Teil gerade diesem ihr gewichtiges Lob gespendet und eine Reihe seiner lyrischen Klänge zu dem höchsten gerechnet, was deutscher Sprache auf lyrischem Gebiete überhaupt geschaffen worden. Geht man einmal die Gesamtausgabe der Gedichte von 1857 unbefangenen durch, so trifft man auf eine ziemlich stattliche Zahl von Stücken, die künstlerischer und allgemeiner Bildungswert sie zur Aufnahme in ein Schullesebuch in hohem Grade geeignet machen. Und fast für jede Altersstufe wäre hier etwas zu holen. Besonders aber würde mit einer Auswahl der schönsten Stücke aus den Liedern, Balladen, Vermischten Gedichten, Sonetten und Epigrammen dem reiferen Schüler eine Quelle des edelsten Genusses aufgetan werden. Auf Hinweise im einzelnen darf ich hier um mehr verzichten, als ich eine besondere Studie über Hebbels Gedichte (den oben angeführten „Ästhetischen Erläuterungen“) den Freunden des Dichters in nächster Zeit vorlegen zu können hoffe.

Ich fasse nun meine Ansicht dahin zusammen: Es sollte kein Schülerturient einer neunklassigen Anstalt die Schule verlassen, ohne wenigstens eine der großen Tragödien Hebbels und mehrere seiner vollendeten lyrischen Gedichte kennen gelernt und ein von dem Lehrer gezeichnetes, wohl abgerundetes und eindrucksvolles Charakterbild des Dichters erhalten zu haben.

<sup>1)</sup> Mittlerweile ist auch eine Schulausgabe der Agnes Bernauer von W. Haack (Köln u. Klafing, 1904) erschienen.

Und nun noch ein Schlußwort.

Hebbel hat unter anderen Stücken auch eine Tragikomödie geschrieben, aber er hat auch selbst Tragikomisches erlebt. Es war vor etwas mehr als 40 Jahren in Wien. Der Dichter stand damals auf der Höhe seines Schaffens, und die ihm lange vorenthaltene Anerkennung wurde ihm von allen Seiten in reichem Maße zuteil. Auf einem Ballfeste wollte dem Vielgefeierten auch ein sehr hochgestellter Beamter etwas Schmeichelhaftes sagen, er trat an den Dichter heran und beglückwünschte ihn zu seinen — „Mannischen Gedichten“! Der vornehme Herr hatte das Unglück gehabt, ihn mit dem Volksdichter Peter Hebel zu verwechseln, der damals schon einige dreißig Jahre tot war. So erzählt der Dichter selbst.

Diese Geschichte erinnert noch an eine andere. Es war um dieselbe Zeit. Der Ruhm des Nibelungen-Dichters erklang aus allen Blättern der Kaiserstadt, sein Bild prangte in den Schauläden aller größeren Buch- und Kunsthandlungen. Zwei Herren, ihrem äußeren Aussehen nach offenbar den gebildeten Ständen angehörig, standen auf der Straße und unterhielten sich lebhaft miteinander. Plötzlich fragte der eine: „Wer ist denn eigentlich Hebbel? Der Name ist mir in letzter Zeit wiederholt in irgendwelchem Zusammenhange begegnet, aber ich weiß im Augenblicke wirklich nicht, wer der ist.“ Der so Angeredete platzte gleich heraus: „Ah, Sie meinen gewiß Frau Christine Hebbel, die Heroine im Burgtheater?“ „Nein, nein“, wurde ihm entgegnet, „sein Bild steht da drüben im Schaufenster und sein Name darunter: Friedrich Hebbel.“ Der andere starrte sein Gegenüber ratlos an, zuckte die Achsel und sagte: „Hebbel — Hebbel? Ja, wer ist Hebbel —?“

So kannte man in gebildeten Kreisen Hebbel vor 40 Jahren! Über zehn Jahre wird die hundertste Wiederkehr des Geburtstages unseres Dichters gefeiert werden. Diese Hundertjahrfeier wird kein Nationalfest sein wie 1859, da man Schillers hundertsten Geburtstag allerorten festlich beging. Aber in kleinerem Kreise wird man sich doch des begnadeten Dichters mit herzlicher Anerkennung und Dankbarkeit erinnern. Tagesblätter und Zeitschriften aller Art werden seiner ehrenvoll gedenken, und manches begeisterte Wort wird geschrieben und gesprochen werden. Man wird ihn rühmen als einen echten Tragiker, der selbst in der Weltliteratur nicht eben sehr viele, im deutschen Dichterwalde aber nur sehr wenige seinesgleichen hat. Möchten die höheren Schulen dafür Sorge tragen, daß dann wenigstens in den Kreisen derjenigen Gebildeten, deren Erziehung bis dahin noch in ihren Händen liegt, jene böse Frage nicht wieder vernommen werde, die Frage: Wer ist Hebbel?

## Drei Schreibarten.

Von August Gebhardt in Erlangen.

1. Das Fürwort *selb* ist mit dem bestimmten Geschlechtswort zu einer Einheit derselbe, dieselbe, dasselbe zusammengewachsen, die nunmehr ihre eigene Bedeutung angenommen hat. Es nimmt einen im vorigen Satz genannten Begriff wieder auf, ist übrigens ein häßliches Stück dem papiernen Stil und wird glücklicherweise heute auch in der Schrift mehr und mehr durch das schönere *er, sie, es* verdrängt. Gesprochen ist es wohl niemals worden, außer eben beim Vorlesen von Geschriebenen.

Daneben gebrauchen wir aber *der selbe, die selbe, das selbe* noch in einem anderen Sinne, in dem von „*der gleiche*“, „*der nämliche*“ Ebenjowenig wie es nun irgend jemand einfallen würde, „*der gleiche*“ oder „*der nämliche*“ in ein Wort zusammenzuschreiben, ebenjowenig darf man *der selbe* in dieser Bedeutung zusammenschreiben. Denn es wäre widersinnig, wollte ich etwa in dem Satz „*ich halte im Winter 1903 auf 1904 die selbe Vorlesung wie im Sommer 1902*“ die beiden Wörter „*die selbe*“ zusammenschreiben, aber wenn ich mich ausdrücke „*ich halte im Winter 1903 auf 1904 die gleiche Vorlesung wie im Sommer 1902*“ die damit völlig gleichbedeutenden Wörter „*die gleiche*“ getrennt.

Aber nicht nur, daß vielfach Schriftsteller, denen das Gefühl für größere Feinheiten der Sprache abgeht, *derselbe* in der Bedeutung „*der nämliche*“ zusammenschreiben, gibt es sogar zahlreiche Redaktionen, und zwar nicht bloß von Tagesblättern, sondern auch von angesehenen Zeitschriften, die die einzig sinngemäße Trennung von *der selbe* in dieser Bedeutung ihren Mitarbeitern gegen ihren Willen und gegen die Sprachrichtigkeit in Zusammenschreibung umkorrigieren, mit anderen Worten also den Lesern gegenüber das gute Deutsch der Mitarbeiter in schlechtes verwandeln, um nicht zu sagen fälschen.

Noch schlimmer würde es aussehen, wenn es sich um Dativformen handelt, die mit Vorwörtern verschmolzen sind. Da findet sich allerdings die Zusammenschreibung seltener, denn etwa „*ich habe meinen neuen Hut beimselben Händler gekauft wie den vorigen*“ würde sich doch gar zu sehr leicht ausnehmen. Schreibe ich aber „*ich habe meinen neuen Hut bei demselben Händler gekauft wie den vorigen*“, so würden sicher neun unter zehn Schriftleitungen mein „*bei demselben*“ in „*beimselben*“ umwandeln. Nun kommt aber noch der folgerichtige Schluß: da „*der gleiche*“, „*der nämliche*“ sich in der Bedeutung in nichts von diesem „*der selbe*“ unterscheiden, so müßte doch dieses auch zusammengeschrieben werden, denn was

„dem selben“ recht ist, ist „dem nämlichen“ billig. Warum tut man es aber da nicht? Ganz einfach deswegen, weil hier das Sprachgefühl nicht gestört wird durch das Auge. Wenigstens bin ich überzeugt, daß hier nur die rein äußerliche Gleichheit mit derselbe = „er“ die unrichtige Zusammenschreibung von der selbe = „der nämliche“ veranlaßt hat. Es ist ja nicht zu leugnen, daß beide, auch vom rein etymologischen Standpunkte aus betrachtet, gleich sind. Aber sie haben sich im Lauf der Zeit voneinander entfernt und sind für das heutige Sprachbewußtsein verschiedene Begriffe, genau ebenso wie heute das Bindewort „daß“ und das Geschlechtswort „das“ verschiedene Wörter für verschiedene Begriffe sind, trotzdem beide etymologisch einen Ursprung haben, nämlich beide auf dem Neutrum des Pron. demonstr. ahd. mhd. daz beruhen. Aber auch in der Aussprache beruht ein regelmäßiger Unterschied, indem derselbe = „er“ stets unbetont, der selbe = „der nämliche“ dagegen stets betont, und zwar recht oft sogar am stärksten von allen Wörtern des Satzes betont vorkommt.

Also fort mit der widersinnigen Verwechslung beider in der Schrift! Derselbe = „er“ mag ruhig auch fernerhin zusammengeschieden werden, der selbe = „der nämliche“ dagegen muß getrennt werden.

2. Ähnlich steht es mit *sodaß* und *so daß*. *So daß*, als zwei Wörter geschrieben, bedeutet „dermaßen daß“, „dergestalt daß“, „so sehr daß“, enthält also immer zugleich einen Vergleich nach der Art und Weise oder Stärke des im Hauptsatze Gesagten mit dem im Nebensatze Gesagten und hat auf dem *so* stets einen starken, einen Hauptton, auf dem *daß* einen Nebenton. Hiervon unterscheiden wir sowohl logisch als in der Aussprache das bloße Bindewort *sodaß*, ein verstärktes *daß*, das lediglich die Folge überhaupt angibt und in seinem ersten Bestandteile regelmäßig gar keinen, auf dem zweiten nur einen sehr schwachen Nebenton hat. Wenn ich sage „der Vater schlug den Knaben, *sodaß* er Schmerzen hat“, will ich lediglich die Schmerzen als die naturgemäße Folge der Schläge hinstellen, sage ich aber „der Vater schlug den Knaben *so*, daß er ungeheure Schmerzen hat“, so stelle ich einen Vergleich an zwischen der Stärke der Schläge und der Größe der Schmerzen, die über das bei einer gewöhnlichen Züchtigung beabsichtigte Maß hinausgehen. Nicht nur, daß die Betonungsverhältnisse in beiden Fällen verschieden sind, sondern es fällt auch in dem einen Falle die Satzpause zwischen *so* und *daß*, im anderen vor *so*. Zwar setzen wir ja in längeren Sätzen den Beistrich an die Stelle der Satzpause, aber es wäre doch gut, wenn wir den Ausspracheunterschied auch noch dadurch schriftlich wiedergeben würden, daß wir das unbetonte Bindewort *sodaß* ebenso zusammenschreiben würden, wie wir das syntaktisch *so* nahe damit verwandte damit auch zusammenschreiben. Der Unterschied in der Be-

deutung ist nur gering: sodaß gibt den tatsächlichen Erfolg, damit die gewollte Absicht an. Aber grammatisch gehören beide genau der selben Wortart an, sie müssen also auch gleichartig geschrieben werden. Schreib wie du sprichst! Also warum sollen wir einen Unterschied, den die Aussprache mittels der Betonungsverhältnisse und der Satzpausen macht, nicht auch äußerlich in der Schrift zum Ausdruck bringen, zumal wenn sie uns ein so bequemes Mittel an die Hand gibt, wie Zusammenschreibung und Trennung?

3. Viele Schriftsteller haben die Gewohnheit, statt *andererseits* *andererseits* zu schreiben, viele Schriftleitungen die Übung, das *andererseits* ihrer Mitarbeiter in *andererseits* umzuschreiben. Ist das *berechtigt*? *Andererseits* ist ein adverbialer Genitiv. Zwar ist =*seits* von einem weiblichen Hauptwort gebildet, also eigentlich als ein Wesfall auf =*s* ein Unding. Allein in solchen Verbindungen sind wir schon lange daran gewöhnt, diese Wesfälle auf =*s* nicht mehr für falsch zu halten, man vergleiche z. B. *diesseits*, *jenseits*, *beiderseits*, (*des*) *nachts* u. ä. Nicht so bei *ander*. Das ist eben der weibliche Wesfall in der unbestimmten, sogenannten starken Form. Ander wäre ein Wortstumpf. *Wer* sagt *andererseits*, der muß auch sagen *anderfalls*. Warum sagt man *ab-* *stets* richtig *andernfalls* und verstümmelt *andererseits* (oder *andere-* *seits*) zu *andererseits*? Mehr denken beim Schreiben ist's, was unser heutigen rasch- und vielschreibenden Zeit not tut.

## Eine Schilderung der Hoffeste im Nibelungenliede.

Eine kulturhistorische Studie.

Von Dr. Richard Laube in Dresden.

### Vorbemerkung.

Die Hoffeste im Nibelungenliede zu schildern, das kann auf zweifacher Art geschehen. Wählte man die kritische, so hätte man vorerst, die Handschriften nach Inhalt und Form vergleichend, die jüngeren Elemente von den älteren, die sagenhaften von den geschichtlichen, die vollstümlichen von den höfischen zu scheiden, den Grund dieser Mischung in der Ungleichheit der Heimat, des Alters, des Standes, der Bildung, des Interesses an der oder jener Seite des höfischen Lebens unserer Dichter, Interpolatoren und Redaktoren zu suchen und nach diesen Umständen die Bedeutung der einzelnen von ihnen beigebrachten Bestandteile zu beurteilen, alsdann aber

nach Ausscheidung alles ursprünglich Unechten, Zweifelhaften ein Gesamtbild der Hoffeste zu entwerfen, das der Zeit des Archetypus unserer Dichtung entspräche. Das ist der Weg, der von E. Kettner<sup>1)</sup> und D. Hartung<sup>2)</sup> beschritten wird, aber von beiden nicht um der Sache selbst willen, sondern in einer anderen bestimmten Absicht, von jenem, um der Frage nach der Einheitlichkeit des Epos näher zu treten, von diesem, um aus der Beschreibung der Waffen das Alter einzelner Strophen oder Strophengruppen, vielleicht auch des ganzen Liedes mit zu ergründen. Daß natürlich hier, wo die Kritik im Vordergrund steht, für die Darstellung der Hoffeste als solcher weniger herausspringt, leuchtet ein und kann nicht Vorwurf werden.

Wenn nun schon nach beiden Richtungen hin abschließend Sicheres weder von Kettner noch von Hartung erzielt worden ist, und es sicher interessant — ob erfolgreich, weiß ich nicht — sein müßte, auf ihren Vorarbeiten fußend eine selbständige Untersuchung der Hoffestschilderungen vorzunehmen, vielleicht unter besonderer Berücksichtigung von Tonhöhe und Melodiegang in verschiedenen Strophen und Strophenkomplexen, so soll das wegen der zeitlichen und räumlichen Schranken, die uns gezogen sind, und nicht zuletzt wegen der Schwierigkeit und Kompliziertheit der Materie, wie des Charakters dieser Zeitschrift nicht unser Ziel sein.

Wir versuchen vielmehr, von einem anderen Gesichtspunkte aus unser Thema anzufassen. Es soll uns bis auf sehr wenig Fälle gleichgültig sein, was und wie etwa die Handschriften und Fragmente über die Hoffeste berichten. Uns kommt es darauf an, ein möglichst vollständiges Bild von diesen zu gewinnen. Das soll geschehen auf Grund einer der modernen Ausgaben des Nibelungenliedes. Wir legen unseren Ausführungen, ohne es weiter zu begründen, die von Bartsch unter, folgen aber in den Zitaten der Strophenzählung Lachmanns, die ja in der von uns benützten Ausgabe durch die nicht eingeklammerten Ziffern rechts von jeder Strophe angegeben ist, folgen ihr deshalb, weil alle Aufsätze und Abhandlungen, die in der Studie berücksichtigt werden, auf sie Bezug nehmen, und wir die Kontrolle nicht erschweren wollten. Wird also ein Vers angezogen, eine Strophe zitiert, so hat man sich beide, sofern nicht etwas Besonderes bemerkt wird, in der Textgestaltung von Bartsch, aber in der Zählung Lachmanns zu denken. Da das bis auf ein Minimum von Fällen gelten wird, so führen wir dafür kein besonderes Zeichen ein. Dagegen bedeutet B. mit Strophen-

1) Z. f. deutsche Philologie 1884, S. 48 ff., 1883, S. 229 ff., 1885, S. 129 ff., 1887, S. 97 ff. Verf.: Der Empfang der Gäste im Nibelungenlied. Programm. Mühlhausen i. Th. 1883.

2) Herrigs Archiv. Bd. 89, S. 4.

und Versangabe sowohl Textgestaltung wie Zählung von Bartsch, L. mit Strophen- und Versziffer ebenso Text wie Zählung von Lachmann und endlich Z. mit Seiten-, Strophen- und Versindex die Textgestaltung und Zählung von Zarncke.

Die folgende Darstellung will also, wie angedeutet ist, die Hoffeste als ein Stück Kulturgeschichte und Gesellschaftsleben aus der Zeit des 12. und 13. Jahrhunderts auffassen, ohne zu vergessen, daß sie es mit mehr oder weniger idealisierten, archaischen oder modernisierten Verhältnissen, die nicht immer, auch abgesehen von erfundenen Personen und Örtlichkeiten, dem tatsächlichen Leben jener Zeit entsprochen haben mögen, zu tun hat, da ja ihre Quelle, aus der sie schöpft, eine Dichtung ist.

Es kommen, wie wir sehen werden, sechs solcher Feste in Betracht: nämlich eine Schwertleite, ein Siegesfest, zwei Hochzeitsfeiern und zwei Besuchsfestlichkeiten. Danach zu gliedern, dürfte nicht praktisch sein, weil doch in ihnen gewisse Vorkehrungen, Vorgänge und Begebenheiten immer wiederkehren und wir nicht durch Wiederholungen ermüden möchten. Aus dieser Erwägung heraus wurde es für ratsam gefunden, alle Hoffeste nach einem Schema, nämlich dem des Verlaufs im allgemeinen, vor Augen zu führen. Seine einzelnen Momente, von denen in den Erzählungen des Liedes bald dieser, bald jener ausführlicher und reichlicher bedacht ist, werden uns Gelegenheit geben, auf die Merkmale zuzukommen, durch die sich die Festarten oder auch zwei Feste derselben Kategorie voneinander unterscheiden. Dadurch hoffen wir zu verhindern, was ja bei einem derartigen allgemeinen Gange der Schilderung eintreten kann, nämlich, daß am Ende als Ergebnis nur ein abgezogenes, farbloses Bild erscheine, zugleich aber zu erzielen, daß trotz mancher individuellen Gestaltung die Grundzüge der Veranstaltung von Hoffesten klar sich herausheben als eine Widerspiegelung des höfischen Lebens jener Zeit auf seinen Höhepunkten.

### Einleitung.

„Der Nibelungenhort ist das Nibelungenlied.“ Kürzer und schöner aber als in diesem Wort des alten Turnvaters Jahn<sup>1)</sup> kann die Bedeutung i der großen Dichtung für unser Volk nicht ausgesprochen werden. Sie ist, wie will es sagen, so groß wie jener unermessliche Reichtum in der Sage. Und die Größe, die man ja erst in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts richtig einzuschätzen gelernt hat, bewundern wir an ihr, nicht, weil sie in einer Richtung liegt, vielmehr, weil sie in den mannigfachsten Beziehungen zutage

1) Deutsche Turnzeitung 1883, Nr. 44, S. 1.

tritt; denn das Nibelungenepos ist nicht nur in einer Hinsicht ein gewaltiges Zeugnis aus der Entwicklungsgeschichte unserer Nation — das wäre auch schon Größe der Bedeutung —, sondern in ihm reflektieren sich wie unendlich viele Strahlen des Lichtes in einem Spiegel fast alle Regungen eines Volkslebens, der deutschen Volksseele vergangener Jahrhunderte. Selbst wenn man das Lied nicht kannte, müßte man zu dieser Überzeugung kommen, sobald man nur die hundertjährige Nibelungenfehde, die der schwierigen Textkritik zuliebe bald gleichgültiger, bald heftiger, bald mit unerträglicher Erbitterung geführt worden ist, und die trotz der äußerst scharfsinnigen Darlegungen Braunes<sup>1)</sup> noch nicht endgültig beigelegt zu sein scheint, bedenkt; sobald man sich die zahlreichen Ausgaben des mittelhochdeutschen Textes, welchen Namen sie auch tragen mögen, in ihren vielen und starken Auflagen vergegenwärtigt, die man der Lektüre im Urtexte zugrunde legte; sobald man die überaus große Zahl von Übersetzungen und Übertragungen erwägt, durch die unser Volk sich den Genuß des Heldengedichtes erleichtern durfte; sobald man nur eine Ahnung von der Menge der Bearbeitungen des mittelhochdeutschen Textes oder der Übersetzung hat, die für die Schulen aller Gattungen berechnet sind; sobald man einige der dramatischen Dichtungen und Kompositionen kennt, die den herrlichen Stoff uns in anderer Form zu Gemüte führen wollen; sobald man sich endlich der Arbeiten erinnert, die aus dem Nibelungenlied als aus einer Quelle der Kulturgeschichte und einer allerdings simplen Soziologie geflossen sind. Wahrlich eine reiche Auswahl von Standpunkten, von denen aus man es betrachten kann. Wir stellen uns auf den von uns zuletzt angedeuteten.

Es ist von vornherein klar, daß das Lied, da es ein Heldengedicht ist, uns vor allem über die höfische Kultur und die höfische Gesellschaft Aufschluß gibt, weil es sich doch in einem solchen immer um Fürsten oder um deren bedeutendste Mannen handelt, die am Hofe leben. Allerdings darf man J. Pawel nicht recht geben, der da sagt<sup>2)</sup>: „Unter den Dichtungen des Mittelalters nimmt das Nibelungenlied nach der kulturgeschichtlichen Bedeutung seines Inhalts wohl eine der ersten Stellen ein. In keiner der mittelalterlichen Poesien tritt uns das höfische Leben in so reichen Schilderungen regen gesellschaftlichen Verkehrs, in so mannigfachen Bewegungen und Bestrebungen entgegen, als in unserem Nationalepos“; sondern man muß vielmehr mit E. Kettner<sup>3)</sup> der Meinung sein, daß Schilderungen von dem ritterlichen Leben des 12. und 13. Jahrhunderts, nach unseren Volksepen entworfen, weder an Umfang noch an Genauigkeit sich

1) Beiträge z. Gesch. d. deutsch. Sprache u. Lit. Herausg. v. Sievers 1900, S. 1 ff.

2) J. f. d. Österreich. Turnwesen 1885, S. 94.

3) E. Kettner: Der Empfang der Gäste i. Nib., S. 3. Pr.



denen gleichstellen lassen, zu welchen das in den höfischen Epen liegende Material verwendet ist; aber dennoch ist ein eigentümlicher Wert auch ihnen nicht abzuspochen. Und das Nibelungenlied nimmt unter den gleichartigen Epen, selbst von dieser Seite gesehen, einen gewissen Vorrang ein. „Es ist ja“, bemerkt Kettner (a. a. O.), „zwar im allgemeinen zu bedauern, daß der alte Stoff der Sage nicht bloß zeitgemäß umgestaltet, sondern stellenweise fast völlig verwischt ist; aber es läßt sich doch darin einige Entschuldigung finden, daß infolge dieser Tätigkeit der späteren Dichter an den Stellen, wo der Strom der Sage stockt, reiche Schilderungen des höfischen Lebens sich ausbreiten.“ Die größte Fülle kulturgeschichtlich wichtigen Stoffes dieses Kreises bieten wie in anderen Dichtungen auch die Darstellungen der Hoffeste.<sup>1)</sup>

Sie sind, und damit dehnen wir das Urteil Kettners über die Empfangszenen<sup>2)</sup> auf die Festbeschreibungen aus, von ansprechender Form, oft sogar gewandt, ja durch eine gewisse Anschaulichkeit ausgezeichnet; sie treten in der 1. Hälfte des Liedes ebenso merklich hervor, als sie gegen das Ende hin auffallend mehr und mehr zurückweichen und verraten im ganzen und großen Gleichmäßigkeit der Vorstellungen und Auffassungen, selbst durch die Form, in höfischen Dingen. Jene erste und diese letzte Eigenheit gewährt uns die Aussicht auf das Gelingen unseres Versuchs, das ergiebige Material, was wir im Nibelungenliede finden, zu einem möglichst anschaulichen, nicht farblosen, vollständigen Bilde der Hoffeste zu ordnen. Die folgenden Ausführungen wollen das unternehmen.

## Ausführung.

### I. Allgemeines über die Hoffeste.

In viel höherem Maße als für uns, in deren Leben eine Abwechslung die andere jagt, waren Feste weithin ragende Marksteine in dem eintönigen, ja während des Winters öden Leben der Ritter und ihrer Familienglieder im Mittelalter. Wenn daher ein Fürst, ein Großer des Reiches ein solches veranstaltete, so sahen sie in der Teilnahme daran die höchste Freude, die höchste Herrlichkeit der Freuden.<sup>3)</sup> Das Fest wurde darum von ihnen höchzeit oder höchzit genannt, so 28, 2; 504, 4; 527, 4; 560, 4; 2056, 4; 2059, 4. Höchstzeiten oder höchziten aber hieß ihnen: ein Fest feiern (1, 3<sup>4)</sup>), Z. 108, 1, 1; L. 1302, 4). Nur selten bezeichnete man ein großes

1) Z. f. d. ö. L. 1885, S. 94.      2) Z. f. d. Ph. 1883, S. 229.

3) Hartung: Die deutschen Altertümer d. N. u. d. R., S. 191.

4) Beiträge zur deutschen Philologie. Zul. Zacher dargebracht. S. 269.

Muth erklärt dieses höchzeitzen für den substantivierten Infinitiv und fügt als Beispiel dieser Möglichkeit das Beispiel 1604, 4 hinzu.

**Fest** als wirtseaft (269,1), wahrscheinlich, wie Hartung vermutet (a. a. D. S. 191), in Rücksicht auf die allgemeine Bewirtung. Ist so höchzit in unserm Epos der Name für ein Hoffest<sup>1)</sup> im allgemeinen, so schließt doch das Wort an zwei Stellen schon die Veranlassung mit in sich und wird so zur Bezeichnung einer bestimmten Feier, nämlich der Vermählung.

Gunther sagt zu Siegfried 504,4: ich wil mit Prünhilde gröze höchzite hân, und 1302,4 heißt es: des küneges höchgezite (L. 1302,4: höchgeziten) (nämlich mit Kriemhild) huop sich vil vroelichen an. Dieser Grund, die Vermählung eines Fürsten, ist sicher einer der vornehmsten gewesen, ein Hoffest abzuhalten, und es ist selbst offenbar sehr glanzvoll gefeiert worden, sonst hätte nicht die Bedeutung von höchgezit so viel an Umfang einbüßen können, so daß heute „Hochzeit“ nur noch das Fest der Verheiratung heißt.

Wie angedeutet handelt es sich um zwei Hochzeitsfeste. Es ist die **Doppelhochzeit** zu Worms, wo Gunther und Brunhild, Siegfried und Kriemhild sich vermählen (594—636) und die Heimführung der Witwe aus dem burgundischen Hause durch Etel (1300—1315). Mit jener ist, wie später noch hervorzuheben sein wird, die Schwertleite zahlreicher **Anapfen** verknüpft. Sie bildet aber auch ein Fest für sich (28—43) als Siegfrieds Schwertnahme. Dabei nahm der König Gelegenheit, seine **Getreuen** und Freunde einmal um sich zu versammeln, wie es ja 28,2 von Siegmund heißt: er wolte höchgezite mit lieben vriwenden hân.

Besonders feierlich beging man natürlich das Fest des Friedensschlusses **nach** einem Kriege. So folgt auf den Sachsenkrieg im Niede das Friedensfest in der burgundischen Hauptstadt (268—318).

Nun ist es wohl selbstverständlich, daß Festtage der erwähnten Art **oft** nur in großen Zeiträumen wiederkehrten. Diese auszufüllen oder **wenigstens** zu teilen, daran mußte den Frauen besonders gelegen sein, deren Dasein viel einfacher, gleichförmiger als das der Ritter verlief. **Des**halb ergriffen sie nicht selten die Initiative, das ewige Gleichmaß der **Tag** durch ein rauschendes Fest angenehm zu stören, das in der Regel dem Besuche fürstlicher Verwandter gewidmet war. Dazu kam als Antrieb der **Gedanke**, gerade in solchen Zeiten könnten sie dem Volke jene Tugend **am** besten zeigen, die im Mittelalter als die Kardinaltugend<sup>2)</sup> einer Fürstin **galt**, die milte, die Freigebigkeit (1270, 3. 4; 1273, 3; 1330, 3. 4; 1263, 2; 1526, 1. 4). Deswegen wundert es uns nicht, wenn Brunhild einmal ihren **Gemahl** anregt, das Königspaar der Niederlande zu einem Besuch zu laden

1) Z. f. d. Ph. 1884, S. 414 setzt Schwarze: Hoffest = diu höch(ge)zit; vgl.

**Schulz**: Höfisches Leben<sup>1</sup>, I, S. 308 ff.; Weinhold: Deutsche Frauen<sup>2</sup>, II, S. 186 ff.

2) Hartung: Die deutschen Altertümer, S. 98.

und denselben festlich zu begehen: Si sprach: „vil lieber herre, durch den willen mîn — sô hilf mir daz Sifrit unt die swester din — kommen zuo disem lande, daz wir si hie gesehen: sone kunde mir ze wære immer lieber gesehen“ (672, vgl. 674!); wenn das andere Mal Ekels zweite Gemahlin ihren Herrn ersucht, die burgundischen Könige für eine Hoffahrt nach seiner Residenz zu gewinnen, um sie hier im Festgepränge zu bewirten (1345). So lernen wir außer jenen 4 Hoffesten noch den Besuch Siegfrieds in Worms (749—814) und den der Burgunden in Ekelsburg kennen (1788—1835).<sup>1)</sup> Freilich muß man bemerken, daß in diesen beiden Fällen, wo die Fürstinnen die erste Ursache eines Festes werden, ihnen nicht so sehr es selbst am Herzen liegt, sondern sie es nur als Mittel in den Dienst eines unedlen Gedankens stellen; denn Brunhild will dadurch Gelegenheit finden, sich dem vermeintlichen Diensthmann und seiner Gattin gegenüber als Herrin aufspielen zu können (B. 724—726), und die Hunnenkönigin so die Möglichkeit schaffen, sich an ihren Feinden, den Mördern ihres ersten Gemahls, zu rächen (B. 1400/01).

Es sind also dessenungeachtet sechs Hoffeste, von denen „der Nibelungenôt“ erzählt.

Die Zeit des Jahres, in die sie fallen, ist aus rein praktischen Gründen der Sommer, weil er den Aufenthalt im Freien, der dabei eine große Rolle spielt, gestattet (624, 2; 1351, 3) und überhaupt, da man sich nach langem überstandenen Winter herzlich auf ihn gefreut hat, die Festfreude erhöhen muß. Im Anklang an die altheidnische Zeit wählt man die Zeit der Sonnenwende zum Festtermin. Siegfrieds Schwertleite (32, 3. 4), der Besuch der burgundischen Könige am Hofe Ekels (2023, 1; 1352, 4) und wahrscheinlich auch das Hochzeitsfest zu Worms<sup>2)</sup>, von dem wir das Datum nicht erfahren, an dem aber die Gäste unter seidenen Zelten (551, 3) sich im Freien aufhalten, was ja schließlich Hochsommer voraussetzt, falle hierher. Daneben bevorzugt man zur Abhaltung von Festlichkeiten das Pfingstfest. Darin zeigt sich der christliche Einfluß auf das gesellschaftliche Leben, der aber doch uralte Religionsanschauungen nicht zu besiegen vermag, denn im Mai, dem Pfingstmonat, wo der Sommer endgültig den Sieg

1) Die Angaben der Strophengruppen, in deren jeder eins der Hoffeste geschildert ist, können sehr verschieden lauten, je nachdem man nur das eigentliche Fest treffen oder auch die Vorbereitung darauf und den Schluß mit umspannen will. In mehreren Fällen ist eine genaue Abgrenzung nicht möglich, in keinem nötig. Man wolle hierzu vergleichen Kettner: *B. f. d. Ph.* 1884, S. 48 und Pövel, *B. f. d. ö. L.* 1885, S. 294.

2) Hartung a. a. O. S. 285 bemerkt dazu: „Für die Doppelhochzeit am burgundischen Hofe geben die Dichter keine bestimmten Zeiten, doch werden wir sie ungefähr wohl an das Ende des Sommers zu verlegen haben. Diese Zeit wird durch die dem Feste vorausgehenden Braut- und Kriegsfahrten bestimmt.“

über den Winter davongetragen, die Dämonen der Fruchtbarkeit ihren Einzug in die Natur gehalten, hat man schon in ältester vorchristlicher Zeit große Feste gefeiert, bei denen jener Sieg und das Erscheinen der Göttheiten symbolisch dargestellt wurden.<sup>1)</sup>

In unserem Epos werden das Siegesfest zu Worms (270, 1. 2), die Hochzeit Ekels (1305, 1) zu Pfingsten gefeiert, und ungefähr um diese Zeit, nämlich nach Winters Ende, vor der Sonnenwende besucht das königliche Haus von Kanten den Wormser Hof (694, 1—3).<sup>2)</sup>

Ist in der fürstlichen Familie der Beschluß gefaßt, ein Hoffest zu feiern, so gibt es bald in der Burg und in ihrer Umgebung reges Leben, denn es gilt, weitgehende Vorbereitungen zu treffen, vorerst jedoch die Einladungen auszurichten.

## II. Die Einladungen zu den Hoffesten.

Unter den Vorkehrungen, die für ein Hoffest notwendig werden, harret aus verschiedenen Gründen die Besorgung der Einladungen zu allererst ihrer Erledigung; denn einmal ist zu bedenken, daß die Riesentfernung der Höfe bei dem Mangel an guten Verkehrsmitteln und den schlechten Wegen für die Boten, die da laden gehen, und die Gäste, die da zum Feste kommen wollen, eine Reise von mehreren Wochen notwendig macht; das andere Mal darf man nicht die Zahl der Einladungen vergessen, da ja die gesamte benachbarte Mitterschaft, dann vor allem die vrientschaft, die mägen und konemägen zum Feste erscheinen sollen<sup>3)</sup> (25, 2; 29, 1—3; 31, 1; B. 564, 1. 2; B. 1412, 3; 1349, 3; 46, 4; 693, 3 usw.); endlich hat man sich noch vorzustellen, was auf seiten der Geladenen noch alles vorzubereiten ist, ehe an den Aufbruch nach der befreundeten Residenz gedacht werden kann. Die Fürsten und großen Vasallen unter ihnen wollen ja nur mit einem stattlichen Gefolge dort erscheinen (703, 704, 1447, 2. 3). Sie müssen daher auch erst wieder ihre Mannen zur Hoffahrt entbieten. Außerdem wollen sie ihrem hohen Stande entsprechend zu dem Feste in möglichster Pracht auftreten. Darum sind neue Waffen, insbesondere neue Schilde (267, 3), aber auch neue Sättel (267, 1) u. dgl. zu beschaffen. Für die Herren wie für die Mannen (708, 1447, 1) gibt es von Frauenhand kostbare Kleider zu bereiten. Alle diese Zurüstungen indessen kosten Zeit.<sup>4)</sup>

Also zeitig müssen diese Einladungen ergehen. Wenn nach 256 das Siegesfest nur sechs Wochen vorher angesagt wird, so ist das jedenfalls

1) Hartung a. a. D. S. 191/92, vgl. Simrod: Deutsche Mythologie<sup>6</sup>, S. 580!

2) Eine ganze Reihe von Stellen aus mittelalterlichen Dichtungen, in denen Pfingsten auch als Zeit der Feste genannt wird, hat Pawel J. f. d. ö. L. 1885, S. 295 zusammengestellt. Es ließen sich leicht noch mehr Belege dafür beibringen.

3) Leipziger Lehrerzeitung 1896/97, S. 362. 4) Hartung a. a. D. S. 192.

eine sehr kurze Frist, die aber hier genügt, da wohl die meisten der Beteiligten noch vom Kriege her beisammen sind<sup>1)</sup> und am Festorte die Einladung entgegennehmen, also den Boten wie vielen Gästen die Reise erspart bleibt.

Vornehme Gefolgsmannen, nicht selten eine ganze Schar unter einem Führer, beauftragt der König, die Einladungen zu besorgen. Gunther z. B. spricht 676, 1. 2 „drizec minner man wil ich dar lāzen riten“ und bestellt Geren als ihren Obmann (685, 2). Nachdem sie mit prachtvollen Gewändern versehen (676, 4; 1349, 1) und ausführlich über ihre Aufgaben unterrichtet sind (677—680) (1349—59), treten sie die Reise an. Vor der Burg des zu Ladenden Großen angekommen, werden sie von dessen Dienstmannen freundlich empfangen und, nachdem Rosse und Schilde ihnen abgenommen sind (687, vgl. 76, 4), zur Herberge geführt (686, 687, 1373). Unterdessen lassen sie sich bei der fürstlichen Familie melden und treten, sobald sie von dieser urloup erhalten haben (687), von den vornehmsten Getreuen derselben umringt und geführt (1376) in den Saal. Fürst und Fürstin erheben sich bei ihrem Eintritte, die Boten und deren Auftraggeber zu ehren<sup>2)</sup>, begrüßen sie und laden sie höflichst ein, Platz zu nehmen (688). Die Begrüßten danken für die Ehre, indem sie sich verneigen (1380, 1); allein die höfische Sitte bringt es mit sich, daß sie als Boten, mögen sie auch noch so wegemüede sein (689, 2), der Aufforderung zum Sitzen zunächst nicht folgen, sondern stehend erst die Botschaft ausrichten (1169).<sup>3)</sup> Nur ein Fürst wie Rüdiger kann, ohne gegen die Etikette zu verstoßen, vor Erledigung seines Auftrages sich setzen (a. a. D. S. 415); sobald er sich jedoch durch einen Trunk erquickt hat, erhebt auch er sich feierlich mit allen seinen man (1131, 1), um seine Aufgabe zu lösen. Diese wie die aller Boten in der Angelegenheit besteht darin, die Einzuladenden der Ergebenheit ihres Herrn und seiner Gemahlin zu versichern (690, 4). So erzählt 1380, 1—3: dō sprach Wārbelin: „dir entbiutet holden dienes der liebe herre mīn, und Kriemhilt diu swester, her in ditze lant. Danach bittet man sie um Teilnahme am Hoffeste (693). In wohlwollendem Gespräche erkundigen sich jetzt Fürst und Fürstin nach dem Befinden der Gastgeber (1381), heißen unter Dankesworten die Boten noch einmal willkommen und nötigen sie zum Sitzen (697, 699, 698). Ein frisch gebackener Trunk (697, 2) und ein Ambiß (699, 3) werden ihnen gebracht. Nach

1) 757, 1 mit 705, 3 vergleichend erhält man als Zeit zwischen Einladung und der Reise der Boten von Worms nach Xanten + 9 Tage + 12 Tage + Hoffahrt und Festfriedes nach Burgund.

2) B. f. d. Ph. 1887, S. 415.

3) Bartsch: Gef. Aufsätze u. Vortr., S. 34.

sich der Wirt eine Bedenkzeit ausgebeten hat, entläßt er sie wieder zur Herberge (1390).

Nun treten Verwandte, Lehens- und Dienstmannen mit ihrem Oberhaupte zu einer Besprechung in der angedeuteten Absicht zusammen (1397, 2). Oftmals zieht sie sich lange Zeit hin, und die Rückkehr der Boten wird dadurch mehr verzögert, als ihnen angenehm ist. So erfahren wir 700, 1 von ihnen: Si muosen dá beliben bevollen niwen tage. Sie bitten dann wohl dringlich um ihre Entlassung unter Hinweis auf den ihnen drohenden Zorn des Herrn, z. B. Die boten Kriemhilde vil sere da verdröz: wand ir vorhte z'ir herren, diu was harte gröz; si gerten tágeliche urloubes von dan (1419, 1—3). Endlich wird ihnen die Zusage zuteil. Der Fürst und seine Freunde beschenken sie, nicht selten mit einer Fülle von Reichthümern (1427), daz iz niht mohten tragen ir maere heim ze lande (707, 2. 3); und endlich wird ihnen auf ihre Bitte hin Urlaub gewährt (1433).<sup>1)</sup> Nachdem die Geladenen ihrerseits ihnen aufgetragen haben, den Gastgebern ihre Dienste zu entbieten (1437), reisen sie vom gastfreundlichen Hof ab fröhlich der Heimat zu.

Hier harren alle gespannt und freudig ihrer Nachricht. Auf die Fragen der Glieder vom königlichen Hause erzählen die Boten selbst oder durch ihren Führer, was sie sahen und hörten, und was ihnen gesagt wurde (713—715). Zuletzt bringen sie reiche Geschenke zum Vorschein, nachdem sie schon davon berichtet und diu milte, die Freigebigkeit der Herren im Fremden Lande, gepriesen haben (716). Alles ist in heiterer Erregung darüber, daß das Hoffest gesichert ist durch die Annahme der Einladung von Seiten der Geladenen (718).

Und nun geht man rüstig und emsig an die umfassenden Arbeiten, die nötig sind, wenn sie, soviel an ihnen ist, den glänzenden Verlauf des Festes garantieren sollen (718, 2—4). Herren und Knechte, alle sind späte unde vruo vil unmuozec (718, 2. 3), und von schönen Frauen und ihren Mägden wird vil michel vlizen getân (261, 4).

### III. Die Vorbereitungen auf die Hoffeste.

Sehen wir zunächst dem weiblichen Geschlechte zu, wie es schafft für die kommende höchgezite. Da die Frauen nach dem Nibelungenlied an ihr stark beteiligt sind<sup>2)</sup>, ja eine solche ohne sie genau so wenig denkbar ist, wie man sich heute ein Rennen ohne die Damen der sogenannten höheren Stände nicht vorstellen kann, und sie, wie zu allen Zeiten damals eben auch, ihre Stärke bei öffentlichen Gelegenheiten in der Pracht der Kleidung

1) Nicht immer ist erwähnt, daß die Boten um Urlaub zur Rückkehr bitten; so fehlt z. B. diese Sitte 707. 2) Z. f. d. Ph. 1883, S. 237.

suchen (263, 270, 531, 1593), so ist ihr Streben all die Wochen vorher auf die Herstellung richer wât gerichtet. Vor dem Siegesfeste z. B. wart vil michel vlizen von sevenen frouwen getân mit waete und mit gebende, daz si da solden tragen (261, 4—262, 1).

Aber nicht genug, daß sie für ihre eigene Toilette sorgen, nein, auch für die Männer, vom Herrn des Hauses bis zum Diener<sup>1)</sup>, und für die Gäste, die man gar mit Gewändern beschenkt (263, 442, 2). Die Festkleidung fertigzustellen, liegt ihnen ob. Von Ute erzählt der Dichter: Durch ir kinde liebe hiez si bereiten kleit: dâ mite wart gezieret vil frouwen und manec meit und vil der jungen recken ûz Burgonden lant, ouch hiez si vil der vremen prûeven hêrlich gewant (263, 1—3). Wie groß die Aufgabe des schönen Geschlechts ist, wird einem etwas näher geführt, wenn man an die Zahl der Festgenossen, an den reichen Wechsel der Kleidung an einem einzigen Tage und an die Bedeutung derselben für jene Zeit denkt. Man ist wohl, was das Letzte angeht, berechtigt, mit Hartung (a. a. D. S. 347) zu sagen: „Zu keiner Zeit galt der Satz mehr „Kleider machen Leute“, als im Mittelalter. Aus der Kostbarkeit seiner Kleider schließt man auf den Stand, dem jemand angehört. Je reicher und mächtiger jemand war, je höhere Stellung er einnahm, desto mehr trug er das auch in seiner Kleidung zur Schau. Wendungen wie: kleider din unza da wol zaemen (340, 4; 650, 4; 1226, 2) drücken aus, daß die Pracht der Kleider jemandes sich in Übereinstimmung befand mit seinem Stande.“

Was den Wechsel während eines Festtages anlangt, so darf man wohl einen Schluß aus Gunthers Forderung ziehen, der da vor seiner Brautfahrt (351) bemerkt, er brauche für sich und seine Reisegefährten (ich selbvierde) je zwölffache Kleidung zum dreimaligen Wechsel am Tage.<sup>2)</sup> Und wie die Herren, so besitzen auch die Herrinnen als vornehme Damen eine reiche Menge teurer Kleider (B. 439, 1; 1210, 1. 2).

Um endlich die Zahl der Festteilnehmer zu illustrieren, möge das Beispiel 270, 1—3 genügen: An einem pfinxtmorgen sah man füregân gekleidet wûnnecliche vil manegen kûenen man, fünf tûsent oder mêre, dâ zer hôchgezit.<sup>3)</sup>

Nun mag freilich richtig sein, daß man zu Hofefesten nicht immer, obwohl gern neue Kleider trägt, denn alle, die da wären die truogen iteniuwe kleit (1307, 4), aber jedenfalls müssen die alten in der sorgfältigsten Weise gereinigt, gesäubert, repariert werden.<sup>4)</sup> Wenngleich das in unserem Epos nur berührt ist (261, 4—262, 1; 262, 4), so steht es ebenso

1) Hartung a. a. D. S. 193, S. 350. 2) B. f. d. Ph. 1887, S. 99.

3) Vgl. Rudrun 175, 4: 1000 Helden, 38, 3: 60000 Mann, 39, 4: 86000 Mann!

4) Hartung a. a. D. S. 193.

fest wie das andere, daß den Mägden überall die niederen Arbeiten wie das Spinnen, Weben, Waschen zufallen<sup>1)</sup>, während die vornehmen Frauen und Mädchen die Kleider selbst zuschneiden, sniden (353,4) und sie mit Borten und Steinen benähen (31,4; 350,2.3; 353,4; 349,3). Von der jungen Kriemhild hören wir z. B., daß sie selbst die Kleider zuschneidet (353,4). Das ist ja auch die wichtigste Arbeit. Dafür wie für viele ähnliche Tätigkeiten bedürfen die Frauen bei den Anforderungen, die man an den guten Sitz der Kleider stellt, großen Geschickes und viel Geschmacks.<sup>2)</sup> Daran werden wir erinnert, wenn wir vernehmen, dō hiez ir juncfrouwen izec meide gān ūz ir kemenāten Kriemhild diu künegin, die zur solhem erke heten groezlichen sin (352,2—4), oder, wie wir in C. S. 55, 6, 2—4 lesen, die vil werkspæhen ze künste hēten grozen sin.

Trotzdem, daß es so viele der fleißigen Hände und alle kunstreich sind, dauern doch die Arbeiten mehrere Monate: Kriemhild eben mit ihren Jungfrauen, die allerdings nicht gerade für ein Hoffest die Gewandung fertigt, kommt erst nach sieben Wochen damit zu Ende (357,3). Das ist begreiflich; denn zu den genannten Schwierigkeiten gesellen sich noch solche die außerordentliche Verschiedenheit und Feinheit der Stoffe wie Kompliziertheit ihrer Gestaltung und Ausschmückung.

Eine ganze Reihe von Stoffen wird uns genannt. Besonders geschätzt ist Gewänderstoff der feinsten Gesellschaft, wenn schon die Dichtung nichts Ausführliches davon berichtet, ist offenbar der sabon<sup>3)</sup>, eine feine Leinwand, die bei den Griechen *σαβωνον*, bei den Römern *sabanum*, bei Goten, Angelsachsen und den Deutschen des 9. Jahrhunderts *sabon* heißt. Dies Haupten wir deshalb, weil man, sobald die Pracht eines Gewandes beachtet werden soll, es mit der Farbe dieses Stoffes vergleicht. Im *sabonizem hemedē*, so hören wir von Brunhilde, si an daz bette gie (84,1).

Nicht weniger wichtig und kostbar, aber viel öfter erscheint die Seide und zwar in mancherlei Arten. Es begegnen uns arabische *siden* in Weiß (53,1; 1763,3), *siden* von *Zazamanc* in Grün (353,2) und solche von *zagouc* (B. 439,2), also von Orten, die ja auch im *Parzival* (1. Buch, 452, 505, 1533 u. 5. Buch B. 305) genannt werden<sup>4)</sup>, *siden* von *Marroch* und von *Lybiān* (355,1) und endlich *siden* von *Ninnivē* (793,1).

Daneben schlägt man auch den Wert der Wollstoffe hoch an; als *hlfchwarze pfelle*<sup>5)</sup> werden sie mit Hermelin gefüttert (356,2.3); ein

1) Hartung a. a. D. S. 347. 2) Ebenda S. 352. 3) B. f. d. Ph. 1887, S. 398.

4) Vgl. Lachmann: Zu den Nibelungen; z. Nr. 333, 2 S. 50 und 407, 6 S. 601

5) Hartung a. a. D. S. 352 allerdings hält den Stoff für Seide, ebenso Leger Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch S. 186; dagegen Bartsch (Anmerk. z. Str. 365, 3)



andermal sind sie gemälet (nach C. genagelte, d. h. bunte, verzierte, gestickte, riche pfelle (1234, 2); oder sie heißen pfelle üz Lybiân (408, 3), lichte pfelle von Arraz (1763, 1. 2), lichte pfelle geworht in Arabin (776, 2); oder röcke ferrans von pfelle üz Arabi (535, 3) stellt man her.

Besonders reich ausgestattete Trachten haben natürlich auch Pelzwerk aufzuweisen, wie hermine vederen (356, 2), Kleider von zobel unt von harme (534, 1), hut von zobeles (893, 3), Gewänder von einer ludemes hiute (895, 1) und bezog von vremder visce hiuten (354, 1).

Vollenden aber können die Pracht und den Glanz der Kleidung erst die Edelsteine wie arabisches Gold (357, 1) oder Steine von India (387, 1). Sie schmücken vor allem die gären (656, 2. 3) (B. 555, 1) des Frauencodes, das sind „keilförmige Zwickel“<sup>1)</sup>, „keilförmige gefälteste Einsätze“<sup>2)</sup> vorn unter dem Gürtel.

Im übrigen zieren die Steine die Vorten des Gewandes (31, 4; 32, 1) und wohl auch neben Perlen und Blumen die Haarbänder, daz schapel, das die jungen Damen tragen, um das gescheitelte Haar zusammenzuhalten und sich zugleich zu pußen. Jedenfalls ist diese Kopfbedeckung ein ziemlich großer kränzenähnlicher Schmuck, denn bei herzlicher Begrüßung durch Kuß muß sie zurückgeschoben werden, sieht man daz schapel rucken (544, 3)<sup>3)</sup>. Mit Edelsteinen, Perlen oder Blumen wird auch das gebende (262, 1; 589, 3; 1599, 3—4) besetzt. Es besteht, der Name sagt es schon, aus Binden, die sich um Stirn, Wangen und Kinn legen.<sup>4)</sup> Vornehmlich verheiratete Damen tragen es.<sup>5)</sup> An seine Herstellung besonders wenden die kunstsin-  
 nigen Hände in der Kemenate allen Fleiß und Eifer (261, 4—262, 1).

Und sind die Arbeiten hier beendet, die Toiletten für Damen und Herren vollendet, dann schickt man zu diesen einen Boten und läßt sie durch ihn zur Besichtigung bitten (B. 368/69). Sie kommen und danken den fürsorglichen Frauen (359, 4) für die neuen Gewänder, die so reich nach ihrem Geschmacke gearbeitet sind (359, 2—4).

Währt es noch einige Tage bis zum Fest, so bringt man das neu geschaffene und Altungeschaffene, nachdem man beides zum Schutz gegen Motten und Staub zusammengefaltet und wohl auch in Tücher geschlagen hat, in Kisten unter, die dann verschlossen, bespart (1209, 4), in der

sieht darin einen feinen Wollstoff! Barden im Wörterbuche seiner Schulausgabe des Nibelungenliedes sogar einen „feinen Baumwollstoff“. Für unsere Auffassung spricht die Verwendung als Mantelstoff (palliolum, pallium = Mantel) und seine Fütterung mit Pelzwerk (356, 2. 3), die doch wohl bei Seide ausgeschlossen ist.

1) Hartung a. a. O. S. 357. 2) Z. f. d. Ph. 1884, S. 397.

3) Ebenda S. 395. 4) Ebenda S. 396.

5) Leipziger Lehrerzeitung 1896/97, S. 363.

Kammern stehen (275, 1. B. 568, 3<sup>1)</sup>); also, wie in England heute noch, nicht in Schränken wie bei uns, bewahrt man die Kleider auf.<sup>2)</sup> Bedürfen später Damen und Herren ihrer, so werden ūz der valde vil richer kleider genomen (262, 4) und ūz den schrinen gesuochet guot gewant (275, 1, vgl. 528, 4; 705, 3 u. a.).

Ganz in analoger Weise wie die Vorbereitungen in der Kemenate der Festburg haben wir uns, wie wir oben gelegentlich anmerkten, die an den Höfen derer zu denken, die zum Feste ausziehen wollen. Nur legt man hier, da eine Reise bevorsteht, alles, besonders die mehrfache Kleidung, in transportable Behälter, nämlich in leitschrine, d. h. Reisefisten, oder in soumschrine, d. h. in Kisten, die auf Lasttiere geladen werden können (488, 2; 722, 1). Sichtlich vermögen nur sehr reiche Gäste darin ihre Gesellschaftskleider mit sich zu führen<sup>3)</sup>, denn das Lied berichtet nur an zwei Stellen davon: Vil der soumschrine man schihte zuo den wegen (722, 1), als Siegfried und Kriemhild samt Siegmund nach Burgund aufbrachen, und Brunhild, ehe sie ihr Land verließ und Gunther nach Worms folgte, sprach: „Nein, durch mine liebe, lät mich erfüllen zweinzec leitschrin von golde unt auch siden, daz geben sol min hant, sô wir komen übere in dez Gunthers lant“ (488, 2—4).

Allein, nicht nur in den Frauengemächern regt es sich lebhaft vor einem Hoffeste, und nicht nur die Damen wetteifern im Fleiß, sondern auch in den übrigen Teilen der Burg und außerhalb ihrer betreibt man die Vorbereitungen ernsthaft, und Männer sind hier tätig.

Wie es Pflicht des Herrn ist, die nötigen Kleider seinen Mannen zum Feste zu liefern, so hat er auch für ihre wie für ihrer Rosse Ausrüstung zu sorgen (vgl. 350, 1092, 1414, 1—3).<sup>4)</sup> In beiden Hinsichten gibt es weniger Neues zu schaffen, als vielmehr alles festgemäß zuzurichten. Es muß das phertgeroite, die glänzende Ausstaffierung der Rosse (530, 4), nachgesehen werden. Das Gold und die Edelsteine an den Zäumen werden gereinigt, damit beides zum Feste in dem ihm eigenen Glanze erstrahle.

Ebenso gilt von den klingenden Bieraten, vielleicht kleinen Schellen, mit denen Zäume und Brustriemen behangen sind. Wir müssen solchen Schmuck annehmen, denn nach M. Schwarze<sup>5)</sup> heißt es in Jh 531, 7: diu Zunel (an den Brustriemen) gâben schal; und 1245, 3 gehen Pferde mit klingenden zoumen. Die seidenen Brustriemen, sidinin vürbüege, wie sie 75, 2 heißen, die die Mode möglichst schmal wünscht (B. 571, 3. 4), möchte man erneuern, vor allem aber die kostbaren Sättel — die der burgundischen

1) Hartung a. a. D. S. 349.

2) Z. f. d. d. Unterr. 1893, S. 331.

3) Z. f. d. Ph. 1884, S. 419.

4) Hartung a. a. D. S. 350.

5) Z. f. d. Ph. 1884, S. 416.

Damen sind hêrliche setele von rôtem golde gar (530, 2) — in Ordnung bringen und die Schemel, die, um die Pracht noch zu erhöhen, gleichfalls aus Gold hergestellt wurden, und deren sich die Damen bedienen, wenn sie das Roß besteigen (537, 3. 4), sorgfältig säubern. Diu guoten satelkleit, das lange bis auf die Hufe der Pferde herabwallende Satteltuch<sup>1)</sup>, die nach 741, 2. 3. aus pflle gefertigt werden, ersetzen die alten.

Auch das gewant oder gewaete des Ritters, hier beide Wörter im Sinne von Bewaffnung genommen (L. 1684, 2. 3. B. 80, 2) — im übrigen bedeuten sie trotz ihrer verschiedenen Abstammung, wie Matthias darlegt<sup>2)</sup>, gleichwertig dreierlei: nämlich 1. die Kleidung allein, oft im Gegensatz zur Bewaffnung, 2. alles, was man auf dem Leibe trägt, Schmuck und Bewaffnung eingerechnet, 3. die Rüstung, Bewaffnung im Gegensatz zur Kleidung —, also gewant und gewaete in dieser letzten Bedeutung harri der Durchsicht und vielleicht der Erneuerung; denn mit neuen Schilden gerieht man aus (81, 3). Sie machen selbstverständlich auch frische schiltvezzel nötig. Im gewöhnlichen Falle will das nicht viel sagen, denn dann ist ein solcher schiltvezzel nur ein einfaches Lederband<sup>3)</sup>; dagegen sehen wir ihn an Brunk- und Festschilden als eine kostbare Vorte, die reich mit Edelsteinen besetzt ist. Der vrouwen, nämlich Brunhildens, schiltvezzel ein edel porte was. Dâr ûffe lügen steine grüne sam ein gras. Der luhte maniger hande mit schine wider daz golt, so lesen wir 415, 1—3, und Hagen, dem das Ruder gebrochen, hand es mit einem schiltvezzel, daz was ein porte smal (1504, 4—1505, 1). Solche Schilde mit neuen Riemen zu versehen, kostet Arbeit und erfordert Kunstjinn. Einfacher ist es, die alten Schilde, die vom letzten Kampfe her noch defekt sind, zu untersuchen und zu sehen, ob daz schiltgespenge (213, 1) noch den Rand des Schildes bewahrt und die Edelsteine in voller Zahl enthält (2149, 2. 3), ob der buckel, selbst noch fest, sicher das buckelris zusammenhält (416, 1) (36, 2).<sup>4)</sup> Nicht minder gewissenhaft wird die übrige Rüstung, wie Schwert, Ger, Lanze, geprüft und vervollständigt. Doch davon hören wir unmittelbar gar nichts, mittelbar äußerst wenig, und das soll später gelegentlich erwähnt werden.

Die Vorkehrungen für das Fest ziehen auch hohe Kronbeamte in Mitleidenschaft. Sie sind mit Arbeit überladen (B. 563, 1. 2). In unserer Liebe steht allen voran Rumolt, der Küchenmeister (10, 1) (1458/59). Sein Amt, das sich von dem des Truchsessens abgezweigt hat, stellt ihm die Aufgabe, selbst und im Verein mit den Küchenknechten, seinen Untertanen (900, 2; 720, 1. 2), die Speisen zu beschaffen und vor allem ihre Zu-

1) Rudrun 15, 2. 3.    2) J. f. d. Ph. 1883, S. 474.    3) Hartung a. a. D. S. 434.

4) Schulz: Hofisches Leben<sup>2</sup> II, S. 84/85.

Bereitung zu überwachen, was ja bei der Unzahl von Gästen und bei der Höhe ihrer Anforderungen nicht leicht sein mag.

Ein nicht weniger mühevolltes Geschäft liegt Sindolt, dem Schenken, ob (11, 3; 905, 1). Ein großer Vorrat von Getränken muß unter seiner Aufsicht im Keller aufgespeichert werden. Wein natürlich herrscht darunter vor (38, 3), obwohl auch der Met sich behauptet (125, 4; 392, 1; 627, 2; 1127, 2. 3; 607, 3; 1750, 2—4). Das Weinlager ist reichhaltig, denn wir finden dort Rheinwein (369, 1; 1127, 3. 4), österreichischen Wein, nämlich win uzer Medilicke oder Melker Wein (1268, 2), auch moráz (1750, 3), d. i. vinum moratum, saurer deutscher Wein mit Zusätzen von allerhand Kräutern, Gewürzen und Früchten<sup>1)</sup>, endlich auch lütertranc (473, 1), d. h. Weiß- oder Rotwein mit wohlriechenden und scharfen Kräutern, frischen sowohl wie gedorrten, angemacht (a. a. O. S. 360).

Der kameren und der slüzel pflegt der Kämmerer, am Wormser Hofe Humolt (B. 531, 2; 1383, 3; 483, 1; 484, 1; 1072, 3). Sein Amt ist zwar beschwerlich, denn er soll alle Gäste, wenn sie vom Feste gehen, beschenken und muß darum fleißig Schätze sammeln, aber auch dankbar, denn er verschafft sich und seinem Herrn dadurch Ehre, Ruhm und Freunde (1338, 3). Indessen nicht nur füllen soll er die Räume. Er hat auch solche freizuhalten, in denen er die Rüstung der Gäste bis zur Abreise verwahren kann (vgl. 1684).

Von allen Hofämtern wird das des Truchjessen von den Festvorbereitungen am wenigsten betroffen. Am Burgunderhofe bekleidet es Ortwin von Metz (11, 2; 504, 1. 2). Er leitet im Einverständnis mit dem Kämmerer und dem Schenken nur die Arbeiten im Festsaale und auf dem Festplatze (719, 3). Allerdings gibt es hier viel und Wichtiges zu tun (719, 3). Eben darum führen so hohe Würdenträger die Oberaufsicht. Der Festsaal und die Wohnräume werden geschmückt (527), indem man die Wände mit prächtigen Teppichen behängt, den Fußboden mit Blumen bestreut.<sup>2)</sup> Dann setzt man Tische, Bänke und Stühle hinein und errichtet so das gesidole (559, 1; 719, 3). Da unmöglich alle Gäste darin unterkommen können, so werden auch im Freien Tafeln und Sitze, womöglich unter herrlichen Zelten, aufgeschlagen, dazu große Tribünen für die Zuschauermenge bei Festspielen (260, 3; 263, 1; 551, 3; B. 605, 1 hergesidole). Der Festplatz liegt natürlich in der Nähe der Burg (260, 3; 504, 2; B. 563, 3).

Freilich die Unmenge der Gäste will nicht nur tags untergebracht sein, sondern auch nachts ihre Ruhe haben. Darum bemüht sich der Marschall, Serbergen in der Burg oder in der angrenzenden Stadt herrichten zu lassen

1) Hartung a. a. O. S. 359/60.

2) Vartsch: Nibelungenlied Anmerk. 3. Str. 565, 1.

und alles für eine gute Verpflegung zu tun (743, 3; 743, 2—4). Guot gemach für Mann und Roß zu schaffen, ist sein Ziel.

Bald ist an allen Ecken und Enden das Fest auf das glänzendste vorbereitet. Da finden sich auch schon die Vorboten der Gäste, die varnden (42, 1), die varnde diet (39, 2) ein, ein Zeichen, daß die höchgezeit sehr nahe. Sie wollen, Gaukler und Spielleute<sup>1)</sup>, diese verschönen helfen (751, 1900, 1), in erster Linie aber ihre Taschen füllen (634, 3). Darauf freuen sie sich im voraus, wie die Bewohner der Burg die kommenden Herrlichkeiten höchst freudig erwarten; so freudig, daß darüber selbst die Kranken ihre Schmerzen vergessen (268). Bereits erscheinen die Boten, durch die befreundete oder verwandte Gäste ihre Ankunft melden lassen (725, 1) (507/08). Jetzt heißt es zum festlichen Empfang fertig sein.

#### IV. Der Empfang der Hoffestgäste.

Es scheint, daß die Gäste, was ja auch sehr vernünftig ist, am Tage vor dem Hoffeste in der gastlichen Burg eintrafen (1754, 1 verglichen mit 2023, 11).<sup>2)</sup> Nachdem durch ihre Boten bekannt ist, sie seien im Anzuge, sendet auch der Wirt solche aus, auf die zu warten, die ihm da wolden komen (528, 1—3).

Unterdessen entfalten die Damen die größte Pracht, indem sie ihre Galakleidung<sup>3)</sup> úz der valde hervorjuchen, sie anlegen und sich schmücken (528, 4; 532; 650; 728; 1593; 262, 4; 265, 4). Für die Ausstattung ihrer Pferde sorgen die Ritter. Sie lassen die köstlichen Sättel und das übrige glänzend ausgestattete Reitzzeug kommen, dazu die goldenen Schemel holen, die den Frauen die Besteigung der Rosse erleichtern sollen, und die zu diesem Zwecke auf Teppichen aus pfelle, welche auf der Erde ausgebreitet sind, aufgestellt werden (530/31; 531, 3. 4).

Knappen tragen Schilde und Speere herbei, damit man auf dem Zuge, der die Gäste einholen will, Kampfspiele veranstalten kann (537, 4). Währendem sind Boten zurückgekommen und haben die unmittelbare bevorstehende Ankunft der Fremden gemeldet (529, 1. 2). Frauen, die den Fenstern oder an den Binnen der Burg gestanden und ausgescha haben, bestätigen diese Botschaft (242, 1634).

Nun ist es Zeit, zum Zuge zusammenzutreten. Dieser Festzug, welchem, der Wirt an der Spitze, mit rauschendem Festgepränge<sup>4)</sup> d

1) B. f. d. Ph. 1887, S. 410. — Allerdings nur bei Siegfrieds Schwertleite (f. o. und Gunthers Hochzeit (634, 3) werden die Spielleute erwähnt, wenn wir vom spilem Völker und den beiden videlaeren Wärbel und Swemmelin an Etzels Hofe, die Basallen sind, absehen (1768, 3; 1347, 3. 4; 1901, 1).

2) Hartung a. a. O. S. 193. 3) Kettner: Pr. S. 19. 4) Ebenda S. 4.

Festgästen entgegengegangen wird, ist einer der Hauptmomente des ganzen Hoffestes. Wie der Wirt sonst durch sein Entgegenkommen den Gästen eine Ehre im Kleinen erweist, so liefert er auch, wenn er mit zahlreichem und prächtigem Gefolge, vielleicht gar zu Roß, ihnen weit entgegenzieht, den Beweis seiner Hochachtung und Liebe, seiner Freude über ihren Besuch. Hierin hat es seinen Grund, warum Gunther an Kriemhild die Aufforderung ergehen läßt, so reiche geste wohl zu empfangen<sup>1)</sup> (524, 1—3; 1240, 3. 4; 1241, 1; 726—30). Nur Ezel macht, als ihn die Burgunden besuchen, eine Ausnahme. Er läßt sich an der Spitze jenes Zuges durch Dietrich (1656), allerdings durch einen seiner vornehmsten Gefolgsmannen, vertreten und begrüßt die Gäste erst im Saal (1746). Vielleicht wollte der Dichter durch eine solche Gestaltung des Empfanges die Macht des Hunnenfürsten darstellen, die es nicht nötig hat, einem weniger Gewaltigen entgegenzuziehen.<sup>2)</sup>

Die Frauen brauchen sich nicht an dem Empfangszuge zu beteiligen, sondern können zurückbleiben, um dann vor oder in der Burg die Gäste zu begrüßen, wie es Kriemhild gegenüber ihren Verwandten tut (1675); in der Regel jedoch begleiten sie den Fürsten mit ihrem reichen Gefolge auf prächtig geschmückten Rossen reitend, die von Rittern geführt werden (537, 1248, 2—4). Die Hofdamen schließen sich dann der jungen Herrin an (532, 540), und die Ritter sammeln sich um den Fürsten (729, 1. 2), soweit sie nicht jenen Führerdienste zu leisten haben. So ziehen Ute und Kriemhild dem mit Brunhild heimkehrenden Gunther entgegen (539 ff.) und später dieser und seine Gemahlin den Herrschaften von den Niederlanden (729 ff.). Beide Male erscheinen die Frauen auf den Wunsch des Fürsten (503, 726), weil ihre Gegenwart beim Empfang die Stimmung erhöht und die Gäste ehrt. Kriemhild allein wird von Herrät und sieben Königstöchtern erst in Ekelburg begrüßt (1320/21). Dagegen kommt Ezel ihr als seiner Braut die große Strecke von seiner Residenz bis Tula<sup>3)</sup> entgegen (1281, 1301, 2) und erweist seiner künftigen Gemahlin so eine besondere Ehre. Ja, seine Mannen hat er bis an die Grenzen seines Landes, bis in die österreichische Mark seines Reiches, reiten lassen, damit sie ihr zunächst bis Tula das Geleite geben können (1276).

Von Worms aus reitet man den Gästen, die zu Schiffe kommen, bis zum Ufer des Rheins, an den sant (524, 3), entgegen.<sup>4)</sup> Offenbar nach der Ehre, der Freundschaft, die man jemandem zu erweisen gedenkt, richtet sich die Länge der Strecke, die man Gästen entgegenzieht. Ähnliche Bedeutung hat die Größe des Gefolges, um so mehr, als diese selbst nicht ohne

1) Kettner S. 19. 2) Hartung a. a. D. S. 193.

3) Jarnde: Beiträge z. Erkl. u. Gesch. d. Rib., S. 198. 4) Kettner: Pr. S. 20.

ein solches zum Feste kommen, wie z. B. Siegfried und sein Vater mit 1200 Reden (nach 746; aber nach 703/04 nur mit 1100) in Worms erscheinen, und die Nibelungen zu der Hoffahrt nach Etelnburg 60 Reden, 1000 Ritter und 6000 Knechte (1587) aufbieten.<sup>1)</sup> Wohl alle Empfangsfolge in unserem Epos werden durch das übertroffen, was Etel vorangeht und ihn umgibt, als er seine Braut einholt (1278—87). Dem Groß voraus marschiert hier wie 725, 2—4 ein Vortrab. Scharen von Riuzen, Leute von Kriechen, der Poelân und der Vlâche, Ritter von dem lant ze Kiewen, wilde Pekenaere (Petschenegen) eröffnen ihn. Dann folgt das Jugesinde Etels, nämlich 24 Fürsten, von denen sechs in Gruppen von drei und drei genannt werden. Allen voran stehen drei östliche Helden mit ihren Völkern: Ramunc, Gibeche und Hornboge; hinter ihnen kommen drei westliche Helden mit ihren Scharen, unter denen Thüringer und Dänen sich befinden: Hâwart, Irinc und Irmfrit.<sup>2)</sup> Erst ihnen folgt Etel in Begleitung von Bruder (Bloedelin) und Freund (Dietrich). Die Anordnung des Zuges also schon darf ihre Wirkung nicht verfehlen, muß den festlichen Charakter wahren. Daraus erklärt sich auch der Umstand, daß, wenn die Zahl der Gäste außerordentlich groß ist, sie in gemessener Entfernung von der wirklichen Burg ein Zeltlager aufschlagen, um darin alles noch einmal zu ordnen, um so in schöner Ordnung einziehen zu können. Dietrich findet z. B., als er an seines Herrn Statt den Burgunden entgegenreitet, diese, wie sie sich auf einem Felde lagern (1657).

Schließen wir uns aber einem Empfangszuge an, der durch die Beteiligung der Frauen und Jungfrauen besonders festlich gestaltet ist (B. 568—603; B. 781—86). Sie sitzen wie die Ritter hoch auf Rossen (540, 3), die, was schon beiläufig gesagt wurde, von Rittern geleitet werden (B. 579, 3; B. 582, 1—3). Diese Dienstleistung gereicht den Betreffenden zur besonderen Ehre und macht sie zu einer Art Ehrenwache.<sup>3)</sup> So zieht man geselleichen, d. h. paarweise dahin, indem jede Dame von einem Gliede derselben begleitet so so grözem antpfange reitet (B. 583). Das gesellen entspricht, darauf hat Hildebrand hingewiesen<sup>4)</sup>, der höfischen Sitte allenthalben. Zum Beispiel bei dem eigentlichen formalen Empfange der Burgunden an Etels Hofe, damit wir das gleich hier abtun, wie es ze hove, zur „großen Cour“, in den Palas geht (1746, 1), heißt es 1741, 4

1) Kettner: Pr. S. 18 Anmerkg. weist darauf hin, daß diese drei Klassen des Gefolges auch 76, 1; 1744, 1513 unterschieden werden, und hält die Reden für das nähere Gefolge des Fürsten.

2) Vgl. v. Muth: Exkurse z. d. Nibelungen S. 72 z. Str. 1286. Diese Ziffer ist übrigens falsch, denn es kommen die Strophen 1283—87 in Frage.

3) Kettner: Pr. S. 20. 4) Hildebrand: Gef. Auff. u. Vorträge, S. 41.

bis 1742, 4: „Jedem der drei Könige gesellt sich ein Fürst von Eghels Hof zu, um ihn vor den König zu führen, und die Paarung geschieht mit genauer Rücksicht auf Würde und Rang der Gäste; auch paßt nichts besser, als daß Rüdiger gerade seinen Schwiegersohn führt“ (a. a. O.); „das Führen geschieht übrigens an der Hand, nicht am Arme wie jetzt, denn letztere Sitte ist erst spät eingeführt, aus Frankreich, wie es scheint, sie ist dem niederen Volke noch heute ein fremd und vornehm gefühltes Ding; die Bauern führen sich noch jetzt an der Hand, wie die Kinder, und auch bei Hofe ist die alte Sitte noch in Kraft, wo sich in gewissen Fällen fürstliche Personen bei der Hand führen. Doch schon im 16. Jahrhundert kommt vor, schon bei Kaisersberg (Evangelien 1537, 141 b) „einen unter den armen faeren“ (a. a. O. Anmerk.). Nur Volker und Hagen nehmen an der oben erwähnten Paarung nicht teil, swie iemen sich gesellet und auch ze hove gie (1743, 1); sie ziehen vor, sich nicht zu trennen, d. h. sie sind sich selbst die Gesellen (1942, 3). Sind es hier Ritter, die sich gesellen, so sind es in anderen Fällen Frauen, in dem unseren aber, auf dem Empfangszuge nämlich, gehen je ein Ritter und eine Dame zusammen, ein Anzeichen des Minne- oder Frauendienstes, den wir noch weiterhin sich geltend machen sehen werden.<sup>1)</sup>

Während ein Teil der Ritterschaft auf dem Wege diesem sich widmet, ergeht sich der übrige neben dem eigentlichen Zuge her in Waffenspielen. Kriemhild zu Ehren wird auf der Strecke vor der Burg nach den Schiffen buhartiert (541; vgl. 1246!). Die jungen Helden wollen den Frauen ihre Geschicklichkeit zeigen und sie zugleich unterhalten durch solche Spiele. Wir werden auf diese, da sie neben dem Prunk der Ausrüstung, der Pracht der Kleidung und dem festlichen Empfang ein Glanzpunkt der Hoffeste sind, ausführlich zurückkommen.

Als Gunther mit seinen Mannen landet, wird der buhurt besonders lebhaft geritten (542, 2—4). Darum sagt der Dichter: hey waz starker seeste vor den vrouwen brast; man hört dâ hurteclichen von schilden manigen stöz; hey was richer pukeln vor gedrange lûte erdöz! (542). Ebenso lebhaft wetteifern die wilden Völker Eghels, ihre Kunst im Reiten und Bogenschießen (1280, 3. 4) zu zeigen, als ihre Königin Kriemhild naht.

Kommen die Gäste nicht, wie Gunther und Kriemhild, zu Schiffe, sondern zu Lande der Festburg nahe, so veranstalten auch sie neben dem Ordnungsgemäßen Zuge Reiter Spiele (1246). Diese dauern auf beiden Seiten so lange, bis die Reitercharen der Gäste auf die des Wirtes stoßen, und erreichen damit zugleich ihren Höhepunkt<sup>2)</sup>; denn vil der trunzane

1) Z. f. d. Ph. 1885, S. 239.    2) Z. f. d. ö. T. 1885, S. 297.



sieht man ze berge gân von der recken hende mit ritterlichen siten (1247, 2—4). Unterdessen sind auch die beiden Züge aneinander herangefommen. Die Waffenspiele werden abgebrochen, und die Begrüßung beginnt (1248).

Ritter steigen eilig von den Rossen und heben die Damen von den maeren, von den satele uf den sant oder uf daz graz (541, 4; 655, 2; 735, 2. 3; 1251, 4). So tut auch ihr beider Gesinde. Zu Fuß geht man den Gästen feierlich entgegen, um sie zu begrüßen. Dabei entbieten die Ritter wieder den Frauen ihre Dienste. Die Etikette verlangt, daß, wenn diese überhaupt öffentlich auftreten, jede von ihnen entweder je zwei Ritter (1252, 1. 2) (1290, 1. 2), und das gilt mindestens für die Königin (1252, 1. 2) (1290, 1. 2), wîsen (1296, 4), fûeren. (357, 2), oder wenigstens ein Ritter einer Dame an die Hand geht (294, 4). Gäste wie Einheimische haben diese Sitte in gleicher Weise zu beachten. So kommt man sich also zu Paaren oder zu dritt einander an der Hand fûhend wie in einem Reigen entgegen und begrüßt sich (547, 548, 1. 2; 736, 4; 737, 1—3; 1255, 1. 2).

Die Vollziehung des Aktes ist wichtig und entspricht nicht bloß den Neigungen des Herzens und den Geboten der Sitte, sondern vor allem den Regeln des höfischen guten Tones.

Darum erteilt oftmals der Herrscher vorher bestimmte Anweisungen (480, 4; 726, 2—4; 1653, 3. 4; 1591, 2—4 und 1592, 3. 4); und der Dichter bemerkt nicht nur einmal nachdrücklich, daß der Empfang allen Anforderungen entsprochen hat (730, 734, 1378, 2. 3). Im allgemeinen geschieht daz grûezen schône (1603, 4; 1746, 4), gezogenliche (1379, 1), gûetlich (1248, 1. 2), minneclich (1393, 3), mit liebe (1259, 4); ist der Gruß ein höher (1754, 3), wird man empfangen wol (1122, 3) oder gûetlich (1166, 2), ja minnecliche (1259, 2), wird der entpfanc mit êren getân (1123, 4), wird beim Gruße gesprochen zûhtecliche (398, 2) oder gûetliche (516, 4), selbst minnecliche (732, 2).<sup>1)</sup>

Im besonderen ist selbstverständlich, daß zuerst Gast und Wirt, Wirtin, oder beider Vertreter sich bi henden vangen, nemen. Nahestehenden Personen genügt diese Einfachheit des Grußes nicht. Sie empfangen sich mit Umarmung und Kuß, so Kriemhild ihre künftige Schwägerin Brunhild (544, 546, 1) und Ute diese als ihre Schwiegertochter (546, 4; vgl. 654, 1—3; 1675, 3. 4). Freilich scheint der Kuß nicht immer Ausdruck der Herzensneigung zu sein, sondern sehr oft vielmehr Gesellschaftsform, vorzüglich unter Frauen (548, 2; 737, 2. 3; 1252, 4), oder eine besondere Ehrung des Höherstehenden, wohl auch des Gleichgeordneten, wenn er von

1) Kettner: Pr. S. 11. 12.

Frau und Tochter des Wirtes gewährt wird. In diesem Sinne verlangt Rüdiger (1591) in sorgfältiger Unterweisung, daß Gotelind und ihre Tochter die drei burgundischen Könige und deren vornehmste Gefolgsmannen, wie Hagen, Volker, Dankwart, küssen — das mag einem jungen Mädchen einem alten Haudegen gegenüber nicht immer leicht werden —<sup>1)</sup> und die übrigen nur willkommen heißen. Und eben er rät später Kriemhild, eine Anzahl von Ehels Reden, die er bezeichnet, durch einen Kuß zu ehren (1292).

Aber der Gruß ist nicht allein Händedruck, nicht allein Umarmung und Kuß, sondern auch Anrede. Sit willekomen, ruft man dem Gast, selbst wenn er ein gefangener Feind ist, gewöhnlich zu (245, 1; 517, 1) her in ditze lant (398, 1) (545, 2; 732, 3; 1748, 1) und schließt daran irgendwelche liebenswürdigen Phrasen (sprüche minneeliche heißen sie im Biterolf (857).<sup>2)</sup> 732, 3—4 bewillkommt Gunther seinen Schwager Siegfried so: nu sit mir grôze willekomen unt all den vriunden mîn, der iuwer hovereise sul wir hôhgemuote sîn; und 545, 2—4 spricht die junge Kriemhild zu der Stensteinerin: ir sult zur disen landen uns willekomen sîn, mir unt mîner muoter unt allen die wir hân der getriuwen friunde (vgl. 1253, 3—4; 1751/52 usw.).

Auf die wohlwollende Begrüßung hin danken die Gäste, indem sie sich verneigen (545, 4; 737, 2; 1350, 1; 1597, 1) und nicht selten eine der Anrede entsprechende Gegenrede an die Begrüßenden richten, denn Kriemhild, die von Gotelinden empfangen worden ist, hören wir 1254 sagen: Nu lôn in got vil edele Gotelint; sol ich gesunt beliben unt Botelunges kint, ez mag in komen ze liebe daz ir mich habet gesehen.

Haben sich die Fürstlichkeiten empfangen, so begrüßen sie die Glieder ihres Ingesindes (736, 4—737, 3), und diese werden von jenen im allgemeinen willkommen geheißen (654, 4; 1293, 3. 4).

Die jüngeren Ritter haben schon während der Begrüßungsszene ihre Ritterspiele wieder aufgenommen. In Scharen stellen sie sich gegenüber und jagen mit weitgemessenem puneiz gegeneinander. So erzählt 1293: Al die wile und Etzel bi Kriemhilde stuont, dô tâtên dâ die tumben als noch die liute tuont: vil manigen puneiz rîchen sah man dâ geriten; daz tâtên kristen helde und ouch die heiden nâch ir siten.

Bald sehen wir alles, auch die Gäste, wieder auf den Pferden (552); und nun geht es der festgeschmückten Burg zu (738, 1). Die Reiterschauspiele erneuern sich auf dem Wege dorthin zu Ehren der Gäste, zum Vergnügen der Jungfrauen (738, 2—4) und werden insbesondere bei Ankunft vor dem Burgtor eifrig betrieben (740, 1. 2). Der Wirt läßt hier eine

1) Hartung a. a. D. S. 373. 2) Kettner Pr. S. 8.

Zeitlang halten, damit alle den schönen Anblick zu genießen vermögen (740). Da geht in die stunde mit grözer kurzweil hin (740, 4). Dann reitet man in die Burg ein. So gestaltet sich der Empfang z. B., als die von den Niederlanden zum Hoffest kommen.

Jedoch nicht immer verläßt man den Empfangsort so schnell. Ist er ein grüner Plan<sup>1)</sup>, eine blumige Au<sup>2)</sup> an einem Flusse (504), so hat der Wirt dort Zelte errichten lassen (551, 3). Er und seine Gemahlin brechen nach beendigter Begrüßung dorthin auf und nehmen in den „Hütten“ Platz. Die Frauen und Jungfrauen, die zusammengetreten sind, folgen beiden unter der Führung der Ritter (551, 3. 4; 1245, 4 und 1296).<sup>3)</sup> In solcher Weise verzögert man den Rückzug zur Stadt auf dem Wormser Felde, als Gunther und Brunhild einziehen. Kaum haben sich die Damen in den seidenen „Hütten“ (551, 3) niedergelassen, da ordnen sich die Ritter zu Scharen, um von neuem im Reiterpiel zu kämpfen, sei es, einen buhurt zu treiben oder eine tjoste zu nehmen; die Gäste natürlich beteiligen sich daran (554, 552; 552, 1). Sie alle wollen das Lob der Frauen erwerben und ihnen zu gefallen suchen, schauen diese doch von den Zelten aus zu und bewundern die ritterlichen Künste (553). Und wirklich, ein solcher buhurt<sup>4)</sup> gewährt ein reizendes Schauspiel. Zwei gleichgroße Scharen zu Roß, die in einiger Entfernung voneinander Aufstellung genommen haben, reiten gegeneinander, nachdem jede sich zu einem Gliede, zu einer Reihe eng zusammengeschlossen hat (1878, 3). Die Stärke einer jeden ist verschieden, doch bei Festen meist beträchtlich. 553, 4 führt Siegfried auf der einen Seite der Nibelunge tūsent waetlicher man an; und 1871, 1 reiten 600 degene Dietrichs wie 1813, 2 die 300 Mannen Rüdegers einen Buhurd. Es scheint nach den eben zitierten Stellen, besonders nach der ersten, daß bei einem solchen Spiel, falls sich verschiedene Völker oder Volksstämme daran beteiligen, die Angehörigen eines solchen beisammen in einer Rotte bleiben (1811 ff.). Dies ist, wie Hartung (a. a. D. S. 216) richtig bemerkt, abgesehen von anderen Umständen schon deshalb notwendig, weil bei den einzelnen Völkern auch der Buhurd, wenn schon im ganzen übereinstimmend, so doch mit einigen Abweichungen geritten zu werden pflegt, wie es 557, 2 heißt: nāch des landes siten, in C aber genauer: nāch ir lande siten (vgl. 1293, 4; 1809, 3). Worin freilich die Verschiedenheiten bestehen, sagt uns das Nibelungenlied nicht.

1) Hartung a. a. D. S. 257. 2) B. f. d. Ph. 1887, S. 404. 3) Kettner: Pr. S. 23.

4) buhurt, behurt, ft. m., mlt. bohordicum, altfrz. bohort. Müller-Barnde (mhb. Wörterbuch I, 735, 2—736, 1) und Veger (Handwörterbuch I, 379, 2; dazu I, 1398, 1. 2) halten das Wort für ein durch bu verstärktes hurt (frz. heurt, mlt. hurdus = Bock, das stoßendes Loßrennen bedeutet).

Sind bereits dadurch die einzelnen Gastgruppen für die Zuschauer voneinander geschieden, so noch mehr durch die Kleidung, denn es ist nach 683, 1—3 wahrscheinlich<sup>1)</sup>, daß die Mannen, die zu einem Hofe zählten, in gleichen Farben und in gleichem Schnitt erschienen. Der Lehnherr nun führt seine Vasallen wie in den Krieg, in die Schlacht, so auch in das Spiel, in den *bahurt* (533, 2—4; 1811, 1—3; 1813, 1—3). Das Hauptkontingent stellen selbstverständlich die Ritter, weshalb man für das Spiel einfach auch ritterschaft sagt (260, 1; 580, 1; 753, 3; 1246, 3). Aber auch die Edelknaben nehmen teil (36, 1; 750, 2—4; 1293, 2. 3). Bei dem ganzen Spiel ist die Hauptsache lediglich das *hurten*, das stoßende Anrennen. Die beiden Scharen beginnen im Trabe zu reiten, gehen dann in den Galopp über und stoßen in Karriere aufeinander.<sup>2)</sup> Der Zusammenstoß in dem rasenden Reitempo heißt *puneiz*<sup>3)</sup> (738, 4; 1293, 3). Er ist in vielen Fällen rich genannt, weil die Steigerung des Angriffes und die Wucht des Zusammenpralles einen wunderbaren Anblick bietet, Lanzen und Speere zerplittern da, obwohl aus Eschenholz (537, 4), an den schirmenden Schilden, und die Stücke<sup>4)</sup> (*tronzäne*, aus dem frz. *tronçon*) fliegen hoch in die Luft und weit herum (36, 2. 3; 542, 2; 596, 4; 1247; 1294, 2).

Die Reihe, die festen Zusammenschluß in sich nicht wahr, wird zurückgedrängt oder überritten; stehen beide Kotten unerschüttert fest gegeneinander, so entsteht ein Gedränge, insofgedessen am Ende der schwächere Teil zurückgedrängt zur Seite weichen muß oder beide Linien durcheinander hindurchreiten, um sich von neuem zu formieren und in entgegengesetzter Richtung das Spiel zu erneuern.<sup>5)</sup>

Dieses zweite Rennen heißt die *widerkêre* (552, 3). Siegfried reitet hier mehrere solche (552, 2. 3). Vor jeder werden den Rittern neue Speere, Lanzen und, wenn notwendig, Schilde gereicht. Obwohl jene ohne Eisenspitze (36, 129, 307, 542, 814), also nur Schäfte sind, da ja die Reitenden ohne Harnisch, nur mit Helm und Schild ausgerüstet zum Kampfe antreten (752, 4; 1813, 3), so werden doch auch Schilde durchbohrt schon durch die Macht des Stoßes (1294; 1315, 2. 3; 1876, 4)

1) Nach dieser Stelle werden die Mannen Gunthers an Siegfrieds Hofe an ihrem Äußeren als Boten aus Burgund erkannt; das kann doch zunächst nur an Farbe und Schnitt der Kleidung möglich sein. Vgl. Hartung a. a. D. S. 350.

2) Hartung a. a. D. S. 214 hält das für wahrscheinlich.

3) ft. m.; afrz. *poingneis*, *pougneis*; verb.: *poinder* = lat.: *pungere* = stechen; afrz. auch: „das Roß antreiben.“

4) Kluge: Etymolog. Wörterbuch: *stücke* = Zerhauenes.

5) Hartung a. a. D. S. 214.

und Lanzen wie Speere, wenngleich aus Eschenholz gefertigt, zerbrochen, daß der Kampfplatz von Splintern besät ist. Die Hauptanstrengung trifft, wenn einige widerkêren geritten sind, die Kofse. Unter der Last der Reiter und Brunkdecken beginnen sie bei der schnellen Gangart zu schäumen, daß der Schweiß durch die Satteldecken dringt (1819, 2. 3, daz durch die kovertiure der blanke sweiz dô flöz). Dazu kommt der Staub, den sie aufwirbeln, als ob das Erdreich in Flammen aufgehe (552, 3. 4; 731, 4). Dadurch und in Folge möglicher Hitze wird selbst den Rittern der Buhurd, der sonst nur angenehmes Spiel, kurzwile (752, 1; 307, 2; 753, 3) ist, zur wirklichen Arbeit (1296, 3). Freilich kann es bei Ungeschicklichkeit des Reiters und etwaigem Straucheln des Rosses (1833, 4) gefährlich ablaufen, wenn der Stoß, durch einen der beiden Umstände veranlaßt, die rechte Stelle verfehlt und den Gegner so tödlich verletzt (1832 ff.). Benützt doch Volker das Straucheln des Pferdes, um scheinbar ohne Absicht einen reichen Hunnen zu töten (1832 ff.).

Unser Buhurd jedoch verläuft ohne Zwischenfall. Bald macht der Wirt dem Treiben ein Ende, indem er in freundschaftlicher Weise einen Hofbeamten bittet, das Spiel endigen zu lassen, um die Frauen nicht allzu sehr mit Staub zu bedecken (554; 1299, 1). Nachdem die Ritter von dem Pferde gestiegen, die die Knappen bis zum Aufbruch in die Burg überwachen (B. 599, 1. 2), gehen sie ebenfalls in die Zelte, damit sie sich in der Gesellschaft der Damen ergözen (B. 599, 3. 4; B. 600, 1. 2. 3. 4), sich mit ihnen unterhalten (kurzwilen: 555, 2; vgl. 130, 2; 1299, 3). Dabei vergessen sie alle Mühe und Gefahr (442, 3—4), und mancher junge Recke möchte für die Seligkeit, die ihm der Anblick süßer Frauen gewährt, und die Ehre, von ihnen eines Blickes gewürdigt zu werden, nicht ein mächtiges Königreich eintauschen (276).<sup>1)</sup> Im Verkehr übt man fleißig die zuht (576, 1), die tugent (2904; 440, 1; 919, 1; 1648, 2), daß er zühtliche (298, 3), gezogenliche (1379, 1) sei. So vertreibt man sich gegenseitig die Zeit, bis der Abend naht mit seinen kühlen Lüften (556, 1. 2).

Bei Sonnenuntergang macht sich die Gesellschaft auf, die Burg zu erreichen (556, 3.) Auch auf dem Ritte dorthin sieht man die Recken in

1) Wenn auch diese Strophe jüngeren Datums ist und den Minne- und Frauen- dienst in schönster Blüte, damit aber auch zugleich in seiner inneren Verworfenheit zeigt, so zieht sich doch die kulturgeschichtlich interessante Erscheinung durch das ganze Epos hindurch und tritt besonders an unserem Gegenstande hervor. Der Dichter muß darum in der Kunst des Minnefanges unterrichtet und mit den Lyrikern bekannt gewesen sein, wie ja Kettner das an den einander so ähnlichen Formeln, die im Epos wie bei den älteren Lyrikern vorkommen, nachzuweisen versucht hat („Die österr. Nibelungenlied.“ S. 46, 59).

Kampffpielen wetteifern (557, 1. 2). Endlich am Ziele angelangt, verlassen die Helden ihre Pferde, um auch hier wieder die Frauen von den Rossen zu heben und in die wirtlichen Räume zu führen (557, 4).

Den Gästen schafft man zu allererst gemach (742, 1; 1258, 3. 4). (1673, 1; 1673, 2—1674). Der Marschall, der sie empfängt, hat die schwierige Aufgabe zu lösen (743). In der Burg, in der Stadt, in einem Zeltlager bringt er sie alle unter (1399). (1600; 1674). Nachdem die Gäste Toilette gemacht haben, gehen diejenigen Angehörigen des Wirtes zur Begrüßung zu ihnen, welche nicht an dem Empfang draußen teilgenommen haben<sup>1)</sup> (1259, 1. 2; 392, 396). Nach diesem zweiten Empfang führt man die Geladenen in den Saal, wieder Hand in Hand gehend (1260, 1. 2), hin zu ihrem Sitze (1750, 1). Hier reicht ihnen der Wirt durch seine Diener mancherlei Getränke in kostbaren Schalen als Willkommentrunk (1750, 2. 3), damit sie sich erholen von den Anstrengungen der Reise. Zu diesem Zwecke hat ihnen bereits vorher der Kämmerer die Rüstungen und all ihr Gepäck, allez ir gewant, daz gewaete abgenommen, um es aufzubewahren (390, vgl. 1684, 4), zu behalten (389, 4; 127, 1).

Ein festliches Gastmahl, das im Saal (559, 1754) wie im Freien (744) zu gleicher Zeit abgehalten wird, beschließt die Empfangsfeierlichkeiten, denn danach begeben sich die hohen Herrschaften zur Ruhe (1756, 748)<sup>2)</sup>, um in weichen, verschwenderisch ausgestatteten Betten (1763—64) für die kommenden Festtage Kraft zu sammeln, wenn nicht nach dieser Abendmahlzeit noch einmal der bühurt beginnt, wie 578 erzählt: dō gāhte von den tischen vil manec ritter guot; ir bühurt wart sō herte daz al diu bure erdōz.

1) Kettner: Pr. S. 24. Kettner zitiert hier Schulz: Höfisches Leben I, S. 403, schreibt aber fälschlicherweise statt A. Schulz: D. Schulz, wie Pawel (Z. f. d. ö. L. 1885) ebendiesen Schulz meint, ihn aber Schulz schreibt.

2) In unserem Liede ist der Gang der Dinge nicht bei allen Festen derselbe, z. B. als Gunther und Brunhild in Worms einziehen, schließt zwar der Empfang auch mit einem Festmahl, aber währenddessen und danach begeben sich noch viele Dinge, die zum eigentlichen Fest gehören, deren zeitliche Legung also unwahrscheinlich ist, denn bei Sonnenuntergang ist man erst eingezogen, dann folgen die Vorbereitungen zum Festmahl, dann dieses selbst, dann die Verlobung Siegfrieds und Kriemhilds, danach auch noch ein Waffenspiel, und noch am Empfangstagabend findet das Beilager der beiden Paare statt, wahrlich eine Reihenfolge, die Mißtrauen erweckt. (Schluß folgt.)

## Zur Sprache Fritz Reuters.

Von Oberlehrer Dr. Ernst Brandes in Demmin.

Vor fast einem Menschenalter, kaum zwei Jahre nach des Dichters Tode, hat ein keineswegs unbedeutender niederdeutscher Forscher: Friedrich Latendorf die Hoffnung ausgesprochen, daß man nach dem lange ersehnten Erscheinen einer billigeren Reuterausgabe (der sogenannten Volksausgabe, die statt 60 M. immerhin noch 26 M. kostete) den Reichtum des Dichters für Grammatik und Wörterbuch, für Volksanschauung und Sitte, für Vergangenheit und Gegenwart erschöpfend ausbeuten werde. Es scheint indes, als ob der ästhetische Genuß, den alle Kreise bei der Lektüre von Fritz Reuters Werken empfanden, die Philologen bisher an einer wissenschaftlichen Durcharbeitung und Verwertung des Dichters gehindert habe. Erst jetzt, da die rein künstlerische oder stoffliche Begeisterung für den genialen plattdeutschen Epiker in eine gemäßigtere, aber objektiv richtigere Würdigung überzugehen beginnt, fängt auch die philologische Forschung an, sich mit der Sprache Fritz Reuters zu beschäftigen. Wir möchten in dieser Beziehung heute auf zwei Schriften des Kieler Gymnasialprofessors Dr. Carl Friedrich Müller aufmerksam machen, weil sie eine große sprachliche Vertiefung bezeugen und oft auch größere Gesichtspunkte geben.

Die eine betitelt sich: Zur Sprache Fritz Reuters (Ein Beitrag zur Kenntnis der mecklenburgischen Mundart; Leipzig, Max Hesse, 1902) und behandelt, anknüpfend an zwei Programmabhandlungen von Richard Wenz (Französisches im mecklenburgischen Platt und den Nachbarbisdialekten; Delitzsch, Realprogymnasium, 1897 und 1898), im ersten Teil die französischen Ausdrücke und die Wortbildungen aus dem Französischen. Als typischer Beweis dafür, wie das Französische von den beiden kleinen mecklenburgischen Residenzen aus durch die Vermittlung der höfischen Rittergutsbesitzer in die unteren Landkreise durchsickerte und allmählich gerade den Mecklenburger Dialekt versuchte, gilt dem Verfasser mit Recht das höchst eigentümliche, aber von Reuter mit fast künstlerischer Meisterschaft behandelte Mißingsch Dnkel Bräfigs. Allerdings muß bei verschiedenen Ausdrücken dieser Sprache (S. 9—14) doch die Ausstellung gemacht werden, daß sie ihren Ursprung nicht dem Französischen verdanken, sondern der lateinischen und griechischen Fremdwörterei, die durch die Humanistenzeit und spätere Einflüsse immer mehr Gewalt über die Sprache der Gebildeten bekam. Der Vermittler war hier der Landpastor, dessen Bedeutung für den niederdeutschen Wortschatz überhaupt recht hoch veranschlagt werden muß; auf seine Sprache dürften denn auch die Verstümmelungen Bräfigs von Patient, Orthographie,

Hämorrhoiden, Monument, pathetisch, Bagabund, telegraphieren, Konjunktur, Physiologie u. a. zurückzuführen sein. Diese Bemängelung gilt indes nicht für die eigentlichen französischen Ausdrücke, wie sie uns inmitten des rein plattdeutschen Idioms bei Reuter entgegentreten (S. 15—31): ihre Sammlung ist durchaus kritisch und außerdem so reichhaltig, daß — abgesehen von dem nur einmal (Festungstid, Kap. 19 Mitte) vorkommenden *up Karanzzett stahn*<sup>1)</sup> — kaum etwas Erheblicheres fehlen dürfte. Interessant sind die den einzelnen Unterabteilungen (Substantiva, Adjektiva und Adverbia, Verba) beigelegten Anhänge, namentlich der erste, der von solchen Hauptwörtern handelt, welche im Laufe der Zeit entweder durch mißverständene Volksetymologie oder durch volkstümliche Alliteration und Assonanz oder durch einen anderen, heutzutage nicht mehr nachweisbaren Umbildungsprozeß bis zur Unkenntlichkeit entstellt sind. Bezüglich des Wortes *Klats* (s. S. 22, unser *Klatsch*; aus dem franz. *collation* oder aus dem lat. *collatio*?) wird man freilich zweifeln können, ob es in diesen Zusammenhang gehört, denn es scheint hier doch weiter nichts als eine lehnwörterartige Zusammenziehung oder Verstümmelung vorzuliegen. Rätselhaft bleibt das aus *Dörschläuchting* bekannte *Bellmandür* (S. 23, für *Belvedere*), dessen höchst auffallende zweite Silbe den Gedanken einer Angleichung an einen Eigennamen (*Bellmann*? Der Baumeister oder ein älterer neubrandenburgischer Familienname?) unwillkürlich nahelegt. Die Erklärung anderer Worte ist meist einleuchtend (z. B. *Kader* = *Doppelkinn* aus *goître*, *Kropf*) und zum Teil auch schon bekannt. Das merkwürdige *Spizjöt* (= *Possen*; s. *Spizjöt* mit einem *driven*) möchte der Verfasser auf das franz. *espiggle* (*espiglerie* = *Eulenspiegelstreich*, *Mutwillen*, *Possen*) zurückführen und die Endung durch eine Anlehnung an das Verbum *jökeln* erklären, was zwar ein wenig abenteuerlich klingt, aber in Ermangelung eines Besseren sich immer hören läßt.

Mit ähnlicher Methode werden in der zweiten Abteilung die Zwitterbildungen behandelt, unter denen *Masäuken* und *Muschüken* (S. 33) bei weitem die interessantesten sind. Das erstere muß wohl von der französischen Beteuerungsformel *ma foi* (= *meiner Treu*, *wahrhaftig*, *auf Ehre*) abgeleitet werden und hat sehr bezeichnenderweise für die schließlich ganz formelhaft gewordene und überhaupt kein Vertrauen mehr erweckende *Kavaliersparole* die Bedeutung: *Winkelzüge*, *Spizfindigkeiten*, schließlich sogar *Unsinn*, *dummes Zeug*, *Possen* angenommen. *Muschüken* wird von *Meng* mit *biscuit* zusammengebracht, aber das erscheint lautlich sehr gewagt, und außerdem hat *Muschüken* auch schwerlich je mit *Biskuit* etwas

1) Im Mecklenburger Volksmund (s. u.) ist dagegen diese eigenartige Redensart berücksichtigt und durchaus richtig erklärt worden.



zu tun gehabt, da es noch heutzutage ausschließlich Zwieback bedeutet. Es ist deshalb sehr viel annehmbarer, mit dem Verfasser das Wort von monsieur (plattdeutsch oft = Musche) herzuleiten und als feineres Gebäck für Herren zu erklären.<sup>1)</sup>

Der zweite Teil der Schrift behandelt die Deminutivformen auf ing, in der Weise, daß nach einer kurzen grammatischen Erörterung die vielen Beispiele für die Deminution der Substantiva, der Adjektiva und Adverbia, der Verben und der Eigennamen aus Reuter zusammengestellt werden (S. 38—47). Eine dann folgende historische Schlußbetrachtung kommt zu dem sehr bemerkenswerten Ergebnis, daß das deminutive ing sich in dem vom Verfasser durchforschten älteren Platt, vom Redentiner Osterspiel an bis auf die beiden plattdeutschen Gedichte von Johann Heinrich Voss, nirgends belegen läßt, außer in einem Wiegenlied und in einem Volkslied. Sollte sich das bestätigen, so müßte der Gebrauch dieser nur Mecklenburg und Vorpommern eigentümlichen Verkleinerungs- oder Schmeichelsilbe doch verhältnismäßig jung sein und kaum auf ein altgermanisches inga zurückgehen.

Wichtiger noch und interessanter als diese kleine Schrift ist die zuerst erschienene größere: Der Mecklenburger Volksmund in Fritz Reuters Schriften (Leipzig, Max Hesse, o. J.). Diese Sammlung vollstündlicher Wendungen und sprichwörtlicher Redensarten im mecklenburgischen Platt ist nach dem Vorwort ursprünglich nur als ein Beitrag zur Erklärung der Schriften Fritz Reuters entworfen worden, hat sich dann aber während der Ausarbeitung so sehr erweitert, daß das 132 Seiten umfassende Buch jetzt in der Tat als eine recht wesentliche Vorarbeit für ein mecklenburgisches Idiotikon gelten darf. Von dem Missingsch mußte der Verfasser freilich mit Recht von vorneherein absehen: er hat dies dann zum Teil in der oben behandelten Schrift nachgeholt und dort einige Gesichtspunkte und manchen Stoff für Bräsig's Sprache gegeben, die allerdings noch einer besonderen Behandlung bedarf. Ferner sind die kurzen Vergleichen, wie sie der Niederdeutsche und hier namentlich wieder der Mecklenburger zur Veranschaulichung seiner Rede oder zum drastischeren Ausdruck seiner Gedanken besonders liebt, nur teilweise vom Verfasser aufgenommen worden, weil sich nach seiner Meinung hierbei am schwersten entscheiden ließ, was Eigentum des Dichters und was wirklich aus dem Volke erwachsen sei. Bei der Er-

1) Das eigentliche Herrenbrot, das z. B. der Amtshauptmann Weber in der Franzosentid vom Bäcker Witt zum Kaffee holen läßt (Kap. 5 a. E.), muß freilich noch ein anderes Gebäck gewesen sein, denn in Meiner Vaterstadt Stavenhagen zählt Reuter unter den mannigfachen duftenden Gebilden der Bäcker-Wittschen Tätigkeit Kringel, Zwieback, Herrenbrot, Kümmelbrot und Kaffeekuchen auf.

Klärung der einzelnen Wendungen selber hat er dann freilich auch wahrnehmen müssen, wie jeder, der sich mit diesem Sprachkapitel beschäftigt, daß eine Unmenge Redensarten im täglichsten Gebrauche sind, deren Ursprung kaum oder garnicht enträtselt werden kann. Der neueren Methode, allerlei auf die altgermanische Mythologie oder auf geschichtliche Vorgänge zurückzuführen, steht der Verfasser allerdings sehr kritisch gegenüber und wir glauben mit Recht, denn das meiste von dem ist nur geistreiches Blendwerk und ohne inneren Zusammenhang bloß äußerlich zusammengebracht, oft auch zusammengezerrt.

Eine sehr große Anzahl von Redensarten hat M. nun, einige mit Hilfe seiner Vorgänger, richtig oder doch wenigstens einleuchtend erklärt und sich damit ein bleibendes Verdienst um diesen Zweig der Sprachforschung erworben: 18. Ogen maken as 'ne Ahnt, wenn't dunnert; 32. Hei roft, as wenn en lütt Mann backt (der kleine Mann verwendet beim Backen frisches Buschholz u. dgl., das beim Brennen stark qualmt); 42. Forsch ran gahn an den Vaf; 68. Wen üm den Bort gahn; 101. Up den Busch kloppen; 143. Den Himmel för 'n Dubelsack anseihn; 162. En Engel flüggt dörch de Stuw; 169. Hei sitt hir as Excellenz bi Buschen; 196. Wat seggst nu, Fleisch? 201. Hei stunn dor as Maß Fots von Dresden; 236. Up Gewinn und Verlust; 241. Herr Gott von Bentheim (S. 38, nach Th. Hacke); 253. Segg em, hei süll Großmutter grüßen; 265. Hals gewen; 296. Up en Holtweg sin; 505. Mit Hütt un Mütt, mit Hünn und Pardün (ähnlich in der Anmerkung der Reuterausgabe zu De Reif nach Konstantinopel, Kap. 7); 314. Sief einen unnr'e Hüw' drinken; 388. Koppheister gahn, koppheister scheiten; 407. Kufuf un Säbengestirn; 410. Wen en lütten Vaf anhängen; 415. Dat landagt (oder landdakt?) so; 416. Hei is so lang as Leverenzen sin Kind; 442. So fett fidelt Lucks nich; 622. Nu rad', Scheif As! 649. Wen bi dat Clafitten faten (nach Grimm); 657a. Du Snackfatt von de Eck! 663. Dor sitten as Trumpf Söß; 717. Dat Swinhäuden frigen; 724. Up dat Tapet kamen; 733. Ut Ticktacken ward Burrjacken (ticken = gelinde anrühren, ticktacken mit Alliteration = jemanden wiederholt leise reizen, necken; buren = schlagen, prügeln, burrjacken also die Jacke vollprügeln); 742. Luff hollen.

Allerdings blieben noch manche Fragezeichen stehen, obgleich auch in diesen Fällen der Scharfsinn des Verfassers oft nicht zu verkennen ist und die Forschung durch ihn manchmal nicht unerheblich gefördert sein dürfte. 49. Begrismulen wird in Anlehnung an das angels. grist und das mhd. grisgramen über ein angefektes Gris(t)mul (einer, der finster, „vergrist“ den Mund hängen läßt) erklärt mit jemand zu einem Grismul machen = in Schaden bringen, anführen. — 78. Wen up den Brennen sitten =

jemand auf dem Nacken sitzen, aufslauern. Die von dem Verfasser angeführte Erklärung des Prof. Stosch: Holz ins Feuer nachlegen, kann richtig sein; zu dem eigentümlichen sitzen vgl. jemand auf den Hacken sitzen (258). — 87. Für wen in de Bucht springen = jemand hilfsbereit beispringen. Bucht bezeichnet nach M. richtig einen eingefriedigten Raum (besonders um Weidevieh hineinzutreiben); die Beziehung der ganzen Redensart bleibt aber dunkel. Ähnlich steht es mit dem verzweifeltsten Bockshorn 90. — Dagegen ist die Deutung der Wendung 150: en blagen Dunst vör de Ogen maken = jemand etwas vormachen (vom Zauberer, der bei seinen Manipulationen blauen Dunst aufsteigen läßt) bis auf weiteres annehmbar. — 156. Dat Ei was entwei (tüschen de ollen Frün'n) = das Einvernehmen war gestört (zwischen den alten Freunden) ist ohne jeden Erklärungsversuch geblieben. Sollte das Ei nicht vielleicht das Symbol der Einheit und Einigkeit sein? — 161. Fisematenten will der Verfasser — mit drei neuen Vorschlägen — aus dem Italienischen herleiten, was an und für sich manches Wahrscheinliche hat. — 216. Ut de Ganten sin, etwa = aus dem Schneider sein, soll mit dem Ganten, einer Art Block, in den die Bauern zur Strafe auf ein paar Stunden gesperrt wurden (also gleichzeitig wohl auch einer Art von Pranger) zusammenhängen (?). — 274. Ik heww en Huhn mit di tau plücken. Wie die hd. Redensart: ich habe mit dir noch ein Sträußchen zu pflücken, dartut, ist das Pflücken jedenfalls die Hauptsache; das Huhn bleibt unklar. Ebenso der bekannte blinde Hesse 284, die Wendung 303: (Rein) ut den Hüschen sin = (ganz) aus dem Häuschen sein, außer sich sein und der Hundetanz auf Socken 308a (vielleicht vom Zirkus hergenommen?). Dagegen sind die Bemerkungen zu 397: dit geht äwer Krid un Rotstein = das geht über Kreide und Rotstein (der Zimmermann gebraucht dies beides zur Bezeichnung der geraden Linie beim Behauen und Zuschneiden der Balken) sehr beachtenswert. — 616. Wen en hellischen Schäv riten = jemand einen gehörigen Poffen spielen, einen tüchtigen Schabernack antun, jemand schikanieren soll mit Schäv, den größeren Abfällen des Flachses, zusammenhängen; man versteht aber nicht recht, wie die Redensart herauskommt, selbst wenn man riten mit Poffenreißen und Poffenreißer zusammenstellt.

Zu einer Reihe von anderen Wendungen möchte ich noch ein paar zum Teil ausführlichere Anmerkungen machen: 3. Klas Abendsegen heißt auch ein Kinderspiel, das in den siebziger Jahren in Stralsund viel gespielt wurde und bei dem jeder Teilnehmer nach dem Abc einen besonderen, feststehenden, meist sehr wunderlichen Namen erhielt, der erste den Namen Abendklas. Vielleicht stammt die Bezeichnung Klas Abendsegen für einen harmlosen, einfältigen Menschen daher? — 7. In't Achtergeleg' schawen sie:

Die alten Wagen werden im Wagenschauer nach hinten geschoben, stehen hinten. — 34. So wat krüppt nich up den bäwelsten Bähn. An einen Bänhasen (Bönhasen) zu denken, verbietet doch wohl die ganze Wendung. Sollte der Ausdruck nicht einfach als eine scherzhafte Übertreibung (und Übertragung) für: gibt es nicht, lebt nicht, aufzufassen sein, wobei der Bäwelste Bähn (oberste Boden) nicht bloß als eine alliterierende Steigerung, sondern als der eigentliche Hausboden zu gelten hat? Denn up den Bähn (wahren, z. B. Dörchlächting, Kap. 1 a. E.) ist — sehr bezeichnend für den ursprünglich nur einstöckigen Häuserbau — soviel wie unser: eine Treppe oder im ersten Stockwerk. — 38. Wat up de lange Bank schuwen = vertagen oder verschieben, im Gegensatz zur sofortigen Verhandlung. Vielleicht ist das Aktenrepositorium gemeint. — 58. Em schütt dat Bladd, eigentlich „ihm schießt das Blatt“, heißt z. B. an der aus Dörchlächting Kap. 7 angeführten Stelle: er fuhr zusammen, bekam einen Schreckschuß (vgl. auch das sonst im Ndd. übliche sich versiren). Mit dem Zwerchfell kann der Ausdruck nichts zu tun haben, wie M. mit Grimm II, 75 annimmt, sondern einzig und allein nur mit dem Schulterblatt, auf das sich ja auch der bekannte Blattschuß bezieht. Und in der Tat fühlt man ja bei einem plötzlichen Schreck einen Ruck in der Schulter und im Schulterblatt. Schießen bedeutet so viel wie in eine schießende, d. i. schnelle, konvulsivische Bewegung geraten. — 120. Wen 'nen Denzettel gewen heißt kaum: jemand einen Schlag geben, woran er lange denken wird, sondern vielmehr: jemand einen Schlag geben, weil er das Aufgetragene vergessen hat (nach Dähnert, Plattdeutsches Wörterbuch), oder noch einfacher: damit er an etwas denkt; vgl. den alten Volksbrauch (in Grimms Rechtsaltertümern), den Kindern eine Ohrfeige zu geben, wenn die Marksteine gesetzt wurden, oder die noch zu Reuters Zeit in Mecklenburg bei den Bauern übliche Sitte, am ersten Mai die Pferdejungen durchzuprügeln, damit sie den Sommer über die Pferde nicht in den Weizen laufen ließen (s. Meine Vaterstadt Stavenhagen). — 128. Hei sach so still ut, as wir em de Dod äwer't Graww lopen: eine Anspielung auf den bekannten Volksaberglauben, daß es irgend eine Empfindung (z. B. die bekannte Gänsehaut) bei mir verursacht, wenn jemand über die Stelle geht, wo ich später einmal begraben werde. — 258. Ik bün all bet an de Hacken. M. hält es für möglich, daß all hier adjektivisch gebraucht sein könne = zu Ende, fertig, so daß der Zusatz bet an de Hacken in dem Sinne stehe, wie sonst vom Hacken bet taum Nacken, d. h. vom Kopf bis zu den Füßen, vollständig. Aber eine Stelle in: Woans ik tau 'ne Fru kamm (a. E.) widerspricht dieser Auffassung. Dat fehlt mi noch, denn wir ik just bet an den Hacken (= dann würde ich schön drinsitzen!) — 265. Den Dummer an

den Hals schlagen. Die Erklärung dieser merkwürdigen oder eigentlich ganz verzweifelten Redensart halte ich durch die Anführungen M.s aus Luther: Wir haben am Halse den faulen Schelm und: Wir tragen den alten Adam am Hals, für wesentlich gefördert; denn diese Wendungen beziehen sich offenbar auf alte öffentliche Ehrenstrafen, deren Reste übrigens zu Reuters Zeit noch in der Schule spukten: Offenbare Bösewichter wurden mit einem gewaltigen Esel um den Hals vor die Tür auf die Straße gestellt und dienten in ihrer Verworfenheit der gemeinen Sittlichkeit als abschreckendes Beispiel. (Meine Vaterstadt Stavenhagen.) — 308 d. En Hundsfott givwt mihr, as hei hett soll heißen: wer mehr ausgibt, als er besitzt, ist ein schlechter Kerl. Das kann aber nicht der Sinn sein, wie aus dem alten hochdeutschen Sprichwort hervorgeht, das dem plattdeutschen zur Vorlage gedient hat: Ein Schelm (alter Ausdruck für Dieb) gibt mehr, als er hat, d. h. er stiehlt es. — 344. Up Karanzgett mit wen stahn = mit jemand auf quarante-sept, auf schlechtem Fuß, auf Hauen und Stechen stehen wird richtig auf das Billardspiel bezogen. Es hätte noch hinzugefügt werden können, daß man nur auf dem bei uns längst abgekommenen (aber merkwürdigerweise noch in Rußland anzutreffenden) deutschen Billard mit seinen Löchern und seiner Karoline, französisch zählend, bis zu 48 Points zu spielen pflegte. Die Redensart ist jetzt beim modernen französischen Billard ganz unverständlich geworden. — 349. Sei seggt: Kasten. Die nur in Mecklenburg und Pommern vorkommende Wendung ist ganz dunkel; sollte Kasten vielleicht aus: kannst mi . . . verdorben sein? — 364. Die sonst nirgends belegte Redensart: 'ne Sak vör de Klapp bringen = zur gerichtlichen Anzeige bringen, erklärt sich wohl aus dem Ausdruck: vor't Bredd müssen (76). — 421. Wen dat Ledder vull slahn = jemand das Leder vollschlagen, versohlen. Der Verfasser glaubt, daß Leder hier in derb volkstümlicher Weise für die Haut des Menschen stehe (also etwa wie Fell 181). Das erscheint aber trotz Grimm metaphorisch zu gewagt. Viel einfacher ist es doch, dies Leder auf das Hinterleder des Schornsteinfegers (und des Bergmanns) zu beziehen. Was die nächste Redensart anlangt: Sief ut de Hut von annern Lüd Ledder sniden, so ist sie der Wendung: Du sollst bi ut minen Fell nich Reimen sniden, durchaus parallel; ähnlich gebildet und doch wieder ganz anders ist dagegen der eigenartige, aber schwerlich volkstümliche Ausdruck: sief Leddertramen sniden = sich Leitersprossen schneiden, in der Festungstid Kap. 12, wo die ganze Stelle lautet: Sei (nämlich der Kriminalrat Dambach) habdt farig kregen, ut uns . . . sief Leddertramen tau sniden, dat hei doran tau sine jähige höchste Stellung heruppe klettern könn. — 479. De Sak hett wat in'n Mun'n (führt vel in'n Mun'n) = die Sache hat etwas zu bedeuten. Der Ver-

fasser verweist für diese Wendungen mit Recht auf das bekannte hd. Sprichwort: Morgenstunde hat Gold im Munde, nur daß hier Mund sicher nichts mit unserem Munde zu tun hat, sondern als ein altes, längst nicht mehr verstandenes Überbleibsel des ahd. und mhd. *munt* (fem.; aus lat. *mundium*) = Hand, Schutz, Vormundschaft angesehen werden muß (vgl. auch *Vormund*).<sup>1)</sup> Man darf aus der Ähnlichkeit der Redensarten nun wohl die Schlußfolgerung ziehen, daß auch die plattdeutschen auf die *munt* zurückzuführen sind. — 482. Utseihn as en Pott vull Müs' = sauertöpfisch, verdrossen aussehen. Mit der Auffassung *M.s.*, der sich einen Topf denkt, in welchem eine Maus Junge geworfen hat, kann ich mich unter keinen Umständen Befreunden. Auch die sonst sehr beachtenswerte Bemerkung des Bremisch-Niedersächsischen Wörterbuchs: „Müse-Nester im Koppe hebben = in tiefen Gedanken sitzen, vor Nachdenken sauer aussehen, Grillen haben. Von einem solchen Menschen sagt man auch: He süht ut as een Pott vull Müse“ — scheint mir daran zu leiden, daß sie nach einer zum Teil gezwungenen Erklärung der ersten Redensart, deren Sinn allein durch Grillen haben (vgl. Raupen im Kopfe haben und vieles andere, s. auch unten) getroffen wird, eine zweite mit ihr in Zusammenhang bringt, die gar keine innere, keine Bedeutungsbeziehung zu ihr hat. Ich glaube vielmehr, daß die oben angeführte plattdeutsche Wendung mit Mäusen ursprünglich überhaupt nichts zu tun gehabt hat, sondern aus *maspott* (= Topf voll Mus, Sauerkraut; ähnlich Sauertopf = Essigkrug) entweder durch einen Volkswitz oder durch ein Mißverständnis verdorben worden ist. — *Pahl trecken* (= sich verabschieden, davongehen, übertr. sich zurückziehen, klein begeben) wird richtig erklärt durch: seinen Pfahl ausziehen, also gleichsam sein Zelt abbrechen, sein Gebiet verlassen. Man sieht nur nicht ab, weswegen dieser Pfahl Grenzpfahl und nicht — kollektivisch — die Pfähle des eigenen Hauses bedeuten soll? — 541. Wovon 'n groten Prat maken = lautes und umständliches Gerede von etwas machen. Zu vergleichen ist hier namentlich das treffliche plattdeutsche Wort: *grotpratschig* für einen *homo gloriosus* (hochdeutsch etwa *breitspurig*, *großspurig*).<sup>2)</sup> Der Wortstamm kommt übrigens auch im Schlesiſchen vor mit ganz derselben Bedeutung: *pratschen* = laut und prahlerisch reden, *großtun*. Weinhold, Schlesiſches Wörterbuch 73a,

1) Eine Art von Volksetymologie kann man darin erblicken, daß das ursprünglich weibliche *munt* im Sprichwort männlich geworden ist.

2) An solchen malend-charakterisierenden Worten ist die niederdeutsche Sprache überhaupt besonders reich; vgl. z. B. den Kapitänreim in Brindmans *Generalreeder* (i. A.): En Kapitän möt nich so haſtig ſin, he möt nich to teerquaſtig ſin un ok nich ävermaſtig ſin (teerquaſtig = grob wie ein Teerpinsel; ävermaſtig ebenso wie das ſaſt noch bezeichnendere äverböſtig = übermütig, hochmütig).

vgl. Grimm VII, 2070. — 544. Sei kel mi an, as habb hei Prenzlau verraden, d. h. mit einem unsicheren Blick, verdutzt, schuldbewußt. Diese bei Reuter dreimal vorkommende Redensart will der Verfasser auf die Einnahme der Stadt Prenzlau beziehen, die durch vier pommerische Herzöge am 15. Februar 1425 geschah. Aber ein Verrat steht hier keineswegs unbedingt fest (s. Niedel, Geschichte des preußischen Königshauses II, 485), andererseits liegt das Ereignis doch auch so weit zurück, daß diese Erklärung schon an und für sich kein rechtes Vertrauen erweckt. Viel eher ist doch an die durch den Oberst Massenbach veranlaßte, schmachliche Kapitulation Hohenlohes bei Prenzlau am 28. Oktober 1806 zu denken (s. E. v. Cosel, Geschichte des preußischen Staates und Volkes IV, 299—303; Häusser, Deutsche Geschichte III, 22), eine Vermutung, die durch verschiedene andere Umstände noch sehr wesentlich gestützt wird. Der Haupterzähler Friß Reuters in seiner Jugendzeit und zugleich der geistige Pate seiner Franzosentid ist, wie wir jetzt wissen, der Knecht und Kuhfütterer seines Vaters: Friedrich Schulz gewesen, der in den neunziger Jahren unter dem Herzog von Braunschweig gedient und zunächst gegen Dumouriez, dann aber auch in Holland mitgefochten hatte. (Franzosentid, Kap. 2). Später desertierte er aus Prenzlau von den Preußen, angeblich deswegen, weil er bei seinem Hauptmann Kinder hatte wiegen müssen (Franzosentid Kap. 19 a. E.). Es ist nun keineswegs unwahrscheinlich, daß ein so eigenartiger Mann wie Friedrich Schulz, der sich im Andenken an seine Kriegserlebnisse die merkwürdigen Flüche: Dümurrjöh und Verfluchte Patriotten! selber prägte<sup>1)</sup>, auch die Redensart von dem Verrat Prenzlaus aufgebracht hat. Diese Wendung scheint auch bloß Reuter eigentümlich zu sein, was unsere Annahme von ihrem Ursprung noch mehr empfehlen würde. — 584. Rick = hölzerne Stange ist durch Zahn in die Turnersprache als Reck übergegangen. Wie echt volkstümlich das Wort im Plattdeutschen ist, beweist auch die viel gebrauchte Bezeichnung: ein langes Rick für eine lange Frauensperson (hd. etwa eine lange Hopfenstange). — 593. Rohren as 'n Roggenwulf = weinen wie ein Roggenwolf. Es läßt sich schwer absehen, warum das Kindergespensst im Roggenfelde oder — wenn die Übertragung richtig ist — die große Grashheuschrecke, der Grashüpfer, gerade weinen soll. Man muß vielmehr doch wohl von der Wendung:

1) In seiner Jugendarbeit, der Reise nach Braunschweig, teilt Friß Reuter aus allernächster Erinnerung mit, daß Friedrich aus Pommerland ihnen viele Heldentaten erzählt habe, die er, als ehemaliger preußischer Soldat gegen die Franzmänner kämpfend, gesehen und gehört haben wollte. Bei ihrer Heimkehr begrüßen die Kinder dann auch den Hund Stuy, dem Friedrich aus Pommerland den Spitznamen Dumouriez und Dolms (?) beigelegt hat.

huhlen as 'n Wulf ausgehen und annehmen, daß diese später zu huhlen as 'n Roggenwulf in komischer, aber sinnloser Übertreibung verstärkt worden ist. So ist der Ausdruck auch jetzt noch in Mecklenburg üblich. Für huhlen hat man dann hier und da rohren eingesetzt, weil dies gut alliteriert und weil die Redensart besonders vom kläglichen Weinen kleiner Kinder gebraucht wird. — 605. Ruppen in'n Kopp hewwen heißt zunächst wohl nur: sonderbare Gedanken und Einfälle haben, die sich mit der gewöhnlichen Vernunft nicht vertragen. An eine Verderbung aus Grappen ist dabei nicht zu denken, denn ähnliche Ausdrücke kommen sowohl im Hochdeutschen wie im Niederdeutschen häufig vor; z. B.: sich de Grillen ut den Kopp jagen (250), seine Grillen haben; Müggen gripen (475, im Gegensatz zu Grimm, der Müggen aus Mucken = Ausbrüche übler Laune durch Umdeutung entstehen läßt, möchte ich gerade annehmen, daß Mucken aus dem älteren nd. Muggen herzuleiten ist: Muggen hebben = Grillen haben); Müsenerster im Koppe hebben (482); ganz merkwürdig ist aber die Wendung: Darmen heft he im Koppe bei Rist (Zwei Zwischenspiele aus dem Friedejauchzenden Teutschland; Deutsche Dichter des 17. Jahrhunderts, Leipzig, Brockhaus, XV, S. 99), was der Herausgeber Littmann mit Darm, Gedärme, übertr. Einfälle erklärt; auch das märkisch-vulgäre: Du hast wohl einen Käfer (Käber), es krabbelt wohl muß hierher gestellt werden. Im Anschluß namentlich an diese letzte Wendung möchte ich das sehr beliebte nd. Grappen (He hett Grappen in'n Kopp, he hett sine Grappen) für verdorben aus Krabben<sup>1)</sup> halten. — 628. Bi wen 'nen Schinken in'n (t) Solt hewwen = bei jemand einen Schinken im Salz, mit jemand noch etwas abzumachen haben. Der Schinken wird mit Salpeter und Salz eingerieben, in ein Faß gelegt und dann täglich mit der Lake begossen, die sich gebildet hat, bis er ordentlich mit Salz durchzogen ist; nachher wird er gar geräuchert. Darauf kommt es aber zunächst weniger an, denn die Hauptsache, von der ausgegangen werden muß, ist das Salz. Das beweisen die landläufigen Redensarten: Dat wart ik di insolten (einsalzen), und ähnlich ansolten, z. B. Brindman, Bagel Grip, S. 124 (More schelt all werre): Säh, Dirn, denn soll (= solt) di an, wat du man kannst (vgl. ansüren; auch sich wat anrühren, 25.). Hierbei ist von vornherein festzuhalten, daß einsalzen = einpökeln sich auf etwas Dauerhaftes und Dauerndes bezieht (vgl. unsere vulgären hochdeutschen Wendungen: Das laß

1) Für die Gebräuchlichkeit des Wortes spricht allein schon die vergleichende Wendung 'ne lütte Krabbe (in ihrer Bedeutung dem lütten Krätending — s. Kopernikus in der Festungstid — nahekommend, aber harmloser und nicht so scharf); sie ist dann auch ins Hochdeutsche übergegangen. Vgl. außerdem 392. Lat di nich von den Krabbenwagen äwerführen = laß dich nicht anführen.



dir einpöfeln, das kannst du dir sauer kochen lassen); also Dat ward ic di insolten = das werde ich dir nicht vergessen. Was soll nun aber dem betreffenden eingesalzen oder eingepöfelt werden? Doch mit der uns aus dem Plattdeutschen ganz geläufigen Volksübertreibung, die zugleich auch witzig sein will, etwas möglichst Großes, also ein Schinken. So entsteht über den Gedanken: ic ward di 'nen Schinken insolten die Redensart: Du hast bi mi noch 'nen Schinken in'n Solt, d. h. du hast bei mir noch etwas auf dem Kerbholz. Zur weiteren Erläuterung dieses Ausdrucks mag noch auf dessen klassische Anwendung in der Franzosentid eingegangen werden. Der Amtshauptmann Weber hat dort (Kap. 17 i. A.) in einer Art von Gerichtstag wegen des französischen Marodeurs und seines Mantelsackes mit Friedrich Schulz verhandelt und schließt nun mit den Worten: „Min Sähn, denn kannst du ruterghn; äwer ic ward di den gistrigen un den hütigen Dag gedenken.“ Friedrich faßt diese Redensart, da das Verhör anscheinend manches Unangenehme für ihn ergeben hat und da ihm außerdem der Charakter Webers unbekannt ist (denn in'n Bösen gedacht de oll Herr sin dag' nich wat), ihrem gewöhnlichen Sinne gemäß schlimm auf und wird auch darin später auf dem letzten Gerichtstag (Kap. 21) nur noch bestärkt, als der Amtshauptmann wieder auf jene Wendung zurückkommt. Die weitere Entwicklung der Szene gibt ihm dann allerdings unrecht, denn der alte Herr hat den Mantelsack des Franzosen vom Fiskus, der bei einer ordentlichen, echten Ehrlichkeit manchmal auch sanftmütige Anwendungen kriege, für den Findex reklamiert und händigt ihn jetzt Friedrich mit den Worten ein: „Hir, min Sähn, dit is de Schinken, den'n du bi mi in'n Solt hejt.“ Ist hier dem Charakter Webers entsprechend der Sinn der Redensart umgemodelt, so ist an einer Stelle in Brinkmans Rasper-Ohm (Kap. 4) die Wendung selber weiter entwickelt: Di skall din Wooder din Schinkens morn früh, wann de Bedkloß stött, specificialiter ut dat Solt bören (vgl. auch den ähnlichen Ausdruck: Din Botting is di all smeert 72). — 730. Sic bi wen in den Tee setten = sich bei jemand in Gunst setzen. Die Redensart stammt sicher, wie auch Bergell bei Müller zu vermuten scheint, von der echt berlinischen Wendung: im Tee bei jemand sein = bei jemand zum Tee eingeladen, in Gunst sein und dürfte ihren Ursprung von den ästhetischen Tees der Spreestadt in den zwanziger und dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts haben, über die ja auch Heine so viel spöttelt. Der Ausdruck Teekind im Sinne von Günstling war uns Berliner Gymnasiasten in den siebziger Jahren ganz geläufig; einen Teereiter dagegen kannten wir nicht. Übrigens ist der ganze Ausdruck, von dem oben ausgegangen worden, schwerlich volkstümlich. — 740. Nu geiht de Trödel an = nun geht der Trödel an, die Geschichte los, ist doch wohl einfach auf die Eröffnung des

früher so beliebten Trödelmarktes zu beziehen. — 754b. Wen up de Uhlenflucht besäufen = jemand auf der Eulensflucht besuchen, d. h. flüchtig, nur im Vorübergehen. Die Erklärung in Dähnerts plattdeutschem Wörterbuch: „Weil die Nachteulen bei Tage in einem Flug nicht weiter als etwa aus einer Scheune in die andere zu fliegen pflegen“ ist offenbar schief, denn es kommt nicht auf den kurzen Flug, sondern auf das kurze Bleiben an. Das Richtige ist bereits unter: Dor hett en Uhl seten aus Brehm angemerkt: Die Eule... fliegt beim geringsten Geräusch lautlos davon. — 756. Unglück, gah dinen Gang, will mir nicht vollstümlich erscheinen, sondern als eine Reminiszenz aus Schillers Fiesko (V, I): Verderben, gehe deinen Gang. Das Zitat ist übrigens in ähnlicher Weise zurecht gemacht worden wie die bekannte, ebenfalls aus Fiesko (III, 4) stammende Wendung: Der Mohr hat seine Schuldigkeit (für Arbeit) getan; der Mohr kann gehen — die vom Dichter in beiden Fällen beabsichtigten harten Ecken sind vom zitierenden Publikum fortgeschliffen. Was die dritte Redensart unter dieser Nummer anbetrifft: Unglück schläft nicht (Unglück schläft nicht), so vermag ich nicht mit dem Verfasser an Epilepsie und fallende Sucht zu denken. Unglück ist doch einfach persönlich (wie in so vielen Dichterstellen: Das Unglück schreitet schnell, Lied von der Glocke, oder: Frei geht das Unglück durch die ganze Erde, Wallensteins Tod IV, 11) und der ganze sprichwörtliche Ausdruck fatalistisch zu fassen; vgl. auch Arger schläft nicht, 652. — 763. Dat is sin Up- un Dalsprung (Reddersprung) = das ist sein Auf- und Niedersprung, sein ein und alles, sein A und O. Die Erklärung der Neuterausgabe, welche die Redensart auf den Vogel im Käfig und die unteren und oberen Stäbe dort bezieht (De Reif nach Konstantinopel, Einl.), scheint von M. übersehen zu sein; sie ist sicher die treffendste und beste. — 766. Zu Urian möchte ich, auf Braunes sehr richtiger Bemerkung (zu Lauremberg IV, 98) fußend: Urian auf nbd. Sprachgebiet eine geläufige Bezeichnung für einen verachteten und lächerlichen Kerl — die Vermutung wagen, daß das Wort aus dem in der Mark vulgär und dialektisch gebrauchten urig = komisch und Jan, d. h. aus uriger Jan entstanden ist, ähnlich wie Dummerjan oder Dummrian sicher auch aus dummer Jan. Erst Johann oder Jan, dann Jochen (vgl. Jochen Pöfel), jetzt auch Krischan sind durch langen und vielen Gebrauch abgenutzte Namen, die mindestens etwas gewöhnliches, öfters auch einen komischen Beigeschmack haben, worüber noch eingehender zu handeln wäre. — 808. Em is wat mit in de West knüpft = ihm ist etwas in die Weste geknüpft = von Natur mit auf den Weg gegeben. Der Verfasser möchte an das wosterhemde (Täuslingskleid) denken, in das etwa der Pate ein Geldstück als Geschenk steckt. Aber knüpfen? Ähnlich ist die Redensart in der Franzosentid, Kap. 9: Em is de Dämlichkeit in

de ein Slipp mit inknöpt (in einen Zipfel mit eingeknüpft = in die Wiege gelegt), f. Nr. 113, wo die Wendung unter Dämlichkeit gebracht wird, anstatt später unter Slipp (= Schlippe, Rockschöß). Sollte nicht vielleicht in beiden Fällen an eine besondere Eigentümlichkeit der alten Bauertracht zu denken sein? Jetzt benutzt der Bauer jedenfalls immer sein großes Taschentuch, um Sachen darin einzuknüpfen. — 814a. Tau jeden Kop hört Winkop = zu jedem Kauf gehört Weinkauf, d. h. ein guter Trunk. Der Winkop bezeichnet zunächst den mit einem Trunk völlig abgeschlossenen Verkauf, dann den Trunk selber (vgl. Weigand, deutsches Wörterbuch IV, 1076). Anderwärts, z. B. in Westpreußen, heißt das Winkop = Weinkauf, also gewissermaßen der Kauf der Weine, an der das Pferd vorgeführt wird. Dies ist indessen kaum etwas anderes als eine Verderbung aus Weikauf, umgedeutet in Weihkauf, Weichkauf, Weihkauf, entstanden aus Weikauf: altf. lith angemachter, künstlicher Wein; (f. Grimm VI, 693 f. u. 739 und Weigand II, 930, der dazu bemerkt: die symbolische Anwendung des Weintrunkes zur Feier eingegangener Käufe scheint im Mittelalter aufgebracht, und die früheste urkundliche Erwähnung ist aus dem 13. Jahrhundert (1245).

Was schließlich die Vollständigkeit dieses kleinen Redensartenbuches anlangt, so möchte ich auf die beiden Wendungen: Wer lang hett, lett lang hängen (wer lang hat, läßt lang hängen = wer wohlhabend oder gar reich ist, kann auch dementsprechend auftreten, wohl ursprünglich von langen Kleidern — Schleppkleidern? — gebraucht) und dat's 'n Studirten (studiert = dumm, beschränkt, überstudiert, übergeschnappt; ein Bauernspott auf die im praktischen Leben häufig recht unbehilflichen Gelehrten; öfters mit dem Nebenbegriff des Tückischen, Boshafte; namentlich von Pferden gebraucht) aufmerksam machen. Auch müßten vielleicht noch echt volkstümliche Vergleiche wie: Heit as'n Backaben (hd. heiß wie Feuer) und kolt as'n Istappen (hd. kalt wie Eis), die das durchaus gegenständliche Denken des Niederdeutschen, besonders des Mecklenburgers, so recht deutlich zeigen, im Volksmund berücksichtigt werden. Im übrigen würde sich der Verfasser wohl den Dank manches Reiterfreundes und sicher den des Reiterforschers verdienen, wenn er in einer neuen Auflage mehr Belegstellen für die besprochenen Redensarten anführen wollte, namentlich wenn sie seltener oder eigenartiger sind. Man ist so in gar zu vielen Fällen gezwungen, sich die einzelnen Wendungen nach seiner Erinnerung mühsam zusammenzusuchen. Vielleicht läßt sich auch der Volksmund auf den zweiten mecklenburgischen Klassiker, auf John Brinckman ausdehnen, womit sprachlich viel gewonnen würde, weil dieser seinen großen Nebenbuhler bezüglich der Schifferausdrücke (von allen terminis technicis zunächst ganz abgesehen) wertvoll ergänzt.

Aber auch so wie es ist, muß das Buch als ein vielburchdachter und kritischer Beitrag zur plattdeutschen Sprache hochgeschätzt werden. Es kommt den neuen Neuterausgaben, die für den 1. Januar 1905 zu erwarten stehen, sehr zustatten und wird ihnen von recht erheblichem Nutzen sein können.

---

### Boerries Freiherr von Münchhausen.

Von Lic. theol. et Dr. phil. **Kurt Warmuth**, Oberlehrer am König Georgs-Gymnasium in Dresden.

Es war vor zwei Jahren in Westerland, als ich im „Deutschen Kaiser“ bei der Table d'hôte neben einen jungen Mann zu sitzen kam, der mich vom ersten Augenblick an durch sein Gespräch fesselte, und zu dem ich mich sehr bald hingezogen fühlte. Die gleiche Liebe zu Kunst und Literatur verband uns. Wir sahen uns öfter am Strande, tauschten unsere opuscula aus, und ich lernte in ihm einen hochbegabten Dichter schätzen, von dem unsere Literatur noch manche reife Frucht erwarten darf.

Boerries Freiherr von Münchhausen ist am 20. März 1874 in Hildesheim geboren. Sein Vater stand früher in Staatsdiensten und ist jetzt Kammerherr. Seine Güter liegen in Preußen, Hessen, Bückeburg und im Thüringischen. Auf diesen Gütern ist Boerries groß geworden. Seine erste Schulbildung erhielt er von Hauslehrern. Er hat noch einen Bruder und drei Schwestern. Eine glückliche Kindheit war ihm beschieden. Mit den Geschwistern spielte er im alten Schloß zu Windischleuba auf Kreuzgängen, Treppen, Brücken und Sälen Verstecken und „Räuber und Prinzessin“. Auf den Gymnasien zu Altenburg und Hannover gehörte er nicht zu den besten Schülern, er war eigentlich nicht faul, aber er trieb zu viel Tollheiten und lernte alles andere lieber und leichter als alte Sprachen und die ihm besonders verhaßte — Mathematik. In Heidelberg, München, Göttingen und Berlin studierte er Jurisprudenz, Naturwissenschaften und Philosophie. Er wurde Referendar und Dr. jur. Die schöne Erde hat er sich angesehen von Kopenhagen bis Sizilien hinunter. In Deutschland ist er oft wochenlang herumgeradelt. Einmal ist er sogar einen Monat lang mit Zigeunern im Karren durch Baden und Württemberg gezogen, auch einem kleinen Wanderzirkus hat er sich einmal angeschlossen. Besonders liebt er die Feste. Ihm ist ein Zug zum Feierlichen eigen. Auf jungem Pferde durchs Heidefeld galoppieren, mit den Freunden auf der Heidelberger Schloßterrasse zechen, wenn die Fackeln lohen und drunten der Neckar

rauscht, tanzen, nicht nur mit den Füßen, sondern auch mit Herz und Seele — das ist sein Glück!

Einen ersten Band „Gedichte“ gab er 1896 heraus. Dann kam die Musenalmanachbewegung, die von Göttingen aus sich über Berlin, Wien und andere Universitäten erstreckte. Er redigierte die Göttinger Almanache von 1899 und 1901, wo er das Glück hatte, Mitarbeiter wie Carl Vulde, Agnes Miegel, Lulu von Strauß und Torney und L. V. Schücking zu finden, die diesen Almanach zu einer vorzüglichen Anthologie gemacht haben. Seine Hauptwerke sind „Juda“ (1900) und „Balladen“ (1901), ihnen schließt sich das soeben erschienene „Ritterliche Lieberbuch“ (1904) an. Boerries Freiherr von Münchhausen ist in erster Linie Balladendichter. Kein Geringerer als der Hochmeister der deutschen Balladenkunst Felix Dahn erkennt mit wärmster Freude „die ganz hervorragende, starke und echte Begabung des Poeten für diese Dichtungsart“ an und gibt ihm das ehrenvolle Zeugnis, daß er die epische wie lyrische Sprache mit voller Meisterschaft beherrsche. Er sagt: „Als Theodor Fontane starb, schrieb ich:

Held Uhlant war der König der Ballade,  
Thronfolger wurdest du auf diesem Pfade;  
Entsunken seh ich dir den goldnen Reifen,  
Und keine Hand, die wert, danach zu greifen!

Dieser junge Freiherr reitet aus, ihn sich zu holen. Glück auf den Weg! ruf' ich ihm neidlos zu.“

Wenden wir uns zunächst zu den Gesängen „Juda“<sup>1)</sup> Aus ihnen spricht eine markante Dichterindividualität voll Blut und Leidenschaft, voll Schwung und Gestaltungskraft. Adel der Gesinnung und Formenschönheit ist ihr Gepräge. Der Dichter hat ein cholertisch-sanguinisches Temperament. Eine Feuerseele, besonnen gebändigt, flammt in diesen Worten. Er fühlt sich innerlich verwandt mit den Helden des Alten Testaments: Simson und Jesaia. Das erste Gedicht: „Also sprach Jesaia“ prophezeit den Fall Jerusalems: frisch ist es in den Farben, wuchtig in der Sprache, unmittelbar in der Anschauung. „Rahab, die Jerichonitin“ ist „ein Lied der Liebe, der heißen, wilden, betäubenden Liebe im Orient, schwül und drückend wie eine Nacht unter Palmen, feurig und flammend, wie ein Gluttag in der Wüste.“ Es schildert ergreifend, wie in Rahab, der Dirne aus Jericho, die Liebe erwacht zu Jozada, dem Spion aus Juda. Es zeigt des Mädchens Wonne und Pein, und wie die Scham, daß sie ihr Volk verriet, sie in den Tod treibt:

1) „Juda“, Gesänge von Boerries Freiherr von Münchhausen. Buchschmuck von E. M. Vikien. F. A. Lattmann, Verlag, Berlin, Goslar, Leipzig.

Im Abend ruhten die Hörner,  
Rings schwieg Samaria,  
Da suchte der Liebsten Schwelle  
Der braune Jozada.

Bersogner Duft der Palmen  
Strich her von irgendwo,  
Tot hing am roten Seile  
Rahab von Jericho.

„Die Engel“ sind ein erhabenes Duett von Gabriel und Satan. „Die Hexe von Endor“ gehört zu den Glanzstücken der Sammlung. Saul, der Düstere, verzweifelt, da Gott sein Gebet nicht hört. Bei der Hexe erforscht er die Zukunft. Diese beschwört Samuel aus dem Grabe . . .

Da sprach eine Stimme und sprach nicht dort noch hier:

„Morgen bist du und deine Söhne bei mir!“

Ausschrei der König, — sein Herz schlug schweren Schlag,

Und über Gilboa graute sein Schicksalstag.

Glutvoll stellt uns der Dichter den starken Araber „Enak von Gomorrha“ dar, das dieser erobern könnte, aber er zieht wieder ab, um seine braven Wüstenjöhne nicht in diesen Sündenpfuhl tauchen zu lassen. Die Dichtung „Der Sohn“ erzählt, wie der grausame Nabuchodonosor in der Schlacht den geschlagenen Melchisedek verschont: „Er knüpfte einmal die Sandale meiner Mutter zu.“ „Der Triumphgesang der Juden“ gehört zu den Perlen der Sammlung, „er ist ein Schrei der Erlösung, ein Jubel entfesselter Sklaven, ein wildes Jauchzen der Verbannten, ein sehnsüchtiger Ruf nach der geliebten Heimat.“ „Simson“ ist eine grandiose Ballade. Sie faßt uns in die tiefste Seele. Welch eine ungebändigte Leidenschaft tritt uns hier echt und ursprünglich entgegen! Tief ergreifend sind auch „Die Gesänge des Jehuda“, in denen dieser seine Sehnsucht nach der schönen Channa in Strophen gießt, in denen der Dichter mit Glück den Parallelismus membrorum anwendet. Hier ist die Glut der Liebesleidenschaft, wie sie im Hohen Lied zittert. Es sind drei Lieder: „zuerst die purpurnen Wogen der Sehnsucht, dann eine kurze, heiße, selige Stille und endlich die grauen, schweren Fluten der Trauer.“

Der Maler E. M. Lilien — jugendlich wie der Dichter — hat das Werk mit großartig empfundenen Zeichnungen geschmückt. Wundervoll ist das Bild, das den Jesaias gesenkten Hauptes unter den windgebogenen Palmen zeigt, auf seinem Gewande — flammende Herzen. Welch ein Symbol für die Liebe dieses königlichen Propheten zu seinem tauben, undankbaren Volk! In der Ferne — Jerusalem, über dem sich bereits die Wolken des Gerichts zusammenziehen. Vor den Toren der Stadt auf blumiger Wiese — das Volk, ausgelassen seinen Reigen tanzend. Prätig ist auch Enak getroffen, „dessen Heimat der Sattel seines Kamels“ ist. Eine Zeichnung von tiefem Stimmungsgehalt verkörpert „die Ruinen Sodom's“. Wohl gelungen sind die Bilder, welche die „Gesänge des Jehuda“ begleiten. Jedes einzelne Blatt ist mit Blumen umkränzt in feiner und

tiefer Symbolik. Bezeichnend dürfte sein, daß die Dornen immer wiederkehren. Kurz, das Ganze ist eine Glanzleistung des Dichters, des Malers und des Verlags.

Die „Balladen“<sup>1)</sup> bieten eine Reihe Pagen- und Ritterballaden voll Anmut und Grazie, voll Glanz und Blut. „Gräfin Monbijou“ läßt sich von ihrem blonden Pagen küssen. Der „Page von Hochburgund“ jubelt:

Ich bin der Page von Hochburgund	„Page, was hobest du heimlicherweise
Und trage der Königin Schleppe,	Zur Lippe der Schleppe eigen,
Heut lachte ihr Mund, heut sprach ihr Mund	Page, ich glaube, du küßtest leis
Auf marmorner Pfeilertreppe:	Am seidenen Saume die Spitzen!“

Der Page wird zum Ritter. Herr Bertrand von Château Sicie reitet nach Belforast zum Mahl und küßt der „Schenkin“ kleinen, feinen Mund. All diese Verse sind keck, frisch, trefflicher. Froher Lebensmut jauchzt in ihnen. Im Gegensatz dazu herrscht eine schwere, gewitterbange Stimmung in der Dichtung „Die Weissagung des Dioletian“. Die schönste Ballade der Sammlung ist „Der Marschall“. Sie erzählt, wie der Marschall von Königstein treu seinem König dient, aber er liebt die Königin. Heimlich wird er vom König beiseite geschafft. Das Geschlecht derer von Königstein brütet Rache und hält Familientag. Aber der älteste Graf desselben mahnt zur Ruhe und Treue:

„Was der Better verschuldet, — wir	Und ist's euch recht, so melde sofort
wissen es nicht,	Du dich an des Verschollenen Ort.
Königes Sache ist das Gericht!	Trage sein Amt und seine Pflichten,
So laßt uns von Geschlechtes wegen	Adel soll nicht den König richten!“
Die Unbill gegen die Gnade wägen.	
Was wir waren, wir wollen es sein:	
Dem König dienen und ihm allein!	

Nun dient dem König der junge Graf von Königstein, er gleicht dem Gemordeten ganz und gar.

„Keine Silbe hat der König gesagt,  
Er hat kein armes Wort gewagt.  
Nur zuweilen, wenn sich der Schatten flieht  
Ins Zimmer: „Majestät mein König befiehlt?“  
Hat's ihn durchzuckt wie ein heimlicher Schlag, —  
König Alfred starb binnen Jahr und Tag.“

Von düsterer Schönheit sind die Dichtungen: „Die Pest in Eltiant“, „Die Glocke von Hadamar“ und „Der Fischer von Svenbaland“. Markig ist

1) Balladen von Boerries Freiherrn von Münchhausen. Mit Buchschmud von Robert Engels. Verlegt bei Breslauer und Meyer, Berlin 1901.

„Der Letzte seines Stammes“. Den Aristokraten in unserem Dichter charakterisieren die drei „Wir“ überschriebenen Lieder. Das Zigeunerleben schildert „Was der Zigeuner sang“. Ein feines Genrebild ist „Der alte Herr“. Erinnerungen aus der Kindheit und Studentenzeit bieten „Wir Kinder“, „Die Puppe“ und „Gedicht“. Wir sehen: mannigfach verschieden sind die Stoffe, die der Dichter behandelt. Aber für jeden einzelnen findet er den ihm angemessenen Ton auf seinem Saitenspiel. Gallische Heiterkeit und germanische Tiefe — beide weiß er zu treffen, wenn auch die ernstesten Töne echter und ursprünglicher anmuten. Robert Engels hat das Buch mit Bildern geschmückt, kongenial den Dichtungen.

Jüngst erschien das „Ritterliche Liederbuch“<sup>1)</sup>. Dieser Name ist bezeichnend für den Dichter und die feudalsouveräne Grundstimmung seiner Muse überhaupt. Er widmet es seiner „lieben Frau“, die er seit zwei Jahren heimgeführt und mit der er auf seinem Schlosse in glücklichster Ehe lebt. Der Band enthält fast ausschließlich reine Lyrik. Auch hier stellt der Dichter seinen Mann. Auch hier Glanz und Glut, Temperament und Leidenschaft, auch hier Pracht der Sprache und feinsten Stimmungsgehalt. Es lodert etwas von dem Feuer Lord Byrons in diesen Versen. Aus der 1. Abteilung „Landschaften und Jahreszeiten“ hebe ich hervor das starre „Gestade der Vergessenheit“ und das in warmen Farbentönen leuchtende „Avalun“, aus den „Wanderungen“ die taufrische „Harzfahrt“ und das melodiöse „Eines Wandernden Lied“, aus „Den Liedern und Stimmungen“ das lebensstrotzige „Der Tod“ und das in seiner Schlichtheit rührend wirkende „Abendstimmung“, das frische „Heller Morgen“ und die müde „Salomonisweisheit“. Als Probe stehe hier:

## Meiner Mutter.

Mein Haupt will ich bergen wie einstens	Und küsse die brennende Wange
In deinen Schoß,	Deinem Kind
Ich tat es vor Zeiten als Knabe,	Und trockne am Auge die Träne,
Nun bin ich groß.	Die heiß mir rinnt.
Von der Stirne streich mir die Locken	So will ich liegen und träumen,
Leise fort.	Wie einst ich tat,
Und sprich mir wieder wie damals	Und vergessen, daß ich ins Leben,
Ein zärtlich Wort.	Ins wilde, trat.

„Komtesse“, „Zu dritt“ und „Die Verlegene“ sind von übermütiger Reife und Laune, zuerst erschienen in meinem Dresdner Dichterbuch (Dresden, Wilhelm Baensch, 1903).

Über der Abteilung „Liebe“ weht ein eigener Duft und Schimmer.

1) Ritterliches Liederbuch. F. A. Lattmann, Verlag, Goslar.



## Lebensweg.

Ich bin durchs Leben auf dich zugegangen, So fest und klar, wie übers grüne Land: Die Taube flog, die lange eingefangen, Und doch den Weg zur süßen Heimat fand.	Und denke ich an Sturm und Streit und Streben, An meiner Jugend Wandern dort und hier, So ist mir oft: es war mein ganzes Leben Ein stiller, unbeirrter Weg zu dir!
---	---

Studentenhumor lacht aus dem köstlichen „Referendarexamen“. Mit einem Wort: auch dieser lyrische Band reiht sich würdig den beiden Balladenbüchern des Dichters an. Mit Recht vergleicht H. von Meerheimb diese temperamentvolle ritterliche Poesie mit einem wild „rauschenden Gebirgsbach, der sich jauchzend und tosend über haus hohe Klippen wirft und übermütig schäumend in Jugendlust und Jugendkraft unwiderstehlich fortreißend wirkt“.

Ich schließe mit dem Wunsche, daß er sich je länger je mehr zu einem mächtigen Strom vertiefen und verbreitern möge, der das Geistes- und Gemütsleben unserer Nation wohlthätig befruchtet. Glück auf, du junger Aar!

---

**Über bildliche Ausdrücke.**

Von Dr. H. Willert in Berlin.

Bildliche Redensarten und Ausdrücke im Deutschen sind oft gesammelt und erläutert worden; aber daß die Erläuterungen immer und in allen Fällen befriedigen, wird niemand behaupten können; die Erklärungsversuche haben oft eine bedenkliche Ähnlichkeit mit den volksethymologischen Untersuchungen über Familiennamen; legt man nicht aus, so legt man unter. Im folgenden will ich drei solcher Ausdrücke betrachten, die allgemein als dunkel und schwierig bezeichnet werden.

1. Ein Hühnchen mit jemand zu rupfen oder pflücken haben. Während Grimm und M. Heyne sich in ihren Wörterbüchern mit der Angabe begnügen, daß dieses Bild vom Rupfen des geschlachteten Huhnes hergenommen sei, sagt Paul, die Bedeutung sei: zunächst wohl nur „etwas mit einem gemeinsam zu tun haben“. Aber unter allen menschlichen Beschäftigungen wäre doch sicherlich das Rupfen eines Huhnes die letzte, bei der man an gemeinsame Arbeit denken würde; wie viele Tätigkeiten, die immer oder meistens von zweien verrichtet werden, würden sich dargeboten haben und angemessener erschienen sein, wenn in dem Bilde der Nachdruck auf die Gemeinsamkeit hätte gelegt werden sollen. Aus demselben Grunde ist auch Brinkmanns Deutung abzuweisen, daß man wohl an die Muße zu plaudern und etwas miteinander abzumachen denkt, welche sich beim gemein-

famen Rupsen eines Huhnes bietet. Ganz unglaublich ist die Auseinander-  
setzung in Vorchardt-Wustmann: „Einen Schinken bei jemand im Salze  
haben“ ist so viel wie „sein Fett kriegen“, nun sagt man: „Ein Hühnchen  
bei jemand im Salze haben“, also wird auch gesagt worden sein: „Du  
kriegst noch ein Hühnchen von mir“. „Vielleicht ist mit ironischer An-  
spielung auf das Rupsen des anderen dann daraus entstanden: wir haben  
noch ein Hühnchen miteinander zu rupsen, beim Huhn liegt ja das Rupsen  
nahe genug.“ Aber die ganze Erklärung schwebt in der Luft, man müßte  
doch mindestens nachweisen, daß die Wendung: „Du kriegst noch ein Hühn-  
chen von mir“ irgendwo vorkommt. Noch ungeheuerlicher sind die Angaben  
bei Schrader, der auch in dem Rupsen „das Strafende, Verletzende, Wehe-  
tun“ des anderen sehen will. Die Schwierigkeit liegt für ihn in dem „mit  
Dir“, und nun dreht und deutelt er so lange, bis er als den Sinn der  
Redensart: „Du bist der zu Rupsende“ herausbringt. Meiner Ansicht nach  
bedeutet der Ausdruck: „Wir wollen in gemeinsamer Tätigkeit versuchen,  
einer bestimmten Sache auf den Grund zu kommen.“ Ich glaube Ursache  
zur Klage über dich zu haben, aber vielleicht ist die Sache ganz harmlos  
und du kannst dich rechtfertigen, jedenfalls ist sie nicht klar; wir wollen  
uns doch einmal aussprechen, um den Kernpunkt der ganzen Frage fest-  
zustellen. Sehen, wie die Sache eigentlich beschaffen ist, alles Verhüllende  
beseitigen, den wahren Kern heraus Schälen, das ist das Tertium compara-  
tionis. Welche Gegenstände konnten nun wohl dem Bauern ein Bild  
liefern zur Bezeichnung einer Sache, die er so ohne weiteres auf den ersten  
Blick nicht beurteilen kann? Etwa Früchte in der Schale. Aber Äpfel  
und Birnen ist man bei ihm ungeschält, und Nüsse geben wegen ihrer Härte zu  
bildlichen Ausdrücken anderer Art Veranlassung. So bleiben denn als geeignete  
Vergleiche: Rüben, ein Ei, ein geschlachtetes Hühnchen, vielleicht auch eine ge-  
schlachtete Gans, und wirklich finden sich nun auch alle diese Dinge als Bild  
für die Streitfrage, die klargelegt werden soll. Grimm erwähnt unter „Ei“,  
Heyne unter „schälen“ die Wendung: „Mit einem noch ein Ei zu schälen  
haben.“ „Rüben mit jemand zu schaben haben“ ist im Niederdeutschen  
üblich, John Brinckman in „Kasper-Dhm un id“ zitiert es S. 185 in der  
Form: „Ik heww noch'n por Rööwen mit di to schrapen“, und „eine  
Gans mit einem zu rupsen haben“ war wenigstens früher im Englischen  
vorhanden; Brewer führt in seinem Dictionary of Phrase and Fable aus  
Howells Sprichwörtern (1659) an: I have a goose to pluck with you. —  
Eine Betrachtung dieser Ausdrücke zeigt deutlich, wie unhaltbar die oben  
angegebenen Erklärungen sind; wie könnte man wohl beim Schälen eines  
Eies die gemeinsame Tätigkeit oder die Muße zum Plaudern im Sinne  
gehabt haben? oder wer hätte wohl beim Schaben der Rüben an das

„Strafende, Verletzende, Wehetun“ gedacht? Der gemeinsame Gedanke, der in allen liegt, ist vielmehr, wie schon gesagt, der: einer Sache auf den Grund zu gehen, festzustellen, wie sie eigentlich beschaffen ist. — Warum von all diesen Wendungen gerade das Rupfen des Hühnchens sich im allgemeinen Gebrauch erhalten hat, ist leicht einzusehen; zwei Personen zum Schälen eines Eies zu bemühen, erschien doch gar zu wunderbar, die „paar“ Rüben sind kein glückliches Bild für die „eine“ strittige Sache, und eine geschlachtete Gans ist zu wertvoll, als daß sie zum Vergleich für den unbedeutenden Gegenstand des Streites passend verwendet werden könnte. Ein Hühnchen dagegen können allenfalls schon zwei rupfen, und es hat, wenn auch keinen großen, so doch immerhin einen gewissen Wert. Es ist auch begreiflich, daß die heut im Englischen übliche Wendung: „Ich habe eine Krähe mit dir zu rupfen“ kein Gegenstück im Deutschen hat. Wann rupft man denn eine Krähe? Das Rupfen muß doch einen Zweck haben.

Anderz zu beurteilen ist die Redensart, die Heyne unter „teilen“ aus Stielers anführt: „Ich habe mit dir ein Ei zu teilen veniunt quaedam in disceptationem inter nos.“ Der Gedankengang ist hier etwa der folgende: Ich habe Grund zur Klage gegen dich; die Streitsache ist ja an sich nicht bedeutend, aber doch nicht so ganz einfach, und es wird immerhin einige Schwierigkeiten haben, bis wir beide ins reine kommen, beide völlig befriedigt sind. Dieselbe Vorstellung liegt auch in dem französischen *avoir maille à partir ensemble*, einen Heller miteinander zu teilen haben.

An die Muße zu plaudern und den Gegenstand nach allen Seiten eingehend und gründlich zu besprechen, wird man allenfalls denken können bei einer Wendung, die sich in Goethes Götter, Helden und Wieland findet: „Wir haben noch ein Glas zusammen zu leeren.“

2. „Einen Bären anbinden“ im Sinne von „Schulden machen“ und dementsprechend „einen Bären losbinden“ für „Schulden bezahlen“. Meistens begnügt man sich mit der Erklärung, die Grimm unter „anbinden“ gibt: „soll von einem Bärenführer stammen, der, als er nicht zahlen konnte, sich aus dem Staube machte und dem Wirt den Bären an die Tür band.“ Jedoch, abgesehen davon, daß diese Erklärung nicht recht befriedigt, so macht sie auch ganz den Eindruck, als ob sie nachträglich zu der schon vorhandenen Redensart hinzu erfunden worden wäre. Aber sie ist doch immer noch erträglich im Vergleich zu all den Phantasiegebilden, welche die Kunst der Ausleger geschaffen hat; man vergleiche z. B. nur, was Schrader im *Bilderschmuck* 223 flg. über diesen Ausdruck sagt. Eine bessere Deutung wird sich nur ergeben, wenn man sich klar wird über das *Tertium comparationis*, über das, was dem Bärenführer und dem Bären einerseits gemeinsam ist mit dem Schuldenmacher und den Schulden andererseits.

Und da finden sich denn Ähnlichkeiten genug. Der Bär ist für den Bärenführer ein Besitz, der ausschließlich und mehr als irgend etwas anderes sein persönliches Eigentum ist; er bindet ihn an; er muß sich um ihn kümmern, denn einem anderen wird es gar nicht einfallen, sich mit dem Ungetüm abzugeben; er kann ihn nicht verschenken, wer würde wohl einem Bärenführer seinen Bären abnehmen? Es stiehlt ihn ihm auch keiner, und der Bär läuft auch nicht weg, der steht sicher und fest angebunden an seinem Pfahl, bis er losgebunden wird, und er muß ihn auch selber wieder losbinden, da jeder andere gerne die Hände davon läßt. Entfernt sich aber der Führer unter Zurücklassung seines Tieres, so wird der Wirt sehr wenig davon erbaut sein und die Rückkehr des Besitzers sehnlichst wünschen, und so könnte man noch mancherlei anführen, wobei immer von neuem die Ähnlichkeit mit dem Schuldenmacher und seinen Schulden in die Augen springt. Das *Tertium comparationis* ist die Vorstellung von einer Sache, die einem einzigen ausschließlich gehört, die ihm kein anderer abnimmt, die diebesicher ist, die man nicht so ohne weiteres los wird dadurch, daß man fortgeht und sie zurückläßt, die vielmehr an ihrem Orte ruhig stehen bleibt und von der derjenige, welcher sie in Verwahrung hat, sehnlichst hofft und wünscht, bald befreit zu werden.

3. Eine böse Sieben. Die Deutungen, die für diesen Ausdruck gegeben werden, sind gewöhnlich die beiden folgenden: Weil man bei einem bösen Weibe an die siebente Bitte im Vaterunser denkt, hat man ein solches selbst als eine böse Sieben bezeichnet; eine Erklärung, die so unglaublich ist, daß man sich nicht weiter damit zu beschäftigen braucht; oder aber man sagt, in einem bestimmten Kartenspiel sei die Sieben der höchste Trumpf gewesen; sie hätte alle anderen Karten stechen können, daher denn die Bezeichnung „die böse Sieben“, die später auf böse Weiber übertragen worden sei. Aber diese Karte würde doch dem Spieler, dem sie zugeteilt ist, sehr angenehm sein, und jeder von den Mitspielern würde wünschen, sie immer zu bekommen; es könnte doch nur Neid sein, der diese Sieben als die „böse“ bezeichnet. Also auch diese Erklärung ist abzuweisen. Möchte nicht die böse Sieben ganz einfach eine scherzhafte Verlängerung von „eine böse Sie“ sein? Daß „die Sie, eine Sie“ nicht nur für das Weibchen von Tieren, sondern auch vom Menschen gebraucht wird, wird in allen Wörterbüchern belegt, und die Verlängerung dürfte vielleicht der Vorsicht wegen angewandt sein, damit man sich nicht etwa Unannehmlichkeiten zieht durch die Behauptung, die und die sei eine böse Sie. „Ich habe nichts gesagt; ich habe nur von der bösen Sieben — meinetwegen von der aus dem Kartenspiel — gesprochen.“ Solche verhüllenden Ausdrücke, die zu dem richtigen Wortanfang einen harmlosen Wortausgang hinzufügen,

finden sich mehrfach, so wenn man im Berlinischen<sup>1)</sup> jemand fragt: Sie sind wohl übergefahren, oder wenn man von einem behauptet, er habe mehr Glück als Berdinand usw. Diese Erklärung gründet sich zwar nicht auf die geheime Kraft der Sieben bei Griechen, Römern, Persern u. a., aber sie erscheint mir trotzdem natürlicher als alle, die ich kenne.

### Was ist klassisch?

Versuch zur Entwicklung eines wichtigen Kunstbegriffes in Prima  
in Form einer Aufsatzdisposition.

Von **H. Wefemüller** in Züsterbog.

Die Bestrebungen für Kunsterziehung in der Schule haben einen breiten Boden gewonnen, und viele Anstalten sind bereits in der Pflege dieses neuen Unterrichtszweiges oder, sagen wir besser, dieses neuen den Schulunterricht erfüllenden Geistes begriffen. Da es hierbei darauf ankommt, das künstlerische Gefühl des Lernenden auszubilden, so wird eine dem Schüler faßliche Aufklärung über eins der bis jetzt bedeutendsten Kunstprinzipien, nämlich über den Begriff des Klassischen, nicht gerade überflüssig, und da sie an der Hand der bisher geübten Literaturgeschichte geschieht, dem Primaner auch leicht verständlich sein.

Sie soll im folgenden in Gestalt einer unter Mitarbeit der Klasse zu findenden Aufsatzdisposition versucht werden, unter dem Thema: „Was ist klassisch?“ —

#### Disposition.

A. Einleitung: Mit dem Worte „klassisch“ wird viel Mißbrauch getrieben, oft setzt man es einfach für „schön“ oder „köstlich“ im landläufigen Sinne.

Was ist die engere Bedeutung des Wortes? —

B. Durchführung:

1. Das Grundwort bildet das altlateinische „classici“, das sind die Angehörigen der ersten und reichsten der sechs Klassen, in die durch Servius Tullius das römische Volk nach dem Vermögen geteilt wurde. Jene Leute „von Rang“ nannte der Römer Leute „von Klasse“ (das übrigens vom griechischen *καλέω*, der Tätigkeit des Heroldes, stammt, der zur Versammlung rief). Diese classici, als die reichste und erste Klasse, auch im Militärwesen, waren tonangebend; also ist classicus = maßgebend. Ein

1) Vgl. Meyer, Der richtige Berliner, S. 36 und 121.

testis classicus ist dann ein glaubwürdiger, entscheidender Zeuge, ein scriptor classicus ein mustergültiger Schriftsteller.

2. In humanistischer Zeit kam das Wort klassisch bei uns in Gebrauch und bezeichnete alles, was zur griechisch-römischen Bildung und Kultur gehörte. Klassisch gebildet aber war jemand z. B. schon, wenn er gut Lateinisch sprach. Also der Begriff war noch ziemlich äußerlich gefaßt.

3. Einen tieferen Sinn verbinden wir mit dem Worte, wenn wir die mustergültigen Kunst- und Literaturperioden eines Volkes als klassisch bezeichnen. So spricht man

a) von einer klassischen Zeit der Griechen und meint damit die unter Perikles erreichte Höhe geistiger Bestrebungen,

b) von einer klassischen Zeit der Römer und meint damit die Blüte des Geisteslebens unter Augustus.

c) Italien erlebte seine klassischen Tage im 15. Jahrhundert unter der Sonne der Medicis, bezeichnet durch Namen wie Dante, Tasso, Petrarca; (Michelangelo, Raffael, Leonardo da Vinci).

d) In Spanien gilt als klassisches Zeitalter das des Cervantes, Lope de Vega, Calderon de la Barca, also das 16. bis 17. Jahrhundert.

e) Frankreich erlebte den Ruhm des Klassizismus im 17. Jahrhundert unter Ludwig XIV.: Corneille, Moliere, Racine sind hier die Sterne.

4. Was wir bei der Bezeichnung dieser Kulturabschnitte mit klassisch meinen, wird uns am deutlichsten durch eine Betrachtung von Deutschlands literarischer Blütezeit, von den Weimarer Ruhmestagen eines Goethe und Schiller. Bei ihnen finden wir das, was der Begriff klassisch in seiner vollen Vertiefung bedeutet: das klassische Kunstideal.

a) Die Vorgeschichte dieser Vertiefung bildet die Entdeckung des wahren Gehaltes der Antike, nach Winckelmann: „Edle Einfachheit und stille Größe“, in Lessings Ergänzung im „Laokoon“ aber „Schönheit, Maß der Leidenschaften, Maß in allen sich zu Kunst gestaltenden Beziehungen“. Also das „Μηδὲν ἄγαν!“ des Kleobulos aus Lindos auch auf das künstlerische Wesen und Schaffen übertragen.

b) Goethe und Schiller vereinigen die vorher mehr oder weniger einseitigen Auffassungen der Kunst zur allseitigen Harmonie, zur äußeren in Ausdruck und Satzbau, zur inneren in Stimmung, Gedanke und Leidenschaft, in dem geistigen Leben, das ihre Werke durchweht.

c) Somit treten sie, indem sie das Höchste leisteten in Werken wie „Wallenstein“, „Tasso“, „Iphigenie“, dem Sturm und Drang ihrer Zeit gegenüber und zeigen im Gegensatz dazu: Abklärung aller seelischen

Vorgänge, auch des leidenschaftlichsten Empfindens durch den Einfluß eines Ideales, in dessen sicherem Besitz sich der Held des Stückes oder der Dichter weiß, und das seinen tiefsten Herzensgrund mit Ruhe und Frieden füllt, mag es außen auch stürmen. Wir fühlen mit ihm, daß alles, was er leidet, nur ein Opfer für sein im innersten Busen gerettetes Ideal ist.

d) Der Anakreontik gegenüber bringen die beiden Dichterpriester mehr Innigkeit, Wärme und aufrichtiges Gefühlsleben,

e) im Verhältnis zur empfindsamen Dichtung (der Verklärung der Sentimentalität im „Werther“) mehr Mannesmut und verständige Energie,

f) gegenüber der Schicksalstragödie (Zacharias Werners „Der vierundzwanzigste Februar“, Adolf Müllners „Neunundzwanzigster Februar“ und vor allem seine „Schuld“, Houwalds „Bild“ und teilweise auch Grillparzers „Ahnfrau“) mehr Glauben an die Stärke und Freiheit des Willens und an eine gütige Vorsehung,

g) gegenüber der kalten Gelehrtenichtung (Dichtung „des Wizes und des Verstandes“: Gottscheds „Sterbender Cato“, der nur das Opfer einer kalten, grilligen Maxime, nicht einer höheren, begeisternden Idee wird), mehr Größe der Auffassung, mehr Begeisterung.

5. Noch eindringlicher wird uns der Begriff klassisch in seiner höchsten Bedeutung, wenn wir die Teilhaber an unserer klassischen Literatur, die sich um Goethe und Schiller vereinigen, ohne aber ebenfalls genau in der Mitte zu stehen, mit diesen vergleichen:

a) Warum steht Klopstock noch nicht ganz auf der Höhe Goethe-Schillers? Er hat zwar lebhaftes Gefühl, aber dieses ist zu überwiegend gegenüber dem ästhetisch-kritischen, den Stoff zu fester, plastischer Gestalt ordnenden Verstande und Willen.

b) Warum nicht Lessing? — Er hat diese Klarheit der Gestaltung, aber zu unbarmherzig hell; ihm fehlt das Traumhafte des Gemütslebens, der Zauber des Dämmerlichtes, das Spiel vom Licht und Schatten des „Wunderbaren“, das die Schweizer Bodmer und Breitinger als wesentlichen Teil der Dichtung erkannt hatten.

c) Was fehlt bei Wieland? — Die eben angedeutete Phantasiwirkung hat er, aber zu wenig von etwa Klopstocks Gefühl. Aber die sprachliche Form ist bei ihm schon vollendet. —

6. Fassen wir alles von 4a ab Gesagte zusammen, so finden wir: „Klassisch“ ist der wohlgelungene Ausdruck des harmonischen Verhältnisses von Vorstellen und Denken, Fühlen und Wollen (Phantasie, Verstand, Gemüt und Willen) in höchster Kraft, d. h.

a) eine große Leidenschaft im Rahmen einer klaren, aber hohen Weltanschauung, welche das Reale und Ideale harmonisch zu vereinigen weiß, bildet den Inhalt;

vgl. 4a: edle Einfachheit und stille Größe, Schönheit, Maß,

4b: allseitige Harmonie,

4c: Abklärung aller seelischen Vorgänge,

4d: Innigkeit,

4e: verständige Energie,

ferner 5a—c: Klopstocks Gemüt zusammen mit Lessings Verstand und Wielands Phantasie!

b) eine dem Inhalt entsprechende Sprache bildet, in plastischen, phantastie- und gemütvollen Bildern und Gleichnissen, die innere Form (die Stimmung), in gewählten, dem Maß der Leidenschaft angemessenen, zugleich die gewollten Begriffe und Gedanken durchaus treffenden Worten und Satzbildungen die äußere Form (den Stil).

C. Schluß: Diese hier für die Dichtkunst gefundene Begriffserläuterung des Klassischen gilt *mutatis mutandis* auch für die Kunst im allgemeinen (Malerei, Bildhauerkunst und Musik).

Zur Einübung des behandelten Begriffes werden u. a. folgende Themata vorgeschlagen:

1. Warum ist Schillers „Spaziergang“ klassisch? —
2. Warum Goethes „Sphigenie“? (oder „Tasso“ oder Schillers „Wilhelm Tell“, „Wallenstein“ u. ä.?) —
3. Warum ist Goethes „Egmont“ nur teilweise klassisch zu nennen? — (Vgl. die Schillersche Kritik!).
4. Warum kann „Goetz“ noch nicht als klassisch gelten? —
5. Inwiefern ist Raffaels „Sixtinische Madonna“ klassisch? —
6. Inwiefern Michelangelos „Moses“? —
7. Was ist Stimmung bei einem Gemälde, und wann wäre diese klassisch zu nennen? — usw.

Als Gegenstück zu obigem Aufsatz könnte auch das Thema behandelt werden: Was ist romantisch? —

Natürlich kann dem Schüler nur Angabe der hervorragendsten Merkmale zugemutet werden, zumal die Beantwortung der Themafrage selbst von Gelehrten wohl bis heute kaum noch erschöpfend gegeben ist; am vorzüglichsten noch von Prof. Rud. Haym, aus dessen Werk über die romantische Schule bereits dem Primaner einzelne Kapitel empfohlen seien.



## Sprechzimmer.

## 1.

## Einige Bemerkungen zu Schillers Metrik.

Vielfach habe ich gefunden, daß selbst in großen Werken, die über Schiller handeln und ebenso in kleineren Ausgaben, welche Schillers Werke erklären, die Metrik sehr vernachlässigt worden ist. Ich erlaube mir daher, einige Bemerkungen darzubieten, die vielleicht dazu dienen können, dieser Seite der Dichtungen mehr Beachtung zu schenken, als es bisher geschehen ist. Zunächst folgendes:

Ich beschränke mich auf Schillers Dichtung: Wallensteins Tod. Die Verse messe ich, was ich hier nicht näher begründen will, trochäisch und zwar mit einer Vorschlagssilbe.

Natürlich bestimme ich die Verse nicht nach Längen und Kürzen, sondern nach Hebung und Senkung. Dabei kommt es vor, daß in demselben Verse einmal ein Wort in der Hebung und dann wieder in der Senkung steht. Ich bezeichne hier die Hebung mit — und die Senkung mit  $\bar{\phantom{a}}$ .

So im 1. Akt, Szene 7:

Ob / Glück ob Unglück lehrt das Ende.

Im 2. Akt, Szene 6:

Fort, fort!

Sehr oft gebraucht Schiller dreisilbige Worte, die sich nur dann in den Vers einfügen lassen, wenn die letzte Silbe als Hebung angesehen wird. Das wird sehr leicht sein, wenn hinter dieser gehobenen Silbe eine Interpunktion steht, also eine Pause gemacht werden muß. B. V.:

Dem / Übermütigen /, zum Opfer fallen.

Sehr häufig aber wird die letzte Silbe gehoben, ohne daß eine Interpunktion folgt. Dazu kann man Beispiele in Unzahl finden.

In einigen Fällen weiß ich freilich nicht, ob Schiller ursprünglich so geschrieben hat, wie man es in den gewöhnlichen Ausgaben liest, oder ob eine Nachlässigkeit des Herausgebers vorliegt.

Im 1. Akt, Szene 5 steht: Euer Kreditiv. Ich glaube, man muß lesen: Eu'r Kreditiv. — Ferner:

Ein / Protestant. Ihr Lutherischen sehtet

Eh' an Konjunktion zu denken ist

Im 2. Akt, Szene 1:

Du / übernimmst die spanischen Regimenter

Man muß lesen: die span'schen Regimenter.

Groß-Dichterfelde b. Berlin.

Geh. Reg.-Rat fob. †

## 2.

## Biblische und andere Anklänge in Wielands Oberon.

Auf viele Vorbilder, die Wieland im Oberon benutzt hat, hat Max Koch (Das Quellenverhältnis von Wielands Oberon. Marburg 1879.) hingewiesen auf einige Einflüsse ist meines Wissens noch nicht aufmerksam gemacht worden. So finden sich z. B. zahlreiche Anklänge an die Bibel. Daß die Predigt, die Gangolf der Rosette im VI. Gesange hält, voller Hindeutungen auf biblische Dinge sein muß, ist selbstverständlich. Ebenso sind die Ermahnungen, die Alphonso kurz vor seinem Hinscheiden dem jungen Paare zuteil werden läßt, in biblischem Tone gehalten. Aber auch Anlehnungen sind vorhanden. Z. B. VII, 58:

Er, . . . , der die jungen Raben,  
Die zu ihm schrein, erbarmend hört,

an Psalm 147, 9:

Der dem Vieh sein Futter gibt, den jungen Raben, die ihn anrufen.

oder VIII, 23:

„Hier“, rief er seinem Freund, vom unerhofften Schauen  
Des schönen Orts entzückt, „hier laß uns Hütten bauen.“

an Matth. 17, 4 (auch Marc. 9, 5 und Luc. 9, 33):

Petrus sprach zu Jesu: „Herr, hier ist gut sein; willst du, so wollen wir hier  
drei Hütten machen . . . ,

während X, 10:

Wie ein verblutend Lamm, still duldbend, liegt sie da

auf Jesaias 53 beruhen kann.

Das Eintreten des Unwetters nach Hüons und Rezias Verfehlung und  
das Suchen des Schuldigen durch das Loß (VII, 22) weisen auf die Ge-  
schichte des Propheten Jonas (Kap. 1) hin. Die Art und Weise, wie Oberon  
(VI, 9 und 10) das Verbot der Liebe gibt und sich verabschiedet und (VII, 17)  
nach der Verfehlung der Liebenden in finstern Grimme an ihnen vorbeiz-  
rauscht, gemahnt etwas an das Erscheinen Gottes vor Elias auf Horeb  
(1. Könige 19).

An Klopstock erinnert, wie schon Koch (S. 41) erwähnt hat, das Benehmen  
des Sylphen vor Oberon (X, 15), an ihn erinnert, daß das Leiden Hüons  
dort nur im Bilbe vorgeführt wird. Doch auch Stellen, wie III, 37:

Und den verruchten Geist, von Freveltaten schwer,  
Schon schleppen Teufel ihn zum schrecklichen Gerichte.

und VII, 63:

So leicht wie auf der Flucht

Zum Himmel eine arme Seele,  
Die aus des Fegfeuers Pein und strenger Glut entrann,

schienen mir Dante-Klopstockschen Geist zu atmen, den Koch im Oberon vermißt.

Unverkennbar ist meines Erachtens auch der Einfluß von Hallers Alpen  
auf die Episode, in welcher uns der Aufenthalt des Paares auf der einsamen  
Insel bei Alphonso geschildert wird.

Bei Haller finden wir die glatten Wände, die mauergleichen Spitzen, durch die sich Hüon einen Weg bahnen will „und wären's Alpen auch“ (VII, 95); hier wie dort brausen die mit Schaum bedeckten Bäche durch das Hochgebirgstal dahin. Der Wechsel der Jahreszeiten wird von Wieland wie von Haller mit gleicher Anschaulichkeit vorgeführt.

Die langen Winterabende werden beim Schweizervolke dadurch ausgefüllt, daß einer oder der andere von den Alten aus früheren Zeiten erzählt und die erstaunt zuhörende Jugend belehrt. — Auch Hüon und Amanda hören halbe Nächte lang dem Alphonso zu, der ihnen VIII, 48:

von seiner langen Lebenszeit  
Ein Stück, das ihm lebendig wird,

berichtet.

Wenn Haller als weitere Beschäftigung an den Winterabenden anführt:

Ein junger Schäfer stimmt indessen seine Leier,  
Dazu er ganz entzückt ein neues Liedchen singt,

so erinnert uns das an Wielands VIII, 49:

Zuweilen um den Geist des Trübfinns zu beschwören,  
Der, wenn die Flur in dumpfer Stille trau'rt,  
Im Schneegewöll mit Eulensfüßeln lau'rt,  
Läßt Hüon seine Kunst auf einer Harfe hören,  
Die er von ungefähr in einem Winkel fand,  
Lang ungebraucht, verstimmt und kaum noch halb bespannt:  
Doch scheint das schnarrende Holz von Orpheus' Geist beseelet,  
Sobald sich Neziäs Gesang mit ihm vermählet.

Haller's Worte:

Wer für sein Liebste's sorgt, find't Reiz in jeder Pflicht.

lassen sich sehr gut auf Hüon anwenden, der „eine Hütte für Amanda aufrichtet“ und „die Holzart statt des Ritterschwertes“ schwingt.

Und wenn es in den Alpen heißt:

Denn hier, wo die Natur allein Befehle gibe,  
Umschließt kein harter Zwang der Liebe holdes Reich,

so könnte das ebensogut im VIII. Gesange des Oberon stehen.

Orantenstein a. d. Lahn.

Richard Herold.

### 3.

Zu den imperativischen Namen. (Bfchr. 16, 478.)

E. M. Urndt nennt in seinen Erinnerungen aus dem äußeren Leben S. 32 (Reclam) einen Obersten von Schlagenteufel. Dieser Name ist unzweifelhaft als „Schlage den Teufel!“ zu erklären und bezeichnet einen, der sich vor dem Teufel nicht fürchtet, es mit ihm aufnimmt, ebenso wie der nd. Schuttendüvel, der in Queblinburg in der entstellten Form Schieten-dievel sich fand. Über die verschiedenen Formen dieses Familiennamens siehe Selmar Kleemann, Die Familiennamen Queblinburgs. (Du. S. C. Buch 1891) S. 162.

Kortheim.

R. Sprenger.

## 4.

## Zu Friedrich Rückerts Gedicht „Die Straßburger Tanne“.

Unter den Mitteilungen über Vogesenreisen aus alter Zeit bringt die zuletzt erschienene Nummer der Vogesenklubhefte einen interessanten Bericht über Rückerts Gedicht „Die Straßburger Tanne“, welches wegen ihres prophetischen, patriotischen Charakters wohl in der Mehrzahl unserer deutschen Lesebücher Aufnahme gefunden hat. Eine „Korrespondenz aus Straßburg“ hat Rückert zur Abfassung des Gedichtes veranlaßt. Dieselbe war in dem Morgenblatt für gebildete Stände 1816, Nr. 148 erschienen, als Rückert vorübergehend an der Redaktion dieses Blattes beteiligt war.

Da die Mitteilungen aus dem Vogesenklub nicht jedermann zugänglich sind, dürfte eine Wiederholung des Zeitungsberichtes an dieser Stelle angezeigt sein, da derselbe Rückert Anlaß und Stoff zu seinem Gedichte gab:

„Vorigen Pfingstmontag ist in unserm Hochgebirge eine besonders in unsern holzfeindlichen Zeiten seltene Tanne, weithin im Lande unter dem Namen der großen Tanne bekannt, in Anwesenheit aller obern Forstbeamten und einer Menge Zuschauer, die sich aus Straßburg, Barr, Andlau und der ganzen Umgegend, über zwölfhundert an der Zahl, dahin versammelt hatten, gefällt worden. Sie hatte seit einigen Jahren angefangen abzustorben und zuletzt ihren völligen Pflanzentod erreicht, so daß die lange aufgeschobene Maßregel, sie zur Benutzung des Holzes abzuhaufen, nicht mehr verschoben werden konnte. Eigenthümlich war es an dieser Baumart, daß sie in der halben Höhe sich in eine Gabel theilte. Die Tanne maß acht französische Fuß in ihrem größten Durchmesser und 25 Fuß im Umfang. In der Höhe hatte sie vom Boden bis an den Punkt, wo sie sich theilte, 87 Fuß, und dann in den beyden gleich hohen Zinken 50 Fuß, zusammen vom Boden bis an den Gipfel 137 Fuß; solange sie grünte, war sie noch etwas höher, so daß sie 150 Fuß erreichte. Dermalen war die Krone bis auf einige grüne Reiser verdorrt. Sie gehörte zu der Art der Weiß- oder Edelanne (Pinus picea L.). Man hatte drey Tage vorher angefangen, die Wurzeln umzuhauen und nur so viel unbetastet gelassen, um sie am bestimmten Tage ohne zu lange Frist vollends fällen zu können. Eigentlich sollte dies um zwölf Uhr genau geschehen, allein man hatte doch zuviel vorgearbeitet, so daß der Fall schneller und schon um eils Uhr Statt hatte. Majestätisch, tief das Gefühl ergreifend, war der Sturz des hohen alterthümlichen Baumes, dessen Jugend wohl um die Zeiten ergrünte, als Kaiser Maximilians und Kaiser Karls V. Szepter die Elsässsichen Völker beherrschten, als ein Geiser von Kaisersberg seine kräftigen Sittenpredigten im Straßburger Münster der geistlichen und weltlichen Verdorbenheit entgegen donnerte, als der emporstrebende Franz von Sickingen auf dem nicht sehr entfernten Gunzburger Schloß hauste; denn dies sind die Ahsatssichen Erinnerungen, an diese knüpft sich der Volksstamm; in jenem Jahrhundert erreichte Straßburg die Perihelie seiner Geistes- und Manneskraft: da waren die Sturm von Sturmeck, die Bucer, die Spedel (der Befestiger Gibraltars); da war in Straßburgs Bürgern Kraft und Saft,

statt Eleganz und Mode. — Es soll von der nun auch gesunkenen Tanne ein vollständige Scheibe auf der Straßburger Bibliothek aufbewahrt und aus dem Baum zu schneidenden Dielen ein Boden in dem Präfektur-Gebäude nach anderen in der Mairie belegt werden. — Der Bergwald, wo der Baum stand, gehört zu dem sogenannten Barrer Wald und ist eine alte Domäne der Stadt Straßburg. Den übrigen Tag der Fällung verbrachten die Anwesenden unter Tanz und Schmaus in und bey dem Försterhaus. Der noch herrschende Sinn für Natur und für Freude in ihrem Schoß genossen, bewährte sich, indem so viele Städter die Reise nach dem einfachen Feste hin unternahmen.

Schön ist die einsame Gegend, wo die Tanne in Stille erwuchs, an Fuße schroffer Felsen, über die ein Bach, eine der Hauptquellen der Amlau, herabstürzt, von dem wenig entfernten höchsten Gipfel des Hochfeldes her, oben wo der Wald sich mit den Wiesen eines nahen Mellerhofes gattet. Überall in dem vom Waldamphitheater jenes Hochgebirges umgürteten Höthale ragt die Tanne über ihre Gefährten, um das Doppelte erhaben, dem Blick entgegen. —

Ein Querschnitt des gewaltigen Baumstammes wird in dem Straßburger Naturhistorischen Museum aufbewahrt. An einer Stelle des wiedergegebenen Berichtes wäre man fast geneigt, eine Ausführung des Dichterredakteurs selbst anzunehmen. In ihrem patriotischen Klang hebt sie sich merkwürdig von dem sonstigen Text ab, ich meine die Worte „dessen Jugend wohl um die Zeiten ergrünte“ bis „statt Eleganz und Mode“. Die Nieten mit den anderen Worten scheinen offenkundig, der Schwung der Gedanken deckt sich mit dem patriotischen Inhalt des Gedichtes, und es ist wohl zweifellos, daß das Gedicht eine Weiterführung der dort angefangenen Betrachtung ist. Der Seherblick des Dichters, den die letzte Strophe des Gedichtes kundgibt, hat in wunderbarer Weise in die Zukunft geschaut: nur wenige Schritte von der alten Präfektur, dem heutigen Statthalterpalais, getrennt, erhebt sich der Monumentalbau des Kaiserpalastes.

Frankfurt a. M.

Oberlehrer Dr. Paul Wirtz.

### 5.

#### E. M. Arndt über die Tellfage.

In seinen Erinnerungen aus dem äußeren Leben S. 202 (Reclam) spricht Arndt von der schweizerischen Tellfabel, „welche ja nur die Uebersetzung der persischen Rambysefabel ist“. Er meint unzweifelhaft folgende Erzählung aus Herodot, die ich hier deutsch wiedergebe:

„Einst fragte Rambyses den Pregaspes, was wohl die Perser von ihm hielten. „Herr“, antwortete Pregaspes, „du wirst allgemein sehr gelobt, nur dem Trunke, sagen sie, wärest du zu sehr ergeben.“ Da geriet Rambyses in Born und sagte: „Du sollst urtheilen, ob die Perser wahr reden. Wenn ich deinen Sohn, der im Vorhof steht, mitten durch das Herz treffe, so ist offenbar, daß die Rede der Perser unbegründet ist, fehle ich aber, so sollen die Perser die Wahrheit reden, und ich will nicht recht bei Sinnen sein.“ Bei diesen Worten spannte er den Bogen und schoß nach dem Knaben, und als der

Knabe fiel, ließ er ihn aufschneiden und den Schuß untersuchen, und da man fand, daß der Pfeil im Herzen stecke, ward er sehr fröhlich und sagte zu dem Vater des Knaben: „Prezaspes, daß ich nicht rasend bin, ist dir wohl klar geworden; nun aber sage mir, hast du schon in der ganzen Welt einen so guten Schützen gesehen?“ Der Vater aber sah, daß Rambyzes nicht bei Verstand war, und für sein eigenes Leben zitternd, sprach er: „Herr, ich glaube, ein Gott selbst kann nicht besser schießen.““

Offenbar sind die Bezüge dieser Erzählung zur Tellfage nur ganz äußerliche. Von der Übereinstimmung mit dänischen und isländischen Sagen scheint Arndt nichts gewußt zu haben. Diese ist aber nicht erst neuerdings erkannt. Schon 1766 ließ der Berner Pfarrer Freudenberger anonym erscheinen: *Guillaume Tell, fable Danoise*. Eine deutsche Übersetzung ließ die Regierung von Uri durch Henkershand verbrennen.

Northheim.

R. Sprenger.

6.

In seinem Esse fein. (Vgl. S. 63.)

Daß das lateinische esse vorliegt, beweist folgende Stelle aus den Verordnungen für die Geistlichen, die 1345 für die provincia Daciana von dem Erzbischof zu Lund gegeben sind (Quellensammlung für Schleswig-Holst. Geschichte Bd. 6, S. 36): „nec vinum (beim Abendmahle) sit putridum, sed ad minus sit tale quod salva sit species eius substantialis, licet non omnino species maneat in suo esse, quo bene ad saporem, colorem et odorem“, der Wein muß wenigstens so fein, daß er im Grunde noch Wein bleibt in Geschmack, Farbe und Geruch, wenn er auch nicht ganz so ist, wie er fein soll.

In holsteinischen Aktenstücken des 17. Jahrhunderts ist mir der Ausdruck „in feinem esse“ wiederholt vorgekommen; z. B. „die Stadt ist nicht in ihrem esse“, d. h. verbrannt oder ausgeplündert.

Dibesloe.

Reimer Hansen.

7.

Zu dem Aufsatz: „Der sinnliche Gehalt steigernder Zusammensetzungen.“  
(Ztschr. f. d. deutsch. Unterr. XVII, S. 508 flg.)

Wollen wir den Begriff eines Eigenschaftswortes steigern, so setzen wir es mit demjenigen Hauptworte zusammen, dem jene Eigenschaft in einem besonders hohen oder im höchsten Grade zukommt. Solche Zusammensetzungen sind: pechschwarz, kohlschwarz, rabenschwarz, kreideweiß, schneeweiß, kreidebleich, leichenbläß, totenbläß, kristallhell, spiegelblank, sonnenklar, baumlang, himmelhoch, turmhoch, riesengroß, kugelrund, fadendürr, blitzschnell, pfeilschnell, himmelweit, hageldicht, hagelhart, felsenfest, totenstill, eiskalt, aalglatt, spiegelglatt, steinhart, zentnerschwer, federleicht, gallenbitter, essigsauer, honigsüß, zuckersüß, bettel- (= bettler)arm. Zusammensetzungen wie aschgrau u. a. gehören aber nicht hierher, da wir damit stets nur eine Abweichung von derselben Grundfarbe bezeichnen, vgl. hechtgrau, seegrün,

rosenrot u. a. m. Eine Ausnahme hiervon machen nur schwarz und weiß, so daß kohlschwarz und schneeweiß wirkliche Steigerungen bedeuten: schwarz wie Kohle, weiß wie Schnee. Hinsichtlich des ersteren sei hier an die scherzhaftige Steigerung „kohlspechrabenschwarz“ erinnert, die durch Heinr. Hoffmann „Struwelpeter“ (Es ging spazieren vor einem Tor Ein kohlspechrabenschwarzer Mohr) allgemein bekannt geworden ist. — Anziehend und für den zu Überreibungen geneigten Charakter des Südländers, der auch in der Sprache hervortritt, bezeichnend ist die Beobachtung, daß Griechen und Römer sich nicht mit einer derartigen Zusammensetzung zufrieden geben, sondern noch einen Schritt weiter gehen und jene Eigenschaftswörter in den Komparativ setzen, zu denen dann die betreffenden Hauptwörter im gen. bzw. abl. comp. treten. Bekannt ist das Homerische Lob des Nestor: τοῦ καὶ ἀπὸ γλώσσης μέλιτο γλυκίων ἴσον αὐδῆς. (Il. 1, 249), das Cicero im Cat. M. mit melle dulcior übersetzt. Bekannt ist ferner die Horazische Zeile: o fons Bandusiae, splendidior vitro (Carm. 3, 13, 1) und schließlich spricht Cicero in der oben erwähnten Schrift von einem onus Aetna gravius. Hierbei ist zu beachten, daß, während wir von einer zentnerschweren Last sprechen, er in dem Streben nach sinnlicher Belebung des Ausdrucks den Aetna zur Bezeichnung des besonders Schwere gewählt hat, weil seinen Landsleuten die Sage vom Giganten Typhoeus geläufig war, der unter der Insel Sizilien und dem Aetna liegt und die gewaltige Last von Zeit zu Zeit von sich abzuwälzen sucht.

Schrinn.

E. Ballas.

## 8.

## Zur Formel „Thron und Altar“.

R. Plügge in Bennewitz vermutet in seinem Buche: „Die Religion im modernen Geistesleben“, Kapitel Religion und Politik, S. 78 mit Unrecht, daß die so vielfach in Predigten, Kaisergeburtstags- und anderen patriotischen Reden gebrauchte Formel: „Thron und Altar“ vor dem Sturmjahre 1848 nicht allgemein bekannt gewesen sein könne. Daß Plügges Annahme falsch ist, ergibt sich aus einer von Pfarrer D. Rade zu Marburg i. H. in der „Christlichen Welt“, 1900, Nr. 32, S. 762 ihm entgegengehaltenen Stelle aus Chamisso's Reise um die Welt, Kapitel: Von Unalaska nach den Sandwichinseln, S. 224 in der Ausgabe von Koch, Bd. 2 (Cotta'sche Buchhandlung), die ersterer zwar ebenfalls zum Ausgangspunkt seiner Betrachtung nimmt, aber ihrem Ursprunge nach zu spät ansetzt. Sie lautet: „Wahrlich, es gibt Umkehrungen, worüber man sich verwundern möchte! Jetzt heißt es: „Der König und sein Abel“, nachdem übermächtig geworden ist der dritte Stand, den zum Verbündeten gegen den Abel die Könige sich anerkennen haben. Jetzt heißt es noch: „Thron und Altar!“, nachdem lange Zeit „Thron oder Altar“ die Losung gewesen.“

Schon die ersten Worte des Zitats hätten Plügge auf den Gedanken bringen können, daß als Zeit des Ursprungs jener Formel, wenigstens der ähnlichen: „Thron oder Altar“, aus welcher „Thron und Altar“ abzuleiten

sein dürfte, der Beginn der französischen Revolution anzunehmen ist. Er weiß wohl, daß Chamisso's angeführtes Werk im Winter 1834/35 geschrieben ist, jedoch nicht, daß das die angezogene Stelle enthaltende Kapitel nicht in Rogebues' Wochenblatt „Vertraute Briefe aus verschiedenen Weltteilen“, sondern zuerst in S. H. Spilers „Journal für die neuesten Land- und Seereisen“, Bd. 37, bzw. im „Neuen Journal“, Bd. 13, welcher 1820 von Chamisso verfaßt und zu Anfang des folgenden Jahres herausgegeben wurde, abgedruckt ist. In Friedrich Perthes' Briefen (vgl. Friedrich Perthes' Leben, 6. Aufl. S. 186) findet sich mit bezug auf die Unionsagende die Stelle: „Auch ich bin der Überzeugung, daß Thron und Altar getrennt sein müssen“, ferner in den Memoiren des 1809 verstorbenen Barons Karl v. Fehling: „Aus den Tagen Kaiser Pauls.“ Aufzeichnungen eines kurischen Edelmanns, herausgegeben von Fr. Bienemann, Leipzig, Dunder und Humblot, 1886, S. 239: „Ich widmete dieses Fragment den Manen Katharinas II. Das ist alles, was man sich inmitten der erschütternden Fortschritte der Feinde von Thron und Altar erlauben kann.“ Dazu kommt noch ein von Professor Schröder in Marburg im dortigen Archiv aufgefundenes, 1794 zu Opern gedrucktes Flugblatt „Kriegslied“, eine Parodie der Marseillaise in deutscher Sprache mit links beige gedrucktem französischen Original. Der Anfang der zweiten Strophe, die dem französischen:

Que veut cette horde d'esclaves,  
De traitres, de Rois conjurés?

entspricht, lautet:

Was wollen diese Bettlerhorden?  
Sie stürzen frech Altar und Thron.

Schröder verlegt daher mit Recht den Ausgangspunkt der Redewendung in den Beginn der französischen Revolution. Wenig oder vielmehr nichts dürften dagegen, wie Rade, Die Christliche Welt, 1900, Nr. 41, S. 979, richtig hervorhebt, die von Pfarrer Eck in Offenbach aus Johannes v. Müller, Reisen der Päpste, 1782, und anderen Schriften beigebrachten Stellen beweisen, nicht so sehr deswegen, weil sie sich nicht gerade direkt auf die Formel „Thron und Altar“ oder „Altar und Thron“ beziehen, sondern deshalb, weil die Bezeichnung *il trono* nur den Bischofsitz, nicht den Königs- oder Fürstenthron überhaupt bedeuten kann.

Wollstein.

Dir. Dr. Karl Löschhorn.

## 9.

Schiller und Molière. (Vgl. Btschr. XV, S. 397 ff.)

Dr. Holzgraebe in Tuxhaven machte mich auf eine sehr ansprechende und lehrreiche Arbeit von D. Schanzenbach über „Französische Einflüsse bei Schiller“ aufmerksam, die in dem 1884/85er Programm des Stuttgarter „Eberhard-Ludwigs-Gymnasiums“ erschienen ist. Hier kommt auch Schanzenbach auf S. 51 auf die Übereinstimmung der „Räusper“-Stelle im „Wallenstein“



mit der Äußerung der Armande in den „Femmes Savantes“ zu sprechen; er gibt wie Büchmann die Molandsche Erläuterung zu dieser und sagt dann weiter: „Daß nun Schiller gerade aus Molière die Redensart genommen, ist nicht nachzuweisen. In einem Schriftsteller seiner Zeit (Grimm, Corresp. I, p. 74) finde ich: 'Il faisait consister sa gloire à savoir et à raconter avec précision comment Fontenelle toussait et crachait.'" Nach den übrigen Ausführungen Schanzensbachs ist es annehmbar, daß Schiller diese Stelle gekannt, daß sie ihm vorgeschwebt hat. Aber ich glaube doch auch nochmals fragen zu sollen: „Ist der Gedanke etwa auch in deutschen Sprichwörtern enthalten?“

Bonn.

Dr. J. Ernst Wülfing.

### Bücherbesprechungen.

Dr. G. Rosengel (Prof. R. G. Elberfeld), Deutsche Aufsätze für mittlere und obere Klassen höherer Lehranstalten im Anschluß an den deutschen Lesestoff. Entwürfe und ausgeführte Aufsätze. Neue Folge. VI und 146 S. B. G. Teubner, 1903.

Das lobende Urteil, mit dem die Anzeige der ersten Reihe von Rosengels Deutschen Schüleraufsätzen an dieser Stelle (1902, S. 189) begleitet werden konnte, darf für die vorliegende neue Folge dieser Aufsätze bekräftigt werden. Gründliche pädagogische Vorbereitung, sichere Auswahl, hingebende und daher offenbar erfolgreiche ästhetische Behandlung führen ihre schöne Wirkung hier vor Augen. Außer den grundlegenden disponierenden Ausarbeitungen des Lehrers werden, wie bei der ersten Sammlung, auch die besten unparteiischen Zeugen erfolgreicher Mühe, gelungene Ausführungen der Schüler selber in verbesserter Form, vorgeführt, und so zeigt auch diese Zusammenstellung in mustergültiger Weise, was aus den klassischen Stücken unserer deutschen Schullektüre an fruchtbaren Gedanken durch geschickte Behandlung gewonnen und in schaffende Tätigkeit der jugendlichen Geister umgesetzt werden kann.

Umfassender als die erste Sammlung, zwar nicht an Zahl (60 gegen 74), aber an Ausdehnung der Aufgaben (146 gegen 116 Seiten) und an Menge der vollständig ausgeführten Aufsätze (28 gegen 25), wird die vorliegende Reihe zugleich in noch ausgedehnterem Maße dem deutschen Unterrichte der oberen neben den mittleren Klassen gerecht: 24 von den 60 Aufsätzen sind, wenn anders die Absicht des Verfassers richtig erkannt wird, für die drei oberen Klassen bestimmt. Denn wenngleich das Nibelungenlied sowohl in Untertertia als auch in Obersekunda Gegenstand der Lektüre ist, so können doch naturgemäß schwierigere Themata, wie z. B. die beiden „Wodurch erreicht es der Nibelungendichter, daß der Tod Siegfrieds eine erschütternde Wirkung ausübt?“ und „Der Widerstreit der Pflichten Rüdigers und seine Lösung“ nur in der oberen dieser beiden Klassen behandelt werden. Im einzelnen ergeben sich, dies vorausgesetzt,

für die mittleren und oberen Klassen folgende Zahlen von Aufsätzen (die Stoffe der Sammlung sind alle der Lektüre entlehnt):

- für U III: Nordische Sage 1, Nibelungenlied 2, Goethes Sängler 1.  
 = O III: Schillers Balladen 11, Uhlands Herzog Ernst 1, Körners Briny 3, Heyfes Kolberg 2.  
 = U II: Schillers Glocke 2, Tell 10, Jungfrau von Orleans 4.  
 = O II: Nibelungenlied 2, Walthar von der Vogelweide 1, Goethes Hermann und Dorothea 7.  
 = U I: Schillers Maria Stuart 3.  
 = O I: Schillers Wallenstein 10.

Die vom Verfasser beliebte Reihenfolge dieser Aufgaben ist die welt- bzw. sagengeschichtliche, so daß mit der Aufgabe „Wie Thor seinen Hammer heimgeholt hat“ begonnen und mit „Gneisenau, der Ketter Kolbergs“, geendet wird.

Nicht bearbeitet sind also in dieser neuen Folge Lessing, Bürger, Boß, Körner, Chamisso, Freiligrath, Platen, Lenau, Fontane, Geibel und Heine, von denen allen einzelne Dichtungen dem ersten Bändchen angehören. Schiller, Goethe und Uhland treten meist in anderen Werken uns entgegen; warum aber dem gegenüber die Aufgaben aus Tell, Jungfrau von Orleans und Hermann und Dorothea auf beide Hefte verteilt sind, ist nicht einzusehen.

Hinsichtlich der Behandlung der Themata darf das der ersten Sammlung gespendete Lob wiederholt werden: der Verfasser gewöhnt offenbar bei seiner Durchnahme von Lesebüchern zu Aufsatzzwecken seine Schüler daran, die empfangenen Vorstellungen unabhängig von ihrer dichterischen Form oder Reihenfolge verschiedenen Gesichtspunkten unterzuordnen und sinngemäß zu gliedern, und er stellt bei dieser von den Schülern vorzunehmenden Gliederung die maßvollen Anforderungen, die der mittleren Klassenstufe angemessen sind. Der Aufsatz Nr. 26 „Wie und warum weicht Schiller in seiner Ballade »Der Taucher« von seiner Quelle ab?“ mag als Beispiel dienen. Voraussetzung des Urteils ist, daß die hier wie bei allen Nummern sehr ausführliche Disposition (hierzu 2<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Druckseiten im folgenden lediglich dem Inhalte nach angedeutet) nur den mit dem Schüler gemeinsam erarbeiteten, ihm inhaltlich nahegelegten Stoff bedeutet, aber beileibe nicht in annähernd solcher Ausführlichkeit als schriftliche Ausarbeitung vor den abzuliefernden Aufsätzen verlangt wird.

„A. Schillers Quelle zu seinem Taucher. Er hat den entlehnten Stoff kunstvoll umgeformt. [NB. Wobei zu bemerken, daß doch gewiß dem Schüler die entlegene Quelle an sich gänzlich gleichgültig bleiben und nur hier als Mittel zum Zweck herangezogen werden soll.]

B. Wie und warum?

I. Die Erzählung der Quelle (folgt Inhalt). Gliederung:

1. das erste Wagnis (6 Teile: a) Aufforderung b) Wurf c) Sprung d) Rückkehr e) Stärkung f) Bericht)
2. das zweite Wagnis (3 Teile: a) neue Aufforderung b) Preis c) Untergang).

II. Wie weicht Schiller ab? (folgen 5 wohlunterschiedene Teile).

III. Warum weicht Schiller ab?

1. der Einheit des Ortes wegen
2. der Einheit der Handlung wegen
3. der Teilnahme für den Helden wegen.

C. Zusammenfassung. Würdigung (veredelnde Wahrheit)."

Man mag bei dieser Teilung finden, daß hier in I des Guten gar zu viel getan und eine einfache Erzählung in ihrem natürlichen Laufe künstlich über sechs und drei Wehre geleitet ist, und allerdings ist der Verfasser in dieser Hinsicht wohl in vielen Entwürfen bis an die Grenze der Zweckmäßigkeit gegangen. Aber dennoch ist eine solche pedantische, für die unteren Klassen noch zu schwere, für die oberen nicht mehr angemessene Teilung für die mittleren ringenden Geister gerade recht: sie lernen ein Gedicht nicht bloß zu genießen, sondern mit Bewußtsein sich anzueignen.

Schillers Wallenstein, die Krone des deutschen Dramas, ist durch die neuen preussischen Lehrpläne mit Recht nicht mehr der Obersekunda, sondern in allgemeinerer Gebietsbezeichnung „den oberen Klassen“ zugewiesen worden, und in Wirklichkeit besitzen erst die Oberprimaner für die hohe Schönheit dieser Tragödie die rechte Empfindung. Prüft man nun die von Mosengel an Wallenstein angeschlossenen Aufgaben auf die Frage hin, ob sie nach Thema und Behandlungsart auch nunmehr für Oberprima geeignet sind, so läßt sich dies für die meisten bejahen. Gut gegliedert und durchgeführt ist z. B. der Aufsatz „Mit welchen Aussichten eröffnet Octavio den Kampf gegen Wallenstein?“ Für andere Themata freilich, wie für das umfangreiche „Wie sucht Octavio seinen Sohn von dem verräterischen Vorhaben Wallensteins zu überzeugen, und wie verteidigt Mar den Feldherrn?“ bleibt die rechte primanermäßige Umarbeitung des Stoffes mit seiner mehrfach fast nur referierenden Sechs- und Mehrteilung zur urteilend subsumierenden Dicho- oder höchstens Trichotomie noch dem Schüler vorbehalten. Bei der praktischen Bearbeitung dieser und mancher anderen Aufgabe wird sich der Lehrer auch zur Zerlegung des für einen einzigen Aufsatz viel zu großen Stoffes in drei oder sechs oder gar noch mehr Einzelaufgaben entschließen müssen. Für Nr. 6 „Walther von der Vogelweide. Ein Lebens- und Charakterbild“ hebt dies der Verfasser in der Einleitung selbst hervor. Dieser Umstand mag, weit entfernt, einen Vorwurf gegen das Buch zu begründen, vielmehr daran erinnern, daß der rechte Zweck solcher Muster-sammlungen doch nicht bloß der ist, engbegrenzte Vorbilder zu liefern, sondern mehr noch der, dem Lehrer Anregung zu fruchtbarer Aufsatzbehandlung deutscher Lektüre, den Schülern Anleitung zur Gestaltung jedes ähnlichen literarischen Stoffes zu bieten. Dieser weitere Zweck ist in dem vorliegenden Hefte durchaus erfüllt.

Eine Bevormundung jüngerer Kollegen, wie kürzlich ein Beurteiler des ersten Bändchens der Mosengelschen Aufsätze (Monatsschrift f. höh. Schulen 1903, Heft 11, S. 644) die Veröffentlichung solcher Sammlungen genannt

hat, braucht in solchen Hilfsbüchern für den verständigen Benutzer wahrlich nicht erblickt zu werden. Auch darf man dem bezeichneten Rezensenten ruhig zugestehen, daß in den Ausführungen der Aufsätze bis zur obersten Klasse bei der Überleitung zum Thema unausgesetzt die Neigung zu bequem phrasenhaft begründeten Wendungen wie „Eines der schönsten Gedichte“ oder „Einer der edelsten Charaktere ist“ bekämpft werden muß. Aber wie man eine Anleitung zur Phrase für einen Sekundaner sogar in der Wendung, z. B. „Paul Werner... ist so meisterhaft charakterisiert, daß es sich wohl lohnt“, erblicken kann, erscheint doch wenig verständlich. Der Rezensent meint, es „lohne sich“ gar nicht für den Schüler, sondern dieser „müsse“. Ja, soll denn dieser Ärmste, nur um der Wirklichkeit die Ehre zu geben, seine Arbeit frei nach dem Urheber Werners mit den Worten beginnen:

Werner, jezo muß ich dir  
Auch ein kleines Loblied bringen.  
Ach, wie sauer wird es mir,  
Dich nach Würden zu besingen!?

Die Knaben sollen doch frühzeitig nicht nur das recte sentire, sondern auch das polite eloqui lernen, und da geht es ohne ein bißchen Form nicht ab. Je mehr nach oben, um so mehr wird dann der Jüngling sich die Fähigkeit aneignen, am Schlusse der Einleitung anstatt der Bezeichnung des Themas durch lobende Begründung desselben die einfache Hinausschiebung des e generis oder ex contrario oder wie sonst immer entwickelten Leitbegriffes an die signifikante Wortstelle, das Ende des letzten Satzes, zu wählen.

Stralsund.

Ed. Roefe.

Detlev von Liliencron im Urteil zeitgenössischer Dichter. Von Dr. Fritz Böckel. Berlin, Schuster u. Loeffler, 1904.

Am 3. Juni hat die literarische Welt den 60. Geburtstag des Dichters der „Adjutantenritte“ und des „Boggsred“ gefeiert. Bereits im Frühling dieses Jahres haben die Dichter Deutschösterreichs eine Anthologie dem Gefeierten als Huldigungsgabe dargebracht. Ihnen reiht sich würdig an Dr. Fritz Böckel mit seiner Sammlung von Urteilen zeitgenössischer Dichter über „Ritter Detlev“. Es hat etwas Erhebendes, zu sehen, wie ein so stattlicher Chor unserer besten Schriftsteller einig sind in der Bewunderung und Verehrung des Dichters und Menschen Detlev von Liliencron. Bartels, Bierbaum, Busse, Conrad, Dehmel, Falke, Hartleben, Carl Hauptmann, Jensen, Ompeda, Vienhard und noch manche andere sind mit ihren Bekenntnissen vertreten, die überströmen vom Dank für die unendliche Fülle von Reichtum und Schönheit, die Liliencron ihnen bietet. Das Huldigungsbüchlein ist dazu angetan, den Freunden der Kunst Liliencrons ihren Liebling noch werter und teurer zu machen, den vielen aber, die ihn noch nicht kennen, Lust und Liebe zu wecken, in das Wunderland seiner Poesie zu pilgern. Wir schließen mit den schönen Worten, die Dr. Fritz Böckel an den Dichter richtet: „Ihr öffnet dem Blinden die Augen, daß er die Schönheit der Natur erfasse, Ihr lehrt ihn erlauschen,

wie es lacht und klagt, wie es raunt in den Tiefen des Waldes, in den Tiefen unseres Inneren. Ihr schärft unsere Sinne für das geheimnisvolle Leben und Weben der Allmutter Natur. Ihr laßt durch unsere Seele klingen in Eueren neuen eigensten Weisen die uralten Lieder von Vaterlandsliebe und Königstreue, von Kampf und Sieg, von Genuß und Entbehrung, von Glück und Leid, von den bitteren Rätseln des Lebens, von unserem Suchen und Irren in Zudersicht und Bangen und von unserer Erlösung. Meister, wir folgen Euch, wenn Ihr mit Euerer Bitte an die Sterne:

Daß ich ein guter, edler Mensch werde,  
 Daß ich dem Nachbar helfe, wo ich kann,  
 Daß ich ein frisches Herz behalte, ein fröhliches!  
 Trotz allem Drang und Druck der Erde!

als des Lebens freudigster Bejaher und als sein kraftvollster Bewinger durch unser Jahrhundert hindurch einem neuen Jahrtausend die Lösung des alten Lebenskünstlers Horaz weitergibt: *Carpe diem! Nützet die Stunde!*"

Dresden.

Lic. Dr. Kurt Warmuth.

Aus deutschen Lesebüchern. Fünfter Band. Wegweiser durch die klassischen Schuldramen. II. Abteilung. Friedrich Schillers Dramen I. Bearbeitet von Dr. D. Frid. 3. durchgesehene und erweiterte Auflage von Dr. Georg Frid. Gera und Leipzig, Theodor Hofmann, 1901.

Dasselbe. Viertes Band. Epische und Iyrische Dichtungen, herausgegeben von Dr. D. Frid und Fr. Polack. II. Abteilung. Iyrische Dichtungen. 3. Auflage von Fr. Polack. Leipzig, Theodor Hofmann, 1902.

Der im Jahre 1898 erschienenen 3. Auflage vom fünften Band, I. Abteilung, die im 14. Jahrgang dieser Zeitschrift S. 86 und 87 gewürdigt ist, sind die oben angeführten beiden Bände V, 2 und IV, 2 ebenfalls in 3. Auflage gefolgt. Lekturer, der Walthar von der Vogelweide, das Volkslied, das evangelische Kirchenlied, ausgewählte Oden Klopstocks, die ausgewählte Lyrik Goethes und die Gedankenlyrik Schillers, sowie die Vaterlandslieder der Freiheitskriege enthält, ist bis auf kleine Berichtigungen und unbedeutende Änderungen der 2. Auflage gleich geblieben.

Dagegen findet man bei genauerer Prüfung in der vom Sohne des unvergesslichen D. Frid hergestellten 3. Auflage der Jugenddramen Schillers und seiner Wallenstein-Trilogie manche Zusätze, die durch Berücksichtigung der neueren Literatur erforderlich waren. Aber der Herausgeber hat auch hier erfreulicherweise von selbständigen Änderungen im Texte abgesehen, da dieses bedeutende Werk seines Vaters in der Tat nicht so rasch veraltet, daß diese schon erforderlich wären. Ja diese Auflage weicht noch weniger von der vorigen ab, als es bei der I. Abteilung geschehen ist, weil die Jugenddramen Schillers weniger in der Schule behandelt und daher auch in geringerem Maße bearbeitet werden.

Sehr erfreulich aber ist es, daß auch von diesem Bande eine neue Auflage nötig war, und daß diese ebenso pietätvoll, wie auf der anderen Seite auch um- und einsichtig bearbeitet worden ist. Hoffentlich erscheinen auch bald die übrigen Schillerschen Dramen in neuer Bearbeitung.

Marburg a. d. Lahn.

K. Knabe.

Eduard Mörikes Briefe. Ausgewählt und herausgegeben von Karl Fischer und Rudolf Krauß. Berlin, Otto Elsner, 1903.

Eine hochwillkommene Festgabe für das Mörike-Jubiläumsjahr — diese geschickt getroffene Auswahl von Mörike-Briefen! Wer dem Meister der Lyrik ins Herz schauen will, in sein tiefes, feines Dichterherz, wer die zarten Fäden seines geistigen Entwicklungsganges verfolgen, seine Welt- und Kunstanschauungen sowie die Genesis seiner Schöpfungen von Grund aus kennen lernen will, der wird sich liebevoll in diese Selbstporträts seines Innenlebens versenken müssen. Ihr Hauptwert liegt in dem unendlich reichen Stimmungsgehalt und dem wunderbaren Naturzauber, welcher über die Diktion des Poeten ausgegossen ist. Den Briefen der einzelnen Perioden sind knapp und klar gefaßte biographische Überblicke zur Orientierung vorausgeschickt. Die Perlen unter den Briefen sind diejenigen an seine Braut Luise Nau. Sie gehören überhaupt zum Schönsten, was in dieser Art jemals aus einem menschlichen Herzen in die Feder geflossen ist: da zeugt jede Silbe für die seltenste Echtheit und Reinheit der Empfindungen. Der Band ist mit einer Zeichnung von J. G. Schreiner aus dem Jahre 1826 geschmückt, sie stellt den jungen Mörike dar. In Kürze soll der 2. Band der Sammlung erscheinen. Wir sehen ihm erwartungsvoll entgegen. Das schöne Werk wird allen Mörike-Freunden eine Quelle reicher ästhetisch-ethischer Freuden werden!

Dresden.

Lic. Dr. Kurt Warmuth.

D. Glöde, Die deutsche Interpunktionslehre. 2. Auflage. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1903.

Die zehn Jahre nach der ersten erschienenen zweite Auflage der deutschen Interpunktionslehre zeigt, wie groß das Bedürfnis nach einer solchen Anleitung ist. Das Büchlein selber soll nur praktischen Zwecken dienen, und jedermann wird anerkennen müssen, daß es kaum besser geschrieben werden könnte. Nach der ersten Auflage hat der rührige Verfasser auch noch eine französische und eine englische Interpunktionslehre erscheinen lassen und außerdem in dieser Zeitschrift eine interessante Abhandlung über die historische Entwicklung der deutschen Satzzeichen und Redestriche geschrieben. Er verheißt auch in der Vorrede eine bibliographische Zusammenstellung aller über die deutsche Interpunktion handelnden Schriften. Hoffentlich gelingt es ihm, die dazu nötige Literatur aufzutreiben. Im allgemeinen ist die zweite Auflage des Büchleins, von einigen ausgemerzten Druckfehlern und Vermehrung der Beispiele zu einzelnen Kapiteln abgesehen, von der ersten nicht wesentlich verschieden. Und

das halte ich für sehr richtig. Die deutsche Interpunktionslehre hat ihre Brauchbarkeit in der Form, in welcher sie vorliegt, in jahrelangem praktischen Gebrauche bewiesen. Die zweite Auflage wird jedenfalls mit derselben Freude willkommen geheißen werden, wie die erste.

Rostock i. M.

f. Lindner.

Professor Dr. Karl Fischer, Eduard Mörikes künstlerisches Schaffen und dichterische Schöpfungen. Berlin, Otto Elsner, 1903.

Karl Fischer hat sich bereits in der Mörike-Forschung durch seine Biographie des Dichters einen ehrenvollen Platz erworben. Eine Ergänzung derselben bietet er in diesem neuen Mörike-Buch. Es ist ein sorgfältiges, bis ins Kleine und Kleinste ausgeführtes Bild des künstlerischen Schaffens Eduard Mörikes und seiner dichterischen Schöpfungen, welches von kongenialem Verständnis für des Poeten feine und mannigfach nuancierte Eigenart Zeugnis ablegt. Karl Fischer behandelt im 1. Buch Genie und Anlagen, Bildungs- und Zeiteinflüsse, Ausdrucksmittel und Stil des Dichters, im 2. die Lyrischen und epischen Gedichte, im 3. die Prosadichtungen und im 4. Dramatisches und Übersetzungen. Die Untersuchung gewinnt dadurch an Wert, daß Mörikes Schwester Klara, die ihren Bruder so ganz verstand, dem Verfasser ihre Unterstützung dabei hat zuteil werden lassen. Ihrem Andenken — sie starb am 1. August 1903 — ist denn auch das schöne Mörike-Buch gewidmet, das zur tieferen Durchdringung der Individualität des großen Lyrikers wesentlich beitragen wird.

Dresden.

Lic. Dr. Kurt Warmuth.

Hamburgische Hausbibliothek. Friedrich Hebbel: Meine Kindheit und Gedichte. Auswahl von Gustav Falke. 1. bis 5. Tausend. Hamburg. Alfred Janssen, 1903. 50 Pf.

Die Hamburgische Hausbibliothek, herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft Hamburgischer Kunstfreunde, der Patriotischen Gesellschaft und der Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung, will dem deutschen Hause aus unserer Nationalliteratur einen Schatz des bleibend Wertvollen darbieten. Sie will der Entfremdung unseres Volkes von seiner Literatur steuern und das Bewußtsein seiner Volksart und die Freude an ihr stärken, indem sie ihm sein geistiges Spiegelbild in den bestgelungenen Aufnahmen vor Augen führt. Durch das schlichte, geschmackvolle äußere Gewand dieser sehr billigen Bücher soll die uns heute leider abhanden gekommene Freude am Buch wieder geweckt werden. 1902 erschienen „Deutsche Sagen, herausgegeben von den Brüdern Grimm“ und „Unser Elternhaus“ von Paul Herß, 1903 „Uli der Knecht“ von Jeremias Gotthelf und „Friedrich Hebbel, Meine Kindheit und Gedichte“. Der feinsinnige, liebenswürdige Hamburger Lyriker Gustav Falke hat die Auswahl besorgt und eingeleitet. Er sagt: „Diese Lyrik verlangt einen feinen und nachdenklichen Leser, der sich ein wenig um sie bemüht.“ Er nennt seine Aus-

wahl ein Fruchtkörbchen, wie es der Gärtner oder der Händler seinen Kunden zusammenstellt, um ihnen einen Begriff und einen Mundschmack von der Schönheit und Fülle seiner Vorräte zu geben und zum Wiederkommen anzureizen. Nun, Gustav Falke erreicht mit dieser geschickt getroffenen Auswahl seinen Zweck. Sie bietet in der Tat von dem Besten das, was einem größeren Kreise am leichtesten zugänglich und so am werbkräftigsten ist. Wöchten recht viele von diesen kräftigen Früchten essen und dadurch des reichen quellenden Lebens inne werden, welches Hebbels Lyrik in sich schließt. Dem Unterzeichneten selbst ist ihre Schönheit aufgegangen in einer Vorlesung Hebbelscher Dichtungen, die der ausgezeichnete Darsteller von Hebbels „Herodes“ Paul Wiecke im verfloffenen Winter mit feinem, tiefen Erfassen von des Dichters geistiger Physiognomie veranstaltete.

Dresden.

Lic. Dr. Kurt Warmuth.

Die Amberger Parzival-Fragmente und ihre Berliner und Aspersdorfer Ergänzungen. Von Dr. Anton Beck. Amberg, H. Böes, 1902. (Mit 6 Lichtdrucktafeln.) Preis 5 M.

Die Entdeckung der Parzival-Fragmente in der hiesigen Provinzialbibliothek, die dem Scharfblick des Präfecten an der Lehrerbildungsanstalt Dr. Beck zu danken ist, hat vor einiger Zeit ein mehr als lokalpatriotisches Interesse erregt. Freilich wird Wolfram von Eschenbach darum nicht zum Oberpfälzer werden, aber wir begrüßen mit besonderer Freude jede neue Veröffentlichung über den Dichter, der zuerst „als ausgeprägte Individualität seinen Platz in der deutschen Dichtung errang“. Der alte Sagenstoff ist ja ohnehin wieder lebendig und weiteren Kreisen zugänglich geworden durch die feinsinnige Nachdichtung unseres frühverstorbenen Wilhelm Herz und durch die köstliche Blüte, die der Sagenstamm noch neuerdings getrieben hat: durch Richard Wagners Parzival. Schon aus diesem Grunde ist eine genauere Kenntnis der tiefsinnigen Dichtung Wolframs für jeden Gebildeten, besonders aber für jeden Abiturienten einer höheren Schule erforderlich. Für letztere Zwecke nun erscheint mir die vorliegende Schrift als ein verwendbares Hilfsmittel. In die Arbeit der Herausgabe teilten sich Dr. Beck und der Verleger H. Böes. Ersterer gibt eine Beschreibung des Fundes und eine Inhaltsangabe der ganzen Dichtung, letzterer weist die Zugehörigkeit der gefundenen Bruchstücke (aus Buch XIV und XV) zu den Berliner und Aspersdorfer Ergänzungen nach und sucht den Ursprung der zerteilten Handschrift festzustellen. Eine Übertragung sämtlicher Stücke ist beigegeben. Den für unsere Zwecke wertvollsten Bestandteil bilden jedoch die 6 prächtigen Lichtdrucktafeln, die alle Fragmente (auch die Ergänzungen) enthalten. Diese sind samt und sonders trefflich gelungen. Professor Schönbach in Graz setzt die Fragmente ihrem Schriftcharakter nach in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts. Dadurch steigt der Wert der Blätter noch erheblich, da Autotypien von Handschriften aus dieser Zeit verhältnismäßig selten sind. Dieser Umstand stempelt die



Tafeln zu einem willkommenen Anschauungsmittel. Unsere Jugend will bekanntlich nicht nur hören, sondern auch schauen; das haftet besser im Gedächtnis. Deshalb sei das vornehm ausgestattete Werk zur Anschaffung für Lehrer- und Schülerbibliotheken an allen Lehranstalten angelegentlich empfohlen!

Amberg.

Dr. **Wilhelm Schnupp.**

Conrad Ferdinand Meyer. In der Erinnerung seiner Schwester Betsy Meyer. 2. Auflage. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel, 1903.

In kongenialem, liebevollem Verständnis für des großen Bruders menschliche und künstlerische Eigenart stellt uns Betsy Meyer in diesem köstlichen Buch die täglichen Eindrücke, die Umgebung und den Verkehr des Dichters mit gewandter Feder dar. Einfach, wie sie vor ihrem Geiste stehen, schildert sie seine Charakterbildung und die Art seines Lebens, „um sie vor späteren wohlgemeinten, aber zu ferne gesuchten und daher unzutreffenden Erklärungen und Auslegungen zu bewahren“. Vollendet und abgerundet besitzt sie des Bruders inneres Lebensbild in ihrer Erinnerung. So will sie ihn zeigen. Nicht in seinen Beziehungen zu seinen Vorbildern und Mitstreibern, nein, wie und warum er Dichter ward, will sie erzählen. Sie möchte dabei einem jener tiefen Bergseen gleichen, deren unbewegte, klare Fläche nur die nächste Umgebung widerspiegelt, aber diese bis ins einzelne mit größter Treue und in ruhigem Lichte. Es ist ihr aufs beste gelungen. Was sie uns bietet, ist ein an intimsten Zügen reiches, fein und treu gezeichnetes geistiges Porträt des Bruders. Wir werden bei diesem Geschwisterpaar unwillkürlich an Mörke und seine Schwester Klara erinnert, die auch den Bruder so ganz verstand. Überzeugend weist Betsy zugleich den urdeutschen Charakter der Kunst ihres Bruders nach. Allen Freunden der männlich-starken plastischen Poesie Conrad Ferdinand Meyers wird dieses herrliche Büchlein hochwillkommen sein. Es wird manchen Irrtum über den Dichter beseitigen, und es wird mit den Werken des Poeten an deren Unsterblichkeit teilhaben!

Dresden.

Lic. Dr. **Kurt Warmuth.**

Deutsche Schulausgaben, herausgegeben von Direktor Dr. H. Gaudig und Dr. G. Fried. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1903.

Von diesem neuen Unternehmen, das dem Schul- wie dem Selbstunterricht dienen soll, sind bisher erschienen:

Schillers Wilhelm Tell, herausgegeben von H. Gaudig,

Lessings Minna von Barnhelm, Schillers Wallenstein und Goethes Gedichte in Auswahl, herausgegeben von G. Fried.

Zu den zahlreichen Schulausgaben deutscher Dichter tritt hier noch eine neue hinzu, aber diese erscheint uns nicht überflüssig. Es lag für die beiden jetzigen Herausgeber des „Wegweisers durch die klassischen Schuldramen von Dr. D. Fried“ nahe, die Grundsätze und die Methode, die in diesem außerordentlich wertvollen Werke verwendet worden sind, in gekürzter, für den Schüler

Berechneter Form in besonderen Schulausgaben der betreffenden Dichtungen anzuwenden, und es ist, wie man sagen kann, mit Glück geschehen. Als besonders erfreulich möchte ich es begrüßen, daß die Erläuterungen knapp gehalten sind, daß nicht zu viel erklärt ist, nicht Schwierigkeiten gesucht werden, wo für einen denkenden Schüler keine vorhanden sind, daß somit nicht versucht ist, dem Lehrer die schönste Arbeit wegzunehmen. Freilich ist deshalb doch wohl die Frage offen, ob nicht Schillers Wallenstein für den Selbstunterricht eine etwas eingehendere Erklärung hätte finden dürfen.

Unter dem Texte sind zunächst in kurzen Notizen einzelne Schwierigkeiten erläutert. Diese Methode wird in dem neuesten Hefte der Monatschrift für höhere Schulen durchaus verworfen. Ich möchte in dies scharfe Urteil nicht einstimmen, aber doch den Herren Herausgebern zur Erwägung anheimgeben, ob sie nicht im wahren Interesse der trägen Schüler auch diese Erklärungen in den Anhang verweisen wollen, da diese sich doch sonst leicht auf die bequemen Anmerkungen verlassen. Jedem Bändchen ist dann ein äußerst wertvoller Anhang beigegeben. Dieser enthält zunächst eine Zeittafel zu dem Leben und den Werken des Dichters, dann, wenn es erforderlich ist, auch über den geschichtlichen Hintergrund der Dichtung, z. B. zur Geschichte Wallensteins. Dann folgt ein Durchblick durch das Kunstwerk, in welchem besonders der Aufbau des Ganzen berücksichtigt wird, und endlich ein Rückblick auf das ganze Drama, der die bedeutungsvollsten Anschauungen und Begriffe betont, die aus demselben herauswachsen.

Die Auswahl aus Goethes Gedichten möchte ich als glücklich bezeichnen, sie ist unter die drei Rubriken: Naturleben, Menschenleben, Dichtkunst und Dichter gut geordnet. Besonders wertvoll erscheinen mir hier die im Anhang IV gegebenen „Verwandten Stoffe“ aus Goethes anderen Werken, aus Volksliedern, dann von Klopstock, Herder, Schiller, Stolberg, Chamisso, Uhland, Droste-Hülshoff, Geibel, Herwegh, Heyse.

Der Druck ist groß und deutlich, das Papier gut, der Einband dauerhaft und geschmackvoll, kurz die Ausstattung ist vorzüglich und der Preis dabei recht niedrig.

Marburg a. d. Lahn.

K. Knabe.

**Friedrich Hebbels Tagebücher.** Band 1—4. Herausgegeben von Richard Maria Werner. Berlin W 35, B. Behrs Verlag, 1903. Geh. 12 M., geb. 16 M.

Wer Hebbel, dem Dichter und Menschen, ins Herz schauen will, der greife zu diesen Tagebüchern, die Richard Maria Werner zum ersten Male unverkürzt darbietet. Nach Wilhelm Scherers bedeutungsvollem Wort „ein literarhistorisches Denkmal ersten Ranges“ bieten sie in ihrer Mischung von Aphorismen, persönlichen und biographischen Zustandsschilderungen eine Lektüre von höchst anziehendem Reize. Wer sich in sie versenkt, dem wird Hebbels Gestalt vor den Augen lebendig. „Ein Mann steht vor uns, der von der Überzeugung geleitet war, daß mehr

als die Kunst der Künstler bedeute, und mehr als der Künstler der Mensch; eine Persönlichkeit entfaltet sich allmählich, die auf vielverschlungenen Wegen, oft irreführt und scheinbar weit verschlagen, doch unverrückt auf einen festen Punkt loswandert: zu treuester Ausbildung ihres Kernes, alles dessen, was sie als ihr Wesen erkannt hat.“ Welch eine energische Arbeit an sich selbst, Welch aufrichtige Beurteilung des eigenen Leistens, Welch warme Verehrung fremder Größe!

Die Tagebücher reichen von der Befreiung aus dem Wesselsbürener Frondienst bis knapp vor Hebbels Tod. Er führt sie, wenn auch nicht immer gleich regelmäßig, durch mehr als 26 Jahre.

Im Gegensatz zu dem früheren Herausgeber dieser Tagebücher Feliz Bamberg, der sich zum Richter Hebbels aufwarf, begnügt sich Werner taktvoll mit der bescheidensten Rolle. Er besleißigt sich der vollsten Entsagung. Er will Hebbel allein sprechen lassen. Sehr verdienstlich ist das beigefügte ausführliche Namen- und Sachregister, sowie die durchgeführte Zählung der einzelnen Abschnitte, welche ein leichtes Zitieren ermöglicht.

Dresden.

Lic. Dr. Kurt Warmuth.

#### Druckberichtigung.

Auf S. 378 dieses Jahrgangs unserer Zeitschrift, S. 14 v. o. lies: Vinzer Duldungs- ebikt für die Katholiken (nicht: Mitkatholiken).  
D. L. d. Bl.

### Zeitschriften.

Der praktische Schulmann. 53. Band.  
2. Heft: Prof. Julius Sahr, Das  
Volkslied im Wendepunkte unserer Lite-  
ratur um 1773.

Zeitschrift für hochdeutsche Mund-  
arten. III—V (1902—1904): Theodor  
Gartner, Fremdes im Wortschatz der  
Wiener Mundart.

Leipziger Lehrerzeitung. 11. Jahrg.

Nr. 22. Inhalt: Schulpolitisches aus  
Preußen. — Volksschulverhältnisse im  
oberschlesischen Industriebezirke.

— Nr. 25. Inhalt: Versuche mit künst-  
lerischem Wandschmuck in der 4. Bezirks-  
schule. Von E. Hiemann.

— Nr. 26. Inhalt: Zur Geschichte  
der Lehrerbildungsfrage im Königreich  
Sachsen. Von A. Deuschke.

German American Annals. New  
Series Vol. 2. No. 3. März, 1904.

Inhalt: Herder als Historiker und Philo-  
soph. Von Julius Göbel.

Zeitschrift des Allgemeinen deut-  
schen Sprachvereins. 19. Jahrg.

Nr. 4. Inhalt: Der Allgemeine deutsche  
Sprachverein in Bayern. — Dorpater  
Studentendeutsch (Schluß). Von Ober-  
lehrer Max Boehm. — Concern und  
Revirement. Von Dr. J. E. Wälfing.  
— Papa, Mama und Vater, Mutter.  
Von Prof. Dr. Paul Pietsch. — Kleine  
Mitteilungen. — Zur Schärfung des  
Sprachgefühls.

— Nr. 5. Inhalt: Die Sprachpflege auf  
den großen Fachversammlungen. Von  
Realschuldirektor Dr. Alb. Harnisch. —  
Deutschtum und Franzosentum in der  
Schweiz. Von Pfarrer Eduard Blocher.  
— Interesse, interessant. Von Prof. Dr.  
Paul Pietsch. — Über die deutsche  
Rechtschreibung und das deutsche Fremd-  
wörterunwesen.

— Nr. 6. Inhalt: Die Notwendigkeit  
des Sprachvereins für eine gesunde Ent-  
wicklung deutscher Sprache und deutschen  
Volkstums. Von Prof. Dr. Theodor  
Imme. — Offener Brief an Herrn  
Ludwig Fulda. Von Traugott Friede-

- mann. — Bezugspreis. Von Mattias Linhoff. — Kleine Mitteilungen.
- Pädagogische Monatshefte. 5. Jahrg. Heft 4—6. Verlag: The Herold Co., Milwaukee, Wis.: Dr. Edwin C. Roedder, Zugesehender Grammatik.
- Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. 25. Jahrg. Nr. 3/4. Inhalt: Wundt, Völkerpsychologie I, 2, bespr. von Vorsdorf. — Festschrift des germanistischen Vereins in Breslau, bespr. von Helm. — Weise, Ästhetik der deutschen Sprache, bespr. von Behaghel. — Roedder, Wortlehre des Adjektivs im Altsächsischen, bespr. von Behaghel.
- Nr. 5. Inhalt: Roetteken, Poetik, bespr. von Groos. — Meyer, Das Stilgesetz der Poesie, bespr. von Roetteken. — Tardel, Studien zur Lyrik Chamisso's, bespr. von Kircher. — Kaspar von Sternberg, Ausgewählte Werke, herausgegeben von A. Sauer, bespr. von Kerrlich.
- Nr. 6. Inhalt: Socin, Mittelhochdeutsches Namenbuch nach oberrheinischen Quellen des 12. und 13. Jahrhunderts, bespr. von Behaghel. — Englert, Die Rhythmil Fischarts, bespr. von Helm. — Grabbe, Werke ed. Grisebach, bespr. von Petsch. — Nieten, Grabbe, bespr. von Petsch. — Wunderlich, Die Kunst der Rede, bespr. von Woerner.
- Monatschrift für höhere Schulen. 3. Jahrg. 5. und 6. Heft. Mai—Juni. Inhalt: Die „unnützen Formalien“ im griechischen Unterricht von Prof. A. Walded in Kassel. — Über die häusliche Lektüre unserer Schüler. Von Prof. S. Kummerow in Magdeburg. — Ein Wort zur ästhetischen Erziehung. Von Oberlehrer Dr. F. Graz in Königsberg. — Wilhelm Münch über Fragen aus Welt, Schule und Lehramt der Gegenwart und über die Pädagogik der Zukunft. Von Geh. Ober-Reg.-Rat Dr. A. Matthias in Berlin. — Pädagogische Seminare in Deutschland und Frankreich. Von Oberlehrer Dr. Th. Herold in Düsseldorf.
- Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik. 7. Jahrg. 1904. XIII. und XIV. Bandes 4. Heft. Inhalt: Kaiser Augustus. Von Prof. Dr. Victor Gardthausen in Leipzig. — Die Legende von der guten Tochter in Wort und Bild. Von Prof. Franz Kunze in Weimar. — Über Ideen in der Geschichte. Von Oberlehrer Dr. Max Hennig in Zwickau. — Das griechische Lesebuch von Wislamiowicz, seine wissenschaftliche und seine praktische Bedeutung. Von Gymnasialdirektor Prof. Dr. Paul Cauer in Düsseldorf. — Ein vergessenes Werk Dr. Johann Richards. Von Gymnasialdirektor a. D. Prof. Dr. Hugo Holstein in Halle. — Anstand und Etikette nach den Theorien der Humanisten. Von Universitätsbibliothekar Dr. Aloys Bömer in Münster.
- 5. Heft. Inhalt: Peisistratische Kunst. Von Prof. Dr. Eugen Petersen in Rom. — Natur- und Geisteswissenschaft in der Geschichte der Philosophie. Von Privatdozent Dr. Hermann Schwarz in Halle a. S. — Gustav Frenssens Jörn Uhl. Von Gymnasialdirektor Prof. Dr. Alfred Biese in Neuwied. — Anstand und Etikette nach den Theorien der Humanisten. Von Universitätsbibliothekar Dr. Aloys Bömer in Münster II. — Die höhere Schule und die Gesundheitspflege. Von Prof. Dr. Martin Hartmann in Leipzig I.
- Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. 15. Jahrg. 7. Heft. Inhalt: Ausführungen zum Lehrplan der Realschule. Von Direktor Dr. Gilke in Ems. — Die Oberrealschule nach der „Gleichberechtigung“. — Zum Berechtigungsmonopol des humanistischen Gymnasiums.
- 8. Heft. Inhalt: Der Kampf um die allgemeine Bildung.
- Pädagogische Blätter von Kehr, herausgegeben von Muthesius. 1904. 6. Heft. Inhalt: Muthesius, Universität und Volksschullehrerbildung.
- Die Deutsche Schule. 8. Jahrg. 5. Heft. Vorstöße. Von Lic. Friedrich Michael in Marburg. — Haus- und Schularbeit. Experimente an Kindern der Volksschule. Von Dr. Neumann, Professor an der Universität Zürich.
- Pädagogische Studien. 25. Jahrg. 3. Heft. Inhalt: C. Geißel: Univer-

- sität und Volksschullehrer. — Dr. Max Bruntsch: Der Geist von „Sturm und Drang“ in der Pädagogik des jungen Herder.
- Der Deutsche Schulmann. 7. Jahrg. 5. Heft. Mai. Inhalt: Universität und Volksschullehrer. Von G. Roth in Posen (Fortsetzung). — Turnunterricht und Kunstszziehung. Von Georg Winkler in Pirna.
- Archiv für Kulturgeschichte. 2. Band. 2. Heft. Inhalt: Straßburger Frauenbriefe des 16. Jahrhunderts. Mitgeteilt von Archivar Dr. D. Windelmann in Straßburg i. E.
- Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte. 4. Band. 2. Heft. Inhalt: Timotheus Klein, Wieland und Rousseau II. — Albert Ripper, Deutsche Reisebriefe zweier polnischer Dichter. — Rudolf Schläpfer, Platens Sonette. Ein Versuch zu chronologischer Anordnung. — Albert Fries, Miscellen zu Heinrich von Kleist. — Max Morris, Goethes Parabeln von der Feder bis zum Ffop.
- Das literarische Echo. 6. Jahrg. Nr. 15. Erstes Mai-Heft. Inhalt: Franz Servaes, Paul Ernst. — Paul Ernst, Im Spiegel. — Theo Schäfer, Allerhand Versbücher. — Wilhelm v. Scholz, Eine neue Droste-Biographie. — Oscar Bulle, Stille Bücher.
- Nr. 16. Zweites Mai-Heft. Inhalt: Rudolf Vothar, Die Schule des Lustspiels. — Kurt Aram, Die Liebe im Menschen. — Wilhelm Hegeler, Mutter und Sohn. — Leo Greiner, Die Jagd nach Liebe. — E. Plaghoff-Dejenne, Die Eigenen. — Georg Witkowski, Goetheschriften. — Jacob Scherek, Ein dänischer Dichter.
- Nr. 18. Zweites Juni-Heft. Inhalt: Richard M. Meyer, Dichter über Dichter. — Julius Petersen, Schillers Persönlichkeit. — Richard Weitbrecht, Fris Anders. — Theodor Herold, Neue Lyrik.
- Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Jahrg. 1904. 11. Heft (Nr. 60—65). Inhalt: Eine neue Schiller-Ausgabe. Von O. B. — Aus Emil Devrients Nachlaß. Von Dr. Eugen Kilian.
- 13. Heft (Nr. 71—75). Inhalt: Stille Bücher. Von O. B. — Eine neue Shakespeare-Biographie. Von Dr. Ernst Traumann (Heidelberg). — Das zeichnende Kind und sein Verhältnis zur Kunst. Von Georg Kerschensneider. — Jena und Sedan. Eine nichtgehaltene Reichstagsrede von Albert Pfister.
- 14. Heft (Nr. 76—80). Inhalt: Die Organisation der Volkshochschulkurse im deutschen Sprachgebiet. Von Prof. Dr. Carl Johannes Fuchs (Freiburg i. B.). — Eduard Mörike und seine Gattin. Von Dr. Fr. Walther.
- 15. Heft (Nr. 81—86). Inhalt: Reinhold Kosers Friedrich der Große. Von Hans Pruz. — Calderon auf dem deutschen Theater. Von Dr. H. Freymann.
- 16. Heft (Nr. 87—92). Inhalt: Die Frau im Orient und im Okzident. Von E. Dufmeyer v. Kienitz (Berlin). — Die Byronische Dichtung und ihre Bedeutung für die moderne poetische Literatur. Von A. Reibhardt, Fortmeister in Jagenheim.
- 17. Heft (Nr. 93—98). Inhalt: Platenau und Stülerbach, eine Erinnerung an die Goethe-Zeit. Von Siegfried Moltke (Leipzig).
- 19. Heft (Nr. 105—109). Inhalt: Franz v. Lenbach †. — August Sauer's „Grillparzer-Spiegel“. Von ——. — Kant und seine Zeitgenossen. Von Friedrich Alfred Schmid (Charlottenburg). — Johann Gabriel Seidl. Von Dr. Karl Fuchs.
- 20. Heft (Nr. 110—115). Inhalt: Neue Erzählungen. Von Alexander v. Weilen. — Zur Komposition des Belisar. Von Leo Jordan.
- 22. Heft (Nr. 121—125). Inhalt: Henriette Karoline vom Stein und Lavater. Von Heinrich Fund. — Auf den Spuren deutscher Heldensagen in Südtirol. Von F. Viehringer. — Zur Komposition des Belisar. (Nachtrag.) Von Leo Jordan.

## Neu erschienene Bücher.

- Prof. Dr. Biese, Aus Bismarcks Welt- und Lebensanschauung. Wissenschaftliche Beilage zum 27. Jahresberichte des Gymnasiums zu Neuwied. Ostern 1904. 26 S.
- Goethe, Iphigenie auf Tauris. Schulausgabe von Dr. A. Lichtenheld. Leipzig, B. G. Teubner. 58 S.
- Prof. Dr. H. Griesbach, Der Stand der Schulhygiene in Deutschland. Leipzig, F. C. W. Vogel, 1904. 59 S.
- Prof. Dr. Karl Kinzel, Die bildende Kunst im deutschen Unterricht der Prima. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Berlinischen Gymnasiums zum Gr. Kloster. Ostern 1904. 25 S.
- Julius Bräuninger, Übungs- und Prüfungsaufgaben zur deutschen Sprachlehre. 2. Aufl. München, R. Oldenbourg. 68 S.
- Edmund Döring, Beiträge zur Kenntnis der Sondershäuser Mundart. II. Teil. Beilage zum Programm der Realschule zu Sondershausen. Ostern 1904. 94 S.
- Hans Sittenberger, Grillparzer, sein Leben und Wirken. Berlin, Ernst Hofmann u. Co., 1904. 229 S.
- Dr. Martin Mertens, Hilfsbuch für den Unterricht in der alten Geschichte. 7. u. 8. Aufl. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung, 1904. 154 S.
- Karl Friedrich Linke, Poesiestunden. Die deutsche Dichtung von den Sängern der Freiheitskriege bis zur Gegenwart. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior), 1904. 556 S.
- Dr. Georg Witkowski, Was sollen wir lesen und wie sollen wir lesen? Vortrag. 6.—10. Tausend. Leipzig, Max Hesse. 32 S.
- Dr. Alfred Schmidt, Zur Entwicklung des rhythmischen Gefühls bei Umland. Altenburg, Theodor Unger, 1904. 124 S.
- Fritz Grätz, Gedichte. Großenhain und Leipzig, Baumert u. Ronge, 1903. 134 S.
- Dr. Franz Strunz, Das Werden und die Lehre Friedrich Nietzsche. Sammlung gemeinnütziger Vorträge Nr. 308. Prag, J. G. Calvesche Buchhandlung, 1904.
- Ignaz Pokorny, Über die Einschränkung des S der Mehrzahl. Wien, Alfred Hölder, 1903. 23 S.
- Ignaz Pokorny, Das Wohlgefallen am Schönen, das Pathos und die Komik. Langensalza, Hermann Beyer u. Söhne, 1903. 74 S.
- Dr. Theodor Lohmeyer, Kleine deutsche Sprach- und Aufsatzlehre. 5. Aufl. Hannover, Helwingsche Verlagsbuchhandlung, 1904. 196 S.
- Dr. A. Heyse, Zeitsfaden der deutschen Sprache für höhere und niedere Schulen. 27. Aufl. von Prof. Dr. Otto Lyon. Hannover—Leipzig, Hahn, 1904. 157 S.
- Dr. Theodor Lohmeyer, Dispositions- und Aufsatzregeln. Hannover, Helwingsche Verlagsbuchhandlung, 1904. 47 S.
- Jvo Pfyster, Der Aufstand gegen die Helvetik im ehemaligen Kanton Baden im September 1802. Jahresbericht über das Nargauische Lehrerseminar Bettingen, Schuljahr 1903/04. Baden, Buchdruckerei O. Wanner, 1904.
- J. Otto, Sprachlehre und Rechtschreibung für die Mittelstufe: Lehrerheft. 90 S. Schülerheft. 3. Aufl. 52 S. Für die Oberstufe: Lehrerheft. 126 S. Schülerheft. 2. Aufl. 96 S. Gebweiler, J. Wolfesche Buchhandlung, 1903/04.
- Ernst Hupfer, Deutschlands Anteil am Welthandel. Leipzig, Dürr, 1904. 28 S.
- Lic. F. Rich. Schiele, Sang und Spruch der Deutschen. Leipzig, Dürr, 1904. 307 S.
- Jakob Bächtold, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten der Schweiz. 1. Band: Untere Stufe. 9. Aufl. von Otto von Greyerz. 326 S. — 2. Band: Mittlere Stufe. 5. Aufl. von Otto v. Greyerz. 456 S. Frauenfeld, Huber u. Co., 1904.
- Dr. Karl Heilmann, Handbuch der Pädagogik. 2. Band. Besondere Unterrichtslehre oder Methodik des Unterrichts. 5. verb. Aufl. Leipzig, Dürr, 1904. 312 S.
- Dr. Hubert Badstüber, Friedrich von Hagedorn's Jugendgedichte. Wien, A. Picklers Witwe u. Sohn, 1904. 44 S.
- Adolf Heinze, Praktische Anleitung zum Disponieren deutscher Aufsätze. 6. Aufl. 5. Bändchen: Anleitung zum Disponieren und die Register für alle Bändchen. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1903. 51 S.

- Zwölf Blatt aus Ditters Heiner Passion.  
Herausgegeben vom Leipziger Lehrerverein. Text von Rudolf Schölze.  
Leipzig, E. Heberland.
- Kuno Fischer, G. E. Schlegel als Reformatoren der deutschen Literatur. 1. Teil.  
2. Aufl. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.,  
1904. 361 S.
- Fr. Kreyßmar, Politische Pädagogik  
für Lehrer. Teil 1: Erziehungsobjekte.  
Leipzig, Paul Schönmeyer, 1904. 183 S.
- Otto Behaghel, Die deutsche Sprache.  
3. Aufl. Leipzig, G. Freytag, 1904.  
270 S.
- Baßermann und Richter, Thesen für  
Lehrerbildungsanstalten. 2. Teil: Für  
Lehrerseminare. Leipzig, Varr, 1904.  
258 S.
- Deutsche Bäckerei. Band 1: Die Hallig.  
Von Biermajki. — Band 2: Reißer  
Martin der Köfner und seine Gesellen.  
Die Bergwerke zu Jalun. Von E. Th.  
Am. Hoffmann. — Band 3: Elfi, die  
seltsame Magd. Von J. Gottlieb. Die  
Judenbuche. Von A. v. Droste-Hülshoff.  
— Band 4: Aus dem Leben eines Taugenichts.  
Das Marmorbild. Von Joseph  
Freiherrn von Eichendorff. Berlin SW.  
61, Christliche Verlagsbuchhandlung.
- E. v. Schenkendorff und Dr. Hermann  
Lorenz, Wehrkraft durch Erziehung.  
Leipzig, R. Voigtländer, 1904. 259 S.
- Dr. L. Bornemann, Zur Sprachlehre.  
Gütersloh, C. Bertelsmann, 1904. 69 S.
- Prof. Karl Hoyer, Zur Einführung in  
die Goethe-Literatur. Jahresbericht des  
Realgymnasiums zu Lübeck, 1904. Lübeck,  
Mag Schmidt, 1904. 71 S.
- E. Körmann, Vereinfachte Satz- und  
Satzzeichenlehre. Gütersloh, C. Bertelsmann,  
1904. 56 S.
- Otto Jespersen, Lehrbuch der Phonetik.  
Autorisierte Übersetzung von Hermann  
Davidson. Leipzig, B. G. Teubner,  
1904. 255 S.
- Kuonen und Evers, Die deutschen Klassiker.  
8. Bändchen: Schillers Wallenstein von  
M. Evers. 3. Aufl. Leipzig, F. Bredt,  
1904. 204 S.
- Clemens Pilz, Methodische Anleitung  
zum Unterricht im Französischen. Leipzig—  
Berlin, Julius Klunhardt, 1904. 32 S.
- H. Hauber, Statistik. II. Teil: Angewandte  
(schweizer) Statistik. Leipzig, G. J. Göschen,  
1904. 148 S.
- G. Tschache, Deutsche Aufsätze für die  
oberen Klassen höherer Mädterschulen.  
3. Aufl. Breslau, J. H. Kerns Verlag,  
1904. 239 S.
- G. Tschache, Aufsatzübungen für Volksschulen.  
Mittelsstufe. 5. Aufl. Breslau,  
J. H. Kerns Verlag, 1904. 120 S.
- G. Tschache, Aufsatzübungen für Volksschulen.  
Oberstufe. 4. Aufl. Breslau,  
J. H. Kerns Verlag, 1904. 120 S.
- Martin Greif, Ludwig der Bayer. Vaterländisches Schauspiel. 2. Aufl. Leipzig,  
E. F. Knecht, 1904. 100 S.
- Erziehlische Knabenhandarbeit. Deutscher  
Verein für Knabenhandarbeit aus Anlaß  
des XVI. Deutschen Kongresses für erziehlische  
Knabenhandarbeit zu Worms  
vom 1.—3. Juli 1904. Leipzig, Franke-  
stein u. Wagner, 1904. 15 S.
- W. Jonas, 25 deutsche Dichtungen im  
Gewande französischer Prosa. Leipzig,  
E. Heberland. 43 S.
- Gustav Portig, Das Weltgesetz des  
kleinsten Kraftaufwandes in den Reichen  
der Natur. II. Band: In der Astronomie  
und Biologie. Stuttgart, Max Kiefmann,  
1904. 562 S.
- Adolf Straß, Hessische Blätter für Volkskunde.  
Band II. Leipzig, B. G. Teubner,  
1903. 182 S.
- H. v. Müller, Zur Lebensgeschichte des  
Generalpostdirektors Schmüdert. Berlin,  
E. S. Mittler u. Sohn, 1904. 126 S.
- Dr. Schindler und Volkmer, Deutsche  
Sprachlehre für Lehrerbildungsanstalten.  
I. Teil: Für Präparandenanstalten. 171 S.  
— II. Teil: Für Seminare. 180 S. Bres-  
lau, Heinrich Handel, 1904.
- F. Tromnau, Das Schulwesen der Kgl.  
Haupt- und Residenzstadt Königsberg  
i. Pr. Königsberg, Buchdruckerei von  
R. Leupold, 1904.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Fürstenstraße 527.

## Zu J. G. Seidls hundertstem Geburtstage.

Eine Würdigung des Dichters und Balladensängers.

Von Prof. Dr. Leo Langer in Willach.

Unter diejenigen deutsch-österreichischen Dichter des Vormärz, die auch über die schwarz-gelben Grenzpfähle hinaus ihren Namen frühzeitig bekannt zu machen vermochten, gehört unstreitig Johann Gabriel Seidl. Sein Leben, der typische Schicksalslauf eines österreichischen Literaten jener Tage, in so vielen Zügen dem Grillparzers ähnlich, sei hier nur in Kürze erwähnt.

Vor hundert Jahren — am 20. Juni 1804 — erblickte Seidl in Wien als Sohn eines Rechtsanwaltes das Licht der Welt. Frühzeitig dichterisch tätig, ließ er auch einige seiner Jugendversuche in der „Dresdner Abendzeitung“ und im „Berliner Gesellschafter“ drucken. Als er den philosophischen Kurs besuchte, zählte er viele später namhafte Männer zu seinen Studiengenossen, ich erwähne nur Bauernfeld, Lenau und Halm, bekannt wurde er mit Castelli, seinem großen Landsmanne Grillparzer u. a. bedeutenden Literaten. Im Frühlinge des Jahres 1823 konnte er noch singen:

Noch hab' ich frisch mein Elternpaar	Noch seh' ich heiter hin und her
In stillem Haus daheim,	All meine Lieben gehn,
Das mir behütet vor Gefahr	Weiß keinen Stuhl im Kreise leer:
So manchen Blütenkeim;	Brauch' keinem nachzusehn!

So sang er in seinem „Frühlingsliede“ (I 167)<sup>1)</sup>, und am 16. Oktober desselben Jahres hatte er schon den Tod seines Vaters zu beklagen, der, ebenso wie Grillparzers Vater, seine Familie in bedrängter Lage zurückließ. Trotzdem gedachte er seiner in treuer Dankbarkeit, er weihte ihm die beiden Gedichte „In meines Vaters Sterbestunde“ und „Apologie“ (I 62, 169). Seidl war damals Jurist, er mußte daher durch Vorktionen und Schriftstellerei sich, seine Mutter und Tante erhalten. Der Kreis seiner literarischen Bekanntschaften vergrößerte sich, er war Mitglied der heiter-genialen Ludlamsöhle, besuchte Neumes „silbernes“ Kaffeehaus, war vielseitig tätig als Lyriker, Topograph, Erzähler und Kritiker, er schrieb mit seinem Freunde

1) Gesammelte Schriften, herausg. von Hans Max. Wien, Braumüller, 1877.



Salirsch zusammen Theaterstücke, worüber er sich später im „Humoristen“ (1838) selbst lustig machte, kurz er verzettelte seine wertvolle poetische Kraft. Die Tagesschriftstellerei nährte wohl ihren Mann, hätte ihm aber nie den dauernden Lorbeer geflochten. Da war es die Liebe zu einer Wiener Bürgerstochter, die ihn dazu bewog, umzufatteln und sich dem Lehrfache zu widmen. Da sang er auf seine Braut — Therese Schlesinger — das traute Schnadahüpfel in den „Flinserln“:

Du schwarzaugát's Derndál  
 Mi 'm nußbrauná Har,  
 Wann's d' miß óstá so anschaußt,  
 So wir' ih á Narr! (III 27)

Im Jahre 1829 wurde Seidl Professor in Gili, dem römischen Celeja Claudia der südlichen Steiermark, wo er den Balladensänger Leitner kennen lernte und mit dem Grafen Auersperg (Anastasius Grün) alte Freundschaftserinnerungen austauschte.

Nur mahná soll's dich mannißmahl,  
 Wie 's kám noh vur an'm Jahr,  
 Wie 's z' Wean is g'west, wo ih, wie du  
 A freia Bua noch war.

Hier lebte er an der Seite seiner Gemahlin und seiner Mutter in häuslichem Glücke und rastloser vielseitiger Tätigkeit zwölf Jahre lang, hier entstanden seine bedeutendsten Werke. Trotzdem sehnte er sich nach der Großstadt, nach der Heimat, nach Wien. So schreibt er vor die „Flinserln“:

Wann ih ánmahl wiedá z'ruckumm', —  
 Wann ih z'ruckomm'! — Ja — döß: Wann? —  
 „Wann und Aber!“ — Laß'n már's gut sein! —  
 D' lekti Barschaft, nehmt's áß an! (III 9)

Ein sonderbares Ereignis verschaffte ihm dieses Glück der Rückkehr. Er wurde nämlich im Jahre 1840 totgesagt, Nekrologe, Gedenkreiden und Dichtungen würdigten seine Verdienste. Infolge dieser Lobeserhebungen wurde der Dichter als Kustos in das Wiener Münz- und Antikentabinet berufen. Damals lebten die Wiener wirklich wie die Phäaken, ein frohes, kunstreiches Genußleben lullte die Gemüter ein, die erst acht Jahre später sich aufrastten aus dem lähmenden Sinnesstaumel. In dieses Wien trat der Dichter wieder ein, das erhoffte Glück fand er aber nicht. Die Kärntnerarbeit im Amte befriedigte ihn ebensowenig wie seinen Dichtergenossen Grillparzer, dazu zwang ihn die kärgliche Besoldung zu kleinlicher Schriftstellerei in Almanachen, das Zensuramt, das er übernehmen mußte und nach Kräften freisinnig verwaltete, war ihm verhaßt und machte ihm viele Feinde, der häufige Theaterbesuch verführte ihn wieder auf das seiner Begabung fremde dramatische Gebiet, die wahre Muse seiner Dichtung aber verstummte fast völlig. So

## Neu erschienene Bücher.

- Prof. Dr. Biese, Aus Bismarcks Welt- und Lebensanschauung. Wissenschaftliche Beilage zum 27. Jahresberichte des Gymnasiums zu Neuwied. Ostern 1904. 26 S.
- Goethe, Iphigenie auf Tauris. Schulausgabe von Dr. A. Dichtenheld. Leipzig, B. G. Teubner. 58 S.
- Prof. Dr. H. Griesbach, Der Stand der Schulhygiene in Deutschland. Leipzig, F. C. W. Vogel, 1904. 59 S.
- Prof. Dr. Karl Kinzel, Die bildende Kunst im deutschen Unterricht der Prima. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Berlinischen Gymnasiums zum Gr. Kloster. Ostern 1904. 25 S.
- Julius Bräuninger, Übungs- und Prüfungsaufgaben zur deutschen Sprachlehre. 2. Aufl. München, R. Oldenbourg. 68 S.
- Edmund Döring, Beiträge zur Kenntnis der Sondershäuser Mundart. II. Teil. Beilage zum Programm der Realschule zu Sondershausen. Ostern 1904. 94 S.
- Hans Sittenberger, Grillparzer, sein Leben und Wirken. Berlin, Ernst Hofmann u. Co., 1904. 229 S.
- Dr. Martin Mertens, Hilfsbuch für den Unterricht in der alten Geschichte. 7. u. 8. Aufl. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung, 1904. 154 S.
- Karl Friedrich Linke, Poesiestunden. Die deutsche Dichtung von den Sängern der Freiheitskriege bis zur Gegenwart. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior), 1904. 556 S.
- Dr. Georg Witkowski, Was sollen wir lesen und wie sollen wir lesen? Vortrag. 6.—10. Tausend. Leipzig, Max Hesse. 32 S.
- Dr. Alfred Schmidt, Zur Entwicklung des rhythmischen Gefühls bei Umland. Altenburg, Theodor Unger, 1904. 124 S.
- Fritz Grätz, Gedichte. Großenhain und Leipzig, Baumert u. Ronge, 1903. 134 S.
- Dr. Franz Strunz, Das Werden und die Lehre Friedrich Nietzsches. Sammlung gemeinnütziger Vorträge Nr. 308. Prag, F. G. Calvesche Buchhandlung, 1904.
- Ignaz Pokorny, Über die Einschränkung des S der Mehrzahl. Wien, Alfred Hölder, 1903. 23 S.
- Ignaz Pokorny, Das Wohlgefallen am Schönen, das Pathos und die Komik. Langensalza, Hermann Beyer u. Söhne, 1903. 74 S.
- Dr. Theodor Lohmeyer, Kleine deutsche Sprach- und Aufsatzlehre. 5. Aufl. Hannover, Helwingsche Verlagbuchhandlung, 1904. 196 S.
- Dr. A. Heyse, Leitfaden der deutschen Sprache für höhere und niedere Schulen. 27. Aufl. von Prof. Dr. Otto Lyon. Hannover—Leipzig, Hahn, 1904. 157 S.
- Dr. Theodor Lohmeyer, Dispositions- und Aufsatzregeln. Hannover, Helwingsche Verlagbuchhandlung, 1904. 47 S.
- Zvo Pshffer, Der Aufstand gegen die Helvetik im ehemaligen Kanton Baden im September 1802. Jahresbericht über das Nargauische Lehrerseminar Bettingen, Schuljahr 1903/04. Baden, Buchdruckerei D. Wanner, 1904.
- J. Otto, Sprachlehre und Rechtschreibung für die Mittelstufe: Lehrerheft. 90 S. Schülerheft. 3. Aufl. 52 S. Für die Oberstufe: Lehrerheft. 126 S. Schülerheft. 2. Aufl. 96 S. Gebweiler, J. Volkseiche Buchhandlung, 1903/04.
- Ernst Hupfer, Deutschlands Anteil am Welthandel. Leipzig, Dürr, 1904. 28 S.
- Lie. F. Mich. Schiele, Sang und Spruch der Deutschen. Leipzig, Dürr, 1904. 307 S.
- Jakob Wächtold, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten der Schweiz. 1. Band: Untere Stufe. 9. Aufl. von Otto von Greyerz. 326 S. — 2. Band: Mittlere Stufe. 5. Aufl. von Otto v. Greyerz. 456 S. Frauenfeld, Huber u. Co., 1904.
- Dr. Karl Heilmann, Handbuch der Pädagogik. 2. Band. Besondere Unterrichtslehre oder Methodik des Unterrichts. 5. verb. Aufl. Leipzig, Dürr, 1904. 312 S.
- Dr. Hubert Badstüber, Friedrich von Hagedorns Jugendgedichte. Wien, A. Pichlers Witwe u. Sohn, 1904. 44 S.
- Abolf Heinze, Praktische Anleitung zum Disponieren deutscher Aufsätze. 6. Aufl. 5. Bändchen: Anleitung zum Disponieren und die Register für alle Bändchen. Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1903. 51 S.

regen. So stand er vereinsamt da. Sein Lebensabend glich wieder dem verbitterten Alter Grillparzers, auch Seidl warf seine Gefühle und Stoßseufzer aufs Papier und — verschloß sie im Schreibtische. In diesen Epigrammen klagt er über sein freudloses Alter (V 97), er passe nicht mehr in die Zeit, drum sei es gescheiter, „zu gehen ohne Beschwerden, statt barsch gegangen zu werden“ (V 98), er sei ein abgetakeltes Schiff, eine in Skat gelegte Karte, ein Stein mit matt gewordenem Schriff (V 98), und er betet zu Gott:

Bergönn, o Herr, mir abzutreten! (V 100)

Dieser Wunsch wurde ihm bald gewährt, er starb am 18. Juli 1875, dasselbe Jahr vereinte Seidl und Mörike im Werden und Vergehen. —

Seidl war eine stille, leidenschaftslose Natur, im Alter frostig (V 96), Melancholie war der Grundzug seines Wesens.

Mit der Wehmut leisem Lächeln  
Malt die Trauer mein Gesicht  
Und der Freude laues Fächeln  
Nährt mich, doch berauscht mich nicht.

Eine überzeugte Frömmigkeit (I 180 — 187, 263 — 270; II 164, 303, 331; III 164, 169; V 102; VI 5, 10, 27) paart sich bei ihm mit einer heißen Heimat-, einer glühenden Vaterlandsliebe; bescheiden sind seine dichterischen Ziele:

Bescheiden treib' ich Well' auf Welle,	Und was ein Strom sonst spiegeln kann.
Wie sie ein stiller Born mir lieh.	Und manche, die vorüber wallten,
Ich spiegelte den klaren Himmel,	Erfreuten sich an meiner Flut,
Vielleicht auch manchen Stern daran	Und weil ich nie mich übernommen,
Und manchen Blumenstrauch am Ufer,	So waren mir die Besten gut.

Trotzdem erfüllt sein Herz mächtiger Dichterstolz (I 290, 291) und die stolze Freude, daß seine Bestrebungen Verständnis fanden (I 25), daß seine Lieder gesungen würden, von der Mutter an der Wiege, von der schlichten Sennerin und dem errötenden Bräutchen:

Und wenn mir's oft wo unbewußt	Da sollt' ich schweigen? Nimmermehr!
So seltsam tönt zurück,	Laut will ich es gestehn:
Als wär's ein Klang aus meiner Brust,	Erquickt's die Brust doch gar so sehr,
Als wär's von mir ein Stück;	Verstanden sich zu sehn! (II 62)

Und was ihn erfüllt und was ihn bewegt, das spricht auch er in Liedern aus, darum wird mit der Würdigung seiner Lyrik auch sein Wesen völlig gewürdigt.

Dramatiker war Seidl nicht, denn sein lyrischer Schwung hinderte die straffe Führung der Handlung. Wohl gingen einige Stücke in Wien und der Provinz über die Bretter, doch er selbst, wie schon erwähnt wurde, hielt von seiner dramatischen Tätigkeit nicht viel; Hartel nennt sie in seinem

Nekrologe (Ztschr. f. öst. Gymn. 1875, S. 557) mit Recht „nicht sowohl Proben eines originellen Talents als eines gebildeten Geschmacks“ und heute sind sie durch eine neue Kunstrichtung hinweggesetzt worden. Nur zwei seiner mundartlichen „Kloani Komödi-Spiel“ haben sich länger zu erhalten gewußt und ihren Weg auch über Osterreich hinaus gefunden: „'s lezti Fensterln“, in dem der junge Matthias von der Sennerin auf der Alm herzlich Abschied nimmt, da er des Kaisers Rock tragen muß, und „Drei Jahr'n nach'm lezt'n Fensterln“, das uns die glückliche Rückkehr des wackeren Burschen und die Vereinigung der Liebenden schildert, Einakter ohne machtvolle Handlung, dafür ausgestattet mit einem naturfrischen, packenden alpinen Hintergrunde.

Auch die Novellen und Erzählungen hätten Seidls Ruhm nicht begründet, sind sie doch meist in Taschenbüchern und Almanachen erschienen, Erzeugnisse des Augenblickes, für einen Augenblick der Zerstreuung und Unterhaltung bestimmt, hervorgegangen aus einer Zeit, in der man gerührt, moralisch angeregt werden oder ein Stündchen Grausen empfinden wollte. Es sind die hergebrachten Typen der belohnten Tugend und des bestraften Lasters, die in dem Rahmen einer gut erzählten Geschichte erscheinen; scharfe Charakteristik und größere Probleme fehlen wohl immer. An Ifflands Familienrührstücke erinnern z. B. „Schuld und Wahn“, eine Erzählung, in der Karl Seeberg heimlich dem von seinem Vater bestohlenen Kaufmanne die entwendete Summe zurückgibt, selbst in den Verdacht des Diebstahls kommt, schließlich aber doch die von ihm geliebte Tochter des Kaufherrn freit, „Die Verschlossenen“, die das Verhängnisvolle der Eifersucht schildern — das Genoveva-Motiv, „Die Spieluhr“, die den leichtsinnigen Ehemann seiner vernachlässigten Gattin zuführt, „Das Gelegenheitsgedicht“, eine Novelle, die uns in die Kabalen eines kleinen Hofes Einblick gewährt, „Der tödliche Knopf“, der besonders die Jugend mahnt, nicht aus Bequemlichkeit oder Leichtfinn die Armen von sich zu weisen, „Die erste Kur“, die dem Mediziner beim Hochgebirgsbauer gelingt, wodurch er Glück in die arme Hütte trägt. Das legendenhafte Motiv der weltabgewandten Entfagung und Bekehrung, dem Seidl auch in der Lyrik nicht abhold ist, finden wir in „Rosalina“ und im „Schloß der Liebenden“. Dort entsagen die Nebenbuhler angesichts eines schrecklichen Naturereignisses, dem die französische Stadt Belfort zum Opfer fällt, ihrer Liebe, hier fällt die Braut unerkannt von der Hand des Geliebten, der sich in eine Klausur zurückzieht. Gern wählt der Erzähler seine Gestalten aus den Kreisen der Dichter und Künstler, die meist durch eine empfindsame Freundschaft miteinander verbunden sind. „Kunst und Liebe“ in ihrer Wechselwirkung erproben ein Maler und ein Dichter durch ihre eigenen Erlebnisse, „Das Testament“ ist

der Scherz einer Künstlerlaune, nur „Juana“ berührt das ernste Problem, wie der Ruhm, der das arme Mädchen aus seiner Heimat, seiner niedrigen Abstammung, seiner geliebten Umgebung in ungewohnte Pracht und fremde Verhältnisse erhebt, diesem zum Fluche wird: die Sängerin Juana, das frühere Madrider Wäscher mädchen, verfällt in Wahnsinn. — Viele seiner Erzählungen sind historische Anekdoten, oft humorvoll erzählt, so der Streich des „Sackpfeifers von Trojes“ in der Zeit des Bürgerkrieges zwischen den Bourguignons und Armagnacs, der ergötliche „Kampf um die Braut“ des Grazer Ritters Rauber zur Zeit Maximilians, „Das Schloß Konjuch“ — eine Eszranekdote nach Smith — und „s Exami“, in Mundart, eine seiner wertvollsten Erzählungen. Sie spielt zur Franzosenzeit. Der blinde Großvater ist mit dem Enkel allein zu Hause und lehrt ihn von 1 bis 10 zählen. Da hören sie schießen. Der Alte läßt sich auf einen Aussichtspunkt führen und nun erzählt das Kind in seiner naiven Art, wie der Vater von Feinden verfolgt wird, einen nach dem anderen tötet oder zur Flucht zwingt und es zählt hierbei von 10 bis 1 zurück. Und wie kein Feind mehr zu erblicken ist, sieht es den Vater beten und auch der Großvater kniet nieder mit dem Enkel, der ein ernstes Rechen-Examen bestanden hat.

Gern verlegt der Dichter den Schauplatz der Erzählungen in Gegenden, wo er selbst weilte, in die Alpenländer, nach Wien und dessen Umgebung. Hier spielt „Dr. Faust am Niederberge“, eine heitere Geschichte, die an die Überlieferung anknüpft, daß sich Lessings Faust in einem Koffer befand, der bei Purkersdorf von seinem Reisewagen gestohlen wurde. In das „Steirische“ verlegt er meist seine dialektischen „Geschichtln“. Sie zeigen ebenso idyllische Züge wie „Die vier Gänge nach dem Strande“ in altgriechischem Gewande — die Bekehrung eines lebensfatten Jünglings durch Natur, Freundschaft und Liebe — und „Ein Tag auf der Glashütte“. — Auch im Märchen versucht sich Seidl, ich erwähne nur „Die Liebe am Waldborn“, eine Vereinigung des Undine-Motivs mit dem Oberon-Titania-Stoffe. — Politische und gesellschaftliche Fragen vermeidet der Dichter; nur die Skizze „Sie ist versorgt“ behandelt das Unglück einer „Vernunftsche“, „Die Blaue“ die konventionelle Ungerechtigkeit gegen das gefallene Mädchen, das „Uhrmacherhaus“ das Verhängnisvolle der Spekulationswut.

Besonders liebt aber Seidl düstere Stoffe; das Geheimnisvolle, Phantastische, die Friedhofs- und Grabesromantik eines Grabes, eines E. Th. M. Hoffmann, auch das Fatalistische des Schicksalsdramas finden wir in vielen seiner Erzählungen. So ist „Cornelia Fieramonti“ eine unheimliche Abruzzengeschichte, „Arabella von Byrnsack“ ist ein weiblicher Vampyr, und mitten durch das Geheimnisvolle dieser Begebenheit tönt der

Kehrrim einer schottischen Ballade. „Der Vogel Curios“, das letzte Werk eines zum Tode verurteilten Malers, bringt jedem Unglück, der seine entsetzliche Frage gesehen. Den „Leiermann“ mit seinen tanzenden Marionetten sieht der Dichter zur Mitternachtsstunde in einer Schenke und die Marionetten, sie leben; „Das Ballkleid“ endlich trägt den Leichenmoder der Seuche und den Wahnsinn in den Ballsaal. Es sind Stoffe, wie sie der Balladensänger seinen schottischen Vorbildern abgelauscht hat.

Und wie diese Erzählungen nur dem Augenblicke dienen, mit den Almanachen entstanden und verschwanden, so hat der Dichter auch viele Dichtungen in den Dienst eines gelegentlichen Anlasses gestellt. Bald ist es ein Festspiel zur Eröffnung eines Theaters („Pannonia“, „Carniola“), bald die Ehrung eines Dichtergenossen („Zur Sekundizfeier des Patriarch-Erzbischofs L. Pyrker“), dann feiert er wieder eine bedeutungsvolle Begebenheit seiner Vaterstadt (s. Hartels Nekrolog a. a. O. 20, 23, 24, 40) oder er weihet seine Kunst einem patriotischen Anlasse, so „zur Jubelfeier der Verleihung des Theresienordens an Erzherzog Karl“.

Mit großer Vorliebe beschäftigte sich Seidl mit topographischen Schilderungen seiner engeren und weiteren Heimat, seine „Wanderungen durch Tirol und Steiermark“ und viele Beiträge zur Geschichte und Landeskunde der Alpenländer, die Hartel anführt, sind beredte Zeugnisse hiefür (a. a. O. S. 565). Auch war er ein gelehrter Archäolog und Numismatiker. Und dies sein Lieblingsstudium übertrug er in einem Gedichte auch auf die Poesie, indem er in den „Nachtphantasien eines Numismatikers“ (I 101) einen reichen Kenntniss voraussetzenden Vergleich anstellt zwischen dem gestirnten Himmel und Münzen.

Wenn ich so nachts zum klaren Himmel sehe,  
Fühl ich mich numismatisch angeregt:  
Die Sterne gleichen Münzen und Medaillen,  
Auf blauem Tuch symmetrisch ausgelegt . . .

Von seinen philologischen Arbeiten interessieren uns natürlich besonders seine germanistischen Aufsätze in der Zeitschrift für österreichische Gymnasien, wo er durch 15 Jahre auch als Mitredakteur und Rezensent tätig war. Da ist es besonders seine Abhandlung „Zur Erklärung deutscher Lesestücke“ (I 1850 S. 81, 242, 414), die unsere Aufmerksamkeit erweckt, zumal auch nach den modernsten beim Kunstlerziehungstage kundgegebenen Anschauungen gerade der Dichter berufen ist, über die Behandlung dichterischer Stoffe in der Schule mitzusprechen. In diesem Aufsätze hebt er die Tatsache hervor, daß eigentlich der Deutschlehrer in methodischen Dingen am meisten auf sich selbst angewiesen ist, da hier am meisten das subjektive poetische Gefühl und der richtige Takt mitzusprechen müßten. Und gerade der Philolog müsse

den rechten Weg einschlagen, weil gerade er den Schülern leicht die Klassiker verekeln könne. Er wendet sich gegen jene, die da glauben, man lese ein Lesestück, um Geschichte, Naturlehre und Erdbeschreibung zu lernen, vielmehr liege der Zweck darin, „die deutsche Sprache an der Wurzel zu fassen, an dem Geiste der vaterländischen Literatur sich heranzubilden“. Dann gibt er Winke für die Auswahl der Lesestücke, die sich an das Natur- und Familienleben, das weitere und das engere Vaterland usw. anschließen sollen. Besonders aber werde die geistige Selbsttätigkeit, auf die das Hauptgewicht zu legen sei, dadurch gefördert, daß man ein Gedicht und ein Prosastück nacheinander behandle und so in die verschiedenen Mittel der Darstellungsart Einblick gewähre. Und er eifert gegen die schwachhaften Kommentare, die die Dichtung ersticken, indem er eine die Stimmung herbeiführende Einleitung empfiehlt, von der auch — nach 54 Jahren — der Kunsterziehungstag handelte, verlangt aber auch grammatische Übungen, die allerdings einen Mißgriff bedeuten, wenn er auch vor geisttötender Kleinigkeitskrämerei warnt. An dem „Empfang des neuen Jahres“ von Boß und der „Neujahrnacht eines Unglücklichen“ von Jean Paul erprobt er hierauf in zwei weiteren Aufsätzen seine theoretischen Ansichten. Wir sehen also, daß diese zum großen Teile mit einem sicheren Gefühle für die Erfordernisse und den Zweck des Deutschunterrichtes ausgesprochen sind und Seidls Geschick im Lehrberufe verraten. Diesen aber hat er trotz seines geänderten Lebensweges bis zu seinem Tode hochgehalten, denn, wie Hartel hervorhebt, hat er noch auf seinem Schmerzenslager — neun Tage vor seinem Tode — mit zitternder Hand die Korrekturen desjenigen Heftes besorgt, das seinen Nekrolog aufnehmen mußte.

Die größte Bedeutung hat aber Seidl unstreitig als Lyriker und Balladensänger erlangt. Und er hat sich auch einen geachteten Namen unter den Dialektdichtern erworben. Seine „Almer“ enthalten wohl mehr volkstümliche Bierzeiler („Schnadahüpfeln“) und andere Volkslieder, sind also nicht Originaldichtungen, dafür sind die „Flinserln“ (Metallflitterchen) des Dichters ureigenstes Werk. Hier hat er Bierzeiler (G'jes'ln, G'stanz'ln, Schnadahüpf'ln) mit ernsthaften „G'sang'la“, „Kloani Rumödi-G'spiel'n“ und „Geschicht'ln“ vereinigt. Diese niederösterreichischen Dialektdichtungen zu würdigen, wäre Sache eines erprobten Forschers und Kenners auf diesem schwierigen Gebiete, hier wollen wir uns nur mit seiner hochdeutschen Poesie beschäftigen.

Einen Liederkranz hat Seidl „Schillers Manen“ (1825) geweiht, er sang „Lieder der Nacht“, die mit ihrer Schwermut seinem Wesen besonders entsprechen, Lieder enthalten die Sammlungen „Natur und Herz“ und „Liedertafel“, Lyrik und Balladen die gesammelten „Balladen, Romanzen, Sagen und Lieder“ und die „Bipholien“. Diese, dem volkstümlichen Erz-

herzoge Johann gewidmet, mit dem der Dichter in Steiermark verkehrte, vereinen in einem Doppelblatte je eine Ballade und ein lyrisches Gedicht mit derselben Grundidee.

Zwei Blätter an einem Stiele,	Gut! — Aber wo ist die Blüte?
Das ist der Bipholien Art;	Wirft wohl ein Kenner mir ein;
So ist mit dem epischen Blättchen	Die Blüte soll die Empfindung,
Hier immer ein lyrisch gepaart.	Die drauß euch anspricht, sein! (II, IV)

Es sind die althergebrachten Stoffe der Lyrik, die auch Seidl behandelt, der Grundzug seiner Lieder und Balladen ist jener entsagende Ernst, jene düstere Färbung, wie sie die schottische und auch die schwäbische Ballade liebt. Bezeichnend ist in dieser Beziehung Seidls Leitspruch zur 5. Lese der „Bipholien“:

Ich weiß nicht, was es soll bedeuten,  
Es ist mir wahrlich selbst nicht lieb,  
Denn stimm' ich noch so hell die Saiten,  
So klingen sie zuletzt doch — trüb.

Besonders „Die Lieder der Nacht“ entrollen düstere Bilder. Die Poesie des Grabes und des Friedhofes erscheint um so packender, als die Nacht ihren magischen Glanz darüber breitet. Er sieht zwei Leichenwagen, die einander begegnen, der eine ist voll, der andere leer (I 28). Er lauscht auf das „Züggelöcklein“, wenn es erklingt, und fragt sich, wem es wohl gelten möge (I 33), der Mond bescheint das Rätsel des Grabes, das er ergründen möchte (I 41), er träumt von seinem eigenen Begräbnisse und all den falschen Tränen, die da flossen (I 58), er betrachtet das Liebchen im Sarge und sieht, wie die Engel, die ihr Herz bewohnten, aufwärts schweben (I 67). —

Dieser Grabeschauer weht uns auch aus den Balladen und den Bipholien entgegen. Ben Affis rollt racheglühend den Schädel Schanfaris sieben Monate lang vor sich her, um ihm keine ruhige Stelle zu gönnen (I 127), der „Nachschädel“ des Minstrels Clephanus grinst auch nach dem Tode so gräßlich (II 320), „Mac-Gregors Nachtritt“ weist schon durch den Namen auf die düstere schottische Ballade (I 140):

Da sammelt der Tote fein schlotternd Gebein  
Und holt den Mac-Gregor zur Zwiesprach' ein.

Oft ist es der Gegensatz, der diesen Schauer erhöht. — So holt „der finstere Tänzer“ die ungetreue Braut aus dem Tanzsaale (II 44), ein andermal wird eben der „Glöckchenwalzer“ getanz, wobei ein Glöckchen das Leitmotiv erklingen läßt.

Jetzt verstummen Flöt' und Geige,  
Nur das Glöcklein klang noch bang:  
Denn es war das Totenglöcklein,  
Das durchs offene Fenster klang.

(II 89)



Das Grabgeläute ergellt, als er eben singend durch das Feld schreitet (IV 398), er blickt aus seiner Wohnung auf „das neue Haus“ (II 298), da steht ein Mädchen beim Fenster, nachts sieht er viele Kerzen, früh einen Sarg. —

Grause Bilder des Todes entrollt die „Pestjungfrau“ (II 91), zur „Warnung“ erscheint der Knochenmann in gräßlicher Gestalt dem Jünglinge, der sterben will (II 239), einen rührenden Anblick bietet der Maler, der seine tote Geliebte malt (I 207). —

Zum Tode gesellt sich der Wahnsinn. „Der närrische Küster“ weilt auf dem Grabe seiner Braut (II 114), „Freut euch des Lebens“ singt der unglückliche Liebhaber seinem Mädchen vor, er singt es im Irrenhause, nachdem es gestorben ist, er singt es, genesen, als Bettler vor seinem Fenster (II 200), es fährt „der alte Schiffer“, dem der Schmerz um den verschollenen Sohn den Verstand geraubt hat, täglich hinaus auf die See, um den Verlorenen zu suchen (II 269).

Spärlisch ist Seidls Humor. Dieser sprüht noch am reinsten in seinen dialektischen Gedichtchen und den köstlichen „Geschichteln“, in seiner hochdeutschen Lyrik wird er oft durch Heinesche Ironie getrübt. Heiter sind bloß seine „Karneval“-Bilder. In dem einen klagt er, daß sein Liebchen beim Gesellschaftsballe aus einem Arme in den anderen fliegt, „sie scheint im Gesellschaftsballe der Ball der Gesellschaft zu sein“, in dem anderen macht er sich über die Leute lustig, die da glaubten, er und sein Mädchen schmachteten beim Balle, weil sie so viel seufzten:

Sie hatt' ein enges Mieder,  
Drum griff sie oft ans Herz;  
Ich hatte knappe Schuhe,  
Drum seufzt' ich so oft aus Schmerz! (I 258)

Wenn er aber im Jahre 1872 Betrachtungen über seinen Schnurrbart anstellt, „das einzige Feld, das er mit Fleiß beurbart und in gutem Stand erhält“, so mischt sich in diese Selbstironie die Verbitterung des Alters (V 100).

Den größten Wert verleihen aber der Dichtung Seidls die Sangbarkeit und der volkstümliche Reiz, der durch die Pflege der Dialektdichtung sich auch auf seine hochdeutsche Poesie übertrug. Eine lange Reihe der berühmtesten Tonbdichter hat des Dichters Lieder und Balladen in Musik gesetzt, wie uns Wurzbach in seinem „Biographischen Lexikon“ (XXXIII 346) belehrt. (Vgl. Hartel a. a. O. 558.) — Er war, wie er in seiner „Arabella von Byrnswad“ hervorhebt (VI 126), „immer gewöhnt, die Perle der Poesie lieber in der rauhen Muschel herzlicher Natürlichkeit als in der verschörfelten Fassung der sogenannten feinen Welt zu suchen“, er hat in

seiner „Legende“ dem schlichten Volksliede vor dem gekünstelten Kirchengesange den Vorzug eingeräumt, indem er Christus zu Petrus sagen läßt (II 129):

Ein echtes Volkslied hat viel von mir,  
 Man sieht ihm keine Frommheit an  
 Und doch erbaut es seinen Mann!  
 Manch Lied mag in der Luft verschwimmen,  
 Es wendet und windet sich allzu schräg:  
 Volkslieder aber wie Kinderstimmen,  
 Die finden zum Himmel den graden Weg.

Und viele seiner Lieder sind geradezu Perlen zarter, kindlicher Ausdrucksweise. Man lese nur das kindlich-fromme Liedchen „Die Engelein“ (I 42), das „Wiegenlied“ (I 162) oder das volkstümliche „Der Erbsatz“ (II 12)! Hier geht das Mägdelein zum Brunnen, zerbricht den Krug im Anblicke des schönen Grundherrn, sie schlägt jeden Erbsatz aus, das Goldstück, ein neues Krüglein, das Haus und den Garten. Doch als er sich selbst anträgt:

Laß diesen Krug zerbrechen, wenn nur das Herz nicht brach!  
 Das Mägdelein sank dem Junker ans Herz mit leisem Ach.

Da die Motive seiner Lyrik nicht durch Originalität blenden, mußte der Dichter darauf bedacht sein, durch lebendige Einkleidungsformen und andere Kunstmittel der Eintönigkeit Einhalt zu tun. Bald weiß er die Natur zu beleben, wenn die Tanne den „Blumenroman“ erzählt von der Rose (IV 230), wenn der verdorrte Baum, der „zur Unzeit“ blühte, sein Leid klagt (IV 227), die „Linde“ von dem Selbstmorde des verschmähten Geliebten, vom Tode des Mädchens erzählt (IV 233), wenn „der träumende Kanarienvogel“ sich in Freiheitsträumen wiegt (IV 253). Dann wieder sind es „Fabelszenen“, die als geistreiche Einkleidungsform dienen (IV 410), oder er knüpft an das Treiben der Fliegen seine Betrachtungen über „trostreiches Sterben“ (II 146), an das Leben eines Tages die Erscheinungen des Menschenlebens, an „das liebe Fenster“ all die Träume und Freuden und Leiden seines Seins (II 214). Dann wieder spricht er von der „Traumeslaune“ (I 105), indem er ausgeht von der zwiefachen Redensart „Ich habe geträumt“ und „Mir hat geträumt“.

Sag nicht: Ich hab geträumet!  
 Sag nur: Mir hat geträumt.  
 Der Traum ist eine Blume,  
 Die eigenmächtig keimt.

Und er schließt:

Wohl träumest du im Leben,  
 Im Schlafe träumet dir!

Oft ist es wieder der frische Dialog, der seine Dichtung belebt: wenn „Weib und Dame“ (IV 405) über Mutterliebe sprechen, wenn er in dem Jäger-

liebe „Die Elementenweihe“ einen Chor und einzelne Stimmen unterscheidet oder wenn er zu der alten Form des Streitgedichtes zwischen verschiedenen Ständen greift, so im „Mpler und Fischer“ (II 36).

Da Seidl großes Geschick hatte in dem Wiener Couplet — vgl. das Perlenlied im „Narrischi Baua“ III 232 —, so ist es mitunter der bedeutungsvolle Rehrreim, der seinem Liebe Weihe verleiht oder eine andere beabsichtigte Stimmung herbeiführt. Wie nachdrücklich erscheint seine „Selbstbeiwichtigung“ in mannigfachen Lebenslagen, wenn er jedesmal zu sich sagt: „Ich dachte mir: es muß so sein“ (IV 426), wie öde erscheint ihm die Natur in des Lenzes Pracht, des Sommers Glut, des Herbstes Fülle, wenn er sich immer bewußt wird der einen Wahrheit: „Ohne Liebe — keine Lust“ (II 279). — „Segne mein Vaterland!“ fleht er in einem Hymnus zu Gott (I 268), „Der Heiland sieht herab auf mich!“ Das ist der Trost, wenn er in des Lebens Not zu dem Bilde des Gekreuzigten blickt, das über seinem Bette hängt. „Alles, alles ist vorbei“ ist Schmerz und Ermutigung zugleich nach dem Sturme der Natur, dem Gewühle der Schlacht, im Kampfe der Liebe und im Angesichte des Todes (II 183), im Glücke aber ruft er jedesmal der Uhr zu: „Lieber Zeiger, stehe still!“ Einen Rehrreim endlich von geradezu tragischer Gewalt enthält „Ein trüber Gedanke“. In des Lebens Freuden, bei Tanz und Spiel, beim Mahle, im Kreise seiner glücklichen Familie, im Kunstgetümmel und im politischen Weltgetriebe, immer kehrt er ihm wieder — der trübe, gräßliche Gedanke „— und anderswo verhungern sie!“

Der Dichter liebt auch die uralte, aber immer wirkungsvolle Form der Priamel (IV 193, 291, 356; I 75, 158; III 167) ebenso, wie die der Frage. Vergleiche z. B. die „Lenzfragen“ (I 281)! „Was macht den Lenz? Die Blumen? — Was macht den Lenz? Die Sonne? — Was macht den Lenz? — Die Bläue? O nein, o nein, o nein! — Was macht den Lenz? Die Liebe? Jawohl, die Lieb allein!“ Und auch das bekannte „Wunschmotiv“ ist nicht selten. So beginnt das erste Lied in dem Liederfranze „Heimweh“: „Wenn ich ein Sturm wär', Flög' ich voll Hast einher . . .“

Daß Gegensätze stets einen starken Erfolg erzielen, kann man an seinen Gedichten auch beobachten. Da werden „Herz und Kopf“ (I 64), „Tag und Nacht“ (I 70) einander gegenübergestellt, „Zwiefaches Neujahr“ läßt die Silvesternacht erhoffen (I 65), „Mpler und Fischer“ (II 36), „Der König und der Landmann“ (II 59) fassen das Glück verschieden auf, er betrachtet „Außen und Innen“, den äußeren Glanz und den inneren Tod (I 251), und „Die beiden Ringe“ (II 72), den Ring der Freundschaft, den der Liebe.

Sehr gern vergleicht er mit äußeren konkreten Vorgängen und Erscheinungen der Natur oder des Menschenlebens andere gegenständliche Vor-

stellungen oder Ideen und Gefühle. Und zwar führt er entweder zuerst jene durch und knüpft daran seine Betrachtungen und Empfindungen oder aber er verflucht von Anfang an den Vergleichungsgegenstand und das Vergleichene zu einer Gesamtvorstellung. So spricht er im sechsten seiner „Herbstblätter“ von den scheidenden Vögeln, dann wendet er sich an die schönen Freuden der Jugend, die ebenso entflohen sind (IV 308), „Opfer-spenden“ bringt ein frommer Pilger zu dem Kirchlein, findet aber die Tür verschlossen; da legt er sie an die Schwelle, sie werden ein Raub der Tiere und Menschen. — So tritt er zum Freunde mit seinen Gefühlen, findet aber dessen Herz verschlossen.

Ich ging und ließ an der Schwelle  
Bekümmerten Sinns sie zurück;  
Sprich, hatten sie mit dem Opfer  
Des Pilgers gleiches Geschick? (IV 358)

Er gibt dem gefangenen Vogel „die Freiheit“ und schildert seine Freude — er selbst ist unfrei (IV 364), der Vater betrachtet sein Kind, wie es herangewachsen ist, und sieht traurig, wie er selbst gealtert ist — so steht der alternde Dichter der Dichtung seiner Jugend gegenüber (IV 425; vgl. I 77, 108, 109, 219; II 64, 131; IV 373, 388, 401). —

Außerst häufig und mannigfach sind jene oben erwähnten durchgeführten allegorischen Vergleichen. Wenn der Winter kommt, hängt „der schöne Schmetterling, die Erde, hingaukelnd sonst im Weltenschoß“ als weiße Puppe farblos da, mit weißer Seide, dem Eise, rings umspinnen; der Frühling aber vollzieht die „Entpuppung“ (IV 194). Der Wanderer, der in der „Gebirgslandschaft“ aufwärtsklimmt, hat eine stark bewehrte Burg zu erobern (IV 202). Der Dichter führt uns ferner hinaus in den „Waldsalon“, den er im einzelnen schildert (IV 217), dem Jäger deutet der Forst eine Kirche zu sein und des Walbes Leben und Weben eine „Waldmesse“. Die grünen Hügel sind die Betstühle, die Bäume die andächtigen Väter und alles Getier vereint sich zum Festgefange, der Jäger aber soll der Priester sein.

Am Reßgewande fehlt's uns nicht,  
Grün ist's wie Gottes Au . . . (I 81)

Wir lauschen schauernd dem „Sturmkonzert“ (IV 280), wir lesen andachtsvoll „das Sternennbuch“ (I 44), das sich in der „Nachtphantasie eines Numismatikers“ in eine Münz- und Medaillensammlung verwandelt (I 101). „Die Welt ist ein Palast voll Sälen und Prunkgemächern hell und rein; Bewohner schreiten, nicht zu zählen, die hohen Hallen aus und ein: Planetengreife, junge Sternlein, wütende Kometen, Meteore, das Dienervolk der Monde, die Erde als Eisgespenst“ (IV 322). — Die Welt gleicht auch einem Schachte (I 40) oder einem „Palimpsest“ (II 202).

Auch das Buch der Welt ist worden solch ein alter Palimpsest,  
Der die helle Schrift des Schöpfers kaum noch mehr erkennen läßt;  
Ein Gedicht voll Lieb' und Wahrheit, voll erhab'ner Menschlichkeit,  
War's von Meisterhand geschrieben auf das reine Blatt der Zeit.

Doch die Menschen überschrieben diese Dichtung kreuz und quer  
Und die Menschen überschreiben sie von Tag zu Tage mehr;  
Schwarzgetüncht sind ihre Federn, ihre Büge wirt und kraus  
Und die alten Unzialen stimmern lesbar kaum heraus.

Der Dichter spricht in origineller Weise von den Aushängschildern des Lebens (IV 350), er vergleicht das Leben mit einem Hause — im zweiten Stocke, da wohnt der Tod, im Erdgeschoß die Freude, er selbst aber inmitten „zwischen Tod und Freude ganz allein“ (IV 382). Er singt ein „Schwimmlied für das Leben“ (IV 386), der Verbrecher erläutert sein verfehltes Dasein an seinen „Spielkarten“ (II 40), „die Strickerin“ (II 68) strickte Leid und Freude ihres Lebens in ihr Gewebe; oft ließ sie Maschen fallen, weil eine Träne fiel, oft riß ihr mit dem Garne der Liebe süßer Bahn, den sie mit dem Faden der Hoffnung wieder anknüpfte, oft gab es verworrene Knoten, das Herz brach mit der Nadel.

Was jagend ich gestanden,  
Was feurig er mir schwor,  
Das tritt aus dem Gewebe  
Lebendig mir hervor.

Drum könnt' ich es so lesen,  
Was ich miteingestrickt,  
Wie fühlt' ich mich verlassen,  
Wie fühlt' ich mich beglückt!

Ein „Riesenferner“ ist die Zeit (IV 215), sie versteht die „Taschenspielerei“ (II 43), „sie schlägt die Wolte mit den Jahren und blendet neckend Aug' und Sinn“, sie ist eine Uhr, deren Zeiger wir beschleunigen möchten im Unglück, den wir stillstehen heißen im Glück („Zeigerlied“ II 327). — Auch das Herz ist eine „Uhr“, der Dichter trägt sie stets bei sich, ein großer Meister hat sie gefügt, sie pocht den Takt zu Freud' und Leid, und wenn sie träge ward, der Meister zog sie immer wieder auf.

Doch stünde sie einmal stille,  
Dann wär's um sie gesehn,  
Kein andrer, als der sie fügte,  
Bringt die zerstückte zum Gehn.

Dann gäb' ich sie ihm zurücke  
Mit dankbar kindlichem Flehn:  
Sieh, Herr, ich hab' nichts verdorben,  
Sie blieb von selber stehn! (II 26)

Sein Herz ist aber auch ein „Stammbuch“ (II 142). — Althergebracht ist die Vorstellung von dem reißigen Frühlinge, der mit dem Winter kämpft (IV 325), des Lenzes Feldzug in seinem ganzen Verlaufe schildert das „Lenzkommando“ (I 232), Baumeister Lenz spricht, wenn sein Werk vollendet ist, den „Lenzbausapruch“ (IV 200).

Und der Poet schildert die vier „Elemente der Liebe“ (I 282), die heimlichen „Tränen der Liebe“ (II 17) aber, „sie gleichen, im stillen verwischt, der sympathetischen Tinte, die schnell nach dem Schreiben erlischt“.

Die Sehnsucht flattert gleich einer Brieftaube in die Ferne („Taubenpost“ IV 338), der Friede fährt auf der „Gondel des Todes“ (I 77), und mit glühender Phantasie schildert er einen „Traumverkauf“, wie sich der König, der Bettler, der Dichter und der Liebende um die flüchtige Ware drängen (I 94); seine Dichtungen sind Blätter am „Baume der Lieder“, der Blüten, Früchte trägt und verdorrt (II 81). Der lieblichste Vergleich aber möge diese Reihe beschließen: „Mein Wecker“ — so nennt die liebende Mutter ihr Kind.

Der kleine Wecker aber ist mein Kind,  
 Der weckt mich zuverlässig und geschwind;  
 Ein Laut, ein Schrei — so ist es mir genug:  
 Weiß Gott! er kennt den rechten Glockenzug. (II 122)

Zu diesen mannigfachen, belebenden Motiven gesellt sich auch der Rhythmus, der sich den Gefühlen und Gedanken meisterhaft anzuschmiegen weiß, man lese nur das „Walzerlied“ (IV 343)!

Ebenso abwechslungsreich ist des Dichters Balladenschatz, sowohl was die Art seiner Stoffe betrifft, als auch in bezug auf seinen ethischen Gehalt. Aus dem antiken Mythen- und Sagenkreise stammt „Ajax Oilous“, der die Gottheit trotzig herausfordert und gestraft wird (I 146), „Die Schule von Athen“ (I 148), „Die korinthische Säule“, die Kallimachos aus den Anthusblättern auf dem Grabe seiner Braut zum erstenmal geschaffen hat (I 142); an das Motiv von Hero und Leander erinnert „Der nächtliche Schwimmer“ (I 136), und „Die beiden Gräber“, die das liebende Paar aus feindlichen Häusern umschließen, mahnen an Romeo und Julie (II 106).

In der Reihe der historischen Balladen behandelt „Singrün“ (II 174) die Tatarengesfahr, ein schreckliches Bild der Grausamkeit Albas und seiner Späher entwirft „Der Wiedertäufer“ (II 161), „ein lebendiges Monument“ hat sich Melac in der Rheinpfalz errichtet, da man Hundebasen daselbst seinen Namen beilegt (II 77), „Der Traum des alten Fritz“ sieht prophetisch Napoleons Stern voraus, Napoleons Gattinnen in ihrer Sorge um ein armes verwaistes Kind zeigt die Ballade „Zwei Kaiserinnen und eine Mutter“ (II 311), wir werden Zeugen, wie der tapfere Marschall „Charles Bessières“ stirbt (II 144). Das Düstere der schottischen Ballade finden wir, wie schon erwähnt wurde, in „Mac Gregors Nachtritt“ (I 140), im „Glöckchenwalzer“ (II 89), in der „Pestjungfrau“ (II 91), in der „Reisegesellschaft“ — der Tod ist des Reisenden Genosse (II 219) — und im „Lachschädel“.

In die Alpenwelt mit ihren Gefahren und rätselhaften Wundern führt uns „der Apler“, der aus dem Schnee seine Hütte und seine Lieben ausgräbt (II 30), die habfüchtige „Spinnerin vom Gamsgebirge“ (I 120), die

„Schneebräut“, die den geliebten Jäger in ihre Arme zieht (I 123), „der Meister der Alpenwasser“, der das Schweizer Land zerstören will, ob seiner Schönheit aber milder gestimmt wird.

Seidl hat eine schöne Sage vom Wiener Stephansdome behandelt in der Ballade „Der Meister und sein Bau“, die Sage von der „Feuerglocke zu Köln“ poetisch gestaltet und eine Turmsage geschaffen im „Pfarrer von Stockholm“ (II 80, 303, 306). Er hat schließlich auch deutsche Legenden nicht verschmäht, ich erwähne nur den „Rosenstrauch von Hildesheim“, „die sieben Jungfrauen“, die sich durch ein Wunder vor den Hunnen retten, „Heilsberg“, ein Mirakel Winfrieds, „Die beiden Mhasvere“ und die bereits genannte „Legende“ (I 150, II 83, 152, 333, 127). —

Und welche Fülle von Ideen und ethischen Grundsätzen ruhen in diesem Balladenschatze! Er gewährt uns Einblick in des Menschen Leid und Not (II 68, 328) und beschäftigt sich mit dem Probleme des Glückes. „Der König und der Landmann“ (II 16), „Der Türmer und der Totengräber“, ein jeder betrachtet von seinem Standpunkte des Schicksals Huld, des Königs „Glücksglöcklein“ aber erschallt erst, als er stirbt, umgeben von den weinenden Untertanen (II 3). Fromme Gefühle zu wecken, ist ein Herzensbedürfnis des frommgesinnten Dichters, der selbst von sich sagt:

Urtholik möcht' ich mich nennen,  
Nicht Neu, nicht Alt erkenn' ich an,  
Als eins nur kann ich mich bekennen:  
Als Gottes treuesten Untertan.

(V 102; vgl. I 180, 186, 263, 265, 267, 270; II 74, 148, 328, 303, 331). Blutrache (127), Habsucht (I 120) und Gotteslästerung (I 146) werden gerügt, der Stolz der Keuschheit in der „Unverwundbaren“ gepriesen, die den ihr nachstellenden Krieger überlistet, damit er sie töte (II 131); wir sehen die menschliche Ohnmacht, da der Meister den Dom, den er gebaut hat, nicht zerstören kann (II 80), wir bewundern die Menschenliebe an dem Schloßherrn, der sich der „Pestjungfrau“ entgegenstellt, sich und seine Familie dem Wohle der Untertanen opfert (II 91), so wie der gnädige König den Bettler vor seinem Hause schützt („Die Statue“ II 300):

Bleibt nur sitzen, guter Alter, solche Statuen da wie Ihr  
Sind dem Hausherrn eine Lehre, wenn dem Haus gleich keine Bier;  
Gäß' es Gott, daß einst ich jedem, der hier dürstig zugekehrt,  
Mehr und baß gewähren könnte, als ihm Sonn' und Luft gewährt.

Der Vaterliebe Glück lernen wir kennen, wir werden geführt in den Abgrund des Verbrechens und fühlen mit den Schmerz der Reue. Vor dem Richtplatze erzählt der Verbrecher sein verfehltes Leben, indem er hinweist auf ein „Spiel Karten“, das symbolisch seine Taten bezeichnet (II 40).

Der Bandit wird zur Umkehr und Einker in sich selbst geführt, als sein Kind auf seinem Haupte „ein weißes Haar“ findet (II 63), der Verführer klagt sich selbst eines Verbrechens an, das ärger sei als Mord, der Falschmünzerei der Seele (II 124):

Ein Mord, ihr Herrn, was ist er? — Das Eisen tötet schnell.  
Was ist Verrat? — Er schlachtet sein Opfer auf der Stell'.  
Falschmünzerei ist ärger, sie hält den Glauben hin,  
Bergiftet das Vertrauen, verhöhnt den graden Sinn.

Des Spielers Leidenschaft (II 169) und das „Erbstück“ (II 271), das an das „Glück von Edenhall“ erinnert, mögen den Beschluß bilden.

Das Häßliche des kindlichen Undankes straft das „Schlangenhalsband“, das sich dem rohen Sohne um den Hals legt, der die Mutter darben läßt, während er prahlt (II 10), stellt „der Wiedertäufer“ an den Pranger, der den Tod erleidet, obwohl er seinem Verfolger das Leben rettete (II 161). — Er zieht gegen den schwächlichen Welt Schmerz zu Felde (II 239) und gegen den grausamen Krieg. Der König, der aus der Schlacht heimkehrt, findet sein Kind todkrank und er klagt den Tod der Ungerechtigkeit an.

Da liegt der König vor seinem Kind,  
Er selbst ein Kind, das in Tränen zerrinnt,  
Und klagt, was er tausend Eltern getan,  
Da ihm es droht, als ein Unrecht an. (II 322)

Und „der tote Soldat“, der Held einer Ballade von erschütternder Schlichtheit und Tragik, er liegt auf ferner, fremder Au, ungezählt und vergessen.

Es ist um manchen Gefall'nen  
Biel Frag' und Jammer dort,  
Doch für den armen Soldaten  
Gibt's weder Träne noch Wort. (II 248)

Und doch klagt um ihn voll banger Ahnung der Vater, es weint um ihn das Mütterlein, es starrt ein blaßes Mädchen zum Himmel, in ihrem Herzen stirbt er nicht.

Und der Mensch sucht die Wahrheit auch durch Schuld zu schauen, so wie Roderich im „Schatz von Toledo“ (II 295), der gegen ein altes Verbot die geheimnisvolle Burg erbricht und dort die Wahrheit schaut — die Vernichtung seines Geschlechtes. König Sigar aber, der stolze Dänenkönig, der will das Höchste schauen, was Menschengestalt ergrübeln kann — „Des Menschen Bild“ (II 111). Er vergleicht den Sterblichen mit einem Träumer, einem Schatten, einem Wurme, einer Blume, mit einer Schlange und einem Adler, doch keines dieser Bilder will ihm genügen. Der Skalde aber, den er befragt, zeichnet zwei Kreise an die Wand. Das sei des Menschen Bild.



Mit Staunen sieht die Menge dem sondren Maler zu.  
 „Das ist der Mensch, o König, das“, spricht er, „bist auch du!  
 In diesem Birkel schaust du des eig'nen Leibs Geschick:  
 In seinen Anfang eilt er, der Staub in Staub, zurück.  
 In jenem aber schaust du der eignen Seele Glück;  
 In ihren Anfang eilt sie, das Licht in Licht, zurück!“  
 Der König aber hört es und drückt des Stalben Hand  
 Und wischt mit seinem Mantel die Birkel von der Wand.

Das sind die Gefühle und Gedanken, die besonders Seibls Balladen eigen sind, allen seinen Dichtungen ist gemeinsam die Liebe zur Natur, die Hochhaltung der Freundschaft, der Preis der Dichtung und Kunst, der Frau und der Liebe, das innige Verständnis für die Kindesseele, die arme Menschheit und das gequälte Tier, die Begeisterung für seine Heimat und sein Vaterland.

„Ins Freie!“ ist das Lösungswort des Dichters, der die „Lieder der Nacht“ gesungen, eine Sammlung seiner Gedichte „Natur und Herz“ genannt hat, denn in der freien Natur wird jede Wunde geheilt.

Ob die ersten Lerchen schweben  
 Oder Schnee bedeckt den Grund,  
 Rasch ins Freie, da ist Leben,  
 Da wird Kopf und Herz gesund! (IV 193)

Naturgenuß ist „auch ein Gebot“ (I 64), ihm ist die Natur geradezu „die große Beterin“ (I 47); mit Venauischer Schwermut träumt er von dem Zauber der Nacht, dem magischen Glanze des Mondes, er blickt fromm zum Abendsterne empor und schildert im „Brunnengeplätscher“ eine traumverlorene Nachtidylle (I 109; vgl. I 23, 29, 31, 32, 34, 38, 39, 52, 88). Mit ehrfurchtsvoller Scheu betritt er den Wald, dessen Tierleben er mit inniger Liebe schildert (I 81, 221; II 76; IV 217, 219), frische Jägerlieder atmen dieselbe Gesinnung (I 176), besonders aber ist ihm das Hochgebirge lieb und wert, er hat ja „Wiens Umgebungen“ in einer Einzelschrift behandelt (Wien 1826 bei Mörschner und Jasper), das herrliche Semmeringgebiet oft durchwandert, selbst im Alpenlande gelebt. Seine mundartliche Dichtung verrät innige Vertiefung in die Seele des Alplers, er hat Alpensagen in seinen Balladen benutzt und beschäftigt sich auch in seiner Lyrik mit dem Alpenjäger, dem Fischer, der Sennerin (II 30, 36, 62). Die Alpenwelt im Zauber der Nacht (I 45), die Todeseinsamkeit der Gletscher (I 123; IV 209, 213, 215), die Schönheit der Gebirgsausicht (I 159, 156; IV 211), die Gefahren der Berge (IV 203), das Gefühl der Freiheit einerseits und das der Demütigung anderseits, das den Menschen unter den Naturriesen durchbebt (V 180; II 11), das sind die Stoffe und Empfindungen, die der Dichter zum Ausdruck bringt.

Immer ist ihm die Gebirgsnatur ein „Bild der Größe“ (IV 205):

Dies tiefe Blau, das nimmer wankt und weicht,  
Auf jedem steil'ren Gipfel ferner rückt,  
Und wenn du doppelt Adlershöhh' erreicht,  
Aus zehnfach höhern Sphären niederblickt;  
Dies klare, ruhige Gewölbe nur,  
Hoch überm Nebel, wo die Wolke schwillt  
Und noch im Kampfe gäret die Natur,  
Das ist der wahren Größ' erhab'nes Bild.

Die Berge und die Freundschaft, sagt der Dichter in der „Selbsttäuschung“, machten ihn wieder jung (II 11), und in der Tat setzt er die letztere über die Liebe (I 167), er schildert wiederholt die traute Geselligkeit der Freundschaft in den Erzählungen sowohl wie in seiner Lyrik, die Freunde teilen miteinander die „Karnevalsnacht“ (I 51), sie scheiden miteinander aus dem Leben — „Freundessterben“ (I 35) — oder es holt sich der Überlebende noch Rat auf dem Grabe des Freundes (II 80), der tote Freund erscheint im Traume (I 59, 60). — Und in der „Bestellung“ erzählt er, wie er mit seinem Herzensgenossen so traut beisammen saß und das schöne Lied sang: „Wir sitzen so traulich beisammen und haben einander so lieb“; und beim Scheiden habe er seinem Freunde das Wort geben müssen, ihn am nächsten Tage zu besuchen. Und als er dessen Wunsch erfüllt, findet er ihn tot.

Und schweigend sitz' ich nieder	Mir war, als kläng' es von ferne
Und fasse die kalte Hand;	Durchs Zimmer schaurig und trüb:
Mir war, als wär' er gewandert	Wir sitzen so traulich beisammen
Weit, weit in ein fremdes Land.	Und haben einander so lieb! (I 96)

Und wenn den Dichter mannigfache „Fragen“ beschäftigen, so auch die, ob im Jenseits Freundestreue wohne (I 154; 100; II 217).

Getreu dem Vorbilde Ahlands räumt Seidl in seiner Poesie der Dichtung, ihrem Wesen und ihren Vertretern einen hervorragenden Raum ein. Er ist vor allem erfüllt von berechtigtem Dichterstolze. Wie schon erwähnt wurde, fühlt auch er die wahren „Dichtersfreuden“, sich verstanden zu sehen, seine Lieder auch in der Fremde zu hören. „Der Skalde“, dem König Frotho verbieten will zu singen, erwidert dem mächtigen Herrscher, er könne den Vogel töten, doch, wenn er lebt, nicht hindern sein Lied.

Du kannst es auch nicht wehren, daß manche Trän' ihm blinkt,  
Kannst nicht sein Lied verbannen aus jedes Menschen Ohr,  
Man schätzt das Schöne noch höher, sobald man es verlor. (II 254)

Und mit Selbstbewußtsein rühmt Simon Dach seinem „Kunzchen von Tharau“, was sie an ihm haben würde, an ihm, dem berühmten Dichter (II 19). — Und so weiht er denn „den Manen Schillers“ einen Lieder-

franz, er schildert „Merlins Weihe“ zum Poeten, erzählt von Bardsey, der „Bardeninsel“, und Simon Dachs unglücklicher Liebe (II 18), feiert den Freiheitsdrang Walters von der „Vogelweide“, läßt Silvio Antoniano, den Improvisator des 16. Jahrhunderts, mit der Nachtigall um die Wette singen (II 257) und erzählt eine Schauermär von des Minstrels Clepianus „Lachschädel“ (II 319).

Und er widmet seine Betrachtung auch dem Wesen der Dichtung. Diese kann nur erheben, nur veredeln, „hinauf nur kann sie, nie herab uns ziehn“ (I 291); sie ist ein Trost im Leide, so hat sie Merlin, der in wilder Schlacht seinen eigenen Schwestersohn tötete, aus seiner Verzweiflung gerettet, ihn mit sittigender Zaubergewalt erfüllt („Merlins Weihe“). Lehrbar ist die Dichtung nicht, sie läßt sich nicht erzwingen. Und an Schillers Worte im „Grafen von Habsburg“ erinnert Silvio Antonianos Ausspruch (II 259):

Kommt nicht der Augenblick, den Kampf zu schlichten,  
Wir werden schau'n, genießen, doch nicht — dichten.  
Das läßt sich nicht beschwören und nicht locken,  
Man sieht's nicht fern, dann näher, endlich nah,  
Es überkommt uns plötzlich, süß erschrocken  
Empfinden wir's — ein Blick — und es ist da.  
Ein Formenspiel mag dem Verstand gelingen,  
Doch das Gedicht muß die Minute bringen.

Deshalb erklärt auch der Skalde vor König Frotho, der den Dichter beneidet, lehren könne er ihn diese Gottesgabe nicht (II 255; vgl. I 211), und weil die Poesie das Werk sein soll der gebietenden Stunde, deshalb macht er sich auch in dem mundartlichen Couplet „Dö Loujendkünstler“ lustig über die Kompaniearbeit der modernen Dramatiker (III 216). Darum geißelt er auch in den reizenden satirischen „Fabelszenen“ die Gelehrsamkeit, die sich auch in der Poesie breit macht, indem der Puter das Loben für Dichten hält, andere Vögel, wenn sie mit den Flügeln schlagen, Poeten zu sein wähen und der Papagei, der Star und der Gimpel zu ihrem gelehrten Vereine die Nachtigall nicht zulassen, indem sie das hochweise Urteil fällen (IV 412):

Sie kann es von sich selbst, das heißt nicht lernen!  
Sie singt wohl hübsch, sie macht sich keine Schande,  
Doch sie gehört nicht zum gelehrten Stande.

Wie die Singvögel frei ihr Lied trillern und in dem Liede ihren Lohn finden, singt auch der wahre Dichter. Solchen Sang preist Antoniano, es dichtet Walter (II 99), „wie der Vogel singt, der da singt, damit er singe, nicht weil's Lob und Lohn ihm bringt“, und „der Dichter auf dem Sterbette“ (I 210) spricht die schönen Worte:

Zugvögeln gleicht der Dichter, weilend	Den blauen weiten Himmel nennen
An keinem Strand, auf keinem Baum,	Sie Wiege, Schul' und Wohngebiet:
Im Fluge nur vorübereilend,	Sie singen — doch die Menschen kennen
Gefangreich an der Ufer Saum.	Nicht mehr von ihnen als ihr Lied.

Freilich ist „Dichten und Empfinden“ zweierlei, denn die Feder sträubt sich oft, des Herzens innerste Gefühle festzubannen (II 229), und der Stoff stürmt in seiner Masse auf den Dichter ein, daß er sich erdrückt und befremdet fühlt. Doch gewinnt er plötzlich eine seltsame Kraft, das Bilderheer ordnet sich unter seiner Schöpferhand, er wählt die passendsten Züge aus dem Gestaltenchaos, er beginnt zu malen:

Und was sein Herr war kaum vorher,  
Des Herr und Eigner ist nun er. (I 171)

Wie Seidl für das schlichte Volkslied eintrat, wurde schon erwähnt, er beklagt sich oft, daß Lyrik keine verständnisvolle Leser mehr finde, man verstehe nicht in dem Herzen des Dichters zu lesen.

Wer wird nach Herzen in Journalen schauen?  
Man liest sie nur, um leichter zu verdauen!

Und wenn man noch so Schönes dichte,

Sie werden sitzen um den Tisch beim Glase,  
Das Zeitblatt fassen sie mit krampf'ger Hand,  
Durchblättern's, rümpfen die bebrillte Nase,  
Was Unverständ'ges murrend von Verstand,  
Bis sie zum Schluß nach mancher Phras' und Note  
Ein Wortspiel machen oder eine — Zote. (II 236)

Darum verschließt gar mancher Dichter seine Poesie in der Brust, so wie der Bräutigam seine Braut nicht in die wüste Schenke führen dürfte.

War's dir zum Trost gesungen,  
So ist es nicht verklungen,  
Was fragt die Welt danach?

Und unser Dichter bespricht auch das Verhältnis zwischen dem Lyriker und dem Dramatiker. Man unterschätze jenen, im Tropfen spiegele sich die Sonne, die Blume sei ein Zeichen des ganzen Lenzes, ein großes Gehäuse zieme der großen, ein kleines der kleinen Uhr.

Ob jene schlage mit gewalt'gem Hammer,  
Ob diese leise pic' in stiller Kammer,  
Ist nur das Werk in beiden gut und echt,  
Wozu dann streiten? Beide gehen recht.

Oft glauben die Menschen, Dichtung und Leben stünden im Widerspruch, doch mit Unrecht, denn „die Kunst gedeiht im Leben, das Leben in der Kunst“ (I 13), seine göttliche Sendung hat der mißverstanden, der das Leben nicht erfaßte. Darum kehrt sich der Dichter in einer bitteren

Satire („Dichterlos“ II 22) gegen die Gesellschaft, die seine Dichtung lobte und an ihr rühmte, sie sei so natürlich, daß man beinahe glauben könnte, er habe das alles selbst erlebt. Da stürzt er gekränkt von dannen: „Haltet ein, ihr Herren, nicht länger! Nennt sie schlecht — nur Lüge nicht!“ Und in dem Gedichte „Meine Taufen“ sagt er:

Fürs zweite hat die Liebe  
Zum Dichter mich getauft:  
Was ich gewünscht, gehnt, gemeint,  
Was ich gejubelt und geweint,  
Mocht' ich gleich viel mich grämen,  
Ich ließ es mir nicht nehmen:  
Mein ist's, ich hab's erkauf't! (II 164; vgl. I 212)

Und weil sich die Dichtung dem Leben nicht entfremden darf, darum empfindet er es doppelt schmerzlich, daß Reim und Lieder nicht helfen können, wenn der Ruf nach Brot erschallt, daß die Dichtung nicht beitragen könne zur Vinderung des gesellschaftlichen Elends und Unrechts (II 55). Und elegisch erörtert er den Gedanken, wie der Dichter den Museskindern seiner Jugend so oft fremd gegenübersteht (IV 425), wie der Dichtung Gabe oft versiegt, um plötzlich wieder hervorzubrechen (IV 230; V 94); an Heinrich v. Kleist müssen wir denken, wenn der Dichter, der im Leben kein Verständnis fand, für seinen Schwanengesang wenigstens nach dem Tode eine mitfühlende Träne erhofft (I 289, vgl. I 209):

Es geht der Schwan mit seinem Lied zur Ruh!  
Ich seh' es denn — ich end' und meine Qualen  
Und eine Träne will mir tausend zahlen!

Die Frau ist ihm in ihrem wahren weiblichen Berufe zu hehr, als daß sie das Martyrium des Dichterlosen trage; darum ruft er „einer jungen Dichterin“ zu, Liebe sei ihr Dichten, Leben sei ihr Reim.

Drum laß das Reimeschmieden,  
Denn der Jungfrau ziemt es nicht:  
Ist sie, was sie soll, hienieden,  
Ist sie selbst schon ein Gedicht. (I 173)

Anknüpfend an Lamartines Wort „Heureuse la beauté, que le poète adore“ führt er in dem Gedichte „Geständnis“ (II 86) den Gedanken durch, wie bemitleidenswert das Los der Lebensgenossin eines Dichters sei, der für die Zukunft lebte, die Einsamkeit suchte, der Muse diene und für fremde Schönheit glühe.

Fremd und feindlich steht Seidl der modernen Kunstanschauung gegenüber, sie hat sein Alter verbittert. — Reck trete die neue Muse auf und verlange „Poesie der Wirklichkeit“, er aber halte fest an seiner alten Devise „Wirklichkeit der Poesie“ (II 336). Traurig sieht er sein Dichter-

alter. Man schätze nicht mehr frühere Größe, jetzt gebe es kein Werden, keine Entwicklung, gleich „unfertigen Stahl ohne Glut und Hämmern“, man huldige der Mode, die jungen Dichter möchten mit den alten so verfahren wie die Kannibalen mit ihren alten Eltern.

Jetzt stirb — und laß dich mit dem Trost begraben:  
Wer einmal eine Zeit für sich gehabt,  
Wird einmal wieder eine für sich haben.

Bitter wendet er sich „an die moderne Muse“, die er anspruchsvoll nennt, herrschsüchtig, eine Phryne, voll Redeschwulstes, undeutsch, gekünstelt, heuchlerisch, herzlos (II 286). Und am 5. März 1873 schreibt er:

Die wahre Herzenspoesie,  
Sie ist erdrückt, verdorben;  
Wer nur gelebt in ihr, durch sie,  
Der ist mit ihr gestorben . . . (V 108)

Innig bedauert er endlich das Schicksal aller Opfer des Zeitgeschmackes, die er den abgerichteten Vöglein im Bauer vergleicht (II 263, 282). —

Und so fühlt er auch die Tragik im Künstlerleben. Er belauscht den Maler, der sein „erstes und letztes Bild“ malt — an der Bahre der Geliebten (II 207), die „Orgellust“ des sterbenden Klüsters (II 226), der noch einmal vor seinem Tode die vollen Töne des Chorals durch die Kirche dröhnen läßt, den „ernsten Musikanten“, der Tanzstücke spielen muß, während in seiner ärmlichen Stube seine Lebensgenossin auf der Bahre liegt (I 228), und er eifert in der „Konzertszene“ (II 280) gegen den wechselnden Geschmack der großen Menge.

Des Lyrikers ureigenstes Reich ist die Liebe, seine edelste Gestalt die Frau. Natürlich hat auch Seidl aus diesem unerschöpflichen Vorne aller Zeiten und Völker geschöpft und die mannigfachen Saiten dieses Gefühles ange schlagen. Er grübelt über das Wesen dieser gewaltigen Empfindung, über ihre Notwendigkeit (II 292), ihre Schönheit und ihr plötzliches Erwachen (I 92), er nennt sie die Botin des Lenzes (I 281), er vergleicht sie mit den vier Elementen (I 282), schildert die Macht ihrer Sehnsucht (II 189) und tadelt ihre Reider (II 109).

In den mannigfachsten Schicksalen erscheint das Weib in seinen Liedern und Balladen, es ist eine bunte Galerie liebender und leidender, leidenschaftlicher und entsagender Frauengestalten. „Die Strickerin“, die ihre Hoffnungen und Schmerzen in das Werk ihrer Hände hineinflücht — das Gegenstück zu Chamisso's „Waschfrau“ (II 68) —, „die arme Frau mit dem Vaterunser“, die sich mit diesem schlichten Gebete an die Gottesmutter wendet (II 74), „die sieben Jungfrauen“, die sich vor den Hunnen in eine Kapelle flüchten und dort Schutz finden (II 83), die Mittersfrau, die im

„Pilgerhemd“ treu ihrem Gatten folgt, ihm unerkant beisteht und verdächtigt wird — ein altes Motiv in neuem Gewande (II 136) —, „Sanka mit dem Singrün“ (II 174), die im Angesichte des sicheren Todes, umringt von den Tataren, Singrün zum Brautkranze holt, um, mit ihrem Geliebten vereint, zu sterben (II 174), die habfüchtige „Spinnerin vom Gamsgebirge“ der Sage (I 120), die Königstochter, die nicht darf, was sie will, und nicht will, was sie darf, so daß sie dahinwelkt mit „wundem Herzen“ (II 23), die Tochter des Blinden, die Stütze seines Greisenalters (II 275), die Sängerin in der „Konzertszene“, die da sieht, wie sie die wankelmütige Menge vergessen hat (II 280), die stille, leidende „Mondblume“ (I 72) — es sind Gestalten von packender Lebenswahrheit.

Des Weibes heiligste Freude ist sein Mutterglück. Darum bietet dem Dichter „die Mutter mit dem Kinde“ den schönsten Anblick (II 313), die säugende Mutter denkt, während die Sterbeglocken läuten, mit Behmut und doch hoffnungsvoll an die Zukunft ihres Lieblinges (IV 407), der Dichter belauscht abends in einem Garten glühendes Liebesgestammel.

Und wer spricht die süße Weise,  
Die mein Ohr bezaubert traf?  
Eine Mutter war's, die leise  
Ihren Säugling wiegt' in Schlaf! (V 93)

„Weib und Dame“, jenes voll innigen Mutterglückes, diese herzlos und kalt, werden im Wechselgespräche vorgeführt (IV 405); daß die liebende Mutter ihr Kind einen kleinen „Becker“ nennt, ist schon oben erwähnt worden (II 121). Aber auch den „Muttertränen“ weicht Seidl seine Betrachtung (IV 409); besonders rührend ist das Gedicht „Nach einem Jahre“ (II 252). In stillem Glücke hat die Frau alles vorbereitet für die Ankunft ihres ersten Kindes, und dann ist sie so selig in seinem Besitze — doch nur ein Jahr. Das Kind stirbt, es ruht in kühler Erde.

Allein die Mutter sieht es noch vor sich,  
Das arme Wärmchen, wie es leis' erblich.  
Sie denkt in Haub' und Hemd' und Strümpfelein  
Noch Köpfschen, Leib und Füße sich hinein.  
Nur Band und Flitterzier sind nicht mehr da:  
Mit diesen schmückte sie den Sarg ihm ja.

Die ganze Stufenleiter der Gefühle im Herzen der Mutter entwickelt „Das gerettete Kind“ (II 185). Wir empfinden die Wonne der Mutter an der Wiege, den Schmerz, als das Kind stirbt.

Sie denkt an den fernem Gatten nicht,  
Der nichts von dem Schrecklichen ahnt,  
Und arglos, während das Herz ihr bricht,  
Hinwandert durch fremdes Land.

Sie denkt nicht an Luft, nicht an Sonnenschein,  
An nichts, was wird und was war,  
Sie denkt an ihr Kind, ihr Kind allein,  
Das liegt auf der Totenbahr'.

Und als ein Brand ausbricht, da rettet sie noch das tote Kind aus der  
Blut:

Sie wankt hinein, sie faßt es geschwind,  
Für alles andere blind,  
Sie denkt nicht: es ist mein totes Kind,  
Sie fühlt nur: es ist mein Kind!

Die Fülle der Mutterliebe können dem verwaissten Kinde auch zwei Kaiserinnen nicht ersetzen (II 313), daher ist die Tragik des Mutterherzens um so größer, wenn es Undank erntet (II 70) oder dem gefallenem Kinde den Fluch nachsendet — ins Grab (II 204).

Diese Grabesmystik findet auch in der Liebe Raum, denn er schildert gern die unglückliche Liebe, die der Tod trennt, die zum Wahnsinne führt. Die tote Geliebte im Sarge (I 67, II 207), der Bräutigam auf dem Grabe der Braut (I 142), herber Abschiedsschmerz (I 247), Todesahnung der Liebenden (I 84, 289), Untreue (I 90; II 28, 40, 272, 277), die dem Getäuschten die Waffe in die Hand drückt (II 38, 246), die dem Toten selbst im Grabe nicht Ruhe läßt und ihn zu der Braut in den Tanzsaal treibt (II 44), verzehrender Zweifel (II 40, 288), Irrwahn (II 8, 114) und endlich die Vereinigung der Liebenden im Tode, die sich im Leben nicht angehören sollten, das sind die Motive, die am häufigsten vorkommen. Was das letzte Motiv betrifft, so wurden „die beiden Gräber“ schon erwähnt, hierher gehört auch „Le bon mariage“ (II 317). Bräutigam und Braut pilgern nach San Jago de Campostella. Diese stirbt auf dem Wege, jener erfüllt aber sein Gelübde. Auf der Rückreise läßt er ihr Grab öffnen — im Gefühle seines nahen Todes.

Da scheint die Tote zu lächeln  
Und regt sich wie im Traum  
Und rückt ganz sanft beiseite,  
Als machte für ihn sie Raum.

Freilich fehlen auch Bilder des Glückes nicht. Es würde zu weit führen, sollten all die Motive seiner Liebeslyrik besprochen werden, besonders die „Flinserln“ und „Almer“ sind ja so reich daran. Namentlich das Barte im Liebesausdrucke gelingt dem Dichter meisterhaft.

Auch das Eheglück findet an Seidl, der selbst ein glücklicher Gatte war, einen Herold. Er weihet „seinem treuen Weibe“ ein Gedicht (I 69), treue Ehefrauen spielen in seiner Ballade eine große Rolle (z. B. II 136, 144). Er bedauert, wie schon erwähnt wurde, die Gattinnen großer



Männer (II 86), eifert gegen die Zwangheirat (VI 179) und den Schuß, den gerade der Verführer in unserer Zeit findet (II 123):

Wir richten nicht die Herzen, wir richten nur die Tat,  
Für falsche Seelenmünze gibt's keinen Menschenrat. (Vgl. VI 215)

Der sicherste Gradmesser der Gemütswärme unseres Dichters und seiner pädagogischen Neigung ist seine Liebe zum Kinde. Ist er doch selbst Vater. „In der Kinderstube“, die er seine „Schatzkammer“ nennt, tritt ihm der Tod entgegen, eines seiner Lieblinge müsse er ihm opfern, er selbst dürfe wählen. Lange kämpft er mit sich, ob er Karl oder Minchen hingeben sollte. Doch er kann sich nicht entscheiden.

Vergib! — Dir geben — geben — kann ich keines,  
Doch nimm, nimm jenes, das mein Gott beruft. (I 97)

Er belauscht den „Schlaf“ des Kindes, das da träumt so süße Wunderträume „von den Englein, lieb und hold, von den bunten Weihnachtsbäumen mit dem schönen Flittergold“ (I 74). Er schildert mit Freuden die gedeihenden Kinderchen der „Gräfin von Querfurt“ (II 118), die Heilung des blinden Töchterchens Hugos von Hugsburg (II 152), er blickt in das reine, unschuldige Kindesauge und sieht darin den ganzen Himmel seiner Jugend, den Traum von Tugend und Menschenwert, sein ganzer Glaube liegt darin (IV 435).

Und so weiß er auch die ganze Tragik der Kinderseele zu schildern. Das Stiefkind, dessen Tod die fremde Mutter nicht erwarten kann (II 291), das verwaiste Pflegekind zweier Kaiserinnen (II 311), der blinde Geiger (II 282), das hungernde Kind (II 54), der Bettlerknabe, der, gescholten und geschlagen, vom Christkinde träumt und träumend stirbt — wie Hauptmanns Hannele —, das sind rührende Kindergestalten.

Und er blickt auch in das verderbte Herz des undankbaren Sohnes, der seine Mutter darben läßt (II 70), er gesellt hierzu den wackeren Jungen, der angstvoll seinen Vater mit den Franzosen kämpfen sieht (III 291), und den patriotisch fühlenden Richterbub in der Dialektdichtung „Wie's dar Östreicha Baua mit sein'm Koasa moant!“ (III 183).

Darum ist dem Dichter auch der kindlich-zarte Ton so wohl gelungen (I 42, 61, 162; III 107, 141, 142), darum sagt er frei heraus: Ich bin stolz,

Wenn eine Mutter, die ich nie  
Auf frühern Wegen traf,  
Mit meines Liedes Melodie  
Ihr Kindlein wiegt in Schlaf. (II 62)

Mit der Liebe zum Kinde ist die zu dem armen gequälten Getier nahe verwandt. Sie ist bei Seidl schon aus seiner Naturliebe hervorgegangen.

Er liegt gern „im Grase“ und belauscht das geschäftige Treiben der Insekten (III 155), er gedenkt in seinen „Herbstblättern“ des traurigen Geschicks, das diese winzigen Lebewesen bald ereilen dürfte (IV 311):

Sie werden sinken, werden liegen,  
Viel tausend Leichen, starr und stumm.  
Man sieht es, ohne drauf zu achten,  
Man nimmt es hin wie einen Scherz,  
Doch wollte man es ernst betrachten,  
So fiel' es, mein' ich, schwer aufs Herz.

Der Dichter bewundert auch die Lebensphilosophie der Fliegen („Trostreiches Sterben“ II 146) und bedauert die so vielfach gefährdeten „Fischlein“ (IV 268). Im Walde und auf den Bergen ergötzt er sich an dem Treiben der Rehe, dem Sange der Vögel und schildert schalkhaft ihr Tageswerk (I 81; III 129). Er betrachtet die Herden auf der Alm und ihr zutrauliches Wesen (IV 100), und wenn die Vöglein vor ihm fliehen, da tröstet er sie, er wolle sie nicht haschen wie in den Tagen der Kindheit (IV 303). Wie sehr er diese Kleinen liebt, beweist das zarte Gedichtchen „Mitgenuß“ (IV 223). Traurig erging sich der Dichter, da erblickte er ein Vöglein am Quell, die Schwingen sträubend und dazu zwitschernd. Bald trank es mit erhobenem Hälschen, bald zupfte es sich die Federn kraus, dann warf es wieder einen Perlenregen von Tropfen über sein Gefieder.

Dem Vöglein war so wohl zumute,  
Daß ich mich selber wohl empfand  
Und, um es ja nicht fortzuschrecken,  
Raum atmend in der Nähe stand.

Erquid't nun schien es zur Genüge,  
Schwang sich empor zum nächsten Ast  
Und sang dem Wirte statt der Beche  
Ein feines Lied als art'ger Gast.

Traurig war der Dichter gekommen, erfrischt durch dieses herzige Naturbild, ging er von dannen.

Daß die Dichter den Vogelsang preisen, die Nachtigall und die Lerche (I 95, 232; IV 217), und daß ihnen die „Segler der Lüfte“ Liebesboten sind (IV 339, 342, 355), ist eine alte Überlieferung, die auch Seidl bewahrte, ist ja doch der wandernde Dichter dem flüchtigen Sänger so ähnlich (I 209). Und Seidl vergleicht auch öfter sein Lied mit dem Sange der Vögel, er preist Walter als Tierfreund, er stellt dem eingekerkerten, abgerichteten Vogel den Modepoeten gegenüber (II 263). Antoniano (II 257) preist die Nachtigall, humorvolle Bilder aus diesem Bereiche entrollen die schon erwähnten „Fabelszenen“. Warme Anteilnahme für die frierenden Tierchen zeigt der Dichter in dem Gedichte „Zu früh!“ (I 55), in mehreren Dichtungen bringt er dem gefangenen Vogel Mitleid entgegen und wendet sich in einem längeren Gedichte „Der Vogelsteller und der Förster“ (II 232) gegen den Vogelsang. Während ist „D' Freiheit“ (III 158) in den „Flinserln“, wo er die Freilassung seines Zeiserls und dessen Glück schildert (vgl. IV 364).

Obwohl der Dichter prächtige „Jägerlieder“ gesungen hat, ist er doch kein Freund der Jagd. So schildert er „Das stille Plätzchen“ (I 178) im Walde, wo es einem so fromm, so selig ums Herz sei. Die Rehe gucken aus dem Walde, als wollten sie uns begrüßen, als wollten wir sie füttern, und doch sind wir da — um sie zu töten. Die Hasen kommen hervor und freuen sich ihres Lebens, und die Vögel flattern hin und her.

Zur Erde setzt euch, Brüder, kommt!	Laßt springen, fliegen, was da springt
Da ist es schön und still:	Und fliegt durch Wald und Wind,
Und auch ein Stündlein Ruhe frommt,	Und schüttelt euch die Händ' und singt!
Wenn's Gott gerade will.	Ein Schuß hier wäre Sünd'!

Den Hund schätzt Seidl wegen seiner Treue. Darum grollen die Hunde in der Pfalz, weil sie den Namen des grausen Melac tragen müssen, an der Ebner-Eschenbach rührende Erzählung „Crambambuli“ erinnert Seidls Gedicht „Der fremde Hund“, das uns einen Einblick gewährt in die rätselhafte Tierseele (II 301). Diese wenigen Züge aus der großen Fülle mögen genügen.

Der Dichter verschließt sich aber auch nicht dem gesellschaftlichen Elende der Menschen, er eifert gegen die karge Wohltätigkeit in dem erschütternden sozialen Bilde „Der Bettlerknabe“ (II 50; vgl. V 279) und wendet sich gegen die Verlogenheit, Falschheit und Lästerversucht der „Gesellschaft“ (II 20, 38, 47). Politische Erörterungen vermeidet der Dichter, in der Lösung der Brotfrage sieht er die wichtigste Aufgabe der Politiker (II 55):

Sie faseln viel von Menschenliebe,	Sie streuen goldne Zukunftsfaaten,
Sie streiten über Mein und Dein,	Sie rühmen prahlend, was gedieh,
Sie greifen in das Weltgetriebe	Sie sprechen, schreiben und beraten
Mit Schülerhänden meißelnd ein,	Und — anderswo verhungern sie!

Über allem Parteigetriebe steht des Dichters Liebe zur Heimat und zum Vaterlande, „hier sind die starken Wurzeln seiner Kraft“. Seidl findet wahrhaft klassische Töne, wenn er die ganze Schwere des Heimwehs schildert. Kennt man des Kypfers tief wurzelnde Liebe zu seinen Bergen, seiner Hütte, seinem gefährvollen, aber prächtigen Lande, so wird man es auch begreiflich finden, daß gerade in den Dialektdichtungen Seidls die wärmsten Klänge angeschlagen werden, voll inniger Heimatliebe; wir finden diese in den „Almer“ und „Flinjerln“ auf Schritt und Tritt (z. B. III 121, 122). Und auch sonst ertönen diese Klänge reichlich. Der Wanderer beneidet den Mond, der ein Heim habe am Himmelszeltel (I 31), „in der Fremde“ erscheint ihm alles so leer und kalt (I 49), „Die Nachtfahrt des Verbannten“ ist so schmerzenvoll, weil sie ihm doppelt den Fluch der Heimatlosigkeit vorgaukelt, so daß er lieber am Meeresgrunde ruhen möchte (I 111), der „Posthornklang“ zieht den Dichter fort mit mächtiger Sehnsucht

Nach der Heimat, in die Gegend,	Wo gedrängt um jedes Plätzchen
Wo mein Aug' — ach! — alles kennt,	Bilder meiner Kindheit stehn,
Wo so mancher Freund wohl stündlich	Wo die Lüfte, wenngleich rauher,
Sehnend meinen Namen nennt!	Doch vertrauter mich umwehn. (II 173)

In einem anderen Gedichte möchte er ein Sturmwind sein und zur Heimat fliegen (I 235; vgl. I 76, 268), in der „Silvesternacht“ fühlt er doppelt schmerzlich, daß er in der Fremde weile (I 102), dort singt er auch das altbekannte Preislied „An mein Vaterland“: „Ich hab' dich nicht vergessen . . .“ (II 65). Und der kranke Grieche fühlt sich dem Tode nahe, auf der Heimat Boden aber findet er wieder „Genesung“: „Des Kranken Heimat ist sein bester Arzt“ (I 144). Den erhabensten Ausdruck der Heimatliebe hat aber Seidl in der bekannten Ballade „Hans Euler“ gefunden (I 117). Ein Mann kommt zu Hans Euler, um an ihm Rache zu nehmen, weil er ihm den Bruder im Kampfe erschlug. Und Euler führt den Fremden auf einen nahen Berg und zeigt ihm im Morgensonnenglanze sein Vaterland Tirol mit all den stillen Tälern, den Hütten und Herden, den Riesenbächen und wilden Klüften und Wälderkrone, die ganze Pracht von Gottes Frieden umkreist.

Das sehn die beiden droben, dem Fremden sinkt die Hand,  
Hans aber zeigt hinunter aufs liebe Vaterland:  
„Für das hab' ich gefochten, dein Bruder hat's bedroht,  
Für das hab' ich gestritten, für das schlug ich ihn tot.“  
Der Fremde sieht hinunter, sieht Hansen ins Gesicht,  
Er will den Arm erheben, den Arm erhebt er nicht:  
„Und hast du ihn erschlagen, so war's im rechten Streit,  
Und willst du mir verzeihen, komm, Hans, ich bin bereit!“

Und unser Dichter war auch ein treuer Sohn seiner Vaterstadt, deren Eigenart seinem Wesen anhaftet, deren Schwächen er kennt und offen geißelt (III 212). Mit Vorliebe wählt er Wien und seine Umgebungen als Schauplatz der Handlung (z. B. III 226, 261; V 281; VI 217), der Stephanssturm ist ihm — wie auch heute noch dem Wiener — das alt-ehrwürdige Wahrzeichen, das Ziel seiner Sehnsucht (I 27, 49, 50, 235), er preist den Donaustrom (I 235; II 60, 61), er blickt vom Raxenberg stolz auf die traute Donaustadt, die er in einem begeisterten Preisliede rühmt („An Wien“ I 151). Sein Wienertum äußert sich z. B. auch in der Vorliebe für den coupletartigen Gesang, der hier besonders gepflegt wird (z. B. III 212, 233), sowie in seiner behaglichen Schilderung des Volkslebens (I 50; III 212); und wenn Grillparzer von sich selbst sagt:

Hast du vom Raxenberg das Land dir rings besehn,  
So wirst du, was ich schreib' und was ich bin, verstehn,

so gilt dies im vollen Umfange auch von Seidl.

Und weil er seine Heimat liebt, liebt er auch das Vaterland. Er preist „Eck von Reischach“, den Türkenhelden, in einer Ballade (I 123), „Die feste Mauer“ ist ein Seitenstück zu Simrocks bekanntem Gedichte „Habsburgs Mauern“, in dem die Untertanentreue als das festeste Bollwerk des Thrones gepriesen wird, die Liebe zum Kaiser Franz erhellt aus einem mundartlichen Liederfranze, in dem er eine ländliche Feier beschreibt zu des Herrschers Geburtstage (III 186), er fleht in dem Hymnus „Segne das Vaterland“ Gottes Segen herab auf des Landes Frieden, seine Eintracht, die Treue der Bewohner, auf seine Saaten, Städte, den Handel, die Künste, die Wissenschaften und auf den Herrscher (I 268), er hat in der Volkshymne alle die Grundbedingungen der vaterländischen Blüte zusammengefaßt und wiederholt den patriotischen Sinn des Heeres hervorgehoben (III 247; IV 71), Freuden und Leiden des Herrscherhauses begleitet er mit seinem Sange (z. B. V 103).

So gleicht der Dichter einem Baume, dessen Wurzeln tief haften in deutsch-österreichischem Boden, dessen Äste aber weit hinausragen über die Grenzen seines engeren Vaterlandes und die Nachbarfronen im Deutschen Reiche umschlingen, wenn der Hauch der Dichtung durch die Blätter und Früchte zieht. Denn die Dichtung hat eine einigende Kraft. Die Früchte dieses Baumes aber sollen der deutschen Jugend zugute kommen, sie mögen ihr Kraft und Labung spenden. Dies sei auch der Zweck dieser Würdigung J. G. Seidls.

## Eine Schilderung der Hoffeste im Nibelungenliede.

Eine kulturhistorische Studie.

Von Dr. Richard Laube in Dresden.

(Schluß.)

### V. Der Verlauf des ersten Hoffesttages im besonderen und der Gang des festes an den übrigen Tagen im allgemeinen.

Wenn die Berichte des Nibelungenliedes über die Hoffeste, soweit Einladungen, Vorbereitungen und Empfangsfeierlichkeiten in Frage kommen, inhaltlich sehr ungleich sind — was übrigens meist als in der Sache liegend vom Dichter beabsichtigt zu sein scheint —<sup>1)</sup>, so daß man den einen aus dem oder jenem anderen ergänzen muß, um ein möglicherweise der einstigen Wirklichkeit entsprechendes Bild von der Sache zu erhalten, so darf man das mit noch größerem Rechte von den Schilderungen des eigentlichen Festverlaufes behaupten. Demnach kommen einige allgemeine Züge in allen

1) Vgl. J. f. d. Ph. 1884, S. 51/52.

vor, obwohl der eine bald farbiger, bald matter, der andere hier ausgeführt, dort nur angedeutet erscheint. Zu diesen Symptomen der Beschreibungen gehört einerseits folgender Umstand: überall wird, trotzdem, daß alle Feste mehrere Tage dauern, wie wir noch erfahren, nur der erste von ihnen mit seinen Veranstaltungen einer Betrachtung unterzogen, während einige wenig sagende Bemerkungen die übrigen bedenken; anderseits diese Tatsache: fast immer handelt es sich an jenem ersten Tage um drei wichtige Erscheinungen, von denen der Dichter die ritterlichen Kampfspiele in jedem Falle erwähnt (35—37, 304/05; 596, 4; 750 u. 814; 1300, 1806/07 u. 1810, 2), den Gottesdienst und das Gastmahl in nahezu gleicher Weise berücksichtigt (93, 34, 38, 294/98 u. 308; 594/96 u. 607; 755/57/56; 1795 ff. u. 1835 u. 1848), denn nur die Hochzeit Eghels in Wien verläuft ohne kirchliche Feier und große Tafel.

Auf Grund dieser Betrachtungen ist es wohl gestattet, den Schluß zu ziehen, daß den Höhepunkt der Hoffeste, mögen sie Schwertleite, Sieges-, Hochzeits- oder Besuchsfeier sein, der erste Tag darstellt, indem an ihm ein offizieller Gottesdienst abgehalten wird, die Ritter besonders glanzvolle Kampfspiele vorführen und der Wirt den Gästen ein Mahl gibt.

Versuchen wir das Bild eines solchen Tages im allgemeinen zu malen und ihm zur Belebung wie Ergänzung und nicht zuletzt zur Unterscheidung der verschiedenen Feste Bildchen von Episoden einzufügen.

Sobald am Festtage die Strahlen der Morgen Sonne die Zinnen der Burg vergolden (749, 1), erheben sich Ritter und Frauen voller Freude und Wonne und Erwartung vom Lager. Diese suchen, was die Kisten in den Kammern und die Saum- und Leitschreine (749, 2) an herrlichen Kleidern und kostbarem Schmuck enthalten, eifrig hervor und schmücken und zieren sich wider strit, denn jede möchte die schönste der Schönen sein (265, 4; 275; 728). Jene versammeln sich in märchenhaft prächtigem Gewande mit ihren Knechten vor dem Saale, noch ehe es völlig Tag geworden ist. Mit Kampfspielen und Reiterkunststücken wollen sie den Reigen von Festlichkeiten eröffnen (750). Mancher von ihnen wie einzelne Frauen singen wohl auch erst eine Frühmesse (750, 3) für das Heil des Wirtes. Immer reger wird das Leben auf dem Burghofe; Posaunen, Trompeten und Flöten ermuntern in kräftigen Tönen zu lustigem Treiben (751), daß Stadt und Burg vom Schalle widerhallen. Unter diesen Klängen tummeln sich die Helden zu Roß auf dem Hofe der Burg oder ziehen hinaus auf einen freien Platz (752, 1, vgl. dazu 1303)<sup>1)</sup>, auf einen weiten Plan<sup>2)</sup>, der

1) S. f. d. Ph. 1884, S. 49 Anmerkg. bemerkt Kettner, wie ich glaube, mit Recht, daß „in dem lande“ (752, 1) nicht ein bedeutungsloser Zusatz sei, sondern daß hier wie 1303, 2 daz lant im Gegensatz zu Stadt stehe und ihre nächste Umgebung bezeichne.

2) Schluß: Höfisches Leben<sup>2</sup> II S. 137.

sich für das Turnier<sup>1)</sup> eignet. Allerdings darf er nicht weit weg liegen, da dem Schauspiel die herlichen wip und vil der schoenen mägede (753, 1. 2) aus den Burgfenstern zusehen wollen.<sup>2)</sup>

Schon sind sie dort erschienen (597, 1807). Da beginnt auf dem Burghofe oder auf offenem Felde die kurzewile an manegen enden wider strit (270). Ein bühart oder ein ihm ähnliches Reiterspiel wie sonst, nur heute durch Größe und Glanz aus vielen anderen herausgehoben, geht in Szene (752). Der Wirt nimmt selbst daran teil (753, 4). Ein fürchterlicher Waffenlärm erhebt sich, wenn die Schilde zusammenschlagen, die Schäfte aufeinanderkrachen (1560, 1), die Ritter sich gegenseitig mit Geschrei anrufen oder auch in wildem Tone ihre Pferde antreiben (35, 2—4; 305, 1. 2; 578, 3; 602; 2606; 750, 1. 2; 1284, 3; 1295, 1; 1810, 2; 1299, 2, B. 1881, 1—3). Die ganze Burg erklingt davon (578, 1818). Doch nicht lange währt das köstliche Schauspiel (754, 1); denn noch steht der Gottesdienst bevor.

Der Klang vieler Kirchenglocken ladet dazu ein (754, 2). Alles macht sich bereit zum Zuge nach dem Münster. Die Frauen nehmen offiziell mit ihrem Gefolge daran teil, um den Eindruck des Ganzen, das einem großen Festzuge gleicht und als Glanzpunkt des Festtages gilt, zu erhöhen (272). Die Pferde werden ihnen gebracht (754), weil man heute zu Roß zum Gotteshause ziehen will, während ein andermal die Festgenossen zu Fuß sich dorthin begeben (33, 1; 299, 1; 594, 3; 1795, 1). In beiden Fällen aber erscheint jede in denkbar blendendem Festschmuck (278, 3; 774; 775; 776; 779); die fürstlichen Herrschaften tragen die Krone auf dem Haupte (755, 3), wohl auch Blumen in der Hand (1791, 2. 3). Die Herrinnen werden wie bei allen festlichen Aufzügen auch hier von ihrem Ingefinde begleitet (277, 4). Das sind aber nicht nur zahlreiche Frauen und Jungfrauen, sondern vor ihnen her zieht mit gezücktem Schwert (277, 3; 397, 2; 1711, 4), doch ohne Rüstung (1713; vgl. 1799, 3. 4; 1802) eine Ehrenwache (736, 4; 789, 1), die der Wirt ausdrücklich zum Dienste der Frauen bestellt hat<sup>3)</sup> (277, 2); sie besteht aus den vornehmsten Adelligen, womöglich aus den Verwandten des Hauses selbst (277, 3). So befinden sich im Gefolge

1) Das mhd. turnei und auch die Sache selbst kommen wie in der Kudrun auch im Nibelungenliede nicht vor. Beide Epen kennen also nicht das Kampfspiel, das an einem bestimmten Orte zu einer bezeichneten Zeit von den Rittern in Rüstung und mit scharfen Waffen getämpft wurde. Erst in Frankreich üblich, kam es im 13. Jahrhundert auch nach Deutschland. Es ist von bühart und tjoste zu scheiden. Trotzdem belegt man häufig diese beiden mit jenem Namen. Der erst erwähnte Umstand ist nicht unwichtig für die Bestimmung von Ort und Zeit unserer Dichtung: vgl. Hartung a. a. O. 213!

2) Vgl. B. f. d. 6. T. 1885 S. 299!

3) Hartung a. a. O. S. 257.

Utens beim Siegesfest 100 schöne Frauen (278,3); in dem Kriemhildens manie waetlichiu meit (278,4) und 100 Dienstmannen (277,2); mit Brunhild sehen wir 500 oder mære degene dà üz Íslant gehen (397,3), während (nach 1707,2) 400 Recken (nach E. allerdings nur 300) Kriemhild das Geleit geben, als sie im Hunnenreiche under krône zuo iren vînden gân wil.

Aber in welcher Ordnung bewegt sich der Zug nach der Kirche? In unserm Liede haben wir darüber nur Andeutungen. Die Frauen gehen in der Regel den Rittern voraus.<sup>1)</sup> Die Töchter wiederum mit ihrem Gefinde, das hinter ihnen geht, ziehen an der Spitze der Frauenschar dahin (gân nâch = hinterhergehen 278,4). Ihnen folgt die Mutter mit ihrem Hofstaate, wie z. B. 277/78 Ute erst nach ihrer Tochter genannt wird; die Söhne jedoch lassen den Vater vorangehen (a. a. O.).<sup>2)</sup> Allen voran marschieren die Kämmerer, riche kamoraere, mit weißen Stäben<sup>3)</sup> (283,1) und brechen den ihnen folgenden Frauen Bahn durch die den ganzen Zug dicht umschließende Volksmenge (286,1.2; 1805,1). Die ganze Bewegung, die durch deren Gier, alles möglichst genau, darum in der Nähe zu begucken, entsteht, heißt dringen (B. 595; B. 180,3; B. 1866,4; 1887,4). So ergibt sich wie bei jedem Aufzug auch hier groezlich gedranc (34,2; 594,4). Aber es scheint — darauf hat Hildebrand<sup>4)</sup> aufmerksam gemacht —, daß sich das Volk jedesmal, wenn fürstliche Herren und Frauen erscheinen, an sie oder um sie drängt, aber nicht etwa nur aus dem rein „natürlichen Grunde, sie zu sehen und sich sehen zu lassen, sondern als wäre dies Dringen selbst eine Forderung höflicher Sitte, wie zur Ehre des Herrn oder der Frau, und auch nicht bloß im bildlichen Sinne wie in der heutigen Redensart von einem einflußreichen Manne 'man drängt sich zu ihm' oder 'um ihn, um seine Gunst werbend'".<sup>5)</sup>

Ist der stattliche Zug am Münster angekommen, so trennen sich Damen und Herren (298,4)<sup>6)</sup>, um an den für sie bestimmten Plätzen, wie es heute auf dem Lande noch vollständig, in der Stadt nur teilweise so ist, dem Gottesdienste beizuwohnen. Von dessen Art freilich berichtet uns das Lied nichts. Nicht einmal der Geistliche, etwa der Bischof, wird hier in Rede gezogen, wie ja überhaupt die Geistlichkeit in der deutschen Dichtung eine äußerst seltene Erscheinung ist. Wenn wir von Pilgrim absehen, treten

1) Hartung a. a. O. S. 258.

2) Vgl. zur Deutung dieser Ordnung F. Grimm: Deutsche Rechtsaltertümer, S. 409 u. Schreibers Taschenbuch für Geschichte und Altertum 1846, S. 281 f.; Wilh. Wackernagel: Familienrecht und -leben der Germanen! 3) Germania X, S. 140.

4) Ebenda S. 140. 5) Hildebrand: Gef. Auff. u. Vortr. z. d. Ph., S. 61.

6) Bartsch: Nibelungenlied, Anmerk. z. Str. 299, 4.



Bischöfe nur an zwei Stellen auf<sup>1)</sup>: nach 607, sicher einer jüngeren Strophe, führt je einer von ihnen der vrouwen iesliche, d. h. der beiden Königinnen eine, zum Saal; und 1448 spricht „dâ von Spire ein alter bischof zuo der schoenen Uoten: unser friunde wellent varn gegen der höchgezite: got mueze ir êre dâ bewarn“.

Wir finden nur erzählt, daß Gottesdienst gehalten wird einmal anläßlich der Schwertleite, das andere Mal wegen einer Vermählungsfeier und der Königsweihe und endlich während des Siegesfestes in Worms, des Besuchs Siegfrieds und seiner Familie am burgundischen Hofe und des Aufenthaltes der Nibelungen in Etzelnburg. In den letzten drei Fällen ist etwas Besonderes, was die einzelnen Gottesdienste voneinander unterscheidet, nicht zu erwähnen.

Wohnen wir darum zunächst einer Schwertleite bei. Auch sie lernen wir nur ganz im allgemeinen kennen. Sicher zerfällt sie in drei Teile: einen weltlichen, einen kirchlichen und einen praktischen. Jener geht jedenfalls diesen beiden voraus und besteht darin, daß der Königssohn, hier Siegfried, oder ein anderer Edelknabe mit seinen Altersgenossen (31,1.2) das geweihte Ritterschwert umgegürtet bekommt. Die älteren erfahrenen Ritter sind ihnen dabei behilflich (33,2.3). Das bildet den wichtigsten Zug an der Feier, denn die Knappen, die eben das Schwert genommen haben, heißen nun auch swertdegen (31,1; 596,4). Was den kirchlichen Teil anbetrifft, so weiß der Dichter nur, daß man eine Messe singt, Gott zu ehren (34,1). Daran schließen sich sogleich die Kampfspiele, die den praktischen Teil bilden. Sobald die jungen Ritter das Gotteshaus verlassen haben, schwingen sie sich auf die Rosse, die gesattelt für sie bereit stehen (35,1). In einem Turnier, von dem man hört erdiezen palas unde sal, wollen sie sich ihres neuen Ranges würdig zeigen, vor versammelter Menge den Ehrennamen „Ritter“ verdienen (35 ff., 596,4).

An einer anderen Stelle des Nibelungenliedes tritt uns die Schwertleite nicht als selbständiges Fest entgegen (596). Hier nimmt man eine große Anzahl von Knappen feierlich in den Ritterstand auf, um die Vermählungsfeier und Königsweihe zu Worms prächtiger und glanzreicher zu gestalten. Und es mag wohl einer schönen Sitte jener Zeit entsprechen, wenn die Schwertnahme so mehr die Dekoration für ein ernstes Fest abgibt, das dem Fürsten und seiner Gemahlin gilt. Gunther und Brunhild, Siegfried und Kriemhild nämlich besuchen den Münster, um sich weihen und krönen zu lassen (394,3 und 595). Da werden auch die Frauen gekrönt, denn man sieht s'alle viere under kröne vroelichen stân. Wie eben

1) Kettner: Die österreich. Nibelungendichtung, S. 123.

beiläufig gesagt, möchten wir in dieser kirchlichen Feier nicht nur die religiöse Seite der Königsweihe, sondern auch den religiösen Akt der Doppelvermählung sehen. Freilich ist gleich zu bemerken, daß ihm hier in gesellschaftlicher, in rechtlicher Hinsicht noch weniger Bedeutung beizumessen ist als der kirchlichen Trauung unserer Tage. Denn erstens hat man am Tage vorher, nachdem sich Brunhild in den Wettspielen besiegen ließ und sich damit Gunther verlobte, und nachdem die Verlobung Siegfrieds mit Kriemhild vollzogen war (568, 4 — 570, 4), in aller Form die Vermählung<sup>1)</sup> mit Festmahl (571, 578), Belager, das unsere Dichtung „die heimliche“ nennt (615, 3; B. 667, 5), einem Akt, der den Bund eigentlich rechtskräftig macht (582 ff.), und Morgengabe (1056, 4; 1864, 3) gefeiert; zweitens ist uns bei Egels Hochzeit in Wien (1300 ff.) nichts von einem Gottesdienste überliefert, allerdings ein Umstand, der am Ende wenig beweist, da ja in diesem Falle eine religiöse Feier der Vermählung, die sowohl dem heidnischen Bräutigam wie der christlichen Braut gerecht werden soll, nicht gut denkbar ist, obwohl später Heiden und Christen gemeinschaftlich zur Frühmesse gehen (1789, 1. 2). Also zugegeben die geringe rechtliche Bedeutung der kirchlichen Vermählungsfeier jener Tage, darf man doch die Messe, die gesungen wird, als die religiöse Seite der Hochzeit betrachten, weil man sie sofort am Morgen, der dem Belager folgt, nach siten, der si pflügen und man durch reht begie abhält (594). Leider werden wir auch über diese Kultus-sitte in bezug auf Einzelheiten des Ritus und des Zeremoniells aus dem Liede nicht unterrichtet.

Nach Beendigung der Messe begeben sich Herren und Damen auf den Rückweg in derselben Ordnung und Haltung, wie sie gekommen sind (vgl. 301, 2!). Die Festtafel in der Burg steht schon bereit, und bald geht der Wirt mit seinen Gästen zu Tische (756, 1. 2). Das Gastmahl folgt demnach, wo wie bei Siegfrieds Besuch in Worms die Waffenspiele vor der Frühmesse stattfinden, unmittelbar dieser und ist wahrscheinlich ein Mittagsmahl, vielleicht sogar ein Frühmahl (vgl. 750, 1—756, 3!).<sup>2)</sup>

1) Daß Siegfrieds Vermählung nicht in seiner als des Bräutigams Heimat stattfindet, sondern im Hause der Brauteltern, ist gegenüber den Gebräuchen der Zeit eine Ausnahme, die 572 ff. nicht begründet wird, auch kaum zu begründen ist, denn es muß nicht etwa immer wie hier auf die Verlobung die Hochzeit folgen (1624) und ist nicht einmal möglich, wenn die Verlobung wie die Egels mit Kriemhild nicht durch den Bräutigam selbst, sondern durch einen anderen abgeschlossen wird und beide Verlobte erst eine große Reise nötig haben, um sich auf halbem Wege zu treffen. So muß Egel von seiner Residenz bis an die Grenze seines Reiches der Braut entgegenziehen, um hier sie als zukünftige Gemahlin zu empfangen und durch Umarmung und Kuß die geschlossene Verbindung zu bestätigen. Erst in Wien dann findet die Hochzeit statt (1247, 1290, 1300 ff.).

2) Vgl. B. f. d. Ph. 1884, S. 49/50.

Bildet jedoch der Gottesdienst den Eingang des ersten Festtages wie zu Siegfrieds Schwertleite, der Königsweihe in Worms und dem Besuch der Burgunden bei ihrer königlichen Schwester (33, 593/94) (1788 und 1795)<sup>1)</sup>, so folgen ihm in der Regel die ritterlichen Kampfspiele (34/35; 594,3 und 596,4 — 597,2; 1806,1.2), wie wir ja ein solches nach dem Frühgottesdienste in Ekelburg, das an Größe und Pracht alle anderen überstrahlt, das die unermessliche Macht des hunnischen Herrschers recht beleuchten will, vor sich gehen sehen (1806,2 — 1834).

Auch jetzt sitzen die Frauen und die minneclichen kint<sup>2)</sup> wieder in den Fenstern und an den Zinnen der Burg (1807), um an den bunten lebenden Gemälden im Burghofe (35) oder in der nächsten Umgebung (752) sich zu ergötzen. In dem Hofe zu Xanten kämpfen die Ritter im Buhurt so heftig, daß von „hurte“ viele Edelsteine von den lichten Spangen der Schilde ins Gras springen (37). Und in ebendiesem Spiele lernen wir die hunnischen Völker mit ihren Führern kennen. 600 Recken Dietrichs wollen sich darin mit den burgundischen Gästen messen (1811), und 500 des von Bechelären möchten es ihnen gleichtun (1813). Dann erscheinen 1000 künere man von Düringen und von Tenemarken auf dem Platze; Bloedelin aber steht an der Spitze von 3000 Mannen (1815, 1817), und andere Recken fehlen nicht (1818). Das Ganze macht schon weniger den Eindruck eines Buhurts, bei dem ja zunächst Scharen in gerader Linie kunstlos aufeinander losreiten, als vielmehr den eines Turniers, in dem man auch von der Seite gegeneinander ansprengt, denn hier wird von tūsent heleden vil kunstliche geriten (1828,3).<sup>3)</sup>

Da kommt es denn vor, daß einzelne Ritter aufeinanderstoßen und im Zweikampfe, Mann gegen Mann, sich eine tjoste<sup>4)</sup> bieten (1816,1.3; 552,2; vgl. 1549,2!). Mit verhängtem Bügel stürmen sie in der schärfsten

1) Zum Siegesfest in Worms will uns der Dichter, das ist offenbar seine Absicht, nur Kriemhild in allen ihren Reizen zeigen und die Besenkung der Gäste ins hellste Licht rücken. Der eigentliche erste Festtag hat hier keine rechte Entwicklung, denn mit der Frühmesse schließt sie ab (270, 298).

2) Die Jungfrauenschar wird so genannt, weil die kint die eigentlich unmündigen Glieder der Familie sind, die Kinder weiblichen Geschlechtes es aber immer bleiben, da sie die Reife, Waffen zu führen, nie erlangen. Nur die Jungfrauen kann Ortwin meinen, wenn er zu Gunther sagt: welt ir mit vollen uren zer höchgezite sîn, sô sult ir lāzen scouven die wāneclichen kint, die mit sô grōzen uren hienze Burgonden sint (272, 2—4; vgl. 366, 1!); vgl. Hartung a. a. D. S. 6 u. B. f. d. Ph. 1884, S. 386!

3) Hartung a. a. D. S. 218/19.

4) tjoste, tjost st. f. abgeleitet von juxta, das früher für secundum gebraucht wurde, und von dem alfrj. joste, juste wie das Verb joster, juster, nfr. jouter herkommen; Dieß: Etymolog. Wörterbuch S. 168; Hartung möchte das Wort lieber mit justa pugna zusammenbringen (a. a. D. S. 219).

Schrittart der Rosse aufeinander ein, um mit Lanze oder Speer den Schild oder den Helm zu durchbohren oder den Gegner aus dem Sattel zu heben<sup>1)</sup>, wie z. B. von einer starken tjoste hinderz ors gesaz Hagene, der küene von Gelpfrates hant, dâ im brast daz furebuege (1549, 2—3!); oder von stichen manic hêrlicher rant wart dûrkel (1816, 4). Da will jeder daz beste tuon, selbst der Beste sein, den Preis davontragen, der aus Frauenmund förmlich einem zugesprochen wird (1821, 4; vgl. 225, 3) (1925, 2. 3; 2263).<sup>2)</sup> Das erstrebt jeder um so mehr, als am Schlusse noch einmal um den Preis der Königin geritten wird (1821, 3. 4) (1825), und er in den zinnen haben mag wol herzentrât (1822, 3). Mehrere Stunden hat das Schauspiel gedauert. Da naht der Abend (1821, 3), der ihm ein Ende macht. bûhurt unde scallen allez man verbietet (606, 2). von rossen unt von liuten gerûmet wird der hof (607). Jene werden von den Knechten in die Herbergen gezogen und dort sorgsam gepflegt (1834, 2—4); mit diesen geht der königliche Wirt, soweit darunter ihm nahestehende und vornehme Gäste sind, in den palas (1855, 1), um sich bald zur Tafel zu begeben (1835, 3; 607, 3); der marschale aber, sofern es die übrigen betrifft, in die Unterkunftsräume (1859, 2; 1858), wo ebenfalls gespeist werden soll. Das Mahl findet also in unserem Falle am Abend statt (vgl. 607, 3 mit 610 ff.!) (632).<sup>3)</sup>

Die Frauen nehmen es in der Kemenate ein (1610, 1. 2) (1611, 2. 3, 363, 4), da nach alter Sitte die Geschlechter getrennt ihre Mahlzeiten halten. Höchstens beehrt die Wirtin durch ihre Anwesenheit an der ritterlichen Tafel die Gäste (1848; 1611).<sup>4)</sup> Nur am Hochzeitsfest in Worms tritt nach 607, einer, wie oben schon angemerkt wurde, jüngeren Strophe, die vereinzelt dastehende Etikette auf, daß je ein Bischof eine der Königinnen führt, dâ si vor den kûnegen (in Gegenwart der Könige) ze tische gân sollen (607, 2. 3).<sup>5)</sup> Und die beiden Königinnen sind nicht die einzigen, die hier als Damen eine Ausnahme machen. Alle gehen in einem förmlichen Aufzuge, wie es scheint, über den Hof, nachdem er vom Kampfspiel her geräumt ist, in den Saal zu Tische (606). Kämmerer treten an die

1) Vgl. Schulz: Hôfisches Leben<sup>2</sup> II S. 130 u. J. f. d. ð. T. 1885, S. 402!

2) Vgl. Hildebrand: Germania X S. 133, abgedr. i. f. Ges. Auff. u. Vortr. S. 47!

3) Vgl. J. f. d. ð. T. 1887, S. 301. 4) J. f. d. Ph. 1884, S. 420.

5) Kettner übersehte J. f. d. Ph. 1884, S. 50 der vrouwen iesliche mit „Frauen“ und war sichtlich der Meinung, jede Dame sei von einem Bischof geführt worden. Dagegen in seiner „öfterr. Nibelungendichtung“ S. 123 interpretiert er die Stelle: die beiden Königinnen. Das ist offenbar die richtige Übersetzung, schon deswegen, weil, wenn jene Deutung richtig wäre, doch wohl Bischofmangel hätte eintreten müssen. Freilich nach 606 scheinen alle Damen nach dem Saale zur Tafel zu gehen; doch das steht in einem Widerspruch zu unserer Auffassung von 607.

Spitze des Juges und bahnen ihm den Weg durch die Menge der Zuschauer (606, 4).

Im Saale sind soeben die Tische errichtet und geordnet worden, wie sie ja zu jeder Mahlzeit kurz vorher hereingestellt werden. Die Kämmerer reichen in goldenen Becken Wasser herum, damit sich alle, die Gäste wie die Einheimischen, die Hände waschen, besonders die Finger, die bei Tische noch die Gabel ersetzen müssen, reinigen können (560, 1; 1835, 3). Alsdann beginnt man sich zu setzen. Da das nach einer bestimmten Ordnung geschieht, und der Teilnehmer sehr viele sind, so dauert das oftmals lange (746, 1836).<sup>1)</sup> Der Ehrenplatz für die vornehmsten oder nahestehenden Gäste befindet sich nicht an der Seite von Wirt und Wirtin, sondern beiden gegenüber als das gagengesidale (571, 2). Ist alles bereit, so nimmt man das Mahl ein. Truchsaezen unde schenken, d. h. der Truchseß wie der Schenk mit ihren Untertanen, die aber den Namen ihres Herrn führen, warten dabei auf und bieten den Ermüdeten eine Fülle edler Kost und köstlichen Weines (1885, 1; 1886, 3; 719, 3; 747, 3). Die Schenken besonders gehen von Tisch zu Tisch, tragen und bringen win (905, 906, 3), um ihres Herrn und seiner Gäste mit trinken pflegen vlizieliche, wie es einmal in der Kudrum (1316, 4) heißt; da wird manchem vil der riehen kleider von wine naz (747, 3). An der Thür des Saales steht der Kämmerer, der jeden ungeladenen Eindringling zurückweist. Dankwart, der den Saaleingang hütet, vergleicht sich 1895, 1—3 mit ihm.<sup>2)</sup>

Für die Unterhaltung während der Tafel sorgen die Spielleute (1900, 1) (vgl. 39). Sie, die schon bei den Waffenspielen die Stimmung erhöhten (751), lassen auch jetzt die Begeisterung wachsen, denn sie besingen den Fürsten und seine Freigebigkeit; und weil, je größer das Lob, das sie spenden, desto reicher die Gabe ist, die es ihnen lohnt, und weil der König ihr Schelten fürchtet (2118, 4), so können sie sich nicht genug tun (39, 2).<sup>3)</sup>

Welcher Art sonst der Verlauf der Tafel ist, wie man Gespräche spinnt und sich nachbarlich unterhält, wissen wir nicht. Vor oder mit der Aufhebung der Tafel wird noch die Minne getrunken. Wenigstens spielt Hagen darauf an. Der Trunk ist entweder die Johannesminne wie zum Sonnenwendfest, an die auch er denkt (1897, 3. 4 u. 2023, 1), und bedeutet Friede, als dessen Vertreter Johannes der Täufer gedacht ist, und Liebe, als deren Repräsentant Johannes, der Liebling Jesu, gilt; oder er ist die Gertrudenminne, benannt nach der heiligen Gertrud, der Friedensstifterin. Beides ist natürlich heidnische Sitte, die man ursprünglich den Göttern Freyr und

1) B. f. d. Ph. 1884, S. 50.

2) Hartung a. a. D. S. 46.

3) Ebenda S. 197.

Gerdas zu Ehren übte. Man trank bei den Opfern die Minne, d. h. das Gedächtnis der Gottheiten, und brachte ihnen damit zugleich ein Trankopfer aus heiligem Becher dar. Das Christentum verdrängte sie und setzte an ihre Stelle die Heiligen der Kirche. Später trank man wohl auch die Minne verstorbener Familienglieder und Freunde, wie wir heute beim Festmahl neben dieser die der im einzelnen Falle interessierenden lebenden Personen trinken und das Gedächtnis derselben in Trinksprüchen feiern. In dem letzten Sinne müssen wir wohl Hagens Worte verstehen: nu trinken wir die minne und gelten's küneges win. Der junge vogt der Hiunen, der muoz der êriste sîn. Die Siegfriedsminne will er trinken. Das ist in bitterster Ironie gesagt, die es gibt, denn er hat den erschlagen, dessen Gedächtnis er feiern möchte; der Trunk, der nun getrunken wird, ist das Blut, und Schwerter sind die Becher (a. a. D. S. 195).<sup>1)</sup> So mag man wohl zu den Hoffesten die Minne trinken, sei es, daß man lieber Dahingeshiedener gedenkt, sei es, daß man die Heiligen ehrt und sie um Schutz und Frieden in allen Lebenslagen, um Segen bei aller Tätigkeit ansieht.

Ist man vom Tische aufgestanden, so erscheinen die Frauen, nachdem auch sie in ihrer Kemenate Mahlzeit gehalten haben, und sie gerufen worden sind (1612, 1.2), im Saale bei den Rittern.<sup>2)</sup> Diesen ist die Unterhaltung mit ihnen, höveschen mit den vrouwen, ein Vergnügen (855, 4). Sie ist natürlich heiter (1612, 3.4). Dabei sitzt man paarweise, Männer und Frauen Hand in Hand, beisammen, ohne daß jedes Paar ein Liebespärchen sein müßte (1298)<sup>3)</sup>, bis der Wirt den Wunsch laut werden läßt, er möchte der Nachtruhe pflegen (580, 2), und bis vrouwen unde magede man schöne legen heißt (748, 2). Dann ist vorbei der erste, der glanzvollste, der prunkreichste Tag des Festes, aber damit noch nicht dieses selbst zu Ende.

Denn eine beträchtliche Zeit hindurch wiederholen sich die rauschenden, ergötzlichen Vergnügungen und festlichen Veranstaltungen in immer gleicher Weise. Schwarze<sup>4)</sup> und Hartung<sup>5)</sup> sind der Meinung, die gewöhnliche Dauer eines Hoffestes sei 12 Tage, die natürlich bald verlängert, bald verkürzt werde. Das Lied gibt uns bei jedem Feste, das sechste ausgenommen, die Zahl der Festtage an: Siegfrieds Schwertleite währt 7 Tage (41, 1), das Siegesfest in Worms 12 (304, 1), die Doppelhochzeit daselbst 14 (633, 1), der Besuch der Niederrheinischen am Mittelrhein 11 (756, 4) und endlich die Hochzeit Euzels 17 Tage (1315, 1; 1307, 1). Über den

1) Vgl. zu dem ganzen Abschnitt über den Minnetrunk Hartung a. a. D. S. 194/95, wo die einschlägige Literatur verzeichnet ist.

2) Vgl. Bartsch: Gef. Bortr. u. Auff. S. 233. 3) Ebenda S. 229.

4) B. f. d. Rh. 1884, S. 428. 5) Hartung: Pr. S. 6.

Gang der Festlichkeiten innerhalb einer solchen Reihe von Tagen läßt sich der Dichter nur sehr allgemein vernehmen. Er macht zusammenfassende Angaben oder Charakteristika, aber selten, ganz kurz Einzelheiten. So erwähnt er die sich erneuernden festlichen Vergnügungen als kurzweilig (306) (633, 2; 39), bei der insbesondere die Jüngeren zur Geltung kommen (39), und rechnet dazu wohl auch Ritterspiele (307), die nicht immer vor und nach der Frühmesse stattfinden, sondern auch vor dem Bespergottesdienste (757) und nach seiner Beendigung fortgesetzt werden, indem z. B. die Ritter vor Kriemhild auf dem Münsterplatze und bis zum Saale hin scheitern (814, 2).<sup>1)</sup> Nur einmal macht uns der Dichter auf gute Bewirtung aufmerksam (308). Um so öfter und ausführlicher erzählt er von der Güte des Wirtes in anderer Beziehung, von der Güte nämlich, die sich erst so recht offenbart, wenn das Fest beendet wird. Da beschenkt sie, um auch den Abschied festlich zu gestalten, die Hoffestgäste alle reich. Doch davon im nächsten Abschnitte.

#### VI. Beschenkung, Abschied und Abreise der Hoffestgäste.

Wenn hier und da die übliche Frist der Hoffeste verlängert wird, so mag das wohl kaum auf Anregung des Gastgebers geschehen, denn eine Reihe solcher Tage kommt ihm hoch zu stehen (633, 4). Vor allem stellen die für den Abschied bestimmten Geschenke bedeutende Anforderungen an seine Schatzkammer. Und er muß diesen entsprechen, weil er allen Gästen ein Andenken (1368, 1) stiften möchte, das ihn und sie ehrt (1264, 1), soll seine milde in seinem Lande und weit über dessen Grenzen hinaus besungen werden, soll mit lobelichen Eren sich die höchgezit scheiden (43, 1). In unserem Epos begegnen wir der Sitte überall, wo das Fest überhaupt einen Abschluß erhält, also nicht in der Beschreibung des Besuches Siegfrieds am verschwägerten Hofe und des Aufenthaltes der Burgunden bei Etel und Kriemhild. Bald wird ihrer in allgemeinen, formelhaften Ausdrücken Erwähnung getan (42, 634), bald sie in der anschaulichsten Weise exemplifiziert (310—316, 615; 1300—1314), bald nur leise oder gar nicht zum Ende des Festes in Beziehung gesetzt (41—131; 1306—1314), bald in engste Verbindung mit dem Abschiede gebracht (310—316; 634—636).<sup>2)</sup>

1) J. f. d. Ph. 1884, S. 50.

2) Kettner sagt J. f. d. Ph. 1885, S. 143 von seinem kritischen Standpunkte aus: „Der mittlere Dichter behandelt das bloß konventionelle Schenken typisch, das zugleich ethisch bedingte aber ebensowohl typisch wie individualistisch. Die jüngeren Dichter behandeln auch das bloß konventionelle Schenken individualistisch und zwar mit Anwendung ziemlich gleichartiger Details. Es entspricht jene Eigentümlichkeit des mittleren Dichters seiner schon früher in der Darstellung der Feste beobachteten Tendenz, der wichtigeren Handlung auch eine äußerlich bedeutende Erscheinung zu geben.“

Bei Gelegenheit von Siegfrieds Schwertleite nimmt sie die besondere Form an, daß der junge ritterliche Königssohn an die Gäste, nämlich an seine Schwertgenossen, Lehen verteilt.

Ist das Ende der Reihe von guten Tagen herbeigekommen, dann spricht der Wirt: ir guoten recken, è, daz ir scheidet hin, dô nemt mine gâbe: also stêt mîn sin, daz ich'z immer diene. Versmaehet niht mîn guot: daz wil ich mit iu teilen. Des hân ich willigen muot (309). So verteilt die Königin Sieglind nach alter Gewohnheit der Liebe zu ihrem Sohne wegen rotes Gold, um sich und ihm so die Gunst der Gäste, des Volkes zu erwerben (41). Die Fahrenden, die der Fürstin Lob in alle Welt hinaus tragen, bedenkt sie ganz besonders reichlich. Ihr Ingesinde, das ja, wie schon der andere Name helpe<sup>1)</sup> (89, 180, 2; B. 1067) sagt, überall dem Herrn oder der Herrin beisteht, unterstützt sie darin; ross unde kleide daz stoup in von der hant; sam sie ze lebene hâten niht mër deheinen tac; ich waen'ie ingesinde sô grôzer milte gepflac, so erzâhlt das Lied (42, 2—4). Gold, Kleider, Rosse also werden verteilt, und am Schlusse der Doppelhochzeit fügen des edelen wirtes mâge noch Silber hinzu (634, 1—3). Sifrit der herre ûzer Niderlant mit tûsent sînen mannen verschenkt hier sogar alle Gewänder, die sie mitgebracht haben. Das nimmt geraume Zeit in Anspruch; heißt es doch 636, 1. 2: è daz man die rîchen gâbe alle dâ verswanc, die wider ze lande wolden die dûhte des ze lanc.

Eine besondere Nuance erhält das Schenken am Ende des zweiten Festes als einer Siegesfeier. Wenn es auch in erster Linie in allgemeinem Sinne zu nehmen ist, so hat man doch dann darin eine ausdrückliche Form des Dankes für den gewonnenen Sieg zu suchen (309—16): Die Schätze der Kammer trägt man auf Schilden herbei. Die Freunde des Wirtes erhalten als Geschenke jeder bi fûnfhundert marken und eteslichen baz (316, 3).

Die bei weitem detaillierteste Ausführung über den Gebrauch der Besenkung enthält die Schilderung der Vermählungsfeier Ghels, ja, man kann sagen, das Fest besteht hier eigentlich nur aus jenem Akte. Die Namen der bedeutendsten Vasallen, die ihn mit vollziehen helfen, werden genannt. Vorerst sagen die Gäste von der Freigebigkeit der Herrin Kriemhild: nu ist hie mit ihr gâbe vil manc wunder getan (1306, 2. 4). Ghel sodann gibt reich ausgestattete Mäntel und andere kostbare Kleider (1309). Seine Freunde und Gäste selbst verschenken allerhand, was man nur wünschen kann, sogar die eigene Gewandung, daß vil der degene von milte blôz âne kleit stehen (1310). Aber das alles reicht noch nicht an

1) Hilbrand: Ges. Auff. und Vorträge S. 52.



die Freigebigkeit Dietrichs und Rüdegers heran (1312). Hinter ihnen steht Blödelin, der ganze leitschrine mit Gold und Silber gefüllt leeren läßt, nicht zurück (1313). Wärbel und Swemmel als die beiden einzigen namhaft gemachten Empfänger erhalten wohl ze tūsent marken oder dennoch baz (1314).

Aus dem allen erhellt, daß nicht nur Wirt und Wirtin, sondern auch die nächsten, jedenfalls reichsten Freunde, die größten Lehensmannen, die vornehmsten Gäste also selbst mit, sogar das Ingesinde der Frau die milde Hand bei festlichen Gelegenheiten auf tun, um die zu ergötzen, die der Güte bedürfen. Es werden demnach nicht ausschließlich Gäste, sondern auch Einheimische beschenkt (1314), und wiederum, daß Schenken ist nicht allein Sache des Wirtes und seines Hauses, vielmehr beteiligen sich auch hohe Hoffestgäste daran (1310, 635). Überall aber wird in einer Fülle gegeben, die hier und da an Verschwendung grenzt. Sus endet sich die Hochzeit (686, 4) großartig, wie sie glanzvoll begann.

Sind die Gäste, während des ganzen Festes gut gepflegt, in der Mehrzahl reich beschenkt, in vornehmer Minderzahl versichert, daß ihnen wie dem Gastgeber auch diesmal aus ihrer milde großes Lob erwachsen wird, des Treibens müde, dann suchen sie um Urlaub nach, von der gastfreundlichen Burg nach der Heimat aufbrechen zu dürfen. Sie nemen (317, 1), biten (1281, 2) urloup oder gern urloubes (257, 1), in der Sprache der höfischen Sitte gesagt; der Wirt soll ihn geben, seiner wern, damit sie mit urloubes scheiden können! Das ist, nach dem zu urteilen, was wir sonst über Abschied in unserem Liede hören, allgemeiner Brauch, indessen nur von den Gästen des Siegesfestes wird er geachtet (317, 1), und der allerdings gekränkte Siegmund kehrt ausdrücklich ohne Urlaub nach den Niederlanden zurück. Überhaupt werden in der Dichtung die Hoffestgäste sich verabschiedend entweder gar nicht oder sehr formelhaft erwähnt. Jedenfalls jedoch gestaltet sich der hoffestliche Abschied in derselben Weise, wie sonst die Einzelverabschiedung erfolgt, nämlich viel einfacher als der Empfang.

Nachdem der Wirt die Absicht der Gäste, jetzt zu scheiden, bedauert oder sie alle gebeten hat, noch zu bleiben, da er liebere Gäste nie beherbergte (255, 2) (1626, 3. 4), werden die Bittenden doch geurloubet; denn sie wollen varn, riten, gāhen dan (365, 3; 1225, 1; 492, 3) und rihten sich zer verte (B. 524, 4; 700, 1).<sup>1)</sup> Ebenso wie beim Empfange küssen und umarmen sich jetzt beim Abschiede Frauen, engbefreundete oder höchststehende Personen (493, 3; 546, 3; 646, 3; 862, 1; 868, 2; 1034, 1; 1648, 1). Der Wirt und die Wirtin empfehlen die Scheidenden dem Schutze Gottes

1) B. f. d. Ph. 1885, S. 149.

(1094; 1448,4). Diese ihrerseits verneigen sich und geben dem Danke für die ihnen erwiesene Gastfreundschaft in kurzen Worten Ausdruck. Davon sagt uns zwar das Nibelungenlied nichts, aber wir dürfen es, da es eine ganz selbstverständliche Sitte ist, als Tatsache annehmen.<sup>1)</sup>

Nun scheidet man vroeliche dan (165,4; 634,4). Nicht selten freilich, vor allem, wenn man sich auf lange Zeit trennt, geht man traurig über das Fernsein unter Tränen voneinander. Dann weinen besonders die Frauen<sup>2)</sup> (70,1; 1225,4; 1461,2; 61,4; 365,4; 1226,3; 1649,4). Und nun erweist der Wirt seinen Gästen die letzten Ehren und Dienste. Er geleitet sie mit den Seinen ein Stück des Weges (647,1.2; 687,4; 1030,1.2; 1433,3.4; 1646,2), sei es vil verre uf den wegen (647,1), wie er es Verwandten und Hochstehenden gegenüber tut; sei es wan ein lützel für die stadt, und um hergebrachte Form zu wahren. So gibt Gunther dem jungvermählten Siegfried auf eine weite Strecke hin das Geleite und läßt für ihn auf die Tage der Durchreise durch Burgund Nachtlager bestellen (647,1—3; vgl. 1228,3). Durch solchen Dienst will der Gastgeber die Scheidenden ehren. Das hat die Dichtung nicht erst nötig zu sagen. Handelt es sich um weite Entfernungen der Begleitung, so erfüllt er zugleich die andere Pflicht, die Gäste zu schützen auf gefährlichen Wegen (1242,2—4; 1646,2—4) innerhalb seines Reiches, seines Besitztumes (1270,1 und 1238). Nur wenn Feindschaft zwischen Wirt und Gästen ausgebrochen ist, wie zwischen Siegmund und Kriemhild auf der einen und Hagen und Gunther auf der anderen Seite, reisen diese ohne Geleit ab (1035), wie sie ja auch ohne Urlaub scheiden (1036,1).<sup>3)</sup>

Scheidet alles in Frieden, dann winken die minneclichen kint, die bei Gunthers Abreise nach Islant den Recken nachschauen, in den Fenstern oder an den Zinnen stehend den Hofgästen den letzten Abschiedsgruß zu. Bald werden dann herberge laere (318,1) und die Räume der Burg still. Der Rausch des Festes ist vorüber und die gewohnte ruhige Einförmigkeit des Alltagslebens, die er auf ihren Wunsch hin angenehm unterbrach, tritt wieder an seine Stelle.

1) Für diese zu allen Zeiten eigentlich selbstverständliche Sitte gibt es in unserem Liede, soweit wir es kennen, keine Belegstelle. Hartung (a. a. O. S. 380) führt Str. 1270,3 als solche an. Das ist ein Irrtum, denn dort ist nicht vom Danke des Gastes, nämlich der Kriemhild gegenüber Pilgrim, die Rede, sondern dieser als Wirt spricht einen Wunsch aus.

2) v. Muth sagt (a. a. O. S. 272), daß das Weinen der Frauen in anderen Gedichten mit Segen- und Heilswünschen verbunden, echt episch sei, und zitiert 71,1; 365,4; 1461,2; 1649,4.

3) Die Strophe 1088, die Zusatzstrophe ist, steht damit im Widerspruch, denn da gibt Giselher Sigemunt das Geleite.

### Schlußbemerkung.

Das Bild von den Hoffesten im Nibelungenlied, soweit wir es unter den durch die Dichtung gegebenen Bedingungen und gemäß der uns zu Gebote stehenden Kunstfertigkeit, besser vielleicht des Dilettantismus in solcher Malerei, entwerfen konnten, liegt vor uns. In seinem Rahmen erscheinen, so viel darf man wohl behaupten, die Grundzüge höfischen Lebens anschaulich und deutlich, wenn auch nicht farbenreich. Ihre individuelle Gestaltung dagegen leidet wie manche Einzelheit an Formelhaftigkeit und Mattigkeit. Sehen wir ab von dem, was durch unser Ungeschick, den Dichter zu verstehen und seine konkreten Anschauungen wie leisen Andeutungen für die Zeichnung zu verwerten, an der Darstellung verschuldet ist, so können wir jene beiden Sätze zusammenfassend sagen: unserem Epos hat die Absicht zugrunde gelegen, höfisches Leben einer Zeit wenigstens auf Höhepunkten zu schildern. Der Dichter kennt und schätzt es, aber seine Erfahrungen darin muß er entweder zu einer Zeit gemacht haben, wo es noch nicht voll erblühte, oder an Orten, an denen es kaum erst die Anfangsstadien seiner Entwicklung hinter sich hatte; denn seinen Schilderungen fehlt die Überfülle lebendiger Anschauungen und Vorstellungen, die bei einiger Auffassungskraft ihm hätte eigen sein müssen, wenn er mitten in diesem glanzvollen, bunten Treiben gestanden hätte, und mit deren Hilfe ihm in Verbindung mit poetischer Schöpfungsgabe sicher gelungen sein würde, eine Blütenlese von Episoden aus diesem Lebenskreise in den Gang des Liedes an den vielen sich von selbst darbietenden Stellen schön gestaltet einzuflechten, eine Blütenlese von Episoden, die uns das Leben auf jener Gesellschaftsstufe und Kulturhöhe in seinen wesentlichen Gestaltungen wie besonderen Eigentümlichkeiten in immer wechselnder Beleuchtung zu zeigen vermöchten. Es geht ihm im ganzen ab, was Kettner<sup>1)</sup> an einer einzelnen Seite vermißt, nämlich die Unbefangenheit und Frische der eigentlich höfischen Dichter, die sich dem sie umgebenden Dasein, das so prächtig ist, mit voller Seele hingeben und ihrer Freude daran fast unwillkürlich Ausdruck geben in ihren Dichtungen. Er versucht nur, höfisch zu sein und zwar sehr oft und in nebensächlichen Dingen. Darum muten uns seine Schilderungen etwas gleichförmig und gesucht an. Trotz alledem bewerten wir sie als wichtige Quelle der Kulturgeschichte, denn sie zeigen uns das ritterliche Leben an den Höfen gegenüber den höfischen Epen von einer bestimmten Seite, nämlich entweder in einer gewissen Zeit im allgemeinen oder innerhalb derselben an einem bestimmten Orte im besonderen. Nur muß man ihre Bedeutung für die Geschichte mittelalterlichen Lebens nicht

1) *J. f. d. Ph.* 1888, S. 240/41.

überschätzen; denn es ist zu bedenken hier wie bei der Alters- und Ortsbestimmung der Dichtung, daß das Wesen eines Kulturbildes — und diesen Punkt, glaube ich, beachten Kulturhistoriker wie Literaturkritiker viel zu wenig — nicht bloß von Ort und Zeit abhängt, sondern seine Treue vor allem auch durch das Vermögen des Malers, die Dinge mehr oder weniger richtig aufzufassen, durch die Fähigkeit, seine geklärten Vorstellungen sich in der Sprache wahrscheinlich widerspiegeln zu lassen, und seinen Zug, mehr Idealist oder Realist als Dichter zu sein, bestimmt wird. Darum machen die vorausgegangenen Schilderungen der Hoffeste im Nibelungenlied nur im eingeschränkten Sinne Anspruch auf den Namen einer kulturhistorischen Studie.

### Was unsere Quartaner lesen.

Von einem Gymnasiallehrer.

In einem trüben Winternachmittage des letzten Jahres hatte ich das Vergnügen, die Quarta vertretungsweise zu beschäftigen. Da die Jungen etwas müde waren — es war die siebente Unterrichtsstunde —, las ich ihnen zunächst die prächtige Geschichte Krambambuli von M. v. Ebner-Eschenbach vor und forderte sie dann auf, mir selbst etwas zu erzählen. So kamen wir auf ihre häusliche Lektüre zu sprechen, und da ich da mancherlei Überraschendes zu hören bekam, ließ ich mir von ihnen für einen der folgenden Tage aufschreiben, was sie etwa im Laufe der letzten beiden Jahre (Quinta und Quarta) gelesen hätten. Hier ist das Ergebnis dieser Umfrage.

Vorausschicken muß ich noch: Es handelt sich um die Quarta einer Volkanstalt in einer Großstadt. Die Schüler hatten noch nicht die Erlaubnis, die Schulbibliothek zu benützen, diese haben sie erst von der Untertertia ab. Dafür holte sich eine größere Anzahl (8 von 40 Schülern) Bücher aus Leihbibliotheken, etliche auch aus Volksbibliotheken. Fast alle lasen Tageszeitungen, und zwar 29 ziemlich regelmäßig, die anderen nur selten. Dabei ist zu bemerken, daß sich manche Schüler bei dieser Umfrage, trotzdem ich ihr ein harmloses Gepräge gab, sichtlich etwas zurückhielten, und daß auch ihre schriftliche Aufzeichnung von den Eltern nicht ganz unbeeinflusst geblieben ist. —

Daß Jungen von 11—12 Jahren fast ausschließlich Episches lesen, wenn sie die Wahl haben, und daß sie Abenteuerliches vorziehen, ist bekannt und verständlich genug. Daß aber schon auf dieser Stufe der bei weitem am meisten gelesene Schriftsteller Karl May ist (mit über 100 Bänden

vertreten), ist tiefbedauerlich. Die Kritik freilich hat ihn bereits gerichtet und ihm jedes künstlerische Können und Wollen abgesprochen. Er fesselt die Jugend einzig dadurch, daß er mit ihrer Stoffgier rechnet und diese nun durch die Produkte seiner gehaltlosen Phantasie befriedigt; dabei merken die harmlosen Leser aber nicht, daß er eigentlich immer wieder dieselben Abenteuer, dieselben Situationen und dieselben Menschen bringt. Wirkliche Entwicklung und künstlerische Gestaltungskraft sucht man vergebens in seinen Schriften. Und dann — wie unwahrscheinlich, ja oft unmöglich und sinnlos sind fast alle diese Abenteuer und Situationen, wie albern die Dialoge — in der gefährlichsten Lage findet sein Held noch Zeit, mindestens drei Seiten mit dem Gegner herunterzureden —, wie fade und gekünstelt sein sog. Humor, und endlich die Moral! R. May hat gerade deshalb in gewissen Kreisen so viele Anhänger gefunden, weil seine Werke so „moralisch“ und „fromm“ sind. Wie steht es damit in Wirklichkeit?

R. Mays Helden (z. B. Winnetou) sind so makellos und so vollkommen, daß sie überhaupt keine wirklichen Menschen mehr sind. Und oft werden lange, feichte Predigten an ganz unpassender Stelle von Leuten gehalten, aus deren Munde sie geradezu komisch und unnatürlich klingen. Eine direkte Unwahrscheinlichkeit aber liegt in folgendem: May identifiziert sich mit seinem Haupthelden, der alles kann und das Unmöglichste vollbringt — es läuft also auf eine rohe Selbstbespiegelung hinaus —, und verlangt von seinen Lesern, daß sie das glauben.

Zum Beweis führe ich eine Stelle aus dem prächtigen Essay „Karl May“ von E. Weber (Zur Jugendschriftenfrage. Leipzig 1903) an. May ist nach München gereist; auf eine Annonce in den „Münchner N. N.“ hin sind viele seiner Bewunderer und Freunde im Saale eines dortigen Hotels zusammengeströmt, um ihn zu sehen. Im Laufe der Unterhaltung kommt es zu folgender Szene:

„Gestatten Sie eine Frage, Herr Doktor“, bemerkte ein Herr aus unserer Gesellschaft damals im Treslersaal, als Karl May auf seinen Stufen zu sprechen kam, „Sie erzählen da, daß Sie fünfundzwanzigmal schießen, ohne zu laden. Das ist nur bei einem Magazingewehr möglich. Ihr Henrystutzen ist keines, wie die Photographie zeigt. Ihre Behauptung scheint mir darum unmöglich“. Old Shatterhand lächelte ironisch: „Das verstehen Sie nicht, mein Herr!“ „Bitte, ich bin Offizier, Beamter der Artillerie-Werkstätte, und die Beschäftigung mit allen möglichen Schußwaffen ist mir Lebensberuf.“ „Mag sein! Sie können in Ihrem Beruf ja ganz tüchtig sein; meinen Henrystutzen begreifen Sie darum doch nicht. Das ganze Geheimnis liegt zwischen Lauf und Laufmantel. Vielleicht erfahren Sie später einmal davon. Ich habe nur noch zwei große Lebenszwecke zu erfüllen: Eine Mission bei

den Apatſchen, deren Häuptling ich bin, und eine Reife zu meinem Hales, dem obersten Scheich der Haddebihn-Araber. Dann aber werde ich vor den Deutschen Kaiser treten: „Majestät, wir wollen einmal miteinander schießen.“ Ich werde ihm meinen Henrystutzen vorführen. Derselbe wird dann in der gesamten deutschen Armee eingeführt werden, und kein Volk wird dann je den Deutschen widerstehen können.“ —

Wer nach diesem *document humain* Karl May als literarische Persönlichkeit noch ernst nimmt, dem ist nicht zu helfen. Helfen möchten wir aber als Lehrer wenigstens unseren Jungen, denen das Zeug den Kopf verwirrt — erst vor kurzem ist hier ein sonst solider, nüchterner Schüler seinen Eltern entlaufen, um in Amerika schnell viel Geld zu verdienen; er berief sich ausdrücklich auf K. May —, die sich danach ein ganz verkehrtes Bild von der Welt und der Wirklichkeit machen, denen es falsche und unklare sittliche Anschauungen beibringt, die es zu hastigem Lesen verführt, „wodurch die Fähigkeit, ein Kunstwerk ruhig zu genießen, schon von vornherein ertötet wird“, deren Stil es nicht selten so verdirbt, daß vielen Schülern, die K. Mays Werke verschlingen, eine schlichte, klare Gedankenentwicklung und Darstellung unmöglich wird.

Ob unser Kampf etwas helfen wird? Von den Rektoraten der bayerischen Mittelschulen ist K. May zwar auf den Index gesetzt, in den Leihbibliotheken aber, aus denen die Schüler dieses Futter beziehen, blüht das Geschäft fast unverändert weiter. Da nehmen, wie mir dort versichert wurde, die Jungen den Katalog her und lesen dann sämtliche Werke des „berühmten Reiseschriftstellers“ der Reihe nach. Erst etwa seit einem Jahre soll die K. May-Epidemie etwas nachgelassen haben, von anderer Seite wird aber wieder das Gegenteil behauptet.

Dabei fehlt es gar nicht an Büchern, die der Vorliebe der Jungen für Abenteuerliches und unerschrockene Taten gerecht werden. Vor allem denken wir da an die Robinsonaden, die erfreulicherweise von 20 Schülern genannt werden, oder wenn wir bei den Indianergeschichten, die durchaus nicht in Bausch und Bogen verdammt werden sollen, bleiben wollen, an die „Lederstrumpfgeschichten“ Coopers, die E. Weber a. a. D. mit Recht warm empfiehlt, und die in unserer Zusammenstellung nur 9 mal vorkommen.

Im ganzen sind, abgesehen von diesen drei Gruppen, die Indianer-, See- und sonstigen Abenteuerromane noch etwa 60 mal vertreten, darunter die Schriften von Pajeken (19), Treller (10) und Wörrishöffer (8). Von den kleinen „Indianerbüchlehen“ (für 10 oder 20 Pf.), mit denen die Jungen wohl überall einen üppigen Tauschhandel treiben, erwähnen sie hier nichts.

Einer großen Beliebtheit erfreuen sich bei den Schülern offenbar die Hoffmannschen Erzählungen (29), die Merzigbändchen (19) und die Hornsche Jugendbibliothek (6). In dieser Sache sind die Akten wohl noch nicht geschlossen, trotz der teilweise sehr berechtigten Angriffe, die diese Ausgaben erfahren haben; die moralisierende Tendenz ist stellenweise wirklich unerträglich und unkünstlerisch. Immerhin ließe sich wohl eine Auswahl brauchbarer Bändchen zusammenstellen, denn gerade auf der unteren Stufe, meine ich, können wir diese Sammlungen nicht ganz entbehren.

Viele von diesen kleinen Büchern behandeln geschichtliche Stoffe, im übrigen werden Erzählungen aus der Geschichte, besonders aus der vaterländischen, noch 85 mal erwähnt. 10 mal werden Bände aus der Sammlung „Aus unsrer Väter Tagen“ genannt.

Auffallend ist die Vorliebe für Erzählungen, die sich auf den Burenkrieg oder die Chinaexpedition beziehen (36), während die Neigung für Kolonialgeschichten und Marinebücher (17) in der betreffenden Klasse wohl durch einen sehr anregenden Geographieunterricht zu erklären ist.

Die „Sagen des klassischen Altertums“ sind nur 2 mal vertreten, die „Deutschen Heldensagen“ 10 mal, die „Bunten Bilder aus dem Sachsenlande“ gleichfalls 10 mal.

21 mal werden die bekannten Märchen Sammlungen genannt, vor allem „Tausend und eine Nacht“ (13).

Daß Kinder gern etwas Lustiges lesen, ist begreiflich. So finden wir Münchhausen 9 mal vertreten, Culenspiegel 3 mal, W. Busch 11 mal (darunter auch „Die Abenteuer eines Jungesellen“), die hübsche Sammlung aus den Fliegenden Blättern „O diese Kinder!“ 6 mal, „Helenens Kinderchen“, eine harmlose Geschichte aus dem Englischen übersetzt, 5 mal, Ecksteins „Besuch im Karzer“, „Die Berliner Ränge“ 6 mal (!), „Das Provinzmädel“, „Der kleine Kohn auf Reisen“ (!), „Komteß Rätche“ 2 mal, Humoresken von H. Arnold 8 mal. In diese Reihe gehören wohl auch die ohne Autornamen angegebenen Titel „Frau Byfings Pensionäre“ und „Thieles Hühnersuppe“.

Noch einige sonderbare Erscheinungen: Jules Verne (5), Übersetzungen englischer Romane (Scott, Dickens, Bulwer) (9), Don Quijote (4), Ganghofer, Gutzkow „Hopf und Schwert“, „Dr. Wespe“, „Die offizielle Frau“. Ferner: Schiller (10), Goethe (3), Kleists „Hermanns Schlacht“, Shakespeares „Kaufmann von Venedig“.

Als Kuriosum nenne ich noch „Was muß man vom Spiritismus wissen?“ — Rein Naturwissenschaftliches findet man fast gar nicht, nur die bekannten Werke von Wagner kommen 4 mal vor.

Nun zu den Knabenbüchern und Zeitschriften! Am stärksten sind „Der Jugendfreund“ und „Das deutsche Knabenbuch“ vertreten (zusammen 51 Bände), dann kommt „Der gute Kamerad“, der an dem Karl May-Kummel nicht ganz unschuldig ist, vereinzelt wird die „Jugendgartenlaube“ genannt. Unter den Zeitschriften ist die „Woche“ am häufigsten erwähnt, dann kommen die „Fliegenden Blätter“ und die Leipziger „Illustrierte Zeitung“. Leider hatten auch mehrere Jungen ein berühmtes Revolverblatt mehr oder minder häufig mitgelesen. —

Die Folgerungen, die sich aus dieser Zusammenstellung ergeben, sind einfach:

1. Es ist den Schülern schon auf den untersten Stufen Gelegenheit zu geben, ihr lebhaftes Lesebedürfnis zu befriedigen, dadurch daß sie Werke aus der Schulbibliothek entleihen dürfen.
2. Bei der Auswahl dieser Werke ist künstlerisch wertvollen der Vorrug zu geben; Bücher, die nur der rohen Stoffgier der Schüler entgegenkommen, oder solche mit aufdringlicher Tendenz sind zu verwerfen.

## Zur zweiten Auflage der vaterländischen Gedichte Julius Mosens.

Von Dr. F. Schuller in Plauen i. V.

In dieser Zeit, schreibt Julius Mosens am 30. Dezember 1842 an seinen Freund Adolf Stahr, bereite ich eine zweite Auflage meiner lyrischen Gedichte vor, es sollte mir lieb sein, wenn ich sie zu Ostern auf den Markt brächte.<sup>1)</sup> Nach der Meldung vom 19. März 1843 waren sie für die Herausgabe ziemlich geordnet (a. a. O. S. 63). Sie erschienen noch im selben Jahre.<sup>2)</sup> Die erste Abteilung sind die vaterländischen Gedichte, die in der ersten Auflage<sup>3)</sup> die dritte bildeten. Das Vorrücken in den Eingang des Bandes<sup>4)</sup> bedeutet wohl den höheren Wert, den Mosens ihnen beimaß, wofür auch deren Vermehrung spricht, die die der anderen Gruppen über-

1) Aus Adolf Stahrs Nachlaß. Briefe von Stahr nebst Briefen an ihn usw. Herausgegeben von Ludwig Geiger. Oldenburg, Schulzische Hofbuchhandlung, 1903. S. 41.

2) Gedichte von Julius Mosens. Zweite vermehrte Auflage. Leipzig, F. A. Brodhaus, 1843.

3) Gedichte von Julius Mosens. Leipzig, Literarisches Museum, 1836.

4) Die neue Stelle behalten die vaterländischen Gedichte in den sämtlichen Werken 1863 (1. Band), 1880 (6. Band) und in den ausgewählten Werken, herausgegeben von Max Bschommler (2. Bd.).



trifft. Die zwanzig Gedichttitel der ersten Auflage sind in der nächsten auf dreiunddreißig gestiegen, wovon nur der Säbelschleifer abgeht, da ihn schon die vorhergehende Ausgabe unter dem Titel „Heinrich Victor von Neuwied“ gebracht hatte.<sup>1)</sup> Der neue Platz der vaterländischen Gedichte hat das Eröffnungsgebidht, die „Fliegenden Blätter“, um eine Strophe bereichert. Weshalb? In der ersten Auflage schloß es:

. . . faßt den rechten Mut,  
Mit Andacht selbst im Walde aufzulauschen,  
Mit freien Eichen hoch emporzurawschen! (S. 2.)]

Nun rückten aber im Leitwort der vaterländischen Gedichte die rauschenden Eichen sich unmittelbar auf den Leib:

Hoch aus dem Eichenwald      Hoch aus dem Eichenwald  
Brausen die Wetter,              Rauschen die Blätter.

So wandelte Mosens den Schluß der „Fliegenden Blätter“ und fügte, da die Änderung nichts Abschließendes hatte, eine Strophe zu, die in den Anfang des Gedichtes einmündet. Setzt lesen wir:

. . . hast du den Mut  
Emporzuklettern, wo die Genssen pfeifen,  
Im Wolkenmeer die Lustpiraten schweifen.  
Hinaus! Hinauf! Sired aus die trägen Glieder;  
Hier trat der Dammhirsch seine wilde Bahn, —  
Zehn Schritte noch! Schau in die Ferne nieder! <sup>2)</sup>]   
Dort liegt die Welt, die jedem weh getan,  
Dort, wo der Schleier grauer Moderdüfte  
Bedeckt die Städte und die Totengrüfte. (S. 2.)

Die letzten Worte rufen mit den ersten

Wenn mich die Menschen fast zu Tod gequälet,  
Stieg auf den Berg ich, in den Wald hinein —

die Worte des Chors in der Braut von Messina wach:

Dem Qualm der Städte wälzt es sich nach!  
Auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Gräfte  
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte;  
Die Welt ist vollkommen überall,  
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual. (IV, 7.)

1) Die neuen Gedichte heißen: Frisch, mein Lied; Carl Maria von Weber in London; Der Gefangene; Antwort; Segenspruch des Alten; Denkspruch; In das Gutenberg-Album; Letzter Trost; Sünde und Sühne; Der Säbelschleifer s. oben; Die Windsbraut; Der Schafhirt; Zuchhe! Ade!

2) Vgl. Meine Eiche: Daraus ich weithin sehe Auf Stadt und Land hinaus 2. Aufl. S. 14. Laß umrauscht von frischer Luft Weit hinaus die Blicke schweifen. Letzter Trost 2. Aufl. S. 79. Wo die frommen Vögel plaudern, Starr' ich weit hinaus ins Land. Der Schafhirt 2. Aufl. S. 97.

Die übrigen Abweichungen der „Fliegenden Blätter“ deuten auf den glättenden Einfluß des klassischen Stiles, dem volkstümliche Wendungen weichen. Man vergleiche folgende Belege des ersten und zweiten Druckes:

Wenn mich die Menschen fast zu Tod gequälet,  
So suchst' und fand ich Trost im frommen Hain:

Wenn mich die Menschen fast zu Tod gequälet,  
Stieg auf den Berg ich, in den Wald hinein.

Den frommen Hain ersetzen in der zweiten Auflage weiter unten die gottvertrauten Bäume —

Und wenn ich sie (die Freunde = Bäume) beim rechten Namen nannte,  
Da blieb auch nicht der kleinste Wipfel stumm;  
Es regten flüsternd sich viel tausend Zungen:  
Da haben miteinander wir gesungen:

Und da ich sie beim rechten Namen nannte,  
So blieb auch nicht der kleinste Wipfel stumm,  
Sie regten flüsternd ihre tausend Zungen,  
Und miteinander haben wir gesungen.

Doch wenn die Nacht sich still herabgesenket,  
Und ich mich endlich von den Freunden schied,  
Da hat mir jeder noch ein Blatt gesenket:

Doch wenn die Nacht sich still herabgesenket,  
Und ich mich endlich von den Freunden schied,  
Hat mir ein jeder noch ein Blatt gesenket.

Nun komm' ich in das Land herabgezogen,	So komm' ich in das Land herabgezogen
Die bunten Blätter trag' ich auf dem Hut;	Mit bunten Blättern um den Wanderhut,
Doch ist davon zu euch ein Blatt geflogen,	Und ist davon ein Blatt herabgeflogen,
So nehmt es auf und faßt den rechten Mut,	So zeig' es Weg und Steg, hast du den Mut
Mit Andacht selbst im Walde aufzulauschen,	Emporzuklettern, wo die Genssen pfeifen,
Mit freien Eichen hoch emporzurauschen!:	Im Wollenmeer die Luftpiraten schweifen.

Dies Streben abzurunden verkürzt zwei Gedichte, Heinrich Victor von Neuwied und den sächsischen Tambour — dieser fehlt in den sämtlichen Werken — um je eine überflüssige Strophe. So fehlen in der zweiten Auflage:

Auf den fernen Pyrenäen  
Schrieb er diese Zeichen ein,  
In den Tälern, auf den Höhen  
Mußte Blut geopfert sein! (1. Aufl. S. 68.)

Dem Sachsenkönige galt mein Eid:  
Ihn hab' ich gehalten zu aller Zeit!

(Der sächsische Tambour 1. Aufl. S. 80.)

Der Deutlichkeit und geschichtlichen Richtigkeit sollten wohl ein paar kleine Wandlungen im Andreas Hofer dienen:

Will sterben, wie ich stehe,  
 Will sterben, wie ich tritt: (1. Aufl. S. 72.)  
 Will sterben, wie ich stehe,  
 Und wie ich stand und tritt. (2. Aufl. S. 20.)

Und von der Hand die Binde Nimmt ihm der Korporal, Andreas Hofer betet Allhier zum letztenmal: (1. Aufl. S. 72.)	Und von der Hand die Binde Nimmt ihm ein Grenadier; Andreas Hofer betet Zum letztenmal allhier. (2. Aufl. S. 21.)
---	--

Der Stilverfeinerung entspricht Mosens Stellung zum Dichterberuf, den die neue Auflage öfter ins Auge faßt als die alte, dort nur in einer Strophe des Zurufes, hier in drei Gedichten, wenn man ein paar Stellen in der Antwort (S. 61) und des Gedichtes in das Gutenberg-Album (S. 78) nicht rechnet. Der Strophe im Zuruf, die beginnt: Stehst du zum deutschen Sängerkorden (S. 60), entspricht in der zweiten Auflage Frisch, mein Lied (S. 10), das Mosens hier auch neben den Zuruf gesetzt hat. Beide fordern im Sinne des jungen Deutschlands zum Kampfe für bürgerliche Freiheit. Sie erklären sich aus der Hegelschen Weltansicht<sup>1)</sup>, wonach der Fortschritt zum Besseren nur aus dem Kampfe der Gegensätze hervorgeht, und aus dem Mosenschen Gedanken, daß der Kampf poetisch ist.<sup>2)</sup> So begleitet das Lied den Kampf:

Frisch, mein Lied, wie Wetterstein In die Männerschlacht hinein! Wo die jungen Helden streiten Für das heil'ge Vaterland,	Sollst du an der Spitze schreiten, Flammen sprüh'n in Herz und Hand, Wo die schärfsten Zungen fragen, Die Kanonen Antwort sagen. <sup>3)</sup>
--	---

So heißt es am 16. Dezember 1845 an Stahr (S. 124): Wie sich die politischen Parteien immer entschiedener in Deutschland herausarbeiten, wirst Du überdies zeitig genug bei Deiner Rückkehr sehen. Poeten und Künstler sind die Regimentsmusikanten, welche auf dem Marsche nach dem Schlachtfelde zu lustig vorausblasen, wenn das Heer sich aufstellt. Dem Feinde gegenüber werden sie hinter die Fronte kommandiert. Mir kommt

1) Brief an A. Stahr den 15. Januar 1843 a. a. D. S. 52: Nur kann er (Hertwegh) nicht wissen, daß die Partei, welcher er angehört, nur eben zu dem Kampfe mit der Gegenpartei da ist und der Kampf in der Entwicklung seiner Kräfte selbst die transitive Freiheit ist. Vgl. S. 49 ff.

2) An Stahr den 15. Januar 1843 S. 51: „Die Freiheit, wie die Poesie ist das Waffenblitzen in der Schlacht. Welcher Partei gehört es an? — Oder bestimmter gefragt: so! jede Schlacht ist ein poetischer Moment! — Beide Heere im Gegeneinander geben den Stoff dazu. — Der Poet ist der Funke, der ausleuchtet beim Zusammenschlagen von Stein und Stahl.“

3) Man beachte, wie die Strophe, für sich gelesen, unbestimmt läßt, ob es gegen den inneren oder äußeren Feind geht. Mosens wollte das.

es fast vor, als stünden schon die Kanoniere neben dem Geschütze mit der angebrannten Lunte.<sup>1)</sup>

Klingt die Strophe des Zornes wie Frisch, mein Lied, so geht der Denkspruch über beide hinaus:

Der Dichter wurzle tief in seinem Volke  
Und steig' empor frisch wie ein Tannenbaum,  
Mag dann er brausen mit der Wetterwolke  
Und auch sich wiegen in des Lenzes Traum;  
Denn mit dem Weltgeist eins in jeder Regung  
Fühl' er des Daseins leiseste Bewegung.<sup>2)</sup> (2. Aufl. S. 76.)

Zwar möge der Dichter auch hier mit der Wetterwolke brausen<sup>3)</sup>, d. h. Kampflieder singen, doch wiegt er sich auch in des Lenzes Traum, singt Naturlieder. Der ganze Spruch bedeutet wohl, was die Briefe um die Zeit des Druckes so oft wiederholen: Der Dichter stehe über den Parteien. Vielleicht richtet sich der Denkspruch gegen Herwegh, den Parteidichter, dem zu gleicher Zeit nur unverblümter Geibel und Freiligrath dichterisch entgegentraten. So schreibt Moser am 30. Oktober 1842 an Stahr (S. 37): „Man mag das Leben ansehen, wie man mag, der Dichter muß von der Partei, nicht aber vom Prozesse, welcher durch ihren Kampf bedingt wird, abstrahieren. Die Poesie ist eine Tochter der absoluten Freiheit, sie mag von keiner Seite her einen Zwang ertragen“, welcher letzte Satz hier mehr Schillerische als romantische Bedeutung hat.<sup>4)</sup> „Dort in Paris wird er“, heißt's im selben Briefe, „aber nur ein Parteimann sein, aber kein Dichter“, und am 30. Dezember 1842 S. 43: „Ich glaube nicht, daß ich zu einem Parteipoeten passe, denn dazu gebraucht man die Rhetorik, wie Herwegh sie hat, welcher verhaltene Parlamentsreden in Reime bringt und das große Publikum entzückt. Sobald die neue Auflage erscheint, sollst Du sie als Beleg von dem allen bekommen“ . . . „Ich werde nicht wie Herwegh mir die Seele nach Gerechtigkeit ausschreien, aber ich will die

1) Vgl. an Stahr am 15. Oktober 1842: „Bald, nur zu bald wird das bewaffnete Entsetzen hereinbrechen“ und den Gegensatz des Alten (2. Aufl. S. 65), worin Moser die Revolution „geharnischt mit Entsetzen“ kommen sieht.

2) Der Druck hat fälschlich Führt', die dritte Auflage hat richtig Fühl'. Der Denkspruch steht unter Mosers Bildnis im 1. Bde. der Sämtlichen Werke 1863. Vgl. zu den beiden letzten Zeilen: „Ich ging im wesentlichen davon aus, in der Poesie plastisch meine Zeit zur Erscheinung zu bringen, mithin mein Ich zu erweitern für die ganze Welt des Daseins“. Moser an Stahr am 10. Februar 1845. S. 104.

3) Vgl. den Leitspruch:

Hoch aus dem Eichenwald	Hoch aus dem Eichenwald
Brausen die Wetter,	Rauschen die Blätter.

4) „Die Romantik ist die Willkür des phantastischen Ich's“ am 10. Februar 1845 an Stahr S. 103.

Seelen der Menschen durch das Schöne zur Wahrheit bilden helfen mit allen, welche mit mir streben, denn wo der Gesang und die Harmonie desselben aufhört, beginnt das Geschrei und das verlegt mich in der innersten Seele. Selbst meinem Kanarienvogel verhänge ich den Käfig, wenn er schreit und schmettert. — Wo bei mir die Indignation über Nichtswürdigkeit eintritt, kleidet sie sich lieber in Spott, Persiflage und alle Mittel, welche die Poesie in jener Region hat. So in dem Kongress von Verona!“ und in Sünde und Sühne der lyrischen Gedichte (2. Aufl.) fügen wir hinzu, wo Mosen der Volksbedrucker spottet, während die Vision der ersten Auflage sie mit furchtbarem Ernste straft. Ernst waltet auch im dritten Gedicht der zweiten Auflage, das ausdrücklich vom Amte des Dichters redet, im Gefangenen, dessen Parteihaß der Dichter nicht stachelt, sondern den er tröstet und mahnt zur Treue gegen sich selbst, zum Verzicht auf eiteln Ruhm, zur Selbstaufopferung.<sup>1)</sup> Der Gefangene stimmt genau zu den Worten an Adolf Stahr, am 15. Januar 1843 geschrieben (S. 52): „Würde ich durch schändliche Zufälle aus der gestaltenden Poesie herausgeworfen, so würde ich auch einer Partei verfallen müssen und wollen. Mitten im Kampfe gab es aber immer Männer, welche während desselben die heiligsten Güter der Menschheit — das ewige Feuer, an welchem das historische Leben immer wieder seine Fackel anzündet — ruhig in Obhut nehmen im Verständniß mit der großen Zukunft, — (Koppler im Dreißigjährigen, Hegel im Deutsch-Französischen Kriege, Goethe und auch Schiller), laß uns dazu gehören — Du in der Wissenschaft und Kritik — ich in der Poesie, solange es uns nur gegönnt sein mag!“

Das historische Leben beschäftigte Mosen ausdrücklich schon im ersten Druck:

Ich konnt' nicht schlafen, und die Nacht war lang,  
So las ich denn in eisernen Geschichten  
Von vieler Völker Auf- und Untergang. (Weltfünfe S. 93.)

Mosen sieht, wie die anderen Verse lehren, die Gegenwart in der Vergangenheit, die Zeitsünde, d. h. den Mangel an Opfermut als Weltfünfe! Öfter noch gedenkt die zweite Auflage der Geschichte. Sie fordert im letzten Trost ausdrücklich dazu auf:

1) Der Gefangene S. 50—53 2. Aufl.: Doch gabst du dich zum Opfer deinem Gotte, Der Menschen selbst bei deinem Volk gesucht, So mach zum Deta deine dunkle Grotte, Verklärte in Flammen, laß den Staub der Rotte! Vgl. an Stahr den 15. Januar 1843 S. 53: „Den freiwilligen Feuertod auf dem Deta“ und an denselben am 29. Oktober 1845 S. 116: Bei dem Vorrücken im Leben bemerkt man immer mehr, daß die Natur die Menschengeschlechter nur zum Stoffe für die formende Geschichte liefert; unermüdet bringt sie dieselben Gestalten hervor, bis sie sich erlösen von der schlechten Endlichkeit in den Flammen der Latenbegeisterung, wie einst Herkules auf dem Deta.

Arme Seele, findest du	Ohne Fagen, ohne Grauen, —
Nirgend's weder Trost noch Ruh',	Höre ihren Donnerschritt! —
So versenk dich in die Nacht,	Weiter, weiter mit Vertrauen!
Zu der Zeiten alten Schacht,	Bis du siehst vom Angesichte
Weiter geh mit festem Tritt	Dort den Gott der Weltgeschichte!

(2. Aufl. S. 80.)

Der Donnerschritt hier und die eisernen Geschichten dort bedeuten wohl die Hegelsche Art der Auffassung: Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Der Aufforderung des letzten Trostes kommt das Gedicht nach: In das Gutenberg-Album, wo Mosen die deutsche Geschichte in den Hauptwendungen an sich vorüberziehen läßt, auch darin Hegel ähnlich, daß er die Entwicklung als ein Erwachen aus Träumen darstellt.

Fassen wir das Gesagte zusammen, so erscheint Mosen in der zweiten Auflage der vaterländischen Gedichte zwar als der alte<sup>1)</sup>, jungdeutsch als Gegenwartsdichter, aber mit deutlicherer Wendung zu der deutsch-klassischen Dichtung als vorher. Im einzelnen zeigt die neue Auflage eine noch stärkere Beachtung des Vaterländischen, glatter Form, des Dichterberufes, der ausdrücklichen Beschäftigung mit der Geschichte.

---

## Sage und Geschichte in Gustav Schwabs *Mahl zu Heidelberg*.

Von Dr. Paul Weizsäcker in Calw.

Die geschichtliche Tatsache, die dem schönen und weit verbreiteten Gedicht Gustav Schwabs zugrunde liegt, der Pfälzer Krieg von 1462, der mit der Gefangennahme der gegen Kurfürst Friedrich I. von der Pfalz verbündeten Fürsten Graf Ulrich V. von Württemberg, Markgraf Karl von Baden und Bischof Georg von Metz in der Schlacht bei Seckenheim sein unerwartetes Ende nahm, ist in der Hauptsache bekannt genug, um hier einer näheren Darlegung zu bedürfen. Das Ereignis machte auf die Zeitgenossen einen tiefen und nachhaltigen Eindruck, der sich namentlich in mehreren Liedern und Sprüchen in deutscher und lateinischer Sprache, namentlich Lobliedern auf den Sieger und Spottliedern auf die Gefangenen äußerte, v. Siliencron Nr. 112—115. Aber von dem Kernpunkt des Schwabschen Gedichts, dem *Mahl*, das der Kurfürst den Gefangenen „am andern Morgen“

---

1) Wie Frisch, mein Lied, dem Zuruf, so entspricht die Antwort dem Berglieb, an dessen Stelle sie rückte, als das Berglieb hinter Meine Eiche zu stehen kam. Die neue Anordnung der vaterländischen Gedichte unter sich zeigt das Bestreben, Verwandtes zusammenzustellen und doch zu wechseln.

bereiten läßt, findet sich in den gleichzeitigen Liedern und auch in den geschichtlichen Darstellungen vor dem Anfang des 16. Jahrhunderts keine Spur. Es dürfte sich daher verlohnen, zu untersuchen, welche Quellen Schwab in seinem Gedichte benutzt hat, und wie sich in diesen Sage und Wirklichkeit zueinander verhalten.

Eine Hauptquelle sind ohne allen Zweifel die Schwäbischen Annalen des Crusius, lateinische Ausgabe 3, 409 flg. Dies geht nicht nur daraus hervor, daß Crusius einmal sagt, die Gefangenen seien gut behandelt worden, sondern auch aus der hier allein sich findenden Nachricht, der Pfalzgraf habe hinter jeden Reiter noch einen Fußgänger aufsitzen lassen: „heißt springen auf die Kofse zwei Mann auf einen Sitz.“ Aber die einzige Quelle kann doch Crusius nicht sein. Gerade das eine *Mahl* des Gedichts, das der Dichter schon am anderen Tage den Fürsten bereitet werden läßt, findet sich bei Crusius nicht. Nach Schwab könnte es scheinen, als ob die Gefangenschaft nur kurze Zeit gedauert hätte; in der Tat währte sie, wie auch Crusius sagt, fast ein Jahr und war sehr grausam. Ulrich habe nachher geklagt, „er seye gestöckt und geblöckt worden“. Die Sage von der Brotentziehung hat auch Crusius, aber er stellt die Sache so dar, als seien die Fürsten das ganze Jahr hindurch gut gespeist und ihnen dabei nur kein Brot gereicht worden (*cibo bono apposito, dempto pane*). Und nicht Ulrich ist es, der nach dem Grund dieser Maßregel fragt, sondern die Fürsten insgesamt. Nun ist es ja natürlich, daß der Dichter diese Überlieferung so nicht brauchen konnte, sondern um eine wirkungsvolle Handlung zu gestalten, den Vorgang auf eine kurze Zeit zusammenziehen mußte. Aber diese dichterische Notwendigkeit genügt nicht, um Crusius für die einzige Quelle des Dichters gelten zu lassen. Mag Schwab immerhin durch Crusius auf den Stoff aufmerksam gemacht worden sein, für die poetische Ausgestaltung konnte sie ihm kaum genügen, und er wird wohl bei weiterer Umschau sich auch die Frage vorgelegt haben, woher die Sage von der Brotentziehung bei dem einen *Mahle* oder bei allen *Mahlzeiten* während der Gefangenschaft stamme. In Sattlers *Geschichte des Herzogtums Württemberg* unter den Grafen 3, 16, konnte er diese Sage ähnlich wie bei Crusius, aber mit Beschränkung auf ein *Mahl* kurz und zweifelnd berichtet finden, ebendort auch eine Verweisung auf Kremers *Urkunden zur Geschichte Pfalzgraf Friedrichs* finden, auf den sich Sattler beruft. Ich habe dieses Werk nicht zur Hand, aber aus anderen Nachrichten, die Sattler beibringt, geht zur Genüge hervor, daß der Pfalzgraf bestrebt war, die geradezu grausame Behandlung, die er seinen Gefangenen zuteil werden ließ, durch allerlei Kunstgriffe in milderem Lichte erscheinen zu lassen. Er ließ z. B. den Grafen Ulrich in Stock und Fesseln einen eigenhändig geschriebenen Revers ausstellen, daß er „von dem

Pfalzgrafen während seiner Gefängnis nach Gestalt der Sachen freundlich und gütlich gehalten und auch freundlich vor ihn gelassen worden sei“, und bei der Entlassung, die nebenbei doch nicht ohne demütigende Formen vor sich ging (Sattler 3, 28), habe er sie auf dem Schlosse „herrlich tractiert“ und jeden Fürsten mit einem kostbaren Pferde, das wohl 100 fl. wert war, beschenkt. Das konnte er schon, wenn er von Graf Ulrich allein über 100000 Goldgulden Lösegeld erhielt. Wenn Schwab die von Kremer mitgeteilten Urkunden las, konnte er wohl auf die Meinung von einer glimpflichen Behandlung der Gefangenen kommen. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß er sie gelesen hat, denn er verrät doch in Strophe 5 flg., daß ihm nicht unbekannt war, wie hart die Fürsten behandelt wurden.

Aber hier tritt nun deutlich zutage, daß der Dichter, um ein abgeschlossenes kleines Kunstwerk zu gestalten, doch eben genötigt war, die in seinen Quellen vorgefundene Überlieferung der Sage in der Weise abzuändern, daß er weder das Mahl ohne Brot sich während der ganzen Gefangenschaft wiederholen ließ, noch von der Nachricht Sattlers Gebrauch machte, der den Pfalzgrafen seinen Gefangenen bei der Entlassung ein herrliches Mahl bereiten läßt. Vielmehr folgte er der von Sattler 3, 16 berichteten und zugleich bekämpften Erzählung Kremers, wonach der Pfalzgraf gleich nach der Einbringung der Gefangenen sie herrlich bewirten, ihnen aber kein Brot vorlegen ließ und ihnen, als sie nach der Ursache fragten, eine Strafpredigt gehalten habe, daß denen kein Brot gehöre, welche gegen das Kriegsrecht die Früchte im Felde verdorben und die Mühlen verbrannt hätten. Indem Schwab dieser bei Sattler gefundenen Wendung Kremers den Vorzug gab, die auch für die dichterische Behandlung wirklich ein Vorzug war, ist er freilich der Gefahr nicht entgangen, daß das geschichtlich Tatsächliche der langen und harten Gefangenschaft verdunkelt wurde, ein Fehler, der den dichterischen Wert der Ballade in keiner Weise beeinträchtigt, sondern vielmehr wesentlich hebt.

Daß Schwab den Grafen Ulrich zum Sprecher der Fürsten macht, kann sehr wohl seine eigene Erfindung sein. Doch ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß er das Lied auf Herzog Ulrich vom Jahr 1519 kannte, das in einer Münchener Handschrift erhalten, von v. Aretin, Beiträge zur Gesch. u. Lit. Bd. 4, S. 508 ff. schon 1805 und jetzt von Steiff, Geschichtliche Lieder und Sprüche Württembergs (Stuttg. 1901) S. 178 ff., Nr. 47 veröffentlicht worden ist. Hier heißt es B. 223 ff. von Herzog Ulrich:

Set er betracht seiner eltern gschicht!  
 des namens einer (d. h. Ulrich) übl gleiche tat,  
 der auch die frucht verderbt hat  
 und von ain pfalzgraf gefangen wart;  
 do was an im kain ehen gspart



dann nur das prot; darnach er fragt,  
warumb ihm solchs würd versagt,  
da wart im dise antwort kunt:  
er het das traid verderbt in grunt,  
darumb ers prots nit wirdig wär.

Dieses Lied braucht aber Schwab, wie gesagt, nicht notwendig gekannt zu haben. Wichtig ist diese Stelle darum, weil hier zum erstenmal die Sage von der Brotentziehung, und zwar mit spezieller Anwendung auf Graf Ulrich von Württemberg begegnet. Später findet sie sich bei Herolt (der 1541—1545 schrieb) in der Chronika von Hall, hg. v. Schönhut 63, bei Crusius a. a. O. und „aus dem Munde des Volks“ bei Freher, in seinen Anmerkungen zu Trithemius (Freher *Rerum Germ. script.* 2, 362 ed. Struve), vgl. C. F. Stälin, *Würtemb. Gesch.* 3, 544, 2. Trithemius selbst, der den Überfall bei Seckenheim ausführlich beschreibt, weiß von dem „Mahl zu Heidelberg“ noch nichts, ebenso Heinrich Steinhöwel in seiner Beschreibung einer Chronik usw., nicht einmal in der zweiten Ausgabe von 1531.

Wir stehen also vor der Frage, wann und wie diese Sage entstehen konnte. Da sie von Kremer in seinem *Codex Diplom. zu Pfalzgraf Friedrichs Leben* S. 305 berichtet wird, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß ein Kern von Wahrheit darin ist, und daß der Pfalzgraf selber es war, der die Geschichte zur Beschönigung seiner sonst so harten Behandlung der gefangenen Fürsten aufbrachte, wenn nicht gar wirklich ausführte. Mit seinem sonstigen Verhalten würde eine derartige Handlungsweise keineswegs im Widerspruch stehen.

Eine andere Spur für die mögliche Entstehung dieser Geschichte biete eine Stelle eines Liedes auf die Schlacht von Seckenheim von einem Mitkämpfer und Mitgefangenen, Hans von Westernach (v. Liliencron Nr. 115, Steiff Nr. 10), wo es B. 28 ff. heißt:

si wurden all gefangen.  
Deselben was der pfalzgraf fro,  
wann er tet vast umbrennen;  
er sprach: „si zalen wol das stro,  
das si han lassen brennen.“

Freilich weiß auch dieses Lied nichts von der Bewirtung der Fürsten ohne Brot, aber die dem Pfalzgrafen in den Mund gelegten Worte tragen doch so sehr den Stempel der Ursprünglichkeit, daß an ihrer Wirklichkeit nicht zu zweifeln ist. Und wenn man bedenkt, daß solche Lieder weite Verbreitung fanden und von Mund zu Mund gingen, so scheint es nicht unmöglich, daß sich aus diesen Worten die Sage von dem brotlosen Mahle gebildet hat. Im übrigen schließt das Schweigen dieses Dichters von der

Bewirtung der Fürsten nicht aus, daß diese wirklich stattfand, da das Lied in der Gefangenschaft gedichtet ist und es somit wohl geschehen konnte, daß der gefangene Dichter nichts davon erfuhr. Merkwürdig bleibt immer der Anklang der obigen Worte an die zwei letzten Strophen des Schwabschen Gedichtes; besonders an die

Nun spricht, von wessen Schulden  
Ist so mein Mahl bestellt? — —  
Drum sendet flugs die Schüssel  
Und öffnet euren Schatz. —

Aber es soll damit keineswegs behauptet werden, daß Schwab jenes Lied gekannt habe. Für einen Dichter von der Bedeutung Schwabs genügten die beiden Quellen Crusius und Kremer bei Sattler vollauf zur Gestaltung des ansprechenden Gedichtes, das sich in allen Schulen Deutschlands ein Heimatrecht erworben hat. Aber es war vielleicht doch nicht ganz uninteressant, zu sehen, wie sich in dem zugrunde liegenden Stoffe Sage und Wirklichkeit, Dichtung und Wahrheit zueinander verhalten, und wie die Erzählung, selbst wenn sie von Kremer aus Urkunden des Pfalzgrafen geschöpft wäre, damit noch nicht als geschichtlich erwiesen ist und ihre Entstehung ebensogut einer gelegentlich gefallenen Äußerung des Pfalzgrafen verdanken kann, die, von einem Beteiligten aufgefaßt und weiter verbreitet, die Phantasie reizte, daraus eine besondere Geschichte herauszuspinnen. Wie dem auch sein mag, sicher ist, daß das Gedicht Schwabs seinen Hauptreiz gerade dem geschichtlich schlechter bezeugten, poetisch wertvolleren Teil der Erzählung verdankt.

## Noch einmal Volksetymologisches von der deutsch-französischen Sprachgrenze.

Von Bibliothekar Dr. F. Mentz in Straßburg i. E.

Zu dem interessanten Aufsatz, den Dr. B. Hoffmann im 4. Heft dieses Jahrganges der Zeitschrift über diesen Gegenstand veröffentlicht hat, seien im folgenden einige Bemerkungen gestattet.

Das Forsthaus Schirrgut hat seinen Namen nicht von der in der Nähe entspringenden Quelle Chergoutte (oder Chirgoutte, wie sie in dem Werke „Das Reichsland Elsaß-Lothringen“<sup>1)</sup> genannt wird), wenigstens nicht

1) Das Reichsland Elsaß-Lothringen. Landes- und Ortsbeschreibung, herausgegeben vom Statistischen Bureau des Ministeriums für Elsaß-Lothringen. 3 Teile. Straßburg, Metz, 1898—1903. Auf diesem Werke beruhen auch die weiteren ortskundlichen Angaben unseres Artikels.

unmittelbar. Es ist vielmehr, wie häufig die Forsthäuser im Reichslande, nach dem Waldbezirk benannt, in dem es steht, und dieser verdankt seine Benennung allerdings der Quelle Chirgoutte. Offiziell führt das Haus den Namen Schirrgut erst seit 1897, doch wurde es ortsüblich schon vorher so genannt, wahrscheinlich aber nach französischer Art geschrieben. Daß aber cher- oder chirgoutte wirklich „das köstliche Wässerchen“ bedeutet, dürfte doch Zweifel unterliegen. Lautlich würde zwar wohl nicht viel im Wege stehen. Wie der Verfasser richtig sagt, wird das e von cher im dortigen Patois etwas nach i hing gesprochen, d. h. das Wort cher lautet nach Horning<sup>1)</sup> dort *çyoëz*, d. i. etwa „schöch“, wobei das *ç* wie in „ach“ zu sprechen ist. Ein *schöchgoutte* konnte wohl bei oberflächlichem Hören als *chergoutte* oder *chirgoutte* aufgefaßt werden. Aber im allgemeinen ist das Volk bei seinen Benennungen nicht so gefühlvoll, und wo ähnliche Bezeichnungen vorliegen, wie z. B. bei Bonnefontaine oder Gutenbrunnen, handelt es sich, wenigstens im Reichslande, stets um eine Heilquelle, die womöglich zugleich Wallfahrtsort ist. Dies ist aber bei der Chirgoutte nicht der Fall. Jedenfalls ist, da die Gegend ursprünglich und noch bis ins 17. Jahrhundert deutsch redende Bewohner hatte<sup>2)</sup>, keineswegs ausgeschlossen, daß Chirgoutte selbst ein ursprünglich deutscher Name ist. Es gibt in Elsaß-Lothringen folgende ähnlich anlautende Orts- und Wasserlaufbezeichnungen: Scheralmendgraben, Scherhol (Berg), Scherfische, Scherkopf (Berg), Schermattgraben, Scherweiler; ferner Schirader, Schirbach, Schirrdorf, Schirrhagweiher, Schirrhein, Schirrhofen, Schirmatt-runz, Schirweiher; außerdem heißt ein Nebenfluß der Andlau die Scheer (schon 1135 als *Soera* erwähnt). Einigen der mit Schir beginnenden Namen, z. B. Schirbach, wohl auch Schirrhofen, liegt das Wort Scheuer, in der Mundart Schir, zugrunde; auch für Chirgoutte wäre dies nicht unmöglich, obgleich es sich natürlich nicht ohne weiteres beweisen läßt. Für das französische *goutte* dürfte dann ursprünglich *runz* — die im Elsaß häufige Bezeichnung eines ganz kleinen Wasserlaufes — bestanden haben; aus Schirrunz wäre Chirgoutte geworden, vielleicht mit volksetymologischer Anlehnung an cher. — Damit soll nicht bestritten werden, daß in anderen Fällen französisches *goutte* zu „gut“ oder „gott“ geworden ist; so soll das vom Verfasser angeführte Meisengott tatsächlich aus *Maisons Goutte* entstellt sein, Willgottheim allerdings, das er auch anführt, ist fernzuhalten, denn es hieß ursprünglich Willgoltheim, ist also ein guter deutscher, mit einem Personennamen gebildeter Ortsname, liegt ja auch in durchaus deutsch redendem Gebiete.

1) Die ostfranzösischen Grenzdialekte zwischen Metz und Belfort (Frz. Stud. V), S. 9.

2) Vgl. Witte, Zur Geschichte des Deutschtums im Elsaß, S. 51.

Dagegen stimme ich dem Verfasser vollständig bei in der Annahme, daß Perteux aus dem Deutschen entlehnt und entstellt ist. Noch auf einer Karte von 1806 steht Bärhöhe. An Zusammenhang mit pierre ist gewiß nicht zu denken, denn dies Wort lautet in dem dortigen Patois nie per oder ähnlich, sondern hat stets den i-Vorschlag vor dem e.

Auch mit seinen Zweifeln über den Sinn der Patoisbenennung des Hochfeldes (Champ do fé) dürfte der Verfasser im Rechte sein. Kenner des Patois führen zwar zugunsten der jetzt wohl am meisten geglaubten Deutung „Viehfeld“ an, daß man für Vieh dort fö sage, und daß dies aus dem Deutschen entlehnt sei, aber um die Sache sicherzustellen, müßte sich doch erst einmal die deutsche Bezeichnung Viehfeld wirklich nachweisen lassen. Dies ist aber meines Wissens bis jetzt nicht gelungen, dagegen kommt der Name Hochfeld bereits in Urkunden des 14. Jahrhunderts vor.

Über die Frage, ob ru oder rupt zu schreiben, möchte ich als Nicht-Romanist kein Urteil wagen, aber daß in Fonrupt der erste Bestandteil fons (Quelle) sein soll, scheint mir nicht recht glaublich. An sich wäre zwar gegen die Tautologie „Quellbach“ nicht viel einzuwenden, da z. B. auch Goutte-au-Rupt (falls dies ähnlich zu deuten) und deutsch „Bachrunz“ vorkommt, aber da der Name Ranrupt (d. i. die Gemeinde, zu der Fonrupt gehört, zugleich auch Bachname) aus Rognesbach (Bach des Magin?) entstanden bzw. übersetzt ist, liegt es doch nahe, auch für Fonrupt Zusammensetzung mit einem Personennamen zu vermuten.

Einigermaßen entscheiden werden sich alle solche Fragen erst lassen, wenn einmal für das ganze Reichsland oder wenigstens einen größeren Teil desselben die alten Ortsnamen und besonders auch die Flurbezeichnungen erschöpfend gesammelt sind, doch sei es gestattet, im Anschluß an die eben besprochenen noch einige weitere Beispiele von Mißverständnissen oder Umdeutungen aus dem Grenzgebiete zu bringen.

Bereits an anderer Stelle<sup>1)</sup> habe ich auf den Namen Thimbach (Gemeinde St. Kreuz im Lebertal) hingewiesen. Derselbe hieß ursprünglich Lattenbach: dies wurde von den Franzosen in Latembach, Latimbach und schließlich La Thimbach verändert. Noch 1870 ließ man bei der Rückverdeutschung das La als französisches Geschlechtswort weg, und so blieb Thimbach übrig. — Hieran reiht sich der seltsame Name Yquell für ein Ferienhaus in dem Weiler Quevelles bei Vorbruck. Der Name ist, wie bei Schirngut, der Flurbezeichnung entnommen, diese aber — Canton d'Yquell oder d'Yquell — dürfte weiter nichts als eine Entstellung von „die Quelle“ sein. Auch den Weileramen Quevelles, der 1756 les

1) Zeitschrift des Allgem. Deutschen Sprachvereins 17, 1902, Sp. 39—40.

Cuvelles lautete, hat man als „Quellen“ aufgefaßt; da jedoch für 1576 die Form Gefel überliefert ist, könnte auch ein ursprüngliches „Gefälle“ zugrunde liegen. — Die unglückliche Umdeutschung Häring für den Berg le Hareng, der seinerseits aus Hochrain romanisiert ist, hat Dr. Hoffmann schon hervorgehoben. Ein anderes Mißverständnis des Wortes Rain dürfte vorliegen in dem Namen Rheinkopf, der Bezeichnung für einen der höchsten Berge der Vogesen, im Grenzkamm (daher: Rain). Allerdings wird derselbe 1550 Reukopf genannt, was vielleicht nicht zu Rain stimmt, aber jedenfalls hat er mit dem Rheine nichts zu tun. — Gehen wir nach Lothringen, so finden wir im Kreise Saarburg (Gemeinde Saarburg) einen Weiler Sitifort. Der Name soll nach örtlicher Überlieferung aus „Sieh dich vor“ entstanden sein. Da der Ort ursprünglich aus einem Wirtshause bestand, war die Bezeichnung vielleicht nicht unangebracht.

Die Beispiele ließen sich ohne Zweifel noch vermehren, doch wollen wir, um die Geduld des Lesers nicht zu lange in Anspruch zu nehmen, hiermit unsere Liste schließen.

## Sprechzimmer.

### 1.

In seinem Aufsatz „Volksetymologisches von der deutsch-französischen Grenze“ hat Dr. Hoffmann in Anlehnung an Notizen, die im Jahre 1902 in den Nummern 12, 13, 14, 15 und 18 des „Vogesenblattes“, der Sommerbeilage der „Straßburger Post“, erschienen sind, Ansichten vertreten, die mit den tatsächlichen Verhältnissen und den sprachlichen Eigentümlichkeiten der betreffenden Landesteile in Widerspruch stehen.

Auf dem behandelten Sprachgebiet kommen Wortzusammensetzungen mit rupt (z. B. Grandrupt) und goutte (z. B. Froidegoutte) vor, von denen ich bereits im Jahre 1888 in meinem Werke „Die deutsch-französische Sprachgrenze im Elsaß“ (Straßburg, Heiß & Mündel) S. 13 flg. geschrieben habe: „Wir begegnen diesen Zusammensetzungen in den französisch sprechenden Teilen der Vogesen sowohl auf der östlichen als auf der westlichen Seite . . . Überall da, wo rupt vorkommt, erscheint auch goutte. Wenn man an Blancherupt = Bliensbach, Fertrupt = Fortelbach, Faurupt = Starckenbach . . . denkt, so erkennt man leicht, daß rupt dem Bach entspricht, wie auch das Wort für sich in dieser Bedeutung im Patois vorkommt. Dasselbe ist von rogium oder rivus abzuleiten und sollte ru geschrieben werden, welche Schreibung neben rux in Urkunden vorkommt. Die Schreibung rupt finden wir erst sehr spät, sie rührt von einer falschen Etymologisierung her. Die Zusammensetzungen mit goutte bezeichnen meist Bächlein. Goutte, Patois gotte, ist das französische goutte = Tropfen.“

In Nr. 13 des obengenannten Vogesenblattes hatte ich die eben angeführte Erklärung von *goutte* und *rupt* zur Berichtigung einer in Nr. 12 des genannten Blattes aufgestellten falschen Deutung gegeben. In der folgenden Nr. 14 ging L. Hud auf die Frage wieder ein, schloß sich meiner Erklärung für *goutte* an, glaubte aber für *rupt* das lateinische *raptus* als vermutliches Etymon aufstellen zu dürfen, indem er folgendes ausführte: „Herrn Dr. This gegenüber wage ich die Bemerkung, daß *rupt* nicht unbedingt falsch sein muß. Warum soll es gerade identisch sein mit *ru* = das Wässerchen und von *ruere* = fließen, oder auch *rivus* = der Bach abgeleitet sein? Die alten Lateiner brauchen auch von den *fontes* = Quellen das Wort *rumpere* = hervorbrechen und unter ihnen Vergil gerade die Partizipialform *raptus* = der sich von oben herabstürzt. Also z. B. *Blancherupt* = der Bach, der weiß schäumend abstürzt. Ich gebe diese Erklärung allerdings nur als Vermutung, die aber manches für sich haben kann.“ Die letztere Deutung scheint nun Dr. Hoffmann die unbedingt richtigere zu sein. Er erinnert dabei u. a. an das in die deutsche Sprache aufgenommene Fremdwort „*abrupt*“, worin wir dieselbe Abkürzung der Partizipialform wie in den genannten französischen Ortsnamen fänden, sowie an das französische Substantiv *rupture* oder das entsprechende Zeitwort *rupturer* (*Rupturer* ist übrigens ein ganz neues medizinisches, aus *rupture* gebildetes Verb).

Vor allen Dingen muß festgestellt werden, was schon aus meiner oben gegebenen Erklärung von *rupt* hervorgeht, daß das geschriebene *pt* in dem Worte stumm ist, das Wort also *ru* gesprochen wird. Was dann die Deutung aus lateinischem *raptus* angeht, so ist sie sprachgeschichtlich unmöglich; denn lat. *raptus* hätte nicht *ru*, sondern *rou* bzw. *ro* ergeben, wie lat. [*via*] *rupta* im Neufranzösischen *route* und in dem Patois unseres Sprachgebietes *rote* lautet. Das heutige französische Wort *rupture* ist selbst ein Lehnwort; denn lat. *ruptura* hat *routure* bzw. *roture* ergeben.

Damit fallen alle Deutungsversuche mit lat. *raptus*. *Fonrupt*, dessen erste Silbe nichts mit lat. *fontes* gemein hat, kann also nicht „herabstürzende Quelle“ bedeuten. Ebensowenig ist auch die Deutung von *Blancherupt* als „der Bach, der weiß schäumend abstürzt“ richtig. Dagegen spricht vor allen Dingen der Umstand, daß das Substantiv *rupt* männlich ist; man vergleiche *Grandrupt*, *Bas Rupts*, *Noirrupt* u. a. Das Wort müßte also *Blancherupt* lauten, eine Bezeichnung, die mehrmals vorkommt, einmal als mundartlicher Name für die Weiße Saar in Lothringen, dann als Bach (die Weiß, Zufluß der Fecht) und als Weiser im Kanton Schnierlach, Kreis Rappoltsweiler. Der deutsche Name für *Blancherupt* ist *Bliesbach*; der Ort wird 1371 *Bliesbach*, 1489 *Bliesbach* genannt und lautet heute noch in der Mundart *Bienchéri*, woraus die Franzosen fälschlich *Blancherupt* gemacht haben.

Ein weiterer Grund dafür, daß wir bei Namensdeutungen auf die Sprache der Eingewohnten eingehen müssen, bietet die Bezeichnung *Chirgoutte*, nicht *Chergoutte*, welche Dr. Hoffmann als „teurerer Tropfen“ zu verdeutschern geneigt ist. Leider spricht aber gegen diese Deutung die Mundart des Gebietes, die für lat. *carus* eine andere Lautentwicklung zeigt.

Es ist auch nicht angängig Perheux, den Namen für einige Häuser und Gehöfte, die zu Wildersbach gehören, als eine Nachbildung des deutschen Wortes „Bärenhöhe“ anzusehen. Man erzählt zwar in der Gegend, was ich 1887 schon habe feststellen können, dort seien du temps des ours Bären gewesen. Aber dieser Name ebenso wie Beheu, der Name eines Gehöftes in demselben Sprachgebiet, sind wohl beide als Patoisbildungen aufzufassen und aus der Mundart heraus zu erklären.

Was endlich das in neufranzösischer Benennung mit Champ du feu, in der Mundart mit champ do fé bezeichnete Hochfeld angeht, so hat Dr. Hoffmann in seinem Aufsatz die verschiedenen Erklärungsversuche, die man aufgestellt hat, vorgeführt. Keine dieser Deutungen hat bisher befriedigt. Bei den oben besprochenen Wörtern handelte es sich um Benennungen innerhalb eines Patois sprechenden Gebietes, wo wir vor allen Dingen also auf die dort gesprochene Mundart Rücksicht nehmen mußten. Das Hochfeld dagegen liegt außerhalb des französischen Sprachgebietes und hat zu keiner Zeit innerhalb desselben gelegen. Es bildet die Wasserscheide und heute noch eine scharfe Sprachscheide. Das Hochfeld ist unter diesem Namen urkundlich schon 1393 und dann wieder 1690 erwähnt, während die französische Benennung champ du feu verhältnismäßig sehr jungen Datums ist. Den Bewohnern des französischen Sprachgebietes wurde der breite Berg Rücken unter dem Namen Hochfeld oder wahrscheinlicher Hoffeld bekannt. Sie verstanden aber das Wort nicht, sahen es vielmehr als einen Eigennamen an und bezeichneten den Berg Rücken selbst als Champ d'Hohfeld, gesprochen d'Hofel; diese Benennung wurde, da in der Mundart das Suffix el zu é wird, champ d'Hofé und schließlich in volksetymologischer Umdeutung zu champ do fé = champ du feu.

Straßburg.

Dr. Chis.

## 2.

Mit = gegen, von.

Bd. XVI, S. 603 dieser Zeitschrift berichtet William Fischer aus Blauen, daß es im Egerlande und im Norden der Oberpfalz üblich sei zu sagen: „er hat sich mit ihr geschieden, sie hat sich mit ihm geschieden“ und daß man allgemein deutsch sage „er hat sich mit ihm entzweit“, während es dafür logisch richtiger heißen sollte: „er hat sich von ihr geschieden, er hat sich von ihm entzweit.“ Daran knüpft F. die Bemerkung, es sei interessant zu wissen, ob sich der erwähnte Gebrauch (bei sich scheiden) auch anderswo nachweisen lasse oder auf die genannten Gegenden beschränke. Da nun bisher noch niemand dazu das Wort ergriffen hat, so möchte ich mir einige Bemerkungen über diese syntaktische Eigentümlichkeit erlauben. Zunächst beantworte ich die Frage nach dem Verbreitungsgebiete der Wendung „sich mit jemand scheiden“ dahin, daß nach Albrecht, Leipziger Mundart, S. 171 auch in Leipzig gebräuchlich ist: „er läßt sich mit seiner Frau scheiden“, und sodann möchte ich zeigen, daß die in Rede stehende Erscheinung weder auf die genannten zwei Zeitwörter noch auf das deutsche Sprachgebiet beschränkt ist.

Für den Gebrauch von mit oder gegen, von kommt es eben auf den Standpunkt an, den der Redende oder Schreibende einnimmt. Wenn ich mit jemand kämpfe oder Krieg führe, so tue ich nichts anderes als wenn ich gegen ihn kämpfe oder Krieg führe. Hier denke ich an die einander gegenüberstehenden Feinde, dort daran, daß eine Schlacht nur zustande kommt, wenn zwei Parteien zusammentreffen, also in Gemeinschaft miteinander einen Strauß ausfechten. Für den Fall, daß zwei Heere miteinander gegen ein drittes ziehen, sagen wir von jenen im Interesse der Deutlichkeit: „sie kämpfen im Bunde miteinander“, unterscheiden also ähnlich wie die Griechen zwischen μάχεσθαι τινι und συμμαχεῖν τινι. So erklären sich nun schriftsprachliche und mundartliche Wendungen wie sich zanken mit jemand, sich streiten mit jemand, keine gute Seide spinnen mit jemand, er hat Geduld mit mir neben er ist geduldig gegen mich, er ist freundlich mit mir neben er ist freundlich gegen mich, er ist gut oder böse mit mir und er ist gut oder böse gegen mich<sup>1)</sup>, er tut dumm mit mir und er tut dumm gegen mich, d. h. schmolkt mit mir, Redensarten, die sämtlich in Thüringen und anderwärts häufig vorkommen.<sup>2)</sup>

Mehrfach ist die eine der beiden Ausdrucksweisen noch in älterer Zeit nachweisbar; z. B. finden wir bei Lessing abstechen mit etwas statt abstechen gegen oder von etwas. Mehrfach können wir denselben Vorgang auch in anderen Sprachen beobachten, z. B. in englisch to part with und in lateinisch queri cum aliquo, queri cum deo, fato, fortuna, Anklage erheben gegen, habern mit.<sup>3)</sup>

Vor allem aber ist zu beachten, daß verschiedene Präpositionen die Bedeutungen mit und gegen in sich vereinigen, so ags. und an. við, das Grimm D. Gr. II, 794 übersezt mit contra, aber auch mit iuxta und cum und das dem altfähs. wið, gegen sowie dem englischen with, mit entspricht. Dasselbe Verhältnis liegt vor bei con, mit und der davon abgeleiteten Präposition contra, gegen (vgl. pugnare cum aliquo und contra aliquem). Endlich ist es nicht ausgeschlossen, daß auch „gegen“, ahd. gagan den reduplizierten Stamm von ge enthält, welches gleich dem lateinischen con oder co (= cum) nicht nur die Bedeutung mit hat (Gevatter = compater), sondern auch wie dieses die Vollendung ausdrückt (vgl. conficere und gelingen).

Eine ebenso merkwürdige Berührung wie zwischen mit und gegen liegt zwischen mit und wie vor.<sup>4)</sup> Durch den Gebrauch von wie im Sinne von

1) In der Zeitschrift des Allg. deutschen Sprachvereins Bd. XVII, S. 332 wird auf die Vorliebe des Niederdeutschen für zu = gegen hingewiesen in Verbindungen wie gut, freundlich zu jemand. Ferner möchte ich darauf hinweisen, daß im Nhd. kampfgendōz den Mitkämpfer und den Kampfgegner bezeichnet und daß zwischen Partner und Gegenpart oder Widerpart kaum ein Unterschied gemacht wird.

2) Mitunter ist nur ein geringer Unterschied in der Bedeutung vorhanden, z. B. bei Zeitbestimmungen: mit Tagesanbruch (zeitlicher Zusammenfall), gegen Tagesanbruch (Annäherung).

3) Vgl. auch Matthiae Cic. pro Deiot. § 9 (cui sunt inauditae cum Deiotaro querellae tuae?) und Kritze Vell. II. 230, 3.

4) Dieser Gebrauch erinnert etwas an den Übergang der Bedeutung von ós = wie zu óz = zu, über den nachzulesen ist der Aufsatz in den Indogerm. Forsch. Bd. XII, S. 150 flg.



mit oder von mit im Sinne von wie werden zwei Gegenstände, die man miteinander vergleicht, als miteinander verbunden, als zusammengehörig bezeichnet. Diese Erscheinung können wir schon in der Sprache der Griechen und Römer beobachten. So steht z. B. bei Homer *II* 149 und *α* 98 ἄμα πνοιῆς ἀνέμοιο, zugleich mit dem Hauche des Windes = so schnell wie ein Windhauch, ebenso *ε* 46 und *Ω* 342; ferner *T* 415 ἄμα πνοιῆ Ζεφύροιο und *Φ* 503 μετὰ στροφάλιγγι κωνίης.

In gleicher Weise wird der bloße soziative Dativ verwendet *M* 207: αὐτὸς δὲ κλέγξας πέτετο πνοιῆς ἀνέμοιο. Aus dem Latein lassen sich Stellen vergleichen wie Verg. Aen. I., 572: voltis et his mecum pariter considere regnis oder Cic. Verr. V, 67, 173: Siculi causam suam perisse querentur et mecum pariter moleste ferent, wo pariter cum so viel bedeutet als „ebenso wie“, ferner Sall. Catil. 58, 5: nunc vero quo loco res nostrae sint, iuxta mecum omnes intellegitis. Damit steht in Einklang, daß sich in der deutschen Wurzel sam die Bedeutungen wie und mit berühren; jenes finden wir in gleichsam (d. h. eigentlich gleichwie) und in den mit sam zusammengesetzten Adjektiven, z. B. furchtsam (= wie die Furcht, wie ein Furchtender), dieses in samt (vgl. sammeln, sämtlich), das auch verstärkt wird zu mitsamt. Überdies lassen sich Stellen zur Vergleichung heranziehen wie bei Luther im Briefe von Dolmetschen: sie pochen mit den Eisköpfen auf. . . (= sie pochen wie die Eisköpfe auf. . .) und allgemein deutsch: ich bewohne dasselbe Haus wie mein Bruder = ich bewohne dasselbe Haus mit meinem Bruder, griechisch τὴν αὐτὴν οἰκίαν τῷ ἀδελφῷ.

Eisenberg S.-A.

O. Weise.

## 3.

Zu Hoffmanns von Fallersleben Landsknechtsliedern.

„Varietas delectat“, hat jener Mann gesagt,  
Als er seine Buttermilch  
Mit der Mist=Mistgabel aß.

Daß Hoffmann, wie ihm auch Wilmar in seinem Handbüchlein für Freunde des Volkslieds nachrühmt, in seinen „Liedern der Landsknechte unter Georg und Caspar von Frundsberg“ den rechten Zeit- und Volkston getroffen hat, hat er wohl auch dem Umstande zu verdanken, daß er Redewendungen aus der älteren Literatur passend zu verwenden wußte. So ist zu den obigen Versen das Volksbuch Hans Clauert von Bartholomäus Krüger (Reclam S. 44) zu vergleichen: „Beginnt ihn auch der Kigel zu stechen, vergift seine alte Margreta und gedenkt an das Sprichwort: varietas delectat (wie der Teufel sagte, da er die Buttermilch mit einer Mistgabel aß).“

Northeim.

R. Sprenger.

## 4.

derem, dessen.

In einer Erörterung über die falsche Anwendung schwacher statt starker Eigenschaftswort-Formen hinter Fürwörtern sagt Karl Scheffler (in der Ztschr. des

Sprachvereins XVII (1902) Sp. 70 u.): „Eigentlich ist dieser Fehler fast ebenso schlimm, wie ein anderer, der ebenfalls durch die syntaktische Gleichwertigkeit von 'dessen, deren' und 'sein, ihr' hervorgerufen wird, nämlich: 'in derem Schlosse', 'von dessen Spruch' (so Grenzboten 55, 41, 282) nach den richtigen Verbindungen: 'in ihrem Schlosse', 'von ihrem Spruch'. Wie stark das Sprachgefühl in dieser Hinsicht bei manchem erschüttert ist, zeigt die Tatsache, daß Bornscheuer in vollem Ernste verlangt, 'in dessen Namen' zu schreiben; vgl. Ztschr. 1899, 173.“

Dieser Fehler wird ziemlich häufig gemacht; z. B. heißt es in Grillparzers dramatischem Märchen „Der Traum ein Leben“ in der ersten Ausgabe (1840, Wien, Wallishausser) S. 73 u.:

Bist du immer doch derselbe,  
 Dessen Mute, dessen Schlag  
 Jenes Untiers Grimm erlag.

Dieses 'dessen' kann hier bloßer Druckfehler sein, aber doch wohl auch bewußte Angleichung an den Anlaut des folgenden Wortes, mit dem das richtige *n* ja ohnehin bei schnellem Sprechen verschmelzen würde, — oder auch sogar eine beabsichtigte vorläufige Andeutung, daß es sich um Dative handelt.

Heinze äußert sich über diese „Mißformen“ in seinem Buche „Gut Deutsch“ (6. Berlin 1895) auf S. 32 wie folgt: „Man sollte es nicht für möglich halten, daß dergleichen (Dative von Genitiven!) gebildet werden könnte, und doch finden sich solche sprachlichen Ungetüme: 'Vor derem bettlerischen Anhauch'. 'Das Fehlen von dessen Vollbart'. 'An dem Flusse, zu dessen Wasserspiegel . . .“ Heinze verschweigt leider die Quellen, aus denen er diese Belege schöpfte, ebenso Wustmann die für seine vier (anderen) Belege, die er beibringt (3. S. 42); dieser meint übrigens auch, die Setzer seien die Urheber des Fehlers, und der Schriftsteller selbst lese im Probeabzuge nur darüber weg.

Sanders brachte in seiner „Zeitschrift für deutsche Sprache“ im 7. Bande (auf S. 390 unter Nr. 18) einen Beleg aus Spielhagens 'Sonntagskind' (S. 187) bei: „eine liebliche Musik, nach derem Takte die Feen sich bewegten“ —, im 10. Bande (auf S. 214 unter Nr. 20) einen solchen aus den Novellen 'Abgründe des Lebens' von Ida Boh-Ed: „ein Weib, aus dessen hagerem Antlitz tränenlose Augen auf ihn schauten“ —, und in den „Haupt-schwierigkeiten“ auf S. 241 a unter Nr. 4 noch elf verschiedene.

Ich selbst habe solche Form auch noch zweimal gefunden, u. z. in einem Aufsatze von Wilhelm Asmus (Weimar) über „Den antiken Theatertypus“ im 4. Jahrgange der „Deutschen Dramaturgie“ (1897) auf S. 42: „So entstand die Bühne in dem auch uns geläufigen Sinne in derem Uranfang;“ und in der Tägll. Rundschau vom 9. Juli 1903 (Nr. 316): „Auch für Braunschweig ruht das Recht (eigener Prägungen) seit dem Ableben des Herzogs Wilhelm, mit dessen Bilde 1875 Zwanzigmarkstücke geprägt worden sind.“

Bonn.

Dr. J. Ernst Wülfig.

## 5.

Ein Zitat Luthers aus dem Volksliede von Hildebrant.

M. Heyne in seinem Deutschen Wörterbuch I, 864 zitiert aus dem 8. Bande S. 56 der Weimarer Ausgabe: „so sol sich . . . ire hohe kunst an den alten kessel reiben, und den rechten ram fahen.“ Dieser Satz enthält eine Reminiscenz aus dem alten Volksliede von Hildebrant (abgedruckt in Karl Goedeke's Deutscher Dichtung im Mittelalter [Dresden 1871] S. 548) Str. 13:

Wer sich an alte kessel reibt, empfahet gern den ram,  
also geschicht dir jungen wol von mir alten man,  
den geist mustu mir auffgeben auff dieser heyden grün,  
das sag ich dir gar eben, du junger helde kün.

Rahm fahen (die niederdeutsche Bearbeitung des Liedes hat: de entfengt gerne rôl) heißt: „sich besudeln“. Der erste datierte Druck des neueren Hildebrantliedes erschien Nürnberg 1515, doch ist noch ein älterer undatiertes aus Straßburg vorhanden.

Northeim.

R. Sprenger.

## 6.

Zu Gutzkows „Uriel Acosta“.

In der 11. Auflage des Gutzkowschen Trauerspiels „Uriel Acosta“ (Jena 1882) heißt es auf S. 67:

Auch Judith,  
Manasses Tochter, die Prophetin Baals,  
Die meinem Fluch die Spitze biegen wollte,  
Dat oft um Einlaß —

Ist hier „biegen“ nur ein Druckfehler für „bieten“? Ich kannte bisher nur die Wendung „die Spitze bieten“, die bekanntlich der Fechtkunst entnommen ist; auch Schrader im „Bilderschmuck“ und Borchardt-Bustmann scheinen nur diese zu kennen, und so auch die Wörterbücher. Immerhin könnte Gutzkow vielleicht absichtlich „biegen“ gesagt haben im Sinne von „krumm biegen, abbiegen“; also: dem Fluche die Spitze abbiegen, die Spitze, die Schärfe nehmen, ihn schwächen. — Wie steht in den anderen Auflagen des Stückes?

Bonn.

Dr. J. Ernst Wülfing.

## 7.

Familien-Legenden.

Bekanntlich finden sich in manchen Familien Überlieferungen, die eine Erklärung des Geschlechtsnamens geben sollen. Meist sind diese angeblichen Überlieferungen, wenigstens in nichtadeligen Familien, ohne geschichtliche Begründung, sie sind hinterher aus einer noch dazu gewöhnlich unrichtigen Deutung des Namens herausgesponnen. So hat z. B. in der Familie Bilfinger wohl einmal jemand gemeint: Bilfinger werde ursprünglich „Bielfinger“ gelautet haben, und der Ahnherr sei so genannt worden, weil er an einer Hand (oder auch an beiden) sechs Finger gehabt habe. Der nächste stellt das dann schon einfach als Tatsache hin, und so ist die Legende fertig, an die nun jedes Glied als an eine geheiligte „Familien-Tradition“ glaubt. (Vgl. „Bilfinger“ in Grimms Deut-

(schem Wörterbuche.) Nun aber wird dieser „Tatsache“ sofort der Boden entzogen, wenn man ein geographisches Lexikon zur Hand nimmt und darin findet, daß Bilfingen ein alter Ort im Babilischen ist (1105: Binolfingen = zu den Nachkommen des Binolf), daß demnach Bilfinger weiter nichts ist als „einer aus Bilfingen“, vgl. Abefinger, Efferinger, Gundelfinger u. a., die ebenfalls nichts mit „Finger“ zu tun haben.

Dergleichen Fälle begegnen öfter; selten aber und um so beachtenswerter wird der Fall sein, daß eine solche Sage auf die Sinnesart der Familie oder wenigstens eines ihrer Glieder bestimmend einwirkt. Dies tritt zutage bei dem bekannten Philosophen Friedrich Nietzsche.

Der Name Nietzsche (Nietsche, Nitsche) ist eine vergrößerte Nebenform von Niße, sowie Dietsche von Dieße, Frittsche (Frittsche) von Fritze, Bartsch von Barz usw.; Niße aber, altdeutsch Nizo, ist die regelrechte Koseform von Nidhart und allen zu Nid= („Reid“ d. i. kriegerischer Eifer und Born) gehörenden Namenbildungen.<sup>1)</sup>

Nun aber war in Fr. Nietzsches Familie, wie Möbius mitteilt<sup>2)</sup>, der Glaube, daß der Urgroßvater der Sohn einer polnischen, wegen Religionsverfolgung ausgewanderten Familie gewesen sei. Mit auffallender Leichtigkeit eignete sich danach N. die Meinung an, er stamme von polnischen Edelleuten, den Grafen Niëzky, ab. An dieses Märchen (wie es Möbius selbst bezeichnet) glaubte er noch als reifer Mann, er schreibt in seiner „Kleinen vita“ (1888): „Meine Vorfahren waren polnische Edelleute (Niëzky), es scheint, daß der Typus gut erhalten ist, trotz dreier deutscher Mütter. Im Auslande gelte ich gewöhnlich als Pole, noch diesen Winter verzeichnete mich die Fremdenliste Nizzas comme Polonais. Man sagt mir, daß mein Kopf auf Bildern Matejkos vorkomme.“

So kann es auch nicht wundernehmen, „daß N. sich von irgendeinem Schwindler ein Schriftstück über l'origine de la famille seigneuriale de Niëtzky<sup>3)</sup> aufbinden ließ“.

Dieser Glaube, der Nietzsche durch sein ganzes Leben begleitete, hat nun offenbar auf seine Gesinnung und Haltung eingewirkt, indem er seinen „maßlosen Stolz“ beförderte. Nach einer Seite hin geschah dies in günstiger Weise: als Knabe schon wollte er nicht lügen, weil sich das für einen Grafen Niëzky nicht schicke. Überwiegend aber war es zum Nachteil. So tat N. sich etwas zugute auf die aristokratischen Bekanntschaften, die ihm die Freundschaft Richard Wagners verschafft hatte, und wenn er auch im persönlichen Verkehr seinen Stolz hauptsächlich nur durch ausgesuchte (aristokratische) Höflichkeit zeigte, so wurde er schriftlich desto deutlicher. Als junger Mensch schreibt er an seinen Freund Deussen, der durchaus nicht schroff gewesen zu sein scheint: „Im Ernste, mein Freund, ich muß bitten, wenn Du von mir sprichst, mit etwas mehr Respekt

1) S. Andresen, Die altdeutschen Personen-Namen. — Desgl. des Verfassers Deutsche Familien-Namen. 2. Aufl. 1903.

2) Paul Julius Möbius, Über das Pathologische bei Nietzsche. Wiesbaden, Bergmann, 1902.

3) Übrigens eine sehr unpolnische Schreibung (statt Niëdzki)!

zu reden“, und manchmal behandelte er ihn noch gröber. Als N. ihm seine Ernennung zum Professor in Basel angezeigt hatte, schrieb Deussen ihm einen Glückwunschbrief und konnte dabei etwas Neid nicht unterdrücken. Darauf erhielt er von Niehsche eine Visitenkarte, auf welcher ungefähr folgende Worte standen: „Werter Freund! Wenn nicht etwa zufällige Störungen Deines Kopfes Deinen letzten Brief verschuldet haben, so muß ich bitten, unsere Beziehungen hiermit als abgeschlossen zu betrachten. Friedrich Niehsche.“ Als D. sein Erstaunen ausdrückte, schickte N. ihm den Glückwunschbrief mit einem Kommentar zurück, der ihn für ein Gemisch von Neid, Borniertheit und Bauernstolz erklärte.

Stolz i. P.

Prof. Albert Heintze.

### Bücherbesprechungen.

Remigius Bollmann, Wortkunde in der Schule. Auf Grundlage des Sachunterrichts. I. Teil: Heimat- und Erdkunde. II. Teil: Geschichte. München, Verlag von Max Kellersers Hofbuchhandlung, 1903. Brosch. 2 M., geb. 2,40 M. (Teil III: Naturkunde in Vorbereitung.)

Diese „Wortkunde“ des Münchner Oberlehrers Remigius Bollmann ist für die Hand des Lehrers bestimmt. Sie wird sich ihm nicht nur im Deutschen, nein, auch in anderen Fächern als eine höchst willkommene Fundgrube erweisen, in welcher er wertvolle Fingerzeige für die Geschichte und die Bedeutung des Wortschatzes unserer Sprache findet; enthält doch oft ein einzelnes Wort ein Stück Kulturgeschichte, und manche Sitten und Gebräuche der Urzeit, für die wir keine geschichtlichen Quellen besitzen, lassen sich einzig und allein aus Wörtern und Namen erschließen. Die häufigen Klagen über Gedanken- und Wortarmut der Schüler, über Unklarheit und Unbeholfenheit im Ausdruck, über gedankenloses Maulbrauchen würden verstummen, wenn die Lehrer sich die Mühe nehmen wollten, den Unterricht durch Einflechtung von Wortkundlichem zu vertiefen und zu bereichern. Aus meiner eigenen Schülerzeit weiß ich, wie wir Tertianer aufmerkten, wenn uns der Lehrer solch einen etymologischen Lederbissen oder — wie Hildebrand sagt — solch einen „Bissen Kuchen“ bot. In seiner Schrift „Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule“, die beinahe zum Erbauungsbuch der deutschen Lehrertwelt geworden ist, zeigt dieser große Sprachmeister, wie an Stelle des öden Regelwerkes und grammatischen Systems lebendige Anschauung und selbsttätige Beobachtung treten soll, wie die Ergebnisse der neueren Sprachforschung auch der Schule und damit dem Volke zugänglich gemacht werden können — und wie die Schüler an dem Wunderbau der deutschen Sprache deutsche Art und deutsches Wesen erkennen und schätzen lernen sollen. Hildebrand fordert Veranschaulichung des Wortinhalts nicht bloß bei sinnenfälligen Dingen, sondern auch bei abstrakten Begriffen. Einzugehen ist auf die Abstammung der Wörter, auf ihre Grund-

bedeutung und ihre Bedeutungsentwicklung. Alle Bezeichnungen für abstrakte Begriffe sind bekanntlich von sinnfälligen Dingen, Tätigkeiten und Erscheinungen genommen, die mit den inneren Vorgängen und Zuständen parallel laufen. Der Schüler wird sie um so schärfer erfassen, je mehr er sich ihres sinnlichen Hintergrundes bewußt ist. So sind die Bezeichnungen für die geistigen Vorgänge des Begreifens und Erfassens von dem sinnlichen Begreifen (Angreifen) und Fassen auf das geistige Gebiet übertragen. Durch die Aufhellung des sinnlichen Hintergrundes abstrakter Begriffe und das Auffrischen verwischter Sprachbilder wird „anschauliches“, „gegenständliches“ Denken erzielt; „man fühlt dabei, wie unser Denken unvermerkt in ein Sehen übergeht, ja in ein Bewegen, ein Mitleben und Mittun, und die Jugend ist zu diesem seelischen Mitbewegen noch leichter bereit als die Erwachsenen, d. h. zum gesündesten Denken, das es gibt; was man so faßt, das allein haftet und wurzelt fest in uns; was man nur in sogenannten Begriffen wie von ferne gezeigt erhält, das bleibt nur wie ein Schatten auf der Oberfläche liegen.“ Dabei wird der Schüler zugleich mit Achtung erfüllt vor der dichterischen Gestaltungskraft unserer Ahnen, die den Bilderreichtum unserer Sprache geschaffen, und mit einer gewissen Ehrfurcht vor jedem Worte, das uns als teures Erbe aus grauer Vorzeit erscheint. 30 Jahre sind vergangen, seit Hildebrands begeistert aufgenommenes Buch erschien. Und doch — wie weit ist man heute noch von der Verwirklichung seiner Ideen entfernt! Vollmann findet mit Recht den Grund dafür in der unzulänglichen deutsch-sprachlichen Ausbildung eines großen Teiles der jetzigen Lehrergeneration (nicht bloß der Volksschullehrer) nach der sprachlich-historischen Seite hin. Habe er doch selbst oft genug ratlos oder beschämt vor einem Worte gestanden, das er den Schülern erklären sollte und selbst nicht zu deuten vermochte. Er legte sich insolgedessen unter Benützung einer umfangreichen Literatur eine Sammlung aller jener Wörter, Ausdrücke und Redensarten an, die ihm etymologisch besonders lehrreich erschienen, und von denen er annahm, daß sie auch das Interesse der Schüler wecken würden. Daraus sind die vorliegenden ausgezeichneten „Wortkunden“ entstanden, deren Stoff nach Sachgebieten gruppiert ist. Der 1. Teil behandelt Heimat- und Erdkunde, der 2. Geschichte, ein 3. wird der Naturkunde gewidmet sein. Ich bin überzeugt, daß diese Bändchen jedem, der sie zur Vorbereitung benutzt, willkommene Dienste leisten werden.

Dresden.

Lic. Dr. Kurt Warmuth.

Gloßl, Die Familiennamen Wesels. Wesel, Kähler, 1901. 150 S. 2,50 M.

Der Verfasser hat bei der Bearbeitung seines Buches den Zweck im Auge gehabt, „eine Vorarbeit zu einem von deutschen Gelehrten nach Jahrzehnten zu errichtenden Bau eines allgemeinen deutschen Namenbuches zu geben“. Diesen Zweck hat er erreicht. Er hat mit vielem Fleiße ein Buch geschrieben, aus dem der Leser manche Anregung schöpfen wird. Wir sehen daraus, daß sich, wie in anderen Städten, auch in Wesel die Anfänge der Familiennamen gegen Mitte des 13. Jahrhunderts zeigen, daß sie erst allmählich fest werden und wie

anderwärts auch im 16. Jahrhundert noch öfter flüssig sind. Soviel er gekonnt hat, hat der Verfasser auch die Urkunden benutzt. Er hat sein Buch in acht größere Abschnitte mit vielen Unterabteilungen zerlegt. In dem Abschnitte über die Berufsnamen hat mir besonders die Zusammenstellung der Handwerkeramen zugefagt. Diese wird auch der Fachmann nicht ohne Nutzen lesen. Unter den imperativischen Namen waren mir *Mitenpeper* 1314 = meide den Pfeffer und *Telpeper* 1320 = zähle den Pfeffer die anziehendsten. Bei der Anführung der Familiennamen, die auf altdeutsche Personennamen zurückgehen, hat sich der Verfasser die große Mühe gemacht, die Namen nach der Bedeutung ihrer Grundwörter zu ordnen, was manchem Leser erwünscht sein mag. Da hat er als Überschriften *Kampf und Krieg*, *Schutz und Schirm*, *Wehr und Waffen*, *Am und Tapferkeit*, *Flugheit und Erfahrung*, *Glanz und Ruhm*, *Geschlecht und Besitz*, *Land und Leute* usw. Als Anhang hat er *Weseler Urkunden* abgedruckt, in denen die ältesten Familiennamen *Wesels* vorkommen, auch die ältesten Jahrgänge der *Weseler Bürgerlisten*, die ältesten *Schöffennamen* und ein Verzeichnis der *Bürgermeister* der Stadt hat er aufgestellt. Ein *Gesamtverzeichnis* (Register) schließt das fleißige Buch.

Der Verfasser ist also historisch vorgegangen. Daß er mit der Literatur vertraut ist, versteht sich von selbst. Aber zur richtigen Deutung vieler Namen hat ihm nicht genug Urkundenstoff vorgelegen. Er hat zu oft von der heutigen Form ausgehen müssen und dadurch meines Erachtens oftmals in der Erklärung geirrt. Zumal der Abschnitt über die altdeutschen Personennamen als Familiennamen enthält manchen Fehler. Ich weiß sehr wohl, daß häufig mehrere Deutungen eines Namens zulässig und möglich sind, weiß auch sehr wohl, daß unzählige unserer Familiennamen auf frühere Personennamen zurückgehen. Aber auf eins möchte ich doch einmal aufmerksam machen. Wann entstanden denn unsere Familiennamen? Wann waren sie nötig? Doch erst da, als die Städte größer wurden, als die Bewohner der Dörfer und Einzelgehöfte ihren Wohnort verließen und sich in den Städten ansiedelten, um aus der Leibeigenschaft zu kommen, um als freie Bürger in den Städten ein besseres Leben zu führen, als sie es bis dahin gehabt hatten. Und das war im 12., 13., 14., auch 15. Jahrhundert. Hatte man denn damals noch die Kenntnis von den vielen früheren deutschen Namen, die einst kurz gesagt als Vornamen im Gebrauche gewesen waren? Keineswegs, denn dann würden sie auch in unseren Urkunden noch mehr als Vornamen vorkommen. Also Vorsicht beim Zurückgehen auf altdeutsche Personennamen! Ich muß gestehen, ich schüttelte den Kopf, wenn ich bei *Förstemann*, *Andresen*, *Heinze* und danach auch bei *Moel Iese*, *Sander sei Sandheri*, *Märker Markheri*, während ich *Sander* nur kenne als Kürzung von *Alexander* und unter *Märker* nichts anderes verstehen kann als den Mann aus der *Mark*, der bei uns auch wohl *Utermark* heißt, und noch weniger kann ich zustimmen, wenn ich bemerke, wie *Steub* in seinen oberdeutschen Familiennamen den imperativischen niederdeutschen Namen *Dem pet wulf* = dämpfe den Wolf erklärt als des *Dempen Wolf*, d. h. *Wolfgang*, Sohn des *Degenpert*

und Hagenbusch, einen Ortsnamen, als Buffo, Sohn des Hagano. Bei solchen Erklärungen steht man nicht auf dem Boden der Wirklichkeit, sondern läßt seine Phantasie schweifen. Geht man ohne die genügende urkundliche Unterlage z. B. an die Deutung des Namens Scheppelmann, der im Jahre 1433 in den Braunschweiger Schoßbüchern verzeichnet ist, so erklärt man ihn als Scheffelmacher. Und doch geht er auf einen Ortsnamen zurück, denn noch wenige Jahre vorher heißt er van Schepelke. Und ebenso ist es bei Seidel der Fall. Gloël bringt den Namen mit dem Stamme sind, altsächsisch *sind* = Heerfahrt zusammen. Hier in Braunschweig geht er zurück auf den Ortsnamen Sebelitz. So vermag ich auch bei Pasche nicht an *bad* = Kampf zu denken, denn nach meinen Erfahrungen ist es = Pasche (Ostern), eine Möglichkeit, die auch Gloël zugibt, oder eine Kürzung von Paschasius. Wenn ich aber den Namen Sack höre, so weise ich den Gedanken an *sa* = Streit von mir und sage, der Mann stammt aus dem Sack, einem Weichbilde, das früher z. B. in Braunschweig vorhanden war, noch heute ist Sack hier ein Straßename. Seyer erkläre ich als Handwerkername, vgl. den Braunschweiger Namen Mustseiger (1614). Böcker ist nicht schußstark, sondern die niederdeutsche Form für Böttcher, Boß verdannt in Braunschweig seinen Namen einer Hausmarke, es gab ein Haus *tom Boede* und *to dem swarten Boede*. Eichentopf als Verhochdeutschung von *Ecbod* zu fassen, scheint mir zu kühn, ich erkläre es als Eichendorf, denn ich habe aus Braunschweiger Urkunden ersehen, daß Sutorp 1554 (= Süddorf) mit Ausfall des *r* zu Sutop wird und dann 1601 zu Sutopf verhochdeutsch wird, ebenso wie Heinrichstorff 1576 noch im gleichen Jahre zu Heinrichstop wird. Hamelman gehört nicht zu ham, sondern er ist der Mann aus Hameln, wie Luttermann der aus Lutter (vgl. Lunemann, Zigitkemann, Rudemann, Halchermann, alles Leute aus Dörfern bei Braunschweig), wie Saarmann der von der Saar, vgl. Rheinmann, Schuntermann, Weinmann.

Tielemann ist in Braunschweig die Kurzform zu Dietrich, Heinemann, Heymann und auch Heise zu Heinrich. Flöthe ist Ortsname, Wirth Gewerbenname, vgl. Neuwirt, plattdeutsch Niewert, Biker ist der Hutfilzer. Lühr ist Koseform von Luder, Cloß von Nikolaus, Grote ist das Adjektivum gerade wie Groß, Rode dasselbe oder Ortsname, wie es Kiel sicher ist. Wosse hängt mit dem Stamme *bod* schwerlich zusammen, ich kenne es nur als Koseform zu Borghard. Ob Langheirich und Großhennig spätere Bildungen sind, weiß ich wirklich nicht, ich habe sie in meiner Sammlung bereits aus dem 14. und 15. Jahrhundert verzeichnet. Grotkarst aber ist kein Name, der nach einem Geräte benannt ist, sondern er ist der große Karsten (Kersten, Christian); Harff ist eine Kurzform zu Harwich, denn Harwich von Kisseve heißt 1558 auch Harff von Kisseve. Probst kenne ich nur als Probst, Unsenoß ist voraussichtlich unser Genosse, man vergleiche damit den Namen Mynkumpau in Braunschweiger Urkunden.

Der letzte Abschnitt vor dem Anhang behandelt Eigentümlichkeiten der niederrheinischen Namengebung. Das meiste, was Gloël anführt, trifft für



die niederdeutschen Personennamen überhaupt zu. Daß ü zu ö wird, ist wohl ein Irrtum, denn das ö ist in diesem Falle wie sonst der Umlaut von o, da Röne nicht = Kühne, sondern = Kone, der Kurzform zu Konrat, ist. Kennzeichnend für den Niederrhein ist besonders die Fülle der Genitivbildungen, aber die Anhängung des Suffix *ke* außer an Rufnamen haben wir in Braunschweig auch, z. B. Stammcke 1550 ff., Barlinde 1564, Prißke 1340, Muelke 1603, Rehbeyneken 1392, Brestke 1384, Justke 1567, Sasseke 1385, Schutteke 1370, Wedderke 1377 und andere mehr. Und das ist anziehend dabei, daß ich für die ersten fünf auch die suffiglosen Formen Stam 1539, Barlin 1563, Priße 1340, Mül 1602 und Rehbyn 1394 belegen kann.

So habe ich Gloël bei der Deutung der einzelnen Namen manche Ausstellung machen müssen. Er hat sich eben zu sehr von Förstemann und Andresen abhängig gemacht und ist diesen meiner Ansicht nach zu vertrauensvoll gefolgt. Waren dies auch feinsinnige Forscher, so hatten sie doch im einzelnen nicht genug historische Forschungen gemacht, aus denen die allmähliche Entstehung unserer Familiennamen hervorleuchtet und auf Grund deren allein viele Irrtümer in der Deutung der heutigen Familiennamen vermieden werden können.

Braunschweig.

Otto Schütte.

Dr. Otto Weddigen, Die Ruhestätten und Denkmäler unserer deutschen Dichter. Mit 4 Photographuren und 69 Abbildungen. Halle a. S., Hermann Geseuius, 1904.

Eine wertvolle Ergänzung jeder deutschen Literaturgeschichte bietet dieses schöne, aus heller Begeisterung für unseres Volkes große Dichter geborene Werk. Dr. Weddigen führt uns darin an die Ruhestätten und Denkmäler 133 deutscher Dichter und eines, der wie kein anderer ausländischer Poet auf unser Drama Einfluß gehabt hat: Shakespeares. Die Verlagshandlung hat das Buch reich mit Bildern ausgestattet, so daß jeder Freund der Literatur einen hohen geistigen Genuß davon haben wird. Leider hören wir, daß viele Dichtergräber elend und verwahrlost daliegen. Möge das Werk auch hierin Wandel schaffen! Möge es den zuständigen Gemeinden das Gewissen schärfen für die Ehrenpflicht, die sie gegenüber diesen Stätten haben, welche die oft nach harten Kämpfen ausruhenden Toten bergen!

Dresden.

Lic. Dr. Kurt Warmuth.

P. Bronisch, Die slawischen Ortsnamen in Holstein und im Fürstentum Lübeck. III. Teil. Beilage zum Jahresbericht der Königl. Realschule zu Sonderburg. Ostern 1903. 17 S. gr. 8°.

Die von mir schon früher angezeigte Untersuchung von Bronisch beginnt in ihrem dritten Teile mit Rabans Landstelle bei Behrensborn im Kirchspiel Lütjenburg. Er leitet Raban ab von Robjęcy, robjęce, Pl. von robjęcy, p. robiący Part. Präs. von p. robic arbeiten, also die Arbeiter, Knechte, oder robnica Ort, wo die Knechte wohnen. Dazu gehört auch Raboyßen, ehemalige Burg und ein 1285 erwähntes Dorf der Familie von Raboyßen beim Dorfe

Wisch, Rhp. Elmshorn (1362 Radoisse, 1386 tor Radoisen). Man kann dahin auch Rachtun rechnen, Hufe beim Dorfe Rotensande, Rhp. Malent, Fstt. Lübeck. Es folgen die Ableitungen von Rachtyno, rokytno Ort, wo Haarweiden wachsen, Rajensdorf (von altfl. radu, neufl. rad froh, tätig); von dem letzteren Stamm leitet der Verfasser auch den Namen des bekannten Kirchdorfes im Fstt. Lübeck an der Lübeck-Gutiner Chaussee ab: Rakekau, Rakkau (ratgowe 1163, ratecowe 1164, 1200), wo Blücher 1807 kapitulierte. Ratmerstorp ist zusammengesetzt aus altfl. radu (froh, tätig) und mēru, miru Friede, Name.

Besonders bemerkenswert ist das Vorkommen vieler der hier besprochenen Ortsnamen in Mecklenburg und anderen Provinzen Deutschlands, es beweist die weite Verbreitung slawischer Stämme. Von allgemeinem Interesse wird die Etymologie von „Uklei“ sein, wovon der Uklei See (auch Uglei) bei Gutin im Fürstentum Lübeck Ukljeune adj. n. (scil. jezjoro), p. uklejne (jezjoro) Ukleiensee, v. p. uklej, n. hukljej Uklei, Uklei, Weißfisch, Leuciscus alburnus. Uklej verhält sich zu klej Leim wie ukleic zu kleic Leimen, fitten. Es ist anzunehmen, daß der Fisch zur Gewinnung von Leim benutzt wurde. Man könnte auch den Namen vielleicht mit kleist zusammenbringen, von poln. kleisty leimig, klebrig, harzig. Es gibt heute noch eine Art Weißfisch im Ukleisee, der von der bekannten Angelbrücke aus mit einem Haken gefangen wird. Der Fisch hat aber jetzt einen anderen Namen.

Ich möchte die Fachgenossen darauf aufmerksam machen, wieviel Material in der verhältnismäßig kurzen Schrift verarbeitet ist.

Doberan i. M.

O. Glöde.

Deutsche Lyrik des 19. Jahrhunderts. Auswahl für die oberen Klassen höherer Lehranstalten, herausgegeben von Dr. M. Conzbruch und Dr. Fr. Klindfied, Oberlehrer am Stadtgymnasium zu Halle a. S. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag, 1903. 2 M.

Das Buch will den Schülern der oberen Klassen höherer Lehranstalten ein Bild von der Entwicklung der deutschen Lyrik im 19. Jahrhundert geben, Lyrik im weitesten Sinne gebraucht. Eine große Anzahl von Balladen haben die Herausgeber aufgenommen. Goethe und Schiller haben sie nicht berücksichtigt, ihnen gebührt eingehende Behandlung in der Schule. Noerike, Greif, Hebbel, Keller, Storm, C. F. Meyer und Klaus Groth wurden ergiebig herangezogen. Mit Recht, sind sie doch Persönlichkeiten mit selbständiger schöpferischer Kraft, die eine bereicherte und vertiefte Naturempfindung offenbaren und auch auf dem Gebiete der Ballade die alten Formen mit Glück weitergebildet haben. Auch die modernsten Dichter sind vertreten: Detlev v. Ziliencron, Arno Holz, Richard Dehmel und der feinsinnige Hamburger Poet Gustav Falke. Natürlich können nicht alle diese Gedichte auf der Schule wirklich besprochen werden. Sie sind auch zur Privatlektüre bestimmt und sollen zu selbständiger Vertiefung anregen. So ist das vom Verlag edel-schlicht aus-

gestattete Buch geeignet, die Jugend zu einem Urteil über die dichterischen Bestrebungen unserer Zeit zu erziehen und sie zu lehren, daß die Kunst nicht das Eigentum einzelner genialer Ausnahmenaturen, sondern des ganzen Volkes ist.

Dresden.

Lic. Dr. Kurt Warmuth.

Geographen-Kalender, herausgegeben von Dr. Hermann Haack. Gotha, Justus Perthes. Erster und zweiter Jahrgang. 1903 und 1904.

Die Anzeige des Buches ist keineswegs durch ein Versehen hierher geraten. In den oberen Klassen der Gymnasien und Realschulen ist oft der Lehrer gewillt, aktuelle Themen im Aufsatzunterricht behandeln zu lassen. Es fehlt ihm aber an einer geeigneten Unterlage; die Zeitschriften behandeln die betreffenden Fragen zu breit. Nun enthält in den Abschnitten: Weltbegebenheiten des Jahres 1902 und 1903 und Geographische Forschungsreisen der Kalender ansprechende aktuelle Stoffe, noch dazu durch besonders gezeichnete Karten verdeutlicht, die gut zu Aufsätzen verwendet werden können. Sie haben sämtlich den Vorteil, daß die Tatsachen in den Vordergrund treten; die formalistische, rhetorische Art vieler Aufsätze bekommt so ein Gegengewicht. Gleichzeitig wird so der Forderung, in höheren Klassen die geographischen Studien nicht zu vernachlässigen, zunächst freilich auf einem Seitenwege, Genüge getan.

Kaiserslautern.

Oskar Steinel.

Dr. H. Gerstenberg, Henriette von Schwabenberg und Hoffmann von Fallersleben. Unter Benutzung von bisher ungedruckten Nachlaßbriefen. Mit 5 Holzbildern. Berlin, F. Fontane & Co., 1904.

Vor kurzem ist dem Sänger des beliebtesten deutschen Vaterlandsliedes, Hoffmann von Fallersleben, in Corvey, wo er begraben liegt, ein Denkmal errichtet worden. Dabei wurden mannigfach die Verdienste gewürdigt, die er sich als Gelehrter und als vollstümlicher Dichter erworben hat. Auch als Mensch ist Hoffmann ohne Zweifel eine anziehende Erscheinung wegen seines frischen, ursprünglichen Wesens, seines geraden Charakters und echt deutscher Gesinnung. Nach vielen Kämpfen und Stürmen kam er in dem stillen, alten Klosterstift an der Weser zur Ruhe. Hier verfaßte er seine Selbstbiographie, welche neben den zahlreichen Gedichten, von denen die politischen und die Liebeslieder heute vergessen sind, die Hauptquelle für die Kenntnis seines Lebens bildet. In diesem Buche zieht eine große Zahl von Personen, darunter die berühmtesten seiner Zeit, an uns vorüber, denn Hoffmann hat in seinem reichbewegten Leben viele Beziehungen angeknüpft, und er weiß uns die Menschen anziehend zu schildern. Unter der Hülle der Gestalten bleibt die einer Frau fast unbemerkt, welche doch einen tieferen Einfluß auf sein Leben gehabt hat, als Hoffmann merken lassen will. Er nennt sie gegen seine Gewohnheit nur mit ihrem Vornamen Henriette und vermeidet nähere Angaben. Eine Reihe von Briefen, welche sich in dem Nachlasse Hoffmanns fanden, gewähren einen vollen Einblick in sein Verhältnis zu dieser Frau. Von seinem Sohne wurden sie dem Verfasser des vorliegenden Buches, der sich durch Ger-

ausgabe der sämtlichen poetischen Werke Hoffmanns verdient gemacht hat, zur Veröffentlichung übergeben und erscheinen hier mit zahlreichen erklärenden Zusätzen zum erstenmal gedruckt. Mag man auch anfänglich angefangs mancher Veröffentlichungen ähnlicher Art sich zweifelnd fragen, ob es berechtigt sei, innerstes Gefühlsleben, wie es sich in Briefen einer Frau an den geliebten Mann ausdrückt, der Öffentlichkeit preiszugeben, so wird man doch bald anderen Sinns durch die Briefe selbst und die taktvolle Benutzung seitens des Herausgebers. Es ist eine Frau von bewundernswürdigem Adel der Gesinnung, von seltener Tiefe und Lauterkeit des Gemütes, die wir hier kennen lernen, und ihr leidvolles Schicksal weckt unsere Teilnahme in hohem Maße. Fast wie ein Roman klingt es, was aus den 20 Briefen Henriettens, die sich über einen Zeitraum von 24 Jahren erstrecken, und den dazu gehörenden Stellen der Selbstbiographie Hoffmanns herauszulesen ist. Als 22jähriger Student kommt dieser auf einer Ferienreise mit seinem Freunde Wilhelm Hengstenberg, dem später berühmten gewordenen Theologen, in dessen Heimat Wetter a. d. Ruhr. Auf dem benachbarten Edelstige Hove lernt er die Tochter des Besitzers kennen, eine geschiedene Frau, die nach kurzer unglücklicher Ehe zu ihrem Vater zurückgekehrt ist und ihren Mädchennamen v. Schwachenberg wieder angenommen hat. In die Einsamkeit ihres Lebens bringt der frische, frohgemute Jüngling einen lange entbehrten Ton erquickender Heiterkeit. Er macht sie auch mit seinen literarischen Plänen bekannt und liest ihr sein Lieblingsbuch, den Faust, vor. Ein neues Leben geht ihr auf, und sie vergißt in seiner Gegenwart schmerzliche Erinnerungen. Das noch unberührte Herz des jungen Dichters wird von einer tiefen Neigung für die unglückliche Frau erfaßt, aber das Geständnis seiner Liebe öffnet der durch Erfahrung Geprüften plötzlich die Augen. Um seiner selbst willen weist sie seine Werbung zurück, er soll sich nicht an die ältere Frau fesseln. Voll Schmerz scheidet Hoffmann. Noch einmal sieht er sie, ohne daß es zu einer Aussprache kommt, nur ein Band Gedichte, die er „ihr“ widmet, zeigt, wie tief sein Herz verwundet ist. Ein böser Argwohn, daß er aus Standesvorurteilen von ihr verschmäht sei, bemächtigt sich seiner, und er zwingt sich sie zu vergessen. Wissenschaftliche Forschungen und größere Reisen ziehen allmählich seine Gedanken in andere Bahnen und geben ihm das Gleichgewicht seiner Seele zurück. Henriettens Neigung aber entfaltet sich in der Einsamkeit ihres Lebens zur Liebe. Sie schreibt wiederholt an Hoffmann, sucht ihm durch Geschenke Freude zu machen und bittet um sein Bild.

Hoffmanns Antworten werden spärlicher und bleiben zuletzt ganz aus. Da schreibt sie fast täglich für sich, ohne die Briefe abzusenden. So ringt sie jahrelang mit ihrer hoffnungslosen Liebe, endlich zeigt ihr ein Brief Hoffmanns, daß sie ihm ganz fremd geworden ist, und sie schweigt fortan. Ein ernster, gereifter Mann, der ihr in schwerer Zeit ein treuer Berater geworden ist, wirbt um sie, und sie gibt ihm endlich ihr Jawort. Neue Pflichten treten an sie heran. Sie widmet sich ihnen mit voller Hingabe, aber die Erinnerung an den Freund bleibt das Heiligtum ihres Herzens. Unterdessen hat sich Hoffmann in das politische Leben gestürzt und ist einer der Auser im Streite für die

Freiheit geworden. Da ereilt ihn das Verhängnis; er wird in eine Untersuchung verwickelt, welche schließlich damit endet, daß er seines Amtes als Professor der Universität Breslau entsetzt wird. Viele ehemalige Freunde wenden sich von ihm, er wird gemieden und muß die Leiden des Heimatlosen kosten. Da erhält er nach mehr als 15 Jahren wieder einen Brief Henriettens, die von seinem Schicksal erfahren hat, ihm ihr inniges Mitgefühl ausspricht und ihre Hilfe anbietet. Jetzt erst erkennt Hoffmann ganz das edle, treue Herz der Freundin, die er durch unwürdigen Verdacht gekränkt hat. Er antwortet ihr in herzlichen Worten, und der Briefwechsel belebt sich wieder. In der zartesten Weise beweist Henriette dem Vertriebenen auch durch die Tat ihre Freundschaft. Endlich sehen sie sich nach zwei Jahrzehnten wieder in die Augen, beide tief bewegt. Auch dem Manne Henriettens, Hauptmann Voerster, tritt Hoffmann näher und als Gast des Ehepaars kehrt er wieder auf Hove ein. Aber ein schweres Leiden Henriettens gewährt der neu befestigten Freundschaft nur eine kurze Dauer. Die unvermutete Nachricht von dem Tode der teureren Frau erschüttert Hoffmann tief. Noch mehreremal ist er Voersters Gast auf Hove und bleibt mit ihm in Freundschaft verbunden trotz der Verschiedenheit ihrer politischen Anschauungen. — Diese Tatsachen sind ohne Zweifel schon geeignet, uns für die edle Frau einzunehmen. Die Briefe aber in ihrer Gefühlswärme, welche frei ist von Empfindsamkeit oder Frömmerei, bringen sie uns noch näher. Einzelne, wie den 6., 11. und 12., kann man nicht ohne Rührung lesen. Auch stilistisch sind sie beachtenswert. Die Sprache ist schlicht und natürlich, doch ohne Plattheit. Die Verfasserin strebt nicht danach geistreich zu erscheinen, aber aus diesen Briefen leuchtet die wahre Bildung des Herzens hervor.

Der Herausgeber hat mit sichtlicher Liebe seines Amtes gewaltet. Er bietet nicht nur alles, was zum Verständnis des einzelnen notwendig ist, sondern weiß uns auch durch anschauliche Schilderung in die Zeit und die Örtlichkeit hinein zu versetzen. Viel Mühe hat er darauf verwandt, den Stammbaum der Familie Schwachenberg aufzustellen und urkundliche Nachrichten über ihre Geschichte beizubringen. Eine willkommene Beigabe sind auch die Bilder der Hauptpersonen, ein noch nicht veröffentlichtes Jugendbildnis Hoffmanns und die Porträts Voersters und Henriettens. Leider spricht gerade das letztere wegen der mangelhaften Ausführung des Originalbildes am wenigsten an. Dazu kommen zwei landschaftliche Darstellungen, von denen die eine die Ruine des durch Feuer zerstörten Herrenhauses von Hove nach einer Zeichnung des bekannten Malers Hoffmann von Fallersleben wiedergibt. Ihm, dem Sohne des Dichters, der die Herausgabe der Briefe gestattet und vielfach gefördert hat, und dem Herausgeber gebührt Dank für ihre schöne Gabe, die nicht nur bei dem künftigen Literarhistoriker, sondern in weiten Kreisen auf Beifall rechnen darf. Besonders möchte man wünschen, daß recht viele Jünglinge und Jungfrauen dieses Buch lesen, in dem ein beliebtes Problem der Modernen eine so reine, vollbefriedigende Lösung findet.

## Zeitschriften.

- Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins. 19. Jahrg., Nr. 7/8. Inhalt: Jahresbericht. Juni 1903 bis Juni 1904. Von Geh. Oberbaurat Otto Sarrazin. — Deutschtum in der Schweiz. Von L. v. G. — Schadenersatz oder Schadenserfaz? Von Oberlehrer Franz Hahne. — Amtliche Verdeutschungen der Heeresprache. Von Rr. — Allerlei Entstellungen von Fremdwörtern. Von Oberlehrer Dr. Karl Müller. — Wursthübers Lebensgeschichte. — Kleine Mitteilungen. — Sprechsaal. — Zur Schärfung des Sprachgefühls.
- Wissenschaftliches Beiheft, 4. Reihe, Heft 25. Inhalt: Über das Spiel der Kräfte in der Geschichte der deutschen Schriftsprache. Von Oskar Brenner. — Grenzen der Sprachreinheit. Von Friedrich Kluge. — Delleo v. Villencron als Sprachbildner. Von Franz Hahne. — Ein Reichsfreiherr des 18. Jahrhunderts als Sprachreiner. Von Wilhelm Feldmann.
- Neue Jahrbücher für das Klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik. 7. Jahrg. 1904. XIII und XIV. Bandes 6. Heft. Inhalt: Aus der antiken Medizin. Von Prof. Dr. Johannes Fiberg in Leipzig. — Eine literarische Persönlichkeit des 13. Jahrhunderts in den Niederlanden. Von Prof. Dr. Johannes Fraund in Bonn. — Die Charaktere Mannes und Cäsars in der Braut von Messina. Von Oberlehrer Franz Hahne in Braunschweig. — Die höhere Schule und die Gesundheitspflege. Von Prof. Dr. Martin Hartmann in Leipzig (Schluß). — Anstand und Etikette nach den Theorien der Humanisten. Von Universitätsbibliothekar Dr. Aloys Bömer in Münster. III. — Der erste Verbandstag der Vereine akademisch gebildeter Lehrer Deutschlands. Von Prof. Dr. Martin Hartmann.
- Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. 15. Jahrg. 10. Heft. Inhalt: Ein Ferienaufenthalt in England. Von Oberlehrer Dr. Weyel in Grefeld. — Von der Münchener Universität. — Übersicht über den Besuch der sächsischen Realschulen. Von Dr. Hörnig in Chemnitz.
- Archiv für Kulturgeschichte. 2. Band. 3. Heft. Inhalt: Zur Geschichte der Zensur und des Schriftwesens in Bayern. 1. Von Ferdinand Lorenz in München. — Dreizehn Briefe von Jung-Stilling. Mitgeteilt vom Oberlehrer Dr. Rudolf Homburg in Cassel.
- Monatsschrift für höhere Schulen. 3. Jahrg. 7. Heft. Juli. Inhalt: Rudolf Eudens philosophische Werke. Von Direktor Prof. Dr. A. Biese in Neuwied. — Bismarcks Neben und die höheren Schulen. Von Direktor Prof. Dr. E. Stuper in Görlitz. — Die „Vonnemethode“ im Lateinunterricht. Von Oberlehrer Dr. R. Holsten in Stettin. — Elternabend. Von Direktor Prof. Dr. F. Zange in Erfurt.
- Pädagogische Studien. 25. Jahrg. 4. Heft. Inhalt: Der Geist von „Sturm und Drang“ in der Pädagogik des jungen Herder. Von Dr. Max Bruntsch.
- Pädagogische Blätter. 1904. 7. Heft. Inhalt: Königsberg. Von Muthesius. — Über Wesen und Bedeutung der experimentellen Didaktik. Von Lay.
- Bayerische Zeitschrift für Realschulwesen. 12. Band. 3. Heft. Inhalt: Der methodische Aufbau des Unterrichts im Deutschen an den Realschulen. Von H. Morhart. — Die Lektüre am Realgymnasium. Von Fr. Bod.
- Die Deutsche Schule. 8. Jahrg. 6. Heft. Inhalt: Haus- und Schularbeit. Experimente an Kindern der Volksschule. Von Dr. E. Meumann, Prof. an der Universität Zürich (Fortsetzung). — Zwei Beiträge zur Geschichte der Philanthropine. Von Carl Rossow, Turnlehrer in Schöneberg bei Berlin.
- 7. Heft. Inhalt: Rudolf Hilbrands Pädagogik. Von Edwin Wille, Rektor in Quedlinburg. — Haus- und Schularbeit. Experimente an Kindern der Volksschule. Von Dr. E. Meumann, Prof. an der Universität Zürich (Schluß).

## Neu erschienene Bücher.

- E. Römermann, Ausführliche und vollständige Sprachlehre zum Gebrauch in Volksschulen. Mittel- und Oberstufe in einem Bande. 18. Aufl. Gütersloh, E. Bertelsmann. 1904. 96 S.
- Prof. H. Kaydt, Jahresbericht des Zentralausschusses für Volks- und Jugendspiele in Deutschland über das Jahr 1903. Leipzig, R. Voigtländer. 1904. 59 S.
- Prof. Dr. Otto Lyon, Die Lektüre als Grundlage des Unterrichtes in der deutschen Sprache. 1. Teil: Sexta bis Tertia. 3. verb. Aufl. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1904. 439 S.
- Franz Söhns, Unsere Pflanzen. 3. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. 1904. 178 S.
- Dr. H. G. Gräf, Goethe über seine Dichtungen. 2. Teil: Die dramatischen Dichtungen. 2. Band. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt (Rütten u. Loening). 1904. 643 S.
- Hugo Muzik, Lehr- und Anschauungsbehilfe zu den lateinischen Schulklassikern. Wien und Leipzig, Carl Fromme. 1904. 160 S.
- Religionsgeschichtliche Volksbücher. I. Reihe, 1. Heft: Prof. D. Paul Wernle, Die Quellen des Lebens Jesu. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke Druckerei und Verlag. 1904. 87 S.
- Weise-Cholewius, Praktische Anleitung zum Anfertigen deutscher Aufsätze. Leipzig, B. G. Teubner. 1904. 141 S.
- Probefahrten, Erstlingsarbeiten aus dem deutschen Seminar in Leipzig. Herausgegeben von Albert Köster. Leipzig, R. Voigtländer. 1904. 1. Band: Die Rudolstädter Festspiele aus den Jahren 1665—67 und ihre Dichter. Von Conrad Höfer. 215 S. — 2. Band: Die Gräfin Dolores. Von Friedrich Schulze. 101 S. — 3. Band: Johann Benjamin Michaelis. Sein Leben und seine Werke. Von Ernst Reclam. 160 S.
- Mag Schneiderreit, Heinrich Hshofke. Berlin, Ernst Hofmann u. Co. 1904. 267 S.
- Dr. Berthold Schulze, Neue Studien über Heinrich v. Kleist. Heidelberg, Carl Winter. 1904. 92 S.
- Prof. Dr. F. Gaudig, Didaktische Kegereien. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1904. 140 S.
- Dr. Julius Richter, Die pädagogische Literatur in Frankreich während des 16. Jahrhunderts. A. Religiös-sittliche Bildung. 1. Die Katechismen. Leipzig, Julius Klinckschardt. 1904. 152 S.
- Mois Raimund Hein, Adalbert Stifter. Sein Leben und seine Werke. Prag. Im Selbstverlage des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. 1904. 691 S.
- Dr. S. R. Nagel, Die Hauptwerke der deutschen Literatur. Wien und Leipzig, Franz Deuticke. 1904. 176 S.
- Prof. Dr. Karl Luid, Deutsche Lautlehre. Leipzig und Wien, Franz Deuticke. 1904. 103 S.
- Dr. Wilhelm Buchner, Leitfaden der Kunstgeschichte. 9. verb. Aufl. Essen, G. D. Baedeker. 1904. 258 S.
- Victor Manheimer, Die Lyrik des Andreas Gryphius. Studien und Materialien. Berlin, Weidmann. 1904. 386 S. Preis 8 M.
- Prof. Dr. D. Weise, Unsere Muttersprache. 5. verb. Aufl. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. 1904. 264 S.
- Prof. Dr. Th. Matthias, Verzeichnis empfehlenswerter Bücher zum deutschen Unterricht. Dresden, Bleyl u. Raemmerer. 1904. 76 S.
- Carl Müller-Frauenth, Aus der Welt der Wörter. Halle a. S., Max Niemeyer. 1904. 231 S.
- Dr. Franz Jahn, Das Problem des Komischen. Potsdam, A. Stein. 1904. 130 S.
- W. Victor, Deutsches Lesebuch in Lautschrift. 1. Teil. 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. 1904. 158 S.
- Abjaquellen für Schriftsteller. Herausgegeben von der Redaktion der Feder. Berlin, Federverlag (Dr. Max Hirschfeld).

Für die Leitung verantwortlich: Prof. Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-N., Fürstenstraße 52.

## Der Oberlehrer im Spiegel der Dichtung.

Von Oberlehrer **H. Rosikat** in Königsberg i. Pr.

Jede Berufstätigkeit und jede Berufsklasse der Kulturmenschheit hat ihre Fachliteratur; beide finden aber ihre Spiegelung auch in der allgemeinen Literatur: in der Poesie. Hin und wieder schon zu üppig umrankt von Literatur erscheint in deutschen Landen die Schule. Ihre Vertreter aber, die Lehrer, sind eben doch auch Wesen mit Menschenart und Eigenart, und selbst der dickste Schulstaub und manches Elend ihrer Existenz haben menschliches Empfinden, Wollen und Handeln in ihnen nie zu ersticken und ihnen somit auch die Fähigkeit menschlicher Erlebnisse und Schicksale nie zu rauben vermocht. So besitzen sie schon an sich die stets gültige Einlaßkarte in das vielräumige Haus der Poesie, und ist ihr berufliches Wirken auch nicht von der Art, daß es die effektbedürftige Menge fesseln oder gar aufwählen könnte, so müssen sie als die Jünger und Lehrer der Wissenschaft, als die Arbeiter auf dem Fruchtdacker der Zukunft um so mehr die Denker und Dichter der Nation auch unter den großen Gesichtspunkten höherer Kulturbetrachtung interessieren. Dieses zweite Interessenmotiv kann in der Poesie nicht immer mit gleicher Stärke hervortreten. Auch die Dichtung hat für ihren Inhalt brennende Fragen, und diese drängen die übrigen bisweilen in den Hintergrund. Jedesmal jedoch, wenn neue Vorstellungs- und Empfindungsweisen die allgemeine Literatur in eine tiefergehende Bewegung versetzen, ergießen sich ihre Flutwellen auch über die Schule. Noch nie haben es die Vorkämpfer wirklicher oder vermeintlicher Ideen an dem Versuche fehlen lassen, auf die Schule in ihrem Sinne einzuwirken oder um ihre Bundesgenossenschaft zu werben; damit aber treten sie auch in ein bestimmtes Verhältnis zu den Lehrern, indem sie diese je nach ihrer Stellung zu den neuen Idealen stützen oder bekämpfen, in jedem Falle aber sich mit ihnen beschäftigen.

Solche Flutwellen haben sich in Deutschland dreimal über die Gelehrten-  
schule ergossen: in dem Jahrhundert der Reformation, in der Sturm- und  
Drangperiode und zum dritten Male nach ziemlich belanglosen Ansätzen der  
jungdeutschen Poesie in einem Zeitalter unserer Literatur, das auch sonst  
so viele Übereinstimmungen mit der Sturm- und Drangperiode aufweist: in  
der durch den sogenannten Naturalismus eingeleiteten Epoche.



Ein wie wichtiges Anliegen die Schule den Reformatoren sein mußte, braucht hier nicht erörtert zu werden. Die Stürmer und Dränger mit ihrem leidenschaftlichen Hass ebenso gegen einseitige Verstandeskultur wie gegen gedanken- und gefühllose Glaubenspauperei hatten gleichfalls der Motive übergenug, sich mit der Schule zu beschäftigen. Dazu stand einer ihrer Vollblutpoeten, Reinhold Lenz, seines bürgerlichen Zeichens Erzieher, ihr persönlich nahe, wie er denn in nicht weniger als fünf Werken Hofmeister, Schulmeister und Magister auftreten läßt.<sup>1)</sup> Salzmann, der philanthropische Mitstreiter Basedows und Gründer der Schnepfentaler Erziehungsanstalt, der als Dichter mit seinem Kampfe gegen jedwede Pedanterie den Stürmern und Drängern immerhin verwandt ist, gehört der Schule unmittelbar an. Entwuchs Goethe auch dem Bannkreise des Sturmes und Dranges, so hat er doch pädagogische Interessen stets an den Tag gelegt und so manche pädagogische Gestalt geschaffen. Da jedoch bei ihm der Mensch an sich auf den Menschen wirken soll, so bedarf er eigentlicher Pädagogengestalten nicht, wenn man nicht etwa seinen Chiron im Faust dazu zählen will. Wohl aber interessiert ihn das Persönlich-Menschliche auch an Erziehern und Lehrern, und er legt hiervon Zeugnis ab in seinen Oden auf Behrlich, in einigen Gestalten von „Dichtung und Wahrheit“ und in dem Magister des Dramas „Die Aufgeregten“.

Die Stürmer und Dränger geben sich gern einer schwelgerischen Empfindung für die Natur, für das Ursprüngliche, Einfache, Schlichte hin; zugleich sind sie warmblütige Oppositionsmänner. So neigen sie in ihrer Poesie auch zur Idylle und zur Satire. Beide Züge finden sich wieder in der ziemlich gestaltenreichen Lehrerpoesie Jean Pauls. Auf ihn folgt eine lange Zeit, in der große Schicksale des Vaterlandes und politische Gärungen das unmittelbare Interesse an der Schule vermindern. Der höhere Lehrer fesselt die Dichter nur so weit, als er durch Persönlichkeit, durch individuelle oder allgemein menschliche Schicksale ihre Darstellungslust reizt. Erst Gutzkow zieht den Schulmann auch in die Wirbel seiner politischen Bestrebungen hinein. Tiefer und reiner erfährt Spielhagen den Oberlehrer in seinem Zusammenhange mit dem ganzen, vollen Leben; er würdigt ihn als vollbürtigen Staatsbürger. Indem er in einem seiner späteren Romane mit Wärme auch für die gesellschaftliche Stellung des höheren Lehrers eintritt, setzt er nur eigene ältere Gedankengänge fort und befindet sich damit zugleich in einer Literaturbewegung, in der zu den früheren Motiven des Interesses an dem Oberlehrer kraftvoll neue hinzukommen. Die Schul-

1) In „Der neue Menoza“ (Komödie), „Der Hofmeister“ (Komödie), „Magister-Jenzen“ (dramatisches Fragment), „Maß Höcker“ (eine „Ehrie“), „Das leidende Weib“ (Trauerspiel). Die zuletzt genannte Dichtung wird allerdings auch Klinger zugeschrieben.

reformen der letzten Jahrzehnte mit dem ganzen Schwarm ihrer Probleme mußten auch den Oberlehrer wieder zum Gegenstand erhöhter Aufmerksamkeit machen. Den Naturalismus trieb sein Eifer, tatsächliches oder vermeintliches Pöpswesen auszutilgen, auch auf das Feld der höheren Schule. Der Wirklichkeitsinn der neueren Poeten mit ihrer Freude an mikroskopischem Beobachten gab ihnen bisweilen noch in ihren alten Tagen die Kraft, fünf oder sechs Stunden hintereinander in der Klasse ihres Lieblings auszuharren, um dessen Lehrern auf die Finger zu sehen. Daß aber der Oberlehrer eine in der Dichtung jetzt so häufig wiederkehrende Gestalt ist, dürfte sich auch erklären aus seinem Ringen um diejenige Geltung, die seiner von einem Bismarck so warm gewürdigten Bedeutung entspricht, und aus dem zeitlichen Zusammenfallen dieses Ringens mit jenem standes- und berufs-kritischen Zuge der Gesamtliteratur, der sich z. B. auch dem Offizier gegenüber so bemerkbar macht.

So liegen uns jetzt Bilder von dem höheren Lehrer in einer Zahl vor, die ihrer Übersichtlichkeit beinahe schon Abbruch tut. Sollen wir nicht trotzdem den Versuch machen, die Hauptzüge des aus diesen Einzelbildern sich zusammensetzenden Gesamtgemälbes kennen zu lernen? Es wird sich uns ja auch manches Trübe und Unerquickliche darbieten. Doch wir wissen, daß wir eben Menschen sind, und wir erinnern uns, daß wir gelegentlich selbst Berufsgenossen kritisieren. Manches wird uns jetzt kaum noch berühren, da es auf längst entschwundenen Zuständen beruht und da auch Dichter ihre Schilderungen bisweilen lediglich auf Erinnerungen aus der eigenen Knabenzeit stützen, in der sie, die übrigen Berufsklassen in einer mehr oder minder idealisierenden Ferne sehend, den Oberlehrer zwar scharf und richtig beobachteten, das Beobachtete aber nicht immer richtig auszudeuten vermochten. So werden wir uns auch frei halten von sentimentalen Anwandlungen, wenn wir sehen, daß unsere Lebensarbeit selbst bei Dichtern nicht immer die erhoffte Schätzung findet. Gewiß haben wir mitgewirkt an dem, was unsere Schüler später sind, — aber Goethe sagt: „Was man ist, das blieb man andern schuldig.“ Für die Schule kommt noch hinzu, daß das doch nur dem Reifen ganz verständliche Erziehungs- und Unterrichtssystem, das zur sittlichen und geistigen Freiheit des Bögling's führen soll, diesem oft als Zwang erscheint. Der Mulus singt:

So leb' denn wohl, Gymnasium!  
 Ich scheide ohne Trauern,  
 Ich trieb mich lang genug herum  
 In deinen dumpfen Mauern.

Das Gefühl des Zwanges färbt aber auch leicht ab auf die Erinnerung an die Werkmeister der Erziehung. Hiervon unabhängig läßt sich mancher

zu gereizten Urteilen über die Schulzeit bestimmen durch seinen subjektiven Standpunkt gegenüber dieser oder jener Lernaufgabe, die ihm zweckwidrig erscheint und bewirkt habe, daß nach seiner Ansicht Wichtigeres ihm vorenthalten blieb. Wird in solchen Fällen von der Schule zuviel verlangt, so hat sie bei anderen kaum die Geltung einer Vorschule. Allerdings treten gegenüber den mächtigen Einwirkungen des Lebens die der Schule leicht in den Hintergrund, und was sie an Gehaltvollem, Leben Weckendem und Richtung Gebendem bietet, prägt sich dem Bewußtsein selten mit unmittelbarer Kraft ein, wohl aber das Zufällige, Seltsame, Absonderliche an Zuständen und Persönlichkeiten, und gerade dieses reizt naturgemäß manchen Dichter eher zur Darstellung als das Gute, das als ein Selbstverständliches hingenommen wurde.

Haben wir deshalb Ursache, den Anblick unseres Bildes zu meiden? Unser Gewissen ist rein. Sollte nicht trotz manches Unkrautes, das, wie in allen Bezirken der Poesie, auch in unserer Provinz wuchert, die Treffsicherheit dichterischer Intuition sich hier im ganzen gleichfalls bewähren, und sollte der Satz, daß die Poesie der treueste Spiegel des Lebens sei, nicht auch für unseren Stand seine Geltung bewahren — trotz aller Weit-schichtigkeit der biographischen Literatur mit ihren zahlreichen Lehrer-gestalten? Wohlan: wir werden bisweilen zu ernstem Nachdenken über manche Frage unseres Standes und Berufes angeregt werden, jedoch auch Gelegenheit haben zu zeigen, daß wir nicht zu den Armen gehören, die niemals über sich selbst lachen können; vor allem wird sich uns ergeben, daß die Selbst-erkenntnis, in der wir durch die Poesie gefördert werden, auch jene Wirkung hat, die schon Cicero dem *γνώδι σαυρόν* zuschreibt, wenn er meint, es steuere nicht nur dem Dünkel der Menschen, sondern es bringe sie auch zum Bewußtsein des Guten an ihnen.

Ich mache mich natürlich nicht anheischig, das einschlägige Material in absoluter Vollständigkeit zu verwerten. Einiges war unzugänglich, wie dieses oder jenes nur als Bühnenmanuskript gedruckte Drama; anderes, das gerade jetzt in belletristischen Zeitschriften erscheint, konnte nicht mehr herangezogen werden; wieder anderes mußte als zuwenig charakteristisch unberücksichtigt bleiben, und endlich ist mir auch manches entgangen. Immerhin kann ich für mein Thema aus mehr Quellen schöpfen, als zwei Schulmänner, die sich, wenn auch teilweise von anderen Standpunkten aus, vor mir mit dem Gegenstande beschäftigt haben. Rektor Dr. Wohltrabe läßt in seinem höchst verdienstlichen Werke „Der Lehrer in der Literatur. Beiträge zur Geschichte des Lehrerstandes“ (2. Aufl. Freiburg im Breisgau 1898) Verfasser von Biographien und Dichter über Volksschullehrer und Oberlehrer möglichst mit eigenen Worten reden, denen er wertvolle

Einleitungen vorausschickt. Er verzichtet auf eine zusammenfassende Behandlung des Gegenstandes unter leitenden Gesichtspunkten, bietet aber den Schulmännern ein sehr lehrreiches Lesebuch. Auf die Poesie beschränkt sich gleich mir Oberlehrer Conrad Benjamin in dem diesjährigen interessanten Osterprogramm des Luisenstädtischen Gymnasiums zu Berlin: „Das deutsche Gymnasium im Spiegel der Dichtung seit 1870“. Abgesehen davon, daß es sich hier nur um das Gymnasium seit 1870 handelt, kann bei der Fassung seines Themas für ihn nur ein Teil der uns interessierenden Gesichtspunkte in Frage kommen.

Wenn es nun, um uns dem Gegenstande selbst zuzuwenden, Gelehrten-  
schulen, also auch höhere Lehrer schon vor der Reformation gibt, so wird doch dieses Lehramt noch lange nach der Reformation, mit Paulsen zu reden<sup>1)</sup>, „nicht als selbständiger und dauernder Lebensberuf, sondern als vorläufige Versorgung angesehen, bis ein Pfarramt sich auftut, oder als letzter Notbehelf für solche, die im geistlichen Amte wegen geringer Fähigkeiten oder anderer mangelhafter Dualitäten nicht Unterkunft finden. Nur eine geringe Anzahl von Schulämtern . . . gibt eine soziale Stellung, die einem dem Berufe innerlich geneigten Mann auch lebenslang darin zu verharren erträglich macht“. Bisweilen geschieht es sogar, daß ein akademisch Gebildeter zur Volksschule übergeht, wo er für sein Hungerbrot wenigstens einige Selbständigkeit zu finden hofft. Bei solcher Verschwommenheit und Physiognomielosigkeit ihres Standes können die höheren Lehrer früherer Zeiten das Interesse der Dichter nur ganz ausnahmsweise erregen, und der wohlgelehrte und mannhafte Magister Fabricius in Marcus König von Gustav Freytags *Ähnen* ist eine ziemlich vereinzelt Erscheinung. So gibt es eine volle poetische Spiegelung der akademisch gebildeten Schulmänner erst im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts. Sie sind die unmittelbaren Vorgänger des Oberlehrers und bilden somit den Hintergrund des in Frage stehenden Gemäldes.

Dunkel genug ist dieser Hintergrund. Die Pedanterie und Trübsinnigkeit der an öffentlichen Schulen angestellten Lehrer bestimmt den Rat Goethe dazu, wie es in der als „Dichtung und Wahrheit“ bezeichneten, also hierher gehörigen Selbstbiographie des Sohnes heißt, seine Kinder selbst zu unterrichten. In der Tat treten Pedanterie und Trübsinnigkeit an den Lehrergestalten der Dichtung jener Zeit überreichlich hervor. Der Magister Braum in Lenzens Trauerspiel „Das leidende Weib“ ist ein fanatischer Feind der zeitgenössischen Literatur. Grandison habe seine Gemahlin ent-

1) Friedrich Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart. Leipzig 1896, Bd. I, S. 327.

nerbt und für das Leben unbrauchbar gemacht. So haßt er auch die schönggeistigen Kurschneider seiner Tochter, muß es aber erleben, daß sie sich von einem derselben entführen läßt. Jean Pauls Rektor Florian Fälbel<sup>1)</sup> hat von den Schülerfahrten gehört, die Salzmann veranstaltete, einer Gepflogenheit unserer Tage schon vor mehr als hundert Jahren anhangend. Er will dem Beispiele folgen und bricht mit seinen Primanern und seiner Tochter Cordula nach dem Fichtelgebirge auf. Da zeigt es sich, daß Salzmanns Zwiesprache mit der Natur ihm versagt ist. Feld, Wald und Berg bleiben der Reisegesellschaft stumm. Es drängt den Rektor vielmehr, in der Schule Versäumtes unterwegs nachzuholen, und er glaubt den Zweck der Primanersfahrt am besten zu erreichen, wenn er die Schüler über Land und Leute des durchreisten Gebietes durch Vorlesen aus mitgenommenen Büchern unterrichtet. Jedes Wirtshaus, in dem der um niedrige Preise feilschende und seine Begleiter möglichst hungern lassende Knauserer einkehrt, wird zum Lehrsaal und die Reise schließlich vor ihrem Ziele abgebrochen, weil Fälbel erfährt, daß das Fichtelgebirge, das er beschreiben wollte, schon von einem anderen geschildert und in Kupfer gestochen sei.

Von solchen Gestalten gilt Goethes Faustwort: „Dein Sinn ist zu, dein Herz ist tot.“ Und doch hat der Lehrer jener Zeit etwas, woran sein Herz hängt: es ist das geliebte Latein, freilich nicht der Geist der römischen Schriftsteller, sondern das Grammatik- und Zitatentein. In solcher Gelehrsamkeit wallt auch sein Herz über von Daseinsfreude, und in dem Bedürfnisse, diese Freude möglichst oft zu genießen, spricht er jedes seiner Gespräche mit lateinischen Sentenzlein. Diese Gelehrsamkeitsprozederei findet sich begreiflicherweise in erhöhtem Maße bei den an die Dorfschule geflüchteten Magistern, wie in Lenzens Hofmeister und in des Malers Müller „Schaffschur“, wo der Dorfschulmeister sich über die bei der ländlichen Arbeit gesungenen Lieder aufregt, an ihnen tadelt, daß sie nur wiedergeben, was das Herz fühle, und verlangt, daß sie durch weise lateinische Sprüche geschmückt würden.

Geistesenge ist oft die Folge eingengter Lebensverhältnisse. Der Konrektor von Sylbenau in Salzmanns Roman „Carl von Carlsberg oder über das menschliche Elend“ antwortet auf die Frage nach seiner Besoldung ganz zutreffend: „Efels Arbeit und Reifigs Futter“. Sein Fixum beträgt dreißig Taler, sechs Groschen und vier Pfennige; jedes Quartal darf er sich von Haus zu Haus drei Pfennige erbetteln. Er genießt an Alkidenzien vom Neujahrssingen, wobei er sich beide Füße angefroren hat, drei, höchstens

1) „Des Rektors Florian Fälbels und seiner Primaner Reise nach dem Fichtelberg.“ (Anhang zu dem „Leben des Quintus Fixlein“.)

fünf Taler, von Kindtaufen, Hochzeiten und Begräbnissen acht bis neun Taler; in einem besonders guten Jahre habe er es dabei auf zwölf Taler gebracht, weil der Ort, wie der Konrektor sich ausdrückt, „einen schönen Fleckfieber“ hatte. Dann laufen noch Geschenke ein. Zurzeit habe er nicht mehr als sechs Häuser, aus denen er Schlachtschüsseln bekomme, und zwei, die ihm allemal, sooft sie brauten, ein Stübchen Bier schicken. Wie wenig der Dichter übertreibt, ersieht man aus Paulsens Geschichte des gelehrten Unterrichts und noch genauer aus Möllers Programmen zur Geschichte des Altstädtischen Gymnasiums zu Königsberg i. Pr. So berichtet denn auch Jean Paul von dem Rektor Seemaus<sup>1)</sup>, daß er nie etwas gehabt habe außer einigen kleinen Schulden; denn zu größeren hätte er es wegen Mangels an Gläubigern nicht zu bringen vermocht. Wer ihn zu Gesicht bekommen habe, wisse, wie Armut und Hypochondrie gepaart aussehn.

Wie beschaffen der von solchen Männern erteilte Unterricht war, wird mehrfach geschildert. Salzmanns Konrektor von Sylbenau läßt die Schüler alle Jahre die Bibel einmal ganz durchlesen, zweimal den Katechismus ganz durchlernen. Rektor Holzart in den „Schilbbürgern“ desselben Verfassers kennt überhaupt keine andere Methode als die des Auswendiglernenlassens. Er weiß ihr durch sechs daumenstarke Stöcke, die jeden Tag neu herbeigeschafft werden, den nötigen Nachdruck zu geben, erweckt die Morgenandacht bei den Schülern durch Schläge und prügelt ihnen das Glaubensbekenntnis ein. In seinem bereits erwähnten Romane schildert Salzmann den Rektor Californius, wie er sich auf dem Wege zur Kirche befindet, in einer großen schwarzen Perücke und mit schrecklich finsterner Miene, begleitet von etwa dreißig Schülern, die größtenteils blaß und kraftlos sind, mit zerstreuten Blicken dreinschauen und gleichfalls Perücken und lange Mäntel tragen. Sie können ganze Stellen aus Homer, Hesiod, Vergil, Horaz, Ovid, Cicero auswendig. Der Rektor hat in einer gelehrten Abhandlung bewiesen, daß die Griechen und Römer die besten Muster seien, nach denen junge Leute ihren Geschmack bilden können. Auf die Bemerkung eines ihm Begegnenden, daß man den Schülern von griechischer und römischer Bildung nichts anmerke, meint der Herr Rektor, das schade nichts, denn Homer sei blind, Horaz triefäugig gewesen. Scherbius, Prorektor des Frankfurter Gymnasiums, Titelheld des in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts im Frankfurter Idiom abgefaßten Lustspiels „Der Prorektor“, das wahrscheinlich von Ludwig Textor, einem Vetter Goethes, herrührt, ist nicht ganz ohne Geist, aber grob bis zur Roheit, verbittert und lieblos. Er

1) „Briefwechsel zwischen dem Rektor Seemaus und J. Paul.“

droht seinen Sekundanern ewig mit dem Bafel und hat etwas von der Strafrhetorik des Schillerschen Kapuziners an sich, kann es aber nicht verhindern, daß die Schüler ihm die Fenster seiner Privatwohnung einwerfen und ihrer durch seine ganze Persönlichkeit erregten Heiterkeit in allerlei Klassenunfug Ausdruck geben.

Wie der Schulmann danach strebt, aus so unbehaglicher Atmosphäre herauszukommen, schildert Jean Paul in seinem Quintus Fiqlein. Der Held dieser Idylle erfreut sich allerdings des Talentes der Zufriedenheit. Seine gymnastische Tätigkeit entbehrt nicht ihrer Freuden. Es fehlt jedoch auch ihm an der rechten Begeisterung für den Lehrerberuf, und er steuert sein Lebensschifflein hinein in den freudigst begrühten Hafen einer Pfarrstelle. Andere streben aus der Enge ihres Daseins hinaus, indem sie in Freigeisterei des Gedankens und der Leidenschaft schwelgen. In Lenzens Komödie „Der neue Menoza“ bemüht sich der Magister Beza, aus der Bibel nachzuweisen, daß Geschwisterei nicht verboten seien. Eine gräßliche Gestalt zeichnet derselbe Dichter in seinen „Magisterfzenen“. Die in brutaler Sinnlichkeit zugrunde gehende, sittlich schon längst verkommene Persönlichkeit des hier geschilderten Magisters trägt unverkennbare Züge des Dichters an sich. Viel zu schaffen macht das sexuelle Problem auch dem pensionierten Professor Mittler in Gutkows „Königsleutenant“. Mit dem Spürsinne des Geheimpolizisten erkundet er eine Liebslei Wolfgang's und hinterbringt sie der Frau Rat. Dabei wird er selbst ertappt, wie er im Goethischen Hause eine Dienstmagd umarmen will; doch er weiß sich zu rechtfertigen, da man in einer Schreckenszeit lebe, in der die Guten und Edlen zusammenzuhalten hätten. Demgegenüber macht der Magister in Goethes Drama „Die Aufgeregten“ noch eine ganz leidliche Figur. Der für die Ideen der französischen Revolution begeisterte Hofmeister eines gräßlichen Hauses wird infolge schwerer Pflichtversäumnis vor die Tür gesetzt und jetzt durch sein Rachebedürfnis dazu bestimmt, bei einem aufrührerischen, sich freilich als zwecklos erweisenden Unternehmen gegen jenes Haus mitzuwirken. Durch übermäßigen Genuß der Gaben des Bacchus sucht sich nach Carl Vulkes etwas losem „Erinnerungsblatt“ „Ein altes Haus“ (Dresden und Leipzig, Carl Reißner, 1898) seinem vermeintlichen „Hundeleben“ zu entrücken der Königsberger Rektor Strave. Er ist ein grundgelehrter Philologe und erfreut sich einer Unterhaltungsgabe, die ihm trotz mancher Geschmacklosigkeit die besten Häuser offen hält. In einem solchen trifft er mit den Dichtern G. Th. Amadeus Hoffmann und Heinrich von Kleist zusammen. Er hat natürlich des Guten bald wieder zuviel getan, sucht Kleist von der Ausarbeitung des „Verbrochenen Kruges“ abzubringen und empfiehlt ihm das Studium einer seiner eigenen unsterblichen Dichtungen.

Dem so Bevaterten erzählt darauf Hoffmann eine Heldentat Straves, wie er einst, seines Gottes voll, auf nächtlichen Irrwegen zusammen mit dem Bedell seiner Schule schließlich diese erreicht, sich durch den Anblick des „templum diaboli“ und „dedecus naturae“ an sein Hundeleben erinnern läßt, in Wut gerät und die Fensterscheiben seiner Anstalt einschlägt.

Kein Wunder daher, daß auch andere Eltern als die Goethes für ihre Kinder die Privaterziehung vorziehen. In Lenzens Komödie „Der Hofmeister“ gibt es heftige Ausfälle gegen die Schulen; jedoch der Gutsbesitzer und Major von Berg erfährt durch seinen Hofmeister das Schlimmste, das ein Vater an seiner Tochter erleben kann.

Wenn es im „neuen Menoza“ von Lenz heißt, eines der Mittel, die goldene Zeit herbeizuführen, bestehe darin, daß die Erziehung auf einen anderen Fuß gestellt, daß würdige und gelehrte Männer für die Schulen und Akademien ausgewählt würden, so fehlt es doch auch jenem Zeitalter nicht ganz an bedeutamen und sympathischen Lehrerpersönlichkeiten. Als solche erscheinen der verständnisvolle und edle Erzieher Dahore in Jean Pauls Hesperus und trotz seiner satirischen Stimmung der kluge und gelehrte, freilich schon etwas altersschwache Rektor Albrecht in Goethes Selbstbiographie, den der Dichter als eine der originellsten Figuren von der Welt bezeichnet. Auch der gemütvoll und kenntnisreiche, trotz mancher Schrullen sehr würdige Neu-Brandenburger Konrektor Aepinus in Fritz Reuters „Dörchläuchting“ gehört dieser Zeit an. Der Dichter läßt Johann Heinrich Voß von ihm rühmen, daß er ihm viele Kenntnisse beigebracht und ihn in schwerer Krankheit täglich besucht und wie ein Vater gepflegt habe. In steter materieller Bedrängnis lebend, übernimmt er auch ein Organistenamt. Der Herzog trägt ihm das viel besser dotierte Rektorat des Stettiner Friedericianums an; aber in seiner Selbst- und Anspruchslosigkeit, in seiner Anhänglichkeit an die ihm liebgewordenen Neu-Brandenburger Schüler lehnt er die Stelle ab. Eine sympathische Persönlichkeit ist es auch, welche die Gestaltenreihe von höheren Lehrern jener Periode abschließt. Der Rektor Zippel in Paul Heyses historischem Schauspiel „Colberg“ würzt zwar seine Gespräche auch mit Spruchweisheit und altsprachlichen Zitaten bis zur Geschmacklosigkeit. Er hat es für seines Amtes gehalten, viele lateinische Bücher zu schreiben; doch er ist gut deutsch geblieben und treu bei seinen Bürgerpflichten. Er liebt es nicht, mit Gefinnung zu prahlen; aber zur rechten Stunde läßt er es an sich nicht fehlen. Als Gneisenau die Bürger von Colberg befragt, ob sie bis zum letzten Blutstropfen bei ihm ausharren wollten, gibt der Rektor mit seiner etwas unständlichen, aber eindringlichen Schilderung des Kampfes bei Thermopylä und durch geschickte Ruganwendung den Ausschlag. Man trifft Vor-



kehrungen zum letzten Kampfe; Zippel bewaffnet sich und seinen Sohn, den Primaner, mit Gewehren, und beide schließen sich dem Bürgerheere an. Neben Gneisenau und Nettelbeck erscheint er als Hauptträger der schönen Handlung des Stückes.

Heyjes Colberg spielt 1807. Dieses Jahr ist eines der trübsten in der Geschichte Deutschlands. Jedoch schon die allernächste Zeit bringt einen geradezu beispiellosen Aufschwung des nationalen Lebens, eine ebenso umfassende wie weise Anspannung aller Kräfte. 1810 entsteht die Berliner Universität. Es ist wahrlich kein Zufall, daß in demselben Jahre für Preußen durch das Edikt über die Prüfung der Kandidaten des höheren Schulamts das höhere Lehramt ebenso gegen das des Geistlichen wie das des Volksschullehrers staatlich abgegrenzt und der Stand der Gymnasiallehrer als ein besonderer geschaffen wird.

Diese Gymnasiallehrer nun, oder, wie sie heute heißen, die Oberlehrer beschäftigen uns fortan allein; der Titularoberlehrer, wie Otto Ernsts Flachsmann, oder der akademisch gebildete Lehrer, der wegen Examenlosigkeit oder aus anderen Gründen nicht eine der des Oberlehrers entsprechende Berufstätigkeit ausübt, wie der Rektor Wiedemann in Sudermanns „Glück im Winkel“, scheiden deshalb für unsere Betrachtung aus.

Zwei Merkmale der Zeit seines Entstehens sind es vor allem, die dem neuen Oberlehrerstande ihr Gepräge aufdrücken: die stille, hoffnungsfreudige Arbeit an dem großen Werke der Zukunft und der in den Bildungskämpfen des achtzehnten Jahrhunderts zum Siege gelangte Neuhumanismus. Der Oberlehrer, der jetzt nicht mehr zu schielen braucht nach den Pfründen geistlicher Ämter, wirkt im allgemeinen geräuschlos und voller Hingabe an sein Amt in dem Bewußtsein, einer großen Sache zu dienen, und neben der römischen Geisteswelt umfängt ihn jetzt die griechische mit ihrer Idealität.

So ist es denn auch der in seinem Beruf beglückte, in der Stille wirkende, nach außen sich bescheidende und oft auch in traulichem Privatverkehr mit den Mäusen lebende Schulmann, der uns in der Poesie der nächsten Jahrzehnte fast ausschließlich und auch später noch oft begegnet. Was sogar einem Jean Paul unmöglich sein mußte: einen höheren Schulmann zu einer rein idyllischen Gestalt zu machen, wird jetzt bisweilen durchgeführt. Die einzige Dichtung aus dem ersten Jahrzehnt des Oberlehrerstandes, die einen höheren Lehrer zum Gegenstande hat, ist ein ausgesprochenes Idyll, und es verdient betont zu werden, daß die Gegenwart ein ähnliches Erzeugnis aufweist. Ludwig Kannegießer, der durch sein feinsinniges Kunsturteil bekanntlich Goethes Aufmerksamkeit erregte und als geschmackvoller Übersetzer sich einen klangvollen Namen erwarb, besingt

1818 in dem aus zwölf Gesängen bestehenden „idyllischen Gedicht“ „Amor und Hymen“ einen Gymnasiallehrer, der das in seinem Beruf empfundene Glück durch seine Vermählung mit der Tochter eines Pfarrers krönt. Arbeit würzt ihm die Liebe, und die Liebe versüßt ihm die Arbeit. Der Dichter verfehlt auch nicht zu berichten, daß sein Held ein Bühnenstück habe zur Aufführung bringen lassen.<sup>1)</sup> Solche idyllische Töne klingen uns aber auch aus der anspruchlosen, 1899 erschienenen Plauderei von Wolfgang Lenburg: „Oberlehrer Müller“ entgegen.

Sedermann interessiert den Dichter zunächst lediglich als Mensch; jeder Mensch trägt aber auch etwas von der Farbe seines Berufes an sich. Das Leben und Weben in den Gegenständen des Unterrichts und die Neigung, bei anderen Menschen dasselbe Interesse voranzusetzen, kann beim Schulmanne zu Erscheinungen führen, die das Lächeln des Beobachters erregen. Übertriebener, geistloser oder an falscher Stelle angebrachter Kultus des Altertums, Zitierrust, Freude an lateinischen Perioden in deutscher Rede, Überschätzung grammatischer und ähnlicher Dinge: alles dieses beschäftigt gelegentlich auch später noch die Dichter. Gaudy macht uns in seinem „Eidyllion“ „Der Sonntag eines Schulmannes“ (1854) mit einem verständigen und liebenswürdigen alten Herrn bekannt. Er wirkt durchaus sympathisch; jedoch auf die Seitenpfade seiner Gelehrsamkeit mögen wir ihm nicht folgen: er hat eine Abhandlung geschrieben über die Frage, ob die Schulmänner der Alten mit der Rechten oder mit der Linken zu peitschen pflegten! Raabes prächtiger Konrektor Eckerbusch in „Horacker“ schwelgt in lateinischen Zitaten nicht weniger als seine Titelgenossen vor 100 Jahren. Der Gymnasialdirektor in Stobitzers (1895 aufgeführtem) Schwanke „Der Tugendheld“ vergewaltigt die deutsche Sprache zum Latein Ciceros und wirft bei jedem Vorkommnisse die Frage auf, wie wohl die Alten darüber gedacht haben würden. Der Scherz Fr. Th. Wischers in „Schulmanns Schauer“ (Lyrische Gänge):

Schaudernd fand ich, und gar bei einem der besseren Schüler,  
Gestern im Hebbomadar ut mit dem Indikativ

1) Wenn Kannegießer seinen Helden sich auch poetisch betätigen läßt, so hat er mit diesem Zuge in das Bild des Oberlehrers nichts hineinidealisiert. Kannegießer selbst, der Gymnasialdirektor war, beweist das, und von anderen im Texte behandelten Dichtern vor allem Spielhagen und Hans Hoffmann, von denen der eine kürzere, der andere längere Zeit im Schulfache tätig gewesen ist. Eine ganze Reihe von höheren Schulmännern, die sich, ihr Lehramt aufgebend oder beibehaltend, als Dichter einen mehr oder minder bekannten Namen erworben haben, findet man in jeder größeren Literaturgeschichte. Außer Spielhagen und Hans Hoffmann seien hier nur einige erwähnt: der Zittauer Rektor Weise, Joh. Heinr. Voß, Schwab, Wilhelm Müller („Griechenmüller“), Adalbert Stifter, Dingelstedt, Heinrich Kruse, Lindner, Hamerling.

ist erst vor kurzem im *Simplicissimus* aufgewärmt worden. Das von A. Kannegießer herausgegebene Liederbuch für deutsche Philologen und Schulmänner enthält unter der Überschrift „Seliges Ende“ eine Parodie auf den König in Thule, in welcher der König ein Oberlehrer, der goldene Becher ein Ellendt-Seyffert ist. Hans Parlow schildert in seinem erst im vorigen Jahre (in der „Täglichen Rundschau“) erschienenen Romane „Dunkelrot—Weiß—Rosenrot“, der wenigstens den alten Herren der Königsberger Universität einiges Interesse bietet, wie ein (später ins Kultusministerium berufener!) Oberlehrer bei feierlicher Visite die Unterhaltung mit der von ihm umworbenen Dame durch ein Thema über Grammatik einleitet.

Ebenso leicht geschieht es, daß die Stille des beruflichen Wirkens und die Zurückhaltung gegenüber der Außenwelt bei dem Schulmanne bisweilen eine gewisse Weltfremde erzeugt. In hohem Grade tritt dies hervor bei dem mütterlicherseits einer alten Patrizierfamilie entsprossenen „Bettler Christian“ von Theodor Storm, Subrektor an der Gelehrtenschule seiner Vaterstadt. Fehlt hier der von einem seelenvollen Dichter erschauten Gestalt jedwedes Lächerliche, so muß jene Weltfremde andere Dichterindividualitäten dazu reizen, auch satirische Lichter spielen zu lassen. Der zweiunddreißig Jahre alte Konrektor Friedrich Stiebel in Otto Roquettes Erzählung „Freiwerber“ (1859), vom Dichter mehr als Gelehrter denn als Lehrer charakterisiert, kennzeichnet sich durch ein gesellschaftliches Auftreten, das lebhaft an Goethes Scherz von dem Meister einer ländlichen Schule erinnert. Jedoch die Dame seines Herzens, die Tochter des angesehensten Arztes der Stadt, hat jenen sicheren intuitiven Blick für wahren Manneswert, welcher der deutschen Frau im allgemeinen auch später nicht verloren gegangen ist, und reicht dem von ihrem Vater gleichfalls hochgeschätzten Konrektor die Hand zum Lebensbunde. Hält sich Roquette in den Grenzen poetischer Wahrheit, so nähert sich des guten Roderich Benedix Gymnasialprofessor Lambert in dem Lustspiele „Die Hochzeitsreise“ stark der Karikatur. Er führt seine ihm gewissermaßen durch lehtwillige Bestimmung eines Oheims zugewiesene Base heim, will aber durchaus keine Änderung in seiner früheren Lebensweise eintreten lassen. Der Famulus soll auch ferner den Kaffee auf vierzehn Tage vorauskochen, damit er ihn dann nur aufzuwärmen brauche; das Mittagessen soll aus dem Speisehause geholt werden, und er selbst will jeden Abend dem Zeitunglesen im Kasino widmen. Der jungen Frau wird zugemutet, im modrigen Hinterzimmer zu schlafen, während er selbst die Nachtruhe nach wie vor in seinem guten Vordergemache zu genießen beabsichtigt. Auf diese Weise vollzieht sich denn auch die erste Nacht des Ehepaares. Jedoch schon am nächsten Morgen weiß die liebenswürdige, geistvolle und hochgebildete Base das Regiment beim Kaffeetische so schalkhaft, so klug und so erfolgreich an

sich zu reißen, daß jetzt der Professor freudig auf die vorgeschlagene Hochzeitsreise eingeht, damit inzwischen das alte Heim die notwendige Umgestaltung erfahre. Noch mehr karikaturenhaft gezeichnet ist in dem bereits genannten Schwank „Der Jugendheld“ von Stobitzer der Gymnasiallehrer und Theaterreferent Burkart, der in einer schier unmöglichen Handlung im erstmaligen Kausche seines Lebens gerade alles dasjenige begeht, was er in Wort und Schrift von einer würdevollen Lebensführung ausschließt. Ein Rätsel, für das uns wenigstens der Dichter den Schlüssel nicht gibt, bleibt es, daß die junge und lebenslustige Tochter seines Direktors Gefallen an dem linkschen Menschen findet und sich mit ihm verlobt. Die Jugendhaftigkeit, mit der die beiden letzten Gestalten von ihren Dichtern ausgestattet werden, vor allem das beiden gemeinsame Nichtvorhandensein der *notitia feminae*, ist auch dem neuerdings im *Simplicissimus* verspotteten Oberlehrer eigen, der vor seiner Vermählung so große Anstrengungen macht, sich wenigstens die ihm notwendig erscheinenden theoretischen Kenntnisse des Gegenstandes zu erwerben.

Mögen solche weltfremde Gestalten die Lachmuskeln manches Lesers noch so sehr reizen, so wirken doch an dem Lächerlichen hier Tatsachen mit, deren man sich nicht zu schämen braucht, und ein wahrer Dichter hat den Beweis geliefert, daß die Kindesunschuld des Mannes sich am Oberlehrer mit dem intimsten ästhetischen Reize darstellen läßt, wie man sich überzeugen kann aus „Munks Madonna“ in Hans Hoffmanns von zartester Poesie durchdustetem Novellenranze „Das Gymnasium zu Stolzenburg“. (1891.)

Dieselbe Erzählung enthält zwei andere Lehrergestalten, die sich keineswegs in Munks Weltfremde bewegen. Die beiden Naturwissenschaftler Hophni und Pinehas geraten nach einem bereits erlebten Schiffbruch auf kurze Zeit in die Lehrerlaufbahn. Dienstfeier für die Schule ist nicht ihre Sache, wohl aber allerlei sinniger Unsinn, z. B. die sehr rege und originelle Ausnutzung ihres amateurphotographischen Talentes. Wie einst der alte Goethe und der alte Zelter oft lange dasitzen konnten ohne ein Wort der Unterhaltung, der steten Übereinstimmung ihrer Ansichten gewiß und sich beiderseits lediglich ihrer Gegenwart erfreuend, so lieben auch sie in ihrer Weinstube unter sich das Schweigen, legen aber ebendasselbst die glänzendste Unterhaltungsgabe an den Tag im feuchtfröhlichen Verkehr mit einem Lebemann aus der benachbarten Gutsbesitzeraristokratie. Sie sorgen auch für die Zerstreuung des Publikums, indem sie sich auf der Promenade der kleinen Gymnasialstadt mit einer Dame des Theaters sehen lassen, bis sie es schließlich vorziehen, sich ganz der Photographie zu widmen.

Wenn eben auch nicht alle Oberlehrer derartige Weltphilosophen sind, so sehen wir sie doch in der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Schil-

berungen, die ihre persönlich-menschliche Lebenshaltung zum Gegenstande haben, geselligen Verkehr pflegen, und wo dieser fehlt, ist die Ursache davon nicht Weltflucht. Vor der Gefahr der gesellschaftlichen Vereinsamung, welcher der Einzelrichter, der Landpfarrer, der Landarzt so leicht ausgesetzt sind, bleiben die stets in einem Kollegium und fast überall in einer Stadt wirkenden Oberlehrer bewahrt. So unterläßt es selbst der Schulmann in dem bereits erwähnten Eidyllion von Gaudy nicht, eine Stunde seines Sonntages in dem ersten Kaffeehause der Stadt zuzubringen, um mit Kollegen und anderen Honoratioren beim Glase Punsch zu plaudern. Gymnasialprofessor Schmidt in Fontanes Roman „Frau Jenny Treibel“ (1893) verkehrt in den Kreisen der Berliner Großindustrie und ist eine Persönlichkeit, welche die Welt kennt. Trotz eines erheblichen Maßes von Hochschätzung seiner selbst und einer gewissen Ironie, mit welcher der Berliner Personen und Dingen gegenübersteht, erscheint er als eine liebenswürdige Natur. Er ist auch die Seele eines Kränzchens von Schulmännern verschiedener Anstalten, die abwechselnd in ihren Wohnungen zu kollegialem Geplauder zusammenkommen. Der Dichter schildert eine solche Sitzung bei Schmidt selbst. Einige Mitglieder haben abgesagt, und ihr Fehlen wird liebenswürdig, doch nicht ohne die Medisance des Berliner Salons glossiert. Bei Oberkressen und Mosel hält Schmidt eine humorvolle Lobrede auf Hummer und Krebse, und der Abend verläuft in angeregtester Unterhaltung. Eine glänzende Abend- und Tanzgesellschaft bei einem Gymnasialprofessor schildert Gertrud Franke-Schievelbein im „Unkenteich“ (Roman 1901). Den Gästen, unter denen die Kollegen des Hausherrn nicht fehlen, wird sogar Champagner kredenzt. Von regem kollegialen Verkehr berichtet auch Abele Osterloh in ihrem Roman „Oberlehrer Gejenius“ (1896). Weniger kollegiale Neigungen hat der Religionsoberlehrer an dem von Thomas Mann in dem Romane „Buddenbrooks. Verfall einer Familie“ (1903) geschilderten Gymnasium zu Lübeck. Er kennt die Berufsgenossen nur dienstlich und hält es für seine Person mit der jungen kaufmännischen Lebewelt und mit den Offizieren. Jeden Verkehr in seiner Gymnasialstadt zu meiden scheint der Oberlehrer Dr. Neubauer in Raabes „Horacker“, während hier der alte Konrektor Eckerbusch innige Freundschaft hält mit dem Pastor eines Nachbarortes, in vertrautem Umgange mit einigen Amtsgenossen und dem Staatsanwalte steht und sich auch auf der Regelfbahn als guter Kamerad bewährt. Neubauer ist eine hohle, kalte, dabei durch frühere Beziehungen verwöhnte Persönlichkeit. An anderen Orten hatten ihn „wirkliche Geheimräte“, wie Frau Eckerbusch ironisch berichtet, „mein Lieber“, wirkliche Geheimrätinnen „lieber Doktor“ genannt und Komtessen von ihm als ihrem „jungen, interessanten Gelehrten“ gesprochen. Auch fürchtet er wohl, durch

die kleine Stadt aus den erhabenen Regionen seines dichterischen Unternehmens der „Sechsendsechziade“ (Epos des böhmischen Krieges) herniedergezogen zu werden. — Der pensionierte Oberlehrer Professor Beckmann in Sudermanns Schauspiel „Heimat“ erscheint zusammen mit einem Generalmajor zur Preferencepartie bei Oberstleutnant Schwarze, dem Vater der Heldin des Stückes. Sehr eifrig beim Spiele, verhandeln die Herren zugleich über allerhöchste Fragen der Kunst. Der Generalmajor meint, zur Pflege der idealen Güter der Nation genüge es, Mitglied des Kriegervereins zu sein; der Professor nimmt sich, freilich sehr einseitig, der Kunst an und muß dafür eine ironische Anspielung auf den Schulmeister als den Sieger von Königgrätz einstecken. — Einen Oberlehrer, der in seiner gesellschaftlichen Bildung einigermaßen bei der Überkultur angelangt ist und dabei ziemlich possierlich wirkt, bringt Sudermann in seiner Komödie „Die Schmetterlingschlacht“ auf die Bühne. Dr. Kosinski ist ein den Naiven spielender Dekadenzemensch, der in sein geistreichelndes Gefose auch gern ein Gefühlstönchen hineinflötet. Die Chronik des Garnisonstädtchens in dem so betitelten dänischen Romane von Sophus Bauditz (1898) ist eine in Menschengestalt dahinwandelnde, ein Lateinschullehrer, der seinesgleichen auch in Deutschland häufig findet.

Ist des Menschen Verkehr auch nicht immer seine Welt, so schlägt er doch stets eine neue Brücke zur Welt. In der flotten Handlung seines Lustspiels „Die Realisten“ läßt Ernst Wichert einen würdevollen und sehr gelehrten Gymnasialprofessor in der Gefahr schweben, dem Gründungsfieber der siebziger Jahre zu verfallen, bis er durch den ehrenvollen Auftrag, eine Bibliographie der gesamten philologischen Wissenschaften zu schreiben, zur Umkehr bestimmt wird.<sup>1)</sup> In der Gartenlaube von 1896 schildert Lenbach in seinen „Geschichten des Direktors“, wie vier Gymnasiallehrer in der Staatslotterie ein Los spielen, das auszuwählen und aufzubewahren der auf Fehler in den Logarithmentafeln Jagd machende Mathematiker übernimmt, wie der Logarithmikus den Beteiligten aus Versehen eine andere als die gespielte Nummer nennt, wie diese andere mit einem großen Gewinne herauskommt und den einen sofort dazu bringt, sich endlich der Geliebten zu erklären, mit der er denn freilich doch das große Los gewinnt. Durch welchen Zufall ein Gymnasiallehrer auf den Weg gedrängt wird, der sich in den Zeitungen so oft als „dieser nicht mehr ungewöhnliche“ ankündigt, und wie er dabei durch

1) Eingehendes Studium der Bibliographie der Wissenschaften würde ergeben, wie zahlreich und oft hochbedeutend nicht nur in der Philologie, sondern auch auf vielen andern Gebieten der Forschung trotz des seine volle Kraft beanspruchenden Schuldienstes die Leistungen des Oberlehrers sind, — eine Tatsache, die u. a. Paulsen zu wiederholten Malen so schön gewürdigt hat. Auch wäre es dankenswert, den Prozentfuß der Universitätsprofessoren festzustellen, die aus dem Oberlehrerstande hervorgegangen sind.

die Vermittelung der Gemahlin seines Gönners, eines Universitätsprofessors, in der Tat zum glücklichen Bräutigam wird, kann man lesen in der kleinen Novelle von Erich Michael „Auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege“. (Illustrierte Zeitung 1904, April.)

Berührt in diesen Fällen das Leben da draußen mit seiner Kultur und Unkultur die Privatexistenz des Oberlehrers nur mit leisem Wellenschlage, so sehen wir in der humoristischen Erzählung von Rudolph Straß „Das weiße Lamm“ (Moderne Romane aller Nationen. Union Deutsche Verlags-Gesellschaft, ohne Angabe des Jahres) einen Schulmann durch seine alpinistische Schwärmerei in eine tiefergehende Bewegung versetzt. Ein Oberlehrer, Vorstand einer Sektion des Alpenvereins, weilt in den Ferien in Tirol. Er lechzt nach den Höhen der Alpen und trotz seiner Pedanterie auch nach denen des Lebens. Der Dichter aber, der unter den Schulmännern keinen leistungsfähigen Bergbesteiger kennen gelernt zu haben scheint, läßt ihn durch Schwindel daran verhindert werden, sein alpinistisches Wollen und Können in Einklang zu bringen, wie er ihn auch sonst als einen Halben, eine problematische Natur, einen Hamlet der Berge und des Lebens darstellt. Wenn Siebenpfeiffer trotzdem einen vielbewunderten Auf- und Abstieg ausführt, so kann das nach Straß nur die Folge eines doppelten Rausches sein: der Begeisterung für eine Dame, die den vermeintlichen Bergbezwinger überredet, sie zu begleiten, und des physischen Rausches, zu dem der Abstinenzler durch die List eines Kollegen kommt, der ihn dadurch an der Ausführung des seiner Natur zuwiderlaufenden Planes verhindern will. So stellt sich denn auch ein doppelter Katzenjammer ein: die Dame gehört einem anderen an, und sein physischer Zustand überzeugt ihn, daß er endgültig auch den Bergeshöhen entsagen muß. — Noch rechtzeitig geheilt von einer falsch gerichteten Höhensehnsucht wird der Held in Hermann Fabers Schauspiel „Ewige Liebe“ (1898). Nach langjähriger Verlobung mit einem würdigen Mädchen winkt dem Philologen endlich die Anstellung; doch eine, wie es scheint, nicht unerwiderte Leidenschaft zu einer Violinvirtuosin ertötet die alte Liebe, bis sie wieder erwacht, als er sich überzeugt, daß die nach Leben und Ruhm dürstende Künstlerin nicht willens ist, sich fein bürgerlich in die Existenz einer Oberlehrerfrau einzuspinnen. In welche herben Schicksale der Schulmann durch die Liebe verstrickt wird, schildern Osterloh in ihrem bereits genannten Roman „Oberlehrer Gesenius“, Georg Wagnier in dem Romane „Frau Ilse“ (1902) und Gertrud Franke-Schievelbein im „Unkenteich“ (siehe S. 630). Gesenius lernt in Italien — neben dem Alpinisten darf in der Poesie auch der nach Italien reisende Oberlehrer natürlich nicht fehlen — die schöne Frau eines norddeutschen Patriziers kennen, der bald darauf stirbt. Sie wird des Oberlehrers Gemahlin. Ihre

Verliebtheit ist heiß genug, um sie zum Verzicht auf den größten Teil der Hinterlassenschaft des ersten Mannes zu bestimmen, der testamentarisch für den Fall ihrer zweiten Verheiratung vorgesehen ist; jedoch ihre Liebe zu dem schönen, begabten und edlen Manne ist nicht groß genug, um sie die Enge der neuen Verhältnisse ertragen zu lassen. Auch fehlt ihr jedes Verständnis für seine Berufsarbeit und seine eifrig betriebenen Privatstudien. Ihr fortdauerndes Bedürfnis nach komfortabler Lebensgestaltung verschlimmert die wirtschaftliche Lage des Oberlehrers, und ihre Abneigung gegen irgendwelchen Anschluß an den keineswegs üblen Frauenkreis des sehr sympathischen Kollegiums erschwert auch seine gesellschaftliche Stellung. So tut sich allmählich eine unüberbrückbare Kluft auf zwischen den beiden, und das Ende ist Scheidung. — Frau Ilse, die arme und schöne Witwe eines Oberlehrers, erobert sich schnell einen anderen, diesmal wohlhabenden Oberlehrer. Jedoch sie entwickelt sich weiter, und über ein kurzes läßt sie sich entführen von einem doppelten Millionär. Einen alles Ungemach überdauernden Ehebund schließt nach siebenjähriger Verlobung ein Oberlehrer im „Unfenteich“. Leider geschieht dieses sechs Monate zu spät, und er begeht die Torheit, seinen Fehltritt vertuschen zu wollen. Da verwandelt sich denn die Gymnasialstadt in einen Unfenteich, aus dem sich die Stimmen der Kollegenfrauen und auch einzelner Kollegen am lautesten vernehmen lassen. Der Direktor, dessen stattliche Tochter ihre Liebe zu dem Oberlehrer nicht unterdrücken kann und auf die Lösung seiner Ehe hofft, beantragt die Disziplinaruntersuchung. Die unglückliche Frau erkennt die Unhaltbarkeit der Stellung ihres Mannes und gibt ihn frei, indem sie sich mit ihrem Söhnchen zu einem wackeren Oberförsterpaare flüchtet, in dessen Hause die ehemalige Erzieherin wie eine Tochter geliebt wird. Der Oberlehrer wird von ihrer Größe hingerissen, reicht, obgleich der Direktor jetzt eine günstige Wendung des Disziplinarverfahrens in Aussicht stellt, seine Entlassung ein und beginnt eine andere Laufbahn. Von weiter her streckt das Leben seine Fangarme aus nach einem anderen deutschen Oberlehrer, um ihn in seine Strudel zu ziehen. Der Held des Romans von Eduard Berg: „Das Sabinergut“ (Berlin, Verein der Bücherfreunde) nimmt nach dem Tode seines geliebten Weibes und seines Kindes Urlaub auf unbestimmte Zeit. Naturschwärmerei und eine unklare Sehnsucht nach Neuem machen ihn zum Mitgliede einer Kolonie in Amerika, die sich als der fürchterlichste Schwindel heutiger Banditen erweist. Da erkennt er das Verfehlte und Verkehrte seines Unternehmens, und er wird sich dessen bewußt, wie sehr auch seine Kraft im Vaterlande wurzelt, das den durch Erfahrungen Gereiften gern wieder in den Schuldienst aufnimmt. (Schluß folgt.)



## Die Tierwelt im Bilderschmucke des alttestamentlichen poetischen Schrifttums.

Von Professor Dr. theol. et phil. August Wünsche in Dresden.

Es gehört zu der Eigenart der alttestamentlichen Schriftsteller, insbesondere der Dichter und Propheten, Wesen und Charakter der Dinge nicht an sich zu schildern, sondern an anderen Dingen. Vor allem ist es der Mensch selbst, der in den verschiedenen Dingen abgebildet wird. Sie werden ihm gewissermaßen als ein Spiegel vorgehalten, in dem er sich schauen soll. In dieser Art der Betrachtung der Dinge liegt der Grund für den großen Reichtum der Bilder und Vergleiche, der uns in den dichterischen und prophetischen Schriften des alten Bundes entgegentritt.

Ganz oberflächlich betrachtet, kommen Bild und Vergleich auf dasselbe hinaus, denn beide beruhen in einem Zusammen- oder Vereintschauen der Gegenstände und ihrer Tätigkeiten und Zustände. Schon in der Rhetorik der Araber ist von einer Vergleichung mit und ohne Vergleichungspartikel die Rede. Bei näherem Zusehen jedoch tritt ein ganz wesentlicher Unterschied zutage. Das Bild als das Vergleichene tritt ganz an die Stelle des zu Vergleichenden, es deckt sozusagen die Person oder Sache. Man soll das zu Vergleichende in seiner Ganzheit in dem Vergleichenen schauen, sich seine Wesenheit deutlich vergegenwärtigen und zum Bewußtsein bringen. Beim Vergleiche dagegen handelt es sich nicht immer um das Ganze, sondern oft nur um ein hervorstechendes charakteristisches Merkmal, um eine Eigenschaft, eine Tätigkeit, ein Leiden und Tun, oder um einen Zustand. Dieses Merkmal ist sowohl dem Vergleichenen wie dem zu Vergleichenden eigentümlich. Selbst wenn beim Vergleiche das Ganze des Vergleichenen und des zu Vergleichenden gegenübersteht, handelt es sich immer nur um einen Gesichtspunkt, unter dem das letztere angeschaut werden soll. Die Poetik bezeichnet den Gesichtspunkt als das *tertium comparationis*, sachentsprechender sollte er die Vergleichungshinrichtung genannt werden. Die arabische Rhetorik hat dafür den Ausdruck: „Das Gesicht der Vergleichung“ geprägt.

So herrlich der Redeschmuck in Bildern und Vergleichen an sich ist, so dient er doch nicht völlig der Wahrheit; entweder bleiben die Bilder und Vergleiche hinter ihr zurück, oder sie gehen über sie hinaus. Findet das letztere statt, so haben wir es mit der sogenannten Hyperbolie (Übertreibung) zu tun. Dennoch sind die Bilder und Vergleiche in der poetischen Rede von großer Wirkung. Sie verleihen ihr Plastik und konkrete Gestalt, erregen die Aufmerksamkeit und erleichtern das Verständnis.

Die meisten Bilder und Vergleiche haben die alttestamentlichen Dichter und Propheten den drei großen Reichen der Natur entlehnt, dem Tier-, Pflanzen- und Mineralreiche. Daneben finden sich auch zahlreiche Bilder und Vergleiche, die sich auf den Kosmos und auf kosmische Erscheinungen, sowie auf die Elementargewalten des Feuers und Wassers beziehen. In gleichem Maße hat die menschliche Tätigkeit und Beschäftigung, insbesondere die Viehzucht, der Landbau und das Handwerk in seiner Mannigfaltigkeit Stoff zu Bildern und Vergleichen geliefert.

Wir wollen versuchen in folgender Skizze die Tierwelt im alttestamentlichen Bilderschnucke zu behandeln. An erster Stelle fassen wir die Haustierbilder ins Auge.

Daß gerade die Haustiere in den poetischen und prophetischen Schriften des Alten Testaments als Bilder und Vergleiche zur Veranschaulichung herangezogen werden, liegt sehr nahe. Spielte doch die Viehzucht bei den Israeliten eine große Rolle sowohl in den Zeiten, wo sie noch nomadifizierend von Ort zu Ort zogen, als auch später, wo sie sesshaft geworden waren und Ackerbau trieben. An verschiedenen Stellen wird der Reichtum eines Stammes oder auch einer Einzelperson in den Viehbestand gesetzt und die wertvolleren Haustiere werden mit Zahlen und die minder wertvollen in abgerundeten Vielheitsausdrücken angegeben. Als die Israeliten aus Ägypten zogen, führten sie große Herden mit nach der Sinaihalbinsel (2. Mos. 5, 1; 4. Mos. 7, 3 flg.), und als sie nach Kanaan kamen, trafen sie auch hier bei den Urbewohnern Viehzucht an (1. Mos. 34, 38; Jos. 6, 21). Auf einen großen Rindviehbestand scheint besonders auf den königlichen Domänen viel Wert gelegt worden zu sein (1. Chron. 27, 29; 2. Chron. 26, 10). Als besonders saftreiche und üppige Weideplätze, wo die Rindviehzucht blühte und die stattlichsten Rinderherden erzeugt wurden, werden das südliche Gilead, das Ostjordanland und die philistäische Ebene genannt.

An der Spitze der Haustiere steht das Rind. Es wird sowohl hinsichtlich seines Geschlechts und Alters, als auch hinsichtlich seiner Tätigkeit als Tropus verwendet. In dem Hilferufe eines schwer Bedrängten erscheinen die kraftstrotzenden und ungezügelter Vasanstiere als Symbol mächtiger Feinde.

Umgeben haben mich viele Farren,  
Die Starcken Basans haben mich umzingelt. (Ps. 22, 13.)

Amos sieht in den zügellosen und üppigen Frauen Samarias Kühe Basans.

Höret dieses Wort, ihr Kühe von Basan,  
Die auf den Bergen Samarias bedrücken die Schwachen,  
Zermalmen die Armen, die sprechen zu ihrem Herren:  
Schaffe, daß wir trinken. (Am. 4, 1.)

Mit einer die Garben austretenden jungen Kuh (eglah) werden von Jeremia in einem Orakel gegen Babel die über den Raub von Jahves Eigentum frohlockenden Chaldäer verglichen.

Ja, springt nur fröhlich wie eine dreschende Kuh! (Jer. 50, 11.)

Die störrige Kuh, die sich sträubt, sich das Joch auflegen und an den Pflug spannen zu lassen, ist Bild des sich nicht unter die Zucht des göttlichen Gesetzes fügen wollenden Israel, weshalb es zur Strafe unter fremde Völker verjagt werden soll.

Denn wie eine störrige Kuh (parah) ist Israel störrig,  
Soll sie jetzt weiden Jahve wie ein Lamm auf weiter Trift?

(Hos. 4, 16.)

Auf die Widersehllichkeit der jungen Kuh, die nach dreijähriger ungewohnter Freiheit zum erstenmal zu schwerer Feldarbeit gezwungen und an den Pflug und die Egge gespannt wird, bezieht sich Jahves Drohwort:

Ephraim ist eine gelehrte Kuh, die zu dreschen liebt.  
Und ich — hinweggegangen bin ich<sup>1)</sup> über die Schönheit ihres Halses,  
Fahren lassen werde ich Ephraim, pflügen  
soll Juda, eggen sich Jakob. (Hos. 10, 11.)

Der Prophet will sagen: Nachdem Jahve das Reich Israel bisher mit Milde wie eine Garben austretende Kuh behandelt hat, die nach Herzenslust fressen konnte, will er es nun für seinen Abfall züchtigen und mit Unterjochung bestrafen.

Daselbe Bild, nur etwas anders gewendet, liegt der Bitte der durch lange Leiden zur Einsicht gekommenen Ephraimiten zugrunde:

Du hast mich gezüchtigt und ich habe mich züchtigen lassen,  
Einer jungen Kuh gleich, die noch nicht gewöhnt ist;  
Führe mich zurück, so will ich umkehren,  
Denn du bist Jahve, mein Gott. (Jer. 31, 18 vgl. 50, 11.)

Israel bekennt, daß es sich früher wie eine ungezähmte, noch nicht abgerichtete junge Kuh vor Jahve benommen und nur den wilden Trieben seiner sinnlichen Natur gefolgt sei, jetzt aber will es reumütig zu Jahve umkehren und gern seinen Nacken unter die Autorität seines Willens beugen, er soll es nur wieder liebevoll aufnehmen und in seine schützenden Arme schließen.

Hochpoetisch und innige Naturbeseelung bekundend ist die Bildrede eines Sängers, wenn er das Auf- und Niedervogen der Federn des Libanon im Gewittersturm mit einem auf der Weide sich munter tummelnden, hin- und herspringenden Kalbe vergleicht.

1) Sinn: Ich habe sie bis jetzt mit dem Joch verschont.

Der Donner Jahves zerbricht die Federn,  
Ja, es zerbricht Jahve die Federn des Libanon,  
Und er läßt sie hüpfen wie ein Kalb. (Ps. 29, 5. 6.)

Unter dem Bild einer jungen, schönen und übermütigen und noch nicht ins Joch gespannten Kuh, die von der Bremse aus dem Norden, worunter man sich Nebukadnezar mit seinem Heere vorzustellen hat, überfallen wird, schildert Jeremia das herrliche Agypten.

Eine schöne Kuh ist Agypten,  
Die Bremse<sup>1)</sup> aus dem Norden überfällt es. (Jer. 46, 21.)

Gleich darauf vergleicht der Prophet Agyptens Söldner mit fetten Mastkälbern, über die ebenfalls der Tag der Strafe kommen wird.

Auch die Söldner in ihm, Mastkälbern gleich,  
Auch sie wenden sich, fliehen zumal, halten nicht stand. (Daf. 46, 21.)

In einer Spruchrede dient der zur Schlachtbank geschleppte Ochse als bezeichnendes Bild des durch die buhlerischen Künste des ehebrecherischen Weibes willenlos fortgerissenen Jünglings.

Er geht hinter ihr her plötzlich wie ein Ochse,  
Der zur Schlachtbank geführt wird. (Spr. 7, 22.)

Als beschämendes Bild wird der Ochse, der seinen Herrn kennt, von Jesaja für das unvernünftige Volk verwendet, das von Jahve als seinem Eigner nichts weiß.

Es kennt der Ochse seinen Besitzer — —  
Israel erkennt nicht, mein Volk merkt nicht auf. (Jes. 1, 3.)

Gleich Farrenopfer sollen Jahve nach Hosea die Gelübde des in Reue und Buße zu ihm umkehrenden Israel gelten.

Nehmet mit euch Worte und kehret um zum Ewigen!  
Sprechet zu ihm: Vergib alle Schuld und nimm Güte an,  
Daß wir bezahlen als Farren unsere Lippen. (Hos. 14, 3.)

Die der Kuhherde voranschreitenden Stiere sind Bilder der Führer der Völker. So ruft ein Sänger in einem Triumphliede auf Jahves Sieg über die Feinde aus:

Schilt das Tier des Schilfes,  
Die Herde der Stiere unter den Mastkälbern der Völker. (Ps. 68, 31.)<sup>2)</sup>

1) Das Wort ist von unsicherer Bedeutung. Manche denken an den Ochsenstachel (stimulator), andere an Bremsenfisch.

2) Bei Homer ist der der Kuhherde voranschreitende Stier ein Symbol des Völkerfürsten Agamemnon:

So wie der Stier in der Herd' ein Herrlicher wandelt vor allen,  
Männlich stolz; denn er ragt aus den Kindern hervor auf der Weide:  
Also verherrlichte Zeus an jenem Tag Agamemnon,  
Daß er ragt' aus vielen und vorschien unter den Helden. (Il. II, 480 flg.)

In einem aus nachexilischer Zeit stammenden Orakel gegen Babel werden die Israeliten aufgefordert, die Farren niederzustechen, womit die Anführer der feindlichen Scharen gemeint sind.

Stecht nieder alle seine Farren,  
Hinter steigen sollen sie zur Schlachtbank. (Jer. 50, 27.)

Doch nicht nur das Rind im allgemeinen wird bildlich verwendet, sondern auch einzelne Teile an ihm. So seine Hörner, in denen seine Kraft besteht und mit denen es sich beim Angriffe verteidigt. Das Horn ist allenthalben eine Metonymie der Macht und Herrschaft. Aus dieser Vorstellung erklären sich die Redensarten: das Horn erhöhen, das Horn sprossen lassen, das Horn senken oder in den Staub stecken (bohren), das Horn abschlagen usw. Im Mosessegne heißt es vom Stamme Joseph:

Seinen erstgeborenen Stier umgibt Schmutz,  
Und Neßms Hörner sind seine Hörner;  
Mit ihnen stößt er Völker nieder,  
Allzumal die Enden der Erde. (5. Mos. 33, 17.)

In einer die künftige Errettung Jerusalems von den heidnischen Bedrängern schildernden Prophetie bei Micha aus nicht zu genau zu bestimmender Zeit verheißt Jahve der Tochter Zion:

Auf und drisch, Tochter Zion!  
Denn dein Horn will ich machen zu Eisen  
Und deine Klauen will ich machen zu Erz,  
Daß du zermalmeest viele Völker. (Mich. 4, 13.)

Hanna betet:

Erhaben ist mein Horn durch Jahve. (1. Sam. 2, 1.)

Der Sinn ist: Meine Macht ist durch den göttlichen Beistand gewachsen.

In demselben Jubelliede heißt es:

Und erhöhen wird er das Horn seines Gesalbten. (Daf. 2, 1.)

In einem auf Zion bezüglichen Wallfahrtsliede verkündet Jahve:

Dasselbst will ich sprossen lassen ein Horn dem David. (Ps. 132, 17.)

Dagegen warnt Jahve die Übermütigen mit den Worten:

Nicht hebet euer Horn empor! (Daf. 75, 5.)

Desgleichen:

Nicht hebet zur Höhe euer Horn! (Daf. 75, 6.)

In einem Dankliede nach Besiegung aller seiner Feinde nennt David metonymisch Jahve sein Horn.

Jahve ist mein Fels und meine Bergfeste und mein Erretter.  
Mein Gott ist mein Hort, bei dem ich Zuflucht suche,  
Mein Schild, das Horn meines Heils, meine Burg. (Daf. 18, 3.)

Ganz anders der von Leiden niedergedrückte Hiob. Da sein Glückstand zerbrochen ist und es keine Hoffnung mehr für ihn gibt, ruft er aus:

Gesteckt habe ich in den Staub mein Horn. (Hiob 16, 16.)

Ähnlich heißt es in einem Ausspruche gegen Moab:

Abgeschlagen ist Moabs Horn und sein Arm zerschmettert. (Jer. 48, 25.)<sup>1)</sup>

Das Kamel, das in älterer Zeit mit zum Viehbestande eines reichen Nomadenfürsten gehörte, ist trotz seiner Größe und Körperkraft ein Tier, dem die höheren Eigenschaften der Klugheit und Intelligenz abgehen. Nur an Musik und Gesang scheint es Freude zu haben, denn es kann dadurch zu schnellerem Gange angespornt werden. Nach der Schilderung des Tritojesaia sollen die Völker auf dem Kamele die zur Tempelverherrlichung dienenden Schätze und Kostbarkeiten herbeibringen (Jes. 60, 6; 66, 20). In der Bildrede der Propheten kommt das Kamel nur an einer Stelle vor. Da die Kamelstute sich in ihrer Brunstzeit sehr störrisch und zügellos zeigt, so dient sie zur Versinnbildlichung des buhlerischen Treibens der Israeliten im Tale Ben Hinnom. Mit schneidendem Spotte ruft Jeremia aus:

Sieh' an dein Treiben im Tale,  
Erkenne, was du getan hast,  
Du schnellfüßige Kamelstute, die ihre Wege kreuzt. (Jer. 2, 23.)

Von dem Pferde, das Sacharja in sechs verschiedenen Farben kennt, entwirft der Dichter des Hiobbuches eine höchst malerische Schilderung. Wir sehen es in prächtiger Ausrüstung zur Schlacht, furchtlos steht es auf dem Kampfplatze, seine Mähne flattert, es wiehert und stampft voller Unruhe mit den Hufen. Beim Schmettern der Trompeten und dem dröhnenden Schlachtgeschrei kann es den Augenblick nicht erwarten, wo es sein Reiter zum Ansturm gegen die Feinde führt.

Verleihest du dem Rosse Stärke?  
Bekleidest du seinen Hals mit flatternder Mähne?  
Machst du es springen gleich der Heuschrecke?  
Sein prächtiges Wiehern ist Schrecken.  
Es wühlt im Talgrunde und freut sich der Kraft,  
Zieht aus dem Harnisch entgegen.  
Es lacht der Furcht und erschrickt nicht  
Und kehrt nicht um vor dem Schwerte.  
Auf ihm kirret der Köcher,  
Der flammande Speer und die Lanze.

1) Auch bei den Römern galt das Horn als ein Symbol der Macht und Stärke. Wir verweisen u. a. nur auf die schöne Ode des Horaz:

An den Krug (III, 21):

Du machst durch Hoffnung ängstliche Seelen stark  
Und leihst des Mutes Hörner den Darbenden.

Mit Loben und Ungeflüm wüßst es den Boden  
Und hält nicht stand, wenn schmettert die Trompete.  
So oft die Trompete tönt, ruft es: Hui!  
Und von fernher wittert es den Streit,  
Der Fürsten Donnern und Feldgeschrei. (Hiob 39, 19—26.)<sup>1)</sup>

In der Tropik des Alten Testaments wird das Pferd nach mancherlei Gesichtspunkten verwendet. Zunächst ist das geschmückte Ross am Wagen ein Bild des Schönen. Mit ihm wird die Braut im Hohenliede verglichen.

Dem Rosse am Wagen Pharaos vergleiche ich dich, meine Freundin.  
(Hohesl. 1, 9.)

Ähnlich heißt es in einem Trostspruche bei Sacharja aus unbestimmter Zeit von dem Hause Juda und seinen Führern:

Er (Zahve) hat sie gemacht wie sein Prachtross im Kriege. (Sach. 10, 3.)

An anderen Stellen veranschaulicht das Pferd Ungehorsam und Widerspenstigkeit. So ermahnt der Sänger:

Seid nicht wie Rosse . . . die keinen Verstand haben,  
Deren Gebiß mit Baum und Halfter gezähmt werden muß. (Ps. 32, 9.)

Der zur Brunstzeit wilde und ungebärdige Hengst ist ebenso wie die Kamelstute Bild der Buhlerei Judas.

Wohlgemährte umherschweifende Rosse sind sie geworden,  
Ein jeder nach dem Weibe seines Nächsten wiehern sie. (Jer. 5, 8.)

Ein rühmenswürdiger Vorzug am Pferde ist die Schnelligkeit. Daher vergleicht Jeremia die Kriegssrosse der Chaldäer mit Adlern (daf. 4, 13) und Habakuk mit Pardeln und Abendwölfen (Hab. 1, 8). Nicht minder wird die Starkhufigkeit am Pferde geschätzt. In dieser Hinsicht heißt es von den Rossen der zum Strafgericht über Israel heranstürmenden Assyrer:

Die Hufe ihrer Rosse sind dem Kiesel gleich geachtet. (Jes. 5, 28.)<sup>2)</sup>

Neben Rindern, Kamelen, Schafen und Ziegen gehört auch der Esel, der bei den Morgenländern kein so verachtetes und stumpfsinniges Tier ist wie bei uns, zum Bestande großer Herden. Man bediente sich ihrer zum Tragen der Lasten und wegen der Sicherheit ihres Trittes ebenso zum

1) Eine ähnliche lebendige Schilderung des Streitrosses findet sich bei Virgil, Ländliche Gedichte III, 84 flg.:

. . . Darauf, wenn ein Getöse fern hallet von Waffen,  
Unstet stampfet es, reget das Ohr und erhebt an den Gliedern,  
Brausend auch rollt's aus der Nase den Dampf des gesammelten Feuers.  
Dicht ist die Mäh'n' und sinket geweht auf die rechte der Schultern.  
Doppelt läuft durch die Lenden das Rückgrat hin; in die Erd' auch  
Höhlet es, und laut schallt mit gediegenem Horne der Hufschlag.

2) Auch Homer redet von erzhufigen und starkhufigen Kampffrossen, vgl. Ilias VIII, 41 und Odyssee XXI, 30.

Reiten. Selbst Reiche und Vornehme ritten auf Eseln (vgl. Richt. 10, 3. 4 und 12, 13. 14). Nach Sacharja 9, 9 wird sogar der erwartete große Friedenskönig auf einem Eselsfüllen erscheinen. Issachar wird im Jakobssegen ein knochiger Esel genannt, der sich zwischen Hürden hinstreckt (1. Mos. 49, 14). Der Ausspruch will sagen, daß dieser Stamm sich zwar zu einem starken und kräftigen Menschenschlage entwickeln, aber zur Erhaltung seiner Ruhe und Gemächlichkeit lieber seine Freiheit und Unabhängigkeit preisgeben und Frondienste leisten, als sich heldenmütig mit den Waffen verteidigen und auf Eroberungszügen Beute erjagen werde.

Der tote, auf freiem Felde unbegrabene Esel ist Bild des Verächtlichen. So droht Jeremia Judas Könige Jojakim:

Mit Eselsbegräbnis wird er begraben werden,  
Indem man ihn fortschleppt und hinwirft fern von Jerusalems Toren.

(Jer. 22, 19.)

Der Maulesel speziell, der erst zur Zeit der ersten Könige bei den Israeliten eingeführt worden zu sein scheint, dient einem Sänger als Symbol der Widerspenstigkeit und Verstandlosigkeit.

Seid nicht wie Maulesel, die keinen Verstand haben usw. (Ps. 32, 9.)

Unter dem Kleinvieh steht das Schaf obenan, das zahmste unter den Haustieren. Es findet die verschiedenste bildliche Verwendung. Die Schafherde ist zuvörderst ein Bild idyllischer Friedlichkeit. In einem Gebete um Hilfe rühmt ein Sänger dankbaren Herzens die Wohltaten Jahves, die er Israel von Anbeginn seiner Geschichte erwiesen. Er gedenkt der mühseligen Wüstenwanderung, wobei er das Volk mit einer Schafherde und Jahve mit einem Hirten vergleicht, der es mit kraftvoller und kundiger Hand seinem verheißenen Ziele entgegengeführt hat.

Du führtest wie Schafe dein Volk durch Mose und Aaron. (Ps. 77, 21.)

Dasselbe Bild findet sich noch zweimal in den Psalmen:

Und er ließ aufbrechen gleich Schafen sein Volk,  
Und führte sie gleich einer Herde in die Wüste. (Daf. 78, 52.)

Er ist unser Gott und wir das Volk seiner Weide und Schafe seiner Hand.

(Daf. 95, 7.)

Die hirtelos umherirrende Schafherde veranschaulicht die von Jahve verlassene Gemeinde. Daher bittet nach der Priesterschrift Mose den Ewigen, er wolle nach seinem Hingange einen Hirten über das Volk setzen, damit es nicht einer Schafherde gleiche, die keinen Hirten habe.

Es bestelle Jahve, der Gott der Geister in allem Fleisch, einen Mann über die Gemeinde, der ausziehe vor ihnen und einziehe vor ihnen, daß nicht sei die Gemeinde Jahves gleich Schafen, die keinen Hirten haben. (4. Mos. 27, 16. 17.)



Mit einer hirtelosen Schafherde vergleicht Sacharja das verlassene und im Elende schmachtende Israel.

Darum sind sie aufgebrochen wie eine Herde,  
Sie befinden sich im Elend, denn es ist kein Hirte da. (Sach. 10, 2.)

In einer Warnung wider Ramoth in Gilead läßt sich der Prophet Micha auf Ahabs Beschwörung also vernehmen:

Ich sah ganz Israel zerstreut auf den Bergen gleich Schafen, die keinen Hirten haben. (1. Kön. 22, 17.)

Unter dem Bilde irrender Schafe stellt der zweite Jesaja in dem sog. goldenen Passionale das im Exil schmachtende und reumütig auf Jahve zurückschauende Volk dar.

Wir alle irrten gleich Schafen umher,  
Ein jeder seinem Wege wandten wir uns zu,  
Und Jahve ließ ihn treffen die Schuld von uns allen. (Jes. 53, 6.)

Mit einem verlorenen Schafe vergleicht sich der Dichter des großen alphabetischen Lehrpsalms und fordert Jahve auf, ihn als seinen Hirten zu suchen.

Bin ich abgeirrt, wie ein verlorenes Schaf suche deinen Knecht,  
Denn deine Gebote — nicht vergessen habe ich sie. (Ps. 119, 176.)

Auch die von Raubtieren verfolgte und versprengte Schafherde wird als Bildausdruck verwendet. So heißt es in einem nachexilischen Aussprüche vom Volke Israel:

Ein versprengtes Schaf ist Israel, Löwen haben es verfolgt; zuerst fraß es der König von Assur und als letzter hat ihm den Knochen abgenagt Nebukadnezar, der König von Babel. (Jer. 50, 17.)

Tröstlich wirken diejenigen Reden der Propheten, in denen sie verheißen, Jahve werde die in der Gefangenschaft im fremden Lande versprengte Herde Israel als Hirte wieder sammeln und auf die frischgrünen und saftigen Tristen der Gebirge Karmel und Basan, Ephraim und Gilead zurückführen, wo sie ehemals unter seiner fürsorgenden Obhut weideten. In diesem Sinne verkündet Jeremia den Exulanten:

Und ich werde zurückführen Israel auf seine Trift,  
Und es wird weiden auf Karmel und Basan,  
Und auf dem Gebirge Ephraim und Gilead wird es sich sättigen. (Jer. 50, 19.)

In demselben Tone ruft Micha dem aus der Gefangenschaft geläutert und gesichtet hervorgegangenen Volke zu:

Sammeln, ja sammeln werde ich, Jakob, dich ganz!  
Versammeln, ja versammeln werde ich den Rest Israels zumal!  
Ich werde sie zusammenbringen wie Schafe in der Hürde,  
Wie eine Herde inmitten ihrer Trift,  
Eine tosende Menschenmenge soll es werden. (Mich. 2, 12.)

Desgleichen der Deuterosefaia:

Siehe, der Herr Jahve wird kommen in Stärke — —  
 Wie ein Hirt wird er seine Herde weiden;  
 In seinen Arm wird er fassen die Lämmer  
 Und in seinem Busen tragen, die Säugenden wird er leiten.

(Jes. 40, 10. 11.)

Ein ausführliches, überaus herrliches Gemälde von dieser glücklichen Zeit entwirft Ezechiel im zweiten Teile seiner Weissagungen. Jahve wird die schlechten Hirten, die früher seine Herde nur zu ihrem Vorteil weideten, so daß sie zerstreut und den Raubtieren zur Beute wurden, ihres Hirtenamtes entsetzen und dann bestrafen; er selbst wird das Hirtenamt übernehmen, die in den Ländern Zerstreuten sammeln, auf gute Weide im Lande Israel führen, in Liebe ihrer warten, über sie wachen und sie pflegen, damit sie nicht wieder zu Schaden kommen. Darauf wird er als Hirten seinen Knecht David bestellen und einen Friedensbund schließen, durch den alle Dissonanzen und Diskrepanzen in der Natur aufhören (Ezech. R. 34).

Wie die Sammlung der zerstreuten Schafe den Exulanten als Trostbild dient, so werden die zur Schlachtbank geschleppten Schafe als Leidensbilder verwendet. So klagt ein Sänger:

Du gabst uns hin wie Schafe zum Verzehren  
 Und unter die Heiden zerstreutest du uns,  
 Wahrlich, um deinetwillen werden wir hingewürgt jeden Tag,  
 Geachtet sind wir wie Schlachtschafe. (Ps. 44, 12. 23.)

In einem anderen Liede heißt es:

Wie Schafe steigen sie hinab zur Unterwelt, der Tod weidet sie ab  
 Und es herrschen über sie Rechtschaffene an jenem Morgen. (Daf. 49, 16.)

Dem gereizten und unmutig gewordenen Propheten Jeremia tritt das zum Schlachten bestimmte und für den Altar geweihte Schaf an die Stelle der sein Leben bedrängenden ungläubigen Bewohner von Anathoth.

Reiße sie fort wie Schafe zum Schlachten  
 Und weihe sie dem Tage des Würgens. (Jer. 12, 3.)

Unter einem Lamm, das zum Schlachten geführt wird, und unter einem Schafe, das vor seinen Scherern stumm sich verhält, wird vom zweiten Sesaia der leidende Gottesknecht geschaut.

Gequält ward er, während er sich willig beugte und nicht auftat seinen Mund,  
 Gleich dem Lamm<sup>1)</sup>, das zur Schlachtbank geführt wird,  
 Und gleich einem Schafe, das vor seinen Scherern verstummt ist und nicht  
 auftat seinen Mund. (Jes. 53, 7.)

1) Im Neuen Testamente wird Jesus mehrmals mit einem Lamm verglichen (s. Joh. 1, 29; Apok. 5, 6; 6, 1 usw.).

Wie beim Ochsen auch einzelne Teile metaphorisch gebraucht werden, so auch beim Schafe: seine weiße Wolle wird Sinnbild der Reinheit.

Wenn sein sollten eure Sünden wie Karmesin<sup>1)</sup>,

Wie Wolle sollen sie werden.

(Daf. 1, 18.)

In einem Lobpreise sagt der Sänger von Jahve:

Er entsendet Schnee gleich Wolle.

(Ps. 147, 18.)

Neben den Schafen findet ebenso der Schafbock bildliche Verwendung. Wie die Stiere der Kuhherde beim Hinausziehen auf die Weide voranzugehen pflegen, so auch die Schafböcke der Schafherde. Sie werden daher wie jene Symbole von Obersten und Führern des Volkes. Jeremia ermahnt in einem nachexilischen Orakel die Israeliten:

Fliehet aus Babel und aus dem Lande der Chalpäer,  
Zieheth aus und seid wie Böcke vor der Herde.

(Jer. 50, 8.)

Im zweiten Sacharja heißt es von Jahve:

Über die Hirten ist entbrannt mein Zorn  
und an den Böcken will ich es ahnden;  
Denn heimgesucht hat Jahve der Heerscharen  
seine Herde, das Haus Juda.

(Sach. 10, 3.)

Beim Einzuge des Weltbezwinners von Babel in das Schattenreich ergreift alle bereits daselbst versammelten Böcke der Erde, alle Fürsten und Volksleiter ein Schrecken, und sie erheben ihre Stimme und sagen im Tone bitteren Spottes:

Auch du bist kraftlos geworden gleich wie wir und bist uns gleich geworden.

(Jes. 14, 10.)

Beliebte Tiere im israelitischen Haushalte waren Ziege und Ziegenbock. In einer Vision Daniels ist der Ziegenbock Symbol des mazedonischen Weltreiches. Er wird geschildert als ein von Westen her über die ganze Erde schreitendes, den Boden nicht berührendes Tier, das zwischen den Augen ein besonders auffallendes Horn hat (Dan. 8, 5). In einem Brautliede wird das auf die Schultern herabwallende lange, schwarze Lockenhaar der Geliebten mit einer Ziegenherde verglichen, die an den weidenreichen Geländen des Gebirges Gilead an der Ostseite des Jordans lagert (Hohesl. 4, 1).

Die weiße Milch von Kühen, Kamelen, Schafen und Ziegen ist Sinnbild der Reinheit und Schönheit. Von den Fürsten Judas rühmt der Sänger des zweiten Klageledes:

Reiner als Schnee waren ihre Fürsten, weißer als Milch.

(Klagel. 2, 7.)

1) Karmesin ist die Farbe des in Leidenschaftlichkeit sich äußernden Lebens.

Während bei den Griechen und Römern das Schwein gezüchtet und gemästet wurde und als Opferspende sogar auf den Altar kam, war es bei verschiedenen orientalischen Völkern ein verachtetes und verabscheuungswürdiges Tier. Das Gesetz Israels erklärt es für levitisch unrein, (3. Mos. 11, 7), deshalb war jede Beschäftigung mit ihm ausgeschlossen. Schweinefleisch zu essen galt für ebenso schlimm, als den Götzen dienen. Der gesetzestreue Israelit ging lieber in den Tod, als daß er diese Sünde auf sich nahm (vgl. Jes. 65, 4; 66, 17; 2. Makk. 6, 18 flg.; 7, 1 flg.).<sup>1)</sup> Im talmudischen Zeitalter nach der Zerstörung des zweiten Tempels wird nach einem rabbinischen Aussprüche neun Zehntel aller Unreinheit in der Welt vom Schweine hergeleitet. Kein Wunder, wenn das Schwein von den Dichtern und Propheten als Symbol der Unreinheit und Gemeinheit angesehen wird. Im wilden Zustande wird das Schwein noch heute in Palästina angetroffen. Durch sein Wühlen in den Weinbergen richtet es großen Schaden an. Ein Säuger sieht in ihm den Feind, der den Weinberg, worunter das Heilige Land zu verstehen ist, zertreten hat.

Bertreten hat ihn das Schwein aus dem Walde. (Ps. 80, 14.)

Auf den Brauch, wilden Schweinen einen Ring durch die Nase zu ziehen, geht ein Spruch in der Spruchweisheit.

Ein goldener Ring in der Nase eines Schweines  
Ist ein schönes Weib, das keinen Verstand hat. (Spr. 11, 22.)

Der Spruch will sagen: Wie der Anblick eines Schweines mit einem goldenen Ringe in der Nase abstoßend und widerlich ist, so auch der Anblick eines mit Kostbarkeiten geschmückten, unverständigen Weibes.<sup>2)</sup>

An der Grenzscheide zwischen zahmen und wilden Tieren steht der Hund. Während im Abendlande der Hund wegen seiner Treue und Anhänglichkeit, nicht minder wegen seiner Klugheit und Wachsamkeit in hoher Schätzung steht, galt er den Israeliten als ein gemeines und unreines Tier. In einer vortrefflichen Schilderung stellt der zweite Jesaja das Treiben der gewissenlosen und falschen Volksführer unter dem Bild von Hunden dar:

Seine Späher sind blind, insgesamt haben sie keine Einsicht;  
Sie alle sind stumme Hunde, die nicht bellen können,  
Träumend liegen sie da, belieben zu schlafen.  
Und die Hunde sind heißhungrig, sie kennen nicht Sättigung.

(Jes. 56, 10. 11.)

1) Wenn in den Evangelien mehrmals von Schweineherden die Rede ist, so sind die Besitzer derselben entschieden keine Juden, sondern heidnische Jnsassen (s. Matth. 8, 28 flg.; Mark. 5, 11; Luk. 8, 26. 32; 15. 26).

2) Vornehme morgenländische Frauen pflegten in alten Zeiten als Schmuck über den Mund herabhängende Ringe in der Nase zu tragen. Vgl. 1. Mos. 24, 17.

Zum Verständniß der Stelle ist notwendig zu wissen, daß die Hunde während des Tages meist träge und schlafend auf einsamen Dächern liegen und erst des Nachts bellend herumschwärmen, um sich Nahrung zu suchen, die sie in den aus den Fenstern geworfenen Abfällen meist auch finden. Wie verachtet der Hund war, erhellt aus den Worten Hiobs:

Setz aber lachen solche, die jünger sind an Tagen als ich,  
Deren Väter ich verschmäht habe, beizugesellen den Hunden  
meines Kleinviehs. (Hiob 30, 1.)

Der Philister Goliath fühlt sich schwer beleidigt, daß David mit Stöcken zu ihm kommt, um mit ihm zu kämpfen.

Bin ich denn ein Hund, daß du mit Stöcken zu mir kommsst?  
(1. Sam. 17, 43.)

Auf die Hunde, die sich meist ihre Nahrung des Nachts auf den Straßen suchten und manchmal auch Menschen anfielen, weist der Sänger hin, wenn er von seinen lichtscheuen Feinden in einem Gebete sagt:

Sie kehren wieder gegen Abend,  
Heulen dem Hunde gleich und umkreisen die Stadt. (Ps. 59, 7. 15.)

Um Saul das Unehrenhafte seiner Verfolgung vor Augen zu halten, bezeichnet sich David als einen toten Hund.

Hinter wem ist ausgezogen der König von Israel?  
Hinter wem sehest du nach?  
Hinter einem toten Hunde. (1. Sam. 24, 15.)

Er wollte damit sagen, daß er ein unbedeutender und unschädlicher Mensch sei, der dem König auf keinerlei Weise schaden könne.

In ähnlichem Sinne äußert sich Abisai, der Sohn der Beruja, der Schwester Davids, in bezug auf Simei:

Warum soll dieser tote Hund meinen königlichen Herrn verfluchen?  
(2. Sam. 16, 9.)

Als David an Mephiboseth, einem Enkel Sauls, großmütig handelte und ihm nicht nur das ganze Besitztum seines Großvaters zurückgab, sondern ihn sogar einlud, jederzeit an seinem Tische zu speisen, drückte dieser seinen Dank mit den Worten aus:

Was ist dein Knecht, daß du dein Angesicht zu einem toten Hunde wendest,  
wie ich einer bin? (2. Sam. 9, 8.)

Als Esbaal den Feldhauptmann Abner wegen seines Verhältnisses mit einem Rebaweibe Sauls zur Rede setzte, antwortete ihm dieser zornig und trotzig:

Bin ich denn ein jüdischer Hundskopf? (2. Sam. 3, 8.)

Hafael, der Feldherr des Königs Benhadad von Syrien, sprach zu Elisa, als dieser ihm weinend vorhielt, welches Unglück er in Samarien anrichten werde:

Was ist dein Knecht, der Hund, daß er diese große Sache verrichten sollte?

(2. Kön. 8, 13.)

Gewohnheit der Hunde ist, ihr Ausgespienes zu beriechen und wohl gar wieder zu fressen. Dies wird dem Spruchdichter Anlaß zu dem Vergleich mit dem Toren, der immer wieder in sein närrisches Wesen zurückverfällt.

Wie ein Hund, der zurückkehrt zu seinem Gespei,

So ein Tor, der seine Narrheit wiederholt. (Spr. 26, 11.)

Dasselbe sagt ein aramäisches Sprichwort: Der Narr verfällt immer wieder in seine Narrheit (Midr. Wajikra r. Par. 16 g. E.).

Wer einen Nahrung suchenden Hund fortjagt, oder ihn wohl gar anfaßt, oder wer ineinander verbissene Hunde auseinander zu treiben versucht, auf den stürzen sie sich und beißen ihn. So ergeht es einem, der sich in fremde Händel mischt.

Wie einer, der einen Hund bei den Ohren erfaßt,

So der, welcher sich über einen Streit ereifert, der ihn nichts angeht.

(Spr. 26, 17.)

Daß zwischen Reichen und Armen ein fortwährender Krieg besteht, erläutert der Siracide an dem Verhältnis zwischen Hyäne und Hund.

Welche Eintracht kann es geben zwischen der Hyäne und dem Hunde,

Und welche Eintracht zwischen dem Reichen und dem Armen? (Sir. 13, 18.)

Erst in späterer Zeit erscheint der Hund als Begleiter auf Reisen (Job. 6, 1; 11, 9). Auch im Neuen Testament tritt die Verächtlichkeit des Hundes zutage (vgl. Luf. 16, 21, Phil. 3, 2; 2. Petr. 2, 22).

Von den Haustieren wenden wir uns zu den Raubtieren und beginnen mit dem wichtigsten Vertreter derselben, dem Löwen.

Nach der Häufigkeit der Erwähnung muß der Löwe in Palästina sehr verbreitet gewesen sein. Wir begegnen bei den Propheten und Dichtern zahlreichen Schilderungen, die uns seine Gestalt und sein Gebaren in den lebhaftesten Farben vor Augen führen, wie er im Steingeklüft und in Höhlen sein Versteck hat und auf Raub lauert, sich an die Hürden heranschleicht und den Zaun überspringt, oder wie er plötzlich unter die arglos weidende Schafherde einbricht und Schrecken und Entsetzen erregt. Er gilt als das stärkste und mutigste unter den vierfüßigen Tieren. Furchtlos geht er auf Beute aus, und niemand wagt es, ihm den Fang zu entreißen. Erschütternd wirkt sein Gebrüll auf Menschen und Tiere, besonders des Nachts, wenn alles ruhig und still ist. Gute Verstecke bot dem Löwen der Antilibanon, denn die Berge Aman, Schenir und Hermon werden als seine Lagerstätten genannt. Im Tieflande diente ihm vor allem die gebüsch- und schilfreiche Jordanebene zum Aufenthalte. Überschwemmte der Strom infolge von anhaltendem Regen die Niederungen, so flüchtete er

hinauf auf das Gebirge und wurde der Schrecken der Hirten. Daß der Löwe sehr zahlreich im Heiligen Lande vertreten war, ergibt sich schon aus den verschiedenen Ortschaftsnamen, die nach ihm benannt sind, wie Beth Lebaöth (Löwenhausen) (Jos. 15, 32; 19, 6) und Lajisch (Löwe) (Richt 18, 7; 20, 1; Jes. 10, 30). Nach der assyrischen Wegführung nahmen die Löwen in Samarien dermaßen überhand, daß die assyrischen Kolonisten durch sie schwer heimgesucht wurden, angeblich, wie das große Königsbuch meldet, weil sie nicht die dem Landesgotte gebührende Verehrung kannten (2. Kön. 17, 25 flg. vgl. Jes. 15, 9). Auch in späteren Zeiten scheint man der Löwen nicht völlig Herr geworden zu sein.

Als Symbol hat der Löwe wegen seiner außerordentlichen Kraft und Stärke im alttestamentlichen Schrifttum eine reiche Verwendung gefunden. So werden die Stämme Juda, Gad und Dan infolge ihrer Machtentfaltung Löwen genannt (1. Mos. 49, 9; 5. Mos. 33, 20. 22). Jesaja nennt Jerusalem Ariel d. i. Gotteslöwe (Jes. 29, 1). David rühmt in seinem Klageliede von den Helden Saul und Jonathan, daß sie stärker als Löwen waren (2. Sam. 1, 23).

Wenn der Löwe sich plötzlich in einer Grube gefangen sieht, so zeigt er sich in seiner Bestürzung dem Menschen gegenüber sanftmütig; er läßt sich eine Kette anlegen und einen eisernen Ring durch die Nase ziehen. Unter dem Bilde eines solchen in einer Grube gefangenen Löwen stellt der Prophet Ezechiel in einem Klageliede die in die Gefangenschaft abgeführten Könige Joahas und Jojachin dar, während das jüdische Volk ihm unter dem Bilde einer ihre Jungen aufziehenden Löwin erscheint.

Was war deine Mutter für eine Löwin!  
 Zwischen Leuen lagerte sie,  
 Inmitten junger Löwen zog sie ihre Jungen groß.  
 Und sie brachte eins auf von ihren Jungen,  
 Ein junger Löwe ward es,  
 Und lernte Beute machen, Menschen fressen.  
 Da erließen Völker ein Aufgebot wider ihn,  
 In ihrer Grube ward er erfaßt,  
 Und sie führten ihn an Nasenringen in das Land Ägypten.  
 Und als sie sah, daß . . . ihre Hoffnung verloren war,  
 Da nahm sie ein anderes von ihren Jungen,  
 Zu einem jungen Löwen machte sie es.  
 Und er wandelte inmitten unter Löwen,  
 Und lernte Beute machen, Menschen fressen.  
 Und er kannte ihre Burgen<sup>1)</sup> und ihre Städte verwüstete er,  
 Daß zur Wüste wurde das Land und was es füllte  
 vor der Stimme seines Gebrülls.

1) Ich lese armenothám, ihre Festungen, für das unverständliche almenothár, seine Witwen.

Es stellten sich aber wider ihn auf Völker  
 ringsum von den Ländern  
 Und breiteten aus über ihn ihr Netz,  
 In ihrer Grube wurde er erfaßt,  
 Und sie zogen ihn in einen Käfig an Nasenringen  
 Und sie führten ihn zum Könige von Babel  
 Und brachten ihn auf Festungen,  
 Daß nicht mehr gehört wurde seine Stimme  
 auf den Bergen Israels. (Ezech. 19, 1—10.)

Bisweilen werden fremde Eroberer unter dem Bilde eines aus seinem Versteck hervorbrechenden und auf Beute stürzenden Löwen dargestellt. So Nebukadnezar.

Geraufgestiegen ist ein Löwe aus seinem Dickicht,  
 Ein Völkerverderber ist aufgebrochen,  
 Ausgezogen aus seinem Orte,  
 Zu machen dein Land zur Wüste,  
 Deine Städte zu zerstören,  
 Daß kein Bewohner da ist. (Jer. 4, 7.)

Um die Vernichtung Ninives zu veranschaulichen, vergleicht es der Prophet mit einer Löwenbehauung, deren Inassen die Völker niedergetreten und ausgeraubt haben.

Wo ist die Lagerstätte des Löwen,  
 Der Futterplatz für die Jungleuen,  
 Wo einherschritt der Löwe,  
 Wo die Löwin und das Löwenjunge hausten,  
 Und niemand da war, der ausschreckte?  
 Der Löwe raubte, bis Genüge seine Jungen hatten,  
 Und würgte für seine Löwinnen,  
 Und er füllte mit Raub seine Höhlen,  
 Und seine Lagerstätten mit Zerissenem. (Nah. 2, 12. 13.)

Wegen seiner majestätischen Erscheinung kommt das Gesicht des Löwen in der bekannten Thronwagenvision des Ezechiel bei den vier die Gotteherrlichkeit verkörpernden Cherubim zur typischen Verwendung. Jeder derselben hat vorn ein Menschengesicht, rechts ein Löwengesicht, links ein Stierge Gesicht und nach innen zu ein Adlergesicht (Ezech. 1, 10; 10, 4 vgl. Apok. 4, 7). Die vier Cherubim sind später zu den Emblemen der vier Evangelisten geworden. Wahrscheinlich beruht die ganze Vision auf altorientalischen Vorstellungen.

Weit zahlreicher als die Beispiele, wo der Löwe als Symbol verwendet wird, sind die, wo er als Vergleich vorkommt. Zunächst ist es wieder die Unerforschlichkeit, der Mut und die Stärke, die als Vergleichungshinrichtung in die Augen springt. Als Israel im Begriffe stand, mit Ägypten ein Schutz- und Trugbündnis gegen die assyrische Weltmacht zu schließen,



erhebt Jefaja dagegen feine warnende Stimme und verheißt, daß Jahve felber zur Heerfahrt auf feinen heiligen Berg Zion von feiner Höhe herabkommen und die Feinde vernichten werde. Dabei vergleicht er Jahve mit einem mutigen und unerschrockenen Löwen, der fich feine Beute trotz der gegen ihn losftürmenden Hirten nicht entreißen läßt.

Gleichwie knurrt der Löwe und der junge Löwe über feiner Beute —  
Obgleich zufammengerufen wird wider ihn eine Menge Hirten,  
Vor ihrer Stimme er nicht erfchrickt und auf ihr Lärmen nicht antwortet, —  
So wird herabfteigen Jahve der Heerfcharen zur Heerfahrt auf den  
Berg Zion und auf ihren Hügel. (Jef. 31, 4.)

Wie ein Löwe will fich ferner Jahve gegen Edom erweifen.

Siehe, wie ein Löwe herausfteigt von dem Didiht des Jordans  
zur immer grünen Aue,  
So werde ich es (sc. Edom) im Augenblick wegtreiben. (Jer. 49, 19.)

Dem Propheten fchwebt ein Löwe vor Augen, der zur Zeit der Hochflut fein Verfted in der Jordanebene verläßt, auf das Gebirge hinauffteigt und die dafelbft weidenden Herden auseinanderfprengt. Vgl. Daf. 50, 44, wo fich derfelbe Vergleich findet, und Sach. 11, 3.

Aber auch gegen fein eigenes Volk wird Jahve wie ein Löwe auftreten, um es zur Befinnung zu bringen.

Denn ich bin wie ein Löwe<sup>1)</sup> gegen Ephraim  
Und wie ein Junglev gegen das Haus Juda;  
Ich, ich werde zerreißen und davongehen,  
Hinwegtragen und niemand ift da, der rettet.  
Davongehen werde ich und zu meiner Stätte zurückfehren,  
Bis fie ihre Verſchuldung fühlen und mein Antliß ſuchen werden,  
In der Not werden fie mich ſuchen. (Hof. 5, 14. 15.)

In ähnlicher Faſſung begegnet uns das Bild in Verbindung mit anderen Raubtierbildern bei demſelben Propheten an einer anderen Stelle.

Daher werde ich für fie fein wie ein Löwe, —  
Und fie verzehren wie eine Löwin. (Daf. 13, 7 u. 9.)

In einer Gerichtsdrohung des Jeremia wider Juda und die Völkſchaften gleicht Jahve einem die Herde überfallenden Löwen, der die vornehmſten Tiere erfaßt und die Hirten in Heulen und Jammern verſetzt.

Heulet ihr Hirten und ſchreiet und wälzt euch umher, ihr Vornehmſten der Herde . . . Da gibt's keine Zuflucht mehr für die Hirten und kein Entrinnen für die Vornehmſten der Herde. Horch! Geſchrei der Hirten und Geheul der Vornehmſten der Herde, denn es verwüſtet Jahve ihre Weide und vernichtet ſind die friedlichen Auen vor der Hornglut Jahves. Verlaſſen hat er gleich einem Löwen ſein Didiht.

(Jer. 25, 34—38.)

1) Wörtlich: Wie ein Brüller (schachal).

Im ersten Gesprächsgange des Buches Hiob klagt der schwergeprüfte Dulder, daß Jahve wie ein Löwe ihm nachsetze.

Und wollte es (das Haupt) sich erheben,  
Wie ein Löwe würdest du mich jagen. (Hiob 10, 16.)

Wiederholt werden Menschen in ihrer Tapferkeit, Kühnheit und Entschlossenheit mit Löwen verglichen, die sich unerschrocken auf ihre Beute stürzen.<sup>1)</sup> In diesem Sinne schaut Bileam in einem Spruche das Volk Israel:

Siehe, ein Volk — wie eine Löwin erhebt es sich  
Und wie ein Löwe macht es sich auf;  
Nicht legt es sich nieder, bevor es Beute verzehrt  
Und Blut Erschlagener trinkt. (4. Mos. 23, 24.)

Ebenso in einem anderen Spruche:

Es verzehrt Völker, die ihm feind sind,  
Und ihre Knochen zermalmt es,  
Und mit seinen Pfeilen zerschmettert es.  
Dann lauert es sich nieder, legt sich gleichwie ein Löwe  
Und wie eine Löwin, wer darf es aufscheuchen? (Daf. 24, 8. 9.)

Das Bild ist von Löwen hergenommen, die sich nach Verzehrung ihres Raubes hinstrecken und der Ruhe pflegen.

Um die Gewalttätigkeiten von Feinden recht lebhaft zu schildern, wird auf raub- und beutegierige Löwen hingewiesen. In dieser Beziehung klagt ein Sänger in einem Gebete über grausame Verfolger und Bedrücker:

Er lauert im Schlupfwinkel wie ein Löwe in seinem Dickicht,  
Er lauert, um wegzuraffen den Armen.  
Er rafft hinweg den Armen, indem er ihn fortzieht in seinem Netze.  
Er zermalmt und streckt nieder, es fallen durch seine Stärke Unglückliche. (Psf. 10, 9. 10.)

In einem anderen Gebete fleht der Sänger:

Jahve, mein Gott, bei dir suche ich Zuflucht,  
Hilf mir von allen meinen Verfolgern und errette mich,  
Daß er nicht hinwegraffe wie ein Löwe meine Seele,  
Der zerreißt, und es ist niemand da, der rettet. (Daf. 7, 2. 3.)

Ähnlich klingt die Klage:

Er gleicht einem Löwen, der zu rauben begehrt,  
Und einem jungen Löwen, der da sitzt im Hinterhalte. (Daf. 17, 12.)

Desgleichen:

Herr, wie lange willst du zusehen?  
Erquicke meine Seele von ihrem Toben,  
Von den Jungfrauen meine Einzige.<sup>2)</sup> (Daf. 35, 17.)

1) Auch Homer vergleicht wiederholt seine Helden mit Löwen und maßt bisweilen den Vergleich bis in die Einzelheiten aus.

2) Ein Beinamen der Seele.

Ein Sänger kommt sich in seiner Bedrängung von Verfolgern vor, als wenn er mitten unter Löwen läge.

Mitten unter Löwen muß ich liegen, flammenhauchenden,  
Unter Menschenkindern, deren Zähne Lanzen und Pfeile  
Und deren Zunge ein scharfes Schwert ist. (Daf. 57, 5.)

Ferner erscheinen falsche Propheten in ihrem auf das Verderben der Menschen abzielenden Tun und Treiben wie heutigetierige Löwen. So klagt Ezechiel über die Propheten Jerusalems:

Berschworen haben sich seine Propheten in ihm (dem Lande) wie ein brüllender Löwe, der Beute weggrast; Seelen verzehren sie, Habe und Kostbarkeit nehmen sie fort, seine Wittven vermehren sie in ihm. (Ezech. 22, 25.)

Endlich wird Israel in seiner Empörung wider Jahve mit einem wilden Löwen verglichen. In einer Strafrede bei Jeremia aus der Zeit Jojakims bricht Jahve in die bitteren Worte aus:

Geworden ist mir mein Eigentum wie ein Löwe im Walde,  
Es erhob wider mich seine Stimme, darum hasse ich es. (Jer. 12, 8.)

Selbst leblose Dinge werden in ihrer vernichtenden und zerstörenden Gewalt unter dem Bilde eines seinen Raub verzehrenden Löwen dargestellt. Ein Beispiel dafür bietet Jeremia in seiner ersten Drohrede.

Es fraß euer Schwert eure Propheten gleich einem verderben-  
bringenden Löwen. (Jer. 2, 30.)

Bricht ein Löwe in eine Herde ein und erfaßt ein Stück Vieh, so verzehrt er es und läßt nur die Knochen oder ein kleines Stück Fleisch übrig. Auf diesen Vorgang spielt der Prophet Amos, der selbst ein Hirt war, in seiner gegen das Nordreich gerichteten Drohrede an, das eine Beute der assyrischen Weltmacht werden soll, der nur wenige entinnen werden.

Sowie rettet der Hirt aus dem Rachen des Löwen  
zwei Unterschenkel oder ein Ohrläppchen,  
So sollen gerettet werden die Kinder Israel,  
Die da wohnen in Samarien in einer Ecke des Lagers  
und auf Damastdivan. (Am. 3, 12.)

Auf dieselbe Tatsache aus dem Hirtenleben weist der Ausspruch Michas hin:

Da wird werden der Rest Jakobs unter den Heiden inmitten vieler Völker  
Gleich einem Löwen unter den Tieren des Waldes, gleich einem Junglen  
unter Schafherden,  
Der, wenn er hindurchgeht, niedertritt und fortrafft, und es ist niemand da,  
der rettet. (Mich. 5, 7.)

Einen furchtbaren Anblick gewährt der Löwe, wenn er seinen Rachen weit aufsperrt, die Beute erfaßt und mit seinen Zähnen zerfleischt. Der aufgesperrte Rachen des Löwen wird daher oft zum Vergleiche herangezogen, um auf drohende Gefahren hinzuweisen. So kommen einem Sänger seine Verfolger vor wie Löwen, die ihren Rachen aufsperrten.

Sie sperren wider mich ihren Mund auf  
(Gleichwie) ein reißender brüllender Löwe.

(Ps. 22, 14.)

(Fortsetzung folgt.)

## Über ästhetische Erklärung von Gedichten.

Von Dr. Aug. Huther in Heidelberg.

Die Schule soll ihren Zöglingen nicht bloß durch Darbietung schöner Gedichte Geschmack für dichterische Erzeugnisse einpflanzen, sondern sie auch dazu anleiten, sich über die Gründe des Wohlgefallens an denselben klar zu werden, um sie dadurch in bezug auf ästhetische Auffassung und Beurteilung selbständig zu machen. Dies kann natürlich nicht in der Weise geschehen, daß man ihnen im Unterricht eine zusammenhängende ästhetische Theorie entwickelt, sondern nur, indem man ihnen bei der Besprechung von Gedichten Winke erteilt, worauf der ästhetische Eindruck derselben beruht.

Hierbei werden grundsätzlich zwei Gattungen von Gedichten zu unterscheiden sein, nämlich eine mit objektivem und eine mit subjektivem Charakter. Die erstere Gattung umfaßt ihrerseits einestheils Dichtungen, welche Naturschilderungen, andernteils solche, welche Erzählungen oder Schilderungen aus der Menschenwelt enthalten.

Die Naturschilderungen haben die reale Natur in ihren mannigfachen landschaftlichen Gestaltungen und zu verschiedenen Jahres- und Tageszeiten zum Gegenstande. Wir erwähnen nur zwei hierher gehörige Gedichte, nämlich das „Maienlied“ von Boß („Seht den Himmel, wie heiter...“) und das „Abendlied“ von M. Claudius („Der Mond ist aufgegangen...“). Beide bieten Landschaftsbilder dar in der Art, wie dies die Überschrift andeutet. Je lebensvoller nun ein solches Bild gestaltet ist, je vollkommener es dadurch den Eindruck der natürlichen Wirklichkeit erweckt, desto größer ist das ästhetische Wohlgefallen, das durch das Gedicht erregt wird. So ergibt sich uns die Anschaulichkeit als das erste Gesetz des dichterischen Schaffens.

Gleichwohl kann es dem Dichter nicht um bloße mechanische Nachahmung der Natur zu tun sein. Je origineller und individueller vielmehr seine Schöpfung gehalten ist, desto poetischer eindrucksvoller wird sie. Derartig ist

z. B. die Schilderung, welche Goethe in seinem Gedichte „Mignon“ Vers 1 und 2 von dem teils farbenprächtigen, teils wildromantischen Landschaftsbilde Italiens bietet. Der dritte Vers kommt hier für uns nicht in Betracht, da er auf die besonderen Verhältnisse der Erzählung von Mignon Bezug nimmt, in welche Goethe das Gedicht verflochten hat. Ferner gehört hierher die Schilderung, welche Heine in seiner „Lorelei“ Vers 1 von der Umgebung des von der untergehenden Sonne beleuchteten Loreleifelsens vorführt. Eine originelle poetische Naturbetrachtung enthält Uhlands Gedicht „Einkehr“, das den Apfelbaum als menschenfreundlichen Wirt darstellt. Ein lebensvolles, mit mythologischen Gestalten ausgestattetes Landschaftsbild findet sich in Horaz' Ode I 4, welche in Vers 1 („Solvitur acris hiems...“) das Erwachen der Frühlingsnatur widerspiegelt. In Ode II 6 stellt derselbe Dichter ein mit allen natürlichen Vorzügen ausgestattetes ländliches Idyll dar.

Manche Gedichte, die an sich ein abstraktes Thema behandeln, erhalten dadurch ein anschauliches Gepräge, daß sie durch Zeichnung eines ihrem Grundcharakter entsprechenden landschaftlichen Milieus zu einem kleinen Situationsgemälde erweitert worden sind. So Schillers „Des Mädchens Klage“ Vers 1 („Der Eichwald brauset, die Wolken ziehen...“). Auch Heines schon oben erwähntes Gedicht „Lorelei“ Vers 1 ist hierherzuziehen. Besonders liebt es Ovid, die Örtlichkeit der zu schildernden Begebenheiten auszumalen, um der Phantasie einen festen Stützpunkt zu verleihen. („Est locus...“)

Freilich darf die Schilderung von Naturlandschaften nicht so umfangreich sein, daß sich die einzelnen Teile nicht mehr zu einer Gesamtanschauung zusammenfassen lassen; deshalb muß sie sich auf wenige treffende Züge beschränken. Goethe verteilt z. B. die Einzelheiten der Schilderung des Landschaftscharakters Italiens in „Mignon“ auf verschiedene Verse, so daß jeder ein abgerundetes, übersichtliches Bild für sich zur Darstellung bringt.

Die Gedichte mit objektivem Charakter, welche ihren Stoff der Menschenwelt entlehnen, sind teils erzählender Art, wie Uhlands „Schwäbische Kunde“, Goethes „Legende vom Hufeisen“, oder sie enthalten eine Schilderung aus dem Menschenleben, wie Uhlands „Der Knabe vom Berge“, Bürger's „Lied vom braven Mann“, Fontanes „Ziethen“, Platens „Marichs Tod“, Chamisso's „Die alte Waschfrau“. Auch für diese Dichtungsart gilt als Hauptgesetz das der Anschaulichkeit. Ein besonders bemerkenswertes Beispiel bilden in dieser Beziehung die durch anschauliche Sprache ausgezeichneten Verse aus Goethes „Harzreise“: „Aber abseits, wer ist's? ...“

Dem Zwecke, der dichterischen Darstellung einen anschaulichen Charakter zu verleihen, dienen vor allem die sog. malenden Beiwörter, wie in Geibels Gedicht „Tod des Tiberius“: „Im Hofe stand, in sich vertieft, ein Kriegsz-

knecht auf der Wacht, Blondbärtig, hoch.“ In dem Liede W. Gerhards „Auf, Matrosen, die Anker gelichtet...“ „schwankende Schiff an Klippen zerschellen“, und viele andere mehr.

Hierher gehören endlich noch die Balladen, wie Goethes „Der Sänger“, „Erkonig“, Schillers „Die Bürgschaft“, „Der Taucher“, „Der Handschuh“ u. a. m., die schon infolge ihrer dramatischen Form einen lebensvollen Charakter aufweisen.

Zur objektiven Dichtungsgattung sind im gewissen Sinne auch manche Gedichte, zumal Goethes, zu rechnen, in denen der Verfasser das, was ihn innerlich bewegt, nicht selber ausspricht, sondern es dadurch zum Ausdruck bringt, daß er anderen, meist mythologischen Gestalten die entsprechenden Worte in den Mund legt. Dadurch objektiviert er sein eigenes Geistesinnere. Gedichte dieser Art sind z. B. Goethes „Prometheus“ und „Ganymed“. Auch „Mignon“ gehört hierher. In ähnlicher Weise führt derselbe Dichter, indem er eine fatalistische Lebensauffassung darlegen will, eine passende Persönlichkeit vor, welche derselben Worte leiht, wie dies in dem Liede des Harfners im „Wilhelm Meister“: „Wer nie sein Brot mit Tränen a...“ geschieht. Oder er stellt uns, statt direkt eine ihn befeelende Stimmung zu schildern, eine Anschauung vor Augen, welche diese Stimmung in ihm selber geweckt hat und sie auch in uns zu wecken vermag; so im „Nachtlied“: „ber allen Gipfeln ist Ruh’...“ Ebenso führt Heine in seinem schon erwähnten Liede „Lorelei“ eine sagenhafte Begebenheit vor, in der sich die ihn selber erfüllende duftere Stimmung ausprägt.

Die Objektivität besteht jedoch in diesen Gedichten lediglich in der Art der Behandlung; ihrem Thema nach gehören sie zur subjektiven Dichtung. Auch in diesen Gedichten tritt jedoch das Streben hervor, der Darstellung ein konkretes, anschauliches Gepräge zu geben, weshalb sie in diesem Zusammenhang mit zu erwähnen sind.

Die Anschaulichkeit, auf der nach dem Gesagten der ästhetische Eindruck der objektiven Dichtungsgattung beruht, entsteht aber, indem der Phantasie ein reicher Stoff zur Betätigung dargeboten wird. Die durch das Lesen oder Hören des Gedichts hervorgerufenen Anschauungen verschmelzen mit anderen, schon früher gewonnenen Vorstellungen zu einem Gesamtbilde, das wir als Erzeugnis einer schöpferischen Geistesfunktion, eben der Phantasie, zu betrachten gewohnt sind. So ist es zunächst dieser subjektive Faktor, von dessen Wirksamkeit der ästhetische Eindruck der Dichtung abhängt.

Daß sich hiermit ein durch das Gehör vermitteltes musikalisches Element, der Rhythmus und gegebenenfalls der Reim verbindet, braucht nur kurz angedeutet zu werden. Damit dieses Element, namentlich der Rhythmus, bei der Auffassung des Gedichts zur Geltung kommt, empfiehlt

es sich, die Schüler beim Lesen besonders auf diesen Punkt aufmerksam zu machen.

Die subjektive Dichtung bringt eine innere Regung, entweder ein unmittelbares Gefühl oder einen Gedanken, eine Betrachtung zum Ausdruck. Dementsprechend unterscheiden wir die naive oder Gefühlslyrik und die reflektierte oder Gedankendichtung.

Wir haben schon oben bemerkt, daß Anschaulichkeit ein ästhetisches Grundgesetz des dichterischen Schaffens sei. Sind nun Gedichte, die des anschaulichen Charakters mehr oder weniger entbehren, wie Simon Dachs „Der Mensch hat nichts so eigen, so wohl steht ihm nichts an, als daß er Treu beweisen und Freundschaft halten kann...“, Maßmanns „Ich hab' mich ergeben mit Herz und mit Hand...“, Hoffmann v. Fallerslebens „Deutschland, Deutschland über alles...“, deshalb ästhetisch wertlos? Der ästhetische oder poetische Gehalt leitet sich hier offenbar aus einer anderen Eigenschaft her. Eine tief und wahr empfundene Stimmung, also eine Äußerung des Gefühls, ist es, die nach Worten sucht, teils um sich reich und voll auszuleben, teils um sich anderen mitzuteilen, woraus bei Gedichten dieser Art das Wohlgefallen entspringt, das sie erregen. Hierin besteht die Eigentümlichkeit der ersten Klasse der subjektiven Dichtung, die wir als naive oder Gefühlslyrik bezeichneten. Allerdings üben diese Gedichte eine ästhetische Wirkung nur insofern aus, als dem darin ausgesprochenen Gefühl ein allgemein menschlicher Charakter zukommt, so daß es sympathisch in uns widerklingt. Dabei kann die Art und Richtung derselben sehr verschieden sein. In dem Volksliede: „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht...“ und anderen ähnlichen frohen Charakters ist es ein gehobenes Lebens- oder Selbstgefühl, das sich darin ausdrückt. Derselbe Gefühls- oder Stimmungscharakter liegt allen den Gedichten zugrunde, welche Mut, Begeisterung, Unternehmungslust zum Ausdruck bringen, wie Schillers „Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd...“, desselben „Mit dem Pfeil, dem Bogen durch Gebirg' und Tal...“, Bornemanns „Im Wald und auf der Heide...“, ferner den Wanderliedern, wie Geibels „Der Mai ist gekommen...“ u. a. m. Ein maßlos gesteigertes Selbstgefühl, das sich trotzig gegen die Gottheit auflehnt, ist die Grundstimmung, aus der Goethes Gedicht „Prometheus“ geschaffen worden ist und aus der es aufgefaßt sein will.

Ein lebhaft sich regendes Mitgefühl kommt in den Liedern und Gedichten zum Ausdruck, welche von Freundschaft und Liebe, wie das oben bezeichnete „Der Mensch hat nichts so eigen...“ handeln, während das Gemeinschaftsgefühl, das sich in der Hingabe an ein großes Ganze äußert, den vaterländischen Stoffen zugrunde liegt. Dies warm empfundene

Gefühl ist es, das sich in den ebenfalls schon angeführten Liedern „Ich hab' mich ergeben . . .“ und „Deutschland, Deutschland über alles . . .“ ausdrückt.

Umgekehrt prägt sich ein gedrücktes Selbst- oder Mitgefühl, eine gedrückte Stimmung überhaupt in Gedichten aus, welche der Wehmut und Entfagung, der Sehnsucht, dem Schmerz und der Klage um einen erlittenen Verlust, eine getäuschte Hoffnung, der Ahnung eines düsteren Schicksals Worte leihen. In dieser Beziehung ist jedoch festzuhalten, daß reine Schmerzgefühle als Gegenstand dichterischer Darstellung, die doch erfreuend wirken will, wenig geeignet scheinen müssen. Es wird sich deshalb solchen Gefühlen im allgemeinen ein ausgleichendes, besänftigendes Moment beimischen. In völliger schmerzlicher Disharmonie klingt allerdings Goethes Lied „Heidenröslein“ aus, das die Unschuld als der rohen Gewalt preisgegeben schildert. Der herbe Grundcharakter des Gedichts wird jedoch dadurch gemildert, daß es dem innigsten Mitleid mit dem Schicksal des Rösleins Ausdruck gibt, so besonders in dem Schlußrefrain „Röslein, Röslein, Röslein rot . . .“ Die wehmutsvolle Klage, die sich hierin kundgibt, wirkt an sich schon tröstlich; hierin liegt in diesem Fall ein besänftigendes Moment. Einem jähen Verlust gegenüber bietet der Gedanke etwas Tröstliches, daß die Erinnerung an das vergangene Gute und Große fort dauert. So erscheint in M. Claudius' Lied „Am Grabe meines Vaters“ die Bitterkeit, die der Tod des Vaters in dem Sohn hervorrufft, dadurch gemäßiget, daß dessen liches Bild in dem dankbaren Gedächtnis des letzteren unvergänglich fortlebt. Das bittere Gefühl, welches der Verlust eines teuren Angehörigen hervorrufft, verwandelt sich so in dem Gedicht in sanfte Wehmut. In Platens „Grab im Busento“ verbindet sich in ähnlicher Weise mit der Trauer um den frühen Hingang des Helden der erhebende, tröstliche Gedanke, daß dessen rühmliches Andenken sich in den Klagegesängen seines Volkes fortpflanzen wird. Schillers Gedicht „Des Mädchens Klage“ ist der Ausdruck vollster Verzweiflung. Aber auch hier wird die schmerzliche Klage um den erlittenen Verlust als ein süßes Glück bezeichnet, das dem trauernden Mädchen noch übrigbleibe. Sonst dient bei schmerzlichen Erlebnissen der Gedanke zum Trost, daß der Tod Erlösung bringen werde. Dies spricht das Lied Eichendorffs „In einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlenrad . . .“ in dem Schlußverse aus: „Am liebsten möcht' ich sterben, dann wär's auf einmal aus.“ Der Gedanke an den Tod an sich hat etwas Schreckliches, Herabdrückendes; er erscheint jedoch dieses seines Charakters entkleidet, wenn er sich mit dem Bewußtsein der Erfüllung der Pflicht verbindet, wie in Hauffs Liede „Des Reiters Morgengefang“, das mit den Worten endigt: „Und soll ich mein Leben lassen, stirbt ein braver Reiters-



mann“, oder wenn er bei Vollbringung einer großen oder schönen Tat, wie in Uhlands „Tells Tod“ erlitten wird. In anderer Weise erscheint dem Bilde des Todes das Schreckliche genommen, wenn Goethe den Pfarrer in den Worten aus „Hermann und Dorothea“: „Des Todes rührendes Bild steht nicht als Schrecken dem Weisen und nicht als Ende dem Frommen . . .“ auf die positive Bedeutung desselben hinweisen läßt, die sich daraus ergibt, daß er den Weisen mahnt, das Leben durch praktische Betätigung auszunutzen, und dem Frommen als Übergangsstufe zu einem besseren Dasein erscheint. Auch kann die Schilderung eines jähen Lebensendes geradezu eine befriedigende Wirkung ausüben, nämlich in dem Falle, daß dasselbe die Sühne einer begangenen Freveltat bildet. So in Uhlands Gedicht „Die Rache“. Endlich liegt darin, daß ein schmerzliches Schicksal sich als Ausfluß einer höheren, unabänderlichen Notwendigkeit darstellt, ein Moment, das den unmittelbaren überwältigenden Eindruck mildert. „Es hat nicht sollen sein!“ klingt die Wehklage des Trompeters von Sätlingen aus. Ein ähnlich fatalistischer Gedanke, nämlich der Gedanke, daß der Mensch im Leben einem unabwendbaren feindlichen Verhängnis anheimgegeben sei, das ihn ohne sein Zutun in Schuld und Strafe verstricke, kommt in dem Liede des Harfners in Goethes „Wilhelm Meister“ zum Ausdruck. Gedichte, die wie die beiden letzten, ein schmerzliches Schicksal aus einer höheren Notwendigkeit herleiten, üben eine recht eigentlich tragische Wirkung aus.

Eine besondere Gefühlsrichtung, nämlich die des religiösen Abhängigkeits- oder Autoritätsgefühls ist es, die in den Gedichten mit religiösem Charakter zur Geltung gelangt. Hierin besteht z. B. die Grundstimmung des Abendlieds von M. Claudius. Auch Goethes Gedicht „Grenzen der Menschheit“ ist eine unmittelbare Äußerung dieses Gefühls, ein Gedicht, das dem demutsvollen Bewußtsein der eigenen Ohnmacht und Endlichkeit gegenüber der Allmacht und Unendlichkeit der Gottheit Ausdruck leiht.

Auch bei objektiv gehaltenen Gedichten, soweit sie überhaupt zur lyrischen und nicht vielmehr zur epischen Dichtungsart zu rechnen sind, wiegt in der Regel ein bestimmt ausgeprägter Stimmungskarakter vor, aus dem sich in diesem Falle vorzugsweise die ästhetische Wirkung herleitet. So schon bei Naturschilderungen. Die Natur stellt sich uns je nach der Jahres- und Tageszeit, in der wir sie betrachten, in heiterem oder traurig-ernstem Lichte dar. Dementsprechend macht sich auch in dem Bilde, das die Dichtung von derselben entwirft, eine gewisse Grundstimmung geltend. In Boß' „Mailied“ ist sie heiter. Einen wehmütigen Ton schlägt dagegen das Lied Hoffmann von Fallerslebens an: „O wie ist es kalt geworden . . .“ Eine feierlich-ernste, zu religiösen Betrachtungen geneigte Stimmung liegt

dem „Abendlied“ von M. Claudius zugrunde. Manche Gedichte, welche ihren Stoff der Naturbetrachtung entlehnen, weisen doch einen subjektiven Charakter auf, sofern sie nämlich nicht die objektive Natur als solche, sondern durch diese hervorgerufene seelische Zustände und Regungen zu schildern bestimmt sind. Goethes „Ganymed“ z. B. muß seinem Thema nach als Frühlingslied bezeichnet werden. Gleichwohl bringt das Gedicht lediglich die schwärmerische Stimmung zum Ausdruck, welche der Anblick eines herrlichen Frühlingsmorgens in uns weckt. In Goethes „Nachtlied“ prägt sich der Zustand des Friedens aus, der in der abendlichen Natur herrscht und der sich dem Menschen bei der Betrachtung derselben mitteilt. Die Naturschilderung dient hier dem Dichter nur dazu, den Leser des Gedichts in die entsprechende Stimmung zu versetzen. Das schon vorhin erwähnte „Abendlied“ von M. Claudius enthält ausschließlich in Vers 1 eine Naturschilderung, im übrigen aber den Ausdruck der Gefühle und Gedanken, die hierdurch angeregt werden. Das Gedicht zerfällt so in einen objektiven und einen subjektiven Teil. Eine ähnliche Zweiteilung weist Horaz' Ode I 4 auf, insofern sie in Strophe 1 das Bild der zu frohem Leben erwachenden Frühlingsnatur ausmalt, um daran die Aufforderung für die Menschen zu knüpfen, sich dem gleichen Frohsinn hinzugeben. Auch das „Mailied“ von Voß, das größtenteils objektiv gehalten ist, hat einen Schluß mit subjektivem Charakter, der die Menschen zur Nachahmung der in der natürlichen Schöpfung sich äußernden Lebensfreude mahnt. Einen vorwiegend subjektiven Grundzug enthalten besonders die Wanderlieder, wenn sie auch Elemente aufweisen, die einer objektiven Naturschilderung dienen, wie das schon erwähnte Lied Geibels „Der Mai ist gekommen...“ In Goethes Gedicht „Mignon“, das wir oben zu der objektiven Dichtungsgattung gerechnet haben, prägt sich zugleich ein subjektiver Charakter aus, indem es der Sehnsucht nach Italien Worte leiht, vor allem in dem Schlußrefrain: „Dahin, dahin möcht' ich... zieh'n“. Die Anschaulichkeit, aus der wir vorhin den ästhetischen Eindruck dieser Gedichte herleiteten, ist nur einer der Faktoren, auf denen derselbe beruht; der andere besteht in dem Stimmungscharakter, der denselben innewohnt.

Besonders aber bildet in den Gedichten, die eine Erzählung oder Schilderung aus dem Menschenleben enthalten, neben der sie auszeichnenden Anschaulichkeit der ihnen eigentümliche gefühlsmäßige Gehalt, die sich in ihnen aussprechende bald heitere, bald ernste, bald gehobene, bald niedergedrückte Stimmung die Quelle der ästhetischen Wirkung. Bei Uhlands „Des Knaben Verglied“ entspringt dieselbe aus dem frisch und froh sich regenden Selbstgefühl, das in den Worten des Hirtenknaben sich Luft macht und das wir sympathisch in uns nacherleben. Bei Bürger's „Lied vom

braven Mann“ ist es zuerst die Teilnahme, die wir angesichts der sich mehr und mehr steigenden Gefahr des Zöllners, dann die Mitfreude, die wir im Hinblick auf das Gelingen des Rettungswerkes empfinden, daneben das erhebende Gefühl, das durch das hochherzige und doch schlichte und uneigenmütige Verhalten des Retters in uns hervorgerufen wird, woraus das Wohlgefallen an der Dichtung entsteht. Die anschauliche, lebensvolle Art der Schilderung trägt wesentlich dazu bei, diese Wirkung zu erzeugen. In der Ballade „Erlkönig“ ist es die Absicht Goethes, den im Wechselgespräch sich offenbarenden Seelenzustand des sorgenden Vaters und seines von Fieberphantasien geängstigten Kindes zum Ausdruck zu bringen. Auf der lebendigen Art, wie ihm dies gelingt, beruht der eigentümliche ästhetische Eindruck, den das Gedicht hervorbringt. Wiederum dient der anschauliche Charakter der Darstellung, der den schaurigen Phantasien des kranken Kindes den Schein der Wirklichkeit verleiht, dazu, diesen Eindruck zu verstärken. Auch Schillers Gedicht „Das Siegesfest“ bezweckt, den Geisteszustand der hier teils auf Seiten der Sieger, teils der Besiegten vorgeführten Personen hervorzuführen, und der sympathische Widerhall, den der wechselnde Stimmungsausdruck im Leser weckt, ist es neben dem anschaulichen Gepräge der geschilderten Situation, woraus sich das ästhetische Wohlgefallen herleitet.

Die Erklärung dieser Gedichte muß den Schülern die Grundstimmung, wodurch die ästhetische Auffassung bedingt ist, klarzumachen suchen. Dies kann freilich durch abstrakte Erörterungen geschehen, die sich indessen möglichst auf kurze Andeutungen beschränken müssen. Am besten werden die Schüler jedoch durch die Art und das Pathos des Vortrags in die Grundstimmung eines Gedichts versetzt. Bei Liedern insbesondere wird ein voller Eindruck nur durch den Gesang erzielt. Zur Einführung in die Grundstimmung eines Gedichts empfiehlt es sich, zumal auf unteren Klassenstufen, auch, vor dem Lesen die Schüler dazu zu veranlassen, sich in die lebendige Situation, die dasselbe voraussetzt, hineinzudenken; so bei Besprechung von Uhlands „Des Knaben Vergnügen“ durch die Frage: „Wie ist dem Hirtenbuben auf seinem hohen Standort wohl zumute?“, worauf die beabsichtigte Antwort lautet: „Recht frisch und frei.“ — Außerdem wird die Darlegung des ästhetischen Charakters einer bestimmten Gruppe von Gedichten den Stoff zu einem Aufsatz liefern können, wodurch die Schüler es lernen, sich in diese Seite der dichterischen Lektüre zu vertiefen. So über das Thema: „Der trotzig, demutsvolle und sentimentale Mensch nach Goethes Gedichten „Prometheus“, „Grenzen der Menschheit“ und „Ganymed“. Oder über ein Thema, das einen allgemeinen Gesichtspunkt enthält, unter dem eine Anzahl von Gedichten, die einen ähnlichen Gegenstand

behandeln, in vergleichender Gegenüberstellung betrachtet werden kann, wie z. B. „Reisepoesie“. Dabei tritt die eigentümliche Art, wie die verschiedenen Dichter ihren Gegenstand aufgefaßt haben, deutlich hervor. Horaz betrachtet in der Ode I, 3 („Sic te diva potens Cypri . . .“) die Reise zur See als Inbegriff der Gefahren und des Schreckens, als ein die Strafe der Götter herausforderndes frivoles Beginnen. Ähnlich die Chorworte aus Sophokles' Antigone: „Πολλὰ τὰ δεινά . . .“ Anders, nämlich nach ihrer romantischen Seite, als Gegenstand kühnen Wagemutes wird die Seefahrt in W. Gerhards Lied „Auf, Matrosen, die Anker gelichtet . . .“ aufgefaßt. In ähnlicher Weise würden andere hierher gehörige Gedichte heranzuziehen sein.

Von der naiven oder Gefühls= haben wir die reflektierte oder Gedankendichtung unterschieden. In Verbindung mit dieser letzteren wird auch die sog. sentimentalische Dichtung Schillers zu besprechen sein, die trotz des stark hervortretenden gefühlsmäßigen Elements im wesentlichen einen ebenfalls betrachtenden Charakter aufweist.

Für die reflektierte Dichtung bildet den Ausgangspunkt nicht so sehr ein den Dichter erfüllendes Gefühl als vielmehr eine Erkenntnis, eine Wahrheit, eine besondere Art der Weltanschauung oder Lebensauffassung, die ihn innerlich erleuchtet und die er anderen offenbaren möchte. Für ihn verbindet sich der so gekennzeichnete gedankenmäßige Inhalt allerdings von vornherein mit einer lebhaften Steigerung der Gefühlstätigkeit. Dem Leser hingegen kommt zunächst nur der Gedankengehalt in abstrakter Form zum Bewußtsein. Und doch beruht auch für diese Art der Dichtung der ästhetische Eindruck im Grunde auf dem in derselben sich ausprägenden Gefühls= oder Stimmungsscharakter; denn der abstrakte Gedanke an sich ist unpoetisch. Sache der dichterischen Gestaltung des Stoffes wird es demnach sein, diese gefühlsmäßige Wirkung zu erzeugen.

Ein Beispiel der reflektierten Dichtung bietet erstlich Schillers „Lied von der Glocke“. Die Betrachtungen, die dasselbe enthält, schließen sich an die bedeutsamsten Momente des privaten und öffentlichen Lebens, bei denen der Klang der Glocke eine Rolle spielt, und die ihrerseits an die einzelnen Stufenfolgen des Glockengusses geknüpft werden. Dabei bildet jedoch der aus dem wechselnden Gegenstand der Betrachtung sich ergebende Stimmungsscharakter, der den mannigfachsten jeweils durch die Art der vorgeführten Bilder bedingten Abwandlungen unterliegt, recht eigentlich die Quelle des ästhetischen Eindrucks.

In dem „Lied von der Glocke“ sind es noch konkrete Situationen, an welche die Betrachtung anknüpft, ein Umstand, dem das Gedicht seinen anschaulichen, lebensvollen Charakter verdankt. Bei anderen bildet ein rein abstrakter

Gedanke den Gegenstand der Behandlung. So in Schillers „Nänie“ der dem Gedichte vorangestellte Gedanke: „Auch das Schöne muß sterben . . .“ Erst, wenn wir uns die Wahrheit und Bedeutung dieses Satzes vergegenwärtigen, werden wir in die wehmütig-sentimentalische Stimmung versetzt, aus welcher das Gedicht aufgefaßt sein will, um eine ästhetische Wirkung zu erzielen. So vermittelt hier der Gedanke die Stimmung, auf welcher der ästhetische Eindruck beruht. Um die Berechtigung jenes Satzes nachzuweisen, führt der Dichter aus der griechischen Mythologie entlehnte Beispiele an, durch welche dieselbe bestätigt wird. Wir haben nun schon an früherer Stelle hervorgehoben, daß reinen Schmerzgefühlen ein poetischer Charakter nicht innewohnt. Das Gedicht leitet deshalb einen Trost für die schmerzliche Erfahrung, die sich in demselben ausspricht, aus der Erwägung her, daß das Schöne den Vorzug besitze, bei seinem Untergange Gegenstand der Klage zu sein, während das Gemeine klanglos vergeht.

Bei anderen Gedichten muß der allgemeine Gedanke, der ihnen zugrunde liegt, erst aufgesucht werden. In Schillers „Glück“ z. B. kommt er erst im Verlaufe des Gedichts in den Worten V. 16—17 zum Ausdruck: „Oben in Jupiters Reich herrscht wie in Amors die Günst, Neigungen haben die Götter . . .“, ein Gedanke, der an dieser Stelle als das Ergebnis der voraufgehenden Betrachtungen erscheint, in denen Klage darüber geführt wird, daß das Glück seine Gaben ungerecht verteile, demzufolge sie dem einen von selber in den Schoß fallen, dem anderen dagegen versagt bleiben. Der Dichter findet jedoch in diesem Fall einen gewissen Ausgleich darin, daß dem, welcher leer ausgehe, vergönnt sei, sich am fremden Glück mit zu erfreuen.

Manche Gedichte erfordern es, um das Verständnis zu ermöglichen, auf die allgemeine Situation, die ganze Anschauungs- und Denkweise oder andere Voraussetzungen zurückzugehen, aus denen sie erwachsen sind. Dies gilt z. B. von Goethes Gedicht „Harzreise“, in dem die verschiedenen Motive, die dem Dichter zu dessen Schöpfung den Stoff boten, sich kreuzen: nämlich der beabsichtigte Besuch des jungen Hypochonders Plessing, der Wunsch, sich über die Verhältnisse des Bergbaues zu unterrichten, das geplante Zusammentreffen mit den auf der Jagd befindlichen Freunden und daneben die eigene Wanderlust, vor allem aber, den Grundton des Ganzen bildend, die in dem innigen Mitgefühl mit dem Unglücklichen, der Mitfreude mit den Fröhlichen anklingende, dann in dem Hymnus an Eros mit voller Inbrunst hervorbrechende Macht der Liebe zu der abwesenden, im Geiste ihm jedoch zur Seite stehenden Frau von Stein. Ohne genaue Kenntnis all dieser Motive müßte das Gedicht größtenteils unverständlich bleiben. Gerade in bezug auf Gedichte, die zur reflektierten Gattung gehören, empfiehlt es sich,

solche, die einen ähnlichen Inhalt aufweisen, einander vergleichend gegenüberzustellen, um den ihnen zugrunde liegenden Gedanken deutlicher hervortreten zu lassen. Horaz schildert z. B. in der Ode I 1 die verschiedenen Beschäftigungen der Menschen in anschaulichen Bildern, um dann den Dichterberuf als den erhabensten zu preisen. In anderer Form führt Schiller diesen Gedanken in „Teilung der Erde“ aus. Goethe dagegen kommt in dem Gedichte „Viel-fach ist der Menschen Streben . . .“ zu dem Schluß, ein rechter leichter Sinn sei das Beste, was dem Menschen beschieden sein könne. Noch anders lautet die Lebensauffassung, die Horaz in der Ode I 31 Strophe 5 („Fruiparatis et valido mihi . . .“) vertritt. — So kann zu Chamisso's „Kreuzschau“ Gellert's Spruch „Genieße froh, was dir beschieden, Entbehre gern, was du nicht hast, Ein jeder Stand hat seinen Frieden, Ein jeder Stand hat seine Last“ herangezogen werden.

Eine besondere philosophische Weltanschauung und Lebensauffassung gelangt in den drei Gedichten zum Ausdruck, die wir an letzter Stelle als Beispiele der reflektierten Dichtungsart heranziehen wollen, zunächst in Goethes „Das Göttliche“. Der Verfasser knüpft hier an die Lehre Spinozas an, wonach der Mensch an dem Wesen der Gottheit unmittelbaren Anteil hat, das bei ihm in Gestalt des sittlichen Gefühls in die Erscheinung tritt. Auf dieses letztere gründet sich seine Verantwortungsfähigkeit, sein urteilendes und richtendes Gewissen. Hieraus folgt aber die Verpflichtung für ihn, diese seine sittliche Natur zu betätigen nach Maßgabe der Eingangsworte des Gedichts: „Edel sei der Mensch . . .“ Das ist der Gedankengang desselben. Der poetische, ästhetische Gehalt beruht jedoch nicht auf diesem, sondern auf dem erhebenden Gefühl, das sich in dem Gedicht ausdrückt, ein Gefühl, das in dem Gedanken wurzelt, daß der Mensch vermöge des ihm allein von allen Geschöpfen innewohnenden, ihn mit der Gottheit verbindenden sittlichen Bewußtseins die Fähigkeit besitzt, sich über sein Verhalten Rechenschaft abzulegen und Entschlüsse von dauernder Gültigkeit zu fassen, welche Fähigkeit er im Wohltun anderen gegenüber zu erweisen berufen ist.

Ein weiteres Beispiel philosophischer Gedankenlyrik bildet Schillers Gedicht „Ideal und Leben“. Dasselbe ist auf der Grundlage der Ideenlehre Platons erwachsen. Die Ideen (des „Ideales Reich“ nach dem Wortlaut des Gedichts) stellen hiernach die vollkommenen Urbilder der wirklichen, mit den Sinnen zu erfassenden Welt dar, die als von der letzteren getrennt bestehend vorzustellen sind, und zu denen der Mensch, der im Leben im Umkreis der wirklichen Welt festgebannt ist, sich nur durch das Denken zu erheben vermag. Die philosophische Anschauungsweise, die dem Gedichte zugrunde liegt, ist die idealistische, die sich dadurch kennzeichnet, daß sie

nur oder doch vorzugsweise nur das mit dem Denken bzw. der Phantasie zu erfassende Sein als das wahre Sein anerkennt. Unter den Begriff des idealen Seins in diesem Sinne, das in dem Gedicht als des Ideales Reich bezeichnet wird, fällt nicht bloß die phantastische Ideenwelt Platons, auf die Ausdrücke des Gedichts, wie „der Menschheit Götterbild“ u. a. m. anspielen, sondern auch das ganze Gebiet der philosophischen und wissenschaftlichen Erkenntnis, des künstlerischen Schaffens, des sittlichen Strebens, das je ein Ideal, nämlich das des Wahren, Schönen und Guten zu verwirklichen sucht. Darin, daß das Gedicht den Menschen auf dieses Gebiet, dem er vermöge des idealen Zuges seiner Natur angehört, hinweist, liegt der dauernde Wert des in demselben ausgeführten Gedankens. Der Gegensatz zwischen beiden Reichen findet sich in einer Reihe von Antithesen durchgeführt. Indem nun so die Wirklichkeit mit ihren Schranken, ihren Kämpfen und Leiden der Welt des Ideals, die als entschwundener vollkommener Urzustand der Menschheit erscheint, gegenübertritt, wird das Gefühl der Wehmut erzeugt. Hierauf beruht der sentimentalische Grundcharakter des Gedichts, aus welchem dann die eigentümliche ästhetische Wirkung entspringt, die wir beim Lesen erleben.

Ähnlich ist der Grundgedanke und der hierdurch bedingte Stimmungscharakter von Schillers Dichtung „Der Spaziergang“, nur daß die letztere anstatt der Ideenwelt die Natur (im Sinne Rousseaus), im Gegensatz zu der den Menschen von dieser entfremdenden Kultur, als vollkommenen Urzustand der Menschheit hinstellt und hieran den Ausblick auf die Wiederkehr dieses Zustandes knüpft. Einen ästhetischen Eindruck können Gedichte, wie die beiden zuletzt angeführten, nach Schillers eigenen Angaben nur insoweit erregen, als sie Begeisterung für das darin geschilderte Ideal zu wecken imstande sind; denn nur unter dieser Bedingung verbindet sich mit dem Gedanken an den Verlust desselben das Gefühl der Trauer, wodurch die eigenartige poetische Wirkung bedingt ist. Darin, daß jener ideale Zustand zugleich als wieder erreichbar dargestellt wird, besteht das Erhebende, das zu dem Gefühl der Trauer hinzutreten muß, um ein ästhetisches Wohlgefallen zu erzielen.

Ganz kann jedoch auch die reflektierte Dichtung der Anschaulichkeit nicht entbehren. Rein abstrakte Betrachtungen bieten der Phantasie und dem Gefühl, die wir als die beiden Faktoren des dichterischen Schaffens wie auch des dichterischen Genusses erkannt haben, zu wenig Nahrung. Die Anschaulichkeit bildet demgemäß ein Hauptgesetz aller Dichtung. Auch in die Gedankenlyrik finden sich daher anschauliche Elemente eingestreut. Freilich dienen sie hier mehr oder weniger nur zur dichterischen Durchführung des Gedankens. So wechseln abstrakte Betrachtungen mit konkreten Bildern

ab, indem entweder diese den ersteren zur Begründung hinzugefügt werden oder umgekehrt die konkreten Bilder als Ausgangspunkt dienen, um allgemeine Betrachtungen daraus abzuleiten. Die erstere Art wiegt bei Schiller (so in „Mänie“) vor. Auch Horaz stellt z. B. in der Ode I 22 („Integer vitae . . .“) einen allgemeinen Satz voran und bestätigt ihn dann mit einem konkreten Beispiel, wozu er ein ihm selber widerfahrenes Erlebnis verwertet. Umgekehrt knüpft Goethe in „Grenzen der Menschheit“ eine Betrachtung an einen — personifiziert vorgestellten — konkreten natürlichen Vorgang.<sup>1)</sup> Auch M. Claudius führt uns, wie schon an früherer Stelle bemerkt wurde, eine Naturanschauung, das feierlich-ernste Bild der abendlichen Schöpfung vor Augen, um hieran religiöse Betrachtungen und Gebetsworte anzuschließen, die durch das erstere angeregt werden. In ähnlicher Weise hat Schillers Gedicht „Der Spaziergang“ eine anschauliche Grundlage erhalten, indem es die Darlegung der Entfaltung und Entartung menschlicher Gesittung an die einzelnen Abschnitte eines beim Spaziergange durchmessenen wechselnden Landschaftsbildes knüpft. Einen abwechselungsreichen, teils anschaulich schildernden, teils betrachtenden Charakter weist desselben Dichters „Lied von der Glocke“ auf, in welchem sich, wie schon hervorgehoben wurde, die betrachtenden Teile an konkrete Vorgänge des menschlichen Lebens anschließen. — Oder ein abstrakter Gedanke nimmt dadurch eine anschauliche Form an, daß er symbolisch eingekleidet wird, wie dies in Schillers Gedicht „Pegasus im Joch“ geschieht, dessen Grundgedanke ist, daß die Dichtkunst den Dichter, wie den Menschen überhaupt, zum Bürger einer höheren Welt macht. Hierher gehören viele andere symbolische Gedichte, wie Rückerts „Vom Bäumchen, das andere Blätter hat gewollt“, Chamisso's „Kreuzschau“, Herders Parabeln, auch Goethes Ballade „Der Zauberlehrling“ u. a. m. — Ein Beispiel für anschauliche, dichterische Ausführung eines abstrakten Gedankens bietet besonders Horaz in der schon oben erwähnten Ode I 1, indem er die verschiedenen Beschäftigungen der Menschen in konkreten Bildern darstellt, um schließlich den Dichterberuf als den erhabensten zu feiern. In Goethes „Harzreise“ wird der kühne Gedankenflug, mit dem der Dichter sich über seine Lage erhebt, um Betrachtungen über sein und anderer Menschen Schicksal anzustellen, in anschaulicher

1) In diesem Gedicht wie noch in manchen anderen Goethes verbindet sich naiver Gefühlsausdruck mit Reflexion, wie denn eine strenge Scheidung naiver und reflektierter Dichtung sich nicht in allen Fällen durchführen läßt. Der Anblick der gewaltigen, in ihren Folgen aber segensreichen Gewittererscheinung ist es, der in dem Dichter das Gefühl der Ehrfurcht gegen die Gottheit hervorruft, das dann den Anlaß zu den nachfolgenden Betrachtungen über die Ohnmacht und das darauf begründete Abhängigkeitsverhältnis des Menschen zu derselben bildet.



Form durch das Bild des Geiers symbolisiert, der „auf schweren Morgenwolken mit sanftem Fittich ruhend nach Beute schaut“. Schiller veranschaulicht am Schlusse seines Gedichts „Ideal und Leben“ den Gedanken der Erhebung zum Reich des Ideals, zu dem er den Leser aufmuntert, durch das Bild des vom Scheiterhaufen zum Olymp entrückten Herkules.

Zu dem Zwecke, der Dichtung ein anschaulicheres Gepräge zu geben, werden endlich vielfach Gleichnisse und bildliche Ausdrücke in dieselbe eingeflochten. So ist das eben erwähnte Gedicht Schillers, das im übrigen abstrakte Betrachtungen enthält, reich an dergleichen Ausdrücken, wie „spiegelrein“, „ihrer Götterjugend Rosen“, „des Kampfes Wage“ und manchen anderen. Aber auch unsere einfachen volkstümlichen Lieder sind durch anschauliche symbolische Ausdrücke ausgezeichnet, z. B. „Wie die Wolken dort wandern“, „die Bäume, sie weben ein luftiges Dach“, „die Sterne halten Wacht“, „weil noch das Lämpchen glüht“, „pflücket die Rose“ als symbolische Aufforderung, das Leben zu genießen, „Dornen“ symbolisch für Sorgen u. dgl. m.

Immerhin gilt, das muß festgehalten werden, vom dichterischen Schaffen das Wort Goethes: „Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen.“ Die lebendige vornehmlich im Gefühl sich offenbarende schöpferische Kraft der Seele bildet die eigentliche Quelle der Dichtung. Goethe hat bekanntlich jedes wahre Gedicht für ein Gelegenheitsgedicht erklärt. Das bedeutet natürlich nicht, daß jedesmal ein äußerer Anlaß für die dichterische Tätigkeit vorhanden sein muß, sondern, daß ein wahrhaft poetisches Erzeugnis nur dann entstehen kann, wenn der Dichter von seinem Stoff innerlich so erfüllt ist, daß er von selber zu künstlerischer Gestaltung desselben angetrieben wird. Und ein wirkliches ästhetisches Genießen ist nur möglich, wenn wir das, was den Dichter innerlich bewegte, so lebendig nacherleben, daß wir sein Werk beim Lesen gewissermaßen in uns selber nachschaffen.

## Sprechzimmer.

1.

Am Montag, den 18. Mai.

Im diesjährigen 3. Hefte der Zeitschrift für den deutschen Unterricht auf Seite 206 verteidigt Herr R. Hansen aus Oddesloe gegen Wustmann den Ausdruck: am Montag, den 18. Mai, statt: dem 18. Mai. Wenn nun Herr Hansen wirklich recht hätte, müßte es dann konsequenterweise nicht auch heißen: am Aschermittwoch, den Tag nach Fastnacht, statt dem Tage nach Fastnacht? Würde vielleicht Herr Hansen es wagen, auch diesen Sprachmißbrauch in Schutz zu nehmen?

Bayreuth.

Bräuninger, R. Realschulrektor.

„Am Aschermittwoch, den Tag nach Fastnacht“ würde ich ebensowenig schreiben wie Herr Bräuninger, denn „Tag nach Fastnacht“ ist tatsächlich Apposition zu Aschermittwoch. Auch umgedreht müßte es doch heißen: „am Tage nach Fastnacht, also am Aschermittwoch“. Anders steht es im Ausdruck: „am Montag, den 18. Mai“. Seit Jahrhunderten ist es üblich zu sagen: „Datum den 18. Mai“ oder „am 18. Mai“. Dieses Datum wird durch die Hinzufügung „am Montag“ oder „Montag“ genauer bestimmt; von einer eigentlichen Apposition ist nicht die Rede, sondern die beiden Zeitbestimmungen, der Akkusativ im Datum und die Bestimmung mit der Präposition, stehen gleichwertig nebeneinander.

Wie der Akkusativ der Zeit auf die Frage wann?, so kann auch der Akkusativ auf die Frage wie lange? neben der Zeitbestimmung mit „am“ stehen: „am Aschermittwoch, einen Tag nach Fastnacht“. Beide Glieder sind hier gleichwertig, gerade wie in dem Ausdruck: „am Aschermittwoch, den 25. Februar“.

Dieses Ioe.

R. Hanfen.

## 2.

### „Sich spielen“.

Die hiesige Mundart hat einen sonderbaren Gebrauch von „spielen“ ausgebildet. Die Kinder auf der Straße rufen sich zu: „Wir wollen uns spielen!“ Der Lehrer erhält in der Schule die Antwort: „Im Walde spielen sich die Kinder.“ Die Mutter fordert die Kleinen auf: „Spielt euch doch was!“

Bei all diesen Gebrauchsweisen von „spielen“ will man zweierlei ausdrücken:

1. daß es sich um ein gemeinsames Spielen mehrerer Personen handelt. (Darum kommt der Gebrauch nur in der Mehrzahl vor.)
2. daß das Spiel zur besonderen Belustigung, zum angenehmen Zeitvertreibe der Teilnehmer dienen soll. (Dativ des Vorteils: „uns“ „euch“, „sich“.)

Die Entwicklung der eigenartigen Konstruktion denke ich mir so: Man muß vom inneren Objekt bei „spielen“ ausgehen: ein Spiel spielen. Daran schließt sich: „etwas“ spielen. Hierzu tritt der Dativ der Person: „uns“ „euch“, „sich“ etwas spielen. Nun fällt „etwas“ weg, und so bleibt: „sich (uns, euch) spielen“ übrig.

Daß man an eine Verkürzung der Redewendung „sich mit Spielen unterhalten“ denken müßte, ist mir wegen des klaren Dativs der Person bei „sich spielen“ nicht wahrscheinlich.

Baunzen.

Seminaroberlehrer Grätzschel.

## 3.

### Vom „ge-“ des Perfekts.

Wohl das schlagendste Beispiel für die Unsicherheit, mit welcher das ge- des Perfekts im Deutschen behandelt wird, bietet die vorlutherische Bibel in Lukas 10, 21. Die ersten 3 Drucke von Mentel, Pflanzmann und Eggenstein

hatten: vnd hast sy deroffent den lügeln. Daraus machte Zainer um 1474 (ebenso Koburger und Grüninger 1485): vnd hast sy offengebaret den Kleinen; die sogenannte Schweizerbibel (um 1475) und Sorg 1477: geoffenbaret; Zainer 1477 und Sorg 1480 geoffengebaret; Schönsperger 1487 und Dtmar 1507/08: offenbart. Bei letzterem ist auch Luther geblieben, nur mit -et als Endung. Wir haben hier alle möglichen Fälle beieinander: vor dem zweiten Bestandteil des Wortes, vor dem ersten, vor beiden, vor keinem.

Maulbronn.

Eb. Nestle.

## 4.

Manschetten. (Zu Ztschr. XVII, 234.)

Die Manschetten als besonderes Kennzeichen des Stuzers erwähnt auch Heine in seinem „Vorpiel“:

Schwarze Röcke, seidne Strümpfe,

Weiße, höfliche Manschetten,

Sanfte Reden, Embrassieren —

Ach! wenn sie nur Herzen hätten!

Das wird aber mit der Redensart „Manschetten haben“ im Sinne von „Furcht haben“ kaum im Zusammenhang stehen. Zu letzterem dürfte vielleicht die schweizerische Bezeichnung „Manschetkli“ für „Handschelle“ gehören.

Basel.

E. Hoffmann-Krayer.

## 5.

Ein merkwürdiger Gebrauch des Wortes diesseitig (Diesseitigkeit).

In eigentümlicher Weise wird in der militärischen Sprache in Süddeutschland (Bayern) das Wort diesseitig verwendet. Im Druck ist dies zu lesen in dem dort vielgebrauchten Handbuch für den Einjährig-Freiwilligen, den Unteroffizier, Offiziersaspiranten und Offizier des Beurlaubtenstandes der k. bayerischen Infanterie von Müller und Zwehl, München 1890 (5. Auflage), S. 318. Hier ist von der „diesseitigen“ Kompanie die Rede. Ja sogar ein Substantiv „Diesseitigkeit“ ist gebildet worden. Dieses findet sich z. B. bei Franz Schnedermann, Die deutsche Nationalliteratur, 1899. Hierauf macht der Rezensent des Buches in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien aufmerksam (1900, Heft 7, S. 508).

Frankfurt a. M.

Dr. A. Kraemer.

## Bücherbesprechungen.

Adolf Bartels, Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Die Alten und die Jungen. 6. Auflage. Leipzig, Ed. Avenarius, 1904.

Adolf Bartels, an dessen Luther-Trilogie jeder Deutsche seine helle Freude haben muß, hat sich durch sein ausgezeichnetes, auch künstlerisch bedeutendes Werk „Geschichte der deutschen Literatur“ Ruf und Rang eines ersten deutschen

Literarhistorikers erworben. Auch in diesem in kurzer Zeit nun schon sechsmal aufgelegten Buch, das den Dichtern der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts eine gründliche Darstellung widmet, zeigt er die Eigenschaften, die wir an ihm schätzen: einen klaren, intuitiven Blick für das Verständnis seiner Zeit, instinktive Sicherheit im Erkennen des Echten und Bleibenden, feinste ästhetische Durchbildung, wohlthuende nationale Gesinnung sowie Klarheit, Lebendigkeit und Wärme im Ausdruck. Die Aufgabe, die er sich gestellt, hat er auf das glücklichste gelöst: scharfe Charakteristik der literarischen Bewegungen im Rahmen der nationalen Entwicklung und Zusammenstellung der Dichter zu natürlichen Gruppen unter Bevorzugung der bedeutenderen dichterischen Persönlichkeiten. Und so erweist sich das schöne, tüchtige Buch als ein grundlegendes Werk über die Dichtung der Gegenwart, als ein zuverlässiger Führer, der auf die Bildung des literarischen Urteils in unserer Zeit von günstigstem Einfluß sein wird. Ihm gebührt ein Platz in jeder Haus- und Schulbibliothek.

Dresden.

Lic. Dr. Kurt Warmuth.

Georg Webers Lehr- und Handbuch der Weltgeschichte. 21. Auflage, vollständig neu bearbeitet von Prof. Dr. Alfred Baldamus. 1. Band: Antertum. Leipzig, W. Engelmann, 1902. XIII und 610 Seiten.

Der erst nach dem zweiten erschienenen erste Band der von Prof. Baldamus in Leipzig neu bearbeiteten Weltgeschichte Georg Webers ist das Werk von Prof. Dr. Ernst Schwabe in Meissen. Das Urteil über diese Arbeit läßt sich kurz dahin zusammenfassen, daß auch ihr alle die Vorzüge eigen sind, die an dem zweiten, von Prof. Baldamus geschriebenen Bande zu rühmen waren. (Vgl. Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht, 18. Jahrg., 4. Heft, S. 276 — 281.) Durch unbedingte wissenschaftliche Zuverlässigkeit auch vom Standpunkt der neuesten Forschung aus, durch wahrhaft weltgeschichtlichen Geist, starke Betonung und breite Darlegung der Kulturentwicklung, endlich durch musterhafte Klarheit der Anordnung wie der Darstellung ist auch dieser Band in hohem Grade ausgezeichnet, ein schöner Beweis dafür, daß dem ganzen, vier Bände umfassenden Werke durch die Teilung der Arbeit unter fünf verschiedene Gelehrte die für eine Weltgeschichte unbedingt nötige Einheitlichkeit nicht verloren gegangen ist. Der glatte, klarflüssige und wohlklingende Stil kommt dem Verständnis besonders der schwierigen, namentlich in der römischen Geschichte zahlreichen Abschnitte über Verfassungsgeschichte erleichternd zu Hilfe und macht auch die Lektüre der Teile angenehm, die als stofflich trocken bekannt sind.

Der Band zerfällt in drei durch den Stoff gegebene Hauptteile: die ersten 125 Seiten sind der morgenländischen, weitere 200 der griechischen und nahezu 300 der römischen Geschichte gewidmet; diese ist bis zum Tode Theodosius' des Großen (395 n. Chr.) geführt: die durch diesen Herrscher verfügte und nach seinem Tode verwirklichte Teilung des römischen Reiches scheint auch uns den besten Zeitpunkt für den Abschluß der Geschichte des Antertums zu bilden.



sondern in dem Elementaren ist zugleich das Geistige, in dem Sinnlichen das Sittliche begriffen.“ Geistige Vertiefung und vergleichende Wechselbeziehung, wie sie sich hier zeigen, durchziehen alle Teile des Werkes. Die griechische Geschichte scheint uns das bestgelungene Stück dieses Bandes zu sein: sie ist so lebendig und anschaulich geschrieben, daß man unwillkürlich gefesselt wird und die zusammenhängende Lektüre ein Genuß ist. In einzelnen Teilen tritt diese Darstellungskunst besonders hervor; so ist z. B. der ganze Alexanderzug (§ 134 bis 140) überaus fesselnd und lebensvoll erzählt und ebenso vortrefflich seine Wirkung auf den verschiedenen Gebieten ins Licht gesetzt (S. 295 flg.). Die großen Männer sind in ihren Eigenschaften und Zielen so klar geschildert, daß man den Eindruck lebendiger Persönlichkeiten erhält; als Beispiel sei die vorzügliche Charakteristik des Sokrates (§ 114) genannt und auch auf die Behandlung der Geschichtsschreiber Herodot und Thukydides (§ 118) hingewiesen, deren vielfältiger Gegensatz einleuchtend dargelegt ist. Während Herodot, so heißt es da, „die einfache, verständliche Sprache des Volkes redet und die Phantasie der Leser anregt, hat Thukydides bei seiner gedrungenen, sinnschweren Sprache und seinem mühsam ringenden Stil den gebildeten Teil der Nation im Auge und beschäftigt vorzugsweise den denkenden Verstand . . . Thukydides, der die Geschichte als Staatsmann ansah und ihr durchaus eine politische Bestimmung anwies, bietet keine epische Darstellung, sondern eine kritische Betrachtung der Begebenheiten. Er leugnet oder beachtet nicht den von Herodot so oft betonten Willen der Gottheit. Er sieht nur wirkende Menschenkräfte, er will aus den Handlungen, insofern sie von Menschen veranstaltet werden, praktische Folgerungen für ähnliche Lagen des gemeinen Wesens ableiten.“ Sehr zu billigen ist darum, daß Schwabe auch das Urteil des Thukydides über den Peloponnesischen Krieg und dessen Partekämpfe wörtlich anführt. (S. 232 flg.)

Zu den auch schon am zweiten Bande gerühmten Vorzügen des Werkes gehören auch die Ausblicke und Rückblicke am Anfang bzw. Ende größerer Abschnitte. Sie untersuchen meist die tieferen Zusammenhänge der Geschehnisse und beleuchten möglichst hell ihre weltgeschichtliche Bedeutung. So erörtert z. B. § 125 vor Eintritt in die Geschichte Philipps von Makedonien die Bedingungen des makedonischen Erfolgs und würdigt den Hellenismus als „die stärkste und schärfste Waffe, mit der Alexander fought“; so schließt die griechische Geschichte nach einem ausgezeichneten, allseitigen Überblick über die Leistungen des Alexandrinismus (§ 151—155) mit einer an trefflichen Gedanken reichen Zusammenfassung (§ 156), die zugleich einen geschickten Übergang zur Geschichte der Römer bildet.

Besondere Anerkennung verdient die Berücksichtigung und an den entsprechenden Stellen nachdrückliche Hervorhebung des wirtschaftlichen Gesichtspunkts, dem früher bekanntlich bei weitem zu geringe Beachtung zuteil wurde und erst durch die neuere Forschung die gebührende Rolle zuerkannt wird. In vortrefflicher Klarheit wird das ausschlaggebende Gewicht der wirtschaftlichen

Verhältnisse für die politische Entwicklung mancher Perioden bargelegt, so z. B. für die Zeit vom zweiten Perserkrieg bis zum Peloponnesischen Kriege der Rückgang der attischen Landwirtschaft und der dadurch immer schärfer werdende Gegensatz Athens zu den Landwirtschaftsstaaten des Peloponnes (§ 97) und noch schöner in den Abschnitten über die Bedeutung und die Veranlassung des Peloponnesischen Krieges (§ 103), der überhaupt nur von diesem Gesichtspunkt aus richtig verstanden werden kann. Unsere Schulbücher nehmen auf diesen wie auf die Entwicklung des Geisteslebens in Kunst und Wissenschaft noch viel zu wenig Rücksicht und verschulden dadurch zum großen Teile mit die Gleichgültigkeit oder gar Abneigung der Schüler gegen den für die Bildung einer klaren und richtigen Weltanschauung so hochwichtigen Geschichtsunterricht. Auch die Solonische Münzreform wird hier (§ 79, S. 172) im Gegensatz zur älteren Darstellung (vgl. Curtius, Griech. Gesch. I, 317, Ranke, Weltgesch. I, 104 flg.) nicht mit der Seisachthie in Verbindung gebracht, sondern als „ein erster handelspolitischer Schlag gegen Ägina und dessen Handelsgebiet“ bewertet.

Dasselbe finden wir in der römischen Geschichte, die ja allerdings schon durch die Natur ihres Stoffes vielfach zu einer eingehenderen Beachtung wirtschaftlicher Verhältnisse zwingt. Auch hier ist (§ 200) gut auf die entscheidende Wirkung der römischen Handelsinteressen auf den Untergang Karthagos hingewiesen und in Übereinstimmung damit für die innere Geschichte Roms bis 133 v. Chr. der Gegensatz zwischen Amtsadel und Geldadel hervorgehoben und betont, daß seit 150 v. Chr. in Rom der Einfluß der Großkaufleute überwog. (§ 202, S. 417.)

Ebenso finden sich auch in der römischen Geschichte vorzügliche Charakterbilder, wie z. B. das des M. Porcius Cato (§ 204, S. 425 flg.), das Cäsars (§ 233, S. 496), das aus Drumann ergänzt ist, das Ciceros (§ 240, S. 508 flg.) und das des Augustus (§ 243, S. 523 flg.); bei diesem wie bei Cicero und Sulla wirkt auch die maßvolle und gerechte Art des Urteils über diese bedeutenden, oft heftig angegriffenen Männer wohlthuend.

Dankenswert ist ferner die Darlegung der verschiedenen Ansichten über den Ort der Varusschlacht (§ 242, S. 520 flg.) mit Nennung der Gelehrten, die diese Ansicht vertreten, und auch hier dünkt es uns nur weise, daß der Verfasser sich der persönlichen Meinungsäußerung enthält.

Im ganzen freilich scheint uns die Darstellung der griechischen Geschichte bei weitem den Vorzug zu verdienen vor der der römischen; doch liegt das zum guten Teile wohl an dem hier etwas spröderen Stoffe. Aber auch im einzelnen finden wir hier, wenn schon nebensächliche Dinge, dies und das zu erinnern.

Im Jahre 58 v. Chr. wurde bekanntlich dem Cäsar im Widerspruch gegen die Absichten des Senats die Verwaltung des diesseitigen Galliens und Ahyriens durch die lex Vatinia vom Volke übertragen, das damit seine Befugnis überschritt und in die amtlichen Rechte des Senats eingriff. Um diese Verletzung seiner Autorität wieder auszugleichen, billigte der Senat diese Über-

tragung nicht nur, sondern bestellte durch seine amtliche Verfügung den Cäsar auch noch zum Verwalter des jenseitigen Galliens. Dieser Sachverhalt, ein für jene Zeit höchst charakteristischer Autoritätskampf zwischen Senat und Volk, wird völlig verschleiert, wenn Schwabe die Senatsmaßregel einfach einen „Zusatz“ nennt, ohne des Senats auch nur Erwähnung zu tun. (S. 474.)

S. 497 zu Ende steht: „Brutus und Cassius gingen . . . in ihre Provinzen ab“, ohne daß vorher gesagt wäre, daß sie sich als Statthalter für Makedonien und Syrien erklärt hatten. Erst S. 498 flg. wird erzählt, daß der Senat sie als solche anerkannte.

Ebenso ist auf S. 532 auf einmal von der „zerstörten Saalburg“ die Rede und dabei auf eine spätere Stelle — § 251, S. 547 — verwiesen. Richtiger wäre es gewesen, die Saalburg schon S. 519 bei den Kriegstaten des Drusus, der sie doch anlegte, zu erwähnen.

Ebenso wenig billigenwert ist es, an einer früheren Stelle des Buches Begriffe zu gebrauchen, die erst an einer späteren erklärt werden; so geht es mit den Bezeichnungen „Patrizier“ und „Plebejer“, die schon S. 342 gebraucht, aber erst S. 345 und 346 erklärt sind, und mit dem Namen „Tributkomitien“, der schon S. 348 angewendet wird, aber erst S. 357 seine Erklärung findet. Ist eine Erklärung nötig, so muß sie ihren Platz da haben, wo der betreffende Begriff zum ersten Male auftritt.

S. 521 steht, Tacitus berichte in der Germania über das Land unserer Vorfahren „aus eigener Anschauung“, S. 568 dagegen heißt es: „obwohl nicht nach eigenen Anschauungen und Erfahrungen, sondern nach älteren Aufzeichnungen oder mündlichen Berichten“. Das ist ein unlösbarer Widerspruch. Und dabei ist an dieser zweiten Stelle auch noch auf jene erste verwiesen! Wie konnte da der Widerspruch dem Verfasser entgehen?

Stilicho möchte wohl besser ein germanischer als ein „deutscher“ Feldherr (S. 595) heißen, wie es sich überhaupt empfiehlt, die Bezeichnung „deutsch“ erst von dem Zeitpunkt an zu verwenden, wo sie tatsächlich in Gebrauch kam. Der früheste Beleg dafür entstammt erst dem Jahre 813 n. Chr. Auch daß Armin immer noch „Hermann“ genannt wird (S. 520), vermögen wir nicht zu billigen.

Es erübrigt noch, einer Anzahl formeller Punkte Erwähnung zu tun, Kleinigkeiten zwar, die wir aber gerade, weil uns das Werk so hohen Lobes würdig scheint, in der nächsten Auflage auch gern gebessert sähen. Einige dieser Punkte sind stilistischer Art. Der erste betrifft die unnötige Verwendung von Fremdwörtern. Wir halten uns von allem Übereifer fern, stehen aber um so fester auf dem Standpunkte des deutschen Sprachvereins: „Kein Fremdwort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann.“ Und sollte es nicht möglich sein, statt „Elan, garantieren, energisch, Position, Offensive, direkt, total, Piraterie, bezimieren, Deserteur, verproviantieren, faktisch, Komptoir, Kodifikation, problematisch, Elite, Konvenienz, rapid, Sphäre, Akkurateffe, Korrektiv, Exakt“ u. v. a. gute deutsche Ausdrucksweisen zu finden?



Ferner finden sich etliche stilistische Fehler. So heißt es S. 345: „Jede dieser Tribus zerfiel nun wieder in je zehn Kurien (Pflegen), jede Kurie in je zehn Sippen (gentes), jede Sippe in je zehn Familien.“ Natürlich müssen die drei „je“ wegfallen. — S. 440 liest man: „... indem an die Stelle der alten Manipeln nunmehr je 10 Kohorten zu etwa 600 Mann ... traten“; es muß heißen: „... nunmehr 10 Kohorten zu je etwa 600 Mann“. Undeutsch ist eine Anzahl Ausdrücke und Stellungen, so S. 500: den Krieg rüsten, S. 348: unbeschadet (statt ungeachtet), ob ... oder, S. 410: das Schwert in die Faust drängen (statt drücken), S. 415: einen Teil zuscheiden (statt zuweisen), S. 352: sie standen als gleichberechtigt gegenüber (fehlt: einander), S. 391: „Die illyrische Königin Teuta, von ihrem gewissenlosen Berater Demetrios von Pharos im Stiche gelassen, mußte ...“, S. 489: „Der König Ptolemäos Auletes, in der Hoffnung, dadurch Cäsars Gunst zu erlangen, ließ ...“ (lateinischer Satzbau). Und solche sogenannte Sätze wie „Aber ohne Erfolg.“ (S. 365) möchten doch lieber den Feuilletons unserer Tageszeitungen und den modernen Romanschreibern überlassen bleiben.

Auch Fehler grammatischer Art sind vorhanden: S. 358: „als es den vereinten Bitten der Mutter Beturia und Gattin Volturnia gelang“ (statt: der Gattin), S. 579: „durch seine Tapferkeit und Geistesgaben“, S. 384: „ihre Sprache und Sitten“, S. 465: „Tigranes, ... dessen ganzes Auftreten, seine Pracht wie seine Gewalt Herrschaft an Salmanassar und Nebukadnezar erinnerte“, S. 529: „der als Ästhetiker weit mehr leistete als Historiker“ (statt: denn als), S. 440: „da ihrem Ansuchen ... nicht willfährig wurde“ (statt: gemillfährig), S. 464: „1300 Korsarenschiffe sollen vernichtet, 400 Fahrzeuge ... in die Gewalt des Siegers gefallen sein“ (statt vernichtet worden), S. 361 ffg.: „daß es erlaubt sein solle, ... Militärtribunen mit konsularischer Gewalt ... gewählt werden durften“ (1 statt: zu wählen), S. 365: „nach siebenmonatlicher Belagerung“ und S. 475: „nach sechzehnmonatlicher Verbannung“ — wollen wir da nicht künftig auch „der Dreißigjährigerliche Krieg“ und die siebentägliche Woche sagen?

Weiter findet man zahlreiche Fehler gegen die Regeln und Vorschriften der Rechtschreibung. That, thun usw. konnten zwar hier noch nicht ohne h erscheinen, da der Druck schon vor dieser Neuordnung vollendet war. Aber der Atlantische Ozean, das Mittelländische Meer, der Mithradatische Krieg müssen schon nach der Rechtschreibung von 1880 mit großem Anfangsbuchstaben des Adjektivs geschrieben werden, ebenso natürlich der Peloponnesische Krieg, die Punischen Kriege usw. Alles das ist aber in diesem Buche klein gedruckt. Auch sonst stößt man vielfach auf veraltete Schreibweise: S. 588 der ruheloße, der kinderlose, S. 511: das feurigste und echteste, S. 463: seit Alters, S. 599: Jahrhunderte lang, S. 434: Brod, S. 457 gähren, S. 536: fröhnen, S. 505: Mehltau, S. 377 und 389: Elephant (aber S. 394 und 395 Elefant!), S. 323: das Mannichfaltige. Ganz steuerlos fahren die Worte sobald, soviel, soweit, solange dahin: meist sind sie in einem Worte geschrieben.

wo es zwei sein müßten (so S. 371, 500, 541, 543, 555), dann aber auch wieder in zweien, wo eins richtig wäre (so S. 368, 403). Die Schreibart „aus streckte“ (S. 469), „entgegen rückte“ (S. 578), „zusammen zu fassen“ (S. 515) galt aber niemals als Regel. Und wer „Patrizier“ und „Sezession“ schreibt, der sollte doch auch Dezembirn, Benturie, Bensus, sozial schreiben. Die Bedeutung dieser Dinge mag im einzelnen gleich Null sein, entbindet man sich aber jeglicher Regel, so öffnet man völliger Willkür die Tür. S. 360 liest man „Prozeß“, S. 390 dagegen „Prozesse“; ja auf ein und derselben Seite (360) „Dezembirn“ und zwei Zeilen tiefer „Decembirn“!

Was die Zeichensetzung angeht, so bedarf die Verwendung des Kommas, dieses viel mißhandelten Dinges, einer besonders sorgsamten Nachbesserung.

Endlich sei auf eine Reihe von Druckfehlern aufmerksam gemacht:

S. 324, Z. 17	steht das Hellenentum für: des Hellenentums
= 345, = 9 v. u.	= sich = sie
= 347, = 29	= hundert = dreihundert
= 380, = 35	= den politischen Blick = der politische Blick
= 440, = 33	= den Feinde = dem Feinde
= 500, = 6	= L. Cassius = C. Cassius
= 512, = 18 v. u.	= Rhodes = Rhodos
= 515, = 3	= Unterthanenstädten = Unterthanenstädte
= 529, = 12 v. u.	= Schüler = Schule
= 531, = 3	= Ausnahme = Ausnahmen
= 544, = 31	= Rosina = Refina
= 547, = 14 v. u.	= Kastele = Kastellen
= 547, = 7 = =	= in heute = heute in
= 554, = 11	= den Hofe = dem Hofe
= 556, = 10	= dem = denn
= 559, = 32	= glühendsten = glühendstem
= 577, = 25	= 521 = 251
= 589, = 6	= hinderte = hinderten
= 597, = 17 v. u.	= mit Byzanz = nach Byzanz.

Dresden.

Dr. Bassenge.

Johannes Mathesius, Ausgewählte Werke. Viertes Band. Handsteine. Herausgegeben, eingeleitet und erläutert von Dr. Georg Loesche. Mit zwei Lichtdrucktafeln. Prag 1904. 704 S.

Das Andenken an den geistvollen Bergprediger und Reformator der nordböhmischen Stadt Joachimsthal ist im Juni d. J. erneuert worden durch die Feier seines 400. Geburtstages in seinem Heimatsorte Rochlitz sowie durch die Grundsteinlegung zur evangelischen Heilandskirche der Stadt, in der er

ein Menschenalter hindurch seine reiche und segensvolle Wirksamkeit entfaltet, deren katholische Stadtgemeinde ihm auch im Jahre 1874 an ihrem Rathause eine Ehrentafel gewidmet hat. Da seine zahlreichen, einst weitverbreiteten Schriften in seltenen Einzeldrucken oder Sammelwerken verstreut sind, so ist Mathesius im Laufe der Jahrhunderte mehr und mehr in den Hintergrund getreten; weiteren Kreisen ist sein Name nur durch das fälschlich ihm zugeschriebene Morgenlied: „Aus meines Herzens Grunde“ in Erinnerung geblieben. Erst Dr. Georg Loesche hat das Bild des lange Vernachlässigten wieder vor uns erstehen lassen. Die zweibändige Monographie des um die Erforschung der Geschichte des Protestantismus in Osterreich hochverdienten Kirchenhistorikers an der Universität Wien: Johannes Mathesius, ein Lebens- und Sittenbild aus der Reformationszeit, enthält eine auf tiefgehenden Forschungen beruhende Lebensgeschichte und eine umfassende und eingehende Würdigung der schriftstellerischen und reformatorischen Tätigkeit dieses bedeutendsten Predigers seiner Zeit. Demselben Verfasser verdanken wir auch eine Sammlung ausgewählter Werke von Mathesius, zumeist Predigten enthaltend. Der 4. Band derselben ist vor kurzem als Festgabe zu Mathesius' 400. Geburtstag erschienen. Unter der Titelbezeichnung Handsteine, einem von Mathesius öfter gebrauchten bergmännischen Ausdruck für besonders schöne, als Muster- oder Schaustücke dienende Erzstufen, bietet diese Sammlung eine Reihe von Predigten, darunter drei der bedeutendsten von den 16 Predigten der berühmten Sarepta oder Bergpostille, die zum erstenmal gedruckte Predigt zur Königskrönung Maximilians II. und 86 ungedruckte lateinische Briefe aus der Zeit von 1545—1565, von denen die meisten von Mathesius ausgehen und nur vier an ihn gerichtet sind. Die wertvollen Erläuterungen und Belege, sowie die zahlreichen sachlichen und sprachlichen Einzelerklärungen des Anhangs geben über verschiedene dem Leser sich aufdrängende Fragen erwünschten Aufschluß und helfen über mancherlei Schwierigkeiten und Dunkelheiten des Textes hinweg.

Wenn wir die vorliegende Sammlung den Schulbibliotheken zur Anschaffung empfehlen möchten, so geschieht es in der Überzeugung, daß auch die Schule an Mathesius nicht vorübergehen darf. Für die Reformationsgeschichte gewinnt er als eine der leuchtenden Gestalten aus der Jugendzeit unserer evangelischen Kirche schon dadurch eine besondere Bedeutung, daß wir in seinen Lutherhistorien die erste eigentliche Lebensgeschichte des Reformators besitzen, seinem zweiten Wittenberger Aufenthalt (1540) die Aufzeichnung der Tischgespräche Luthers verdanken.<sup>1)</sup> Und wenn er für die Geschichte unserer Literatur zwar nicht als Dichter in Betracht kommen kann, da er als solcher weit hinter seinem Kantor Niklas Herman steht, so verdient um so mehr seine Predigtprosa die gleiche Beachtung und Hervorhebung wie die eines David

1) Luthers Tischreden in der Mathesischen Sammlung. Aus einer Handschrift der Leipziger Stadtbibliothek herausgegeben von E. Kroker. Leipzig, B. G. Teubner, 1903. (Schriften der Königl. Sächsischen Kommission für Geschichte VII.)

von Augsburg, Berthold von Regensburg, eines Tauler und Suso. Ist er doch der einzige von Luthers Schülern und Nachfolgern, von dem ein so reicher literarischer Nachlaß (allein gegen anderthalb tausend Predigten) auf uns gekommen ist, und einer der ersten, an dem wir die unmittelbare Wirkung der geistigen Macht Luthers und seinen tiefgreifenden und maßgebenden Einfluß auf die Gestaltung unserer Schriftsprache zu erkennen vermögen.

Es mag gestattet sein, hier einige Stellen aus der in unserer Sammlung mitgetheilten Schulfestpredigt folgen zu lassen, die nach Inhalt und Durchführung vielfach an Luthers bekanntes Sendschreiben: An die Ratsherren aller deutschen Städte erinnert. Mathesius hat sie zur kirchlichen Feier des Gregoriestages gehalten, der im Mittelalter allgemein, in manchen Gegenden noch im vorigen Jahrhundert als Schulfest begangen wurde. Unter Voranstellung des Themas: Von des großen Propheten Elia Schule werden die Fragen beantwortet, was christliche Obrigkeiten, fromme Eltern, treue Buchmeister und fleißige und dankbare Schüler bei der Schule zu tun schuldig seien.

„Die Obrigkeit solle trewlich dahin denken, als fromme land und Statväter, das in Schulen reyne und gelegene wonung sein, für kinder und Lehrmehster und das sie in heullichem wesen, und die schuldiener ehrlich, als freyer künste mehster, besoldet und erhalten werden, unnd da sie das jus patronatus hat, solle sie sampt dem Pfarrner auff tüchtige, ehrliche und beweyhte Verer trachten, und das die jugent in zucht, erbarkeyt und tugend erzogen und in nötigen und nütlichen künsten, der man inn Kirchen und Regimenten gebrauchen kan, sein richtig, trewlich unnd vernünfftiglich unterwehset werde. Man sol auch trewe, arbeitsame und wolverdiente leut, zumal die an einem ort ein zeitlang verharret, ire trewe dienst und Väterliche sorg genieffen lassen und im alter sie mit gnaden bedenden. Es sol auch die liebe Obrigkeit selber mit zusehen, unnd oft inn die Schule kommen, und unterscheyde halten, zwischen einem fleysfigen und unfleysfigen Lehrmehster, und allezeit junge Praeceptores neben den alten auffziehen, unnd als viel möglich, die Lehrer nicht leichtlich verkeyffen oder umbwechseln, damit eine weyse in Schulen zu leren erhalten werde.

Was nun die Eltern belanget, sollen sie ire leybesfrüchte Gott zu ehren unnd dem Vatterland und Christenheyt zum besten, fleysfig zur schulen halten, unnd sollen herzlich für sie beten, Gott wölle selige werckzeug unnd biederleut aus inen machen, unnd sollen ire kinder an der schulen unnd lernung nicht verfeumen, umb eines Kleinen nütkleins willen, welches nach dem alten Lateinischen sprichwort, gar eine schwere sünd ist als da einer eine Zundfraw schendet. Darnach sollen sie sich nach irem vermögen danckbar gegen irer kinder Praeceptorn verhalten, unnd sie dermassen selber halten, wie sie wöllen, das sie die kinder halten sollen, umb gebürlicher straff willen nicht ein zorn anfangen, unnd die kinder verzertlen oder verleyten. Und ob die grobe welt die Gelernten übel helt und schmehtlich von inen redet, sollen sich fromme unnd Christliche Eltern, nicht an ire böse wort keren, sondern Gott und freyen künsten zu

ehren, und der Kirchen und nachkömmling zu dienst, ire kinder studiren lassen. Denn am Jüngsten tage, wenn die Gelehrten wie die Sonne leuchten werden, wird es den Eltern eine grosse ehre sein, wenn ir kind viel leuten mit rath, that, kunst unnd Gottes wort gedienet hat.

Was weiter die Praeceptores unnd trewe Lehrmeyster belanget, sein sie schulbig, ire schülerlein lieb zu haben, unnd mit trewen zu meinen, wie ein Vatter sein eyen kinde, unnd des gewiß sein, das der Sone Gottes inen diese unschezige kinderarbeyt mit kinderlohn und dem ewigen leben bezahlen wil. Darumb sol das aller trewen Lehrmeyster erster gedanken sein, das sie ire kindlein in der furcht Gottes und seliger erkentnuß Jesu Christi auffziehen, und fleißig zum Catechismo, predigt und teglichem Gebete halten. Denn Si Christum nescis, nihil est si caetera discis. Darnach sollen sie ire schüler in zucht und guten künsten auffziehen, unnd die Grammatica, Dialectica, und Arithmetica fleißig lehren. Auch sollen sie die zarte jugent, wie ein junges öpflenzlein, mit glimppf unnd bescheydenheyt züchtigen, unnd teglich mit Gottes wort, wehser leut sprüche, guter leut exempel zur tugend und Gotzseligkeit locken und reitzen, Auch inen selbs eine form und ebenbild fürtragen, aller ehr und ehrbarheyt, in flehdung, wandel, guten sitten und geben den. Sonderlich aber sol sich ein freyer Zuchtmeister des besleyßen, das er die kinder was nützlichs lere, damit sie Gott in der Kirchen und Regimenten dienen können, Denn wem dienet es, wenn einer schon ein mahnkörnlein durch ein nadelöhr werffen kan, oder wie jener, aus vier eyren achte multipliciren. Die Welt kennet und weyß nicht, was an einem Christlichen Schulmeyster gelegen, Darumb, ob sie nach irem alten gebrauch der Schulen und schularbeyt wenig achtet, sol er umb der welt danck nichts anfahen, unnd umb iren undand nichts unterlassen. Es wird freyhlich keiner jekund ein güldene seule wie Gorgias erübrigen, so vermag die welt mit irem gelt eines Gotzseligen Lehrers trewe nit zubezalen. Aber denn wird der trewen Lerer gerechtigkeit und selige arbeyt ans Mittaglicht kommen, wenn der Sone Gottes an jenem tage sprechen wird: Ey du frommer diener, du hast deinen Catechismum einfeltig geprediget, deine Grammaticam fleißig getrieben, und hast dich des Decliniren, conjugiren, construiren, unnd emendiren, nicht geschemet, und manchem überhupffen müssen, und selten Pomeranzen, aber offi colloquenten essen müssen, komm in die freude deines Herren.

Zum lezten höret ir schüler<sup>1)</sup> auch ewer Lection. Ein Gottseliger, fleißiger und dankbarer schüler, sol in gehorsam seiner Eltern und im namen Gottes inn die schulen gehen, wie der Herre Christus auch ein gehorfames schülerlein gewesen ist, unnd all sein sinn unnd lernung dahin richten, das er Gott in seiner Kirchen unnd seinem Vatterland trewlich diene, unnd das schöne schulwort für augen habe: Ora et labora, Denn wo Gott nicht seinen Segen zu unserm studio givet, so lernet man vergebens, und einer kan sich wol

1) Schüler der Joachimsthäler Lateinschule, der Mathejus von 1532—1540 als Rektor vorstand.

tholl, aber nicht gelert studiren. — Ein Gottseliger schuler sol auch seine Lehrmeyster in ehren halten, inen gehorsammen, für sie beten, und des mantels Elie nit vergessen, Denn Cassianische schuler, die ire Meyster rixen unnd stechen, und sie wie die buben zu Jericho verspotten, oder die inen aus der scheyde das precium geben wie Nero dem Senece, oder die als die undandbaren guckuck wider sie schreiben, Iestern, unnd felschlich unter die leut geben, die gehören alle zu den kindern, denen die raben die augen aushacken, auffm Rabenstein oder rade. — Darnach sollen sie die alten opera scholastica teglich üben, früe auffstehen, bald in die schule gehen, sich strelen unnd waschen, inn der schul still und züchtig sein, flehssig auffmercken, gerne fragen unnd repetiren, Latein reden, und seine büchlein fein rein unnd sauber halten, sich für unzücht unnd schlammigen worten hüten, und neben der schulkunst, auff zucht, gute sitten, oder höflichkeit denken, Denn grosse kunst ohne sitten, ist wie ein ungesalzen gericht, unnd die alten sagen: Qui proficit in artibus et deficit in moribus, non proficit, sed deficit, Unnd mancher höflicher mensch mit wenig kunst, kommet weyter, denn einer der nur viel kan, und ist ungeberdig, grob, stolz, und frech darneben.“

Dresden.

E. Göpfert.

### Zeitschriften.

Deutsche Erde. 3. Jahrg. 2. Heft. Inhalt: Deutschland im Beginn unserer Zeitrechnung. II. Das deutsche Land. Von Schulrat Prof. Dr. Hermann Löpfer, Dir. der Realschule in Sondershausen. — Die Deutschsprechenden im Königreich Belgien. Von Prof. Dr. Ernst Haffe, Dir. des Statist. Amtes der Stadt Leipzig. — Die Verdienste der Deutschen um die Erforschung Südamerikas. I. Im 16. Jahrhundert. Von Dr. Viktor Hantzsch, Buchwart der Kgl. Bibliothek in Dresden. — Statistik der Deutschen. I. Belgien. Die deutsch, die vlämisch und die französisch Sprechenden 1900. Von Prof. Dr. Ernst Haffe. — Karten zur Verbreitung und Betätigung des Deutschthums auf der ganzen Erde.

— 3. Heft. Inhalt: Deutschland im Beginn unserer Zeitrechnung. III. Die Germanen und der germanische Staat. Von Schulrat Prof. Dr. Hermann Löpfer, Dir. der Realschule in Sondershausen. — Die deutsche Bevölkerung der deutschen Schutzgebiete in Afrika. Von Dr. Eduard Wagner in Leipzig. — Die Verdienste der Deutschen um die Er-

forschung Südamerikas. II. Im 17. Jahrhundert. Von Dr. Viktor Hantzsch in Dresden. — Die Herkunft der Deutschen am Südbahang der Alpen. Rede und Gegenrede. I. Vom Oberlandesgerichtsrat Adolf Schiber, Kolmar i. E. II. Von Prof. Dr. Gustav Buchholz, Leipzig.

Die Deutsche Schule. 8. Jahrg. 8. Heft. Inhalt: Rudolf Hilbrands Pädagogik. Von Edwin Wilke, Rektor in Quedlinburg (Schluß). — Universitätsbildung der Volksschullehrer. Von Dr. Friedrich Paulsen, Prof. an der Universität Berlin. — Feder in Frankfurt a. D. (Nach archivalischen Quellen.) Von Karl Seilkopf in Frankfurt a. D.

Das literarische Echo. 6. Jahrg. Nr. 19. Erstes Juli-Heft. Inhalt: Laienphilosophie. Von Kurt Walter Goldschmidt. — Die Tochter des Jorio. Von Helen Zimmern. — Kurze Geschichten. Von Karl Bienenstein. — Jugendschriften. Von Martin Voelke.

— Nr. 20. Zweites Juli-Heft. Inhalt: Kunst oder Wissenschaft. Von Ed. Platzhoff-Dejeune. — Japanische Schrift-

stellerinnen. Von Yone Noguchi. — Neue Frauenbildung. Von Paul Kemmer. — Das Schloß der Frevel. Von Leo Greiner. — Neue Versbücher. Von Franz Diederich. — Andreaszauber. Von A. F. Krause. — Die Post. Von Otto Stöckl.

Nr. 21. Erstes August-Heft. Inhalt: Ahasver-Dichtungen. Von Rudolf Fürst. — Moderne Zerissenheit. Von Richard M. Meyer. — Poesie fürs Haus. Von Richard Weitzbrecht. — Schnee vom vorigen Jahr. Von Max Nordau.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Jahrg. 1904. 24. Heft (Nr. 132—137). Inhalt: Wie die Griechen ihre Statuen aufstellten. Von Prof. Dr. H. Hulke (Erlangen). — Ein neuer Roman von Clara

Wiebig. Von Sigmund Schott. — Taines Plan einer deutschen Literaturgeschichte. — Zur germanischen Vorgeschichte. Von D. Brenner (Würzburg).

— 25. Heft (Nr. 138—142). Inhalt: Carl Weitzbrecht als Lyriker. Von Rudolf Schaefer. — Ein Schubart-Fund. Von Ernst Holzer (Ulm).

— 27. Heft (Nr. 148—154). Inhalt: Die Heimat des Odysseus. Von r. h. — Berufs- oder Allgemeinbildung? Von Schulrat Dr. Kerschstein. — Die Straßburger Bibliothek und ihre Benutzung. Von Prof. Friedrich Kluge (Freiburg i. Br.). — Natur und Staat. Von J. U.

## Neu erschienene Bücher.

Dr. Karl Enders, Zeitfolge der Gedichte und Briefe Johann Christian Günthers. Dortmund, F. W. Kuhfus, 1904. 233 S.

Friedrich v. Schiller, Wallenstein. Herausgegeben von Dr. Eduard Castke. Leipzig, W. G. Teubner, 1904. 241 S.

Palaestra, Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie. XXXII: Julius Peterfen, Schiller und die Bühne. Berlin, Mayer u. Müller, 1904. 497 S.

Dr. F. W. R. Fischer, Kleine Grammatik der deutschen Sprache. Neu herausgegeben von A. Ohmstedt. 20. Aufl. Berlin, Nicolaische Verlagsbuchhandlung (R. Strieder), 1904. 130 S.

M. Keller u. F. Reibhardt, Lese- und Sprachheft in Schreibschrift. Lehrerheft. 2. Schuljahr. Leipzig, Dürr, 1904.

Dr. Fritz Hofmann, Kleines Handbuch für den deutschen Unterricht. I. Teil: Sexta bis Quarta. 2. Aufl. Leipzig u. Berlin, W. G. Teubner, 1904. 108 S.

Dr. H. Gaudig, Aus deutschen Lesebüchern. Wegweiser durch die klassischen Schuldramen. 3. Abteilung: Schillers Dramen.

II. Maria Stuart, Jungfrau von Orleans, Braut von Messina, Wilhelm Tell, Demetrius. 3. Aufl. Leipzig u. Berlin, Th. Hofmann, 1904. 524 S.

Ludwig Green, Fibel für den vereinigten Sprech-, Schreib- und Leseunterricht. 2. Aufl. Dessau, Paul Baumann, 1904. 107 S.

R. Dietlein, Deutsche Fibel, neu bearbeitet von E. Diez und H. Müller. Ausg. A. 27. Aufl. 112 S. — Ausg. B. I. 24. Aufl. 80 S. — Ausg. B. II. 89. Aufl. 112 S. — Ausg. C. Der Neubearbeitung I. Aufl. 128 S. Leipzig und Berlin, Th. Hofmann, 1904.

Dr. Emil Stern, Grillparzers Ansichten über Sprache und Stil. Programmansatz, Wien, Staatsrealschule 1. Bezirk. H. Köhl, Entlassungsreden. Leipzig, W. G. Teubner, 1904. 58 S.

Dr. Otto Lehmann, Ausgewählte poetische Übersetzungen, besonders aus Victor Hugo. Wittstock, Otto Weßoly, 1904. 79 S.

Alfred Heil, Grammatische Übungen. Berlin, G. Grote, 1904. 48 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, Bücher usw. bitten man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Fürstenstraße 52 I

## König Georg von Sachsen †

15. Oktober 1904.

Für uns hast tapfer Du im Feld gestritten,  
Da standest Du in siegesfroher Kraft!  
Am Leben hast wie wen'ge Du gelitten,  
Gebeugt von Gram wardst Du dahingerafft.  
Nun reicht Dir Gottes Huld zum ew'gen Lohne  
Des Helden Lorbeer und des Dulders Krone.

Otto Lyon.





## Der Sachse als Zweisprachler.

Von **Otto Lyon** in Dresden.

Im Bezirkslehrerverein Dresden-Land hat Prof. Dr. Paul Schumann, der ausgezeichnete Kunstreferent des Dresdner Anzeigers, einen Vortrag über den Sachsen als Zweisprachler gehalten, der zunächst in der Sonntagsbeilage des Dresdner Anzeigers in den Nummern 24—29 (12. Juni 1904—17. Juli 1904) veröffentlicht wurde, nunmehr aber auch als hübsch ausgestattetes Buch in dem weithin angesehenen Verlage von Karl Reißner in Dresden erschienen ist.<sup>1)</sup>

Der Verfasser geht dabei davon aus, daß im plattdeutschen Sprachgebiet ein Kind aus dem Volke, das mit sechs Jahren in die Schule kommt, sofort beginne, eine Fremdsprache: das Hochdeutsche, zu erlernen. Bis dahin habe es ausschließlich plattdeutsch gesprochen, jetzt fange es nun an, Hochdeutsch zu lernen. Es dauere nicht lange, so sei das Kind ein Zweisprachler; je nach den Erfordernissen spreche es bald seine Heimatsprache, bald die Gemeinsprache seines weiteren Vaterlandes. „Wenn in unserem Heimatlande“, fährt Paul Schumann fort, „im sächsisch-meißnischen Sprachgebiet die Kinder in die Schule eintreten, so wird ihre sächsische Mundart sozusagen aus dem größten gereinigt; es wird ihnen, soweit das möglich ist, an Stelle ihrer gewöhnlichen eine bessere Aussprache beigebracht. Das sächsische Kind hat dabei keineswegs, wie das plattdeutsche, die Empfindung, daß es eine andere Sprache erlernt, sondern höchstens kommt es zu der Ansicht und Einsicht, daß es bis dahin nachlässig und liederlich ausgesprochen hat und daß es jetzt auch in seiner Aussprache zu einem feiner gebildeten Menschen erzogen werden soll. Denn das ist ja auch die Ansicht seiner Lehrer. Von seiner bisherigen volksmäßigen Aussprache wird nach Befinden mehr oder minder verächtlich gesprochen. Sicherlich geben sich bei diesen Übungen viele oder auch alle Lehrer die größte Mühe, der Erfolg aber — er ist gering, er ist nicht zu vergleichen mit dem Erfolg, den das plattdeutsche Kind zu verzeichnen hat. Der Sachse wird in der Schule nicht zum deutschen Zweisprachler; wohin er auch kommt, behauptet man, er spreche

1) Paul Schumann, Der Sachse als Zweisprachler. Dresden 1904, Verlag von Karl Reißner.

Sächsisch, und der Sachse wird — vor allem in Norddeutschland — ob seiner Aussprache weiblich verspottet! Ein trübseliges Ergebnis achtjährigen Sprachunterrichts! Woher mag der Mißerfolg kommen? Die Antwort ist nicht gar schwer. Sie lautet: auch der sächsische Lehrer kann gemeinhin nicht mundartfrei sprechen; und was der Lehrer selbst nicht kann, das kann er natürlich auch nicht lehren. Sie werden vielleicht der Ansicht sein, das sei eine übertriebene Behauptung und jeder von Ihnen sei imstande, wenn er sich Mühe gebe, buchstabengetreu zu lesen und zu sprechen. Nichtsdestoweniger ist das ein Irrtum und jeder phonetisch Geschulte wird das ohne weiteres zugeben. Phonetisch Geschulte aber kann es bisher nur ganz wenige geben. Denn Phonetik ist leider kein Unterrichtszweig unserer Volksschulen, Seminare, Gymnasien usw., und nur wo Französisch gelehrt wird und wo zugleich der französische Lehrer phonetisch geschult ist, bekommt der Schüler einen Begriff davon. Dabei ergibt sich der Widersinn, daß derselbe Schüler, wenn der Lehrer sprachbegabt und energisch ist, lautreines Französisch erlernt, während sein Deutsch meist nichts weniger als lautrein genannt werden kann. Der deutsche Sprachunterricht muß des einzigen Hilfsmittels entbehren, das zu einem guten Ergebnis führen könnte; im fremdsprachigen Unterricht ist es selbstverständlich. —

Ob wir von diesem Hilfsmittel, der Phonetik, sprechen, ist es angezeigt, noch einiges über das Verhältnis unserer Mundart zur mundartfreien Rede zu sagen. Wir sind gegenüber anderen Mundarten von vornherein im Nachteil. Plattdeutsch, Oberbayerisch, Alemannisch, Schwäbisch unterscheiden sich so stark vom Gemeindeutschen, daß man wie gesagt von zwei verschiedenen Sprachen reden kann, wenn man eine dieser Sprachen neben das Gemeindeutsche stellt. Unser Sächsisch aber weicht vom Gemeindeutschen nicht so weit ab. Es macht mehr den Eindruck eines verderbten, nachlässig gesprochenen Hochdeutsch. Dies liegt daran, daß die sächsisch-meißnische Sprache, an der Grenze des nieder- und des oberdeutschen Sprachgebietes liegend, ein Gemisch von beiden darstellt, das namentlich den Vergleich mit der gebildeten hochdeutschen Aussprache in norddeutschen Städten nicht aushält.“

Wir stimmen diesen Ausführungen Schumanns durchaus zu, möchten aber einschränkend bemerken, daß heute bei allen Mundarten ohne Ausnahme eine Entartung ihres ursprünglichen Charakters zu bemerken ist, und daß, z. B. in den verschiedenen Landschaften Deutschlands, überall die Stadtmundarten viel mehr Mischung mit hochdeutschen und anderen Elementen zeigen als die Dorfmundarten, und daß sich überall die echte Mundart auf einen immer engeren Kreis zurückzieht. Die echte sächsische Mundart ist an sich ebensowenig lächerlich wie die plattdeutschen und oberdeutschen

Mundarten, und es gibt daher auch vortreffliche Gedichte und Lieder ernstern und edlen Charakters in sächsisch-meißnischer Mundart aus der vor der Bemmchen- und Bliemchenliteratur liegenden Zeit, die sich getrost neben plattdeutsche und oberdeutsche Dichtungen stellen können und hinter diesen an Wert nicht im geringsten zurückstehen. Aber die Mischung der sächsischen Mundart in gewissen sächsischen Stadtmundarten mit hochdeutschen Elementen und vor allem die künstlich fabrizierte, völlig unrichtig aufgefaßte und wiedergegebene Mundart, die der Leipziger Gustav Schumann seinem Partikularisten Bliemchen andichtete und die vor und nach diesem wieder Schriftsteller und Schauspieler zur Erregung eines überaus wohlfeilen komischen Effektes verwendeten, hat vor allen Dingen die Wandlung in den Anschauungen über den von Adelung, Gottsched, Schiller u. a. mit Recht hochgepriesenen Meißner Dialekt herbeigeführt. In Wirklichkeit befinden sich jetzt alle Mundarten, sofern sie als Stadtmundarten dem Hochdeutsch angenähert worden sind, in der gleichen Lage wie die sächsisch-meißnische Mundart, und wir möchten daher die Forderungen, die Paul Schumann am Schlusse seines fesselnden Vortrages aufstellt, und denen wir beitreten, auf alle deutschen Stämme ausgedehnt und auf das Gesamtgebiet der deutschen Schule erweitert wissen. Diese Forderungen sind folgende:

„1. Praktische Phonetik muß in allen Schulen ein Teil des Unterrichtes werden: in der Volksschule sowohl wie im Seminar und im Gymnasium.

Sind wir weiter der Ansicht, daß unsere Aussprache bald besser werden muß, so müssen wir weiter fordern:

2. Es müssen alsbald Anstalten getroffen werden, damit auch die jetzigen Lehrer sich mit der Phonetik, mit Stimmbildung und Sprachtechnik vertraut machen und sich eine bessere Aussprache so aneignen können. Am besten wäre es natürlich, wenn die Königliche Staatsregierung solche Vorkehrungen dafür trafe. Indes auch solange dies nicht geschieht, kann mancherlei geschehen. Die Fortbildungskurse, welche der Pädagogische Verein zu Dresden eingerichtet hat, geben da einen richtigen Weg an, wie jeder Lehrer seine Aussprache verbessern und sich die notwendigen phonetischen Kenntnisse verschaffen kann.

Solche Kenntnisse und das damit verbundene Können werden für Lehrer und Schüler vom größten Vorteil sein.

Vor allem werden die unglaublichen Schwierigkeiten verschwinden, welche gegenwärtig in unserem mitteldeutschen Sprachgebiet der Unterricht in der Rechtschreibung bietet, wenn wir endlich auch in Sachsen den Unterricht im Sprechen auf das richtige mechanische Hören aufbauen können, anstatt wie bisher lediglich auf das Lesen und das sprachliche Verständnis. (Die fade Rederei vom harten h, harten d usw. würde vollständig aufhören.)

Durch solches Sprechenlernen aber werden alle, die öffentlich zu sprechen genötigt sind, ihrer Gesundheit den größten Gefallen tun, wenn sie sich eine richtige Technik des Sprechens zu eigen machen. Auf dem zweiten Kunstlerziehungstage zu Weimar erzählte der Geheime Hofrat Dr. E. v. Sallwürk-Karlsruhe, der an der Spitze des badischen Schulwesens steht, er habe seit 1902 alle Lehrer, die über Stimmbeschwerden geklagt haben und wegen Erkrankung der Sprechorgane aussetzen mußten, durch einen Sänger (Professor Engel-Dresden) in Stimmbildung und Sprechökonomie unterrichten lassen. Der Erfolg sei durchschlagend gewesen. Alle sind aus diesem Unterricht geheilt hervorgegangen. Keiner hat danach wieder wegen Stimmbeschwerden aussetzen müssen. Die Beschäftigung mit dem Sprechen aber sei ihnen allen ein persönliches Vergnügen geworden."

Möchten diese Forderungen, die hier Schumann ausspricht, und die wir zu den unseren machen, in allen Schulen und Schulgattungen ernste Beachtung finden und zu Beratungen über die einzuschlagenden richtigen Wege zur Erreichung dieses schönen Zieles führen.

Schumann gibt in seinem Vortrage auch praktische Vorschläge. So sagt er:

"In der Volksschule aber müßte ein planmäßiger Sprechunterricht eingeführt werden, der mit dem Eintritt des Kindes in die Schule zu beginnen hätte. Ich pflichte in dieser Hinsicht durchaus den Forderungen bei, die Dr. H. Guzmann, Arzt für Sprachstörungen in Berlin, wiederholt (z. B. in der Zeitschrift für Schulgesundheitspflege 1892) aufgestellt hat. Guzmann spricht sich für die Lautiermethode aus, aber nicht etwa, weil durch sie ein Kind doppelt so schnell lesen lerne, wie nach der Buchstabiermethode, sondern weil die Lautiermethode auf der Physiologie der Sprachlaute beruht. Guzmann ist mit Recht gegen das schnelle Lernen des Lesens. Abgesehen davon, daß auf diese Weise die geistige Tätigkeit hinter der mechanischen Fertigkeit zurückbleibt, wird auch die normale Sprechfähigkeit durch ein zu schnelles Lesenlernen im höchsten Grade beeinträchtigt. „Es kommt vom pädagogischen Standpunkte durchaus nicht darauf an, wie schnell das Kind lesen lernt, sondern wie es lesen lernt.“ Guzmann zitiert folgenden Ausspruch des Pädagogen Graßmann: „Wenn der Lehrgang und die Lehrmethode nur der Natur des Gegenstandes selbst und der stufenweisen Entwicklung des kindlichen Geistes gemäß ist, so bin ich darüber unbesorgt, daß die Fertigkeit im Lesen und Schreiben bedeutend später eintritt, denn für die allseitige Bildung des Geistes, die nur auf dem Wege der Natur erlangt werden kann, ist dabei gewiß viel gewonnen.“ Dieser Ansicht pflichtet auch Guzmann als Vater vollständig bei; er würde es sogar als einen Fortschritt betrachten, wenn das neueingeschulte Kind während des ersten

Halbjahres mit Leseübungen verschont bliebe. Denn diese Kinder können, mindestens zur Hälfte, noch nicht lautrein sprechen, in einem halben Jahre aber kann der Lehrer das Kind mit Leichtigkeit richtig sprechen lehren. Dann gibt der Verfasser einige allgemeine Regeln. Die Vokale müssen scharf und klar, aber natürlich und dabei mit Brustton gesprochen werden, der Klang soll möglichst angenehm, nicht schreiend, aber auch nicht zu leise sein. Dazu sind Übungen der Vokale in verschiedener Tonhöhe, Tonstärke und Tonlänge am Platze. Die Konsonanten müssen rein, deutlich, nicht maniert ausgesprochen werden, es soll nicht oft Atem geholt werden, sondern selten und möglichst tief. Man lasse ab und zu Atemübungen, wie sie fürs Sprechen notwendig sind, machen. Bei allen diesen Übungen ist der Lehrer das Vorbild der kleinen „Sprechlinge“. Dieses Vorbild soll tadellos sein. Der Lehrer lese schön, mit Ausdruck und volltönender, deutlich artikulirender Sprache den Kleinen vor. Die Kleinen sind scharfe Beobachter. Ein angenehmes, wohlklingendes Vorlesen zieht ihre Aufmerksamkeit genau in dem gleichen Maße auf sich, wie ein auffallend schlechtes. Wird im leiernden Tone ohne Akzentuierung vorgelesen, so wirkt das ermüdend, und die Kinder passen zuletzt überhaupt nicht mehr auf. — Gutzmann beklagt sich — mit Recht — über das schlechte Deutschlesen der Gymnasiasten, das manchmal jeder Beschreibung spottet. Die Schuld an dem schlechten Lesen liegt aber schon in der Unterstufe. Das Kind, das schnell vorlesen kann, wird besonders gelobt, richtiger wäre es, wenn der Schnelligkeit Maß und Ziel gesetzt würde. In den späteren Klassen wird das schnelle Sprechen besonders gepflegt und zwar auf Kosten der Schönheit und Lautreinheit der Sprache. Schnell antworten, heißt die Parole, die Schönheit der Aussprache ist Nebensache. Dabei kommt es oft genug vor, daß sich die Schüler verhaspeln und versprechen. Daß dadurch Sprachfehler entstehen, schon im geringen Grade vorhandene verstärkt werden, daran denkt niemand. Besonders im Rechenunterricht wird beim „Schnellrechnen“ viel auf Kosten der Deutlichkeit der Aussprache durch die übermäßige Schnelligkeit im Sprechen gesündigt. Man bedarf zu einem Satze, einer noch so kurzen Antwort immer zwei Überlegungen: 1. Was will ich sagen? 2. Wie will ich es sagen? Die letztere dieser Überlegungen wird den Kindern in der Schule durch das unbillige Verlangen, möglichst schnell zu antworten, geraubt. Dadurch aber schädigt man nicht allein die Lautreinheit der Aussprache, sondern auch die rednerische Ausbildung. Ist man erwachsen, so empfindet man oft genug schmerzlich diesen Mangel der Erziehung. In Amerika gibt es eine Unmenge von „schools of Elocution and Oratory“, weil die Amerikaner praktische Leute sind und wissen, wozu man im Leben die Redegewandtheit brauchen kann. Dem Schüler soll immer

vorgehalten werden: „Erst besinn's, dann beginn's“, man soll ihm im Anfang genügend Zeit lassen, endlich wird die Übung das Nachdenken über das „Wie“ des Sprechens auf ein Minimum von Zeit beschränken, die Sprache spielt dann wie ein Automat ganz von selbst.

Von großer Wichtigkeit hält Guzmann den Ton des Sprechens. Schon Diesterweg hat dies erkannt: „Rohe Menschen, roher Ton, wie umgekehrt“ und nennt die Sprachbildung eine wahrhaft geistige Gymnastik. Man kann zu leise, aber auch zu laut sprechen; ersteres ist eine Ungezogenheit gegen seine Mitmenschen, aber in der Schule wird wieder das zu laute Sprechen geradezu gezüchtet. Aber dadurch wird die Sprache nicht deutlicher. Im Gegenteil! Wenn der Vokalklang zu sehr überwiegt, wird das Konsonanten-geräusch erstickt und unhörbar. Wenn man gut artikuliert, kann man selbst in Flüstersprache sich bis in die entferntesten Ecken eines großen Raumes verständlich machen: Sprich mäßig laut, aber artikuliere deutlich! Manche Menschen nehmen das schreiende Sprechen, das sie in der Schule gelernt haben, ins Leben hinüber. Neben den ästhetischen Nachteilen bringt das übermäßig laute Sprechen aber auch noch eine Schädigung der Stimme mit sich, die Stimmbänder werden übermäßig gespannt und können dauernd erschlaffen. Besonders gefährlich ist das laute Sprechen zur Zeit des Stimmwechsels. Guzmann bemerkt hier: „Ich kenne eine ganze Anzahl Menschen, deren Organ durch die Schule ruiniert worden ist.“

Auch im Gesange sollte das Übermaß von Übungen, das die Schönheit der Stimme schädigt, verpönt sein; der Gesanglehrer muß genau individualisieren, über den Stimmumfang der einzelnen Schüler orientiert sein und diesen Umfang beim Gesange nicht überschreiten lassen.

Die oberste Regel beim Sprechen heiße: Deutlich artikulieren! Bei mundfaulen Schülern rät Guzmann, man möge sie flüsternd sprechen lassen; um dabei verständlich zu werden, müssen sie ihre Artikulationswerkzeuge anstrengen. Solche Übungen deutlichen Sprechens in der Flüstersprache wären von großem Werte, wenn man Übungen der wohltonenden, gut artikulierten Lautsprache als besonderen Unterrichtsgegenstand (in Verbindung mit dem Lese- und Gesangunterricht) einführt.

Guzmann schließt seinen interessanten Aufsatz mit folgenden Worten: „Wenn die Kenntnis der Sprachhygiene allgemeiner unter den Lehrern verbreitet würde, der Sinn für deutlich artikuliertes und ästhetisches Sprechen größere Ausbildung erführe, so dürfte nicht allein eine Sprachbesserung der Schulkinder überhaupt, sondern auch eine Verhütung der meisten schweren Sprachübel bei ihnen eintreten.“

Paul Schumanns Vorschläge verdienen die wärmste Unterstützung der Schule. Bei der leider auch heute noch immer nicht überwundenen

Krähwinkelgesinnung einzelner deutscher Stämme, die anderen zu verspotten und in unreifer Weise anzurempeln, ist es notwendig, daß der Sachse mit Festigkeit solchem kindischen Gebaren, das man sonst nur unter benachbarten Dörfern und unter beschränkten Kleinstädtern findet, entgegentritt.

Die neueste Probe solches beschränkten Deutschmichelwitzes haben Ludwig Thoma und Th. H. Heine in dem letzten Flugblatt des Simplizissimus gegeben, in dem sie „Die Prinzessin Luise von Koburg oder ihre schrecklichen Erlebnisse und Flucht aus dem Irrenhause“ in Knittelversen besingen. Da heißt es in bezug auf den Aufenthalt dieser Prinzessin in einer Heilanstalt zu Coswig in Sachsen:

Es soll ihr beschieden werden  
Das Verruchteste auf Erden  
Für ein menschliches Gemüt:  
Daß sie lauter Sachsen sieht.

Wann wird endlich einmal der Deutsche sich über solche Enge und Kleinheit des Denkens zu einer großen, weiten, freien und hohen Auffassung des eigenen Volkes in seiner Gesamtheit erheben, wie sie der Engländer, Franzose, Amerikaner und Japaner von Anfang an besitzen? Jedenfalls werden Paul Schumanns Vorschläge, wenn sie allenthalben Beachtung finden, mit dazu beitragen, die Einheit der deutschen Stämme und des Volksempfindens zu fördern und aus der jetzigen Kleinlichkeit und Beschränktheit emporzuheben. Die fesselnde Schrift mit ihrem Feldgeschrei: „Auf zum Kampfe gegen die Bliemchen- und Bemmchenliteratur und die Bliemchen- und Bemmchengesinnung, deren Ausdruck sie angeblich sein soll!“ sei daher vor allem unserer Schule aufs wärmste empfohlen.

## Der Oberlehrer im Spiegel der Dichtung.

Von Oberlehrer **A. Rosikat** in Königsberg i. Pr.

(Schluß.)

Der scheinbar so weltfremde Oberlehrer steht also mitten in den Schicksalsfluten des Lebens. Das Leben hat aber auch eine staatliche Seite; es gibt auch einen Kampf der politischen Meinungen. Als Schulmann darf der Oberlehrer nicht politisieren, als Staatsbürger aber darf er nicht nur, sondern soll er eine politische Meinung haben. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet ihn Spielhagen. Schon der Held seines ersten großen Romans, Oswald Stein in den „Problematischen Naturen“, der kurze Zeit als Probekandidat tätig ist und im Barrikadenkampfe des Jahres 1848 den Tod findet, gehört hierher. Das Problematische an Stein zeigt sich



auch in seiner gymnasiellen Tätigkeit, und dieser Probekandidat scheint der einzige höhere Lehrer in der poetischen Literatur eines Jahrhunderts zu sein, gegen den ein Disziplinarverfahren wegen Vernachlässigung des Dienstes eingeleitet wird. Freilich ist es begreiflich, daß dem Freiheitsfanatiker, der als Erzieher in einem adligen Hause sich auch zum Cavalier und Zwinger von Damenherzen entwickelt hat, die Schultätigkeit wenig zusagt. Außerdem sind die Personalverhältnisse der Anstalt wenig dazu geeignet, seine amtlichen Neigungen zu beleben. Der Direktor stößt ihn ab; die Frau Direktor tyrannisiert als Vorsitzende und ebenso eifervolle wie selbstsichere Dramaturgin eines literarischen Kränzchens die zur Mitwirkung befohlenen Kollegen nebst Weiblichkeit aufs schlimmste. Auch Gymnasiallehrer Walter Gutmann in Spielhagens Roman „In Reih' und Glied“ zieht sich eine Anklage zu. Hier handelt es sich aber nicht um eine Pflichtversäumnis im Dienste, sondern um das Vorgehen von Fanatikern, zu denen auch der Gymnasialdirektor gehört, gegen die schriftstellerische Tätigkeit eines Vorkämpfers der liberalen Partei, für die dieser eine Gefängnisstrafe von sechs Monaten erleidet. Vor einem solchen Schicksal bewahrt bleibt der Gymnasialprofessor von Hunnius in Spielhagens Roman „Was will das werden?“ (1887). Er hat schon dem Frankfurter Parlament angehört, steht an der Spitze aller gemeinnützigen Unternehmungen seiner Stadt und ist ein rührires Mitglied der liberalen Partei, die ihn bald nach 1870 wieder zum Abgeordneten wählt.

Wie weit Spielhagen, dieser geistvolle Schöpfer bedeutamer Kulturgemälde, für die von ihm geschilderten Jahrzehnte recht habe, wenn er fast durchweg die Oberlehrer als Liberale, die Direktoren als Konservative hinstellt, ist hier nicht zu untersuchen. In jedem Falle aber bemüht er sich, die politischen Regungen und Strebungen des Schulmannes mit dem Auge und mit dem Ernste des Seelenforschers zu erkunden. Von Sudermanns Zeichnung eines Oberlehrers, der den Lauf der Dinge seit 1848 und Bismarck durchaus nicht verstehen mag, wird man dieses kaum sagen dürfen. Gewiß: verzopfte Menschlein, diese Hinterstübler in der Komödie „Der Sturmgefelle Sokrates“! Daß hier etwas vorliegt, wodurch ein Dichter satirisch gestimmt werden kann, ist leicht ersichtlich. Entspricht es jedoch den Tatsachen, daß verzopfte Politiker deshalb von der Würde ihres bürgerlichen Standes herabsinken müssen? Oberlehrer Boretius ist ein Phrasenheld. Warum nicht? Es gibt unter Politikern wie unter anderen Menschen, also auch unter Oberlehrern Phrasenhelden. Boretius erklärt in einer Sitzung der Sturmgefellen, er wolle sein Leben für sie zum Opfer bringen; als die Lage bald darauf kritisch zu werden scheint, sagt er sich von ihnen los. Das ist freilich nicht schön, aber bei dem Familienvater,

der einer Disziplinaruntersuchung entgehen möchte, noch immer begreiflich. Wie erklärt man sich aber desselben — vor der Schwelle des Greifenalters stehenden — Familienvaters intimen Verkehr mit der Kellnerin der Hinterstube und seine großen Geschenke an sie? Daß es solche Oberlehrer gibt, erscheint doch unmöglich, und ebensowenig begreifbar ist es, wie einem Direktor, zumal in einer kleinen Stadt, solches Treiben unbekannt bleiben kann. Man sieht: es ist eine nicht der Wirklichkeit abgelauschte, sondern konstruierte Poesie, die uns hier geboten wird. In seiner Absage an die Sturmgesehen bekennet Boretius, er habe die vaterländischen Dinge bisher zu wenig historisch aufgefaßt. Sollte das nicht auch von der Haltung gelten, die der Dichter dieser Komödie „den Sturmgesehen“ gegenüber einnimmt? Übrigens scheint Sudermann mit seiner Auflösung des Sturmgesehenbundes nur eine Tatsache festgestellt zu haben. Nach einer Nummer des „Narrenschiffs“ von 1898 vertritt ein Historiker vor seinen Primanern die Auffassung, daß die Regierung 1848 in ihrem unwandelbaren Liberalismus dem Volke drei Tage lang gestattet hätte, sich einer eigenen Meinung zu erfreuen.

Wie anders muten uns Kämpfe an, die nicht auf die innere Politik, sondern unmittelbar auf nationale Ziele gerichtet sind! Schon in einer Nummer (Diga) seines Novellenkranzes „Die Schüler von Polajewo“ gibt uns Karl Busse einen Begriff von der Schwierigkeit der Stellung, die der deutsche Oberlehrer gegenüber der auch die Schule umbrandenden großpolnischen Bewegung zu vertreten hat. In größerem Stile behandelt er denselben Gegenstand in seinem Romane „Das Gymnasium zu Lengowo“ („Vom Fels zum Meer“ Jahrg. 23, Heft 1—12). Die Vorgänger des Gymnasialdirektors Georg Rüdiger haben den Polen gegenüber eine sehr schwankende Haltung eingenommen und unter anderem den Schülern die Teilnahme an den Festen des dortigen, der großpolnischen Bewegung dienenden Handwerkervereins gestattet. Das wird jetzt anders. Ingrimiger Haß entfesselt infolgedessen alle nationalen Leidenschaften des polnischen Adels und Pöbels. Es kommt zu einem wüsten Auftritte, bei dem die Fensterscheiben des Gymnasialgebäudes zertrümmert werden; auch fehlt es dem Direktor gegenüber nicht an diplomatischen Einschüchterungsversuchen von seiten der Polenführer. Einige Fanatiker nehmen ihre Söhne vom Gymnasium fort. Jedoch Rüdiger bewahrt sein zielsicheres, dabei maßvolles Auftreten in Schule und Stadt. Auch die früher verschüchterten deutschen Elemente des Ortes gewinnen durch ihn Aufmunterung, Kräftigung und Zusammenhalt. Die Polen sehen schließlich die Zwecklosigkeit ihres Gebarens ein und führen der von einer unantastbaren Persönlichkeit geleiteten Anstalt ihre Söhne weiter zu.

So stellen uns die Dichter den Oberlehrer dar in seiner persönlich-menschlichen und in seiner staatsbürgerlichen Existenz; die Poesie läßt uns aber auch Blicke tun in die innere Welt seines Spezialberufes. Von dessen Bedeutung und Würde sagt Rückert in der „Weisheit des Brahmanen“:

Die Zukunft habet ihr, ihr habt das Vaterland,  
Ihr habt der Jugend Herz, Erzieher, in der Hand;  
(Ausgabe von Rückerts Werken 1882, Band VIII, S. 168)

ferner:

Beglückt, wer alles nicht muß durch sich selber werden,  
Sich nur anbliden darf vorbildliche Gebärden;  
Wer einen Vater hat, wer einen Lehrer findet,  
Ein Muster, daran ihn Lieb' und Nachahmung bindet.  
(a. a. D. S. 156.)

Paul Heyse singt:

Was kann so aus dem Vollen Ein Menschenherz erfreun, Als in die dunklen Schollen Das goldne Korn zu streun, Im Glanz der Sommerauen Durch junge Saat zu gehn Und Sonnenschein und Tauen Bom Himmel zu erseh'n!	Doch höhern Preis gewinnen, Die rüstig sind zur Tat, In dunkle junge Sinnen Zu streun des Wissens Saat, Zu harren, bis die Hülle Der zarte Keim gesprengt, Bis der Erkenntnis Fülle Empor zum Lichte drängt.
---	---

(Lehrerlied, Neue Gedichte. 2. Aufl. S. 235.)

Eine schöne Würdigung der Gymnasialerziehung gibt derselbe Dichter in seinem „Abschiedsgruß an das alte Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Berlin“ (a. a. D. S. 319). So viel des Reizvollen, des die Seele Labenden und Erhebenden enthält trotz manches Kleinärgers und drückenden Einerleis des Dienstes der Oberlehrerberuf, daß selbst der in seinen Großvaterfreuden beseligte Gymnasialprofessor a. D. sich nach ihm zurücksehnt. Adolf Ey (Gedichte eines Großvaters, Berlin 1903, „Der a. D.“) bekennt:

Ein Gymnasialprofessor  
Vollbesetzt, hat's zehnmal besser;

und:

Freund, daß du dich ja besinnest,  
Ehe du dem Dienst entrinnest  
Zu die wohlverdiente Ruh';  
Sehr viel Mut gehört dazu.

Beschränken sich die Lyriker im allgemeinen auf Reflexionen über den Beruf des Lehrers, so reizt es die Epiker und die Dramatiker mehr, die ihm in seiner eigensten Sphäre erwachsenden Konflikte und Schicksale darzustellen und sein amtliches Auftreten sowie sein gesamtes berufliches Wirken an konkreten Fällen zu beleuchten.

Schon Gutzkow schildert in seinem Romane „Die Söhne Pestalozzis“ einen Konflikt, in den der Gründer und Leiter eines höheren Unterrichts-

institutes gerät. Nesselborn, ein begeisterter Anhänger Pestalozzis, wird hart bedrängt von seinem reaktionären Schulrat Bögendorf, dem Mitverfasser der „Modulative“. Der Schulrat ist bei Gutzkow natürlich ein Augenverdrehler und Heuchler schlimmster Sorte. Der Leser kann sich aber auch für Nesselborn nicht erwärmen, der im Grunde seines Wesens unselbständig, haltlos ist und moralisch eigentlich nicht höher steht als sein Gegner. Vor allem nimmt die religionsfeindliche und politische Tendenz des Verfassers dem Romane jeden ästhetischen Wert. Wirkungsvoller ist der Konflikt, den Dreyer in seinem vielbesprochenen „Probekandidaten“ darstellt. Ist die höhere Schule eine Pflanzstätte der Wissenschaft, so muß auch wissenschaftlicher Geist in ihr herrschen. Auf der anderen Seite sind selbst Primaner nicht reif genug, eine irgendwie sichere Stellung zu Problemen zu nehmen, deren Lösung die Führer der Wissenschaft in verschiedene Lager trennt. Daß ein Probekandidat, der eben von der Universität gekommen ist, mit heißem Herzen und noch heißerem Kopfe, bei dem naturwissenschaftlichen Unterricht in der obersten Klasse in einen Konflikt geraten und dabei straucheln kann, ist ohne weiteres klar und bei Dreyer genügend motiviert. Trotzdem erregt das Stück manches Bedenken. Einen Gymnasialdirektor, der bei einem Versehen eines tüchtigen und vielversprechenden Pädagogenjünglings auf einen so theatralischen Widerruf hinarbeitet, wie er sich nach Dreyer vor Schülern, Lehrern und einem eigens dazu geladenen theologischen Ehrengaste abspielen soll, gibt es sicherlich nur in der Phantasie. Dazu kommt die im Interesse einer größeren Bühnenwirkung beliebte karikaturenhafte Zeichnung des ganzen Kollegiums. Es mag richtig sein, daß Oberlehrer, wie Dreyer sie darstellt, existieren; sollte es aber auch vorkommen, daß ein ganzes Kollegium nur solche Gestalten aufweist? Wenn es wahr ist, daß jedes Land die Regierung hat, die es verdient, so hätte hier ein Kollegium den Direktor, den es verdient; doch Dreyer befolgt wohl in origineller Weise, was Goethe vom Dichter rühmt: „Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüt.“ — Ein Probekandidat, der gleichfalls Naturwissenschaftler ist, und ein Gymnasialdirektor, der gleichfalls als Feind der Wissenschaft geschildert wird, geraten in einen dem Dreyerschen gar zu ähnlichen Konflikt in dem Romane von Paul Grabein „In der Philister Land“. (Berlin, Verlag von Richard Bong, ohne Jahresangabe.)

Um Konflikte, in die der in bestimmten Traditionen, Anschauungen und Neigungen wurzelnde Schulmann beim Andringen neuer Zeitströme gerät, handelt es sich zunächst in zwei Novellen des Hoffmannschen Novellenfranzöses. Oberlehrer Kanold in der „Reise nach Athen“ hat mehr als dreißig Jahre gespart, um Hellas, das Land seiner Sehnsucht, zu sehen. Alles ist für die Abreise vorbereitet. Da erscheint zum Abschiedsbesuch sein

Lieblingsjünger, der Maler geworden ist. Aus dessen Studienmappe erfieht der begeisterte Anhänger der Antike, daß der Jüngling der modernen realistischen Richtung angehört. Kanold ist tief erregt; doch er erkennt die Möglichkeit an, daß die Ziele und Wege der neueren Zeit gleichfalls ihre Berechtigung hätten, und mit heroischem Entschlusse drängt er dem hoffnungsvollen Jünger der Kunst das ersparte Geld auf, damit dieser statt seiner nach Hellas reise. — Der Altphilologe Oberlehrer Löwe in „Publius“, der einst monatelang in Rom so ausschließlich dem Vergleichen von Handschriften gelebt hat, daß ihm über diesem Studium von der ewigen Stadt nichts zu Gesichte gekommen ist, erfreut sich eines Sohnes, der selbstverständlich Philologe werden soll. Ihm bricht fast das Herz darüber, daß der frische Junge im Gymnasium nicht vorwärts kommt und daß er ihn auf eine Realschule, die Idiotenanstalt, wie er sie nennt, bringen muß. Der Knabe aber entwickelt sich hier vortrefflich und wird später ein tüchtiger Offizier. Freilich meint der Vater, er wäre aus dem Stande der Philosophen in die Kaste der Krieger hinabgestiegen und sein Geist sei nun einmal verkrüppelt durch die Idiotenanstalt. 1870 stirbt der Sohn dem Heldentod auf französischer Erde, und erst jetzt bekennt der Vater, sich beugend vor der Größe der neuen Dinge: „Er ist doch einer der Unseren gewesen.“

Daß die neuen Dinge freilich auch manches Trübe im Gefolge haben, empfindet bitter der Lehrer des Deutschen in der Prima des Gymnasiums, das der Held in Spielhagens Roman „Was will das werden?“ besucht. Professor Willy lebt und webt in der Gedankenwelt unserer Klassiker. Seine Seele ist erfüllt von der in Lessings Nathan verkündeten Humanität und von dem Idealismus Schillers. Ein Leben, das nicht vom Feuer der Ideen durchglüht, vom Glanze der Ideale durchleuchtet ist, kann er für kein Leben rechnen. Die Deutschen waren ihm das Salz der Erde gewesen, als Goethe ihrer geistigen Physiognomie seinen Stempel aufgedrückt und ihr damit den höchsten Ausdruck gegeben hätte, dessen sie fähig sei. Jetzt sieht er diesen Stempel abgegriffen. Auch aus der Mehrzahl der Primaner-aufsätze nimmt er wahr, daß der Krieg eine Steigerung der materialistischen Tendenzen, ein Sinken der idealistischen Strebungen mit sich gebracht habe, und seiner Brust entwindet sich der Seufzer: „Ist denn das eine Jugend! Diese klugen Greise von neunzehn Jahren, die für unsere Ideale nur noch ein mitleidiges Lächeln haben und nichts auf der Welt bewundern außer sich selbst?“ Sind Oberlehrer Löwe in Hoffmanns „Publius“ und Professor Willy in Spielhagens „Was will das werden?“ stille und friedfertige Naturen, so lernen wir einen Altphilologen und Idealisten als leidenschaftlichen Polemiker kennen in der Erzählung „Jugend“ von H. Buchberger („Deutsche Welt“, 1901). Gymnasialdirektor Immanuel Heiderenter legt als

noch kraftvoller Mann sein Amt nieder, weil der lateinische Aufsatz fällt. Er betätigt jetzt um so eifriger seine Verehrung des klassischen Altertums durch literarische Arbeiten und bekämpft mit Ingrimms die im Entstehen begriffenen Reformanstalten, die ihm eine Ausgeburt des materialistischen Zeitgeistes und der Herd der Revolution sind. Auch die neue Kunst und Literatur verabscheut er: „Die Antike ist die Wahrheit, versinnbildlicht durch das Schöne. Das Moderne — das ist die innere Lüge, sinnfällig geworden durch das Häßliche.“ Der Hagestolz will einen Neffen, an dem er Vaterstelle vertritt, zum Altphilologen erziehen und sogar eine junge, sehr begabte Dame, die ein trübes Geschick in sein Haus führt, zur Philologin und Kennerin aller Subtilitäten der griechischen Philosophie machen. Beides mißlingt. Der feurige und selbständige Neffe erwählt statt der Philologie das Ingenieurfach und läßt sich auch durch seine Enterbung nicht davon abhalten, ihm treu zu bleiben, und Hannah, die nur aus Dankesgefühl den philologischen Kursen des Direktors a. D. ein höchst erfolgreiches Interesse entgegengebracht hat, wird, besiegt vom Geiste der neuen Literatur, gleichfalls abtrünnig. Zwar kommt es bei dem aufgewühlten, zwiespältigen und die Sicherheit ihres Gefühls aufhebenden Seelenzustande Hannahs, die sich ihrem Retter noch immer tief verpflichtet weiß und von dem geliebten Studenten des Ingenieurfachs verlassen zu sein glaubt, zur Verlobung zwischen dem jungen Mädchen und dem Direktor a. D.; jedoch der Enterbte beendet inzwischen trotz aller materiellen Bedrängnis rechtzeitig und erfolgreich seine Studien und macht die Rechte seines Herzens Hannah gegenüber geltend. Sie kann ihm nicht widerstehen und folgt ihm. In einem Briefe voller Geistesgröße bittet sie Heiderenter um ihre Freigabe. Ihre Seelenreinheit wirkt läuternd auch auf ihn. Jetzt sieht er ein, daß er beiden unrecht getan habe, daß nicht seine Götter allein schön und groß seien, und läßt jene auf ihrem Wege hinziehen in Frieden.

In Konflikte rein persönlicher Natur werden zwei Direktoren verstrickt durch die Fäden, die ihr Amt an das Leben da draußen knüpfen. Der Gymnasialdirektor in dem so betitelten Schauspiel von Eugen Zabel und Alfred Bock (1896) ist ein weltberühmter Shakespeareforscher, weiser Pädagoge und herrlicher Mensch. Bei einem schweren Fehltritt eines Schülers erfüllt er seine Pflicht nicht nur dienstlich korrekt, sondern auch liebevoll. Da er aber, der Hagestolz, sich für die verwitwete Mutter des Schülers interessiert, so bemächtigt sich der auch bis zu den Ohren des Schulrats dringende Stadtklatz der Sache. Mit vielleicht übereilter Entrüstung gibt er seine Entlassung, um fortan der Wissenschaft und im Ehebunde mit der Geliebten der Erziehung von deren Sohne zu leben. — Hans Land schildert in dem Romane „Bande!“ (1902) ein wenig salopp und doch fesselnd das

Verhalten des Direktors Peters gegenüber der von der Jubilaritis befallenen Gymnasialstadt. Ein etwas bedenklich zusammengesetztes Komitee, darunter auch eine Bande von Industrierittern, die bei der Lieferung der Festgeschenke ein Geschäftchen zu machen hoffen, betreibt heimlich die Vorbereitung der Feier seines fünfundzwanzigjährigen Jubiläums. Er kommt aber noch rechtzeitig hinter die Sache, ruft allen Beteiligten ein kraftvolles „Quos ego“ zu, und die Feier unterbleibt. Ebenso fest zeigt er sich seinem Schulrat gegenüber, der den Vorbereitungen nicht ferngestanden hat. Sperber kann sich in bitterer Kritik gar nicht genug tun. Er hat einen schwachen Magen, und der Arzt setzt ihn auf Pflanzkost. Jetzt entdeckt er sein vegetarisches Herz und verlangt von Peters, er solle der von ihm begründeten vegetarischen Gesellschaft beitreten und auch in der Schule nach dieser Richtung wirken. Doch der Gymnasialdirektor widersetzt sich dieser Forderung und vertritt beharrlich den Standpunkt: die Schule sei nicht dazu da, in noch ungeklärten Tagesfragen Stellung zu nehmen.

Tagesfragen knüpfen sich auch an das Auftreten des Lehrers vor der Klasse. Soll seine notwendige Sicherheit sich kennzeichnen durch die Schneidigkeit des Leutnants vor der Front, oder soll er ohne dieses Hilfsmittel wirken lediglich in Kraft des Geistes? Hat Raabe in „Horacker“ recht, so hätte sich das neue Lehrergeschlecht endgültig für die erste Methode entschieden, und die Devise:

Stramm, stramm, stramm  
Alles über einen Kamm

hätte gesiegt auf der ganzen Linie. Jedoch ein Beobachter wie Fontane ist anderer Ansicht. Auf dem Kollegenabend in dem Romane „Frau Jenny Treibel“ wird die Frage gleichfalls verhandelt. Da heißt es, daß ein Professor, der bei Spichern mitgestürmt und eine gewisse Premierleutnantshaltung beibehalten habe, seine Klasse nicht regiere, während ein anderer, der aussehe wie Mr. Punch und einen Doppelbuckel, freilich auch einen Doppelgrieks habe, die Klasse mit seinem kleinen Raubvogelgesicht in der Furcht des Herrn halte.

Wie allerdings auch hohe geistige Begabung, sittliche Tüchtigkeit und der größte Besitz an wissenschaftlichen Kenntnissen die Disziplin nicht immer verbürgen, wird in mancher Dichtung geschildert. Mit echt künstlerischem Takte, mit liebevollster Versenkung in die Seele des um die Berechtigung seiner beruflichen Existenz kämpfenden Schulmannes tut dieses Hoffmann in seiner Novelle „Erfüllte Pflicht“ (Gymnasium zu Stolzenburg) und in dem Roman „Iwan der Schreckliche“ (1889). Nicht ohne tiefe Bewegung gewahrt man hier das heiße Ringen um einen Erfolg, der dem pädagogisch Begabten ohne sein Zutun beschieden ist und den

anderen für immer versagt bleibt. Diese Beklagenswerten haben nicht immer einen Hoffmann zum Ausdeuter ihres Seelenlebens; doch soll damit der Stab nicht gebrochen werden über die Schulhumoreske, für deren Schöpfung Ecksteins Talent noch genügte. Im ganzen haben seine Werklein weniger Unfähigkeit in Sachen der Disziplin zum Gegenstande, als allerlei Absonderlichkeiten der Lehrer, wie sie in seiner Schülerzeit in Wirklichkeit vorgekommen sein mögen. Der im Vorwort der „Meyriade“ (Reclam) ausgesprochenen Bitte ihres Verfassers Kraus, die Burleske nicht zu kritisieren, muß fügllich entsprochen werden. Im allgemeinen begegnen uns in der neuesten Literatur Schilderungen von jenem Lehrer, der auf die Schüler denselben Eindruck macht, wie der auf dem Dache sitzende Greis, der sich nicht zu helfen weiß, nur selten, und dann auch nur da, wo es sich um junge Kandidaten handelt.

Mehr als das äußere Auftreten des Lehrers vor der Klasse interessiert den Dichter natürlich der Geist, in dem er seine Schüler und seine Lehraufgaben behandelt und seine gesamten Berufspflichten erfüllt. Den Reigen derer, die sich über diese Dinge aussprechen, mag hier Geibel eröffnen. Der Dichter widmet in den „Schulgeschichten“ (Gesamtausgabe von Geibels Werken 1883, Band 3, S. 225) warme Erinnerungsworte seinem ehemaligen Rektor, einem Historiker. Dieser kann in seiner Strenge wohl etwas zu weit gehen und erregt, da er bei seiner Schwerhörigkeit Antworten leicht falsch versteht, bisweilen eine ihm unerwünschte Heiterkeit; jedoch der tüchtige Mann birgt in harter Schale ein weiches Gemüt, das unauslöschlichen Eindruck auf die Schüler macht:

Wohl erinner' ich's, wie beim herben Leibbericht  
 Vom frühen Tode Konradins, von Magdeburgs  
 Zerstückung plötzlich schluchzend dir die Stimme brach  
 Erstickt von Tränen menschlich warmen Mitgefühls.

W. H. Riehl gibt in der „Idylle eines Gymnasiums“ in den „Kulturgeschichtlichen Charakterköpfen“ (1891) ein liebevoll ausgeführtes plastisches Bild seiner Gymnasialzeit in Weilburg um 1840 und rühmt an seinen Lehrern, daß sie ihm beratend, fördernd und eindämmend zur Seite gestanden hätten. Er führt darüber Klage, daß infolge der später hervortretenden staatlichen Nivellierung in den deutschen Gelehrtenschulen das Recht des Individuums und des Individuellen mehr und mehr verloren gehe, und er meint, daß die „heutige Massenpädagogik“ auch die individuelle Behandlung der Schüler erschwere. Daß diese Klage ganz unbegründet wäre, wird niemand behaupten wollen. Trotzdem geht aus einer größeren Zahl von Schilderungen hervor, daß dem Schulmanne die Neigung und Fähigkeit zur Berücksichtigung der Eigenart des Schülers nicht abhanden



gekommen ist. Wildenbruch schildert in der fein abgetönten Erzählung „Das Drakel“ („Tiefe Wasser“, 1898) das liebevolle und weise Eingreifen des bekannten Geographen Daniel, Professors am Pädagogium in Halle, als ein Mutterföhnchen durch Unverstand und Spottlust der Mitschüler in Bedrängnis geraten ist. Ein feines Verständnis für das individuelle Seelenleben der Schüler hat auch der Gymnasialprofessor Fackler in Raabes „Hungerpastor“, und der Held in Spielhagens Roman „Was will das werden?“ erfreut sich gleichfalls der liebevollsten Beratung und sonstiger persönlicher Förderung und Unterstützung seitens einiger Schulmänner. Dankerfüllten Herzens berichtet auch Dr. Holst in Busses „Gymnasium zu Lengowo“ (siehe S. 689) von der pekuniären Beihilfe, die ihm in seiner Schulzeit durch einen seiner Lehrer zuteil geworden wäre, ohne daß er selbst in jenen Jahren etwas davon gewußt hätte. Eine ganze Galerie von Lehrergestalten enthält das von einem liebe- und verständnisvollen Beobachter geschriebene Buch „Tertianerzeit. Weitere Erinnerungen und ernste Betrachtungen für alle, die Jungen waren, und alle, die Jungen haben.“ (Berlin, Weidinger, 1903?) Der Verfasser, Fritz Bistorius, schildert ein Vierteljahr seiner Tertianerzeit unter Gesichtspunkten, deren Fülle und vortreffliche Auswahl der Schrift einen ganz besonderen Wert verleihen. Die Denk- und Empfindungsweise der Schüler wird hier beleuchtet von einem Freunde der Jugend, dem eine große Sicherheit des psychologischen Blickes eigen ist. Bei aller Gründlichkeit der Kritik ihrer Blößen gewinnt er dem Leser auch warmes Interesse an den Lehrern ab. Da fehlt unter den Schulmännern nicht der Mißtrauische, der Langweilige, der Pauker, der Bequeme, der die Stunde gern totschlägt oder sich mit seinen Korrekturpflichten gar zu leicht abfindet. Ein anderer ist eine Seele von Mensch; er hat aber ein gar zu weiches Herz und kann nie strenge sein. Auch unmittelbare Mißgriffe in der erzieherischen Behandlung des Tertianervöllkorns bleiben nicht aus, wenn z. B. einer die Jungen auf Ehrenwort befragt, ob sie die Urheber eines verübten Unfugs wären. Das alles wird mit einer so abgeklärten Milde dargestellt, daß man kaum einer dieser Gestalten gram werden kann. Des Verfassers Herz wallt aber über von Dankbarkeit gegenüber seinem fast abgöttisch verehrten ehemaligen Ordinarius. Dieser verstand es, „den einzelnen auf den richtigen Weg zu führen und dann auch darauf zu halten, durch Strenge oder Milde, wie es gerade der oder jener besondere Fall erheischte. Aber immer kurz und bündig, ohne uns lange Moralpredigten zu halten oder durch den Schwall langer Auseinandersetzungen den Ernst des Wortes zu verwässern oder zu ertränken.“<sup>1)</sup>

1) Interessant ist in dem Buche auch eine leicht skizzierte Szene aus dem Elternhause des Verfassers. Der von der Schwester ob seiner Liebe zum Ordinarius geadelte Tertianer

Daß im Verkehr des Oberlehrers mit seinen Schülern auch der Humor gedeihen kann, beweist Parlow in „Dunkelrot—Weiß—Rosenrot“ (siehe S. 628). Hier läßt sich ein jovialer älterer Herr im Theater von einem seiner früheren Schüler, einem flotten Studiosus, mit größtem Vergnügen anborgern, damit dieser nach der Vorstellung noch weitere Freuden genieße. Angesichts dieses Oberlehrers könnte die vielberufene Pedanterie der Schulmänner als mythischer Begriff erscheinen. Er läßt vor der Klasse Friedrich den Großen über seine Gemahlin in einem Tone reden, den man selbst im Privatverkehr nur mit Vorsicht anzuschlagen pflegt. Seinem ehemaligen, Geschichte studierenden Schüler rät Oberlehrer Wechsler, ja nicht zu viel zu arbeiten. Was man zum Doktor oder zum Staatsexamen brauche, lerne man bequem in zwei Semestern. Er solle sich mit beiden Händen festhalten an des Lebens grünem Baume und sich bei jeder Gelegenheit auf die Seite Goethes stellen. Mit einer für die siebziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts überraschenden Einseitigkeit der Auffassung empfiehlt er dem Studiosus, sich um das Mittelalter möglichst wenig zu kümmern, da es sich als Zeit der Roheit kennzeichne. Friedrich II., der Hohenstaufe, setzt er mit mehr Eigenart als Stichhaltigkeit des Urteils hinzu, sei damals der einzige anständige Mensch gewesen; weil er jedoch mit seinen Landsleuten nicht hätte zechen wollen, sei er nach Italien geflüchtet.

Karl Busse zeichnet in seinem Novellenkranze „Die Schüler von Polajewo“ gleichfalls mehrere liebevoll wirkende Lehrergestalten. Neben diesen tritt hervor ein überschneidiger Herr, der als Ordinarius die zu fleißigen Knaben nicht leiden kann, da Musterschüler nie tüchtige Kerle geworden seien.

„Die ersten in der Schule, die letzten im Leben“ heißt es auch in dem Romane „Sylvester von Geyer“ des Freiherrn von Dmpteda. Dieses Werk eröffnet eine Reihe von Dichtungen, die unmittelbar oder mittelbar eine scharfe Kritik des gymnastischen Erziehungs- und Unterrichtssystems enthalten. Es ist kein Zufall, daß das eine Jahr 1896 zwei solcher Schöpfungen brachte: außer dem Werke Dmptedas Bierbaums Roman „Stilpe“. In gewissem Sinne vorangegangen war schon Keller, indem er in seinem „grünen Heinrich“ manches an dem Unterrichtsbetriebe einer höheren Lehranstalt bemängelt und vor allem Einspruch erhebt gegen die lieblose Schnelligkeit, mit der ein nicht übler Schüler von der weiteren Erziehung durch die Schule ausgeschlossen wird, weil ein allerdings mit großer Ungezogenheit aus-

plaudert aus, daß diese einst, wie die ganze Mädchenschule, für einen Lehrer geschwärmt habe: wenn der aus der Klasse ging, küßten die Schülerinnen die Klinke, die er eben angefaßt hatte. Indes die etwas billigen Triumphe des Mädchenschullehrers (die in der novellistischen Literatur häufiger, zuletzt wohl im „heiligen Plato“ von Marie Wendt, Deutsche Welt, 1903, dargestellt sind) dürfen uns hier nicht aufhalten.

geführtes Abenteuer seiner ganzen Klasse auf ihn allein abgewälzt wird. Emil Strauß und Thomas Mann setzen die Kritik der höheren Schule in unserem Jahrhundert fort: jener in „Freund Hein. Eine Lebensgeschichte“ und dieser in „Buddenbrooks. Verfall einer Familie“.

Wenig erkennbar ist die Ursache der Gereiztheit, mit der Dmpteda vom Gymnasium spricht. Daß einzelne Schüler durch das Lateinische und das Griechische auch ohne Schuld der Lehrer nicht gefesselt werden, wird wohl stets vorkommen, beweist aber an sich nichts gegen die Ersprießlichkeit dieser Lehrfächer. Als einzige berechtigte Ausstellung erscheint bei ihm die Klage über den einsilbigen und einschläfernden Vortrag eines Geschichtslehrers; daß das aber ein ganz seltener Fall ist, weiß jeder Kenner deutscher Schulverhältnisse. Immerhin bleibt für Sylvester von Geyer, der später in einer Kadettenanstalt sein Fahrwasser findet, die Gymnasialzeit eine Episode. In den „Buddenbrooks“, „Freund Hein“ und in „Stilpe“ wird dem Gymnasium nichts Geringeres zur Last gelegt, als daß es den Untergang von Schülern und einem ehemaligen Böglinge mehr oder minder mit verschuldet habe. Thomas Mann schildert den erblich nervös belasteten, einzig für Musik beanlagten Sprößling eines Lübecker Patriziergeschlechtes in dem Glende seiner Schülerexistenz. Der ganz und gar in seiner Musik aufgehende, leicht verschüchterte Knabe wird in seinem Innenleben von den Lehrern nicht verstanden. Der brutale Druck der Schule ist mit die Ursache einer Krankheit, die seinem Leben ein Ende macht. Wir werden über den Verlauf eines Schultages des Unglücklichen unterrichtet und lernen dabei Lehrgestalten kennen, die entweder verkümmerte Pedanten oder geistreichelnde Hanswürste sind. In ihrem Äußeren kennzeichnen sie sich durch Unsauberkeit und zu geringe Hosenlänge oder durch Patentfergerei. Der von Preußen gekommene Direktor soll durch Dienststrammheit, öde Dressur und Züchtung des Karrieregeistes bei Lehrern und Schülern den sonnigen Idealismus, der früher in der Anstalt herrschte, ertötet haben.<sup>1)</sup> Weniger übertrieben ist die Schilderung eines ähnlichen

1) Ich vermag mich dem, was Konrad Benjamin (siehe S. 621) über die Beurteilung der Lübecker Anstalt seitens des Dichters sagt, nicht anzuschließen. Auch könnte es in deutschen Kreisen außerhalb Deutschlands unangenehm berühren, wenn B. zu betonen für nötig hält, daß die einzige körperliche Züchtigung, die in der ganzen Literatur seit 1870 erwähnt wird, außerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches vor sich gehe. Georg Wafner schildert in „Frau Ilse“ (siehe S. 633) einen Fall körperlicher Züchtigung in Preußen, bei dem allerdings nicht hartherzige Strenge, sondern hohe Nervosität des Lehrers im Spiele ist. — Wie scharf in der poetischen Literatur die Art beobachtet wird, in welcher der Oberlehrer sich dienstlich betätigt, geht auch daraus hervor, daß man die Methode seiner Korrektur einer Kritik unterzieht. Schon in Fritz Bistorius' „Tertianerzeit“ war davon die Rede. Thomas Mann berichtet in den „Buddenbrooks“ von einem

Falles in Riellands „Gift“ (überfetzt in Engelhorn's Allgemeiner Romanbibliothek 1886). Hier treibt der Rektor einer Gelehrtenſchule durch ſeine Lateinkultur einen Schüler in den Tod, und auch hier werden wir ſechs Unterrichtsstunden hindurch in einem Klaffenzimmer feſtgehalten. — In „Freund Hein“ hat es ein tüchtiger Jüngling bis zur Unterprima gebracht; er verzweifelt aber an ſeinem weiteren Fortkommen, da es in der Mathematik durchaus nicht geht. Innerlich der Schule und einem wiſſenſchaftlichen Studium abgeneigt, weil er, wie der lezte Buddenbrook bei Thomas Mann, große Beanlagung und einzig Liebe zur Muſik hat, aber von ſeinem Vater zu weiterer Anſtrengung gedrängt wird, greift er in ſeiner Verzweiflung zur Piſtole. Wie in Lübeck, ſoll es auch hier, in einer weſtdeutſchen Stadt, einen ſtarken Zwang der Schule mit Partikelfultus in der Homerlektüre und ähnlich über Behandlung der deutſchen Klaſſiker geben, und nach der Behauptung eines Miſchülers des Unglücklichen kümmert ſich von den Lehrern kein einziger um das wahre Leben der Jünglinge auch nur ſo viel, wie um einen interpolierten Hexameter in Homer. Inſbeſondere wird von Strauß den Mathematikern ſchiefe und einſeitige Beurteilung der Schüler vorgeworfen. Der eigene Vater des Unglücklichen freilich, ein Rechtsanwält mit vortrefflichen Anſichten und Einſichten, urteilt über die Schule nicht ſo ſtreng. Er ſtößt den Seufzer aus: „Weiß Gott, leichter alle Prozeſſe der Welt zu führen, als einen jungen Menſchen zu behandeln.“

Regen die „Buddenbrooks“, „Gift“ und „Freund Hein“ trotz manches übertriebenen den Schulmann zu ernſter Selbſtprüfung an, ſo können ihn Bierbaums Pfeile kaum treffen. Sein Held, ein Menſch von bedeutenden Gaben und ausgeſprochener ſchriftſtelleriſcher Beanlagung, wird früh dem Elternhauſe entrückt und zunächſt einem Internat zugeführt, wo er in unfugvoller Enge manches Schlimme kennen lernt. Er beſucht darauf zwei Gymnaſien und iſt dabei in ſeinem privaten Treiben ſeitens irgendwelcher Angehörigen vollſtändig unbeaufſichtigt, ſo daß er ſeinen verhängniſsvollen Neigungen ungeſtört weiter nachgehen kann. Trotzdem beſteht er die Abiturientenprüfung und ſtudiert. Dem Alkohol verfallen, hält er ſich gleichwohl längere Zeit auf beträchtlicher Geiſteshöhe, bis er ſchließlich verſumpft und durch Selbſtmord endet. Seine näheren Freunde auf der Schule, mit denen er in heimlicher Verhöhnung ſeiner Lehrer wetteiferte,

Altphilologen, daß er das Unrichtige in den Extemporalien ſeiner Lieblinge leicht und ziellich, bei den anderen temperamentvoll und dick unterſtreiche; er zähle die Fehler nicht, ſondern beurteile die Arbeiten jedesmal nach dem Verbrauch von Tinte, ſo daß die Lieblinge dabei natürlich immer gut fortkämen! Da macht es Gaudys „Schulmann“ immerhin beſſer, wenn auch ſeine Methode Bedenken erregt: er beginnt von unten, möglichſt mit der ſchlechteſten Arbeit, um an dem Beſſerwerden der Leiſtungen ſeine Freude zu haben.

über Herrn Schillinger, den pp. Verfasser des Wallenstein, spottete und in einem Cénacle à la Murger Orgien feierte, werden tüchtige Menschen. Daß Stilpe, an dem die eigenen Eltern nicht einmal den Versuch einer Erziehung gemacht haben und der vielleicht überhaupt zu den unerziehbaren Naturen gehört, es nicht auch wird, soll die Schuld der Lehrer sein, die ihn nicht zu hüten und zu leiten vermocht hätten. Bierbaums Held bewegt sich in seinen Deklamationen wider die Lehrer vielfach auf einem Grenzwege zwischen Vernunft und Delirium, auf dem der Dichter beim Abdrücken seiner Pfeile gegen die Schule leicht eine gedeckte Stellung findet. Wenn Gerhart Hauptmann in den „Einsamen Menschen“ seinen Helden vor dessen geistigem Bankrott eine verächtliche Bemerkung über seine ehemaligen Lehrer machen läßt, so sorgt der Dichter dafür, daß sie nur noch pathologisch aufzufassen sei, während Bierbaum den Eindruck hervorrufen will, als solle in Stilpes Anklagen wider die Schule doch immer ein erhebliches Stück Wahrheit enthalten sein. Der Roman verrät viel Geist und Beobachtungsgabe und ist eins der interessantesten Dokumente über gewisse literarische Zustände der neunziger Jahre in Berlin. Indes Stilpes Bekämpfung des Gymnasiums steht nicht viel höher als jene sich selbst als Feigheit kennzeichnenden „Briefe“, die ein N. N. in Nr. 10 der „Jugend“ dieses Jahres an seinen ehemaligen Ordinarius in der Prima zwar nicht zu schreiben, aber drucken zu lassen den Mut hat.<sup>1)</sup>

1) Diese „Briefe“ sind immerhin charakteristisch für eine weit verbreitete Denkweise über die Schule, indem sie verdichtet — und verdicht wiedergeben, was auch in „Stilpe“ und in den diesem verwandten Romanen anklingt. Der Ordinarius des N. N. soll zugleich Geschichte, alte Sprachen und Deutsch in der Prima gelehrt haben. Der Eingang der „Briefe“ ist so ungezogen, daß er hier nicht wiedergegeben werden kann. Zunächst wird darauf dem Ordinarius Zahlenpaukerei vorgeworfen. Der Schreiber fährt fort: „Wir wissen das Datum, das Wetter und die Verlustliste von jeder Schlacht im Dreißigjährigen Krieg — warum aber der Krieg angefangen und was er für Folgen gehabt hat, wissen wir nicht. Wir müssen die Regierungsdaten aller ägyptischen Könige im Kopfe haben und wenn einer nicht sagen kann, wann Psammetich III. den letzten Zahn gekriegt hat, drohen Sie ihm mit der Dimission. Aber was etwa im Jahre 1848 die Geister im deutschen Vaterlande durcheinander gerüttelt hat, haben wir nie erfahren. Wir wissen vom alten Homer nur, daß man drei Duzend seiner Hexameter strafweise memorieren muß, wenn man beispielsweise im Genitiv von γρῶς — γρῶντος statt γρόντος setzt, und von Sophokles wissen wir, daß der zweite Chorgesang der Antigone pro Jahr und Klasse durchschnittlich 37 Stunden Schularrest einträgt. Daß in den beiden genannten Klassikern poetische Schönheiten vorkommen, erfuhren wir höchstens vom Hörensagen. Sie haben stets wie eine Mauer, oder eigentlich wie ein Stachelbrautzaun zwischen uns und den Wundern der antiken Welt gestanden, Wundern, von denen Sie selbst so wenig begreifen, wie wir. Sie lieben von den Alten bloß die Grammatik, aber nicht etwa die Logik in ihr, sondern die irregulären Seitenprünge, Sie lieben sie, wie ein Henker die Apparate seiner Folterkammer liebt. Sie vereckeln uns Schiller, Goethe und Lessing genau so, wie Sophokles und Homer usw.“ — Armer N. N.!

Mit besonderer Schärfe werden in „Stilpe“ die Lehrer des Deutschen kritisiert. Sie seien einseitige Verehrer, dabei verständnislose Interpreten der Klassiker; von der späteren Literaturbewegung wüßten sie nicht viel mehr als eine Hebamme von der Aspasia. Schade, daß Stilpe nicht jene Berliner Gymnasiallehrer kennen gelernt hat, die nach Fritz Mauthners „Pegasus“ (1889) in einer Leihbibliothek erklären, „mit Schiller sei nicht viel los“!

Haben sich die Dichter, seitdem es einen höheren Lehrerstand gibt, zu allen Zeiten mit ihm beschäftigt, so gewahren wir doch einen Gesichtspunkt für seine Beurteilung erst in sehr später Zeit: den seiner gesellschaftlichen Stellung. Ernst Wichert ist einer der ersten, die hier in Betracht kommen. In seinem Roman „Eine vornehme Schwester“ gewinnt ein Philologe das Herz der Tochter eines Kommerzienrats. Deren Schwester vermählt sich mit einem Freiherrn. Das neuvermählte Paar und die gesamte Familie des Kommerzienrats stehen jetzt unter der tyrannischen Herrschaft einer Gräfin, der adelstolzen Tante des Freiherrn. Diese widersetzt sich natürlich der Aufnahme des Schulmeisters in ihre Verwandtschaft als einer unerhörten Schmach. Doch die Gräfin muß infolge einer unerwarteten Wendung ihres Lebens ihren Herrscherstab niederlegen, und der Oberlehrer wird Schwager des Freiherrn. Die Kaufmannschaft denkt aber über die gesellschaftliche Stellung des Oberlehrers nicht immer so, wie hier ein Kommerzienrat. Die Gemahlin des Oberlehrers Gesenius in dem bereits erwähnten Romane von Osterloh muß manche Sticheleien seitens ihres kommerziellen Verwandtenkreises über sich ergehen lassen ob ihrer zweiten Wahl. Kein Wunder daher, daß eine Kellnerin in Grabeins gleichfalls schon erwähntem Roman „Im Lande der Philister“ von dem Helden, einem stattlichen und vornehm aussehenden Probekandidaten, meint, er müsse mindestens dem Juristenstande angehören. Anders stellt sich denn doch die Erbtante des Probekandidaten in dem Romane „Bande!“ von Land (siehe S. 693) zu der Angelegenheit. Sie weiß zwar, daß der Oberlehrer nur so ungefähr in der Gegend der Räte vierter Klasse existiere und daß er als silberhaariger Greis noch sehr weit hinter dem bartlosesten Leutnant in der staatlichen Schätzung seines Wertes einherschleiche. Immerhin erscheint ihr seine amtliche Qualität doch faßbarer, als die eines Forschers, dem das fragwürdige Privatdozententum in nebliger Ferne winke. Deshalb wünscht sie, ihr Nefte solle Oberlehrer werden. Wie recht sie mit ihrer Ansicht von der staatlichen Schätzung des Oberlehrerwertes hat, beweist Meyer-Försters „Alt-Heidelberg“ (Schauspiel. Berlin 1901). Dr. Züttner, der als wissenschaftlicher Berater des Erbprinzen bis zu dessen Abiturientenexamen etwa die Stellung eines Oberlehrers einnimmt, soll ihn auch auf die Universität begleiten. Damit er aber hier in den Kreisen des Prinzen das erforderliche Ansehen

genieße, muß er erst zum Regierungsrat ernannt werden, jedoch behandelt den Gegenstand „Spielhagen in Zeitvertreib“ (1897). Eine aus altadligem Hause eines gleichfalls abligen Regierungsassessors in Besicht in einem Wagen der elektrischen Bahn einen Mann, der ihr Interesse erregt. Wenige Tage später in einer großen Gesellschaft bei einem Ministerialdirektor der Gymnasialprofessor Dr. Winter, der Ordinarius des Hauses. Seine regelmäßigen Züge, die feingebildeten blauen Augen, der prächtige blonde Vollbart, die leichte geistreiche Konversation entzücken sie und etwas großen Hände hinwegsehen. Mit aufrichtiger auch dem Berichte von seiner niedrigen Herkunft und ehemaligen Dorfgemossin.<sup>1)</sup> Daß er sich so frei

1) Daß die Frau des Oberlehrers aus den unteren Schichten kommt nicht häufiger vor als in den anderen Berufsclassen mit sei erinnert an die Beleuchtung, die dieser Punkt in der oben. In Kannegießers „Amor und Hymen“, Roquettes „Freiwerber“ verheiratet oder verlobt sich der Schulmann mit der Tochter oder Gymnasialdirektors. Auch der wissenschaftliche Hilfslehrer „Gymnasium zu Lengowo“ erobert sich die Tochter seines Gymnasialprofessors in der „Hochzeitsreise“ von Benedix Familie; dasselbe ist der Fall bei der Gemahlin des Helden in Herz und bei den Bräuten der Schulmänner in „Ewige Liebe“ diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege“ von Erich Mühsen. „Eine vornehme Schwester“ wird Oberlehrerfrau die Tochter. Bisweilen ist es eine Lehrerin oder Erzieherin, die der Oberlehrer wählt, z. B. in Lenburgs „Oberlehrer Müller“ und im Franke-Schievelbein. Aus der Mädchenschule holt sich der Oberlehrer im „Heiligen Plato“ von Marie Perle Roman „Unwiederbringlich“ Hauslehrer vornehmer Familien finden, so handelt es sich dabei allerdings um spätere Geistes der Fall bei Oberlehrern. — Über die Gesellschaftsrichtung, entstammt, gibt die poetische Literatur im allgemeinen weniger der Mann an sich den Dichter in dem Grade interessiert weniger Gewicht legt. Immerhin findet sich darüber einige „Zum Zeitvertreib“, ein Oberlehrer in den „Buddenbrooks“ der Hilfslehrer in Busses „Gymnasium zu Lengowo“ werden stehender Familie hervorgegangen bezeichnet. Dagegen ist Osterloh der Sohn eines Pfarrers, der Held im „Sabine“ eines Oberlehrers; der Probefandibat in Grabeins Roman ist der Sproßling eines Universitätsprofessors; Storms „Begegnung“ ist einerseits einem Patrizierhause an. Freilich sind Vertreter Landes unter den deutschen Oberlehrern in der Poesie nicht auch darin als treuer Spiegel des Lebens?

auspricht, erscheint ihr außerordentlich interessant und romantisch. Auf ihr Betreiben wird Winter zu den Vorbereitungen eines großen Familienfestes in dem Hause des Ministerialdirektors zugezogen. So gibt es immer wieder ein Zusammensein, und sie bewundert auch den künstlerischen Takt und die Umsicht, die er jetzt an den Tag legt. Auf dem Feste selbst ernten die von ihm verfaßten dramatischen Spiele den Beifall des anwesenden Kultusministers und des Theaterintendanten. Der Regierungsassessorin Interesse an ihm wird immer lebhafter, und er seinerseits sieht seine idealistischen Träume von Schönheit immer mehr verkörpert in der geistvollen Frau. Es kommt zu einer leidenschaftlichen Kußzene, und er fühlt sich als Göttersohn. Wohl gibt es Augenblicke, in denen er an dem Ernste ihrer Zuneigung zweifelt und fürchtet, er diene ihr nur zum Zeitvertreib. Auch regen sich in ihm Bedenken moralischer Art im Hinblick auf seine schlichte, doch tüchtige Frau; aber immer aufs neue gewinnt sein Glücksgefühl die Oberhand, und freudig geht er auf die Rendezvous ein, zu denen sie ihn aufmuntert. Die Assessorin hat aber noch andere Bewunderer, die sie mit dem Auge der Eifersucht beobachten. Da wird ihr Gemahl scharf gemacht, hauptsächlich durch einen Legationsrat, der sich nicht genug tun kann in Eiferung über den Roturier, den Eindringling, wie es ja auch ein Schandmal der Zeit sei, daß Schulmeister sogar zu Landwehroffizieren befördert würden. Es kommt zu einer Pistolenforderung; die Regierungsassessorin könnte das Duell mit Leichtigkeit verhindern; doch sie unterläßt es, und der Professor fällt — er diene ihr ja nur zum Zeitvertreib.

Bei vielem Licht ist starker Schatten auch in dem Bilde, das die Poesie uns bietet von dem Wesen, dem Leben und Erleben, dem Streben und Wirken sowie der gesellschaftlichen Stellung des Oberlehrers. Einiges von dem, was an ihm dem Beschauer nicht gefallen mag, entwickelt sich zu leicht aus der Eigenart unseres Berufs und wird wiederkehren, solange Lehrer und deren Kritiker Menschen sind. Manches wird anders werden, auch Vorurteile werden schwinden, wenn wir in dem Bewußtsein unserer großen, allezeit erhebenden Aufgabe fortfahren, zu denen zu gehören, die immer strebend sich bemühen. Doch mag die Kritik uns auch nicht durchweg lohnen, ihr zum Troste wünschen und hoffen wir:

O daß uns immer bliebe  
Die Kraft zum Wirken treu,  
Und treu die Lust und Liebe,  
Ob karg der Lohn auch sei!

Doch reißt ein Mann im Knaben  
Zu seines Volkes Heil,  
Am Erntesegen haben  
Auch wir wohl unser Teil.

(Paul Heyse, Lehrerlied, a. a. O.)



## Die Tierwelt im Bilderschnucke des alttestamentlichen poetischen Schrifttums.

Von Professor Dr. theol. et phil. August Wünsche in Dresden.

(Fortsetzung.)

Noch plastischer gestaltet sich der Vergleich dadurch, daß der Rachen des Löwen die Beute gepackt hat. Derselbe Sänger bittet:

Errette mich aus dem Rachen des Löwen! (Daf. 22, 22.)<sup>1)</sup>

Wie der Rachen des Löwen, so dienen auch seine Zähne als wirksames Schreckbild. Der Prophet Joel vergleicht die Zähne des verwüstenden Heuschreckenheeres mit den Zähnen des Löwen.

Denn ein Volk ist heraufgezogen über mein Land, stark und zahllos,  
Seine Zähne sind Löwenzähne und Zermalmer hat es wie eine Löwin.

(Joel 1, 6.)

In einem Gebete richtet ein Sänger die Bitte an Gott:

Gott, zermahme ihre Zähne in ihrem Munde,  
Die Zermalmer den Jungleuen zerschlage, Jahve! (Ps. 58, 7.)

Als Vergleichungshinrichtung schweben dem Sänger sicher die Schmerzen vor Augen, welche die in das Fleisch eindringenden Löwenzähne verursachen.

Mit den durch das Einhauen der Löwenzähne in den Körper verursachten Schmerzen vergleicht Hiskia die von Gott ihm durch die auferlegte Krankheit bereiteten Leiden.

Bis zum Morgen zermalmt er, dem Löwen gleich, alle meine Gebeine.

(Jes. 38, 13.)

Die Stelle spielt zugleich auf die Tatsache an, daß der Löwe seine Beute in sein Versteck schleppt, wo er sich bis zum Morgen an ihrem Verzehren labt.

Da die Löwen meist gegen Abend ihre Schlupfwinkel zu verlassen pflegen und brüllend auf Beute ausgehen, so werden oft brüllende Löwen zum Vergleich herangezogen, um auf verderbendrohende Gefahren aufmerksam zu machen. So schildert Jesaia in einer Strafrede das lärmende Heranrücken des Feindes mit den Worten:

Sein Gebrüll ist wie das der Löwen,  
Und er brüllt wie die Jungleuen  
Und knurrt und erfaßt den Raub  
Und entrinnt, und es ist niemand da, der rettet. (Jes. 5, 29.)

1) Das buntgestaltige aus dem Meere heraufsteigende Tier in der Apokalypse (13, 2), das sicher auf altorientalische Vorstellungen zurückgeht, hat einen Löwenrachen.

In demselben Sinne werden die feindlichen Heere der babylonischen Weltmacht von Jeremia als junge brüllende Löwen dargestellt.

Wider es (Israel) brüllten Jungleuen,  
Sie erhoben ihre Stimme  
Und machten sein Land zur Wüste,  
Seine Städte steckten sie in Brand,  
So daß kein Bewohner mehr darin war. (Jer. 2, 15.)

Ebenso erscheinen die Bewohner Babels an einer anderen Stelle wie brüllende junge Löwen, es soll ihnen aber der Garaus gemacht werden.

Allesamt gleich Jungleuen brüllen sie,  
Sie knurren wie Löwenjunge.  
In ihrer Gier will ich ihnen zurichten ihr Mahl,  
Ich will sie berauschen, daß sie frohlocken sollen,  
Dann sollen sie in einen ewigen Schlaf verfallen,  
Und nicht mehr erwachen! ist der Spruch Jahves. (Daf. 51, 38. 39.)

Bephanja bezeichnet die Fürsten Jerusalems als brüllende Löwen.

Ihre Fürsten in ihrer Mitte sind brüllende Löwen. (Beph. 3, 3.)

In entgegengesetzter Bedeutung kommt das Brüllen des Löwen als Vergleich bei Hosea vor. Jahve wird seinen Zorn nicht zur Tat werden lassen, sondern sich seinem Volke wieder in Gnaden zuwenden und wie ein Löwe brüllen, um es um sich zu versammeln.

Hinter Jahve werden sie wandeln.  
Wie ein Löwe wird er brüllen.  
Wenn er brüllt, werden herbeizittern Söhne vom Meere her. (Hof. 11, 10.)

Eine Reihe vom Löwen entlehnter Bilder bringt das Spruchbuch. In drei Königssprüchen wird das wutschnaubende Gebaren eines Königs einem erzürnten brüllenden Löwen gegenübergestellt.

Wie eines Jungleuen Brummen ist des Königs Groll. (Spr. 19, 12.)  
Wie eines Jungleuen Brummen ist des Königs Schrecken.  
Wer ihn in Zorn versetzt, verwirft sein Leben. (Daf. 20, 2.)  
Ein knurrender Löwe . . . ist ein ruchloser König über ein schwaches Volk. (Daf. 28, 15.)

Unter dem Schreckbilde eines in der Nähe sich aufhaltenden Löwen entschuldigt der Faule seine Trägheit. Er mag sich zu keiner Arbeit bequemen, weil er sich überall von drohenden Gefahren umgeben wähnt.

Siehe ein Löwe ist draußen,  
Mitten auf den Straßen könnte ich ermordet werden. (Daf. 22, 13.)  
Ein Leu ist auf dem Wege, ein Löwe innerhalb der Straßen. (Daf. 26, 13.)

Die Furchtlosigkeit des Löwen vor Gefahren, sowie die Unerforschlichkeit und Gemütsruhe desselben ist in einem Spruche Bild der Frommen, die

wissen, daß sie unter dem Schutze Gottes stehen, es mag über sie kommen, was will, im Gegensatze zu den Ruchlosen, die immer durch die Schreckbilder ihres Gewissens verfolgt werden.

Die Ruchlosen fliehen, obgleich niemand da ist, der verfolgt;  
Die Frommen aber sind getrost wie die jungen Löwen. (Daf. 28, 1.)

Der Siracide bezeichnet als das Schlimmste der schlimmen Dinge ein böses Weib und drückt das in metaphorischer Redeweise so aus:

Ich würde lieber mit einem Löwen und mit einem Drachen zusammenwohnen,  
Als in einem Hause wohnen mit einem bösen Weibe.  
(Spr. des Jesus Sirach 25, 16.)

Als ein Tier, über das der Mensch nichts vermag, schildert Jahve den Löwen im Buche Hiob.

Erjagtest du für die Löwin Beute  
Und stillst du die Gier der jungen Löwen?  
Wenn sie sich ducken in den Lagerstätten,  
Sitzen im Dickicht auf der Lauer? (Hiob 38, 39. 40.)

Wie mit anderen schädlichen und verderbenbringenden Tieren wird auch mit dem Löwen beim Anbruche des Messiaszeitalters eine Wandlung vor sich gehen. Er wird kein Schrecken mehr für Menschen und Tiere sein, sondern seine Grausamkeit ablegen, das Rauben unterlassen und wie die zahmen und friedlichen Haustiere seine Nahrung im Pflanzenreiche suchen. Um die Jesaianischen Stellen bei der Betrachtung der übrigen Raubtiere nicht immer wiederholen zu müssen, lassen wir sie hier in ihrer Gesamtheit folgen.

Und wohnen wird der Wolf neben dem Lamme  
Und der Parde wird neben dem Böcklein lagern,  
Und das Kind und der Jungseu und das Mastvieh zusammen,  
Und ein kleiner Knabe wird sie leiten.  
Und Kuh und Bärin werden weiden,  
Zusammen werden lagern ihre Jungen,  
Und der Löwe wird gleich dem Kinde Stroh fressen. (Jes. 11, 6. 7.)  
Wolf und Lamm werden weiden zusammen,  
Und der Löwe wird gleich dem Kinde Stroh fressen,  
Und die Schlange, — Erde wird ihre Speise sein. (Daf. 65, 25.)<sup>1)</sup>

1) Ähnliche Friedensbilder einer besseren glücklichen Zeit wie bei den Propheten begegnen uns auch in der griechischen und römischen Literatur. So preist Theokrit in einem Idyll den Herakles als Friedensspender der Erde.

Einst wird kommen der Tag, da den kindlichen Hirsch in dem Lager  
Ohne Beleidigung schaut der Wolf mit scharfem Gebisse. (Idyll 24, 34.)

In demselben Tone schildert Virgil den Naturfrieden, der einst die Welt beglücken wird.

Weber Wölfe umschleichen die Trist, noch drohen dem Hirsche  
Lückliche Garne versteckt. (Idyll 5, 60.)

Ein dem Löwen verwandtes Raubtier ist der prächtig gefleckte Pardel, der sich im Libanon und Antilibanon in den Gebirgen Sileads und am östlichen Gestade des Toten Meeres aufhielt und durch seine gewaltige Kraft und elastische Bewegung die Menschen in Erstaunen und Bewunderung versetzte. In der Bildersprache kommt der Pardel verschiedene Male vor. Wegen seines Lauerns an den Wegen und der Schnelligkeit, mit der er sich auf seine Beute stürzt, dient er Hosea als Bild Jahves, der sich unversehens über sein treulos gewordenes Volk stürzen und es dem Verderben anheimgeben wird.

Wie ein Pardel am Wege laure ich. (Hos. 13, 7.)

Der Prophet Jeremia vergleicht das über Juda hereinbrechende Verderben mit einem an den Städten lauernnden Pardel.

Der Pardel lauert an ihren Städten, jeder, der herausgeht aus ihnen, wird zerrissen. (Jer. 5, 6.)

Die Schnelligkeit des Pardels bietet Habakuk eine wirksame Vergleichungshinrichtung, um die Schnelligkeit der Kasse der Chaldäer zu schildern.

Seine Kasse sind schneller als Pardel. (Hab. 1, 8.)

Als bezeichnendes Symbol verwendet den Pardel das Buch Daniel in der Weissagung von den vier Weltreichen. Er stellt die mazedonische Weltmacht dar.

Nach diesem schaute ich hin, da erschien ein anderes (Tier), das war wie ein Pardel und es hatte vier Vogelsügel auf seinem Rücken und vier Köpfe hatte das Tier und es war ihm Macht verliehen. (Dan. 7, 6.)<sup>1)</sup>

Die Vergleichungshinrichtung ist sicher wieder die Schnelligkeit, mit welcher Alexander die persische Macht niederwarf und bis an den Indus vordrang.

Einen für uns etwas eigentümlichen Vergleich bietet Jeremia das buntgezeichnete Fell des Pardels. In seiner Unveränderlichkeit wird es ihm Bild für das Beharren seines Volkes in den schlimmen Charakterfehlern.

Kann verwandeln ein Mohr seine Haut und ein Pardel seine Streifen?

So würdet auch ihr vermögen gut zu handeln, die ihr gewöhnt seid, Böses zu tun. (Jer. 13, 23.)

Der Siracide mahnt, sich vor der verleumderischen Zunge zu hüten, die Verderben anrichtet wie ein Pardel.

Sie wird losgelassen gegen sie (die Frommen) wie ein Löwe

Und wie ein Pardel zerreißt sie sie. (Spr. des Jes. Sir. 28, 23.)

Ein einheimisches Tier in Palästina muß ferner der Bär gewesen sein, denn er wird öfters im Alten Testament erwähnt. Wie der Löwe, so fiel auch

1) Apok. 13, 2 symbolisiert der Pardel die römische Weltmacht.

der Bär die weidenden Viehherden an, und die Hirten hatten harte Kämpfe zu bestehen (1. Sam. 17, 34). Selbst Menschen waren vor ihm nicht sicher, wie die Erzählung 2. Kön. 2, 24 beweist. In der Bildersprache wird der Bär wegen verschiedener ihm eigentümlichen Eigenschaften verwendet. Zunächst kommt der seiner Jungen beraubte Bär in Betracht, der dadurch in wilde Wut versetzt wird. Die Spruchweisheit vergleicht mit ihm den Paroxyasmus des Toren.

Begegne lieber einer ihrer Jungen beraubten Bärin  
Als einem Toren in seiner Narrheit. (Spr. 28, 12.)

Der Arkiter Husai rät dem in Empörung wider seinen Vater begriffenen Absalom:

Du kennst deinen Vater und seine Leute, was für Helden sie sind und wie grimmigen Mutes — einer auf dem Felde ihrer Jungen beraubten Bärin gleich; dazu ist dein Vater ein Kriegsmann, der dem Volke nicht Nachtruhe gönnt. (2. Sam. 17, 8.)

Als eine ihrer Jungen beraubte und dadurch in heftigen Zorn versetzte Bärin schildert Hosea Jahve in seinem Verhalten zu dem von ihm abtrünnig gewordenen Israel.

Ich will sie erfassen gleich einer ihrer Jungen beraubten Bärin  
Und zerreißen den Verschluß ihres Herzens. (Hos. 13, 8.)

Wenn der Bär gereizt wird, so drückt er seinen Zorn durch heftiges Brummen aus. Einem solchen vor Zorn brummenden Bären vergleicht der zweite Jesaja die Unmutsäußerungen derer, die sich in ihrer Hoffnung auf bessere, glücklichere Zeiten getäuscht sehen.

Wir alle brummen gleich den Bären —  
Wir harren auf Recht und es ist nicht da,  
Auf Hilfe, sie ist ferne von uns. (Jes. 59, 11.)

Als einen auf Beute lauern den Bär bezeichnet der Verfasser des dritten Klageliedes Jahve in seinem Verhalten zu seinem Volke.

Ein lauerner Bär war er mir. (Klagel. 3, 10.)

Mit einem heutigierigen Bären vergleicht ein Königspruch einen ruchlosen Herrscher.

Wie ein gieriger Bär ist ein ruchloser Herrscher über ein schwaches Volk. (Spr. 28, 15.)

Als Symbol verwendet das Buch Daniel in der Vision von den vier Weltreichen den Bär. Er stellt mit den drei Rippen in den Zähnen die kriegerische medisch-persische Weltmacht dar, die bereits Lydien, Medien und Babylon verschlungen hat.

Darauf erschien ein anderes, zweites Tier, das gleich einem Bären; nach einer Seite war es aufgerichtet, und drei Rippen waren in seinem Maule zwischen seinen Zähnen, und man sprach also zu ihm: Auf, friß viel Fleisch! (Dan. 7, 5.)

Ein dem Wolfe und Hunde ähnliches Raubtier ist der Schakal. In Steinbrüchen, Höhlen und Trümmerstätten hielt er sich rudelweise auf und durchstreifte die einsamen und verlassenen Gegenden, um zu rauben. Der Hunger trieb ihn bis in die Nähe der menschlichen Wohnungen. Noch heute ist der Schakal eine Plage Palästinas. In der Gegend von Jamnia und Bethjemes wird er heute noch in derselben Häufigkeit angetroffen wie in den Tagen der Richter (vgl. Richt. 15, 4). Schauerlich wirkt das Geheul des Schakals auf das Ohr durch seinen melancholischen Klang. Es sind langgezogene Töne, die immer höher steigen. Meist heult das ganze Rudel und ein anderes in der Nähe antwortet.<sup>1)</sup> Die Dunkelheit der kalten, regnerischen Winternächte macht das Schakalgeheul noch schauerlicher. In den Drohheden des Jesaja und Jeremia wird des Schakals an vielen Stellen gedacht. In der Dürsterheit ihrer Phantasie schauen sie, wie die volkreichen Städte durch feindliche Mächte in Trümmerhaufen verwandelt und zur Behausung von Schakalen werden (vgl. Jes. 13, 22; 34, 13 flg.; 43, 20; Jer. 9, 10; 10, 22; 49, 33; 50, 39; 51, 37). Besonders grelle Farben erhalten die entworfenen Zerstörungs- und Verwüstungsbilder durch scharfe Hervorhebung des Gegensatzes, wenn z. B. gesagt wird, daß in den Ruinen prächtiger Paläste, aus denen dereinst Saitenspiel und froher Gesang erscholl, Schakale heulen. Den Propheten Micha erfüllt das Mißgeschick seines Volkes mit solcher Trauer, daß er gleich den Schakalen eine Wehklage anstellen will (Mich. 1, 8). In diesem Sinne ist auch eine Stelle des Buches Hiob zu verstehen, wenn der alles Besitzstandes beraubte und von den Schmerzen des Ausfuges gepeinigete Dulder jammert:

Ein Bruder bin ich geworden den Schakalen. (Hiob 30, 29.)

Schakale, die sich gierig auf das Schlachtfeld stürzen, über die Leichen herfallen und an ihnen ihr grauses Mahl halten, schweben dem Sänger vor Augen, wenn er seinen Feinden, die ihm nach dem Leben trachten, wünscht:

Den Schakalen sollen sie zur Beute werden. (Ps. 63, 11.)

Zu den reißenden und blutdürstigen Raubtieren gehört ferner der Wolf, der in allen Gegenden Palästinas vorkam und ein gefürchteter Feind der Schafherden war. Der Wolf lebt nicht in Rudeln, wie die Schakale, sondern hält sich mehr einzeln, höchstens gehen zwei oder drei zusammen auf Raub aus. Gewöhnlich machen sie sich des Abends auf, umschleichen die Schafherden und sobald sie merken, daß sie ungestört sind, brechen sie mit Hestigkeit ein und richten große Verheerung an. Daher

1) Wegen ihres melancholischen Geheuls heißen die Schakale im Hebr. Ijzim, Heuler. Diese onomatopoeische Bezeichnung kennt auch der Kosmograph Kazwini.

reden die Propheten mehrmals von „Abendwölfen“. Zephania dienen sie als Symbol der gewalttätigen Richter Jerusalems.

Ihre Richter sind Abendwölfe, sie heben nichts für den Morgen auf. (Zeph. 3, 2.)

Habakuk vergleicht die Rosse der Chaldäer in ihrem wilden Ungeftüm und ihrer schnellen Hast mit gierigen Abendwölfen, die sich mit unwiderstehlicher Heftigkeit auf ihre Beute stürzen.

Seine Rosse sind kühner als Wölfe am Abend. (Habak. 1, 8.)

Um den kampfesmutigen, kriegerischen Geist des Stammes Benjamin typisch anzudeuten, wird im Jakobssegens von ihm gesagt:

Benjamin ist ein reißender Wolf,  
Am Morgen verzehrt er Raub  
Und zum Abend verteilt er Beute. (1. Mof. 49, 27.)

In seiner Anklage wider Jerusalem vergleicht der Prophet Ezechiel die habfüchtigen und tyrannischen Fürsten Judas mit raubenden Wölfen.

Seine Fürsten in ihm sind wie Wölfe, die Raub erraffen,  
Zu vergießen Blut, zu verderben Seelen, um Gewinn zu machen.  
(Ezech. 22, 27.)<sup>1)</sup>

Ebenso wie die Propheten und Dichter das Wesen und Treiben der verschiedenen Raubtiere infolge scharfer Beobachtung in naturfrischen Bildern uns vorführen, schildern sie uns auch die Eigenart des Fuchses, wie er die Einsamkeit liebt und sich vorzugsweise an verödeten Orten, wie Steinklüften und Trümmerstätten, aufhält, die von Menschen gemieden werden. Wenn es daher im fünften Klagegedichte heißt, daß auf dem Zionsberge Füchse sich tummeln, so ist das ein Zeichen, daß er gänzlich zerstört und verwüstet worden ist (Klagel. 5, 18). Am Fuchse tritt vor allem das verschlagene und listige Wesen hervor. Lang hingestreckt liegt er auf der Lauer und leisen Trittes nähert er sich der Beute. Selbst wenn er über Steingeröll huscht, geschieht es so, daß kein Geräusch entsteht. Mit der Verschlagenheit und Hinterlist, mit der die Füchse ihre Opfer erhaschen, vergleicht Ezechiel das Tun und Treiben der falschen Propheten, die das Volk durch Erregung glänzender Hoffnungen auf glückliche Zeiten täuschen und es so von seiner Besserung zurückhalten und dem Verderben entgegenführen.

Wie Füchse in den Ruinen, so sind deine Propheten, o Israel.  
(Ezech. 13, 4.)<sup>2)</sup>

1) Im N. T. sagt Jesus, daß er seine Schüler wie Schafe mitten unter Wölfen sende (Matth. 10, 16; Luf. 10, 3). Der Mietling, dem nichts an den Schafen gelegen ist, läßt den Wolf in die Herde einbrechen, rauben und sie versprengen. Paulus hat nach seinem Weggange von Milet die Überzeugung, daß grausame Wölfe zu der Gemeinde kommen und sie durch Irrlehren verführen werden (Apostelgesch. 20, 29).

2) Wegen seiner Verschlagenheit nennt Jesus nach Luf. 13, 22 den Herodes einen Fuchs.

Von der Betrachtung der Raubtiere gehen wir zu der der Wald- und Feldtiere über und fassen zuvörderst den Wildesel ins Auge, der auf den Bergen lebte und scharenweis die Gegenden wild und ungebunden durchstreifte. Sein Wesen bot den Menschen in keiner Beziehung irgendwelche Gefahr, im Gegenteil, er scheut die Menschen und flieht vor ihnen. Hiob vergleicht das zügellose Umherschweifen der Wüstenaraber in öder Gegend mit Wildeseln.

Siehe, gleich Wildeseln in der Wüste ziehen sie aus zu ihrem Tagewerke,  
Suchend nach Bekehrung, die Steppe gibt ihnen Brot für die Kinder. (Hiob 24, 5.)

Sehr erregt sind die Wildesel zur Brunstzeit. Mit Ungeßüm rennen sie über Berg und Tal und verlangen nach Begattung. Solchen zur Brunstzeit wild umherschweifenden und nach Begattung gierigen Wildeselfinnen ähnelt das buhlerische Treiben Judas.

Siehe an dein Treiben im Tale <sup>1)</sup>, erkenne, was du getan hast, —  
Eine Wildeselin, gewöhnt an die Steppe, die in der Eier ihrer Seele  
nach Luft schnappt,  
Ihre Brunst, wer vermag sie zu beschwichtigen?  
Alle, die sie suchen, brauchen sich nicht zu bemühen, zu ihrer Zeit finden sie sie.  
(Jer. 2, 23. 24.)

Dem Propheten Hosea erscheinen die gegen alle Ermahnungen und Warnungen ihr Ohr verschließenden und nur ihren auf Sinnengenuß gerichteten Trieben folgenden Ephraimiten wie ein Wildesel.

Wahrlich, sie sind hinaufgezogen nach Assur als ein Wildesel, der für sich allein ist,  
Ephraim hat Buhlschaft erworben. (Hos. 8, 9.)

Als der Engel nach dem Zehvißten der Hagar die Geburt Ismaels verkündet, stellt er sein freibeuterisches Wesen und den Gang zur Ungebundenheit unter dem Symbol des Wildesels dar.

Und er wird sein ein Wildesel von Mensch, seine Hand wird gegen alle und aller Hand gegen ihn sein. (1. Mos. 16, 12.)

In Zeiten großer Dürre werden die Wildesel aus Futter- und Wassermangel kraftlos. Verschmachtet stehen sie auf kahlen Höhen, sperren das Maul auf und schnappen nach Luft. Durch die Erschöpfung sowohl wie durch das beständige Umherspähnen nach Nahrung werden ihre Augen matt, als wenn sie am Verenden wären.

Und die Wildesel stehen auf kahlen Höhen, schnappen nach Luft wie Schakale <sup>2)</sup>, weil es kein Kraut gibt. (Jer. 14, 6.)

1) Gemeint ist das Tal Benjamins.

2) Oder: „Wie Seeungeheuer“, die den Kopf aus dem Wasser strecken, um Atem zu holen.



In einem Verwüstungsbilde Jerusalems bei Jesaja fehlt auch der Zug des Wildesels nicht.

Denn der Palaß ist zerstört, das Getümmel der Stadt vereinsamt (verlassen),  
Opfcl und Wartturm ist geworden für immer zu Höhlen,  
Zur Wonne des Wildesels, zur Weide von Herden. (Jes. 32, 14.)

Als Nebukadnezar nach dem Buche Daniel in der Nacht des Wahnsinns zu tierischer Brutalität herabsank, hatte er seinen Aufenthalt bei den Wildeseln (vgl. Dan. 5, 21).

Eine treffliche Zeichnung der für die menschliche Einsicht schwer verständlichen Eigenart des Wildesels gibt Jahve in seiner Rede im Buche Hiob.

Wer hat losgelassen den Wildesel frei,  
Und die Bande des Wildklings, wer löst sie,  
Dem ich machte die Steppe zu seiner Behausung  
Und zu seiner Wohnung die Salzsteppe?  
Er lacht des Getümmels der Stadt,  
Das Lärmen des Treibers — nicht hört er's.  
Erspähtes der Berge ist seine Weide  
Und nach jeglichem Grün trachtet er. (Hiob 39, 5—8.)

Zu dem Edelmilch, das einst die Wälder Palästinas bevölkerte, gehört die Hirschkuh oder Hindin. Ihrer geschieht sehr häufig in den dichterischen Reden Erwähnung, während auf den Hirsch nur selten Bezug genommen wird. In Erstaunen versetzte die Schnelligkeit der Hirschkuh, mit der sie, wenn sie vom Jäger aufgeschreckt wurde, nach den Höhen flüchtete und so ihrem Verfolger entkam. Auf diese Tatsache spielt David an, als er sich seinen Verfolgern gegenüber siegreich behauptete.

Der Gott, der mich gürtete mit Kraft,  
Der tadellos macht meinen Weg;  
Der gleich macht meine Füße den Hindinnen  
Und auf Höhen mich stellt. (Ps. 18, 34; vgl. 2. Sam. 22, 34.)

Daselbe Bild findet sich bei Habakuk:

Gott, der Herr ist meine Kraft,  
Und er macht meine Füße gleich den Hindinnen  
Und auf den Höhen läßt er mich wandeln. (Habak. 3, 19.)

Wenn im Sommer und Herbst große Trockenheit herrscht und die Waldbäche versiegen, so erheben die Hindinnen, von brennendem Durst gequält, ein gewaltiges Geschrei. Mit einer solchen nach Wasser lechzenden Hindin vergleicht ein Sänger die nach Gott sich sehrende Seele.

Wie eine Hindin nach den Wasserbächen lechzt,  
So lechzt meine Seele nach dir, o Gott. (Ps. 42, 2.)

Manche Ausleger beziehen das Schreien auf den Brunstruf der männlichen Hirsche.

In regenlosen Zeiten, wo das Gras verdorrt und das Laub in Staub zerfällt, haben die Hindinnen sehr zu leiden; sie verlassen, vom Hunger getrieben, selbst ihre Jungen, die sie sonst sorgsam aufzuziehen pflegen. Auf diese Tatsache weist Jeremia in der Gerichtsankündigung über Juda aus Anlaß einer großen Dürre hin.

Denn sogar die Hirschkuh auf dem Felde kreißt und verläßt (ihr Junges), da es kein Gras gibt. (Jer. 14, 5.)

Solchen ermatteten und kraftlos gewordenen Hindinnen gleichen die gefangenen Vornehmen und Großen Jerusalems, die aller Habe beraubt sind.

Und fort zog von der Tochter Zion all ihre Herrlichkeit,  
Geworden sind ihre Fürsten gleich Hindinnen,  
Die keine Weide fanden  
Und dahinzogen kraftlos vor dem Verfolger. (Klagel. 1, 6.)

In einem Spruche ist die Hindin wegen ihres anmutigen Körperbaues, der Schnelligkeit ihrer Bewegung und des lebhaften Glanzes ihrer schwarzen Augen zugleich mit der Gazelle das Symbol eines schönen, jungen Weibes.

Die liebliche Hindin und anmutige Gazelle —  
Ihre Brüste mögen dich berauschen allezeit,  
Durch ihre Liebe mögest du in Saumel geraten immerdar. (Esr. 5, 19.)

Als Typus findet sich die Hindin im Jakobssegen für den Stamm Naphtali verwendet.

Naphtali ist eine frei schweifende Hindin,  
Die hervorbringt liebliche Neben. (1. Mos. 49, 21.)

In der messianischen Vollendungszeit, wo es nichts Unvollkommene mehr in der Welt gibt und alle Krankheiten und Leibes Schäden aufhören, „wird der Lahme gleich der Hindin springen“ (Jes. 35, 6).

Als ein Tier, das dem menschlichen Geiste in seinem innersten Wesen unmöglich ist, wird die Hindin neben dem Steinbock von Jahve im Buche Hiob bezeichnet.

Weißt du die Zeit, wo gebären die Felssteinböcke,  
Beobachtest der Hindinnen Kreißen du?  
Zählst du die Monde, die sie vollmachen.  
Und weißt du die Zeit ihres Gebärens?  
Sie knien nieder, ihre Zungen lassen sie durchbrechen,  
Ihre Wehen werfen sie ab.  
Es erstarren ihre Kinder, werden groß im Freien,  
Sie ziehen fort und lehren nicht wieder zurück. (Hiob 39, 1—4.)

Ein sehr scheues, aber anmutiges und leichtfüßiges Jagdtier ist die braungelbe Gazelle mit den weißen und dunklen Streifen am Kopfe, den dunkelglänzenden, mandelförmig geschnittenen, treuherzigen Augen und den

schön gewundenen, rückwärtsgebogenen Hörnern, die, wenn sie im schnellen Galopp über die Felder jagt, fast auf den Rücken zu liegen kommen. Noch heute wird die Gazelle auf der philistäischen Ebene in kleineren und größeren Rudeln angetroffen; manchmal sind, wie Furrer mit eigenen Augen gesehen, gegen 100 Stück beisammen. Die schönsten Gazellen kommen in den waldbreichen Bergzügen Gileads vor, wo sie eine Hauptjagdbeute der Jäger sind. Das Fleisch der Gazelle war wegen seiner Schmachhaftigkeit schon in frühen Zeiten sehr beliebt (vgl. 5. Mos. 12, 15, 22; 14, 5); auf Salomos Tafel scheint es sogar mit zu den Leckerbissen gehört zu haben (s. 1. Kön. 5, 3). In der Bildersprache wird die Gazelle in verschiedenen Hinsichten verwendet. Wegen ihrer windesgleichen Schnelligkeit wird sie zum Vergleich rascher und behender Helden gewählt. So heißt es von Asahel, einem der drei Söhne der Jeruja, einer Schwester Davids:

Asahel aber war schnell auf seinen Füßen, wie eine Gazelle auf dem Felde.  
(2. Sam. 2, 18.)

Ein ähnliches Urteil wird in Davids Heldenverzeichnis über die Gaditen gefällt.

Sie waren wie Gazellen auf den Bergen. (1. Chron. 12, 8.)

In den Liedern des Hohenliedes wird wiederholt auf das leichtfüßige, schnelle Wesen der Gazelle hingewiesen. Die Braut ruft ihrem Bräutigam zu:

Es gleicht mein Geliebter der Gazelle. (Hohesl. 2, 9, 17.)

Ober:

Fliehe, mein Geliebter, und gleiche der Gazelle! (Das. 8, 14.)

Dem Propheten Jesaja dient die Gazelle in dem Ausspruche vom Untergange Babels durch die Meder als Bild der Furchtsamkeit und Jaghaftigkeit. Wenn Jahve seinen Grimm über Babel ausgießen wird, da heißt es von den aus allen Weltgegenden stammenden Bewohnern:

Und sie werden sein wie eine gescheuchte Gazelle —  
Und niemand ist da, der sammelt;  
Ein jeder wird sich zu seinem Volke wenden  
Und ein jeder wird nach seinem Lande fliehen. (Jes. 13, 14.)

Die aus dem Garn des Jägers sich herausarbeitende Gazelle ist in einem Spruche ein mahnender Vergleich für den Mann, der sich zur Bürgschaftleistung für seinen Nächsten hat überreden lassen.

Errette dich, wie eine Gazelle aus seiner Hand. (Spr. 6, 5.)

Zum Lobe der Reize der Braut im Hohenliede gehören auch die Brüste. Sie werden hinsichtlich ihrer ebenmäßigen Abrundung und Jugendfrische mit einem Zwillingsspaar junger Gazellen verglichen, die auf einer mit Lilien bedeckten Aue weiden.

Deine Brüste gleich zwei Khelein, Zwillingen einer Gazelle, die unter Lilien weiden. (Hohesl. 4, 5.)

Eine besondere Antilopenart ist der weißgelb gefärbte, am Gesicht, am Rücken und an den Seiten mit braunen Flecken versehene Theo, in Luthers Bibelübersetzung Auerochs genannt. Er hat ein starkes, langes Geweih, das von der Stirn in flachem Bogen ausgeht, und mit dem er sich oft in dem Garn der Jäger dermaßen verstrickte, daß er sich nicht wieder losmachen konnte und zur Beute der Jäger wurde. Ein solcher im Jägergarn verstrickter und durch Kraftanstrengung erschöpfter Theo dient dem Deuterojesaja zur figürlichen Darstellung des Jammergeschicks des gefangenen Volkes, das sich in seiner Ohnmacht nicht mehr befreien kann.

Deine Söhne wurden unnachtet, sie lagen an den Ecken aller Gassen, wie ein Theo im Neze, sie, die voll waren vom Grimme Jahves, vom Schelten deines Gottes.

(Jes. 51, 19.)

Ein Schrecken für die Bewohner des Heiligen Landes war der Wildochs oder Re'em wegen seiner gewaltigen Kraft und seines grimmigen Charakters.<sup>1)</sup> Seinen über der Stirn sich erhebenden und nach vorn gebogenen Hörnern konnte niemand Widerstand leisten, man fürchtete ihn fast ebenso wie den Löwen. Die Hörner des Wildochsen dienen als Symbol der Kraft. Bileam rühmt das Volk Israel mit den Worten:

Gott führte sie heraus aus Ägypten,  
Hörner eines Wildochsen hat es. (4. Mos. 23, 22; vgl. 24, 8.)

Daselbe hebt der Mosesegen an dem Stamme Joseph hervor.

Sein erstgeborner Stier besitzt Hoheit,  
Wildochsenhörner sind seine Hörner.  
Mit ihnen stößt er Völker nieder!  
Alzumal die Enden der Erde. (5. Mos. 33, 17.)

Zur Leidenschaftsbilderung eines Sängers gehört auch, daß er sich in den Hörnern eines Wildochsen befindet.

Und aus der Wildochsen Hörner — erhörst du mich (antwordest du mir).

(Ps. 22, 22.)

„Als Bild wehrhafter Macht und zugleich stattlicher Bier“ verwendet ein anderer Sänger die Hörner des Wildochsen.

Du erhobest gleich den Wildochsen mein Horn. (Daf. 92, 11.)

Durch Hüpfen und Springen pflegen junge Wildochsen ihre Daseinsfreude kund zu geben. Mit ihnen vergleicht ein Sänger das Erzittern des Libanon und Sirjon bei einem heftigen Gewitter.

1) Auf emaillierten Ziegelsteinreliefs aus Babylon finden sich solche Wildochsen dargestellt, einer in Weiß, Gelb und Blau, ein anderer in Gelb, Grün und Blau, ein dritter in Weiß und Grün. Vgl. Friedr. Delitzsch, Zweiter Vortrag über Babel und Bibel, Abbildung 14, 15 und 16. Auf einem assyrischen Alabasterrelief vergegenwärtigt uns der Künstler eine Jagd auf einen Wildochsen.

Er (der Donner) macht hüpfen — den Libanon und Sirjon wie das Junge der Wildböden.  
(Daf. 29, 7.)

Da der Wildboch sich nicht zähmen läßt und aller menschlichen Kunst und Einsicht, ihn gefügig und lenksam zu machen, spottet, so sei schließlich noch auf die ironisch gefärbte Schilderung in Jahves Rede im Buche Hiob hingewiesen.

Wird wohl der Wildboch dein Knecht sein,  
Oder wird er nächtigen an deiner Krippe?  
Kannst du binden den Wildboch an die Furche mit seinem Reitseil,  
Oder wird er eggen Talgründe, dir folgend?  
Wirst du ihm trauen, weil groß ist seine Kraft,  
Wirst du ihm überlassen deine Arbeit?  
Wirst du auf ihn bauen, daß er einbringe deine Ausfaat,  
Und auf deine Tenne einsammle? (Hiob 39, 9—12.)

Der langhaarige, graue und schnellfüßige Steinbock kommt noch heute in Palästina ziemlich häufig vor. Nach Ps. 104, 18 liebte er steiles und schwer zugängliches Felsgeklüft zu seinem Aufenthalte. Er ist sehr scheu und furchtsam. Gehen die Steinböcke auf die Weide, so stellen sie Posten auf und beim Herannahen der Gefahr rennen sie kühn die Felsenhalden hinauf und setzen über Abgründe hinweg. Deshalb werden kühne, schnellfüßige Helden nach ihnen benannt (vgl. Richt. 4, 17. 18; 5, 6. 24). Ein Spruch im Spruchbuch vergleicht mit ihm die anmutige, gewandte junge Frau (Spr. 5, 19).

Löcher und altes Gemäuer in einsamen, abgelegenen Gegenden bilden den Aufenthalt des Igel. Den Propheten schwebt der äußerste Grad der Verödung vor Augen, wenn sie volkreichen Städten in ihren Drohsreden in Aussicht stellen, dereinst die Wohnungen von Igel zu werden. Jesaja droht Babel:

Ich will es zum Besitztum von Igel machen. (Jes. 14, 23; vgl. Zeph. 2, 14.)

Fast dieselbe Reichhaltigkeit der bildlichen Verwendung wie bei den Haus-, Raub-, Wald- und Feldtieren tritt uns bei der Vogelwelt entgegen, was zur Voraussetzung hat, daß man sie in ihrem Tun und Treiben scharf beobachtete. Schon der Vogel als solcher wird in der dichterischen Sprache häufig als Bild und Vergleich verwertet. Bald ist es der einsam auf dem Dache sitzende, bald der über seinem Neste schwebende und die Jungen beschützende, bald der in die Fallen, Schlingen und Netze der Jäger geratene, bald der aus der Gefangenschaft sich befreiende Vogel. Der einsame Vogel dient einem Exulanten in einem Gebete zur lebhaften Veranschaulichung des Elends des in die Gefangenschaft geschleppten Volkes.

Ich bin schlaflos und bin wie ein einsamer Vogel auf dem Dache. (Ps. 102, 8.)

Im dritten Klagegedichte vergleicht sich der Dichter mit einem vom Vogelfestler verfolgten Vogel.

Mich jagten, gleich einem Vogel, meine Feinde ohne Ursach. (Klagel. 3, 52.)

Jesaja schaut in einem Ausspruche über Moab die aus allen möglichen Verstecken hervorbrechenden Töchter desselben als Vögel, die aus ihrem Neste vertrieben worden sind und dieses bei ihrer Rückkehr mit Angstlichkeit umkreisen.

Und so wie ein umherflatternder Vogel, ein verschlehtes Vogelnest, sind die Töchter Moabs an den Furten des Arnon. (Jes. 16, 2.)

Auf einen von anderen Vögeln verfolgten und in den Bergen ein sicheres Versteck suchenden Vogel beziehen sich die Worte des Sängers:

Bei Jahve suche ich Zuflucht. Wie könnt ihr zu mir sagen:  
Fliehet auf eure Berge wie Vögel! (Ps. 11, 1.)

In einem Stufenliede preist ein Sänger Jahve, daß er ihn wie einen Vogel aus der Schlinge des Vogelfellers errettet habe.

Unsre Seele entrann gleich einem Vogel aus der Schlinge der Vogelfeller,  
Die Schlinge zerriß, und wir sind gerettet. (Daf. 124, 7.)

Dem Verfasser des Koheleth kommt der Mensch, da er sein Geschick nicht kennt und es nicht bestimmen kann, wie ein unversehens in die Falle geratener Vogel vor.

Denn auch der Mensch kennt nicht seine Zeit — gleich den Vögeln, die in der Schlinge erfaßt werden; gleich ihnen werden die Menschenkinder verstrickt zur Zeit des Unglücks, wenn es plötzlich über sie hereinbricht. (Koh. 9, 12.)

Mehrere vom Vogel entlehnte Bildreden sind in die Spruchweisheit gedrungen. Ein von seiner Heimat vertriebener Mann gleicht einem von seinem Neste fortgeschleuchten Vogel.

Wie ein Vogel, der flüchtig ist von seinem Neste,  
Also ein Mann, der flüchtig ist von seinem Orte. (Spr. 27, 8.)

Wer für einen anderen übereilte Bürgschaft geleistet hat, soll sich loszureißen suchen wie ein Vogel, der sich aus dem Garn des Vogelfellers freimacht.

Errette dich — — — wie ein Vogel aus der Gewalt des Vogelfellers!  
(Daf. 6, 5.)

Ein Jüngling endlich, der in die Künste des buhlerischen Weibes gerät, ähnelt einem Vogel, der unbesonnen in die Schlinge eilt.

Er geht hinter ihr her plötzlich — — — wie ein Vogel eilt zur Schlinge,  
Und weiß nicht, daß es auf sein Leben abgesehen ist. (Daf. 7, 22. 23.)

Als Bild raschen und spurlosen Vorübergehens von Ephraims heidnischer Herrlichkeit dient Hosea der Flug des Vogels.

Gleich dem Vogel, der davonstiegt, ist Ephraims Herrlichkeit. (Hos. 9, 11.)

Jahve ist nach Jesaja seinem Volke wie Vögel, die flatternd mit ihren Flügeln über ihrem Neste schweben und die Jungen schützen.

Gleich flatternden Vögeln wird beschirmen Jahve der Heerscharen Jerusalem,  
Beschirmend und rettend, schonend und befreiend. (Jes. 31, 5.)

Einmal wird auch das Vogelneft, aus dem der Mensch die Eier  
widerstandslos wegnimmt, metaphorisch verwendet, um die Fortführung  
des Reichthums in Zion durch den assyrischen König zu versinnbildlichen.

Und es griff wie nach dem Vogelnefte meine Hand nach dem Reichthum der Völker,  
Und wie man verlassene Eier zusammenrafft, so nahm ich das ganze Land,  
Und nicht flatterte ein Flügel und sperrte den Schnabel auf und zirpte.

(Jes. 10, 14.)

Nach der Verwendung des Vogels im allgemeinen in der poetischen  
Bildersprache lassen wir die einzelnen Vögel folgen. An erster Stelle den  
Adler. Was der Löwe unter den Raubtieren, das ist der Adler unter  
den Vögeln. Durch seine Stärke und Schnelligkeit, sowie durch seinen  
hohen Flug wurde er bei den Griechen der Vogel des Zeus, während er  
durch sein scharfes, in die Ferne spähes Auge in der nordischen  
Mythologie als der Allwissenheitsvogel Odins galt.<sup>1)</sup> Auch den von  
lebendigem Naturgefühl durchdrungenen Dichtern und Propheten war die  
Eigenart des Adlers bekannt und sie bringen dieselbe in ihren Schilderungen  
und Vergleichen zum Ausdruck. Die zeitgenössischen Propheten sahen im  
Adler ein Symbol des Weltbezwinners Nebukadnezar. So Jeremia in einem  
Ausprüche gegen Moab.

Siehe, gleich einem Adler schwebt er daher  
Und breitet seine Flügel nach Moab aus. (Jer. 48, 40.)

Desgleichen in einem Ausprüche über Edom.

Siehe, gleich einem Adler steigt er herauf und fliegt heran und breitet seine  
Flügel aus über Bozra. (Jes. 49, 22.)

Weiterhin stellt Ezechiel in einem weit ausgesprochenen Gleichnisse  
Nebukadnezar und den König von Agypten als zwei mächtige Adler mit  
großen Flügeln und langen Schwingen und buntpfarbigem Gefieder dar,  
von denen der größere den kleineren überwindet (Ezech. 17, 3).

In einer Drohhede des Deuteronomikers wird der durch Jahve über  
das abtrünnige Volk herbeigerufene Feind mit einem Adler verglichen.

Es wird entbieten Jahve wider dich ein Volk aus der Ferne von dem Ende der  
Erde, gleich dem Adler wird es daherschweben. (5. Mos. 28, 49.)

Im vierten Klageliede sind es die daherstürmenden Feinde, die unter  
dem Bilde eines schnell herabstürzenden Adlers dargestellt werden.

1) Mit Adlern wird in der Ilias der schnellfüßige Achill verglichen.

Aber Achill entsprang, soweit hinflieget ein Speerwurf,  
Rasch wie der Adler an Schwung, der schwarzgeflogelte Jäger,  
Welcher der mächtigste ist und der geschwindeste aller Vögel;  
Diesem gleich, hinstürmt er. (Il. 21, 151 ff.)

Schneller waren, die uns verfolgen, als die Adler unter dem Himmel.

(Klagel. 4, 19.)

Die Schnelligkeit des Adlers bildet auch die Vergleichungshinrichtung bei Hosea, wenn er das plötzliche Hereinbrechen des göttlichen Strafgerichts schildert.

An deinen Mund die Posaune! Gleich dem Adler (stürze dich) auf das Haus Jahves. (Hos. 8, 1.)

Von den in Juda einfallenden feindlichen Reitern sagt der Prophet Habakuk:

Sie fliegen dahin, einem Adler gleich, der auf Fraß herabstößt. (Hab. 1, 8.)

David beklagt die auf Gilboas Höhen gefallenen Helden Saul und Jonathan mit den Worten:

Sie waren schneller als Adler. (2. Sam. 1, 23.)

Nach einer anderen Seite wird der Adler als Bild der Schnelligkeit zum Bilde der Flüchtigkeit und des raschen Dahinschwindens, so z. B. des Reichthums:

Nicht mühe dich ab, reich zu werden, von (solcher) deiner Absicht laß ab!  
Sobald du fliegen lässest deine Augen auf ihn, so ist er (der Reichthum)  
nicht mehr da;

Denn er macht sich Flügel gleich einem Adler, der zum Himmel fliegt.

(Spr. 23, 4. 5.)<sup>1)</sup>

und ebenso der Zeit:

Und meine Tage eilten schneller dahin als ein Läufer —

Wie ein Adler, der herabstößt auf Fraß. (Job 9, 25. 26.)

Der Adler pflegt an hohen, unzugänglichen Felswänden zu horsten. Hier erbaut er sein Nest und weiß sich und seine Jungen geborgen. Im alttestamentlichen Bilderschemata wird auf dieses Thun des Adlers dreimal Bezug genommen. So von Jeremia in einem Ausspruche gegen Edom, das auf seine auf Felsen erbauten Städte vertraute und sich einbildete, sie könnten wegen ihrer Unzugänglichkeit von Feinden nicht erobert werden.

Fürwahr, erhöbest du gleich einem Adler dein Nest,  
Von da will ich dich herabstürzen, ist der Spruch Jahves.

(Jer. 49, 16.)

Fast gleichlautend ist der Spruch bei Obadja.

Wenn du dich erhöbest gleich dem Adler und wenn du unter die Sterne setztest dein Nest,  
Von da will ich dich herabstürzen, ist der Spruch Jahves. (Obadja 4.)

1) Daher werden dem Weibe mit dem Kinde in der Apokalypse für ihre Flucht nach der Wüste starke Adlerflügel verliehen (Apokal. 12, 13. 14).

(Schluß folgt.)



## Der Kuckuck im deutschen Volkslied.

Von **Gustav Pflug** in Leipzig.

Kein anderer Vogel spielt im Glauben der Völker eine so wichtige Rolle wie der Kuckuck, um keinen anderen der gefiederten Bewohner der Lüfte schlingt sich ein so reicher Kranz von Sagen und Märchen wie um ihn. Schon in der griechischen Mythologie behauptet er seinen Platz. Der verliebte Zeus verwandelte sich einst in einen Kuckuck, flog auf den Berg Thronax und setzte sich dort Hera auf ein Knie. Um ihn vor Kälte zu schützen, bedeckte Hera den Vogel mit ihrem Gewande, worauf Zeus sogleich seine wahre Gestalt annahm. Seitdem war der Kuckuck ein Lieblingsvogel der Hera, und sie trug sein Bild auf ihrem Zepher. Auch der römischen Juno war er geweiht, und in unbewußter Reminiszenz an den heiligen Vogel der Ehemutter berechnen noch heute in Oberitalien die Burtsöhne und Mädchen aus der Zahl der Kuckucksrufe die Zeit ihrer Verheiratung. Welch bedeutende Stellung der Kuckuck jederzeit im deutschen Volksglauben eingenommen hat, ist noch heute leicht zu erkennen, nicht zuletzt aus der reichen Fülle von Liedern, die von ihm das Volk sang und zum Teil noch heute singt.

Der Kuckuck galt von alters her als der Herold des Frühlings. „Wann der Gauch (Kuckuck) gucket“ bezeichnete in alten Rechtsformeln den Beginn des Lenzes, und fröhlich singen noch heute unsere Kinder beim ersten Ruf des Kuckucks:

Kuckuck, Kuckuck ruft aus dem Wald.  
Lasset uns singen,  
Tanzen und springen!  
Frühling, Frühling wird es nun bald!

Will aber der Winter nicht weichen, der sich oft in alten Liedern mit dem Frühling um den Kuckuck streitet, dann treiben sie ihn rühlig zum Lande hinaus, indem sie singen:

Winter abe! Scheiden tut weh.  
Gehst du nicht bald nach Haus,  
Lacht dich der Kuckuck aus.  
Winter abe! Scheiden tut weh.

Wie der erste Storch, die erste Schwalbe, der erste Maikäfer früher feierlich eingeholt wurde, so eilte man in ausgelassener Freude auch beim ersten Kuckucksruf in den Wald, den Frühlingsboten zu suchen.

Ich hör' ein' wunderliche Stimme:	Den Vogel muß ich treffen an:
Kuckuck!	Kuckuck!
Von fern im Echo ich vernimm:	Weil er so lieblich singen kann:
Kuckuck!	Kuckuck!
Wie oft ich diese Stimme anhör',	Sollt' ich den Wald auf aller Seit'
Nacht mir's allmal noch Freude mehr:	Und auch die Büsch' auslaufen heut',
Kuckuck, Kuckuck, Kuckuck!	Kuckuck, Kuckuck, Kuckuck!

Des Kuckucks Ruf erfreut des Menschen Herz aber nicht nur beim Lenze-  
beginne, sondern jederzeit, und wenn ein altes Volkslied die Freuden des  
Sommers schildert, so vergißt es neben Lerchensang und Nachtigallenschlag  
auch des Kuckucksrufes nicht.

Die Lerch' tut sich erschwingen	Des Abends fröhlich reihen
Mit ihrem hellen Schall;	Die Maidelein wohlgetan;
Lieblich die Vöglein singen,	Spazieren zu dem Brunnen
Voraus die Nachtigall.	Pflegt man zu dieser Zeit,
Der Kuckuck mit seinem Schreien	Alle Welt sucht Freud' und Wunnen
Nacht fröhlich jedermann,	Mit Reisen ferne.

Freilich hat man auch oft genug den Kuckuck wegen der Eintönigkeit  
seines Rufes verspottet. „Er singt neur kukuk, kukuk, dar umb spottent  
sein diu kint“, heißt es bei einem alten Schriftsteller und an einer anderen  
Stelle: „Der guckuc rufft jm selbst den namen aus.“ Das Volkslied läßt  
ihn sprechen:

Ich bin Kuckuck und bleib' Kuckuck  
Und tu' mich Kuckuck nennen,  
Und wer mein Nam nicht merken kann,  
Dem geb' ich mich zu erkennen.

Aus dieser Mißachtung der Kuckucksstimme wuchs ein scharfer Gegensatz  
zur Nachtigall hervor; der Kuckuck mit der ewigen Einförmigkeit seines  
Rufes, die Nachtigall mit der endlosen Verschiedenheit ihres Gesanges stellen  
gleichsam „die äußersten Enden der Singkunst“ dar. Trotzdem ist der  
Kuckuck dummdreist genug, sich mit der Nachtigall in einen Gesangswettstreit  
einzulassen.

Einsmal in einem tiefen Thal  
Der Kuckuck und die Nachtigall  
Thäten ein Wett anschlagen,  
Zu singen umb das Meisterstück:  
Wers gödnun aus Kunst oder durchs Glück,  
Dank sollt er davon tragen.

Der Kuckuck sprach: „So dir's gefällt,  
Ich hab zur Sach ein Richter erwählt“,  
Und thät den Esel nennen:  
„Denn weil er hat zwei Ohren groß,  
So kann er hören desto baß  
Und was recht ist erkennen.“

Die flogen vor den Richter bald.  
Wie ihm die Sachen ward erzählt,  
Schuf (gebod) er, sie sollten singen.  
Die Nachtigall sang lieblich aus;  
Der Esel sprach: „Du machst mir's kraus,  
Ich kanns in Kopf nit bringen.“

Der Kuckuck drauf ansing geschwind:  
Kuckuck! sein Gsang durch Terz, Quart, Quint,  
Und thät die Noten brechen;  
Er lacht auch drein nach seiner Art.  
Dem Esel gfiels; er sagt: „Nun wart!  
Ein Urtheil will ich sprechen.“

Wohl gungen hast du, Nachtigall;  
 Aber Kuckuck, du singst Choral  
 Und hältst den Takt fein innen.  
 Das sprich ich nach mein hohn Verstand;  
 Und kostets gleich ein ganzes Land,  
 So laß ichs dich gewinnen."

Nachdem das Volkslied in dieser köstlich-humorvollen Weise den Verlauf des Wettstreites geschildert hat, fügt es die „Moral von der Geschichte“ hinzu:

Solch Richter, das seind diese Gesellen,  
 Die von der Musik Urtheil fällen,  
 Die sie doch gar nit kunnen.  
 Ein solcher Narr schwieg leichter still,  
 Der von der Sach will plappern viel,  
 Wie von der Farb die Blinden.

Derber noch wird der Hohn auf den Kuckuck, wenn der Esel selbst als Teilnehmer an dem Wettstreite um die Meisterschaft im Singen neben dem Kuckuck auftritt. Schon in Freidanks Bescheidenheit erscheinen so Esels Stimme und Gauches Sang mehrfach nebeneinander, und noch heute singen unsere Kleinen:

Der Kuckuck und der Esel,  
 Die hatten großen Streit,  
 Wer wohl am besten sänge  
 Zur schönen Maienzeit.

So weckt des Kuckucks Ruf recht verschiedene Stimmungen; während das altvertraute: Guck! Guck! des Frühlingsheroldes das Herz freudiger schlagen läßt, hat sein so oft und so aufdringlich erklingender Ruf ihn in den Geruch gekenhafter Aufgeblasenheit und Selbstüberhebung gebracht. Recht deutlich spricht sich das gemischte Gefühl des Volkes in einem oberdeutschen Liede aus.

Die Lerch, der Stork, Schwalb, Nachtigall  
 Thut uns die Zeit verkünden:  
 Mit in der Gauch und Vogel all  
 In Höhen und in Gründen.

Der Gauch vnderstat sein Gschrey mit Pracht  
 Der Nachtgall Gsang zu vergleichen,  
 Drum wirt er von jedermann verlacht  
 Und muß mit Schanden weichen.

Die Nachtigall mit irem Klang  
 Das Trauren in Freuden verwendet,  
 Da sich der Gauch mit lappen Gesang  
 Dargegen selber schendet.

Sein Zukunft doch wie d' Vogel all  
 Thut uns gleichwol erfreuen:  
 Weil er das Jar meldt abermal,  
 Sich wider woll erneuen.

Der Kuckuck ist aber nicht nur der Verkünder der schöneren Jahreszeit, er wird auch vielfach in Beziehung zum Wetter gesetzt. Nähert er sich einer Ortschaft oder fliegt er gar in dieselbe hinein, so ist Regen oder Sturm zu erwarten. In Preußen rechnet man auf ein nasses Jahr, wenn im Frühling viele Kuckucke schreien. Demselben Ideenkreise gehört ein in den verschiedensten Formen über ganz Deutschland verbreiteter Volksreim an, der den Vogel von einem Gewitterschauer überrascht schildert.

Der Kuckuck auf dem Zaune saß,  
 Es regnete und er ward naß.  
 Da kam ein warmer Sonnenschein,  
 Da ward der Kuckuck hübsch und fein.

An diese Zeilen haben sich in den einzelnen Gegenden bald kürzere, bald längere Zusätze angesponnen, die nicht selten anderen Kuckucksliedern entlehnt sind. Ursprünglich mag das Lied im weiteren Verlaufe geschildert haben, wie der Kuckuck sich nach oft getäuschter Hoffnung dem heranziehenden Regengewölk naht, im himmlischen Wasser sich stärkt und badet und, nachdem Frau Sonne sein Gefieder getrocknet, zu neuem Leben und Lieben froh von dannen fliegt. Denn der Vogel stand nach dem Glauben unserer Vorfahren zum Regen und zu der Gottheit, die das stärkende Himmelswasser herabsendet, in einem nahen, uns freilich nicht mehr völlig klaren Verhältnis, deshalb war es auch verboten, den Vogel zu töten.

Aus der reichen Volksüberlieferung auf mythischer Grundlage über den Kuckuck geht hervor, daß er bei unseren Vorfahren als Bote des Donar, zuzeiten wohl gar als der in der Gestalt seines Dieners erscheinende Gott, in hohem Ansehen stand. Als Götterbote war er natürlich klug und weis sagend. Dieser Glaube an die prophetische Gabe des Kuckucks ist alt und weit verbreitet; denn wir begegnen demselben sowohl bei allen germanischen Stämmen, als auch bei Slaven und Romanen. Als Bote Donars, des Leben und Segen spendenden Lenzgottes, war er vor allem in der Lage, Aufschluß über die Dauer der Lebenszeit zu geben. Daß er dies oft genug getan hat, bezeugen viele Stellen alter Chroniken. So erzählt z. B. Casarius von Heisterbach (13. Jahrh.), daß der Kuckuck einem Mönche noch 22 Lebensjahre weis sagte, worauf dieser schleunigst aus dem Kloster austrat. Und so wie früher, fragen noch heute viele, wenn sie den Kuckuck im Frühjahr zum erstenmal rufen hören:

Kuckucks knecht,  
 Sag mir recht,  
 Wieviel Jahr' ich leben soll.  
 Belüg mich nicht,  
 Betrüg mich nicht,  
 Sonst bist du der rechte Kuckuck nicht.

Im Erzherzogtum Oesterreich sagt man:

Kuckuck, Kuckuck, Bäcker knecht,  
 Sag mir recht,  
 Wieviel Jahre wohl  
 Ich noch leben soll.

Wenn hier der Kuckuck den Namen Bäcker knecht erhält, so wird damit an die Sage erinnert, nach welcher der Kuckuck ein verwandelter Bäcker ist.

Christus ging einst an einem Bäckerladen vorüber, in dem frisches Brot aufgelegt war. Er sandte einen der Jünger hinein, um sich etwas davon zu erbitten. Der Bäcker schlug es ab, seine mildherzige Frau aber, die in der Nähe stand, gab dem Jünger heimlich ein Brot. Dafür ward sie nebst ihren sechs Töchtern als Siebengestirn an den Himmel versetzt, der Bäcker aber zur Strafe in einen Kuckuck verwandelt. Nach einer anderen Form der Sage stahl ein Bäcker in teurer Zeit den Armen von ihrem Teig, zog den Teig, wenn ihn Gott im Ofen segnete, heraus, bezupfte ihn und rief: „Guck, guck!“ (Gi, sieh). Dafür ist er in einen Vogel verwandelt worden, der bis auf den heutigen Tag ein fahles, anscheinend mehlbestäubtes Gefieder trägt und immer Guck, guck! rufen muß. Die Sage war weit verbreitet und noch heute deuten verschiedene Redensarten und Kinderreime auf sie hin. So singen in einzelnen Gegenden die Kinder:

Bade Kuchchen, bade!  
Eichen ist im Sacke,  
Mehlschen ist im Korbe,  
Kuckuck ist gestorben.  
Wo solln wir ihn begraben?  
Hinterm Rachelawen.  
Schub in den Ofen.

Auch das folgende Volkslied erinnert an die Sage, nach welcher der Kuckuck ein diebischer Bäcker gewesen ist.

De Kuckuk on de Nachtigal,	Schwig, Schwig du Nachtegal,
De beide wulle önn de Stadt gahn.	Sonst war öd di oppt Müal schlän.
Kuckuk stahl Wegge;	Kuckuk, du moißt dat late,
De Nachtgall wull segge.	Sonst stöt öd di önn Water.

Wir erwähnten weiter oben, daß der Kuckuck nach dem Glauben unserer Vorfahren der Bote Donars gewesen sei, gleichzeitig war er aber auch der Freya geweiht, wie ja auch das Kind beiden Gottheiten heilig war. Als der Diener und Vertraute Freyas aber, der Göttin der Liebe und Beschützerin der Ehe, war er in der Lage, den Burschen und Mädchen in zarten Herzensangelegenheiten Auskunft zu geben. Goethe läßt in seinem reizenden Gedicht „Frühlingsorakel“ einem verliebten Paar von unserem prophetischen Vogel die nahende Hochzeit und die Zahl ihrer Kinder verkünden, jedenfalls in Anlehnung an einen provinziellen Brauch. Denn die Sitte, den Kuckuck nach der Dauer des ledigen Standes zu befragen, ist noch heute vielfach üblich. So singt man in Schwaben:

Kuckuck schreit im Maie,  
Zähl mir meine Eier;  
Zähl mir dreimal aus und ein.  
Wie viel Jahr muß ich noch lebzig sein?

In anderen Gegenden fragt man:

Kuckucksknecht, sag mir recht,  
Wie lang ich soll leben  
Ohne Mann und ohne Kind,  
Ohne des Kuckucks Fingerring?

oder:

Kuckuck überm Stock,  
Wann krieg ich meinen Brautrod?

Während aber alle hoffen, daß sich der Ruf des weißsagenden Vogels bei der Beantwortung der Frage nach der Lebensdauer recht oft wiederhole, sind die heiratslustigen Mädchen schon mit sehr wenigen Rufsen zufrieden, ja, wenn er mehr als zehnmal „guckt“, dann rufen sie ihm zu: „Kuckuck, kucku — en Narr bist du!“, denn dann sitzt er auf einem närrischen, d. h. verzauberten Zweige.

Da der Kuckuck nur zu oft in zarten Herzensangelegenheiten um Auskunft gebeten wurde, darf es uns gar nicht wundern, daß er selbst nach und nach vom Zauber der Liebe erfaßt ward. In unseren Volksliedern wird er denn auch als sehr verliebter Natur geschildert. Er rühmt sich selbst eines sehr vertraulichen Umganges mit den schönen Schäferinnen.

Den Winter im Wald	Schrei mit heller Stimm',
Den Sommer in den Auen,	Ruf der schönen Schäferin zu,
Da hat mein Herz sein Aufenthalt	Daß sie mir ein schön Vieblein sing,
Bei schönen Schäferfrauen.	Daß es weit erschallen tu.

Kommt der Vöglein Tod<sup>1)</sup>  
Und stößt mir meine Glieder:  
Behüt dich Gott, meine Schäferin,  
Bis daß ich komme wieder.

Als aufmerksamer Viehhaber bestellt er beim Goldschmied ein goldenes Ringelein und bringt es seinem Schatz.

Der Kuckuck breit't seine Flügel aus	Schmied mir es auf die rechte Hand,
Und flog den grünen Wald bald aus.	Es kommt ja weit in fremde Land.
Der Kuckuck fraß weder Laub noch Gras,	Der Kuckuck breit't seine Flügel aus
Bis er auf Goldschmieds Fenster saß.	Und flog den Wald bald ein und aus.
Gott grüß dich, lieber Goldschmied mein,	Der Kuckuck fraß weder Laub noch Gras,
Schmied mir von Gold ein Ringelein.	Bis er auf Hannchens Fenster saß.

Gott grüß dich, liebes Herzchen mein,  
Hier schickt dir dein Schatz ein Ringelein.

Oft hat er natürlich ein Stelldichein, ja, er begehrt sogar nächtlicherweile Einlaß bei seinem Schätzchen.

Der Kuckuck auf dem Birnbaum saß: Kuckuck!  
's mag schneien oder regnen, so wird er nicht naß.  
Der Kuckuck, der Kuckuck wird nicht naß.

1) Der Winter.

Der Kuckuck fliegt übers Nachbars sein Haus: Kuckuck!  
 Schön Schäpel, bist drinnen? komm zu mir heraus,  
 Der Kuckuck, der Kuckuck ist drauß.

Ich steh dir nicht auf und laß dich nicht ein: Kuckuck!  
 Du möchtest mir der rechte Kuckuck nicht sein,  
 Der Kuckuck, der Kuckuck nicht sein.

Der rechte Kuckuck, der bin ich ja schon: Kuckuck!  
 Ich bin ja mein Vater sein einziger Sohn,  
 Dem Kuckuck, dem Kuckuck sein Sohn.

Ei bist du deinem Vater sein einziger Sohn: Kuckuck!  
 So zieh nur beim Schnürlein, geh rein zum Türlein,  
 's kann anders nicht sein:  
 Du Kuckuck, du Kuckuck bist mein!

Nicht immer findet der Kuckuck freilich so freundliche Aufnahme, oft sieht er sich abgewiesen, ja, selbst sein Herzlieb weist ihm mitunter die Tür.

Ein Kuckuck wollt ausfliegen	Pfui dich, du schwarzer Vogel,
Zu seinem Herzenliebe,	So tut man dich doch mindert loben,
Kuckuck!	Kuckuck!

So flieg du hin gar balde  
 Wohl in den grünen Walde,  
 Kuckuck!

Ob dieser derben Abweisung ist er zwar anfangs bestürzt, gar bald aber tröstet er sich:

Will fliegen auf die Binnen,	Mit freiem Mut: Du bist schabab!
Will heben an zu singen —	Ich weiß mir ein andre in dem Hag,
Kuckuck!	Kuckuck!

Er ist eben ein leichtsinniger, flatterhafter Liebhaber, der mitunter froh ist, sein Liebchen los zu sein, um neue und schönere Liebesfreunden zu suchen. So wird uns in einem anderen Kuckuckslied erzählt, daß ihm sein Liebchen einen Absagebrief geschrieben habe, da sie einen anderen lieber hat als ihn. Doch ist dies nur ein Vorwand, um des leichtsinnigen Gesellen Treue zu erproben. Statt ihn aber zu fesseln, erreicht die „Buhle“ gerade das Gegenteil, der Kuckuck ist froh, des Bandes ledig zu sein:

Hastu ein andern lieber dann mich,	Und do ich über die heide kam,
das acht ich wahrlich kleine,	mein feins Lieb trauret sere;
Da sitz ich auf mein apfelgrowß roß	Daß faren, was nit bleiben will!
und reit wol über die heide.	man findt der schönen junkfrewlin mere.

Aber er ist nicht nur ein recht wankelmütiger Liebhaber, selbst als Ehemann ist es um seine Treue schlecht bestellt, legt ihm doch der Volksmund eine ganze Anzahl Frauen bei, sechs, sieben, zehn, zwölf, ja sogar vierzehn.

Der Kuckuck ist ein braver Mann,	Und setzt dem Kuckuck seinen Tisch,
Der sieben Frauen halten lann,	Die vierte holt ihm Brot und Wein,
Sie haben alle Arbeit.	Die fünfte schenkt ihm fleißig ein,
Die erste setzt die Stube aus,	Die sechste macht ihm's Bettlein warm,
Die zweite bringt den Unflath 'raus,	Die siebente schläft in seinem Arm.
Die dritte nimmt den Flederwisch	

Selbstverständlich ist diesem verliebten Gesellen in der bekannten „Vogelhochzeit“ auch seine Rolle vorgezeichnet:

Frau Nachtigall, die war die Braut,  
 Der Kolmann gab sein Tochter aus;  
 Der Wiedehopf, derselbig Tropf,  
 Der hupset vor der Braut auf,  
 Der Guckguck war der Kämmerling,  
 Der führt die Braut zu schlafen.

Wie der Kuckuck selbst verliebter Natur ist, so übt er auch auf Liebesverhältnisse jeder Art einen bestimmenden Einfluß aus.

Du schöner Kucku,	Wenn ich jetzt allein
Wo singest denn du?	In den Wald hinaus geh,
Du singest im Walde,	Dann tut's mir im Herzen
Berührest mich balde.	Tief drinnen so weh.

Ein schön, ein schön Häuschen,  
 Ein schönes, ein schönes Bett,  
 Ein schönes, ein schönes Bübchen,  
 Sonst heirat ich net.

In der Nähe von Darmstadt singt man:

Da drunten an der Bach,	Und geh nicht eher heim,
Dort stehn zwei schöne Müllerbursch;	Als bis der Kuckuck Kuckuck schreit
Dort bleib ich über Nacht	Und mein Schätzle bei mir leit.

Während der Ruf des Kuckucks, des Frühlingsheroldes und Liebesboten, uns in recht freudige Stimmung versetzt, weckt er bei anderen Völkern, namentlich bei den Slawen, mitunter recht wehmütige Gefühle, ihnen ist er der Vogel der Trauer, der Klage. So beginnt ein slawisches Volkslied:

Steht eine Eiche im weiten Felde,	Und er schlägt, hebt an zu klagen,
Auf der Eiche sitzt ein Kuckuck.	Daß der Lenz nicht immer währet.

Ein kleinrussisches Volkslied lautet:

Du mein Eichenwald, mein Eichenwäldchen,	Es ergießt der Kuckuck sich in Klagen
Du mein Eichenwald, mein grünes Wäldchen,	Ob dem hellen, ob dem bösen Falten,
Warum hast du morgens so gerauschet,	Der die kleinen Kinder ihm verschuchte;
Warum deine Zweige so gesenket?	Seine Kindlein, seine lieben jungen,
Ach aus dir, mein liebes Eichenwäldchen,	Durch das Tannen-, durch das Birken-
Ach aus dir entflohen kleine Vöglein.	wäldchen,
Blieb von allen nur ein armer Kuckuck,	Durch das breite Wäldchen, durch den
Dieser ruft bei Tag und Nacht in Trauer,	Rußwald.
Hört keine Weile auf zu jammern,	



Es ist hier nicht der Ort, dies weiter auszuführen, aber schon aus diesen wenigen Zeilen geht hervor, daß der Ruckuck auch bei den Slawen die Aufmerksamkeit des Volkes auf sich gelenkt hat, wenn auch der Ruckucksruf hier eine von der deutschen durchaus verschiedene Auffassung gefunden hat. Und wie bei Germanen und Slawen spielte und spielt noch heute der Vogel im Denken und Dichten aller übrigen Völker eine bedeutende Rolle. Dies mag im letzten Grunde auf der Tatsache beruhen, daß es entschieden etwas Unheimliches an sich hat, wenn man im stillen Walde plötzlich den lauten Ruf des zwar in nächster Nähe befindlichen, aber fast stets unsichtbaren Vogels hört. Zudem machte sich der Vogel, wo immer er auch auftrat, durch seine unermüdlige Stimme so auffallend bemerkbar, daß es ein Wunder gewesen wäre, wenn sein Ruf nicht schon in den frühesten Zeiten die Aufmerksamkeit und Deutungslust der Menschen auf sich gelenkt hätte.

## Sprechzimmer.

### 1.

Zu Kleists Prinzen von Homburg.

II, 2: Ei, du vorwitz'ger Knabe, der du noch  
Nicht die zehn märkischen Gebote kennst!

Ist, wie Seiler will, unter den zehn märkischen Geboten die wenige Verse vorher sogenannte 'Ordre des Herzens' gemeint, 'die Empfindung, d. h. die in tiefster Seele wohnende Treue gegen Fürst und Vaterland, die den echten Soldaten treibt, selbst gegen einen ausdrücklichen Befehl das zu tun, was ihm der entscheidende Augenblick an die Hand gibt'? Oder hat Wolf recht, der zu den Worten anmerkt: 'In religiösem Bild die märkischen Kriegsartikel, deren Inbegriff Subordination, Gehorsam zunächst gegen den unmittelbaren Vorgesetzten. Im Munde des Prinzen gerade jetzt zur Durchsetzung seiner eigenen Insubordination wirkt der Hinweis als tragische Ironie. Vgl. B. 490 f.'?

Die Entscheidung ist nicht ganz leicht. Ich habe die Stelle jahrelang in Seilerschem Sinne verstanden, betonte 'märkischen' und erklärte: Du kennst nur die zehn Gebote des Katechismus und folgst sklavisch dem geschriebenen Buchstaben, dem von außen an dich herantretenden Gesetze, das der eigenen Überzeugung oder Neigung keinen Raum läßt; ein echter Märker dagegen ist ein überlegter und selbständiger Charakter, für den die Regel, die den Feind schlägt, die höchste ist.

Nach erneuter Prüfung der Stelle bin ich für Wolfs Auffassung, und das mit Rücksicht auf B. 489: Führt ihn gefangen ab ins Hauptquartier! — was doch nur eine Strafe für Insubordination sein kann. Denn der Prinz darf diesem Offizier nicht zum Vorwurf machen, was die übrigen Offiziere

ebensowenig zu „kennen“ scheinen: sie sind zunächst alle gegen die vorschriftswidrige Fanfare, auch Kottwitz, der erst durch Homburgs Angriff auf seine Reiterehre umgestimmt wird.

Ich halte es deshalb auch für durchaus empfehlenswert, in B. 471 dem Herren (nämlich Homburg) statt den zu schreiben.

II, 5, 545:

In Staub vor unsern Augen niedersinkt.

Zu 'in Staub', das sich öfter im Stücke findet, gebe ich als Parallelstellen:

Aus Schubarts 'Hymnus auf Friedrich den Großen':

Oft schien das Schicksal an Friedrichs Thron zu rütteln  
Und den Goldsitz zu werfen in Staub.

Lessing, Nathan III, 7:

Die Kraft des Rings in seinem Ring an Tag  
Zu legen.

Goethe an Frau v. Stein u. d. 12. Juni 1777:

Da Sie weg sind, fällt alles in Brunnen.

Schiller, Tell IV, 3:

Was drängt ihr euch in offner Straße mir  
In Weg?

Uhland, 'Die Keutlinger Schlacht', Str. 18:

Den traf der Tod in Herz.

Kerner, 'Der reichste Fürst':

Jedem Untertan in Schoß.

Platen, 'Der Dichter und die Leser':

Glaubst du, bei so klugen Zeiten  
Wirklich noch an Mann zu bringen  
Deine zarten Kleinigkeiten?

Derf., 'Sprüche und Bilder':

Altes Holz verbrauch am Herde  
Und das junge wirf in Ofen.

Grillparzer, 'Der Gastfreund' (Das goldene Blies I):

Hallo! in Wald! Ihr Mädchen, in den Wald!

Derf., 'Medea I':

So brech' ich dich und senke dich hinab  
In Schoß der Nacht, dem dräuend du entstiegen.

Derf., 'Des Meeres und der Liebe Wellen IV':

Ich geh'.

Wohin?

In Turm.

In Eckermanns Gesprächen findet sich öfter an Hof gehen, auch an Table d'hôte (auf die Frage wo?), z. B. u. d. 28. Mai und 12. September 1830.

II, 10:

Mein Goldfuchs fiel vor Anbeginn der Schlacht.

II, 1 war es ein Rappe. Eine der vielen Unebenheiten, die auf die Eile der Abfassung deuten (Flickwörter, kühne Apostrophierungen, Apostiopen u. a.).

V, 5 zu Kottwitz' Worten:

Herr, das Gesetz, das höchste, oberste usw.

vgl. aus einem Briefe des Generals v. Göben (Preuß. Jahrb. Oktober 1898 S. 110 f.): Ich meinerseits stellte bei meinem Korps den Grundsatz auf: ein Hundsfott, wer nicht hilft, wo er helfen kann, während vielfach gesagt wird: kein Schritt ohne einen Befehl. Dazu sage ich meinen untergebenen Generalen immer wieder: Selbständig handeln! Ich vertrete alles.

Berlin.

E. Grünwald.

2.

Unerseits.

Was Gebhard oben S. 462 über unerseits sagt, ist nicht zutreffend. Unerseits lautet im Mhd. andersit, wie dem nhd. diesseits und jenseits im Mhd. dissit und jensit entsprechen; auch dem nhd. einerseits steht mhd. einsit gegenüber. Andersit, dissit, einsit, jensit sind alte adverbiale Affusative, die erst später das s der Genitivadverbien angenommen haben. Uner— ist kein Wortstumpf, sondern ebenso wie dis—, ein—, jen— alter weiblicher Affusativ: ahd. andera, disa, eina, jena. Unerseits ist also genau so unanstößig wie diesseits und jenseits; andererseits eine, vermutlich von Grammatikerweisheit ausgehende, Neubildung, ebenso wie einerseits.

Gießen.

O. Behagel.

3.

Kräftigkeit, Gläubigkeit, Großsinnigkeit.

In Adolf Harnacks Wesen des Christentums (16 Vorlesungen vor Studierenden aller Fakultäten im Wintersemester 1899/1900 an der Universität Berlin gehalten; Leipzig 1900. Hinrichs. 2. berichtigte Auflage) fällt der öftere Gebrauch des Wortes „Kräftigkeit“ auf. Harnack spricht S. 51 von einer hinreißenden Kräftigkeit der Empfindung und Macht der Sprache, mit der Tolstoi die asketischen und weltflüchtigen Züge ausgehoben und zur Nachachtung zusammengefaßt hat. S. 181 lesen wir: Dieser Genius (Luther) hatte eine Kräftigkeit des Glaubens, wie Paulus, und durch sie eine ungeheure Macht über die Gemüter, aber auf der Höhe der Erkenntnisse, wie sie schon in seiner Zeit zugänglich waren, hat er nicht gestanden; S. 161: die Empfindung des getrösteten Sündenelends hat er (der hl. Augustinus) mit solcher Kräftigkeit des Gefühls und in so hinreißenden Worten ausdrücken können, wie keiner vor ihm. Dagegen sagt er S. 31 Kraft der Persönlichkeit (= kräftige Persönlichkeit. S. 38), Größe und Kraft der Predigt S. 33, die erschütternde Kraft des Evangeliums S. 65, die Kraft schlichten Gottvertrauens S. 151, ein Genius von außerordentlicher Tiefe und Kraft S. 160, Kraft der sittlichen Erkenntnis S. 108. Eine ganze Anzahl größerer und kleinerer Wörterbücher hat das Wort Kräftigkeit überhaupt nicht, beispielsweise Paul, Deutsches Wörterbuch, Halle 1897, M. Heyne, Deutsches Wörterbuch, Leipzig 1892; Duden, 4. Auflage 1894, 5. Auflage 1898 hat Kräftigung aufgenommen,

Kräftigkeit nicht. — Grimm hat im 5. Bde. (1873) schöne Kräftigkeit der Gefühle, Kräftigkeit des Gebets (= Wirksamkeit), Kräftigkeit der Sprachen (= kräftiger Zustand); Valentin, Vollständiges deutsch-italienisches usw. Wörterbuch, Bd. I, Leipzig 1832, hat Kräftigkeit einer Arznei. Sanders Wörterbuch der deutschen Sprache, Leipzig 1860, führt an: Kräftigkeit eines Staates, Kräftigkeit der Sprache unausgebildeter Nationen. Stieler-Kasper, Der deutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs oder Deutscher Sprachschatz, hat S. 1021 Kräftigkeit (potentia, vigor) und Unkräftigkeit (impotentia, debilitas). In Sachs-Willatte findet sich Kräftigkeit des Farbauftrags. Als Übersetzung geben die meisten Wörterbücher, die das Wort aufgenommen haben, dieselben Ausdrücke wie für Kraft. Pape im deutsch-griech. Wörterbuch: *ῥώμη, ἀρμύη*; Koch, deutsch-lat. Wörterbuch: *robur, nervi, gravitas* (während er für Kraft noch *vis, robur, opes, facultas* zufügt).

Flügel gibt als Übersetzung: *powerfulness*; Sachs-Willatte: *force, vigueur, puissance, validité, efficacité, énergie*; le substantiel d'un aliment; Valentin: *forza, vigore, efficacia, virtus*.

In ähnlichem Verhältnis wie Kraft:kräftig:Kräftigkeit stehen Glaube:gläubig:Gläubigkeit, Großsinn:großsinnig:Großsinnigkeit.

In seiner Deutschen Geschichte im 19. Jahrh., 5. Teil, 1899, S. 8, sagt Treitschke: Das aufstrebende junge Geschlecht meinte der alten Zeit durch den Schwung, die Gläubigkeit, die Gemütsstiefe, die Ironie der Romantik weit überlegen zu sein. Preuß. Jahrb., Bd. 102, Heft 1, S. 105, lesen wir (über Rotteler): Lauter wie Kristall war sein Herz, und dabei von einer Großsinnigkeit, die ihresgleichen suchte. In demselben Artikel fällt das Wort „Gutheit“ auf: Sein Vertrauen in die Menschen war unbegrenzt, weil seine eigene Geradheit und Gutheit uferlos waren (S. 105).

Frankfurt a. M.

Dr. H. Kraemer.

#### 4.

#### Zu H. von Kleists Hermannschlacht.

L. Bürn erklärt in seiner Ausgabe des Dramas, Leipzig 1888, S. 146, auch den Namen der von Kleist erfundenen Person Selgar, des Fürsten der Brukterer, für einen echt deutschen. Wahrscheinlicher ist es jedoch, zumal man früher nach dem Vorgange Klopstocks Keltisches und Deutsches vermischte, daß Kleist ihn dem einst gepriesenen Ossian entlehnt hat. Bei diesem findet sich ein Held, namens Selgair, der in den deutschen Übersetzungen durch Salgar, Selgar wiedergegeben wird. Man vergleiche: Die Gedichte Ossians. Aus dem Gälischen von Christian Wilhelm Ahlwardt. Leipzig, Göschen, 1861. 3. Bd., Namenverzeichnis S. 413 und Goethes Übersetzung der Gesänge von Selma (S. Werke herausg. von L. Geiger, Bd. 14, S. 176 flg.). Vielleicht ist auch der erfundene Name Kinolds, eines Sohnes Hermanns des Cheruskers, aus dem Nyno Ossians (Ahlwardts Übers. a. a. D.) gebildet.

Northheim.

R. Sprenger.

## 5.

„'s ist Uwe!“

Der verehrte Herausgeber dieser Zeitschrift hat im Septemberheft des 17. Jahrganges Wilhelm Wolters' hübsches Gedicht „Ein Bild“ zur Aufnahme in unsere Lesebücher empfohlen. Er hat damit einen Weg gewiesen, auf dem ich ihm folgen möchte, weil er mir nachahmenswert erscheint.

Ich las jüngst mit meinen Quartanern die Erzählung von P. G. Heims 'Wie „Nr. 16 Mönchengrund“ Weihnachten feierte'. Im Anschluß daran ergab sich von selbst die Lektüre und Erklärung des Gedichtes „Der Lotse“ von Ludwig Giesebrecht, und zum Vergleich las ich den Schülern dann noch ein Gedicht von Otto Ernst vor, dem ich vor drei Jahren in der hamburgischen Zeitschrift „Der Lotse“ begegnet war und das folgendermaßen lautet:

Krachen und Heulen und herstende Nacht,  
Dunkel und Flammen in rasender Jagd —  
Ein Schrei durch die Brandung!

Und brennt der Himmel, so sieht man's gut:  
Ein Wrack auf der Sandbank! Noch wiegt es die Flut,  
Gleich holt sich's der Abgrund.

Nis Randers lugt — und ohne Hast  
Spricht er: „Da hängt noch ein Mann im Raft;  
Wir müssen ihn holen.“

Da faßt ihn die Mutter: „Du steigst mir nicht ein!  
Dich will ich behalten, du bleibst mir allein;  
Ich will's, deine Mutter!

Dein Vater ging unter und Momme, mein Sohn;  
Drei Jahre verschollen ist Uwe schon,  
Mein Uwe, mein Uwe!“

Nis tritt auf die Brücke, die Mutter ihm nach.  
Da weist er aufs Wrack hin und spricht gemach:  
„Und seine Mutter?“

Nun springt er ins Boot und mit ihm noch sechs:  
Hohes, hartes Friesengewächs;  
Schon sausen die Ruder.

Jetzt oben, jetzt unten, ein Höllentanz!  
Nun muß es zerschmettern . . . . Nein: es blieb ganz! . . .  
Wie lange, wie lange?!

Mit feurigen Peitschen heßt das Meer  
Die menschenfressenden Rosse daher,  
Sie schnauben und schäumen.

Wie hechelnde Hast sie zusammenzwingt!  
Eins auf den Nacken des andern springt  
Mit stampfenden Hufen!

Drei Wetter zusammen! Nun brennt die Welt!  
Was da —? Ein Boot, das landwärts hält — —  
Sie sind es! Sie kommen!

Und Auge und Ohr ins Dunkel gespannt — — —  
 Still — ruft da nicht einer? Er schreit's durch die Hand:  
 „Sagt Mutter: 's ist Uwe!“

Man wird zugeben: das Gedicht ist von großer poetischer Schönheit und geradezu dramatischer Kraft; hie und da eine etwas kühne Wendung, wie „berstende Nacht“ und „hechelnde Gast“; aber sonst eine ebenso klare und anschauliche, wie kurze und packende Schilderung des Vorganges; kein Wort zuviel oder zuwenig. In der Tat verfehlte die Ballade ihre ergreifende Wirkung auch auf die jugendlichen Zuhörer nicht. Ihr Inhalt ist übrigens nicht neu. In „Strandgut“ (Ausgewählte Dichtungen von Reinhold Fuchs, vierte durchgesehene, stark vermehrte Auflage, Verlag von Stephan Geibel in Altenburg S.-A.) findet sich unter der Überschrift „Der letzte Mann an Bord“ derselbe Gegenstand in etwas abweichender Gestalt behandelt.

Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß die Ballade zum Vortrage wie geschaffen ist, wenngleich sie naturgemäß nicht geringe Anforderungen an den Vortragenden stellt.

Kemischeid.

Richard Eichhoff.

## Bücherbesprechungen.

Einen reichen Büchersegen hat Max Hesses Verlag in Leipzig über meinen Schreibtisch ausgeschüttet. Da sind zunächst einige von

Max Hesses Neuen Leipziger Klassiker-Ausgaben.

Unter den sogenannten Volks-Klassikerausgaben stehen die Hesseschen ohne Frage obenan. Anfangs nicht schlechter noch besser als die Reclamschen oder Hendelschen, machten sie allmählich immer größere Fortschritte über diese, indem sie nicht nur an Billigkeit und hübscher Ausstattung das Mögliche leisteten, sondern sich auch durch korrekte Texte und gutgeschriebene Einleitungen aufs vorteilhafteste auszuzeichnen begannen. Die mir vorliegenden Ausgaben, die ich im folgenden verzeichne, legen davon sämtlich rühmliches Zeugnis ab.

1. Grillparzers sämtliche Werke. Vollständige Ausgabe in 16 Bänden. Herausgegeben von Moriz Necker. Nicht weniger als fünf Bildnisse des Dichters, zwei Handschriftproben (ein Brief und ein Gedicht) und die Porträts von Katharina Fröhlich, Grillparzers „ewiger Braut“, und von Heinrich Laube, seinem „getreuen Paladin“ sind beigegeben. Was den Text anlangt, so ist er eine Wiederholung des Sauerschen mit einigen Nachträgen, also wirklich gegenwärtig der vollständigste von allen, wobei man freilich nicht verschweigen darf, daß er dies lediglich Sauer's bewundernswürdigem, für alle späteren Ausgaben grundlegenden und maßgebenden Werke verdankt. Ungern vermisse ich einen Hinweis hierauf in Neckers allgemeiner Einleitung. Daß diese mit gründlicher Sachkenntnis und in fesselnder Form geschrieben ist, bedarf

bei einem so tüchtigen und geschmackvollen Kenner wie Neder keiner besonderen Bestätigung. Auch die Bemerkungen, die den Gedichten, jedem einzelnen Drama, den Jugendwerken, den dramatischen Fragmenten, den Studien zum spanischen Theater vorausgeschickt sind, vermitteln in anregender Weise das Verständnis. Dankenswert sind endlich die sorgfältig gearbeiteten Register, die der Verleger beigegeben hat. Wenn man bedenkt, daß dies alles, in vier stattliche Leinenbände gebunden, zu dem fabelhaft niedrigen Preise von 6 M. geboten wird, kann man wohl nicht mit dem Geständnis zurückhalten, daß hier alles geleistet ist, was geleistet werden konnte. Möchte die Nedersche Ausgabe, neben der bahnbrechenden von Sauer, die unsterblichen Werke des großen österreichischen Dichters in die weitesten Kreise des deutschen Volkes hinaustragen!

2. Friedrich Halms ausgewählte Werke in vier Bänden, herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Anton Schloßar. Mit drei Bildnissen und zwei Handschriftproben (einem Briefe und einem Gedichte). In einen Leinenband gebunden 2 M. Mit weit weniger ungemischter Freude begrüßen wir diesen Wiederbelebungsversuch von Grillparzers unebenbürtigen Landsmann. Zwar was Schloßar getan hat, um Halms seltsame Persönlichkeit und seine halbverschollenen Dichtungen modernen Lesern nahe zu bringen, ist alles Lobes würdig, schon deshalb, weil er durchaus maßvoll ist und auch im Tadel nicht zurückhält. Auch soll keineswegs gelehnet werden, daß Halms Gedichte, ja selbst seine einst bewunderten, jetzt fast über Gebühr gescholtenen Dramen viel Bartes, Schönes, Wirkungsvolles enthalten und daß die hier abgedruckten Novellen „Die Marzipanliebe“, „Die Freundinnen“ und „Das Haus an der Beronabrücke“ wirklich bedeutende Kunstwerke sind. Dennoch würde es nur wenig wünschenswert erscheinen, wenn seine auf den äußeren Effekt gearbeiteten, innerlich unwahren, im schlechten Sinne romantischen Bühnendichtungen wieder in die Mode kämen. Von ihnen kann man wohl sagen: sie haben ihren Lohn dahin. Immerhin ist es dem Literaturfreunde wertvoll, diese im Buchhandel schwer aufzutreibenden Zeugnisse eines glänzenden, aber flachen Talentes in so handlicher und wohlfeiler Ausgabe vereinigt zu finden.

3. Wielands ausgewählte Werke in vier Bänden, herausgegeben von Wilhelm Bölsche. Mit zwei Bildnissen, einer Handschriftprobe (Brief) und den Abbildungen des Grabdenkmals in Oßmannstätt und des Standbildes in Weimar. Für den Preis von 1,75 M. erhalten wir hier den Oberon, die Musarion, Sirt und Märchen, Gandalin, Winter- und Sommermärchen, den herrlichen Geron, Hann und Gulpenheh, Vogelsang, Lolo, Pervonte und die Wasserfufe, lauter Perlen der poetischen Erzählungskunst, und endlich die prächtigen Abderiten. Dazu hat Bölsche in seiner liebenswürdigen Grazie mit vollendeter schriftstellerischer Geschicklichkeit eine umfangreiche Einleitung geschrieben, die wohl geeignet ist, das übrigens niemals ganz geschwundene Interesse des Volkes an dem unsterblichen Oberonsänger neu zu beleben. Schade, daß die Rücksicht auf den Umfang der Ausgabe nicht gestattete, den auch von Bölsche sehr hochgestellten Agathon mit aufzunehmen. Schließlich

wäre zu erwägen, ob bei einem etwa nötigen Neudruck nicht die häßlichen Sperrungen, die allerdings auf Wieland selbst zurückgehen, abgeschafft und zu den Abberiten die notwendigsten Erläuterungen, die in meiner Ausgabe (Bibliogr. Institut) bequem zur Hand sind, gegeben werden könnten.

Eine höhere literarische Bedeutung dürfen die beiden „Klassikerausgaben“, die ich hier noch zu besprechen habe, für sich in Anspruch nehmen.

4. Hermann Kurz' sämtliche Werke in zwölf Bänden, herausgegeben von Hermann Fischer. Mit drei Bildnissen und einem Gedicht nach der Handschrift. In drei Leinenbände gebunden 6 M. — Was will Kurz unter den Klassikern? Wer so fragt, beweist nur seine Unkenntnis. Kurz ist nämlich wirklich ein Klassiker des Romans und der Novelle, und zwar in viel eigentlicherer Bedeutung als z. B. Hauff, der seit Jahrzehnten anstandslos seinen Platz unter den deutschen „Klassikern“ behauptet. Das wird jeder bestätigen, der den „Sonnenwirt“, „Schillers Heimatsjahre“ und „Die beiden Tubus“ gelesen hat. Es ist ein wahres Verdienst, das sich der Herausgeber und der Verleger erworben haben, indem sie den so ungerecht vergessenen, richtiger gesagt eigentlich niemals nach Gebühr bekannt gewordenen schwäbischen Erzähler in einer so schönen, billigen und vollständigen Ausgabe dem deutschen Volke vorstellen. Hier ist köstliche Nahrung für Geist und Herz, urfrisch und gesund, voll Poesie und innigen Humors, wie sie die Gegenwart kaum zu bieten hat. Und diese Prachtstücke eines echten Dichters konnten seinerzeit kaum Verleger finden und haben ihrem Schöpfer so gut wie keinen klingenden Sold eingebracht! Es ist wahrhaft erschütternd, in Fischers ausgezeichnete biographische Einleitung zu lesen, wie Kurz sein Leben lang mit widrigen Umständen gekämpft hat, und aus der Seele gesprochen ist uns des Herausgebers Wunsch, daß diese Werke, die bei ihrem Erscheinen ausschließlich den Beifall der Besten gefunden haben, nunmehr noch in weiteren Kreisen die Liebe des deutschen Volkes erwerben möchten, aus dessen Seele heraus sie empfunden und gedichtet sind. Die vortrefflich orientierenden Vorbemerkungen, die Fischer den einzelnen Schriften beigegeben hat, werden das Ihre dazu beitragen.

5. Ludwig Tieck's ausgewählte Werke in vier Bänden, herausgegeben von Georg Witkowski. In einen Leinenband gebunden 2 M. Der Sänger der Waldeinsamkeit und der mondbeglänzten Raubernacht, der Schöpfer des deutschen Kunstmärchens und der modernen Novelle, der geistvolle Kritiker und geniale Dramaturg in sparsamer Auswahl seiner Hauptwerke. Über die Auswahl aus einer so großen Masse wird sich natürlich immer streiten lassen, und so muß auch ich gestehen, daß ich z. B. die erste Meisternovelle „Die Gemälde“ schmerzlich vermisse<sup>1)</sup> und dafür gern das eine oder andere (etwa die doch sehr fadenscheinige Magelone) preisgegeben hätte. Aber im ganzen trifft Witkowski gewiß das Richtige, und mit besonderer Freude begrüße ich

1) Tieck's Meisterwerk „Vittoria Accorombona“, für die „Werke“ zu umfangreich, hat der Verleger sich bereit finden lassen in neuer Bearbeitung für seine „Volksbücherei“ zu erwerben.



es, daß er auch die kritischen Schriften in recht stattlicher Auslese herangezogen hat. Der Schwerpunkt der ganzen Ausgabe ruht aber doch in der sehr umfangreichen Einleitung des Herausgebers, die zwar auch für den Laien höchst anziehend und lehrreich, insbesondere aber für jeden, der sich wissenschaftlich mit dem Dichter beschäftigt, unentbehrlich ist. Selbständige Forschung und geistvolle Darstellung haben sich hier vereinigt, um ein musterhaftes Gemälde von Tieds Leben und Wirken hervorzubringen. Ganz neu ist, was über die frühesten Dichtungen Tieds mitgeteilt wird. Die Beigaben, ein bisher ungedrucktes Gelegenheitsgedicht aus dem Jahre 1841 und ein Bildnis des alten Dichters, zeugen gleichfalls von dem Streben, etwas Neues zu bringen und sind sehr willkommen, obwohl ich im Hinblick auf die volkstümliche Bestimmung der Ausgabe gewünscht hätte, anstatt des von Alter und Krankheit furchtbar gebeugten Greises, dessen schöpferische Kraft gebrochen war, den jungen Mann aus der Zeit fröhlichen Schaffens im Bilde zu sehen, von dem doch auch das gleichfalls beigelegte Bogelsche Porträt aus dem Jahre 1856 keinen klaren Begriff gibt. Interessant freilich ist auch jenes Altersbild in hohem Grade, aber wer den Lebensgang des Dichters kennt, kann es doch nur mit Wehmut anschauen.

Ferner liegen uns vor ein paar Bändchen aus der sehr empfehlenswerten Sammlung: Die Meisterwerke der deutschen Bühne, herausgegeben von Prof. Dr. Georg Witkowski, nämlich Goethes Götz von Berlichingen mit Einleitung und Anmerkungen von Prof. Dr. Adolf Hauffen, Egmont, herausgegeben von Dr. Max Morris, Die Laune des Verliebten und Die Geschwister von Prof. Dr. Jacob Minor und Schillers Tell von Witkowski. Mitarbeiter an der Sammlung sind ferner Max Koch, Albert Köster, Franz Munder, August Sauer, Erich Schmidt und viele andere Autoritäten. Eine Empfehlung ist angesichts solcher Namen überflüssig. Ich will nur bemerken, daß diese kleinen sauber ausgestatteten Ausgaben nicht eigentlich für die Schule bestimmt und gerade deshalb vielleicht ganz besonders für den Schulgebrauch geeignet sind, insofern sie dem Lehrer nicht alles vorwegnehmen, sondern zur Vertiefung und selbständigen Beschäftigung vor und nach der Schullektüre anregen. Die Einrichtung der „Meisterwerke“ ist folgende: Jedem Werke geht eine kurzgefaßte Einleitung voran, die ohne weiterschweifige historische oder ästhetische Erörterungen, unter Stichworten klar gegliedert, über das Werk als Ganzes, seine Entstehung, Form, Bühnengeschichte usw. unterrichtet. Hieran schließen sich alphabetisch geordnete knappe Anmerkungen, die alle Dunkelheiten des Inhalts und der Sprache erläutern, und zwar vor dem Text des Dramas, damit die Leser schon im voraus ein Bild von der sprachlichen Eigenart der Dichtung gewinnen und dadurch die Schwierigkeiten, die den ungestörten Genuß hindern würden, aus dem Wege geräumt werden. Die Texte selbst dürfen auf wissenschaftliche Zuverlässigkeit Anspruch erheben. Jeder Band enthält außerdem ein Schema, das der Besitzer selbst ausfüllen kann, mit Aufzeichnungen über gesehene Theateraufführungen, mit

Eindrücken, Betrachtungen usw., eine ganz hübsche Anregung zu selbständigem Nachdenken, namentlich für die heranreifende Jugend, die etwas mehr als flüchtigen Genuß sucht. Der Preis jedes Bandes ist auf nur 30 Pf. festgesetzt. So darf auch dieses Unternehmen des rührigen Hesseschen Verlags der Beachtung und eifrigen Benutzung nicht nur der Theaterbesucher, sondern auch der Schulmänner und aller Freunde der dramatischen Dichtung gewiß sein.

Ich schließe diese Reihe von Anzeigen mit einem kurzen Hinweis auf ein trotz seines geringen Umfanges wichtiges und interessantes Büchlein, das abermals Georg Wittkowski zum Verfasser hat: Was sollen wir lesen und wie sollen wir lesen? Es verlohnt sich wohl der Mühe zu erfahren, wie diese bedeutungsvollen Fragen von einem so kenntnisreichen, geschmackvollen und scharfsinnigen Ratgeber beantwortet werden. Da er seinen sehr beherzigenswerten Ratsschlägen auch noch ein Verzeichnis empfehlenswerter Bücher, ähnlich wie Schönbach in seiner größeren Schrift „Über Lesen und Bildung“ beigibt, und Abhandlung nebst Verzeichnis für 20 Pfennige zu haben ist, so dürfen wir hoffen, daß recht viele, die lesen wollen und nicht wissen was und wie, aus diesem Büchlein (Leipzig, M. Hesses Verlag) sich Belehrung holen werden.

Baußen.

Gotthold Klee.

Cotta'sche Bibliothek der Weltliteratur. Hebbels Ausgewählte Werke. In 6 Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Richard Specht. Bd. 1—5, je 1 M. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Die Begeisterung für Hebbel ist in unseren Tagen in stetem Wachsen begriffen. Die erhöhte Ehrfurcht vor dem Schaffenden und die strengere Erziehung unseres Kunstverständnisses mögen dazu beitragen. „Vom geistig höher Stehenden wird jetzt dem Dichter die Berechtigung zugesprochen, uns ein Mahner und Richter zu sein, indem er uns durch das Medium seines Geistes das Wesen der Welt und unsere eigene Armseligkeit erblicken läßt. Die fortschreitende Läuterung, die Hebbel in unablässigem Ringen mit den Widerwärtigkeiten und dem Elend des äußeren Schicksals, und mit dem Troß und Zorn seiner tief verwundeten und erst spät zu Frieden, zu ruhiger Wärme und zu gefestigtem Glück gelangten Seele endlich erreichte, spricht aus jedem seiner Werke zu uns. Der Weg von der düsteren Blut der „Judith“, der dumpfen Erbitterung der „Maria Magdalena“ bis zu der kraftvollen Staatsweisheit und dem Farbenprunk der „Agnes Bernauer“, der kristallisch durchsichtigen Schönheit und dem sittlichen Adel des „Gyges“ und der gebändigten Wucht und Größe der „Nibelungen“ bedeutet eine der glänzendsten Siegesstraßen der deutschen Dichtung.“ Hebbels Werke gehören zu jenen, die nicht gleich auf den ersten Blick zugänglich sind; erst beim zweiten erschließt sich uns ihre Herrlichkeit. Daß der Meister „solche zweite Blicke“ in Anspruch nehmen darf, will Richard Specht in seiner trefflichen Ausgabe beweisen. Er widmet sie in schönen Versen der Gattin des Dichters „als Liebesgabe, als freudiger Gefolgschaft schlichtes

Zeichen". Im ersten Bande bietet er eine von feinstem Verständnis für Hebbels Eigenart zeugende Biographie des Poeten, die „Gedichte“ und das idyllische Epos „Mutter und Kind“, die Hebbel sein „Bijou“ Emil Kuh gegenüber nannte. Band 2 bringt „Jubith“, „Genoveva“ und „Maria Magdalena“, Band 3 „Herodes und Mariamne“, „Michel Angelo“, „Agnes Bernauer“ und „Gyges und sein Ring“, Band 4 „die Nibelungen“ und „Moloch“, Band 5 die Novellen und Erzählungen „Meine Kindheit“ und die „Schriften zur Theorie der Kunst“. Alle Dichtungen sind mit gut orientierenden Einleitungen versehen. Die Bände sind elegant ausgestattet, der Preis ist sehr billig zu nennen. So ist diese vorzügliche Ausgabe geeignet, die Dichtungen Hebbels in weiteste Kreise zu tragen und das Innenleben dessen zu erhöhen und zu vertiefen, der sich ihrem Zauber hingibt. Möchten sie vor allen Dingen auch auf den Bühnen Deutschlands ihren Einzug halten und dort die leichtesten, leichtesten Stücke vertreiben, damit auch von diesen Stätten wieder ethische Kräfte sich in unser Volksleben ergießen. Die mustergültige Aufführung von „Herodes und Mariamne“ auf unserer Hofbühne hat im geistigen Leben unserer Stadt ein tiefes, anhaltendes Echo geweckt.

Dresden.

Lic. Dr. Kurt Warmuth.

Zur Pflege des Schönen. Beiträge aus dem Unterricht in den Mittelklassen des Gymnasiums. Von Prof. Dr. Karl Hille. 2. verb. und verm. Aufl. Paderborn, Ferdinand Schöningh, 1904. 80 S. Preis 1 M.

Das allgemeine, aufgeregte Gerede von der „Kunst für alle“ und der „künstlerischen Erziehung der Jugend“ ist allmählich stiller geworden. Man glaubt nicht mehr so fest an die Möglichkeit oder gar Notwendigkeit, die Kunst geradezu an die Stelle der Wissenschaft zu setzen, insbesondere aus dem humanistischen Gymnasium eine Kunstlehranstalt zu machen. Die Überzeugung hat sich gefestigt, daß das Gymnasium auf dem Grunde der Wissenschaft beharren muß. Aber bei aller Übertreibung und Einseitigkeit hat die Bewegung, zu der Langbehn's „Rembrandt als Erzieher“ den Hauptanstoß gab, nun da sich die Sturm- und Schwarmgeister beruhigt haben oder verstummt sind, doch die segensreichsten Folgen auch für unsere Gymnasien gezeitigt, seitdem geprüfte, d. h. erfahrene Lehrer die Frage in treue, ernste Erwägung zogen, auf welche Weise das ästhetisch Schöne, die Kunst im weitesten Sinne, innerhalb des Kreises, der den Aufgaben des Gymnasiums gezogen ist, gepflegt werden könne. Während man eine Zeitlang den Begriff „Kunst“ in der Regel ganz unberechtigtweise auf die bildende Kunst einschränkte, ist man sich jetzt wieder darüber klar geworden, daß es der Natur der Sache nach vielmehr die redenden Künste sein müssen, denen das Gymnasium seine Pflege angedeihen lassen kann und soll. In diesem Sinne, sicher und klar, faßt die obengenannte kleine, aber ungewöhnlich gehaltreiche Schrift eines erprobten Schulmannes ihren Gegenstand und behandelt ihn nach selbigen Erfahrungen so, daß ein bleibender Gewinn dabei herauspringt als mit hochtrabenden Redensarten. Gerade darin

erblicken wir den besonderen Vorzug des Büchleins, daß es sich aller effektvollen Lustsprünge enthält und schlicht und verständig auf dem Boden des Erreichbaren, weil Erreichten, bleibt. Überzeugend legt der Verfasser klar, daß sich vor allem im sprachlichen Unterricht eine unererschöpfliche Fülle an Kunstgebilden und Kunstübungen bietet, daß damit mehr künstlerische Erziehung, mehr ästhetische Bildung erzielt werden kann als auf jeder Schule anderer Art, ohne daß das Gymnasium seiner eigentlichen, ursprünglichen Bestimmung irgendwie entfremdet würde. Der Verfasser betrachtet unter diesem Gesichtspunkte eine Reihe alltäglicher und darum eben wichtiger Vorgänge beim Unterrichte. Er weist darauf hin, daß Sprache und Sprachdenkmäler zum guten Teile Kunstgebilde sind. Er zeigt, was kunstmäßiges Lesen und Rezitieren sei, wie wichtig es ist, daß der Lehrer die Kunst des Vortrages beherrsche, und auf welche Weise ein schöner Vortrag beim Schüler erzielt werden kann. Wie seine Betrachtung sich überhaupt nicht auf den deutschen Unterricht einschränkt, so zieht er auch hier die altklassischen Sprachen heran und widmet deshalb dem so bedeutsamen Kapitel des Übersetzens eingehende Erwägung. Er macht einleuchtende Vorschläge darüber, was in den Mittelklassen des Gymnasiums, denen er hauptsächlich seine reiche Erfahrung zugute kommen läßt, für die Kunst des Stiles geschehen kann; und kurz, aber ganz vorzüglich ist, was er über die Mittel sagt, mit denen beim Aufsätze der schönste Erfolg erzielt werden kann, nämlich daß der Schüler sein Inneres aufstue, Eigenes gebe. „Zur Echtheit des Inhaltes“, heißt es treffend, „findet sich dann von selbst der dazu passende Ausdruck.“ Selbst an der scheinbar elementaren, in Wahrheit sehr wichtigen Frage, wie dem Verfall der Schreibkunst gesteuert werden könne, geht der Verfasser nicht vorüber, ohne klugen Rat zu erteilen. Der letzte Abschnitt handelt von der Reinheit der Sprache, die mit Recht als ein wesentliches Merkmal ihrer Schönheit bezeichnet wird. Auch hier beobachtet Hille ein durchaus verständiges Maßhalten, auch hier streift sein unbefangener Blick die Gebiete des altklassischen Unterrichts. Mag man im einzelnen hier und da anderer Meinung sein als der Verfasser, ohne reichen Gewinn wird niemand die treffliche Schrift lesen, und deshalb wünschen wir aufrichtig, daß sie unter den Berufsgenossen, in erster Linie unter den Lehrern nicht nur der mittleren, sondern aller Gymnasialklassen recht viele Leser, die ohne Zweifel dankbare Leser sein werden, finde.

Baunzen.\*

Gotthold Klee.

Übungs- und Prüfungsaufgaben zur deutschen Sprachlehre. Von Julius Bräuninger, Königl. Realschulrektor. 2. Aufl. 68 Seiten. München, Verlag von R. Oldenbourg, 1904. Preis 40 Pfg.

Um die Absicht zu kennzeichnen, die den Verfasser dieses ganz und gar aus langjähriger Praxis hervorgegangenen Hilfsmittels (1. Auflage 1894) geleitet hat, sei aus seinem Vorwort folgendes wiederholt: „So groß die Zahl der schon vorhandenen deutschen Grammatiken und Übungsbücher ist, so

empfindlich war bis jetzt noch immer der Mangel an wirklich brauchbaren Grammatikübungen. Diesem Mangel einigermaßen abzuhelpfen, soll der Zweck des vorliegenden Büchleins sein. Dasselbe will durchaus keines von den an unseren Schulen bereits eingeführten deutschen Sprachbüchern verdrängen, sondern wird sich vielmehr mit größtem Vorteile als Ergänzung zu ihnen verwenden lassen.“ Letztere Selbsterwartung übertreibt nicht im geringsten, findet im Gegenteil in der Notwendigkeit einer neuen Auflage Bestätigung, um so mehr als das zunächst auf Schulen Bayerns berechnete Büchlein daselbst nicht unmittelbar im Unterrichte verwendet werden konnte, weil es im staatlichen „Verzeichnis der gebilligten Lehrmittel“ bisher leider noch fehlt.<sup>1)</sup> Wo der langjährige deutsche Unterricht des sorgfamen Beobachters Rektor J. Bräuninger diesem die Notwendigkeit von Belegaufgaben in größerer oder geringerer Anzahl nahelegte, hat er solche gebildet. Danach füllen diese 20 Seiten für die Formenlehre, 40 für die Syntax. Dieses Verhältnis entspricht auch, wie jeder Fachmann aus Erfahrung weiß, dem üblichen Durchschnittsbedürfnisse.

Im Abschnitte über die Deklination wird reichliches Material vorgelegt für Übungen über den schwachen Genitiv Singularis, Verbindungen zweier Substantive, Substantiv mit Attribut, verschiedene Pluralformen, diese größtenteils an ganzen Sätzen, Einprägung mehrerer schwieriger Pronominalfälle, Durchführung etlicher Steigerungen. Das Kapitel über die Konjugation bietet mannigfaltigsten Stoff, um regelmäßige und unregelmäßige Formen, zumal von verwandten oder ähnlich lautenden Verben, zu lernen; Nr. XIII ermöglicht hübsch die Regel zu abstrahieren, wie die mit Präpositionen gebildeten Komposita je nach der Bedeutung trennbar oder untrennbar sind. Der 3. Teil, über die Präpositionen, enthält nicht nur übersichtliche Einzelunterlagen, um diese den Schüler erfahrungsgemäß zu viel Fehlern verleitende Wortgattung zu erläutern, sondern auch ein geschickt aufgebautes Lesestück über den Rheinfluß, das in allen vorkommenden Präpositionen abwechseln heißt.

Das zweite und das dritte Drittel erstrecken sich auf die Satzlehre. Die einzelnen Satzglieder, desgleichen die Satzarten unterscheidet Bräuninger aufs deutlichste und führt diese Unterscheidungsmerkmale in feingewählten Stilproben schön vors Auge: Lessing, Barnhagen, C. M. Arndt, A. v. Humboldt u. a.; auch ganz Moderne, wie B. Siemens, Karl Schurz, Alfr. Kiebel steuern kürzere Musterstücke bei. Die Lehre von der Periode, nett durch eine Priamel aus „Des Knaben Wunderhorn“ illustriert, tritt durch die hier klassifizierenden Beispiele in weit helleres Licht als durch abstrakte Regeln der Grammatik. Der Anhang „Satzformelzeichen“ leitet gut an, die mannigfaltigen Satzformen zu gruppieren.

1) Vgl. meine entsprechenden Hinweise auf Bräuningers Aufgabenbüchlein in „Bayr. Ztschr. f. Realschulwesen“ 1902 S. 47 u. 1904 S. 170.

Nachdem ich das treffliche, knapp und klar gehaltene Heft jahrelang mit vielseitiger Erkenntlichkeit benutzt habe, will ich es den vielen Lehrern, die um solch ein Handbüchlein für Aufgaben in Verlegenheit kommen, in 2. Auflage warm empfehlen.

München.

Ludwig Fränkel.

Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts in seiner Entwicklung dargestellt von Georg Witkowski. Mit einem Bildnis Hebbels. Leipzig, B. G. Teubner, 1904. Preis geb. 1,25 M.

Die vorliegende Schrift des rühmlichst bekannten Literaturhistorikers bildet ein Bändchen der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ und entspricht genau deren Bestimmung, sie ist wissenschaftlich und zugleich gemeinverständlich. Aus Volkshochschulvorträgen entstanden, versucht sie vor allem, das Verständnis des Dramas der Gegenwart auf historischem Wege anzubahnen. Neben den geschichtlichen Momenten, welche die letzten Stadien der Entwicklung bedingen, sind daher auch Kunstanschauung, Schauspielkunst und Publikum, als wichtige Faktoren der dramatischen Produktion, gebührend berücksichtigt; selbst das Musikdrama und die niederen Gattungen (Schwank, Posse usw.) werden in ihren Wandlungen skizziert. Schon die gebotene Kürze nötigte dabei zur Beschränkung auf das Wesentliche und Wichtige, doch fehlen nicht die Namen von Persönlichkeiten und Werken, „nach denen der Leser am ehesten suchen mag, weil sie in der Literaturgeschichte oder auf der Bühne zu den am meisten genannten zählen“.

Mit Lessing einsetzend, gibt der Verfasser einen raschen Überblick über unser Drama am Ende des 18. Jahrhunderts und führt dann die Entwicklung der dramatischen Dichtung von 1800—1830 (Romantiker, Schicksalsdrama, Kleist, Schillers Nachahmer, Grillparzer, Raimund, Grabbe) in großen Zügen vor, um endlich in zwei umfangreichen Kapiteln die Bühnendichtung vom Jungen Deutschland bis auf Wildenbruch (1830—1885) und das naturalistische Drama (1885—1900) eingehend zu schildern. Er tut dies in so kundig zuverlässiger, leidenschaftsloser Weise, mit solcher Kunst der Gruppierung und der Charakteristik, in so klaren Umrissen und mit so frischen Farben, daß ich mich nicht erinnere, den Gegenstand jemals in gleich fesselnder und lehrreicher Darstellung behandelt gefunden zu haben. Witkowski wird jeder Erscheinung gerecht, verfällt dabei aber keineswegs in Gleichmacherei, das Große ist stets wirkungsvoll abgehoben vom Mittulguten und Alltäglichen, das Schlechte ist schonungslos als solches gebrandmarkt. Überall erkennt der Leser, daß ein zuverlässiger Führer ihn durch die Menge der Erscheinungen führt, und freut sich der anmutigen, geistreichen Art, wie dies geschieht. Den Gipfel erreicht die Schrift in der schlechtthin meisterhaften Besprechung Hebbels, und hier wieder in dem, was über das erste soziale Drama der Gegenwart „Maria Magdalena“ und über Hebbels reinstes Kunstwerk „Gyges und sein Ring“ gesagt wird. Mit außerordentlicher Feinheit, liebevoll und doch ohne

jede Überschätzung wird auch, um nur noch eine Glanzstelle des innerlich so reichen Buches hervorzuheben, die Eigenart und der Entwicklungsgang Gerhart Hauptmanns gezeichnet. Auch im Verfehlten erkennt Wittkowski bei diesem Dichter mit Wärme den Ernst des Strebens an, das keine anderen Ziele kennt, als der Zeit und der Kunst zugleich zu dienen. „Auf ihm“, so schließt er die Betrachtung, „ruht vorläufig noch die beste Hoffnung für die nächste Zukunft unseres Dramas. Er ist nicht der große Dichter, der mit schöpferischer Phantasie der wirklichen Welt ihr Abbild in einer neuen, von ihm selbst geschaffenen, gegenüberstellt, aber er zählt zu den Vorläufern, die das Werkzeug bereiten, mit dem der Genius später das Herrlichste vollbringen kann. Daß er uns bald erscheine, ist der Wunsch aller, denen es um unser Drama Ernst ist, und die in ihm nicht einen Gegenstand leichter Unterhaltung, sondern das wirksamste Mittel zu künstlerischer Erhebung für das ganze Volk erblicken.“ Das letzte Kapitel faßt das „Ergebnis des Jahrhunderts“ in klaren, wohlwogenen Sätzen zusammen. Dabei zeigt es sich, daß für die Beantwortung der Frage, welche Bedeutung dem 19. Jahrhundert in der Geschichte des deutschen Dramas zukomme, die Entwicklung der höchsten Gattung, der Tragödie, am meisten ins Gewicht fällt. Ihre vorherrschenden Kunstformen blieben im wesentlichen unverändert; die Versuche, dem klassischen Schönheitsideal neue, romantische, realistische und naturalistische Gestaltungsarten gegenüberzusetzen, haben zu keinem allgemein anerkannten Ergebnisse geführt. Unmittelbare tiefe ästhetische Wirkung auf die breitesten Schichten des Volkes üben neben den großen Werken der klassischen Zeit nur Kleist und Grillparzer, während sich für Hebbel und Ludwig erst ein größerer Kreis von verständnisvollen Anhängern findet; „Hauptmanns Dramen sind noch zu jung, als daß sich erkennen ließe, welche endgültige Bedeutung den großen Erfolgen einzelner von ihnen beizumessen ist.“ Hierauf würdigt der Verfasser die hohe Bedeutung des Musikdramas Richard Wagners und stellt fest, daß in den „mittleren Gattungen“ des Schau- und Lustspiels eine Steigerung des Durchschnittpönnens unverkennbar ist, daß dagegen Schwank, Posse und Volksstück das Bild stetigen Verfalles bieten. Endlich gibt er ein sehr interessantes Verzeichnis über die vom 1. September 1899 bis zum 31. August 1903 am häufigsten aufgeführten Dramen, die zwischen 1800 und 1880 entstanden sind, und schließt mit einem nicht minder lehrreichen Hinweis auf Schauspielhäuser, äußere Ausstattung der Aufführungen und Geschmack des Publikums.

Baugen.

Gotthold Klee.

Spruchdichtungen aus dem Nachlasse von Justus Frey. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller, 1903.

Justus Frey ist der Deckname des 1878 verstorbenen, in österreichischen Landen wohlbekannten dichterischen Deutschböhmen Andreas Ludwig Zeittelles; Herausgeber der Sammlung ist der verdienstvolle Germanist Adalbert Zeittelles, des Dichters nunmehr hochbetagter Sohn, der schon im Jahre 1899 „Gesammelte Dichtungen“

seines Vaters herausgegeben hat. Die hier zusammengestellten Epigramme bezeugen, daß der Verfasser ein sinniger und feingebildeter Mensch und ein gerader männlicher Charakter war. Im Tone der Goetheschen „Zahmen Kenien“ und der Rückertschen Sprüche, aber mit beachtenswerter Selbständigkeit formt er seine treffenden und klugen Gedanken über Wahrheit, Leben, Glück, Tugenden und Fehler der Menschen, über Gesellschaft, Erziehung, Kunst, Poesie, Philosophie, Religion und öffentliches Leben zu zierlichen und kräftigen Epigrammen, die in Ernst und Humor vielerlei zu denken geben und einen Ehrenplatz in unserer didaktischen Literatur beanspruchen dürfen. Daß sie, obwohl über ein Vierteljahrhundert alt, zum Teil sogar viel älter, doch auf moderne Verhältnisse anwendbar sind, haben sie mit aller echten Spruchdichtung gemein, die aus dem Vergänglichen das Bleibende, Allgemeinmenschliche schöpft.

Bauzen.

Gotthold Klee.

### Zeitschriften.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Jahrg. 1904. 28. Heft (Nr. 155—160). Inhalt: Frieda Frein von Bülow. Eine literarische Skizze. Von S. Hoehstetter. — Der zweite Philosophenkongreß in Genf. Von Ed. Plaghoff-Dejeune. — 29. Heft (Nr. 161—166). Inhalt: Modernes im Altertum. Von Dr. Paul Wagler. — Petrarca und Madonna Laura. Von Prof. Dr. Karl Voßler (Heidelberg). — Anno Fischer. (Ein Gedenkblatt zu seinem 80. Geburtstag.) Von Dr. Karl Haack. — Frau Christine Reinhard über Goethe. Mitgeteilt von Ludwig Geiger. — 30. Heft (Nr. 167—172). Inhalt: Die politische Bedeutung der Volksbildung. — Eine neue Biographie Spinozas. Von Bernhard Münz. — Eine wissenschaftliche Huldigung für Anno Fischer. Besprochen von Rudolf Eucken. — Ein Brief der „Karschin“ an Goethe. — Modernes im Altertum. Von Dr. Paul Wagler (Wurzen). — Der Streit um das Heidelberger Schloß. Von Paul Garin. — 31. Heft (Nr. 173—178). Inhalt: Eine Biographie Adalbert Stifters. Von O. B. — Der geschichtliche Kern von Hauffs Lichtenstein. Von Rudolf Krauß. — Schiller und die Bühne. Von Dr.

Eugen Kilian. — Modernes im Altertum. (Schluß.) Von Dr. Paul Wagler (Wurzen). — Der Klassiker der dänischen Neuromantik. Von Lorenz A. Krapp. — 33. Heft (Nr. 185—189). Inhalt: Der Prozeß Jesu. Von O. B. — Die ästhetische Entdeckung des Rheines. Von G. Liebe.

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. 25. Jahrg. Nr. 7. Delbrück, Grundfragen der Sprachforschung, besprochen von Sütterlin. — W. Wundt, Sprachgeschichte und Sprachpsychologie, besprochen von Sütterlin. — Gloth, Das Spiel von den sieben Farben, besprochen von Helm. — Forschungen zur neueren Literaturgeschichte. XV., XXII., XXIV., besprochen von Woerner.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik. 7. Jahrg. 1904. XIII. und XIV. Bandes 7. Heft. Inhalt: Der griechische Roman. Gegenwärtiger Stand unserer Kenntnis über seinen Begriff und Ursprung. Von Prof. Dr. Wilhelm Schmid in Tübingen. — Friedrich Hölderlin. Von Geh. Hofrat Prof. Dr. Otto Hense in Freiburg i. B. — Anstand und Etikette nach den Theorien der huma-



nisten. Von Universitätsbibliothekar Dr. Aloys Bömer in Münster (Schluß). — Aus Lehrbüchern für den deutschen Unterricht aus dem XVII. und XVIII. Jahrhundert. Von Prof. Rudolf Windel in Halle.

Monatsschrift für höhere Schulen. III. Jahrg. 8. Heft, August. Inhalt: Reiseindrücke bei einem Besuche höherer Lehranstalten der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Oberlehrer Dr. W. Reinhardt in Frankfurt a. M. — Die neue Hebbel-Ausgabe von Richard

Maria Werner. Von Geh. Ober-Reg.-Rat Dr. A. Matthias in Berlin. — Bemerkungen zu den Verdeutschungen von Kunstausdrücken der Sprachlehre. Von Direktor Dr. J. Miltzner in Allenstein i. Ostpr. — Wilamowitz' Lesebuch als ergänzendes Hilfsmittel für den griechischen Unterricht. Von Direktor Spreer in Merseburg. — Auf Saujagd bei Homer. Von Prof. Dr. Hoffmann in Sondershausen. — Der Bildungswert der modernen Sprachen. Von Direktor Prof. Dr. Hausknecht in Kiel.

### Neu erschienene Bücher.

E. Schaible, Geistige Waffen. Ein Aphorismen-Lexikon. Freiburg i. B., Paul Wankel. 1904. 632 S. Preis geb. 7 M. 50 Pf.

Joh. Ohquist, Deutsche Prosa und Dichtung. 3. Aufl. Helsingfors, Aktiengesellschaft Otava. 320 S.

Dr. Heinrich Klenz, Wörterbuch nach der neuen deutschen Rechtschreibung. Leipzig, Göschen. 1904. 268 S.

Arno Holz, Dafnis. Lyrisches Porträt aus dem 17. Jahrhundert. München, R. Piper u. Co. 1904. 266 S.

Kohls-Meyer-Schuster, Deutsches Lesebuch. 5. Teil (Obertertia und Untersekunda). 8. Aufl., bearb. von Fiehn-Schaefer-Schuster. Hannover, Helwing. 1905. 320 S.

L. Lütteken, Lessings Abhandlungen über die Fabel und Literaturbriefe. Schulausgabe. Paderborn, F. Schöningh. 1904. 264 S.

F. Weicken, Dichter des 19. Jahrhunderts. Lyrische und epische Gedichte aus der Zeit nach Goethes Tod. Paderborn, F. Schöningh. 1904. 227 S.

Prof. Dr. Heinrich Hofmann, Die Entstehung des Neuen Testaments. Religions-

geschichtl. Volksbücher, I. Reihe, 11. Heft. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke'sche Druckerei und Verlag. 1904. 47 S.

Dr. H. Crohn, Grillparzers Goldenes Blied. Schulausgabe. Paderborn, F. Schöningh. 1904. 220 S.

Prof. D. Pfeleiderer, Vorbereitung des Christentums in der griechischen Philosophie. Religionsgeschichtl. Volksbücher. III. Reihe, 1. Heft. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke'sche Druckerei und Verlag. 1904. 82 S.

Paul Strzemcha, Geschichte der deutschen Nationalliteratur. 7. Aufl. Leipzig und Wien, Franz Deuticke. 1904. 221 S.

Dr. Friedrich Bartels, Lern- und Übungsbuch für die deutsche Sprachlehre und Rechtschreibung. 1. Heft, 9. Aufl. Leipzig und Berlin, Th. Hofmann. 1904. 60 S.

R. Dorenwell, Der deutsche Aufsatz. 1. Teil. 5. verb. Aufl. Hannover und Berlin, Carl Meyer (Gust. Prior). 1904. 337 S.

Johannes Meyer, Kleines deutsches Sprachbuch. Ausg. B. 3. Heft, 3. Aufl. Hannover und Berlin, Carl Meyer (Gust. Prior). 1904. 122 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Fürstenstraße 52<sup>L</sup>

## Martin Greifs Gedichte in siebenter Auflage.

Von Julius Sahr in Gohrisch b. Königstein.

Es gibt zwei Arten, ein Gedichtbuch zu lesen.

Die eine Art besteht darin, daß man — wie Goethe es vor hundert Jahren für „Des Knaben Wunderhorn“ forderte — in jedem Moment der Stimmung und Unstimmung das Buch zur Hand nimmt, um etwas der jeweiligen Gemütslage Entsprechendes darin aufzusuchen. Man will genießen, man will verstehen. Auf diese Weise wird uns das Buch langsam zum Freunde; wir kommen ihm näher, lernen mit ihm leben, werden mit ihm vertraut — wir geben uns ihm hin, um uns anregen, beruhigen, trösten, erheben zu lassen. Das durch des Dichters Kunst verklärte und vertiefte Welt- und Lebensbild, das der Band enthält, wirkt immer wieder läuternd, veredelnd auf uns ein. Wir verwachsen schließlich mit dem Buche, so daß wir imstande sind, was wir für unsere Gemütslage brauchen, sofort darin zu finden, daß wir auch die verborgeneren Ecken und Fleckchen im Buche genau kennen und, wenn wir dessen bedürfen, des Zuspruches unseres Dichters in jedem Falle gewiß sind. Langsam, aber sicher gewinnen wir so ein innerliches, persönliches Verhältnis zu dem Buche und, ohne daß wir es ahnen, auch zum Dichter. Es ist dies eine schöne, edle Art, ein Gedichtbuch zu lesen, sich drein zu vertiefen; doch es gehören Jahre dazu. So, aber auch nur so, wird uns der menschliche und dichterische Gehalt des Buches zu eigen, ja ein Stück unseres eigenen Ich — und wir gewinnen schließlich Klarheit über die Frage: Was bedeutet das Buch mir — dem Leser?

Nur ein gutes Gedichtbuch wird hier standhalten — aber auch nur ein guter Leser: für den Wert beider gibt solch ein Verhältnis einen Maßstab. Ein flüchtiger, oberflächlicher Mensch wird nie so weit in ein Buch — und nie dieses so weit in sein Inneres vordringen.

Zimmerhin gibt es auch über diese Art des Lesens hinaus noch eine zweite, und ich zögere nicht zu sagen, eine höhere. Bei aller Innerlichkeit des Verhältnisses zwischen Buch und Leser betrachtet die eben geschilderte Art das Gedichtbuch immer nur als ein Gegebenes, Vorliegendes, Fertiges. Aber erst da, wo in dem Leser über die noch so rege Anteilnahme an diesem Fertigen hinaus die Frage nach dem Werden des Buches aufsteht,

nach der im Buche, sei es mit, sei es ohne Absicht, niedergelegten inneren Geschichte des Dichters — erst wo man das Buch als ein allmählich Gewachsenes und Entwickeltes zu verstehen sucht — erst da beginnt meiner Ansicht nach jene zweite, jene höchste Art des Lesens. Und sie gewährt nicht nur alle Vorteile und Genüsse der ersten — denn diese ist nur eine Vorstufe der zweiten — sie fügt ihnen noch den unsagbaren Reiz eines Einblickes in die Dichterseele hinzu. Außer der Befriedigung des subjektiven Sichversetzens und Mitfühlens empfinden wir noch die einer wachsenden objektiven Erkenntnis. Erst jetzt geht uns das Dichterherz und sein geheimnisvolles Leben, erst jetzt auch die Entwicklung seiner Kunst und Technik völlig auf; erst jetzt lernen wir den Dichter als werdenden und gewordenen Menschen ganz verstehen und kommen ihm dadurch ungeahnt nahe — mit einem Wort, wir streben der Beantwortung der Frage zu: Was bedeutet das Buch für den Dichter?

Freilich leuchtet es ein: wenn wir aus dem Werdenden das Gewordene verstehen und sichere Aufschlüsse über des Dichters Innenleben, seinen Charakter, den Gang seiner Entwicklung und seine Weltanschauung gewinnen wollen, so dürfen wir uns nicht damit begnügen, das Buch in seiner gegenwärtigen Gestalt zu studieren. Wir können der äußeren Hilfsmittel nicht entraten, wir müssen das Buch in seiner früheren Gestalt, ja auch andere Bücher des Dichters vergleichend danebenhalten. Wir kommen unwillkürlich aus dem bloßen Lesen ins Forschen.

Daß sich bei Martin Greifs Gedichten diese ernstere Betrachtungsweise verlohnt, wird niemand bezweifeln, der je einen mehr als flüchtigen Blick in Greifs Gedichtbuch getan hat. Greifs „Gedichte“ liegen seit 1903 in siebenter, verbesserter und vermehrter Auflage vor; der Dichter selbst steht jetzt in seinem sechsundsechzigsten Lebensjahre. Er veröffentlichte als junger Mann von 29 Jahren — im Jahre 1868 — die erste Auflage seiner Gedichte, hat also mehr als ein Menschenalter gebraucht, um bis zur siebenten Auflage zu gelangen. Da kann man wohl von einer Geschichte des Buches reden. Und dies noch aus einem anderen Grunde: bis zum Jahre 1902 — also wieder mehr als ein Menschenalter — waren die „Gedichte“ Greifs einziges Gedichtbuch geblieben, dem er bei jeder Auflage<sup>1)</sup> durch Ausschneiden alter, Einfügen neuer Gedichte, sowie durch Änderungen im Wortlaut mancher Texte eine neue Gestalt gab. Man müßte also eigentlich alle sieben Auflagen der „Gedichte“ miteinander und ferner sie alle mit den 1902 erschienenen „Neuen Liedern und Mären“ vergleichen. Dies würde

1) Die verschiedenen Auflagen der „Gedichte“ erschienen: 1. Auflage 1868, 2. Auflage 1881, 3. Auflage 1883, 4. Auflage 1886, 5. Auflage 1889 (sämtlich bei Cotta, Stuttgart), 6. Auflage 1895 (als Band I der „Gesammelten Werke“, Leipzig, Amelang).

hier freilich zu weit führen, und ich begnüge mich daher damit, kurz zu skizzieren: Wie verhalten sich zur siebenten Auflage der Gedichte die „Neuen Lieder und Mären“ (1902)? — wie die erste Auflage der „Gedichte“ (1868)? — und wie die sechste Auflage (1895)?<sup>1)</sup>

\* \* \*

Als Greif 1902 unter dem Titel „Neue Lieder und Mären“ einen zweiten Gedichtband erscheinen ließ, lag der Gedanke nahe, daß dieser die seit 1894/95 — also im Laufe der letzten 7—8 Jahre — neu entstandenen Gedichte enthielte; mit anderen Worten, daß die „Gedichte“ die Poesie von Greifs Jugend- und mittleren Mannesjahren, die „Neuen Lieder“ dagegen die späteren, die Gedichte der höheren Lebensjahre darböten. Diese Annahme wäre indessen ohne genaue Einschränkung irrig. Das Verhältnis der beiden Bände zueinander ist vielmehr folgendes: beide begleiten den Dichter durch sein ganzes Leben. Allerdings, mehr von Greifs Jugendpoesie enthalten die „Gedichte“, aber auch in den „Neuen Liedern“ fehlt sie keineswegs. Ich gebe Beispiele. Folgende Gedichte aus den „Neuen Liedern“ von 1902 finden sich schon in der ersten Auflage der „Gedichte“ von 1868: „Meerfahrt“, „Das Häuschen an der Waldspitz“, „Spielmanns Gesang“ (als „Vorgesang“ 1868), „Der Fischerknabe auf dem Berge“, „Das Ritterfräulein“, „Die singende Nonne“, „Das Würfelspiel“, „Nonne und Äbtissin“; folgende in der zweiten Auflage der „Gedichte“ von 1881: „Mont Genis“, „Der Kanal von Suez“ (beide um 1869), „Festgruß an Franz Schubert“ (1872), „Der alte Schleswig-Holsteiner“ (1864), „Auf dem Schlachtfelde von Waterloo“ (1861), „Der Zukünftige“ (vor 1870). Sämtliche soeben genannten Poesien fehlen aber in der sechsten und siebenten Auflage (1895 und 1903) der „Gedichte“. Die Jahreszahlen, die den an zweiter Stelle genannten Gedichten beigelegt sind, geben etwa die Entstehungszeit an — bei Liedern ist diese natürlich weit schwerer nachzuweisen. Sie beweisen, daß uns also in den „Neuen Liedern“ eine ganze Reihe von Jugendgedichten Greifs aus dem Jahrzehnt 1861—1871 vorliegt, und

1) Hier die genauen Titel der verglichenen Bände: Martin Greif, Gedichte. Mit einem Bildnis des Dichters nach einem Gemälde von Hans Thoma. Siebente, verbesserte und vermehrte Auflage (neuntes und zehntes Tausend). Leipzig, C. F. Amelang's Verlag. 1903. 12°. XII und 484 Seiten. In Ganzleinenband M. 5.—. Martin Greif, Neue Lieder und Mären. Mit einem Bildnis des Dichters nach einem Gemälde von Wilhelm Trübner. Erstes bis drittes Tausend. Leipzig, C. F. Amelang's Verlag. 1902. 12°. IX und 299 Seiten. In Ganzleinenband M. 4.—. Martin Greif, Gedichte. Stuttgart. Verlag der F. G. Cottaschen Buchhandlung. 1868. kl. 8°. VIII und 200 Seiten. Martin Greifs Gesammelte Werke. Erster Band. Gedichte. Sechste, reich vermehrte Auflage (achtes Tausend). Leipzig, Amelang. 1895. 8°. 399 Seiten. In Ganzleinen mit Goldschnitt geb. M. 5.—.

selbst derjenige, der die sechste und siebente Auflage der „Gedichte“ gut kennt, wird gestehen, daß dem Jugendbilde Greifs, wie es uns aus diesen beiden Auflagen entgegentritt, durch die genannten, in den „Neuen Liedern“ enthaltenen Gedichte wesentliche Züge hinzugefügt werden. Und so ist es auch mit den anderen Perioden aus Greifs Leben: auch seinen mittleren und späteren Mannesjahren entstammen viele der „Neuen Lieder und Mären“; selbstverständlich haben aber auch viele Erzeugnisse der letzten zehn Jahre in ihnen Aufnahme gefunden. Es hat keinen Zweck, hier Beispiele zu häufen, aber als solche Gedichte, die, wie ich weiß, 1901—1902 entstanden sind, nenne ich das Naturbild „In der Sächsischen Schweiz“ (1902), die Ballade „Der letzte Graf von Dieffen“ (1902), das längere erzählende Gedicht „Der Wildschütz“ (1902) und die Balladenreihen „Die Brautkrone“ und „Die Kristallkönigin“ (1901 und 1902). Sie zeigen Greif auf der Höhe der Meisterschaft, sowohl was die seelische Vertiefung als die dichterische Technik und Beherrschung der Kunstmittel betrifft. Da nun auch in der siebenten Auflage der „Gedichte“ kleinere und größere Poesien aus der letzten Zeit — sozusagen von heute — enthalten sind, so sieht man deutlich: beide Bände laufen parallel nebeneinander her; beide sind zur Beurteilung jeder Lebensperiode des Dichters wichtig; erst beide zusammen geben ein Gesamtbild von Greif dem Lyriker.

Ein wenig müssen wir bei beiden noch vergleichend weilen. In Ausstattung und Gliederung bieten beide das gleiche Bild. Dem „Auftrag der Muse“ in der siebenten Auflage entspricht „Der Muse Wiederkehr“ in den „Neuen Liedern“. Es folgen in beiden Bänden die Abteilungen „Lieder“, „Naturbilder“, „Stimmen und Gestalten“, „Balladen und Mären“, „Widmungen“, „Deutsche Gedekblätter“, „Sinngedichte“. Beide Bände sind von der Meisterhand deutscher Künstler mit dem Bildnis des Dichters geschmückt: die „Gedichte“ als der ältere Band mit Greifs Jugendbildnis von Hans Thoma aus dem Jahre 1875, die „Neuen Lieder und Mären“ mit dem aus späterer Zeit stammenden Porträt Greifs von Wilhelm Trübner. Ein Zufall ist auch dies nicht: beide Maler sind Geistesverwandte Greifs<sup>1)</sup>, beide haben wie er jahrzehntelang abseits jeglicher Modeströmung und nur von einem kleinen kunstsinigen Kreise beachtet, still ihrem Ideale gelebt und wie Greif lange genug warten müssen, ehe sie sich mit ihrer stark ausgeprägten Eigenart als vollwertige Persönlichkeiten allgemein anerkannt und verstanden sahen. Beide sind wie Greif nun aber seit einer Reihe von Jahren durchgedrungen und stehen wie der ihnen befreundete Dichter auf der Höhe ihres Könnens und Schaffens.

1) Man vgl. in den „Neuen Liedern“ (S. 239 und 240) die Gedichte „An Hans Thoma“ (zu seinem 60. Geburtstag) und „An Wilhelm Trübner“ (zu dessen 50. Geburtstag).

Was nun die Texte der beiden Bände betrifft, so finden sich meines Wissens Varianten im engeren Sinne in der siebenten Auflage und den „Neuen Liedern“ nicht vor, d. h. in dem Sinne, daß beide Bände dasselbe Gedicht in verschiedener Form darböten. Wohl aber findet sich eine solche Variante zwischen der sechsten Auflage und den „Neuen Liedern“. Sie ist für des Dichters Verfahren, für sein Streben nach Vollendung so bezeichnend und an sich zugleich so anziehend, daß ich beide Fassungen hier nebeneinandersetze.

Vor der Schlacht.

Sechste Auflage 1895 S. 157.

Auf! Auf! so ruft der Morgen, —  
Dem Feind entgegen, drauf und dran!  
Mit Hurra rüd' ich mit heran,  
Und läm' mich auch ein Trauern an,  
Es bleibt in mir verborgen.

Die mein gedenkt in Schmerzen,  
Sie ist daheim nun auch erwacht  
Und hat bereits an mich gedacht,  
Drum, fall' ich in der blut'gen Schlacht,  
Leb' ich in ihrem Herzen.

Wohl pflüdt' ich gern vom Graben  
Ein Blümlein ihr zum fernem Gruß,  
Das ich zertrete mit dem Fuß,  
Als wär' es seiner Lust zur Buß'  
Und wollt' ich's selbst so haben.

„Neue Lieder und Mären“ 1902 S. 129.

Auf! Auf! so ruft der Morgen, —  
Auch sie daheim ist nun erwacht  
Und hat bereits an mich gedacht.  
Doch daß wir stehen vor der Schlacht,  
Ist ihr gottlob! verborgen.

Was ich an ihr besessen,  
Ruft jede Stund' mir in den Sinn,  
Seit ich ins Feld gezogen bin.  
Riß' auch mich heut die Kugel hin,  
Nie wird sie mich vergessen.

Gern pflüdt' ich ihr vom Rasen  
Ein Blümlein ab zum fernem Gruß,  
Das willenlos ich mit dem Fuß  
In seiner Pracht zertreten muß,  
Dieweil die Hörner blasen.

Man sieht: die alte keineswegs üble Fassung befriedigte den Dichter so wenig, daß er die erste Gelegenheit ergriff, sie durch eine neue zu ersetzen, in der er vor allem den weniger geglückten Schluß der alten beseitigte; aber er leistete überhaupt mit der neuen ein überaus feines Stück dichterischer Umschmelzarbeit und gab uns so ein Lied in unnachahmlich zartem innigen Volkston. Wir haben nicht häufig Gelegenheit, einem Dichter so bei seinem Schaffen bis ins kleinste nachzugehen.

An Varianten im weiteren Sinne dagegen, d. h. an ähnlicher Behandlung des gleichen oder eines verwandten Themas, fehlt es in den „Neuen Liedern“ und der siebenten Auflage nicht, obwohl auch sie nicht gerade häufig sind. Als ein äußerst anmutiges Beispiel führe ich an:

I

Frau Holles Umzug.

„Neue Lieder und Mären“ 1902 S. 126.

Neujahr ist heut, Neujahr,  
Das alte Jahr ist um.  
Ihr Mägdelein, macht das Haar!  
Frau Holle geht herum.

II

Frau Holle.

„Gedichte“, siebente Auflage 1903 S. 250.

Schneeflocken wirbeln um und um,  
Im Garten blüht die Weihnachtsblum',  
Frau Holle fährt im Dorf herum —  
Schnurre, Mädchen, schnurre!

## I

Sieht sie zerzaust wo einen Kopf,  
Macht drauß sie einen Weichselzopf.  
Ob kurz die Flechten oder lang,  
Es macht nichts aus bei ihrem Fang.

Drum seht euch vor und laßt euch Weile,  
Daß sie euch nicht ertappt in Eile:  
Das alte Jahr ist um,  
Frau Holle geht herum.

## II

Der Mond blickt aus dem Wolkengraus,  
Weißt ihr den Weg zu jedem Haus,  
Daß sie die flinksten findet aus —  
Schnurre, Mädchen, schnurre!

Bemerkt sie wo noch einen Schein,  
Frau Holle hält und schaut hinein,  
Die munter drehn, belohnt sie fein —  
Schnurre, Mädchen, schnurre!

Es sind zwei Musterstücke schalkhaften liebenswürdigen Humors, echte Poesie, aus den Tiefen der Volksseele herausgeholt: an dergleichen dichterischer Ausmünzung alten Volksglaubens sind beide Gedichtbände Greißs reich; besonders sind es die „Gedichte“. Wie sich da der Dichter versenkt hat in die kindliche Denk- und Fühlart des Volkes, sieht man mit innigem Behagen. Das ist etwas für die heutigen Jünger der Volkskunde! So anziehend der Vergleich beider Liedchen nach ihrem Inhalt ist, so anziehend auch der nach ihrer Form. Sie ist beidemal echt volkstümlich und jedesmal anders. Und nicht einmal die kleine Unregelmäßigkeit in der Form von I (1. Str. Reimstellung a b a b, sonst a a b b) empfindet man störend, weil dergleichen im Volks- und Kinderlied — an die Greißs Gedichtchen anklingt — hundertmal vorkommt. Von den beiden Liedchen steht II schon, und in der gleichen Form, in der zweiten Auflage der Gedichte (1881) und kehrt seitdem in allen weiteren Auflagen wieder; während ich I vor den „Neuen Liedern“ nicht nachweisen kann. Daraus möchte ich schließen, daß I das spätere von beiden ist: zwingend indessen ist der Schluß nicht; es kann auch mit II gleichzeitig entstanden sein und so lange im Pult des Dichters gelegen haben. Jedenfalls beweist die Doppelgestalt, daß das Motiv, obwohl schon einmal in durchaus befriedigender Form behandelt, den Dichter nicht losgelassen, sondern immer wieder beschäftigt und angelockt hat.

In einem Falle enthalten beide Bände ein und dasselbe Gedicht: „Neue Lieder“ S. 119 „Der Zweifler“: „Der du herab vom Himmel kamst“ (zwölf Zeilen), das in nämllichem Wortlaut in der siebenten Auflage S. 223 wiederkehrt. Das ist auffallend und bedarf der Erklärung. Diese findet sich darin, daß Greiß, als die „Neuen Lieder“ erschienen, eine neue Auflage der „Gedichte“ nicht für so nahe bevorstehend hielt. Die tief ergreifende Liederreihe vom „Zweifler“ (sechste Auflage S. 176—178), bestehend aus sechs Liedern, schien ihm noch einer Erweiterung zu bedürfen, zu der es ihn innerlich drängte; und als er diese in dem Gedicht „Der du herab vom Himmel kamst“ gefunden hatte, war es sein Wunsch, damit

bei erster Gelegenheit hervorzutreten. Diese bot sich 1902 in den „Neuen Liedern“. Er wollte damals diese zwölf Zeilen — wie er in einer Anmerkung und unter Verweis auf den Zyklus der sechsten Auflage sagt — als Schlußgedicht der ganzen Reihe angesehen wissen, ordnete sie aber, als die siebente Auflage sich nötig machte, als Lied VI hinter V ein und nahm die alte Nummer VI „Auf dem Lager, abgezehrt“ als Schlußnummer (Nr. VII).<sup>1)</sup>

Für die Beurteilung des Verhältnisses der „Neuen Lieder“ zur siebenten Auflage ist es überhaupt wichtig festzustellen, daß Greif die „Neuen Lieder“ ohne Rücksicht auf eine Neuauflage der „Gedichte“ zusammenstellte, die damals nicht so nahe bevorstehend schien. Eine Folge dieses Umstandes ist z. B., daß eine ganze Reihe von Gedichten der sechsten Auflage, die nachträglich in der siebenten Auflage ausgeschieden wurden, nun auch nicht in den „Neuen Liedern“ stehen, also aus dem heutigen Büchermarkt, soweit er Greif betrifft, überhaupt verschwunden sind. Damit werden keineswegs alle Freunde der Greiff'schen Muse einverstanden sein. Jene Gedichte sind augenblicklich also nur den Besitzern älterer Auflagen oder durch Vermittelung des Antiquariats zugänglich.

Es folgt daraus, daß ein Ausgleich zwischen beiden Gedichtbänden als Aufgabe des Dichters für die Zukunft bestehen bleibt, hoffentlich für keine zu ferne Zukunft: nämlich eine endgültige Gesamtausgabe der Lyrik Greifs in zwei Bänden.

In sie wäre einzuordnen: außer dem Inhalt der vorliegenden beiden Bände, was der Dichter sonst von bisher Ungedrucktem und Neuem, sowie von dem augenblicklich aus dem Druck Verschwundenen von seiner Lyrik der Nachwelt zu überliefern für wert hält.<sup>2)</sup>

\* \* \*

Werfen wir einen vergleichenden Blick auf die erste und siebente Auflage.

Die erste Auflage der Gedichte (1868) verhält sich zur siebenten (1903) etwa wie die junge, unlängst dem Keime entsprossene Pflanze zur voll entwickelten: die wesentlichen Teile der letzteren sind in jener schon deutlich erkennbar und vorgebildet; Bau, Gliederung und Sonderheit der Pflanze — ihr Habitus, wie der Fachmann sagt — ist auch im kleinen schon ausgeprägt. Alles indessen ist noch zart, vieles erst angedeutet; alles prangt im ersten leuchtenden Grün; aber die ganze Pracht und Fülle von

1) Eine besondere kleine Studie über die merkwürdige Liederreihe vom „Zweifler“ gedenke ich demnächst zu veröffentlichen.

2) Ein näheres Eingehen auf die „Neuen Lieder und Mären“ kann ich mir hier versagen, da ich im 17. Jahrgang (1903) 1. Heft S. 38—42 sie unter dem Titel „Ein neuer Gedichtband Martin Greifs“ nach Inhalt und Bedeutung skizziert habe.



Blättern, Blüten und Früchten fehlt noch: sie ist erst mehr zu ahnen als zu sehen.

Gewiß, das schwächliche Bändchen von 127 Gedichten auf 200 Seiten kleinen Formates umfaßt ein deutlich abgegrenztes Teilgebiet der Dichtkunst. Es will nichts weniger als etwa ein umfassendes Welt- und Lebensbild bieten. Aber tatsächlich zeigt sich in dieser Beschränkung bereits ein Meister. Das Bändchen beweist, daß schon der noch nicht Dreißigjährige wußte, was er wollte, daß er mit Selbstkritik und Schärfe das ihm eigene Gebiet erkannt hatte. Daher finden wir hier kein Tasten und Tappen, kein schüchternes Versuchen, nichts Unfertiges. Vornehm zurückhaltend, dabei aber durchweg fest und sicher auftretend, zeichnet sich das Bändchen vor allem durch das Fehlen alles Krankhaften, Gequälten und Gesuchten, alles nur Blendenden, Rhetorischen und Hohlen, alles Flitter- und Phrasenwerks aus. Man wird kaum ein Gedicht finden, wo der Schein nicht dem Sein entspricht, eher das Umgekehrte! Dafür tritt schon hier Herzensreinheit und Gemühtiefe, Innigkeit und viel echte Poesie, eine auffällige Musik und Plastik der Sprache und bei aller scheinbaren Schlichtheit der Form ein hochentwickelter Kunstverstand — vielleicht sage ich besser ein hochentwickeltes Kunstgefühl — zutage.

Das Greiff'sche Bändchen bewegt sich auf der Entwicklungsklinie: Volkslied — Goethe — Uhland — Mörike. Natürlich nicht im Sinne der Nachahmung. Nachzuahmen sind diese nicht; sie sind unnachahmlich. Überhaupt gilt ja auf keinem Gebiete mehr als in der Kunst das alte Sprüchlein: Was nicht im Menschen drin steckt, kommt auch nicht heraus! Nennt man also Greif neben solch großen und bekannten Namen, so handelt es sich um Geistes- und Seelenverwandtschaft. Und da will es ja freilich etwas sagen, wenn ein etwa Dreißigjähriger solchen Namen sich beigelegt. Um so mehr will es besagen, wenn man bedenkt, unter welchen Umständen es geschah: 1868 trat der Münchner Greif mit seinem Bändchen, seinem Bekenntnis als Dichter, Mensch und Künstler, hervor. Mitten unter jenem berühmten Münchner Kreise, der sich um den gefeierten Emanuel Geibel<sup>1)</sup> scharte, wagte Greif, der Neuling, ein außerhalb dieses Kreises Stehender, ein Eigener zu sein. Damit war der damals herrschenden dichterischen Modeströmung, der rhetorischen und reflektierenden Poesie, gewissermaßen der Fehbehandelschuh hingeworfen. Die Folge davon blieb nicht aus: Greif wurde von dem mächtigen Geibelschen Kreise in Acht und Bann getan!

In unseren Augen, heut, ist dies natürlich ein Verdienst Greifs. Wir brauchen nur Geibel und Mörike nebeneinander zu nennen, um uns über

1) Geibel selbst, den bayerischen Partikularisten zu preußisch, d. h. zu deutsch gestimmt, verließ 1868 München und kehrte nach Lübeck zurück.

den Wechsel der Zeiten und des Geschmacks klar zu werden. Wie standen diese beiden Dichter nebeneinander in der Schätzung von 1868 und wie stehen sie heute? Geibel, der damals Vergötterte, tief — meiner Ansicht nach zu tief — unter Mörike; und dieser als wahrhaft Großer heute hoch über jenem! Daß mit der wachsenden Wertung Mörikes auch Greif steigen mußte, ist kein Wunder; auch für seine Individualität ist heute mehr Raum geworden als vor 30 Jahren. Man ermesse danach den aufsteigenden Weg, den Greifs Gedichtband seit einem Menschenalter zurückgelegt hat.

Aber dieser Gedichtband ist auch nicht derselbe geblieben. Nichts ist in der Tat lehrreicher und anziehender, als das Bändchen von 1868 mit der siebenten Auflage von 1903 zu vergleichen. Da bilden etwa die ersten 51 Gedichte von 1868 (bis S. 76) den Kern der heutigen Lieder und Naturbilder, die 1903 allein über 250 Nummern, also etwa das Fünffache von damals umfassen. Weiter finden wir 1868 (auf S. 76—200) gemischt die 76 anderen Gedichte — auch unter ihnen sind wieder einige Naturbilder —; aus ihnen sind die Stimmen und Gestalten, ferner die Balladen und Mären der siebenten Auflage geworden. Wir zählen deren 1903 über 160, also mehr als das Doppelte. Hieraus zu folgern, daß Greif sich vorzugsweise nach der Seite des Liebes und Naturbildes entwickelt hätte, wäre indessen ein Trugschluß. Denn einmal enthalten die Stimmen und Gestalten nebst den Balladen und Mären zum Teil sehr umfangliche Gedichte, wodurch jenes Mehr ausgeglichen wird, dann aber sind mit der Zeit mehrere Abteilungen von Gedichten dazugekommen, die in der ersten Auflage ganz oder fast ganz fehlen: den Widmungen (38 Nummern), Deutschen Gedenkblättern (16 Nummern) und Sinngedichten (mit den Sprüchen und Epigrammen etwa 170 Nummern) der siebenten Auflage steht in der ersten Auflage so gut wie nichts gegenüber. Kurz, man kann demnach etwa behaupten, es fehle der ersten Auflage die Gedanken- und Gelegenheitsdichtung, die in den späteren Bänden so viel Schönes aufzuweisen hat. Wenn ich sage, sie fehlt in der ersten Auflage, so betone ich doch, auch Dichtungen dieser Art lagen 1868 schon vor. Nur behielt sie der Dichter damals zurück. Sie erschienen in stattlicherer Zahl zuerst in der zweiten Auflage von 1881. So hatte Greif seinem Bändchen von 1868 den Zug seltener Einheitlichkeit gewahrt, ja ihm gewissermaßen eine programmatische Bedeutung gegeben. Nur mit dem, was ihn von anderen Dichtern, besonders den damals modischen, so ganz unterschied, trat er 1868 ans Licht. Vielleicht, daß der „Erfolg“ von Greifs Büchlein größer gewesen wäre, hätte der Dichter eine Reihe Gedichte jener anderen Art damals aufgenommen, vielleicht hätte dann das Bändchen nicht so fremdartig berührt; manchen, der an „den echten Greifs“ der ersten Auflage

verständnislos vorbeiging, hätte vielleicht das herrliche Lied auf das Hoffmannsche Ehepaar (siebente Auflage S. 390) oder das Gedicht auf die Schlacht bei Waterloo oder den alten Schleswig-Holsteiner („Neue Lieder und Mären“ S. 249 ff.) oder eines der scharfgeschliffenen, geistreichen Epigramme gepackt. Greiß tat es aber nicht; er gab 1868 nur seine Welt!

Und welches war diese Welt, die das Bändchen umschloß? Einige Titel von Gedichten mögen sie umschreiben; es sind Gedichte, die zu den Perlen der Greißschen Kunst zählen und auch durch keine späteren Gedichte verdunkelt werden. Sie geben uns die Gewißheit, daß diese Welt Greiß in dem Bändchen keine so kleine ist und schon große Verschiedenheiten der Tonart in sich birgt. Ich nenne „Geistesflug“, „Liebe und Quell“, „Abendlied“, „Im Frühlingssturme“ (in der siebenten Auflage: „Frühlingswehen“), „Morgendämmerung“, „Ihr Grab“, „Am Bache“ (Der Zufriedene und der Unzufriedene), „Der Zweifler“; ferner finden wir den knappen fecken „Fusarendurchmarsch“, den flotten „Urlauber“, das schalkhafte Liedchen „Das Häuschen an der Waldspitz“, den frischen, herben in prächtiger altdeutscher Holzschnittmanier gehaltenen „Morgentrunk“, weiter die in den Ton des Volksliedes schlagenden Gedichte „Die Verlassene“, das sich ruhig neben dem berühmten, das gleiche Thema behandelnden Gedichte von Mörike kann sehen lassen, „Das Ringlein“, ein Meisterstück sinnigen und innigen Volkstones; wir begegnen dem köstlichen Gedicht „Sagunt“, das auch rhythmisch in Goethischer feuriger Leichtigkeit einherschreitet. „Sagunt“ ist eines der wenigen Gedichte der ersten Auflage, die einen ausländischen Stoff behandeln: so treu ist hier auch dem Inhalte nach der deutsche Charakter betont. Auffällig tritt neben den Liedern und Naturbildern hier auch schon Greiß Neigung hervor, den deutschen Volksglauben und -Brauch dichterisch zu behandeln. Endlich atmen ganz Greiß Sonderheit die epischen Sachen. Sie können als Muster einer Knappheit und dabei Anschaulichkeit gelten, wie wir sie sonst selten in unserer Dichtung wiederfinden: derart sind „Der Königssohn“, „Das Bild von Mabafter“, „Das Würfelspiel“ (S. 91, 136, 155). Hier steigert Greiß den springenden, knapp andeutenden Stil unserer alten Volksballade aufs höchste. Bemerkenswert ist jedoch, daß längere Balladen<sup>1)</sup>, so auch das berühmte „Klagende Lied“ in der ersten Auflage noch fehlen. Unter den Naturbildern sind nur wenige lokalisiert, d. h. geben nur wenige eine bestimmte und namentlich genannte Landschaft, z. B. „Am Neckar“ (S. 57). Die meisten halten sich allgemein. Demgegenüber bietet die siebente Auflage eine überaus reiche Anzahl ganz bestimmter deutscher Landschaftsbilder, besonders aus den Alpen.

1) Höchstens „Das Ringlein“ S. 173—177 kann als längere Ballade gelten.

Wer da meint, daß Greifs Resignation, der schmerzliche Rückblick in die Vergangenheit, der trübe Ausblick in die Zukunft, erst eine Frucht der späteren Lebensjahre ist, der irrt. Diesen an unserem Dichter so wesentlichen Zug der Wehmut und des schmerzlichen Verzichtes erkennen wir schon in der ersten Auflage, so in den Gedichten „Resignation“, „Trübe Blicke“ (S. 39 und 41), ferner mit dem bei Greif nicht eben häufigen Stich ins Ironische in der „Stätte der Erinnerung“ (S. 33). Auch der Zug des Dichters über das Irdische hinaus, ins Reich der Geister, dem er später so gern nachhängt, liegt schon vor im „Besuch“ (S. 47).

Von den schönen vaterländischen Gedichten der siebenten Auflage begegnen wir in der ersten nur dem „Völckergebet“ (S. 80) — freilich ist's ein ergreifender Stoßseufzer eines prophetisch in die Zukunft gerichteten Geistes, ein Seufzer aus der Brust eines Dichters, der den Bruderzwist von 1866 voll ausgekostet und als tiefe Schmach empfunden. Andere vaterländische Gedichte hielt Greif damals zurück (vgl. S. 747, 753). Den Ansatz zu Greifs Gedankenpoesie finden wir in dem Gedichte „Dante Alighieri“ (S. 87 der ersten Auflage), das leider weder in die „Neuen Lieder“ noch in die siebente Auflage aufgenommen ward. Zu welcher Ausbildung gelangte diese Seite von Greifs Dichtung später! Die siebente Auflage enthält die meist großartig gelungenen und aufs feinste individualisierten Dichter- bzw. Künstlerbildnisse von Walthar von der Vogelweide, Michel Angelo, Dürer, Hans Sachs, Shakespeare, Beethoven und Goethe, Uhland und Grillparzer.

Neben so viel Eigenem und Eigenstem weist die erste Auflage auch einige fremde Anklänge auf, die nicht ganz zu Greifs innerster Natur passen. So möchte ich das Gedicht „O stolzes Lieb, viel tausend gute Nacht“ (S. 44) einen Wilhelm Herz nennen. Die Gedichte dieses Poeten waren 1859 erschienen. Greif hat dies Gedicht später beseitigt — ohne Zweifel mit Recht. In welchem Maße sich Greif dem Schillerschen Tone anzugleichen wußte, zeigt das in blühend schöner Sprache erklingende Gedicht „An der Lethe“ (erste Auflage S. 193, siebente Auflage S. 288); aber etwas Fremdes hat auch dies Gedicht trotz seiner Schönheit stets für mein Gefühl gehabt.

Die meisten Gedichte der ersten Auflage finden sich, wie wohl das Vorstehende andeutet, in der siebenten Auflage wieder, andere sind in die „Neuen Lieder und Mären“ übergegangen; die übrigen fehlen in beiden Sammlungen.

Wägen wir beide Bände, die erste und die siebente Auflage, gegeneinander ab, so fällt auf, daß wir schon in dem Jugendbände nirgends Unreifes finden. Das schöpferische Vermögen, die Kraft der Befehlung, die Durchbringung des Stoffes, die dichterische und sprachliche Technik stehen für einen kaum Dreißigjährigen auf einer seltenen Höhe. Auch

menschlich verrät der Band eine ungewöhnliche Abgeklärtheit des Wesens. In allem und jedem weiß Greif maßzuhalten, sich zu beherrschen, die Blut des Empfindens, ja der Leidenschaft in schöne Form zu bannen, Feuer und Temperament künstlerisch zu zügeln. So gewinnt man den Eindruck einer in sich durchaus gesicherten, abgeschlossenen, festen und männlichen Persönlichkeit.

Freilich, die erstaunliche Vielseitigkeit dieses Geistes, die Größe der umfanglicheren Naturbilder — z. B. des gewaltigen „Gewitterhymnus“ — der kraftvolle, straffe Aufbau längerer epischer Dichtungen, wie des „Klagenden Liedes“, das durchdringende Verständnis und die treffende Würdigung unserer Kunst- und Dichtergrößen, die Schärfe und Tiefe seiner Sinngedichte und Sprüche — all dies wird uns erst in den späteren Auflagen, vor allem in der siebenten, völlig kund. In diesen Abteilungen liegt, gegen die erste Auflage gehalten, entschieden etwas Neues vor. Zudem mußte die durch ein Menschenalter gehende Kunstübung zu voller Meisterschaft in Behandlung der technischen Mittel — Sprache, Vers, Reim, Stil — führen: stehen geblieben ist Greif in keiner Hinsicht! Wohl aber ist er in seiner Entwicklung der Gefahr, seine Art zur Manier auszubilden, stets aus dem Wege gegangen, was unbedingt ein Zeichen für seine gesunde und starke Dichterbegabung ist. Denn große und vielseitige Naturen neigen weit weniger zur Manier, als einseitige und kleinere.

Die erste Auflage von Greif's Gedichten ist vorwiegend lyrisch, und Bayersdorfer traf mit gewohntem Scharfblick das Richtige, als er 1872 Greif als einen „elementaren Lyriker“ schilderte.<sup>1)</sup> Dies Urteil besteht auch heute noch zu Recht. Aber längst ist Greif — abgesehen von seinem dramatischen Schaffen! — nicht mehr ausschließlich „elementarer Lyriker“, die anderen Seiten seiner Dichtung, wie sie die siebente Auflage der Gedichte aufweist, stehen völlig ebenbürtig und gleichberechtigt neben seiner Lyrik im alten engeren Sinne.

Auch das lernen wir aus einem Vergleiche der ersten und siebenten Auflage.

\* \* \*

Am meisten Ähnlichkeit herrscht natürlich zwischen der sechsten und siebenten Auflage der „Gedichte“. Aber ein einfacher, etwa hie und da vermehrter und verbesserter Abdruck der ersteren ist die letztere keineswegs. Auf ihr Verhältnis etwas näher einzugehen, ist daher nicht nur nützlich, sondern nötig.

1) „Ein elementarer Lyriker Martin Greif.“ Ästhetische Betrachtungen von Adolf Bayersdorfer. Wien 1872. gr. 8°. 19 Seiten. Seit Bayersdorfers Tode auch in den „Gesammelten Schriften“.

Einteilung und Anordnung sind im ganzen dieselben. Auf die Unterscheidung Greifs zwischen „Liedern“, „Naturbildern“ und „Stimmen und Gestalten“ einzugehen, ist hier nicht der Ort; die vierte Abteilung, früher „Romanzen und Balladen“ genannt, heißt jetzt „Balladen und Mären“: nach dem Vorgange der „Neuen Lieder und Mären“. Ebenso sind, wie hier, in der siebenten Auflage die „Widmungen“ und „Deutschen Gedenkblätter“ umgestellt (sechste Auflage: „Vaterländische Gedenkblätter“ und „Widmungen“). Endlich folgen in beiden Auflagen die „Sinngebichte“.

Innerhalb der Abteilungen blieben am meisten unberührt die „Lieder“ und „Naturbilder“. Einige Umstellungen, bzw. Abstriche und Zusätze kommen auch hier vor, ferner zahlreiche Textesverbesserungen. Die „Stimmen und Gestalten“ der siebenten Auflage dagegen weisen im Vergleich zur sechsten Auflage 29 Abstriche und nur einen Zusatz auf. Am stärksten umgestaltet wurden die „Balladen und Mären“. Abgesehen von einer teilweisen Umstellung fielen fünf Balladen der sechsten Auflage weg. Dafür wurde das kürzlich zuvor entstandene längere Gedicht „Der Werwolf“ (114 Verse) der siebenten Auflage neu eingefügt; es ist ein Musterstück äußerlich schlichten Tones, hinter dem sich hohe Kunst verbirgt. Je häufiger man diese poetische Erzählung liest, desto schöner erscheint sie und desto tiefer wirkt sie. Sehr passend steht nunmehr „Der Werwolf“ mit dem „Klagenden Liede“ am Schluß der epischen Abteilung, was erst nicht der Fall war. Die Gedichte der „Widmungen“ und der „Deutschen Gedenkblätter“ sind zum Teil auch untereinander vertauscht worden. Gestrichen sind hier fünf, neu hinzugekommen sieben Nummern, darunter der inhaltlich so bedeutsame, vielsagende und formell so prächtig gelungene „Besuch bei Eduard Mörike“ (1868). Auch die Sinngebichte treten wesentlich umgeformt auf; hier fielen 33 Nummern weg, wofür sechs neue eintraten. Insgesamt sind von den Gedichten der sechsten Auflage gestrichen: 87; an ihrer Stelle neu hinzugekommen 20, nämlich folgende: „Weiden am Bach“ (S. 72), „Nach der ersten Mahd“ (S. 88), „Der Hohenpeißenberg“ (S. 116), „Wieder im Norden“ (S. 183: Naturbilder); „Wanderlust“ (S. 185), „Der Zweifler VI“ (S. 223: Stimmen und Gestalten); „Der Werwolf“ (S. 345: Balladen und Mären); „Besuch bei Eduard Mörike“ (S. 391), „Versäumte Bitte“ (S. 405), „Am Grabe eines jungen Künstlers“ (S. 409), „An Peter Rosegger“, „An Wilhelm Tradt“, „An Miß Irvine“, „Bozen“ (S. 411: Widmungen); „Der Nachtfalter“ (S. 436), „Rückkehr zur Heimat“ (S. 446) und vier Sprüche: „Die dir verwandt“ (S. 461), „Das Leben ist ein . . .“, „Besser sich nie . . .“, „Was nimmermehr . . .“ (S. 462).

Außer diesen Streichungen, Umstellungen und Zusätzen ist über den ganzen Band noch eine sehr große Anzahl von Textesänderungen verstreut,

zum Teil, wie wir noch sehen werden, sehr wesentlicher und einschneidender Art. Die siebente Auflage verdient danach vollkommen die Bezeichnung „verbesserte und vermehrte“.

Diesen zahlreichen Änderungen liegt das unermüdlische Streben Greifs nach Vervollkommnung, eine scharfe und schonungslose Selbstkritik zugrunde. Doch muß hinzugefügt werden, daß die starken Streichungen des Dichters zum Teil gewiß auch einen äußeren Grund haben, den Raummangel. Denn man kann unmöglich annehmen, daß Greif alle 87 gestrichenen Gedichte als minderwertig ein für allemal aus seiner Sammlung habe entfernen wollen. Gar manches schöne, gehaltvolle, den Freunden von Greifs Muse seit vielen Auflagen liebe Gedicht, wie: „Dante Alighieri“ (sechste Auflage S. 185 schon in der ersten Auflage da, vgl. S. 755), „Der Kaisersohn“ (S. 262), „Die wilden Frauen vom Untersberg“ (S. 285), „Prolog zur Sedanfeier 1895“ (S. 307), „Nachruf an einen still Verdienten“ (S. 341), sowie eine Anzahl von „Naturbildern“ und „Stimmen und Gestalten“ werden hoffentlich künftig wieder auftauchen. Denn sie können, wie gesagt, nur dem Platzmangel zum Opfer gefallen sein. Das ergibt sich nicht nur aus der Analogie aller bisherigen Neuauflagen, wo Altes ausscheiden mußte, um Neuem Platz zu machen, sondern auch aus folgender Erwägung: von dem größeren Format der sechsten Auflage wurde abgesehen und bei der siebenten zu dem zierlicheren der „Neuen Lieder und Mären“ gegriffen. Sehr mit Recht! Jenes war zu unhandlich; wir lieben aber heut wieder die kleineren, leicht in der Tasche unterzubringenden und gefällig zu handhabenden Gedichtbücher. Auch Außerlichkeiten haben ihr Recht und ihren tiefen Sinn: so spricht auch Größe, Auftreten und Gewand der Gedichtbücher jeder Zeit für den Geist derselben. Da wäre heut das große Format der sechsten Auflage ein Hemmnis für die weite Verbreitung des Bandes geworden. Wählte man nun statt einer Seite, auf der bequem 32—40 Verse stehen, eine mit nur 20—28 Versen, so folgt daraus, daß wesentlich zu kürzen war, wenn die siebente Auflage nicht ein unförmlich dicker Band werden sollte! So fielen 87 Gedichte und Greif setzte von seinen neuen Gedichten nur 20 an ihre Stelle!

Da ein derartiger äußerlicher — aber freilich maßgebender — Grund bei den Kürzungen mitspielt, so hätte es keinen Zweck, über die Ausschließung vieler Gedichte, wo man über des Dichters Grund dazu im Zweifel sein kann, mit Greif zu rechten, ihm zuzustimmen oder nicht. Nur über eine Gruppe ausgeschlossener Gedichte möchte ich noch eine Bemerkung machen: über die sogenannten „Varianten“ (vgl. schon S. 749). Offenbar hat Greif auch eine Reihe von Gedichten der sechsten Auflage deshalb unterdrückt, weil sie mit inzwischen veröffentlichten Gedichten der

„Neuen Lieder und Mären“ eine zu große Ähnlichkeit haben, bzw. das gleiche Thema behandeln, so z. B. „Der Rhein bei Schaffhausen“ (sechste Auflage S. 125: zwei Gedichte von je acht Zeilen). Freilich: „Am Wasserfall von Schaffhausen“ („Neue Lieder“ S. 265) behandelt in sechs Distichen dasselbe Thema; ich möchte aber neben letzterem das erstere Gedicht nicht missen; beide Gedichte sind so verschieden und jedes ist in seiner Art so vollendet, daß ich es beklagen würde, wenn eines davon aus Greißs Gedichtsammlungen verschwände: in all diesen Punkten ist eben mit dem schon (S. 751) angedeuteten künftigen Ausgleich der beiden Greißschen Gedichtbände zu rechnen!

Gewiß wird man von mir hier nicht erwarten, daß ich die sehr zahlreichen Textesänderungen der neuen Auflage besprechen oder auch nur gruppenweise aufweisen soll. Das würde viel zu weit führen! Nur einige Beispiele möchte ich vorführen, die das sorgsame, peinliche und feine kritische Verfahren Greißs beleuchten: hat man dem Dichter doch oft genug Mangel an Selbstkritik vorgeworfen. Wie das möglich ist, verstehe ich freilich nicht; meiner Ansicht nach genügt doch jeder etwas mehr als flüchtige vergleichende Blick in zwei Auflagen, um zu beweisen, daß niemand von selbstgefälliger Zufriedenheit mit den Kindern seiner Muse weiter entfernt ist als Greif — und doch wüßte ich dabei auch keinen der heute lebenden Dichter zu nennen, der tiefer am Urquell unserer herrlichen Sprache geschöpft hat als er; der weiter hinabgedrungen ist in ihren Schacht, der es besser verstünde, das aus ihren Tiefen heraufgeholt Spracherz schöpferisch zu münzen und zu meistern. Über Greißs Sprachgewalt und Sprachbehandlung ließe sich ein ebenso lehrreiches wie wertvolles Buch schreiben; und sicher wird es auch einst geschrieben werden. Greißs Sprachbehandlung verleugnet den allgemeinen Charakterzug des Dichters nicht, den ich oben (S. 756) andeutete: bei aller genialen Schöpferkraft jenes edle Maßhalten und Sichzügeln, woraus das wahre Kunstwerk geboren wird. Ich wüßte wenige Dichter zu nennen, die der Sprache so wenig Gewalt antun als er. In verständnisloser Weise werden unserem Dichter oft banale und alltägliche Redewendungen, matte und abgedroschene Reime vorgeworfen und als Nachlässigkeit und Kritiklosigkeit ausgelegt. Was es damit auf sich hat, haben feine Kenner der Greißschen Muse längst dargelegt; ich möchte hier zweien davon zu Worte verhelfen, denn dergleichen kann nicht oft genug wiederholt werden. Otto Lyon sagt 1889<sup>1)</sup> von den sogenannten „matten“

1) Zeitschrift für den deutschen Unterricht III (1889): Das Schrifttum der Gegenwart und die Schule. Zweiter Teil. Dichtergestalten unserer Zeit. II. Martin Greif. S. 170—192, S. 253—279. (Auch als besondere Schrift erschienen.) Die angeführte Stelle S. 191.



Schlüssen in manchen Gedichten Greifs: „. . . dieser Fehler erwächst aus seinem großen Wahrheitsjinn. Es wäre ihm gewiß leicht gewesen, eine sogenannte geistreiche Wendung zu finden; aber er verschmäh't es durchaus, etwas Fremdartiges in das Gedicht hineinzutragen. Nur was aus dem Liede naturgemäß von selbst erwächst, nur das gibt er als Schluß — nichts anderes. Und er gibt lieber einen matten Schluß, als daß er zum Verräter an seiner eigenen Kunst würde. Auch der matte Schluß ist nie ein unwahrer; Greif zieht, wie Goethe, oft einen unbedeutenden Ausdruck vor, nur damit ja nicht das Wort den Inhalt übertöne.“ Ich glaube übrigens, heute, nachdem Lyon weitere 15 Jahre mit Greifs Lyrik und ganzem Dichten gelebt hat, würde er derartige Schlüsse gar nicht mehr als Fehler bezeichnen, sondern eher sagen, daß sie nur dem als Fehler erscheinen, der das volle Leben von Greifs Poesie noch nicht erfaßt hat. Was Greif schreibt, entquillt der vollen in seinem Innern lebendigen dichterischen Anschauung und trägt als Spuren dieses Lebens einen unsagbaren poetischen Duft unbedingt in sich. Aber da dies eben ein feiner Duft ist — wie die Blume unseres Rheinweines, die dem Ausländer matt erscheint —, so ist er nicht so leicht zu fassen und zu spüren; er ist Greifs ganzer Natur nach nicht aufdringlich und wird uns manchmal erst bewußt, wenn wir das Gedicht durch völliges inneres Erleben uns zu eigen gemacht haben. Lehrreich ist nun, zu sehen, wie Adolf Bayersdorfer mit untrüglichem Spürsinn für die Reime Greifs schon 1872<sup>1)</sup> dasselbe ausführt, was Lyon 1889, ohne Bayersdorfers Studie zu kennen, oben vom Ausdrücke Greifs sagte: „Die Regel, meint Bayersdorfer, daß der Dichter neue Reime suchen müsse, um heutzutage noch ein ordentliches Gedicht zu machen, daß man „vergehen“ und „verwehen“, „Herz“ und „Schmerz“ usw. nicht mehr als Reime gebrauchen dürfe, kennt Greif nicht. Vielmehr verschmäh't er neue und fremdklingende Reime, die fortwährend die notwendige Raschheit in der Wirkung des bildlichen Eindruckes unterbrechen, und will nichts wissen von dem prunkfüchtigen Kunstmaterial als solchem, welches eines sensitiven Zusammenhanges mit dem Inhalte entbehrt. Er gebraucht meistens herkömmliche Reime, weiß sie aber so zu verwenden, daß sie immer auf den rhythmischen Verlauf des Gedichtes befördernd wirken und, ohne sich dem Ohre aufzudrängen, die musikalische Seite desselben markieren, so daß sie die Hauptträger der in der jeweiligen Stimmung bedingten Klangfarbe und Klangfülle zugleich erscheinen. Seine Reime sind die emsigsten Arbeiter in der Herstellung des Totaleindruckes, sein bevorzugtes Kunstmittel, womit

1) a. a. D. S. 10.

er all die feineren Komplexionen des Gefühlslebens zum Ausdrucke bringt.“ Ob nun die törichte Legende von Greiß' „Nachlässigkeit“ in der sprachlichen Form verschwinden wird? Hoffentlich! Nur böser Wille kann doch verkennen, daß Greiß' Textesumgestaltungen und Verbesserungen einem feinen und strengen Kunstgefühl und einem hoch ausgebildeten Kunstverstande entspringen. Einige Beispiele mögen dies bezeugen. Das Lied „Im Waldgehege“ zeigt in den beiden letzten Auflagen folgende Gestalt:

Im Waldgehege.

Sechste Auflage 1895, S. 8.

Im grünen Waldgehege  
Wandl' ich auf stillem Wege,  
Den Würzgeruch, so rein,  
Atm' ich in Zügen ein.  
Das Laub, das mich umdüstert  
Und unaufhörlich flüstert,  
Läßt neuer Hoffnung Weh'n  
Mir durch die Seele geh'n.  
Schon weckt mir im Gemüte  
Erinn'ung manche Blüte,  
Die heimlich in sich lacht  
In ihrer holden Pracht.  
Und da ich so dem Weben  
Der Wildnis hingegeben,  
Steigt, wie der Mond so mild,  
Mir aus der Liebsten Bild.

Siebente Auflage 1903, S. 11.

Im grünen Waldgehege  
Wandl' ich auf stillem Wege,  
Den Würzgeruch, so rein,  
In mich zu atmen ein.  
Das Laub, das mich umdüstert,  
Und doch so lieblich flüstert,  
Läßt neuer Hoffnung Weh'n  
Mir durch die Seele geh'n.  
Schon weckt auch im Gemüte  
Erinn'ung manche Blüte,  
Die mir verjüngt erwacht  
In ihrer holden Pracht.  
Und da ich so dem Weben  
Der Schöpfung hingegeben,  
Bringt mir, erschienen mild,  
Der Mond der Einz'gen Bild.

Ein Kommentar dazu ist wohl überflüssig. Vergleichen wir ferner die Verbesserungen im folgenden Liedchen:

Hoffnung im Herbst.

Sechste Auflage 1895, S. 20.

Noch liegt ein grüner Schimmer  
Auf Wiesen und auf Au'n,  
Läßt weitem sich auch nimmer  
Ein blühend Halmlein schau'n.  
Und trägt des Herbstes Farben  
Auch schon des Waldes Laub,  
Nicht alle Blätter starben,  
Dem ersten Frost zum Raub.  
Genug sind noch geblieben,  
Erst mählich zu vergehn,  
Und wenn auch sie zerstreuen,  
Die Hoffnung bleibt bestehn.

Siebente Auflage 1903, S. 27.

Noch liegt ein grüner Schimmer  
Auf Wiesen und auf Au'n,  
Läßt weitem sich auch nimmer  
Ein blühend Halmlein schau'n.  
Und trägt des Herbstes Farben  
Gleich schon des Waldes Laub,  
Nicht alle Blätter starben,  
Dem ersten Frost zum Raub.  
Doch, wenn auch sie zerstreuen,  
Geduld, schon quillt geheim  
Zu jungen Knospentrieben  
Der unvertilgte Keim.

Welche ungeahnte Steigerung erfährt der Schlußgedanke durch die neue Fassung, und doch — das ist ihr Hauptverdienst — sie bleibt völlig

in dem von Anfang an gewählten Naturbilde, während die frühere Fassung aus ihm herausfällt und abstrakt wird. Einen Dichter, der so an sich arbeitet, überlasse man doch nur sich selbst und mäkele nicht an ihm herum: er findet noch immer eine bessere Fassung, als hundert Kritiker sie ihm vorschlagen können. Den Dichter fördert nur eines: wirkliches Verständnis! Dagegen kann das ewige Herumnörgeln auch einen Greif verwirren. Es ist ja überhaupt eine oft beobachtete Tatsache, daß ein derartiges gewaltfames Eindringen in das eigenste Gebiet einer Seele diese aus den gewohnten festen Gleisen bringen und ihre Klarheit trüben kann. Ein geradezu tragisches Beispiel dafür in unserer Literatur ist der hochbegabte Gottfried August Bürger, den Schillers liebevolle Kritik zur Entgleisung brachte. Nachdem Bürger etwa 20 Jahre lang in seiner dichterischen Art sicher gewesen war und es darin zu hoher, auch heute noch nicht übertroffener Vollendung gebracht hatte, ward er durch Schiller an sich selbst irre und verdarb durch seine letzten Änderungen fast alle seine Gedichte. Heut liest man sie nur immer wieder in der alten Fassung. Ein derartiges Entgleisen ist nun freilich bei Greif unmöglich: er war schon von Anfang an viel zu sehr gefestigt in seiner Art; auch hat er nie einen nur annähernd so bedeutenden Gegner gehabt, wie der unglückliche Bürger, dessen Lebenskraft damals überhaupt schon untergraben war. Trotzdem muß ich aber sagen, daß manche Änderungen Greißs, die er von der fünften zur sechsten Auflage der Gedichte vornahm, mir als sogenannte „Schlimmbesserungen“ erscheinen und ich es daher mit großer Freude begrüße, daß die siebente Auflage in solchen Fällen die alte, ursprüngliche Lesart wiederherstellt. Die vorhin angeführten Verbesserungen waren nun freilich nicht dieser Art. Wiederherstellung der alten Form liegt z. B. vor bei den Gedichten: „Lob der Donau“ (S. 167), „Seelieder“ Nr. 5 (S. 157), „Leopoldsberg“ (S. 204), „Die Kreuzfahrer auf der Donau“ (S. 205); auch in vielen Einzelfällen, wo es sich bisweilen nur um ein Wort handelt, z. B. im „Auftrag der Muse“ Str. 7, 3, wo es in Auflage 2—5 lautete „Aller Zweifel reiche Nahrung“, in der sechsten dagegen: „Aller Leiden reiche Nahrung“. Da aber vorher und nachher in dem Gedichte schon von verschiedenen Leiden geredet wird, so ist Zweifel hier das Richtige; und so heißt es auch wieder in der siebenten Auflage:

Aller Zweifel reiche Nahrung  
Löse dein Empfinden nur!<sup>1)</sup>

1) Ein näheres Eingehen auf den Gehalt und die Schönheit der „Gedichte“ kann ich mir ersparen: Greif ist in dieser Zeitschrift kein Fremdling, und schon 1889 am angegebenen Orte hat Otto Lyon den Edelgehalt von Greißs Gedichten vorgeführt.

Wenden wir den Blick wieder auf das Ganze! Versuchen wir, den Gedichtband Greifs als Einheit, als ein Kunstwerk mit einem Blicke zu erfassen. Es ist dies nicht so leicht; möglich wird es nur nach genauem Studium aller seiner Teile und Einzelheiten.

Ich möchte einen solchen Band etwa einer der gewaltigen Sinfonien Beethovens oder einem jener gotischen Dome vergleichen, bei deren Betrachtung uns so eigen zumute wird. Auch bei ihnen staunt man über die Fülle von Einzelschönheiten, über den Reichtum der Phantasie, auch bei ihnen werden in unserer Brust die mannigfachsten, heiß aus der Tiefe quellenden Gefühle und Töne erweckt, und doch haben wir dabei den deutlichen Eindruck: hier weht im Kleinsten wie im Größten der Hauch einer Seele, eines Geistes, und dieser reißt uns mit sieghafter Kraft über uns selbst zum Höchsten, zur Gottheit empor. Hier, wie in der Natur, spricht etwas zu uns, das mehr als Mensch ist, das wir wohl ahnen und fühlen, aber nimmermehr definieren oder in eine Formel bringen können. Nur vor den großen Werken gottbegnadeter Künstler erleben wir solches, nur vor solchen Männern, die, ihren Künstlerberuf als heiligstes Priestertum auffassend, Herz und Sinn offenzuhalten wußten für das Überirdische. Daher ist uns auch, als töne uns aus ihren Offenbarungen eine Sphärenmusik entgegen, als gewönnen wir in ihrem Genuß ein Stück jener Einheit und Schönheit wieder, die uns sonst hienieden verloren ging. In dem Kunstgenuß, in dem wir aufgehen, wo wir die Welt um uns vergessen und uns erdenentrückt fühlen, blüht uns noch ein Stück Paradies. Und das ist das Herrliche: dieses Stück Paradies vermögen wir uns immer wieder herbeizuzaubern, wenn wir nur mit zur Andacht gesammelter Seele an das Kunstwerk herantreten. Wie recht hat doch Adolph Stöber mit seiner ernstern Mahnung:

Willst du lesen ein Gedicht —	Daß auch durch die Form hinan
Sammle dich wie zum Gebete,	Du den Blick dir aufwärts bahnest
Daß vor deine Seele licht	Und, wie's Dichteraugen sah'n,
Das Gebild des Dichters trete;	Selbst der Schönheit Urbild ahnest.

Eine derartige Wirkung vermögen die Werke der bloßen Naturalisten niemals hervorzubringen, wohl aber der Gedichtband einer so ganzen, großen und gefunden Dichternatur wie Martin Greif. —

Was bedeutet demnach Greifs Gedichtbuch mir — dem Leser? — Ein hehres Kunstwerk, an dem ich mich begeistere, ein Schatzhaus edelster Poesie, einen treuen Führer durchs Leben, einen Born quellender Schönheit. Drückt dich ein Kummer? Tiefser als du hat der Dichter ihn erlebt und zeigt ihn verklärt dir wieder. Beschwingt dich die Freude? — Juble, frohlocke mit dem Dichter, er hebt dich himmelwärts. Quälen dich

die Rätsel des Daseins? Vor dir hat er, der ernste Denker, ihnen nachgegrübelt: er löst sie, wo sie zu lösen sind; wo nicht, so hebt er dich durch die Kraft seines Genius über das Irdische in reinere Höhen, wo aller Zwiespalt aufhört.

Und was bedeutet das Buch für den Dichter? — Die seiner gottgewollten Anlage entsprechende Lebensbetätigung, die Hälfte, ja die größere Hälfte seines lyrischen Schaffens, das Werk, auf dem sein Ruhm als Dichter vornehmlich beruht, die Summe ernster, unermüdbarer über vierzigjähriger Arbeit als Mensch und Künstler. — Was entscheidet über den sittlichen und seelischen Wert unseres Lebens? — Unser Verhältnis zu Gott, Vaterland, zum Mitmenschen, zu Natur und Kunst. Wie Greif zu ihnen steht, weisen seine Gedichte aus. Das ist ihre Bedeutung. In diesem Bande finden wir wieder, was dem Dichter hoch und heilig ist. Greifs Gedichte sind das Glaubens- und Lebensbekenntnis eines großen und edlen Menschen.

Wohlan denn: nützen wir das edle Gut! Machen wir es uns zu eigen!

Die rechte Heimstatt, der beste Wirkungskreis für Greifs Gedichte sind die deutsche Schule und das deutsche Haus. Mögen hier neben unseren Klassikern die Ideale und Weisen Martin Greifs in Mund und Herzen leben! Dann wird es um die Zukunft unseres Volkes nicht übel stehen.

## Die Tierwelt im Bilderschnucke des alttestamentlichen poetischen Schrifttums.

Von Professor Dr. theol. et phil. **August Wünsche** in Dresden.

(Schluß.)

Im Buche Hiob schließt Jahve den Kreis der Tiere, deren Tun und Treiben sich der menschlichen Einsicht entzieht, mit dem auf Felsen spitzen horstenden Adler ab.

Oder geschieht's auf dein Geheiß, daß sich emporhebt der Adler

Und daß er so hoch macht sein Nest?

Felsen bewohnt er und horstet

Auf Felsenzaden und Hochwacht.

Von dort erspäht er Fraß,

Zur Ferne blicken seine Augen.

(Hiob 39, 27—29.)

Wie alle anderen Vögel wechselt der Adler jährlich sein Gefieder, und dies macht den Eindruck, als ob er sich verjünge. Auf diesen Umstand nimmt ein Sänger Bezug und sieht darin ein Zeichen göttlicher Güte und Fürsorge gegenüber seinem Volke.

Es erneuert sich dem Adler gleich deine Jugend.

(Ps. 103, 5.)

Diese scheinbare Wiederverjüngung des Adlers infolge der Mauserung schwebt auch dem zweiten Jesaja vor Augen, wenn er in seiner Heilsbotschaft sagt:

Die da harren auf Jahve, gewinnen neue Kraft;  
Sie verjüngen ihr Gefieder wie die Adler. (Jes. 40, 31.)

Die ewige Jugendkraft soll es sicher symbolisieren, wenn die am göttlichen Thronwagen sich befindlichen Cherube neben den drei anderen noch ein Adlergesicht haben (Ezech. 1, 10; vgl. Apokal. 4, 7).

Dem gedemütigten und aus der menschlichen Gesellschaft gestoßenen Nebukadnezar wächst das Haar so lang wie Adlerfedern und er bekommt Nägel wie die Vögel (Dan. 4, 30).

Obgleich der Adler ein grimmiges Raubtier ist und seine Beute entseßlich zurichtet, so hegt er doch eine ganz besondere Fürsorge für seine Jungen und wird deshalb im Moseßliede ein Bild der beschirmenden Liebe Jahves zu seinem Volke.

Wie ein Adler erregt sein Nest,  
Über seinen Jungen schwebt,  
Ausbreitet seine Flügel und sie aufnimmt,  
Sie trägt auf seinen Fittichen,  
So leitete er es (das Volk) allein und führte es,  
Und mit ihm war kein fremder Gott. (5. Mos. 32, 11, 12.)

In öden, menschenleeren Gegenden lebt der Strauß, am liebsten in Steppen und in der Wüste. Den Israeliten war mancherlei von den Charaktereigentümlichkeiten dieses Tieres bekannt. Schon sein Aufenthalt in der Einsamkeit dient den Propheten in ihren Drohreden als Hinweis auf gänzliche Verödung volksbelebter Städte und Länder durch Feinde. Babel soll bei seinem Untergange durch die Meder zum Aufenthalte der Wüstentiere werden.

Und wohnen sollen dort Strauße und Vocksgeister sollen tanzen dafelbst.  
(Jes. 13, 21; vgl. Jer. 50, 39.)

Nicht minder wird auf die heisere, klagende Stimme des Straußes angespielt. Dem Propheten Micha symbolisiert sie sein Sammern über das in Juda hereinbrechende Unglück.

Ich will erheben Klage wie die Strauße. (Mich. 1, 8.)

Daselbe ist bei Hiob der Fall, wenn er stöhnend ausruft:

Ein Bruder bin ich geworden den Straußinnen. (Hiob 30, 29.)

Auch die Tatsache ist den Israeliten nicht entgangen, daß die Straußhenne bei Verfolgung ihre Jungen im Stiche läßt und sich durch schnelles Laufen zu retten sucht. Im vierten Klageliede sind daher die Straußen Bild der Grausamkeit.

Auch die Schakale entblößen die Brust,  
 Sie säugen ihre Jungen;  
 Die Tochter meines Volkes ward grausam wie die Straußen in der Wüste.  
 (Klagel. 4, 3.)

Am eingehendsten findet sich die Eigenart des Straußes im Buche Job in der Rede Jahves geschildert.

Der Straußenhenne Fittich schlägt lustig,  
 Ist's storchfromme Schwinge und Feder?  
 Wahrlich, sie überläßt der Erde ihre Eier.  
 Und am Boden brütet sie,  
 Und sie vergift, daß ein Fuß sie zerdrücken  
 Und des Feldes Wild sie zertreten kann.  
 Sie behandelt hart ihre Kinder, als wären es nicht die ihren;  
 Vergeblich ist ihre Mühe, ohne daß sie sich bange.  
 Denn vergessen ließ sie Eloah der Weisheit,  
 Und gab ihr nicht Anteil an Einsicht.  
 Wenn sie sich in der Höhe peitscht,  
 Verlacht sie Roß und seinen Reiter.  
 (Job 39, 13—18.)

Auf den Storch als Zugvogel, der die Zeit seines Fortziehens und seiner Rückkehr kennt, bezieht sich die Klage des Propheten Jeremia:

Selbst der Storch unter dem Himmel kennt seine Zeit . . . aber mein Volk kennt nicht das Recht Jahves.  
 (Jer. 8, 7.)

Der Sinn ist: Das nur nach Willkür handelnde Israel steht hinter unvernünftigen Tieren zurück, die ihr Leben nach den Gesetzen der Natur einrichten.

Als ein beliebtes Tier galt im alten Israel die Taube. Vor allen Vögeln war sie es allein, die auf den Altar als Gabe gebracht werden durfte (3. Mos. 1, 14; 14, 22; 15, 14, 29; 4. Mos. 6, 10). Gezähmt lebte sie in turmartigen Taubenhäusern, in wildem Zustande nistete sie in ganzen Scharen in Gebirgsschluchten und Steingeklüften.<sup>1)</sup> Der schimmernde Glanz des reinen, weißen Gefieders, vor allem der Federn am Nacken machten die in Palästina einheimische Taube zum Bilde der in die Heimat zurückgekehrten Exulanten. Ihr neuerblühender Wohlstand wird glänzen wie der Metallglanz des Taubengefieders in der Sonne.

Wenn ihr lagert zwischen den Hürden,  
 So sind die Flügel der Taube überzogen mit Silber  
 Und ihre Schwingen mit grünlichem Golde.  
 (Ps. 68, 14.)

In einem Hochzeitsliede des Hohenliedes wird auf das muntere und anmutige Wesen, sowie auf den unschuldvollen, reinen Sinn der Taube angespielt. Der Geliebte preist die Auserwählte seines Herzens mit den Worten:

1) Bei den Griechen war die Taube ein Attribut der Aphrodite.

Eine ist meine Taube, die Fromme,  
Die Einzige ihrer Mutter, die Auserkorene ihrer Gebärerin. (Hohesl. 6, 8.)

Desgleichen:

Tue mir auf, meine Schwester, meine Freundin, meine Keine!\*) (Daf. 5, 2.)

Wenn sich die Tauben an frischen Wasserbächen baden, so erhalten ihre Augen einen hellen, leuchtenden Glanz. Die Taubenaugen galten daher den Israeliten für ebenso schön wie den Griechen die Kuhaugen. Im Hoheliede wird mehrmals auf die Augen der Taube hingewiesen und sie werden als Symbol der Geliebten verwendet.

Wahrlich schön bist du, meine Freundin, wahrlich schön bist du!  
Deine Augen sind Tauben hinter deinem Schleier. (Daf. 1, 15; vgl. 4, 1.)

Auf dieselbe Weise aber rühmt auch die Braut die Augen ihres Geliebten.

Seine Augen sind wie Tauben an den Wasserbächen,  
Sich badend in Milch, ruhend in Einfassung. (Daf. 5, 12.)

Die in Felsenspalten nistende wilde Taube wird in einem anderen Liede zum Vergleich der tugendssamen Geliebten angezogen.

Meine Taube in Felsenspalten, im Versteck der Klippen!  
Laß mich genießen deinen Anblick, laß mich hören deine Stimme;  
Denn deine Stimme ist süß und dein Anblick lieblich. (Daf. 2, 14.)

Viermal kommt bildlich das sehnüchtige monotone Girren der Taube vor. Der leidende Hiskia klagt:

Ich girrte gleich einer Taube. (Jes. 38, 14.)

Die nach Rettung aus der Gefangenschaft sich sehnennden Israeliten bekennen:

Und wie die Tauben girren wir. (Daf. 59, 11.)

Von dem gottlosen durch Jahves Strafgericht heimgesuchten Ninive heißt es:

Die Tore der Ströme sind aufgetan  
Und der Palast zerschmilzt;  
Es ist festgesetzt, sie wird in Gefangenschaft geführt,  
Und ihre Mägde seufzen wie die Stimme der Tauben. (Nah. 2, 7. 8.)

Von Ezechiel wird das durch die Eroberung Jerusalems hereingebrochene Elend also geschildert:

Und die von ihnen entinnen, die werden sein auf den Bergen wie girrende Tauben; sie alle girren, ein jeder ob seiner Verschuldung. (Ezech. 7, 16.)

Da die Tauben an Schnelligkeit des Flugs viele andere Vögel übertreffen und dadurch ihren Feinden leicht entkommen, so wünscht sich der Dichter eine Zufluchtsstätte, um vor aller Gefahr sicher zu sein.

1) Wie jemimā bei den Hebräern und Arabern ein Kofename ist, so columbina im Abendlande.



O hätte ich Flügel gleich der Taube,  
So wollte ich davonsfliegen und Wohnung nehmen. (Ps. 55, 7.)

Hosea kommen die heimkehrenden Exulanten vor wie Tauben, die ihrem Schläge zufliegen.

Sie werden herbeizittern — gleich der Taube vom Lande Assur,  
Und ich lasse sie wohnen in ihren Häusern, ist der Spruch Jahves.

Auf dieselbe Weise erschaut sie der dritte Jesaja. (Hos. 11, 11.)

Wer sind diese, die gleich den Wolken daherfliegen  
Und gleich den Tauben zu ihren Schlägen? (Jes. 60, 8.)

Der arglosen Taube, die sich bei ihrem Ausfluge nach Futter in die Schlinge locken läßt, gleichen bei Hosea die Ephraimiten.

Und es war Ephraim wie eine Taube, einfältig und unverständlich,  
Die Ägypter riefen sie, nach Assur gingen sie. (Hos. 7, 11.)

Die im Felsgeklüft ihren Aufenthalt suchende Taube benutzt Jeremia in einem Orakel, die Verwüstung Moabs betreffend, als Mahnung an die Bewohner, auf unzugänglichen Felsen Wohnung zu suchen.

Verlasset die Städte und wohnet auf Felsen, Bewohner Moabs,  
Und seid wie eine Taube, die ihr Nest baut an den Rändern des Abgrunds.

(Jer. 48, 28.)

Philo betrachtet die junge Taube als Bild des göttlichen wie menschlichen Logos. Vgl. Siegfried, Philo von Alexandrien als Ausleger des Alten Testaments S. 184 u. 315. Wenn Jesus nach Matth. 10, 16 sagt: Seid ohne Falsch wie die Tauben, so spielt er auf die Arglosigkeit und Sinneseinfaht der Tauben an. An anderen Stellen, wie Matth. 3, 21; Mark. 1, 10; Luk. 3, 21 ist die Taube Symbol des Heiligen Geistes, die, wie Kunge, Das Zeichen des Menschensohnes S. 63 bemerkt, den Menschensohn signalisiert. Das Christentum fand mit dem Symbol der Taube in den Katakomben und Grabdenkmälern eine Anknüpfung an den buhlerischen und raffenden Seelenvogel, der von Ägypten zuerst nach Kleinasien wanderte, von da nach Griechenland und Italien sich verpflanzte und eine reiche Kunstentwicklung durchgemacht hat. Sie wird entweder mit einem Öl- oder Palmzweig in dem Schnabel dargestellt, oder so, daß sie einem betenden Toten entgegenfliegt. Dabei finden sich die erklärenden Worte: Pax oder: In pace, welche den Frieden des Toten andeuten sollen.<sup>1)</sup>

1) Wie die Taube die Dichter und Propheten des Alten Testaments als Bild verwendet haben, so auch arabische, griechische und römische Schriftsteller. Auf das Klagen der Tauben nimmt Ammija ben Abu Salt Bezug:

Ich beweine die Edlen, der Edlen Söhne, die Preiswürdigen.

Wie die Tauben weinen auf den Zweigen des Dickichts, auf den biegsamen Ästen.

(Abulfeda, Annales Muslem. I. p. 90.)

Ebenso Theokrit (Idyll. VII, 141) und Vergil:

Die Turteltaube kommt in drei Arten in Palästina vor, von denen die eine Art, *turtur auritus*, zu den Wandervögeln gehört. Sie stellt sich gegen Mitte April in großen Scharen in den Bergen und Tälern ein und macht sich durch ihr eintöniges melancholisches Ruckfen, das vom Morgen bis Sonnenuntergang zu hören ist, bemerklich. Im Hohenliede erscheint die Turteltaube als Bote des ins Land gezogenen Frühlings:

Mache dich auf, meine Freundin, meine Schöne, komme doch!  
Denn siehe, der Winter ist vorüber, der Regen vorbei, er ist gegangen.  
Die Blumen zeigen sich im Lande, die Zeit, den Weinstock zu beschneiden, naht  
Und die Stimme der Turteltaube läßt sich hören in unserem Lande.

(Hohel. 2, 11. 12.)

Die zur rechten Zeit wiederkehrende Turteltaube hält Jeremia seinem Volke, das sich nicht um die Ordnungen und Gesetze kümmert, neben anderen Vögeln als Muster zur Nachahmung vor.

Die Turteltaube, die Schwalbe und der Kranich achten auf die Zeit  
ihres Kommens,  
Mein Volk aber weiß nicht das Recht Jahves. (Jer. 8, 7.)

In einem Gebete erscheint die wehrlose, den Raubvögeln preisgegebene Turteltaube als Symbol der Verfolgten, die sich nicht vor ihrem Feinde retten können.

Nicht gib preis dem wilden Tiere das Leben deiner Turteltaube,  
Das Leben deiner Elenden vergiß nicht für immer! (Ps. 74, 19.)

In ganzen Scharen sind Kraniche (*'agâr*) und Schwalben (*derôr, sôs*) im Heiligen Lande anzutreffen. Sie fallen durch ihr klägliches und anhaltendes Gezwitser auf. Hiskia vergleicht damit in seinem Dankliede die Seufzer, welche ihm die Schmerzen seiner Krankheit auspreßten.

Wie eine Schwalbe, ein Kranich zirpte ich. (Jes. 38, 14.)

Obgleich mit dem Namen *sippôr* oft alle kleineren Vögel zusammengegriffen werden, so bezeichnet das Wort doch an zwei Stellen zweifellos

Raslos wird klagend die heifere Waldtaube und die Turteltaube vom lustigen Wipfel der Ulme. (Eklage I. 57. 58.)

In den *Bakchai* des Euripides V. 1090 stürzen die Bacchantinnen zur Ermordung des Pentheus herbei, „an Schnelligkeit den Tauben nichts nachgebend“. Der Chor im „*Oidipus auf Kolonos*“ von Sophokles V. 1083 fig. wünscht, wie eine schnelle Taube mit Sturmeschnelligkeit die lustigen Wolken zu durchziehen.

Auf die von Raubvögeln verfolgte und nach einer Zufluchtsstätte in Felsen eilende Taube beziehen sich auch die Verse in der „*Ilias*“:

Weinend floh die Göttin nunmehr, wie die schüchterne Taube,  
Welche, vom Habicht verfolgt, in den höhligen Felsen hineinfliegt,  
Tief in die Luft. (Il. 21, 492 u. 493.)

einen bestimmten Vogel, den Sperling. In der alttestamentlichen Bildrede symbolisiert das ziellose Fliegen des Sperlings neben dem der Schwalbe das ziellose Fluchwort, das gewohnheitsmäßig ohne bestimmten Grund ausgesprochen wird und nicht in Erfüllung geht.

Wie ein Sperling wegflattert, wie die Schwalbe fortfliegt,  
So ist grundloser Fluch, nicht trifft er ein. (Spr. 26, 2.)

Sperling und Schwalbe in ihrem ungestörten Nisten an heiligen Orten wecken in einem Sängere die Sehnsucht nach Jahves Heiligtum.

Auch der Sperling findet ein Haus  
Und die Schwalbe hat ein Nest,  
Wohin sie legt ihre Jungen:  
Deine Altäre, Jahve der Heerscharen,  
Mein König und mein Gott. (Ps. 84, 4.)

Die Worte beziehen sich auf die Sitte, auf heiligen Orten nistende Vögel nicht zu vertreiben.<sup>1)</sup>

Im Munde Jesu ist der Sperling Bild der göttlichen Fürsorge, die sich auch auf das Kleinste, Unbedeutendste und Wertloseste erstreckt. Vgl. Matth. 10, 29; Luk. 12, 6.

Das Rebhuhn (eig. koré, Kuser) war in verschiedenen Arten im Heiligen Lande vertreten. Der Name schreibt sich von dem lauttönenden Lock- und Streitruf her, den das Männchen im Gebüsch und Felsgeklüft

1) Auch bei den Griechen durften Vögel, die in Tempeln Zuflucht gefunden und ihr Nest gebaut hatten, nicht verjagt und ihrer Jungen beraubt werden. Nach Aelian, Vermischte Geschichten 5, 17 gingen einmal die Athener in ihrem religiösen Eifer so weit, daß sie einen gewissen Astarbes, weil er einen dem Askulap heiligen Sperling totgeschlagen, zum Tode verurteilten und zu seiner Entschuldigung weder seine Unwissenheit, noch seinen Unverstand geltend ließen. Eine ähnliche Sage berichtet Herodot I, 14, 159. Als ein Mann namens Aristodikos Sperlinge und andere Vögel, die sich im Tempel von Cumä Nester gebaut hatten, wegging, ließ sich eine Stimme im Innersten des Tempels also vernehmen: „Du Frevler, wie wagst du es, diese Tiere, die hier Schutz bei mir suchten, aus meinem Tempel zu entwenden?“ In gleicher Weise galten bei den Arabern die auf dem Tempel zu Mekka nistenden Vögel für unverletzlich. So klagt ein dschorchanidischer Fürst in einem alten Gedichte, daß seinem Stamme die Obhut des mekkanischen Heiligtums entzogen sei:

Wir weinen ob dem Hause, dessen Taube  
Berührt nie werden durfte.  
Sie weilte sicher dort; in ihm auch  
Nistete der Sperling.

(Alb. Schultens, Monumenta vetust. hist. Arabum p. 1.)

Niebuhr meldet in seiner Reisebeschreibung II, S. 270, daß nicht allein auf der Kaaba, sondern auch auf den Moscheen, sowie auf den Grabstätten Alis und Husseins Tauben unbehelligt ihre Nester bauen durften.

vernehmen läßt. Die Araber pflegen, wie Shaw, Reisen S. 206, berichtet, die Rebhühner in der Weise zu fangen, daß sie dieselben mehrmals aufscheuchen, wodurch ihre Flugkraft erlahmt, und sie dann mit metallbeschlagenen Stöcken töten. Dieser Brauch scheint auch im alten Israel stattgefunden zu haben, wenigstens deuten die Worte Davids gegenüber Saul darauf hin, wenn er von diesem sagt, daß er ihn, den Flüchtling, zu ermüden suche, um ihn desto sicherer in seine Gewalt zu bekommen.

Möge nun nicht mein Blut zur Erde fallen, fern vom Angesichte Jahves, denn der König von Israel ist ausgezogen, mich zu suchen, wie man ein Rebhuhn auf den Bergen verfolgt.  
(1. Sam. 26, 20.)

Zu den Leckerbissen gehören die Eier des Rebhuhns. Man durchstreifte deshalb das Gebüsch, um sie zu suchen, und nahm sie den Brütenden weg. Mit einem Rebhuhn, das aufgeschreckt wird und seine Eier nicht ausbrüten kann, vergleicht Jeremia einen Menschen, der auf unrechtmäßige Weise viel Reichtum erworben hat, aber ihn in der Mitte seines Lebens wieder verliert.

Ein Rebhuhn, das Eier legt, aber nicht ausbrütet,  
ist, wer Reichtum erwirbt und nicht mit Recht;  
In der Hälfte seiner Tage muß er ihn verlassen  
und an seinem Ende steht er als Tor da. (Jer. 17, 11.)

An geräuschlosen Sümpfen, Seen und anderen Wasserplätzen hält sich der Pelikan auf, ein Vogel mit breitem, auf die Brust niedergebeugten Schnabel. Seinen Namen *kā'at*, der Ausspeier, hat er von dem Umstande erhalten, daß er die gefangenen und im Kropfe aufgespeicherten Fische zur Fütterung seiner Jungen wieder ausspeit. Da er oft stundenlang an einer Stelle hockt und keinen Laut von sich gibt, so vergleicht sich ein Dichter im wehmütigen Gefühle seiner Verlassenheit mit ihm.

Ich gleiche dem Pelikan der Wüste. (Ps. 102, 7.)

Den Propheten Jesaja und Zephanja dient in ihren Drohbildern der Pelikan neben dem Igel und Uhu zur Schilderung der Verödung volkbelebter Städte.

Zu Besitz nehmen werden es Pelikan und Igel  
Und Uhu und Rabe werden darin wohnen. (Jes. 34, 11.)  
Pelikan und Uhu werden auf seinen Knäufen nächtigen. (Zeph. 2, 14.)

Selbst der fabelhafte Vogel Phönix, der sich nach orientalischer Sage in gewissen Zeiträumen jedesmal aus einem Ei, welches das aus seinem Neste hervorgehende Feuer nicht mit verbrannt hat, von neuem verjüngt und wieder zu wachsen beginnt, kommt einmal im Buche Hiob als Bild vor. Hiob veranschaulicht mit ihm im letzten Monologe seine Wahnvorstellung, daß sein Glücksstand nie aufhören würde.

Aber ich sprach: Mit meinem Neste werde ich verschiden  
 Und gleich dem Phönix mehrn die Tage. (Hiob 29, 18.)<sup>1)</sup>

Unter den Amphibien heben wir zuerst das Krokodil hervor. Obgleich dasselbe nicht in Palästina einheimisch ist, so hatten die Israeliten doch eine gute Kenntnis von ihm. Im Buche Hiob c. 4 haben wir eine schwungvolle und farbenprächtige Schilderung des gefürchteten Riesenreptils. In den Propheten erscheint das Krokodil wiederholt als Symbol Ägyptens oder des ägyptischen Königs (vgl. Jes. 27, 1; Ezech. 29, 2—4). Einmal kommt es auch in einem Orakel bei Ezechiel als Gleichnis vor, um an ihm die Macht Ägyptens zu veranschaulichen, der Jahve ein Ende machen werde.

Junger Löwe unter den Völkern, du bist dahin, und warst doch gleich einem Krokodil im Meere, sprudeltest mit deinen Nüstern und trübtest das Wasser mit deinen Füßen und wühltest ihre Ströme auf. (Ezech. 32, 2.)

Neben dem Krokodil wird zugleich des Drachens gedacht, eines langgestreckten, schlangenartigen Ungeheuers mit Schuppen und Flügeln; doch wie im klassischen Altertum herrscht auch in der Bibel keine klare Vor-

1) Nach Herodot II, 3, 75 zeigt sich der Phönix, wie die Priester zu Heliopolis erzählen, nur alle 500 Jahre ein einziges Mal bei dem Tode seines Vaters, indem er ein Myrrhenei verfertigt, es aushöhlt, darein den väterlichen Leichnam legt, die Öffnung sodann verschließt und die Last in den Tempel der Sonne trägt, wo er sie begräbt. Auf diese Sage stützt sich das, was Clemens von Rom in seinem Korintherbriefe c. XXV meldet, daß der Phönix sich ein Nest aus verschiedenen aromatischen Stoffen baut, darin stirbt und die Larve eines jungen Tieres zurückläßt, welches nach seinem Großwerden die Gebeine seines Vaters auf dem Altare zu Heliopolis darbringt. Ähnliches berichtet Tacitus, Annales 6, 26, vgl. noch Plinius X, 2; Ovid, Metamorph. XV, 392. Nach den Forschungen Seyffardts (s. Zeitschr. der Deutschen Morgenländ. Gesellschaft Jahrg. 1849, S. 63 flg.) hat man zwischen dem wahren (Benno) und falschen (Koli) Phönix zu unterscheiden. Jener kam von Arabien oder Indien allemal nach 600 (eigentlich nach 652) Jahren nach Heliopolis und galt als das Symbol Merkurs, in dessen Hand er mit ihm nach dem Himmel flog und auf der Sonnenscheibe, wie aus Münzen zu sehen ist, kurz nach der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche starb. Der falsche Phönix dagegen erschien stets nach 500 (eigentlich 540) Jahren und starb im Herbst. Da nach Seyffardt der Phönix ein Symbol des Merkur ist, so bedeutet die Selbstverbrennung des Vogels in Heliopolis die Durchgänge des Planeten über die Sonnenscheibe, und seine Neubelebung versinnbildlicht das Wiedersichtbarwerden des Planeten nach seinem Durchgange.

Nach talmudischer Anschauung hat der Phönix, Awraschna oder Wraschna genannt, unter allen Geschöpfen die von Eva ihnen dargereichte Frucht des verbotenen Baumes allein verschmäht und wurde deshalb nicht mit dem Tode bestraft. Als er in der Arche war, hielt er sich bescheiden in einem Winkel zurück, um Noah bei der Fütterung der Tiere nicht zu belästigen, weshalb ihm dieser als Lohn die Unsterblichkeit wünschte. S. Sanh. 108b. Daher lebt er 1000 Jahre. Nach dieser Zeit verbrennt er entweder, oder es vergeht sein Körper, indem ihm Federn und Flügel ausfallen, aber es bleibt stets von ihm so viel zurück wie die Größe eines Eies, aus welchem er sich wiederverjüngt und zu neuem Leben ersteht. S. Midrasch Beresch. r. Par. 19.

stellung von ihm. Ohne Zweifel haben wir in dem fabelhaften Reptil ein mythologisches Gebilde der Babylonier zu erkennen, das auf ihren Gestirndienst zurückgeht.<sup>1)</sup> Bei Jeremia erscheint daher der Drache auch als Symbol des Königs Nebukadnezar.

Gefressen hat uns Nebukadnezar, der König von Babel,  
Er hat uns wie ein Drache verschlungen. (Jer. 51, 34.)

In der Apokalypse c. 12 und 13 ist der Drache ein gräßliches Ungeheuer und dient zur Symbolisierung des christenfeindlichen Roms. Mit ihm führt Michael und seine Engelschar im Himmel einen gewaltigen Krieg, wobei sie obliegen und ihn auf die Erde werfen. Hier verfolgt er das Weib mit ihrem Kinde und speit ihm, da sie mit Adlersflügeln nach der Wüste flüchtet und er sie nicht einholen kann, aus seinem Rachen Wasser nach wie einen Strom.<sup>2)</sup>

Was die Schlangen anlangt, so kommen viele Arten im Heiligen Lande vor, worunter fünf giftige sich befinden. Daher erklären sich die verschiedenen Namen im Alten Testamente, bei denen sich aber nicht immer wissenschaftlich feststellen läßt, welche Spezies damit bezeichnet werden soll. Der Gattungsname für Schlange ist nachäsch.

Während bei den Griechen die Schlange in ihrer Häutung als Sinnbild der Verjüngung und der Gesundheit galt, weshalb sie auch das Attribut des Asklepios war, erscheint sie in der Bibel durchweg als Bild des Bösen, Schlechten und Heimtückischen. Sie ist das von Gott verfluchte Tier, das auf der Erde kriechen und Staub fressen muß und mit dem der Mensch in ewiger Feindschaft lebt (1. Mos. 3, 14 flg., Mich. 7, 17; Sir. 21, 2;

1) In der babylonischen Astralreligion kommt in dem Kampfe mit dem Drachen, welchen der Gott Marduk gegen Tiāmat unternimmt, und wie er an den Wänden der assyrischen Paläste in einem herrlichen Relief abgebildet wird (vgl. Friedr. Delitzsch, Babel und Bibel. Ein Vortrag S. 35 u. 36), ohne Zweifel der alte Naturmythos von der Besiegung der Finsternis durch das in der Frühjahrstag- und Nachtgleiche zu neuer Kraft sich erhebende Licht der Sonne zur sinnlichen Darstellung.

2) In der Ilias schildert Odysseus den bei einem Opfermahl in Aulis plötzlich ein Nest von acht jungen Sperlingen mit der Mutter ausraubenden Drachen mit den Worten:

. . . . . Ein purpurschuppiger Drache,  
Gräßlich zu schau'n, den selber ans Licht der Olympier sandte,  
Unten ent schlüpft er dem Altar, fuhr schlängelnd empor an dem Horn.  
Allda ruhten im Neste des Sperlings nackte Kindlein,  
Oben auf schwankendem Ast, und schmiegeten sich unter den Blättern,  
Nacht; und die neunte war der Vögelchen brütende Mutter.  
Zener nunmehr verschlang die kläglich Zwitschernden alle;  
Nur die Mutter umflog mit jammrender Klage die Kindlein,  
Bis er das Haupt hindreht' und am Flügel die schreiende haßte.

(Il. II, 382 flg.)

39, 15). Man fürchtete und verabscheute das Reptil, das bald im Sande sich duckt und in den Löchern lauert, bald langsam oder pfeilschnell am Boden hinsfährt. Entsetzen erregte der Biß der Schlange, weil er einen krampfhaften Tod herbeiführte. Im bildlichen Redeschnmcke kommt die Schlange nach verschiedenen Gesichtspunkten zur Verwendung. Zunächst der tödlich wirkende, spitze Giftzahn. In einem Gebete um Errettung vergleicht ein Dichter die böshafsten und verderblichen Anschläge seiner Feinde mit der Schlangenzunge und dem Gifte der Otter.

Sie haben geschärft ihre Zunge gleich einer Schlange,  
Otterngift ist unter ihren Lippen. (Ps. 140, 4.)

Die in sandigen Gegenden lebende Rauhotter (eph'eh) legt ihre Eier auf den heißen Sand, um sie von der Sonne ausbrüten zu lassen. Trat der Wanderer auf ein solches Ei, so schlüpfte unversehens eine Otter heraus und versetzte ihn in Schrecken. Dies schwebt dem dritten Jesaja vor Augen, wenn er von dem auf die Vernichtung der Frommen abzielenden Treiben der Gottlosen sagt:

Natterneier (Basiliskeneier) hecken sie aus — — —  
Wer von ihren Eiern ist, muß sterben, und das zerdrückte  
läßt durchbrechen eine Otter. (Jes. 59, 5.)

Zophar schildert die Wirkungen des durch Reichtum verursachten sinnlichen Genußlebens des Frevlers.

Seine Speise ist in seinem Leibe verwandelt,  
Natterngalle ist in seinem Innern.  
Natterngift sog er ein, es tötete ihn die Zunge der Otter.  
(Joh 20, 14. 16.)

Die Kunst, Schlangen zu beschwören, wurde besonders stark in Ägypten betrieben, sie fand aber auch in Israel Eingang, obwohl Propheten und Gesetz sie als heidnischen Greuel verabscheuen. Mit Flötenspiel und Zauberspruch locken die Pnyllen die Schlangen aus ihrem Versteck hervor und versetzen sie durch einen gewissen Druck auf den Hals in einen starrkrampfartigen Zustand, daß sie steif werden wie ein Stock. Mit Nattern, die taub bleiben bei der Stimme ihrer Beschwörer, vergleicht der Dichter ungerechte Richter und schlimme Volksbedrücker, die für alle Bitten und Vorstellungen unempfindlich bleiben.

Ihr Gift ist gleich dem Gifte der Schlangen,  
Gleich einer tauben Natter, die ihr Ohr verstopft,  
Die nicht hört auf die Stimme der Beschwörer,  
Des klugen Zauberspruchflüsterers. (Ps. 58, 5. 6.)

Jahve droht bei Jeremia dem Reiche Juda mit grausamen, unerbittlichen Feinden, die sich gleich bössartigen Schlangen nicht durch Beschwörung beschwichtigen lassen.

Siehe, ich sende unter euch Schlangen, Rattern, für die es keine Beschwörung gibt und sie werden euch beißen, ist der Spruch Jahves. (Jer. 8, 17.)

In einem Ausspruche gegen Agypten zieht derselbe Prophet einen Vergleich zwischen dem kleinlauten, ängstlichen Geflüster Agyptens beim Heranrücken der feindlichen Chaldäer und dem Geräusche einer kriechenden Schlange.

Ihre Stimme (der Tochter Agyptens) geht gleich der Schlange, denn mit Heeresmacht rücken sie (die Chaldäer) heran. (Das. 46, 22.)

In einer Spruchrede werden die schädlichen Folgen des unmäßigen Weingenußes an dem Stiche einer Schlange illustriert.

Sieh nicht an den Wein, wenn er rötlich schillert,  
Wenn er im Becher so schön sich spiegelt<sup>1)</sup>,  
Glatz hinuntergleitet,  
Hinterher beißt er wie eine Schlange,  
Und gleich einem Basilisk spritzt er Gift aus. (Spr. 23, 31. 32.)

Im Jakobsjegen ist die Schlange und die gelbbraune Hornvipere (schephiphon) Sinnbild des Stammes Dan, der in steter Fehde mit den Kanaanitern und Philistern lebte.

Dan wird sein eine Schlange am Wege  
Und eine Hornvipere am Pfade,  
Sie beißt das Roß in seine Ferse,  
So daß sein Reiter rückwärts sinkt. (1. Mos. 49, 17.)

Die auf der Erde hinzüngelnde und gleichsam den Staub leckende Schlange ist Bild der Erniedrigung und Unterwerfung. Wenn Jahve sich an seinem geknechteten Volke bei seiner Wiederherstellung mit seiner Macht erweisen wird, dann werden die Feinde in Verwunderung und Staunen geraten und sich vor ihm demütigen.

Sehen werden es die Heiden und sich schämen vor ihrer Macht,  
Anlegen werden sie die Hand an den Mund,  
ihre Ohren werden taub werden.  
Lecken werden sie Staub gleich der Schlange, gleich den Schleimern  
an der Erde;  
Herbeizittern werden sie aus ihren Schlössern,  
Jahve, unserm Gott, sich scheuend nahen und sich fürchten vor ihm.  
(Mich. 7, 16. 17.)

Im messianischen Friedenszeitalter, wo die wilden Raubtiere so zahm wie die Haustiere werden, hört auch die Schädlichkeit der giftigen Schlangen auf.

Und spielen wird der Säugling am Loche der Ratter  
Und auf das Auge der Hornvipere der Entwöhnte seine Hand legen.  
(Jes. 11, 8.)

1) Wörtlich: Wenn er im Becher sein Auge gibt.



Im Neuen Testament mahnt Jesus, mit der Arglosigkeit der Tauben die Klugheit der Schlangen zu verbinden (Matth. 10, 16). Anderwärts werden die Pharisäer und Schriftgelehrten wegen ihres verderblichen Einflusses auf das Volk und ihrer gleisnerischen Frömmigkeit Schlangen- und Ottergezüchte genannt, ein Vorwurf, der diese Gegnerschaft auf das empfindlichste treffen mußte (vgl. Matth. 3, 7; 12, 34; 23, 33; Luf. 3, 7).<sup>1)</sup>

Unter den Insekten war die Heuschrecke das gefürchtetste Tier für Israel. Das Land Kanaan wurde oft durch verheerende Heuschrecken- schwärme heimgesucht, die in kurzer Zeit die blühende Vegetation vernichteten und die Landschaft zur Einöde machten. Eine hochpoetische, lebendige Schilderung einer solchen verheerenden Heuschreckenplage lesen wir im Propheten Joel c. 1, 4 flg. Autopsie hat derselben die drastisch-naturalistische Farbengebung verliehen. Im poetischen Redeschmuck ist die Heuschrecke zunächst Bild der Menge feindlicher Kriegsscharen, die plündernd und verwüstend ins Land fallen. So bei Jeremia in einem Ausspruch gegen Babel.

Geschworen hat Jahve der Heerscharen bei sich: Wenn ich dich erfüllt hätte mit Menschen der Heuschrecke gleich, sie würden dennoch anstimmen Siegesgeschrei über dich. (Jer. 51, 14.)

Pflanzet ein Panier auf Erden auf!  
Stoßet in die Posaune unter den Völkern,  
Weihet wider dasselbe<sup>2)</sup> Völker!  
Rufet wider dasselbe die Reiche Ararat, Minni und Uschenas herbei!  
Stellet gegen dasselbe Befehlshaber auf!  
Lasset heranziehen Streitrosse gleich vorstigen Heuschrecken! (Das. 51, 27.)

Die gegen die Israeliten heranrückenden Midianiter und Amalekiter werden in ihrer beträchtlichen Menge mit hereinbrechenden Heuschrecken verglichen.

Denn sie zogen herauf mit ihren Heeren und ihren Zelten und kamen zu Hausen gleich Heuschrecken; sie selbst und ihre Kamele waren ohne Zahl, und sie kamen in das Land, um es zu vernichten. (Richt. 6, 5.)

Unter demselben Gesichtspunkte zieht Nahum die Heuschrecken zum Vergleiche heran, um die Menge der Flüchtlinge Ninives bei der Eroberung der Stadt zu schildern.

Deine Kaufleute sind zahlreicher — — als die Heuschrecke  
(eig. Leder), die sich abstreift und davonfliehet;

1) Für Philo ist die Schlange das Abbild derer, die sich unerfülltem leiblichen Genuße hingeben (s. Siegfried a. a. D. S. 184). Die Alexandriner sahen in ihr das Symbol des Satans (vgl. Weisheit 2, 23; Joh. 8, 44; Röm. 16, 20; 2. Kor. 11, 3. 14; Apokal. 12, 9; 20, 2). Als Sammael d. i. als Todesengel betrachtet sie das sogenannte Targum des Jonathan zu 1. Mos. 3, 6. Dasselbe geschieht im Talmud Baba batra 16a.

2) Gemeint ist Babel.

Deine Ausgesonderten sind wie Heuschrecken,  
 Deine Tafelschreiber wie Haufen von Heuschrecken, die sich  
 am Tage der Kälte lagern in den Mauern,  
 Geht die Sonne auf, so fliegen sie davon  
 Und niemand kennt den Ort, wo sie sind. (Nah. 3, 16. 17.)

Das Nahen großer Heuschreckenschwärme kündigt sich durch einen gelben Schein am Himmel an. Die Sonnenstrahlen brechen sich in den durchsichtigen Flügeln der Tiere, und es gewinnt das Ansehen, als wenn ein brennender Gegenstand in der Luft sich befände, der die Erde in gelblicher Beleuchtung erscheinen läßt. Treffend wird daher vom Propheten Joel der heranziehende Heuschreckenschwarm mit der über die Berge sich ausbreitenden Morgenröte verglichen.

Ein Tag der Finsternis und der Dunkelheit,  
 Ein Tag des Gewölkts und des Gewitterdunkels,  
 Wie Morgengrauen, das ausgebreitet ist über die Berge! (Joel 2, 2.)

Die Gestalt der Heuschrecke, vor allem die Formung des Kopfes und die Schnelligkeit der Bewegung legten Joel den Vergleich mit dem Pferde und seinem Reiter nahe.

Wie der Anblick der Kofse ist ihr Anblick  
 Und wie Reiter, so rennen sie davon. (Das. 2, 4.)

Das schnarrende, durch den Flug verursachte Geräusch gibt dem Propheten Anlaß, sie mit dem Gerassel von Streitwagen und einer Stoppeln verzehrenden Feuerflamme zu vergleichen.

Wie Wagengerassel so hüpfen sie über die Berge,  
 Wie Feuer, das Stoppeln verzehrt.<sup>1)</sup> (Das. 2, 6.)

Der geradlinige, in geschlossener Front sich fortbewegende und alle Hindernisse überkletternde Zug der Heuschrecken läßt sie wie ein heranzrückendes Heer erscheinen.

Wie Helben rennen sie,  
 Wie Kriegerleute steigen sie auf die Mauer;  
 Ein jeder zieht seinen Weg,  
 Und nicht ändern sie ihre Pfade.  
 Und einer drängt nicht den anderen,  
 Ein jeder zieht seine Bahn,

1) Nach Niebuhr, Beschreibung von Arabien S. 173, verglich ein Araber den Kopf der Heuschrecke mit dem Kopfe eines Pferdes, ihre Brust mit der Brust eines Löwen, ihre Füße mit den Füßen eines Kamels, ihren Leib mit dem Leibe einer Schlange und ihren Schwanz mit dem Schwanz eines Skorpions. Lichtenstein, Reisen im südlichen Afrika II, S. 407 vergleicht den schwirrenden Flug der Heuschrecken mit dem Rauschen eines Mühlrades. Dagegen Jobbes vergleicht ihn mit dem Rauschen eines Stromes und Morier mit dem Rauschen des Windes. S. Rosenmüller, Das alte und das neue Morgenland VI. S. 289.

Und zwischen Geschossen stürzen sie durch,  
Nicht brechen sie ab.  
Die Stadt berennen sie,  
An der Mauer laufen sie hin,  
An den Häusern steigen sie herauf,  
Durch die Fenster kommen sie gleich einem Diebe.

(Daf. 2, 7—9.)

Die Eier der Heuschrecken, mit der sie über Fluren und Felder herfallen und alles Grün zusammenschrotten, stellt Jesaja der Eier derer gegenüber, die sich in das Lager der entflohenen Assyrer stürzen, um Beute zusammenzuraffen.

Und das Zusammenraffen eurer Beute ist (wie) das Zusammenraffen  
der Heuschrecke. (Jes. 33, 4.)

Nach einer anderen Vergleichungshinsicht erscheint die Heuschrecke als Bild der Unbedeutendheit, Geringsfügigkeit und Kleinheit. Ein Verfolgter kommt sich wie eine wehrlose Heuschrecke vor.

Gleich dem Schatten, wenn er sich neigt, schwinde ich dahin,  
Werde ausgeschüttet gleich der Heuschrecke. (Ps. 109, 23.)

In ähnlicher Weise dünken sich die zurückkehrenden Rundschafter in der Kleinheit ihrer Natur gegenüber den Bewohnern Kanaans wie Heuschrecken.

Und wir sahen dort die Riesen, die Söhne Anaks, die zu den Riesen gehören, und wir waren in unseren Augen gleich Heuschrecken; und ebenso waren wir in ihren Augen. (4. Mos. 13, 34.)

Nach dem zweiten Jesaja erscheint das Treiben des Menschengeschlechts hier unten auf der Erde in den Augen des im Himmel thronenden Gottes wie das Gewimmel hüpfender Heuschrecken.

Er thront über dem Erdkreis und seine Bewohner sind gleich Heuschrecken. (Jes. 40, 22.)

Als eigentümliches Gleichnisbild finden wir die Heuschrecke im Roheleth. Sie dient hier zur Illustrierung der Erschlaffung der Muskelkraft der nates im Greisenalter.

Der Mandelbaum blüht, es schleppt sich der Chagab<sup>1)</sup> und die Kapper versagt. (Koh. 12, 5.)

An vielen Stellen wird das Land Kanaan gepriesen als ein Land, wo Milch und Honig fließt (vgl. 2. Mos. 3, 18, 17; 3. Mos. 20, 24; 4. Mos. 13, 28; 5. Mos. 16, 13; Jos. 5, 6; Jes. 7, 16; Jer. 11, 5; Ezech. 26, 6). Schon dies deutet darauf hin, daß neben der Viehwirtschaft auch die Bienenzucht blühte. Daher kein Wunder, daß in der bilderreichen Sprache

1) Diese nach unserem Dafürhalten allein richtige Deutung unter den vielen findet sich schon im Talmud Schabb. Fol. 152a, wenn es heißt: Unter Chagab sind die Hinterbacken zu verstehen. Vgl. Delitzsch, Kommentar zum Hohenliede und Roheleth S. 400.

der Dichter und Propheten die Biene oft zum Vergleiche herangezogen wird. In dem Drohworte des Jesaia an Ahas und das Haus Davids ist sie Symbol der feindlichen Assyrer.

Und es wird geschehen an jenem Tage, da pfeift Jahve — — der Biene, die im Lande Assur ist, und sie werden kommen und sich lagern alle zusammen in den Talschluchten und in den Felsritzen und in allen Dornsträuchern und in allen Triften.

(Jes. 7, 18. 19.)

Wenn es sich um heftig verfolgende Feinde handelt, so wird gern die Biene als Vergleich gewählt. So hinsichtlich der Israel bedrängenden Amoriter.

Da zog der Amoriter, der auf jenem Gebirge wohnte, aus, euch entgegen und er verfolgte euch, wie die Bienen zu tun pflegen.

(5. Mos. 1, 44.)

In einem Dank- und Siegesliede kommt sich ein von Feinden Bedrängter vor, als wenn er von einer Biene verfolgt würde.

Sie umringten mich gleich Bienen. (Ps. 118, 12.)

Honig und Honigseim, die Arbeit der Biene, sind Bilder des Angenehmen, Lieblichen und Begehrtenwerthen. So sagt ein Dichter von den Worten des Gesetzes:

Sie sind süßer als Honig und der Seim der Wabe. (Ps. 19, 11.)

Von der Geliebten im Hohenliede heißt es:

Honigseim träufeln deine Lippen. (Hohesl. 4, 11, vgl. 5, 1.)

Gemeint sind damit die süßen Worte reiner, inniger Liebe.

Dem aus den Waben herausfließenden Honig gleichen aber auch die Verlockungen der Buhlerin.

Denn Honigseim träufeln der Buhlerin Lippen. (Spr. 5, 4.)

Daß es nicht auf äußerliche Größe, sondern auf die erspriessliche Wirksamkeit ankommt, zeigt der Siracide an der Honig bereitenden Biene.

Klein ist unter den Flügeltieren die Biene,  
Und doch steht ihre Frucht unter allen Süßigkeiten obenan. (Sir. 11, 3.)

Das aus den Honigwaben bereitete biegsame und leicht schmelzbare Wachs kommt als Bild der Ohnmacht zur Verwendung.

Wie Wachs vor dem Feuer zerschmilzt,  
So vergehen die Gottlosen vor Gottes Angesicht. (Ps. 68, 3.)<sup>1)</sup>

1) Bei den Griechen wurde die Biene in doppelter Beziehung als Bild verwendet. Da die Bienen nach weiten Zügen immer wieder zu ihrem Stocke zurückkehren, wurden so in den griechischen Mysterien die Seelen genannt, die nach Abstreifung ihrer materiellen Leiblichkeit wieder zu ihrem geistigen, göttlichen Ursprunge zurückkehren. Auch ihr Fleiß und ihre Ordnungsliebe dient griechischen Dichtern zu trefflichen Vergleichen. Die wilden, in großen Scharen nach den süßen Blumen ausziehenden Bienen dagegen ver-

Ein sehr lästiges Insekt im Morgenlande ist die Fliege, die oft in großen Schwärmen auftritt und Menschen und Vieh in Augen, Ohren und Nase bringt und durch ihr Stechen empfindliche Schmerzen bereitet. In dem Drohworte Jesaias an Ahas und das Haus Davids dient sie neben der Biene als Bild heranrückender Feinde.

Und es wird geschehen an jenem Tage, da wird Jahve pfeifen der Fliege am Ende der Ströme Agyptens usw. (Jes. 7, 18.)

Tote Fliegen machen durch ihre Verwesung Spezereien stinkend und verfehen sie in Gärung. Darauf bezieht sich der Ausspruch im Koheleth:

Tote Fliegen machen stinkend, gärend das Öl des Salbenhändlers.

(Koh. 10, 1.)<sup>1)</sup>

Die wie bei uns in Palästina in Scharen vorkommende Ameise dient dem Spruchdichter als Symbol in ihrer emsigen und unermüdblichen Arbeit, sowie in ihrem vorbedachten Sammeln von Vorrat.

sinnbildlichen, wie die Heuschrecken, heranrückende Feinde. So erscheinen Homer die heranrückenden Achäer wie Bienenschwärme.

„Wie wenn Scharen der Bienen daherziehen dichtes Gewimmels,  
Aus dem gehöhleten Fels, in beständigem Schwarm sich erneuend,  
Jetzt in Trauben gedrängt umfliegen sie Blumen des Lenzes.

Andere hier unzählbar entfliegen sie, andere dorthin:

Also zogen gedrängt von den Schiffen daher und Gezelten

Rings unzählbare Völker am Rande des tiefsten Gestades.“ (Il. 2, 87 flg.)

An einer anderen Stelle dienen sie demselben Dichter, weil sie ihre Höhlungen in Felsen gegen Angriffe verteidigen, zum Vergleich der Achäer, die vom Tore der Stadt den Angriffen der Troer Widerstand leisten. Arios, Hyrtalos Sohn, erhebt die Klage:

... Wie je hatt' ich geglaubt, die Helden Achaia's

Würden bestehn vor unsrer Gewalt und unnahbaren Händen!

Doch die, gleich wie die Wespen mit regsamem Leib, und die Bienen,

Welche das Felsenest sich gebaut am hödrichsten Wege,

Nicht verlassen ihr Haus in den Höhlungen, sondern den Angriff

Raubender Jäger bestehn, im mutigen Kampf für die Kinder:

So auch die; nicht wollen vom Tore sie, zweene sogar nur,

Abstehn, bis entweder sie mordeten, oder entrafft sind! (Il. 12, 167 flg.)

Ganz ähnlich vergleicht Aeschylus das Heer des Keres mit einem Bienenschwarme (f. Pers. 128 flg.) Die in eine Ruh verwandelte Jo endlich wird auf Befehl der Hera von einer Bremse verfolgt (f. Aeschylus, Prom. 566, 881 flg.).

1) Bei Homer ist die Fliege das Bild der Unverschämtheit. Ares nennt die Athene eine unverschämte Fliege (f. Il. 2, 85 flg.). Ebenso wird das griechische vor Troja lagernde Heer mit einem Bienen- und Mückenschwarme verglichen:

Aber dicht, wie der Fliegen unzählbar wimmelnde Scharen

Rastlos durch das Gehege des ländlichen Hirten umherziehen,

Im anmutigen Lenz, wenn Milch von den Butten herabtriest:

So unzählbar standen die hauptumlochten Achäer

Gegen die Troer im Felde, sie auszutilgen verlangend. (Daj. 2, 469 flg.)

Gehe hin zur Ameise, du Träger,  
 Siehe ihre Weise an, daß du weise werdest. (Spr. 6, 6; vgl. 30, 35.)

Der Floh kommt als Sinnbild zur Bezeichnung von etwas recht Unbedeutendem, das keine Beachtung verdient, vor. In diesem Sinne sagt David von sich, als er Saul das Unehrenwerte seiner Verfolgung vorhält:

Hinter wem ist ausgezogen der König von Israel? Hinter wem sehest du nach? ...  
 Hinter einem einzigen Floh. (1. Sam. 24, 15.)

Obgleich es viele Spinnenarten im Heiligen Lande gibt, so wird das Tier doch nur zweimal im Alten Testamente erwähnt. Ihr leicht zerstörbares Gewebe versinnlicht das zwar schlau berechnete, aber doch nutzlose Tun und Treiben der Ruchlosen.

— — — Spinnweben weben sie; — —  
 Ihre Gewebe dienen aber nicht zu einem Kleide,  
 Noch kann man sich decken mit ihren Machwerken. (Jes. 59, 5. 6.)

Dieselbe Vergleichungshinrichtung findet statt, wenn Bildad Reichtum und Macht, worauf die Gottlosen ihre Zuversicht setzen, Spinnweben nennt, das schon bei der leisesten Berührung zerfällt.

Ein Spinnenhaus ist es, worauf ihr vertraut. (Hiob 8, 14.)<sup>1)</sup>

Zu den bössartigen und sehr gefährlichen Insekten gehört der Skorpion, ein schwarzes, krebsartiges Tier, das am Schwanz mit einem krummen, hohlen Stachel bewaffnet ist, in dem sich zwei Giftdrüsen befinden. Wenn auch die Stiche des Skorpions nicht tödlich sind, so verursachen sie doch große Schmerzen. Dem Seher Ezechiel sind Skorpionen das Symbol böser Menschen.

Du aber, o Menschensohn, fürchte dich nicht vor ihnen und vor ihren Neden fürchte dich nicht, wenn du unter Skorpionen wohnest. (Ezech. 2, 6.)

Als ein vorzugsweise in eingepackten Kleidern Verheerung anrichtendes Tier ist die Motte bekannt. Im Propheten Hosea bezeichnet sich Jahve als eine Motte für Ephraim.

Ich aber bin wie die Motte für Ephraim. (Hos. 5, 12.)

Der Prophet will sagen: Wie die Motte durch ihr Nagen zerstörend wirkt, so wird Jahve die Reiche Ephraim und Juda wegen ihrer Sünde dem sicheren Untergange entgegenführen.

Als Bild der Vergänglichkeit erscheint die Motte in der Schlussrede Hiobs an seine Gegner:

Er baut gleich einer Motte sein Haus. (Hiob 27, 18.)

1) Dasselbe Bild begegnet uns im Koran Sure 29, 40: Diejenigen, welche sich andere Schutzherren außer Gott nehmen, sind der Spinne gleich, die sich selbst ein Haus macht; aber das schwächste aller Häuser ist gewiß das Haus der Spinne.

In einer andern Stelle vergleicht sich Hiob in seinem von Saphir über ihn verhängten Elende mit einem von Rotten zerfressenen Kleide.

Gleich dem Wanne fraß er Saphir,  
Gleich einem Kleide, das die Rotte zerfressen hat. (Job 13, 28.)

Nach einem Sänger wirken die göttlichen Züchtigungen auf die Schuldbeladenen wie die Rotte, die an einem Kleide ihr Zerstückungswerk treibt.

Züchtigst du mit Strafen wegen Verschuldung den Mann,  
So machst du zerfressen gleich der Rotte seine Haut. (Ps. 119, 11.)

Der zweite Jesaja schildert die Ohnmacht seiner Feinde mit den Worten:

Siehe, sie alle werden gleich dem Kleide zerfallen,  
Die Rotte wird sie verzehren. (Jes. 50, 9.)

Ober:

Denn gleich dem Kleide wird sie verzehren die Rotte  
Und gleich Wolle wird sie verzehren die Schafe. (Jes. 51, 8.)

Daß der Mensch von Gott zermalmt werden kann wie die Rotte, darauf weist ein Ausspruch des Eliphaz hin.

Wahrlich seinen Dienern traut er nicht,  
Und seinen Engeln mißt er Irrtum bei,  
Geschweige denen, die bewohnen Lehnhütten,  
Deren Grund im Staube ist,<sup>1)</sup>  
Die zermalmt werden eher als die Rotte. (Jes. 4, 18, 19.)

Obwohl es im Jordan und in mehreren nie versiegenden Gebirgsbächen nicht an Fischen fehlte, so war doch der Fischreichtum in Palästina im alten Israel nicht besonders groß, wenigstens bildeten die Fische nicht ein Hauptnahrungsmittel. Lohnend scheint der Fischfang nur im Genezarethsee gewesen zu sein (vgl. Mark. 1, 16; Luk. 5, 2 flg.). Übrigens kommen gerade in diesen Gewässern merkwürdigerweise verschiedene Fischspezies vor, die nur in Afrika sich finden. Seefische wurden über Tyrus nach dem Heiligen Lande gebracht. In Nehemias Zeiten boten Händler diese Ware am Fischtor im Norden Jerusalems feil (vgl. Nehem. 3, 3; 13, 16). In der poetischen Redeweise der Dichter und Propheten wird der Fisch vielfach verwendet. In der Ankündigung des Gottesgerichts über das Reich Juda vergleicht Jeremia die Bewohner mit Fischen, die von ihren Feinden, den Chaldäern, scharenweise in die Gefangenschaft abgeführt werden.

Siehe, ich werde senden viele Fischer, ist der Spruch Jahves, die werden sie fischen. (Jer. 16, 16.)

Ähnlich klagt der Prophet Habakuk über die Schutzlosigkeit der Judäer gegenüber den feindlichen Chaldäern.

1) D. i. die auf Staub gegründet sind. Gemeint sind die aus Staub gebildeten Sterblichen.

Und du machtest die Menschen gleich den Fischen des Meeres,  
Wie Gewürm, das keinen Herrscher kennt.  
Sie alle zieht er mit dem Angelhaken herauf,  
Schleppt sie fort in seinem Garn  
Und sammelt sie ein in sein Netz.

(Hab. 1, 14. 15.)

In einem aus dem Jahre 588 stammenden Orakel gegen Ägypten prophezeit der Prophet die Verwüstung dieses Landes, indem er den König unter dem Bilde eines Krokodils und seine Untertanen unter dem von Fischen darstellt.

Siehe, ich will an dich, Pharao, König von Ägypten, du großes Krokodil, lagernd in der Mitte seines Stromes, das da spricht: Mir gehört der Nil, denn ich habe ihn geschaffen. Darum will ich Haken legen in deine Rinnbäden und anleben die Fische deines Stromes an deine Schuppen und dich herausziehen aus deinem Strome und alle Fische deines Stromes, die an deinen Schuppen kleben. (Ezech. 29, 3—5.)

Die unversehens in das Netz geratenen Fische werden mit Menschen verglichen, die ohne ihr Verschulden plötzlich vom Unglück heimgesucht werden.

Der Mensch kennt selbst nicht seine Zeit. Gleich den Fischen, die im bösen Netz gefangen werden . . . gleich ihnen werden die Menschenkinder verstrickt zur Zeit des Unglücks, wenn es plötzlich über sie hereinbricht. (Koh. 9, 12.)<sup>1)</sup>

Zum Schlusse noch ein kurzes Wort über die Schaltiere und das Gewürm, soweit es in der Poesie des alttestamentlichen Schrifttums zur Verwendung gelangt. Der Schnecke wird nur ein einziges Mal gedacht, wobei die sonderbare Vorstellung zutage tritt, als ob sie sich durch den bei der Fortbewegung zurückbleibenden Schleim allmählich verzehre und auflöse. Indem der Dichter ungerechten Richtern und Volksbedrückern den Untergang wünscht, vergleicht er sie mit der Schnecke.

Sie sollen gleich sein einer Schnecke, die als Zerfließung dahingeht.

(Ps. 58, 9.)

Unter dem Gewürm (*schéres*, *thole'áh*, *tholá'ath*, *rimmáh*) werden alle madenartigen parasitischen Tierformen begriffen, die sich aus faulenden organischen Stoffen entwickeln und überall, wo sie hinkommen, zerstörend wirken. In der Bildersprache bezeichnet der Wurm, besonders der Kermeswurm (*vermiculus*), den äußersten Grad der Ohnmacht, Verachtung und Niedrigkeit. Ein schwer Bedrängter klagt in seiner pessimistischen Stimmung:

Ich aber bin ein Wurm und kein Mensch,  
Ein Schimpf der Menschen und vom Volke verachtet.

(Ps. 22, 7.)

1) Im Neuen Testamente symbolisiert im Gleichnis vom Netze τὰ καλὰ die guten Fische, die in Gefäße eingesammelt, und τὰ σαρκά die schlechten, die ins Meer zurückgeworfen werden. Jesus will seine Schüler zu Menschenfischern machen, welche die Menschen fürs Himmelreich gewinnen sollen.



Als Bild des Wehrlosen, Schwachen, Unterdrückten und Niedergetretenen dient der Wurm dem zweiten Jesaja für das hilflose, schwache, niedergeworfene Israel.

Fürchte dich nicht, du Wurm Jakob, du schwaches Israel,  
Ich helfe dir, ist der Spruch Jahves,  
Und dein Erlöser ist der Heilige Israels. (Jes. 41, 14.)

Um die tiefste Kraftlosigkeit und Ohnmacht auszudrücken, sagt Jesaja von den in die Unterwelt verfechten Leithöckern der Völkerherden:

Hinabgestürzt in den Scheol ist deine Pracht, das Rauschen deiner Harfen,  
Unter dir ist ausgebreitet Made, und die dich decken, ist Gewürm. (Jes. 14, 11.)

Zur Hervorhebung des großen Abstandes zwischen Gott und dem Menschen stellt Bildad in seiner dritten Rede den letzteren als Made und Wurm hin.

Siehe, selbst der Mond, er glänzt nicht  
Und die Sterne, sie sind nicht rein in seinen Augen!  
Geschweige der Mensch, die Made,  
Und des Menschen Sohn, der Wurm! (Hiob 25, 5. 6.)

Hiob selbst schildert seinen elenden und verächtlichen Zustand mit den Worten:

Es umkleidet mein Fleisch Gewürm und erdige Kruste,  
Und meine Haut verharstet und zerfließt. (Jas. 7, 5.)

Desgleichen:

Dem Moder rufe ich zu: Mein Vater bist du!  
Meine Mutter und meine Schwester dem Gewürm! (Jas. 17, 14.)

Die Hinfälligkeit und Vergänglichkeit des Menschen kennzeichnet Hiob neben anderen Hinweisen auch durch Gewürm.

Es vergißt ihn der Mutterschoß,  
An ihm labt sich Gewürm. (Jas. 24, 20.)<sup>1)</sup>

Wir sind mit unserer Betrachtung der Tierwelt in der Bildersprache des poetischen Schrifttums im Alten Testament am Ende. Wir haben gesehen, wie alle Tiergattungen von den höchsten bis zu den niedrigsten, die sowohl, welche dem Menschen nahe stehen, die er zu seinem Nutzen verwendet, die er bewundert und an denen er sich erfreut, als auch die, vor denen er sich fürchtet und die ihm Schaden bringen, als wirksame Symbole und Gleichnisbilder im Dienste des Gottesreiches stehen, wie sie die verschiedensten religiös-sittlichen Ideen und Zustände abbilden und dem Verständnis in realistisch sinnfälligster Weise nahebringen. Die Schrift redet zu dem Menschen durch die Tiere; sie sollen ihm durch ihr Wesen, durch

1) Jesus mahnt, sich Schätze im Himmel zu sammeln, die weder Motte noch Rost zerstört (Matth. 6, 19. 20; Luk. 12, 33).

ihre Eigenschaften, durch ihre Gestalt und Stimme, kurz durch ihr ganzes Gebaren etwas sagen, etwas, worauf er merken und achten soll. Zuweilen ist es das ganze Wesen der Tiere, das ihm als Spiegel seiner sittlichen Beschaffenheit und seines Verhältnisses zu Gott und der Mitwelt dient, zuweilen aber auch nur ein hervorstechendes Merkmal, eine hervorstechende Besonderheit, eine Äußerung und Verrichtung.

Die Tierbildersprache ist zugleich ein sprechendes Zeugnis nicht allein von der Schärfe, sondern auch von der Sinnigkeit der Naturbeobachtung im alten Israel.

### Anzeigen aus der Schillerliteratur 1903—1904.

Von Professor Dr. Hermann Unbescheid in Dresden.

Die Figur des Ottavio Piccolomini in Schillers Wallenstein.  
Von Johann Hörtnagl, k. k. Gymnasialprofessor. Jahresbericht  
des k. k. Real- und Obergymnasiums in Feldkirch 1902—1903. 23 S.

Über keine von allen Gestalten in den Schillerschen Dramen gehen die Meinungen der Kritiker so weit auseinander wie über die des Ottavio Piccolomini. Nach der einen Auffassung, die Werder und im wesentlichen auch Bellermann vertritt, ist er nur der falsche Freund des Feldherrn, nach der anderen, der zuerst Goethe und später in noch entschiedener Weise Julian Schmidt das Wort geredet hat, handelt Ottavio pflichtgemäß. Hörtnagl schließt sich der letzteren Auffassung an: weder der Inhalt noch die Motive des Willens scheinen ihm verwerflich. Am interessantesten wird seine Untersuchung bei der Erörterung der tatsächlichen Gründe des ungünstigen Eindrucks, den trotzdem Ottavio in dem Zuschauer hinterläßt, und der hierbei obwaltenden Absichten und Beweggründe des Dichters. Aus der Art der Schillerschen Poesie, die vor allem nach unserem Herzen zielt und ebendeshalb in diesem Drama in ganz bedeutendem Grade für die Person des Max Piccolomini und zwar auf Kosten des Ottavio zu interessieren sucht, erklärt er die verschiedene Beleuchtung, die dem moralischen Wert dieser beiden Gestalten zuteil wird: auf Max fällt aller Glanz der Poesie, auf Ottavio fast lauter Schatten. Der ungünstige Eindruck aber läßt sich nach meiner Meinung auch des weiteren dadurch begründen, daß der Zuschauer nicht von der Empfindung loskommt, Recht und Pflicht werden von dem schlauen Italiener benutzt zu einem egoistischen Ziel des Willens: wenn der übermächtige, verräterische Feldherr fällt, ist er der Erbe des Gefallenen. Trefflich ist das Schlußwort der Abhandlung: „Was aber den ästhetischen Wert betrifft, so gilt

hier dasfelbe wie von Schillers Werken überhaupt: fie gleichen einem Bach, der nicht im natürlichen Bette ruhig dahinfließt, fondern durch künstliche Borrichtungen zu großartigen Kaskaden gefchwellt wird. Und wenn auch diefe künstlichen Borrichtungen manchmal allzu fichtbar hervortreten, fo vertraut doch der Dichter darauf, daß unfer Auge von der Pracht der Wafferftürze angezogen werde, daß es gar nicht dazu kommt, das unſchöne Planfenwerk zu beachten oder gar darauf zu verweilen.“

Gedanken zu Goethes Faust — Schiller und die Farbenlehre.  
 Von Walter Laué. 208 S. Preis geh. 3 M., geb. 4 M.  
 Breslau, Schlefifche Verlagsanftalt von S. Schottländer.

Ein merkwürdiges Buch, das im Allegorifiren, Symbolifiren und in myftifcher Ausdrucksweiſe das Menſchenmögliche leiſtet! Weil Goethe in feiner Farbenlehre davon ſpricht, daß er für die Mitwirkung an derfelben Schiller Dank ſchulde, unternimmt es der Verfaffer, erſtens die Einwirkung beſonders der beiden Schriften Schillers über die naive und ſentimentaliſche Dichtung und über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen auf die Dichtung Faust und im zweiten Teil des Faust ein Denkmal des Freundschaftsbundes zwifchen Goethe und Schiller nachzuweiſen. Hier eine Probe aus dem Abſchnitt V (Das Geſetz und der äußere Zwang) Seite 142: „Faust (Goethe), der auf dem von Schiller vorgeſchriebenen Wege durch die Schönheit die Freiheit des Geiſtes errungen hat, geht auf demſelben Wege weiter und ſieht kurz vor dem Beginn der Erlöſung den Schillerschen Idealſtaat, in dem die durch die Schönheit erzogenen Menſchen ſich ſelbſt regieren, als Zukunftsbild vor ſich. Auf den Kaiſer (Schiller), deſſen Fortentwicklung ſich, wie wir geſehen haben, innerhalb des Goetheſchen Gedankenkreiſes vollzogen hat, ſind auch im Schlußabſchnitte des 4. Aktes die Goetheſchen Anſchauungen angewendet. Das Goetheſche Urwort „Nötigung“ haben wir ſchon oben betrachtet. Wären alle Menſchen ſo freien Geiſtes, wie Faust, ſo könnte vielleicht die Nötigung entbehrt, der Idealſtaat verwirklicht werden. Aber der Egoismus kann nur durch den höheren Egoismus im Zaum gehalten werden, der praktiſche Staat kann des Zwanges, der Form nicht entbehren. Daſſelbe gilt für den Kaiſer, die Phantafie, für Schiller und Goethe. Selbſt der Täter einer ſo edlen Tat, wie die Rettung des Nekromanten iſt, einer Tat, deren Ziel und Erfolg möglicherweiſe viel beſſer iſt als alles, was Geſetz, Staat und Kirche zu gewähren vermögen, muß, wenn er dieſe verletzt hat, ihre Strafe auf ſich nehmen, wenn anders er daran denkt, daß alle menſchlichen Einrichtungen ihre Schwächen haben, daß aber in der Idee der Staat und die Kirche, als deren Vertreterin hier das Papſtum er-

scheint, die Gottheit auf Erden repräsentieren. Man wolle beachten: der Schillersche Staat, auch die Schillersche Freiheit existieren nur in der Idee (sie bilden den Übergang zur Erlösung); der Goethesche Staat bzw. Kirche sind rein irdisch, aber in der Idee, nicht in der Wirklichkeit, Repräsentanten der inneren Geseßlichkeit, der Ordnung, sowie der Gottheit. Mit diesen Gedanken schließt im Faust die Reihe derjenigen Gedanken Goethes ab, die auf eine Umformung, Entwicklung Schillers sich beziehen. Denn am Schlusse des 4. oder am Anfang des 5. Aktes oder in der zwischen beiden liegenden Zeit haben wir den Tod Schillers zu denken, der tatsächlich im Jahre 1805 erfolgt ist! Der letzte Atemzug des Schillerschen Geistes begleitet Faust bis ans Ende, wie er Goethe bis zu seinem Tode begleitet hat. Zum letztenmal reicht der treue Freund dem Freunde, der Dichter dem Dichter die Hand, den Bund zu besiegeln. Dann scheidet er von der Erde, er, Goethes unerseßlicher Schiller!“ — Es kostet Mühe, aus den Ausführungen dieses Buches sich einen halbwegs vernünftigen Sinn herauszuschälen. Diese „Gedanken“ wären besser unterdrückt worden und ungedruckt geblieben. Auf was für sonderbare Dinge die „Forscher“ verfallen, um etwas über Goethe und Schiller zu schreiben!

Schiller und die Bühne. Von Julius Petersen. Palästra XXXII. 497 S. Preis 8 M. Berlin, Mayer u. Müller, 1904.

Eine staunenswerte Belesenheit in der gesamten dramatischen Literatur, nicht nur der deutschen, sondern auch der englischen, französischen usw. ist das erste augenfälligste Merkmal des mit echt deutscher Gründlichkeit und mustergültiger Beherrschung des Stoffes abgefaßten Werkes von Petersen: „Schiller und die Bühne“. Der Hauptwert des Buches aber liegt in der einzig dastehenden Fähigkeit des Verfassers, aus dem von der wissenschaftlichen Erörterung bisher nur gestreiften Gebiete der Bühnenanweisungen Schillers, selbst aus solchen, über welche auch ein aufmerksamer Leser oder Hörer hinwegsieht, ein ebenso umfassendes als charakteristisches Bild der Schillerschen Dramatik zu entwerfen, insofern sie von dem theatralischen Moment hervorgerufen wird. Die hohe Kunst Schillers erscheint insolgedessen in gänzlich neuer Beleuchtung, und nur der wird künftig sagen können, daß er den großen Dramatiker kennt, der ihn auch in diesem Lichte gesehen. Auch dürfte bei der eingehenden Behandlung des lehrreichen Materials der vorliegende Gegenstand kaum weitere Ausbeute liefern, so daß das Werk von Petersen zugleich eine abschließende Arbeit bedeutet. Dadurch daß die Untersuchung auch auf die Tragödien, Dramen und Komödien der Schillerschen Zeit ausgedehnt wird, schwillt das Buch zwar beträchtlich an, verliert zuweilen auch etwas an Übersichtlichkeit, aber andererseits läßt sich nicht

verkennen, daß durch diese Ausdehnung erst die fesselnden Vergleiche, an denen das Buch überreich ist, und die Darstellung der Wirkungen auf Schiller, soweit sie von der zeitgenössischen Literatur ausgehen, ermöglicht wurden. Jeder der drei Hauptabschnitte (1. die Angaben für das Publikum, 2. Inszenierung; 3. das Spiel) bringt eine Fülle von interessanten Einzelheiten und legt Zeugnis ab von der scharfen Beobachtungsgabe des Verfassers. Wie vorsichtig, abwägend ist Schiller z. B. bei der Wahl des Titels (Ein moderner Theaterdichter — ich glaube Schönthan — sagt einmal: ein guter Titel ist der halbe Erfolg!). Nur wenn er voraussetzen kann, daß die Stoffe auch der Menge bekannt sind, genügt ihm ein einfacher Personenname; sonst tragen die Stücke Schillers verschlungene Initialen, und die Titel sind nach einem Schopenhauerschen Ausdruck Monogramme des Inhalts. Wenn er in der Jungfrau von Orleans zur Gattungsbezeichnung „Tragödie“ das Beiwort „romantisch“ beifügt, so wollte er dadurch das Publikum für das wunderbare Eingreifen einer höheren Macht gläubig stimmen. Vervollständigt wird die Geschichte des Theaterzettels durch die Abschnitte „Namen“ und „Personenverzeichnisse“; für Schiller bildet in bezug auf die Anordnung der Personen die äußere Rangordnung das Rückgrat aller Personenverzeichnisse. Die überzeugendsten Belege für das dem Dichter angeborene großartige Verständnis für das Theatralische und die erworbene Theaterschulung seiner Phantasie finden sich in den Abschnitten Aktanfang und Aktluß, Szenenwechsel, Gruppen, Aufzüge, Ausdruck der Affekte. Es würde mit Freude zu begrüßen sein, wenn auch bei der Dramenlektüre in den höheren Klassen der Lehrer die reiche Belehrung und Anregung, die er aus diesem ausgezeichneten Werke schöpfen kann, verwenden würde.

Erzählungen nach Dramen deutscher Klassiker zur Einführung in Lessing, Schiller, Goethe. Von Professor Dr. Heinrich Saure, Direktor a. D., unter Mitwirkung von Wolfgang Kirchbach und Marie L. Becker. 218 S. Preis 1,80 M. Leipzig. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicker, 1904.

Der Verfasser verspricht sich nach dem Vorwort von seiner Arbeit Erfolg in den weitesten Kreisen: dem Ausländer sollen diese „Erzählungen“ einen ersten Schulautor abgeben, der deutschen Jugend die großen klassischen Dramen unseres Volkes zunächst in propädeutischer Weise vermitteln und für diejenigen Erwachsenen eine Lektüre bilden, denen es nicht vergönnt war, sich eine höhere Schulbildung anzueignen, und welche die klassischen Dramen nur dem Namen nach kennen. Ferner hält er es für selbstverständlich, daß sein Buch ein wirkliches Volksbuch wird, das allen

Volksbibliotheken einverleibt zu werden verdient. Wir glauben allerdings nicht an einen derartigen Erfolg.

Schillerkarte für Schulen. Graphische Darstellung von Schillers Leben und Werken. Von Max Schmitt-Hartlieb. Preis 40 Pf. Verlag von W. Rob. Langewiesche, Rhehdt.

Durch graphische Darstellung das Gedächtnis des Schülers beim Unterrichte in der Literatur und besonders bei der Lektüre zu unterstützen, hat meines Wissens zuerst Professor Fr. Emil Hausser versucht (Dramaturgische Tafeln zu den in der Schule gelesenen Stücken von Euripides, Shakespeare, Lessing, Goethe, Schiller, Verlag von S. Bensheimer, Mannheim und Straßburg 1879). Diese Methode bedarf, wenn sie in verständiger Weise angewendet wird, d. h. wenn sie nur dem Zweck dient, den vorgetragenen und durchgenommenen Unterrichtsstoff noch einmal in einer solchen graphischen Übersicht zusammenzufassen, heute keiner Rechtfertigung mehr. Die vorliegende Schillerkarte, die nur ein Auszug aus einer noch in Arbeit befindlichen vollständigeren Karte ist, gibt ein Material, das für den Unterricht in den Mittelklassen genügen wird. Ein begleitender kurzer Text, wie der Schüler die durch Linien verbundenen Aufenthaltsorte ablesen soll, durfte nicht fehlen.

Die Idee im Drama bei Goethe, Schiller, Grillparzer, Kleist. Von Dr. Michael Lex. 314 S. 4 M., geb. 5 M. München, C. F. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck, 1904.

Ein recht brauchbares Buch für den Lehrer, der seine Schüler in das tiefere Verständnis der auf dem Titel genannten Dramatiker einführen will. In der Einleitung (S. 1—19) sucht Lex das Wesen der dramatischen Idee festzulegen. Weder „Plan“ noch „Handlung“ sind gleichbedeutend mit Idee. Der Plan ist entweder eine Handlung oder eine Begebenheit, und diese können, aber müssen nicht eine Idee ausdrücken. Die Idee ist nicht ein Konkretum wie Handlung und Begebenheit, auch nicht der im Drama herrschende Gedanke, sofern man unter diesem etwas begriffsmäßig zu Erfassendes versteht. Die positive Erklärung der Idee ergibt sich aber aus folgenden Erwägungen. Das menschliche Schicksal ist Gegenstand (Objekt, Inhalt) des Dramas. Eine Idee künstlerisch gestalten kann nicht anders geschehen, als durch Umsetzung in ein menschliches Schicksal. Nur insoweit dieses die Idee in uns erzeugt, ist sie im Drama gegeben, nicht weiter. Nicht ein verstandesmäßig begriffener Satz, sondern ein menschliches Schicksal, durch Anschauung zur Überzeugung gebracht, ist die wahre und eigentliche Idee. An diesen Leitsätzen, die auf die Werke Goethes, Schillers, Grillparzers und Kleists angewendet werden, wird nicht zu rütteln sein; zu ver-

miffen ist jedoch an dieser Stelle eine allgemeine Erörterung 1. über das Verhältnis der Idee zu dem gegebenen Stoff, der durch die Idee seinen Umbildungsprozeß erfährt, und 2. zu dem Künstler, an den von außen her der Stoff herantritt. Je nach der Individualität des Dichters nämlich wird die Idee in seinem vollendeten Werke nur als die stille Seele herrschen, oder, wie dies wenigstens bei Schiller der Fall ist, sich in einem klaren, aus der äußeren oder inneren Handlung des Dramas entwickelten Satz aussprechen lassen. Während für eine zweite Auflage die Einleitung noch ergänzungsbedürftig erscheint, enthalten die bei den Beispielen gegebenen allgemeinen Gesichtspunkte eine eingehende und recht ansprechende Charakteristik der Dichter in bezug auf ihre Weltanschauung, ästhetische Theorie und dramatische Methode. Das Studium der Schrift von Lex ist denjenigen Lehrern besonders zu empfehlen, die sich der dankenswerten Aufgabe unterziehen wollen, mit ihren Schülern nach der Lektüre des Dramas die verborgene Seele desselben, die Idee des Stückes zu suchen, in Worten zu beschreiben, bzw. in eine Formel zu fassen.

Goethe und Schiller. Eine Monographie. Aus der Geschichte der deutschen Literatur von J. Howald. 169 S. Preis karton. 2 M. Konstanz, Carl Hirsch, 1903.

Nicht zum erstenmal wird in der vorliegenden Arbeit der Versuch gemacht, Goethe und Schiller in einem Doppelbilde vorzuführen. Schon Moriz Ehrlich hat es in seinem umfangreichen Werke: „Goethe und Schiller, ihr Leben und ihre Werke“, Verlag von G. Grote, Berlin 1897 (siehe „Anzeigen aus der Schillerliteratur“ 1897 u. 98, Zeitschr. f. d. deutsch. Unterr. XII, S. 538 ff.) unternommen, die zuweilen noch empfundene Kluft zwischen dem Wesen beider Männer zu beseitigen, die einseitige Beleuchtung, die hier und da dem einen oder anderen zuteil wird, durch den Nachweis der Zusammengehörigkeit dieser beiden mächtigen Individualitäten zu tilgen und durch gleichmäßig verteiltes Licht zu ersetzen. Diese Absicht hat Howald nur insofern erreicht, als er der Charakteristik von jedem der beiden Dichter ungefähr die gleiche Anzahl Druckseiten einräumt. Während Goethes Bild mit Liebe und Sorgfalt herausgearbeitet ist und innere Entwicklungsgeschichte gibt, erlahmt offenbar — nach der Einleitung Seite 91—98 durfte mehr erwartet werden — des Verfassers Interesse bei der Biographie Schillers, und er beschränkt sich fast nur auf die Zeichnung des äußeren Lebensganges. Wie herzlich wenig weiß er dem Leser von Schillers Verhältnis zu Lotte zu sagen, und doch bot sich gerade hierbei die Gelegenheit zu einem Gegenbilde im Leben Goethes! Anzuerkennen ist dagegen, daß sich der Verfasser auch den beiden Großen gegenüber sein selbständiges Urteil bewahrt,

z. B. Seite 5 über Goethes Verhältnis zum Christentum, Seite 51 über dessen Verhältnis zu Frau von Stein, Seite 65 ff. zu Christiane Vulpius. Mit dem obengenannten Werke Ehrlichs ist die vorliegende Arbeit insofern nicht zu vergleichen, als sie sich nicht an den Fachmann, sondern ausschließlich an den gebildeten Laien und an die reifere Jugend wendet. Der sittliche Ernst in der Wertschätzung beider Dichter und ihrer Werke, die Frische der Darstellung und nicht zum mindesten die glückliche Auswahl von Zitaten, die zum Lesen der besprochenen Meisterwerke anregen, machen das Buch zu einem empfehlenswerten Geschenk an den Leserkreis, für den es bestimmt ist. Die Verlags-handlung hat das Werk gut ausgestattet und mit zahlreichen wohl gelungenen Abbildungen versehen.

Schillers Seelenadel. Von Fritz Jonas. Mit einer Abbildung der Dannebergerschen Schillerbüste. 231 S. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. Sohn, Königl. Hofbuchhandlung, 1904. Preis 3 M., geb. 4 M.

Eine der dankbarsten, aber schwierigsten Aufgaben auf literarischem Gebiete besteht darin, an der Betätigung großer Individualitäten und an den Taten des Genius die Offenbarung des Ewigen, Göttlichen nachzuweisen. Wer aber diese Aufgabe zu lösen unternimmt, muß in die Tiefe der zu behandelnden Persönlichkeiten, an denen sich nach seiner Meinung ein Stück jener Offenbarung vollzieht, eindringen, gewissermaßen mit ihrem Geiste getauft sein. Darstellungen aus unberufener Feder erzeugen einen unfruchtbaren, öden Kultus des Genies. Auf sicherem Boden fühlt sich der Leser von Jonas' Schrift „Schillers Seelenadel“, und der Hand dieses kundigen Führers darf er sich unbedingt überlassen. Schiller kritisiert sich in diesem Werke selbst aus seinen Schriften, aber die Auswahl aller zu dieser Selbstkritik notwendigen Äußerungen, ihre Anordnung und kaleidoskopische Verarbeitung ist Jonas' verdienstvolle Arbeit. In die Eigenart Schillerschen Wesens führt der aus der Abhandlung über das Erhabene dem einleitenden Kapitel „Willenskraft und Freiheitsdrang“ vorangestellte Ausspruch des Dichters: „Alle anderen Dinge müssen; der Mensch ist das Wesen, welches will.“ Während wissenschaftlich das alte Rätsel vielleicht nie gelöst werden wird, wie die geistige Freiheit des Menschen bestehen könne trotz seiner Gebundenheit an den Körper, vermochte Schiller das Leben nicht anders aufzufassen, als daß der Wille der Geschlechtscharakter des Menschen sei. Aus den vorhandenen Bildern Schillers und den von seinen Zeitgenossen herrührenden Beschreibungen seiner Gestalt und Züge in den verschiedenen Altersstufen wird (Kapitel 2) „die äußere Erscheinung und der Eindruck seiner Persönlichkeit“ geschildert. In Dannebergers Büste



und in Goethes Epilog zur Glocke lebt Schiller, der nicht alt genug geworden, um seinen Eckermann zu finden, bei der Nachwelt in der vollkommensten Verklärung fort. Freilich bei der „Teilung der Erde“ war der Unsterbliche schlecht weggekommen (Kapitel 3: Not und Sorge). Sein Leben hindurch haben die Schulden auf Schiller schwer gelastet, und die Jahre seines späteren höchsten geistigen Strebens waren fast beständiger Kampf gegen den Tod. Aber wie diese Schulden ihn niemals erniedrigt haben, so konnte auch die lange Krankheit den arbeitsdürstigen Mann nicht besiegen; er arbeitete rastlos und feurig wie unter einem ungeheuren, ihn bis aufs Blut anspornenden Zwang. Es ist begreiflich, daß eine solche Persönlichkeit, an der das Wort, daß der wahre Wert des Lebens jenseits von reich und arm liegt, sich in so herrlicher Weise bewährte, die Teilnahme geistig bedeutender und sittlich hochstehender Menschen, „die Freundschaft“ (Kapitel 4), in reichem Maße erfahren hat. Kein zweiter Großer in der Geschichte der Menschheit, sagt Jonas, habe so viele treffliche Freunde gehabt wie Schiller: Zumsteeg, Petersen, Konz, Hoven, Scharffenstein, Streicher und die ihm am engsten verbunden waren, Körner, Cotta, W. von Humboldt, Goethe — ihnen allen galt er als der edelste unter allen Menschen, mit denen das Leben sie zusammengeführt hatte. Und wen er einmal gewonnen hatte, den wußte er festzuhalten; er hat keinen verloren, und von allen Freunden läßt sich sagen, daß sie an ihm emporgewachsen sind, oder doch, wie Goethe, zu neuem Streben emporgezogen wurden. Was Schiller der Freundschaft zu danken hat, davon zeugt u. a. die vorletzte Strophe in dem Gedicht: „Die Ideale“. Körner wurde ihm der ruhige Freund, der aus den Tiefen seiner stillen Seele dem umhergetriebenen jungen Dichter Rat und Hilfe gewährte, Cotta, der sich für alle idealen Ziele im Staat, in der Wissenschaft und Kunst erwärmen konnte, erfreute Schiller durch seinen weiten, weltmännischen Blick, W. von Humboldt durch seine zustimmende, anerkennende, ermunternde und ganz auf des Dichters Gedanken eingehende Teilnahme; den in der Literatur aller Kulturvölker aber einzig dastehenden Freundschaftsbund mit Goethe hat letzterer warm und groß in die Worte gefaßt: „Er war unser!“ Die Irrfahrten seines Herzens und wie und wo Schiller dann seine Lotte gefunden hat, schildert das fünfte Kapitel: „Liebe“. Von Charlotte von Lengefeld fühlte er sich so mächtig angezogen, daß das spätere Wort aus seiner „Braut von Messina“ auf ihn selbst Anwendung finden kann: „Und klar auf einmal fühlt' ich's in mir werden — Die ist es, oder keine sonst auf Erden.“ Neue Beleuchtung erfährt an dieser Stelle Schillers Verhältnis zu Karoline von Beulwitz: Schiller ist sich nie zweifelhaft gewesen, daß zu seiner Gattin nur Lotte taugte, aber er glaubte, daß auch in der Ehe eine Art Dreieck,

wie er ihn im Körnerschen Hause erlebt hatte, bestehen könne, und wurde erst später sich darüber klar, daß in seinem Hause doch die Verhältnisse anders lagen, als in dem Hause des Freundes. Während Freundschaft und Liebe bereits in dem groß angelegten Werke von Portig und in dem von Mosapp behandelt worden sind, bringen die folgenden Kapitel neue Beiträge zur Entwicklungsgeschichte des Schillerschen Geistes. Schillers „Auffassung der Natur“ (Kapitel 6) ist verschieden von der Goethes. Wenn er nicht in einem so innigen Verhältnis zu derselben wie dieser gestanden hat, so bedurfte doch auch er der Natur, in der ihn das Große und Erhabene am gewaltigsten anzog, zum Aufschwunge seiner Ideen und zur Versinnlichung in Bildern. Dieser erhabenen Naturbetrachtung entspricht Schillers „Religiöse Anschauung“ (Kapitel 7). Im Elternhause war er kirchlich, im „ungezweifeltsten Glauben“ erzogen worden, aber allmählich vollzieht sich in ihm die Losjagung von der herrschenden Kirche. Nach seiner Auffassung führen die Sinne den Menschen zwar in Versuchung, Böses zu tun, niemals aber tut er das Böse um des Bösen willen, wohl aber liebt der Mensch von Natur das Gute um des Guten willen. Für Schiller hat die Tugend innere Notwendigkeit, auch wenn es kein anderes Leben gäbe. Eine tief religiöse Natur ist er immer geblieben; denn durch seine Schriften weht der Schwung des gottbegeisterten Redners mehr, als durch die Schriften eines anderen deutschen Dichters. Seine „Arbeitsweise“ (Kapitel 8) trägt folgende Kennzeichen: in jede Arbeit legte er seine volle Seele. Nicht das Stoffliche gab ihr den Reiz für ihn, auch nicht bei einer wissenschaftlichen Arbeit, sondern nur die Art der Behandlung. Seine Schriften sollten einzig und allein ästhetischen Wert haben. Alle seine Werke kennzeichnen der Ernst und die Liebe, mit denen sie ausgeführt sind; in jedes suchte er das Große seiner eigenen, zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufgeläuterten Individualität zu legen. Wenn er dichtete, war sein ganzes Innere in Leidenschaft und Aufruhr; verstärkt wurden seine Affekte durch das Anhören trauriger und lebhafter Musik. Nur unablässige geistige Beschäftigung vermochte „seiner Seele Sturm zu beschwören“ und hat liebend wie die Freundschaft bis in den Totekampf bei ihm ausgehalten. „Sprache und Stil“ (Kapitel 9) sind der treue Ausdruck seines Innern. Großartig sind in Schillers Wesen das Starke und Milde, die Würde und Anmut gepaart; leidenschaftliche Tätigkeit und schwärmerische elegische Empfindung sind immer miteinander gemischt. Beides drückt sich in seinem Stil aus: seine lebendige, kühn vordringende Behandlung des Stoffes zeigt sich besonders in der glanzvollen sicheren Herausarbeitung der Höhepunkte in den Dramen und in der kraftvollen Art, mit der er die Handlung zur unvermeidlichen Katastrophe führt. Was man von ihm auch lesen mag —

immer wird man gefesselt durch die Erhabenheit der Ideen, Wärme der Empfindung und durch klare Gedanken in der Hülle reizender Bilder. Man mag Schiller — mit diesen Worten schließt der Verfasser — betrachten, unter welchem Gesichtspunkte man will, immer erscheint er als eine großartige, erhabene Natur. — Jonas' Schrift ist eine unvergleichlich schöne Festgabe zu der bevorstehenden Jahrhundertfeier, ebenso reich an Erbauung wie an Belehrung, auch für die reife Jugend wie geschaffen, die aus ihr und an Schiller lernen mag, wie durch Selbstzucht und fleißige Arbeit der Mensch zu einer sittlichen Persönlichkeit wird.

Schiller und die neue Generation. Ein Vortrag von Ludwig Fulda. 44 S. Preis 75 Pf. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, 1904.

Wenn auch nicht Schillers Bedeutung als erster Dramatiker, seine bis in die untersten Schichten sich erstreckende Volkstümlichkeit merklich erschüttert werden kann, so hat doch der seit der Schillerfeier 1859 gewaltig veränderte Zeitgeist es fertig gebracht, Schiller von Goethe, die dem älteren Geschlecht als ebenbürtige Herrscher im Reiche des Geistes galten, abzurücken, ihm den Platz an seiner Seite streitig zu machen. Die Ursachen zu dieser veränderten Stellung Schillers bei der neuen Generation werden von Fulda aus dem außerordentlichen Umschwung erklärt, der sich auf politischem, kulturellem und künstlerischem Gebiete vollzogen hat. Der Bannerträger der politischen Ideale Einheit und Freiheit sprach ehemals zu den Hungrigen, heute spricht er zu den Satten. Die kulturelle Veränderung zeigt sich in der Verachtung dessen, was den Stempel des Idealismus, dessen Träger Schiller ist, an der Stirn trägt; denn das heutige Deutschland verdankt im wesentlichen seine gewaltige Entwicklung realen Großtaten. Der künstlerische Gegensatz wird geschaffen durch das zunächst rein negative Bestreben der Modernen, aus dem Epigontum, der Nachahmung Schillers, herauszukommen. Die aufkommende naturalistische Richtung mußte sich in entschiedenem Widerspruch zu Schiller fühlen: „Schillers Stärke beruht im Typischen, die des Naturalismus im strengsten Individualisieren. Schiller will uns 'der Menschheit große Gegenstände' veranschaulichen; der Naturalismus bevorzugt ihre kleinen Gegenstände. Deshalb liebt Schiller den möglichst weiten Rahmen der Weltgeschichte, der Naturalismus den möglichst engen Rahmen des Milieus, und wo Schiller die große Linie sucht, da sucht der Naturalismus die feinen Striche, die intimen Striche und Schnörkel. Schillers vorwiegendes Interesse widmet sich dem handelnden Menschen; der Naturalismus vertieft sich liebevoll in die Zustände, die der Handlung vorausgehen oder ihr folgen, vermeidet aber diese selbst als Theatereffekt.

Schiller pflegt die gehobene Verssprache, mit der Nebenabsicht, das nationale Hochdeutsch zu veredeln und fortzubilden; der Naturalismus verlangt die Mundart samt allen ihren Nachlässigkeiten. Schiller will uns Begeisterung geben, der Naturalismus Stimmung. Schiller hält fest am hohen Stil; der Naturalismus fordert peinlichste Naturtreue.“ Erklärt sich hiernach der heutige Tiefstand Schillers im Andenken und Herzen der Nachwelt aus der veränderten Zeitatmosphäre, so wird, wenn wieder Wandlungen sich vollziehen, wenn an Stelle der Meeresstille Wogen und Stürme sich einstellen, Schillers große Zeit wiederkommen. — Seit Karl Weitbrecht sein tiefer angelegtes Werk „Schiller und die deutsche Gegenwart“ veröffentlichte, hat keine für weitere Leserkreise bestimmte Schrift die Quellen der Unsterblichkeit Schillers so feinfühlig, in so liebenswürdiger, maßvoller Darstellung geschildert, als es in diesem Vortrage geschehen ist.

Die Musik in Schillers Musenalmanach. Von Professor Klöber.  
42 S. Beilage zum Jahresbericht des Gymnasiums zu Bittau i. S.,  
1904.

Klöber hat sich das Verdienst erworben, eine nur vorübergehend beachtete Eigenschaft Schillers, nämlich dessen Beziehungen zur Musik, zuerst in quellenmäßiger Darstellung erörtert zu haben. Von grundlegender Bedeutung war in dieser Hinsicht des Verfassers erste Arbeit „Schiller in seinen Beziehungen zur Musik“ (1. Einfluß der Musik auf Schiller; 2. Schillers Tätigkeit für die Musik, Oper, Drama, Gedichte; 3. Schillers Äußerungen über die Musik als Kunst, Beilage zum Jahresbericht des Gymnasiums in Bittau i. S., 1885). Die Worte aus der Huldigung der Künste („Der Löwe Macht, die aus den Saiten quillet . . .“), der letzten vollendeten Arbeit in dramatischer Form, bezeichnen den hohen Wert, den Schiller, obwohl nach seiner eigenen Aussprache vollkommener Laie im Musikfache, der Musik beilegt. Die vorliegende Arbeit Klöbers unternimmt es zu zeigen, wie diese Wertschätzung der Musik den Dichter veranlaßt, dieser Kunst Aufnahme in seinen Zeitschriften *Thalia* und den *Horen*, besonders aber in dem *Musenalmanach* zu gewähren. Schiller eröffnete seine Tätigkeit in der Zeit der poetischen Blumenlesen, die etwa 1764, in welchem Jahre zum erstenmal der *Gothaische Hofkalender* erscheint, ihren Anfang nimmt, mit dem Beitrag „Entzückung an Laura“ für Stäudlins *Schwäb. Musenalmanach* (erschienen 28. September 1781), dem er 1782 seine *Anthologie*, in der er bereits der Musik eine bevorzugte Stellung einräumte, gegenüberstellte. Von den fünf Jahrgängen des *Musenalmanachs* 1796—1800 enthalten, da Schillers Neigung sich ausschließlich der dramatischen Arbeit zugewandt hatte, die letzten beiden Jahrgänge nichts Musikalisches. Um so breitere

Raum weist er ihr in den vorhergehenden Jahren zu. Für den *Musenalmanach* 1796, der bei Michaelis in Neustrelitz erschien, schrieb der bedeutendste Musikschriftsteller seiner Zeit, der auf allen Gebieten der Musik fruchtbar gewesen ist, hauptsächlich aber dem deutschen Lied seine Bahnen gewiesen, Joh. Fr. Reichardt (geb. 25. November 1752, gest. 27. Januar 1814), die Musik zu folgenden acht Gedichten: 1. „Würde der Frauen“, 2. „Macht des Gefanges“ von Schiller, 3. „Nähe der Geliebten“, 4. Koptisches Lied, 5. „Meeresstille“, 6. „Glückliche Fahrt“ von Goethe, 7. Minnelied von Haug, 8. „Frühling“ von Sophie Mereau. Der bedeutende Erfolg dieses Almanachs erklärt sich freilich in erster Linie durch die Namen des Dreigestirns Goethe, Schiller, die durch dieses Unternehmen nach langer Pause zur Poesie zurückgekehrt waren, und Herder; ersterer gab außer den Epigrammen noch 7, letzterer wie Schiller 24 Beiträge. Und wie sehr erfreute der Almanach als Geschenk den kranken Vater des Dichters auf seinem Schmerzenslager! Ein Teil der Xenien im folgenden Jahrgang 1797, dem Xenienalmanach, der bei Cotta erschien, ist auf den obengenannten Komponisten Reichardt gemünzt, dessen Charakter Zubringlichkeit, Selbstüberhebung und Rücksichtslosigkeit zeigt. Der Urheber dieser Epigramme gegen Reichardt war Schiller, jedoch Goethe tabelte ihn mit besonderer Schärfe und nicht immer gerecht mit Bezug auf die musikalische Begabung Reichardts. Diesem Jahrgang waren sieben Lieder in Musik beigegeben: 1. „Zauberei der Töne“, 2. „Macht der Liebe“, 3. „Wechsel der Dinge“ von Herder, 4. „Wir gingen beide Hand in Hand“ von Steigentesh in Offenburg, 5. „Der Besuch“ von Schiller, 6. „Musen und Grazien in der Mark“, 7. „Mignon“ von Goethe. Nur unter dem letzteren steht der Name Zelters (geb. 11. Dezember 1758, gest. 15. Mai 1832); doch wissen wir durch Schiller und die Cottasche Anzeige des *Musenalmanachs* im *Intelligenzblatt der Literaturzeitung*, daß alle von ihm komponiert sind. Bei Herausgabe des *Balladenalmanachs* (1798) war Schiller bemüht, um der Komponisten willen den musikalischen Teil zuerst fertig zu stellen. Nur zwei Lieder von ihm (Nr. 8 und 9) finden sich unter den neun, die dieser Almanach bringt: 1. „An Mignon“ (über Tal und Fluß getragen), 2. „Der Gott und die Bajadere“, 3. „Erinnerung“ von Goethe, 4. „Feenreigen“ von Matthison, 5. „Jünglings Einsamkeit“ von Schmidt, 6. „Mein Traum“, 7. „Freuden der Gegenwart“ von Imhof, 8. „Elegie an Emma“ (Weit in nebelgrauer Ferne) und 9. Reiterlied aus „Wallensteins Lager“ von Schiller. Davon sind 1, 2, 4, 8 von Zelter, 3, 5, 6, 7 von Zumsteeg (geb. 10. Januar 1760, gest. 27. Januar 1802), Schillers altem akademischen Freund, und 9 von Zahn komponiert. — Klöckers Abhandlung, sichtlich aus tiefer Neigung zum Dichter und zur Musik entstanden, gibt mannigfach neuen Aufschluß zur Geschichte des *Musenalmanachs*, besonders

der Beziehung Schillers zu dem betreffenden Komponisten und wird hierdurch ein wertvoller Beitrag zur Musikgeschichte überhaupt und zu Schillers Geistesrichtung im besonderen.

Schiller und die Brüder Schlegel. Von Karl Alt, Privatdozenten für deutsche Philologie an der Großherzoglich Hessischen Technischen Hochschule zu Darmstadt. 130 S. Preis 2,80 M. Weimar, Böhlau's Nachfolger, 1904.

Das Verhältnis Schillers zur Romantik, insbesondere zu den Brüdern Schlegel (vgl. Fetzner, Die romantische Schule, 1850, Lohe, Geschichte der Ästhetik, 1868, Haym, Die romantische Schule, 1870, Dilthey, Leben Schleiermachers, I 1870), ist neuerdings durch die Arbeiten von Otto Harnack, Minor, Walzel, Ricarda Huch wieder Gegenstand lebhafter Erörterungen geworden, inwieweit nämlich Übereinstimmungen der Klassiker und Romantiker nachzuweisen sind bzw. Rückwirkungen stattgefunden haben. Mit Minor und Walzel stimmt Alt insofern überein, als er zugibt, daß die Ansichten der Brüder Schlegel, besonders in den Anfängen ihrer schriftstellerischen Tätigkeit, in vielen Beziehungen noch denen Goethes und Schillers nahestehen, auch daß in einigen Punkten eine Rückwirkung stattgefunden hat; seine tiefgründige Untersuchung aber unternimmt es, den Punkt schärfer zu bezeichnen, wo die Romantik sich vom Klassizismus löst. Es lohnt sich, den Ausführungen des wissenschaftlich wertvollen Werkes nachzugehen. Der erste Abschnitt S. 1—36 (Friedrich Schlegel als Lehrling der Griechen) gibt die Entstehung der Wandlungen, die Friedrich Schlegels Ansichten im Laufe des Lebens durchgemacht haben. In den Schriften aus seiner ersten Periode, namentlich in den geschichtsphilosophischen Theorien derselben steht er in starker Abhängigkeit von Schillers Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung, nicht bloß in einzelnen Punkten der Charakteristik griechischen Geistes und griechischer Dichtung, sondern auch in bezug auf die Gesamttenenz. Den Vorwurf der Gräkomanie, den Schiller und auch die meisten Forscher Fr. Schlegel gemacht haben, läßt Alt in der Allgemeinheit, mit der er ausgesprochen worden ist, nicht gelten, da Äußerungen desselben über die besten der neueren Dichter, besonders das begeisterte Urteil über Shakespeare beweisen, daß von einer Geringschätzung der neueren Dichtung nicht die Rede sein kann. Selbständig ist Fr. Schlegel in seinen Ansichten über griechische Kultur und Kunst und zwar in den rein historischen und literarhistorischen Äußerungen: im Gegensatz zu Schiller sind ihm Homer und Sophokles nicht die einzigen Repräsentanten des klassischen Altertums, er stellt vielmehr den beiden Aristophanes an die Seite. Während Schiller über die lykurgische Verfassung im allgemeinen abfällig urteilt und ihm selbst

die Solonische Verfassung noch den Beweis liefert, daß es die Griechen in der Politik nicht über das jugendliche Alter gebracht haben, er auch weder im Verhältnis der Geschlechter bei den Alten noch in den Schilderungen der weiblichen Natur bei den griechischen Dichtern einen Vorzug vor der modernen Bildung und Poesie erkennt, stellt Fr. Schlegel gerade griechische Staatskunst und Liebe vorbildlich für die Gegenwart hin. Ferner ist ihm Shakespeare, den Schiller mit Sophokles in eine Klasse vereinigt, der Vertreter der modernen Dichtung, und Goethe ist ihm kein naiver Dichter, sondern hält die Mitte zwischen dem Interessanten und Schönen, dem Manierierten und Objektiven. Der auffälligste Unterschied beider liegt in ihrem Grundwesen. Fr. Schlegel entbehrt der Schillerschen Klarheit und damit der sicheren Grundlage, auf der er seine ästhetischen Anschauungen hätte weiter bauen können. Der von ihm verschuldete Abbruch der persönlichen Beziehungen zu Schiller und die damit verbundene Ausschließung von der Mitarbeit an den Horen wurde mitbestimmend der Anstoß zur Gründung des Athenäums und zur Konstituierung einer besonderen romantischen Schule. — Auch Wilh. Schlegel folgte erst Schillerschen Pfaden (Abschnitt II, August Wilh. Schlegels Anfänge S. 37—53). In der in Bürgers Akademie der schönen Redekünste (1791) erschienenen Analyse der „Künstler“ verrät sich zuerst in bedeutsamer Weise seine feinfühlig, sich anschniegender Art, mit der er dichterische Erzeugnisse zu beurteilen versteht. Nach dem Tode Bürgers, den er gegen Schillers vernichtende, in der Jenaischen Literaturzeitung erschienene Kritik in Schutz genommen hatte, ging er bereitwilligst auf die von Schiller gewünschte Mitarbeit an den Horen ein und sandte als ersten Beitrag die Fortsetzung seines Dante-Aufsatzes. Übereinstimmung mit Schiller in den idealistischen Grundsätzen, besonders in der Ablehnung der naturalistischen Forderung der Illusion, zeigen die beiden anderen Beiträge: „Etwas über William Shakespeare bei Gelegenheit Wilhelm Meisters“ (1796) und „über Shakespeares Romeo und Julia“ (1797). In den Jahren 1897—99 schrieb Wilh. Schlegel für die Jenaische Literaturzeitung, deren Herausgebern er von Schiller empfohlen war, nahezu 300 Rezensionen; die erste derselben war eine Besprechung des poetischen Teiles der Horen. In den genannten Jahren veröffentlichte er auch Gedichte in den Schillerschen Musenalmanachen. Seine frühzeitig vorhandene und später starke Vorliebe für phantastische Dichtungen, nicht zum wenigsten der Einfluß seines Bruders mit seiner maßlosen Geringschätzung Schillers führte zur Entfernung vom Standpunkte des letzteren, doch vollzog sich in bezug auf seine schriftstellerische Tätigkeit diese Entfernung von den alten Pfaden nicht in so scharf umgrenzter Form wie bei der des Bruders. Als auch mit Wilhelm seit dem Jahre 1800 der Bruch vollzogen war, voll-

endete sich unter dem Einflusse seines Bruders und seiner Gattin die innerliche Entfremdung. Die Herausgabe einer eigenen Zeitschrift, des *Athenäums*, bedeutet, wie oben erläutert, die Begründung der romantischen Schule (Abschnitt III, S. 54—78). In den Exkursen dieses Abschnittes erörtert Alt die Differenzpunkte zwischen Schlegel und den Klassikern und entwickelt das Programm der romantischen Schule, die nicht nur die Gattungen der Poesie verrückt, sondern die letztere auch mit Philosophie und Rhetorik in Berührung setzt und die Grenzen von Kunst und Wissenschaft verneint, sowie die hohen und edlen Gedanken Schillers bis zur Karikatur verzerrt. Der Gesetzgeber dieser romantischen Ästhetik, die hier von Alt mehrfach in ganz neue Beleuchtung gerückt wird, war Fr. Schlegel; Aug. Wilh. Schlegel tritt in dieser Periode neben seinem Bruder durchaus in den Hintergrund und macht auch in seinen Ansichten keinen so radikalen Umschwung durch wie Friedrich. Von seiner besonneneren Art liefert das beste Zeugnis der Lob und Tadel sorgsam abwägende Aufsatz über Bürger, ein Muster literarhistorischer Betrachtung, der Bürger nach der harten Rezension Schillers die verdiente Ehrenrettung brachte. Während Fr. Schlegel nach dem Eingehen des *Athenäums* einen Mißerfolg nach dem anderen zu verzeichnen hatte, erreichte sein Bruder den Gipfel seiner Laufbahn (Abschnitt IV, S. 79—106, Aug. Wilh. Schlegels Vorlesungen und spätere literarische Tätigkeit). Er entfernt sich in dieser Periode auch als Dichter weit von Schiller, seinem ehemaligen Vorbild. In seiner Kunstlehre finden sich neben Differenzpunkten noch mehrfache Berührungspunkte. Hand in Hand geht er mit Schiller in seiner Ablehnung des Naturalismus, dagegen widerstrebt seine Vorliebe für Phantastik den Schillerschen Grundsätzen. In der Erklärung der beiden wichtigsten Unterarten des Schönen, des Tragischen und des Komischen, steht er besonders in bezug auf das erstere Schiller nahe. Aber weder in diesem Falle noch in den Berührungspunkten, die sich auch in vielen Einzelheiten nachweisen lassen, ist es möglich, immer festzustellen, wo unbewußte Reminiszenz, wo ein zufälliges Zusammentreffen vorliegt. Polemisch gegen Schiller verhält er sich meist in seinen literarhistorischen Urteilen, und auffällig ist der Unterschied in der Auffassung des Mittelalters, der Reformation und der Aufklärung: Schiller gelangt zu einer Lob und Tadel gerecht abwägenden Ansicht, Schlegel durch seine Polemik gegen die Aufklärung zu einer ganz einseitig idealisch gefärbten Beurteilung des Mittelalters; er verherrlicht, indem er die nachteiligen Wirkungen der Reformation hervorhebt, die Idee des Papsttums. Nach Abschluß der Berliner Vorlesungen begibt sich Schlegel in das Gefolge der Frau von Staël, und seit 1807 weilt er mit ihr in Wien, wo er vor einem glänzenden Publikum Vorlesungen über dramatische Kunst und



Literatur hält. Schillers großen Ruhm und Volkstümlichkeit hat er mittlerweile widerwillig anerkennen müssen, aber er verkennt die eminente dramatische Energie, die hinreißende Gewalt der Rede Schillers, wirft ihm Kompositionsfehler vor und ist geneigt, den größeren Teil der Wirkung der Schillerischen Dramen auf Rechnung der Vorbilder zu setzen. Vom Jahre 1818 an wirkt Schlegel als Professor der indischen Altertumskunde in Rom. In den 1820 herausgegebenen „Kritischen Schriften“ finden sich zum Teil sehr schroffe, von Ärger eingegebene Urteile über Schiller, so daß sein Verhältnis zu diesem, ohne daß innere Gründe wie bei Friedrich diesen Bruch verursachten, mit einem Mißklang endete. Der letzte Abschnitt (Friedrich Schlegel als Konvertit, S. 107—126) behandelt die dem Dienst des Katholizismus gewidmete Phase von Friedrichs Leben. Anzuerkennen ist, daß er nicht, wie wir es oft bei Konvertiten finden, zum Fanatiker wurde. Die Zusammenstellung der Urteile Friedrichs über Schiller aus den Jahren 1802—1829 am Schlusse von Alts Untersuchung zeigt, wie ganz anders das klingt, was er öffentlich über Schiller äußert, als was er gegen gute Freunde ausspricht: dort strebt er sichtlich dem Gegner gerecht zu werden, lobt auch gelegentlich, während hier der Haß in unverminderter Stärke spricht. — Alts Werk ist schöpferisch in der Behandlung der ästhetischen Theorien, wissenschaftlich wertvoll, weil das neue bekannt gewordene Material in gründlichster Weise und dabei geistvoll behandelt worden ist.

#### Ausgaben, neue Auflagen.

- Velhagen und Klasing's Sammlung deutscher Schulausgaben. 92. Lieferung: Briefe Goethes und Schillers in Auswahl. Preis 1,20 M. 96. Lieferung: Hilfsbuch zu Schiller. Für den Schulgebrauch ausgewählt und herausgegeben von Dr. Rudolf Franz. Preis 1,30 M.
- Dr. Franz Prosch, k. k. Gymnasialdirektor. Geschichte der deutschen Dichtung zum Gebrauche in österreichischen Lehranstalten und für das Selbststudium. 2. Teil: Schiller, Goethes und Schillers Zusammenwirken. 2. Auflage. Wien, Karl Gräser u. Co., 1904.

#### Aus Zeitschriften.

- Deutschland. Monatschrift für die gesamte Kultur. 1904. Nr. 20. S. Rubinstein, Schiller und der deutsche Idealismus.
- Deutsche Dichtung, herausgegeben von R. E. Franzos. 35. Bd. Heft 7. Siegfried Siehe. Ein Schillerbrief. Mit einem ungedruckten Schreiben von Friederike Unzelmann an Schiller.
- Deutsche Romanzeitung. 1904. Nr. 6. Karl Neumann, Schillers Lieblingschwester.

- Echo, das literarische. 6. Jahrgang. Nr. 18: S. Petersen, Schillers Persönlichkeit.
- Dresdner Anzeiger. Sonntagsbeilage 30—33. 1904. Zur Tellsage. Zur Züricher Tell-Ausstellung. Von Prof. Dr. W. Dechli, Zürich.
- Euphorion. 4. Bd. 1. und 2. Heft: Der Stifter des Illuminatenordens und eine Briefstelle Schillers an Körner. Von D. Jakoby in Berlin. — Kleinigkeiten zu Schiller. Von R. Schlösser in Jena.
- Frankfurter Zeitung. Nr. 177, 178, 1903. Der Buchdrucker und Sprachmeister Johann Friedrich Schiller (Schillers „Better“). Von Alfred Bördel in Mainz.
- Grenzboten. 63. Jahrgang. Nr. 20/21. D. Elster, War Octavio Piccolomini der Verräter Wallensteins?
- Jahresberichte für neuere deutsche Literatur. Nr. 9. Schiller. Ernst Müller. Schwäbischer Schillerverein. Nr. 1. — Schillerverehrung. Nr. 5. — Biographie. Nr. 15. — Wohnstätten. Nr. 31. — Angehörige und Zeitgenossen. Nr. 34. — Briefe. Nr. 44. — Quellschrift. Nr. 55. — Bilder. Nr. 56. — Werke: Gesamtausgabe. Nr. 60. — Prosaschriften: philosophische und ästhetische. Nr. 62; historische. Nr. 65. — Gedichte: Allgemeines. Nr. 68; Jugendgedichte, Die Künstler. Nr. 74; Xenien. Nr. 76; Ring des Polykrates. Nr. 77; Kampf mit dem Drachen. Nr. 79; Lied von der Glocke. Nr. 80; Gedicht zur Jahrhundertwende. Nr. 83; Übersetzung. Nr. 84. — Epos. Nr. 85. — Dramen: Allgemeines. Nr. 86; Jugenddramen. Nr. 92; Don Carlos. Nr. 94a; Wallenstein. Nr. 95; Maria Stuart. Nr. 110; Jungfrau von Orleans. Nr. 112; Braut von Messina. Nr. 128; Wilhelm Tell. Nr. 130; Dramatischer Nachlaß. Nr. 136. — Übersetzungen. Nr. 137a. — Sprache und Stil. Nr. 138. — Volkslieder. Nr. 140.
- Monatschrift für höhere Schulen. 12. Jahrgang. 11. Heft. Zur Verteidigung von Schillers Glocke. Von F. van Hoffz, Koblenz.
- Neue Bahnen. 4. Jahrgang. 8. Heft. A. Weis-Ulmenried, Goethe und Schiller in ihren Beziehungen zum Erwachen des deutschen Nationalbewußtseins.
- Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 17. Jahrgang. 6. Heft: Zu Schillers Tell. Von Bothe in Frankfurt a. M. — Zur Erklärung von Schillers „Nacht des Gefanges“. Von M. Schneidewin in Hameln. — 7. Heft: „Drum prüfe, wer sich ehelich bindet“. Von G. Nestle in Maulbronn. — Zu Schillers Siegesfest. Von A. Anacker in Dresden. — 8. Heft: Ein Beitrag zur schulmäßigen Behandlung der Jungfrau von Orleans. Vor

F. A. Meidel in Karlsruhe. — Zur ästhetischen Beurteilung von Schillers Braut von Messina. Von Gotthold Sachse in Bartenstein i. Ostpr. — Zu Schillers Wallenstein und Maria Stuart. Von E. Viedt in Inowrazlaw. — 9. Heft: Zu Schillers Wallenstein und Goethes Götz von Berlichingen. Von R. Sprenger in Northeim. — Zur Entstehungsgeschichte der deutschen Schillerstiftung. Von Karl Löschhorn in Wollstein. — 10. Heft: Die Stelle in Schillers Tell über die Bergstürze im Kanton Glarus. Von Karl Löschhorn in Wollstein. — 11. Heft: Karl VII. und sein Hofstaat in der Geschichte und im Drama. Von R. Pappriß in Frankfurt a. M. — 12. Heft: Die Folgerichtigkeit der letzten Schritte des Marquis Posa in Schillers Don Carlos. Von F. Stürmer in Weilburg a. L. — Zu Schillers Ring des Polykrates. Von Clemens Nonn in Mayen. — Zu Schillers Tell III, 3 „Warum nicht einem leeren, hohlen Hut usw.“. Von Hoffmann-Krayer in Basel. 18. Jahrgang. 1. Heft: Zur Schillerbriefliteratur. Von A. Stern in Wien. — 2. Heft: Das Schillermuseum in Marbach a. N. Von Hermann Unbescheid in Dresden. — 4. Heft: Zu Schillers „Glocke“, „Lied von der Glocke“ oder „Glockengießerverliebte“. Von M. Evers in Barmen. — 5. Heft: „Mich Henker!“ ruft er, „erwürgel!“ Von A. Althaus in Berlin-Zehlendorf. — 6. Heft: „Was da fliegt und freucht.“ Von Albert Heinke in Stolp i. P. — 7. und 8. Heft: Einige Bemerkungen zu Schillers Metrik. Von Geh. Reg.-Rat. Joh. † in Großlichtersfelde. — Schiller und Molière. Von Dr. J. E. Wälzing in Bonn.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik. 7. Jahrgang. 1904. 1. Heft. Schillers Verhältnis zu den beiden klassischen Sprachen. Von Erich Wilisch in Bittau i. S. — 6. Heft: F. Hahne, Die Charaktere Don Manuels und Don Cäsars in der Braut von Messina.

Norddeutsche Allgemeine Zeitung. 1904. Nr. 109. Eine vergessene Liebesepisode aus Schillers Leben.

Tägliche Rundschau. 1904. Nr. 65. Wie Schillers Tell entstand. — Nr. 127. Vor hundert Jahren (Schiller in Berlin). — Nr. 169. Eine Goethe-Rede zum Andenken Schillers.

Wossische Zeitung. Sonntagsbeilage. Nr. 10/11. 1904. S. Holstein, Zum 100jährigen Jubiläum von Schillers Wilhelm Tell.

Zukunft, die. 12. Jahrgang. Nr. 45. S. Spiero, Das Zeitalter Schillers.

## Sprechzimmer.

## 1.

## Anderseits oder andererseits.

Mein kleiner Aufsatz „Drei Schreibarten“ in dieser Zeitschrift XVIII, 460 ff. hat mir verschiedene Zuschriften eingetragen, teils zustimmenden, teils ablehnenden Inhalts, besonders in bezug auf meine Forderung andererseits zu schreiben. Eine von den letzteren schließt nach einem Hinweis auf die mittelhochdeutsche Form andersit mit den Worten: „Sie tun vielleicht gut, wenn Sie selbst diese Dinge richtig stellen, ehe ein anderer Ihnen zuvorkommt.“

Allein so rasch werfe ich die Flinte nicht ins Korn. Freilich ist mir nicht unbekannt, daß die heutigen einerseits und andererseits im Grunde auf mhd. einsit und andersit beruhen. Da wir aber heute nicht mittelhochdeutsch, sondern neuhochdeutsch reden, so hat für die Entscheidung, ob andererseits oder andererseits zu schreiben ist, unser heutiges Sprachgefühl mitzureden. Und dieses hat sich, wie die Bildung der Form einerseits beweist, für den Genitiv entschieden. Es geht nicht an, in solchen Wortpaaren, wie es eben einerseits und andererseits sind, einmal den Genitiv, das andre Mal den Akkusativ zu gebrauchen. Wenigstens würden wir heute in andererseits das ander wohl als Akkusativ empfinden. Mhd. lag freilich die Sache so, daß ander in allen Kasus auch unflektiert stehen konnte. Usus est tyrannus. Und durch ihn sind schon oft historisch falsche Formen zu tatsächlich richtigen geworden. Genau wie z. B. das Kompositions-*s* jetzt, historisch falsch, doch in Wörtern wie Regierungsrat, Legationssekretär, Zusammensetzungszzeichen richtig geworden ist, wie das *=s* jetzt auch in einerseits, meinerseits usw. richtig geworden ist, so ist eben auch in einerseits — andererseits heute die Auffassung als adverbialer Genitive die richtige. Wenigstens bin ich überzeugt, daß selbst unter den andererseits Schreibenden weitaus die Mehrzahl nicht infolge Bewußtseins des Zusammenhangs mit mhd. andersit so schreiben, sondern deswegen, weil beim Sprechen in unbetonter Silbe altes erer, rer und er leicht ineinander übergeht. Nur die — leider ja unter den Deutschen nicht allzu große — Minderheit der in Geschichte der deutschen Sprache Geschulten denkt überhaupt an die historische Herkunft der Wortformen. Aber hier ist eben die historische Ableitung durch das veränderte Sprachgefühl außer Wirkung gesetzt. Die für unsere Empfindung sicher genitivische Form einerseits fordert für die Parallelf orm andererseits gebieterisch auch den Genitiv.

Ich gebe zu, daß ein anderes Wortpaar von mir hätte erwähnt werden sollen, das gegen meine Ansicht zu sprechen scheint: diesseits und jenseits. Dieses Wortpaar hat, obwohl ihm gleichfalls die *=s* angefügt sind, doch in keinem der beiden Fälle das Pronomen in den Genitiv gesetzt, aber eben dadurch auch die Gleichförmigkeit der beiden Glieder bewahrt. Daß wir hier nirgends dieserseits oder jenseits finden, beruht jedenfalls darauf, da

sie wie links, rechts, längs heute als einfache Präpositionen aufgefaßt werden ohne Erinnerung an ihren nominalen Ursprung. Und doch würde ich mir Fälle denken können, in denen, etwa bei Wiedergabe von Behauptungen Streitender, dieserseits und jenerseits nicht als unrichtig zu bezeichnen wären, hier wären es aber selbstverständlich Adverbien, keine Präpositionen. Aber ebenso wie in diesseits — jenseits keines der beiden Vorderglieder ein Genitivzeichen hat, ebenso verlangt auch für einerseits — andererseits die Ästhetik der Sprache, daß wir entweder beide Male das Vorderglied in den Genitiv setzen, oder keines von beiden Malen.

Erlangen.

August Gebhardt.

## 2.

## Schulprüderie.

Der „Frankf. Jtg.“ schreibt ein Leser: Vor mir liegt eine Ausgabe der „Jungfrau von Orleans“, besorgt von Fr. Ullsperger, aus dem Verlage von G. Freytag in Leipzig. Daß hier die Stelle, wo die Königin Isabeau, auf Lionel hinweisend, spricht: „Gebt mir diesen da, der mir gefällt, zur Kurzweil und Gesellschaft“, ausgelassen ist, mag bei einem Herausgeber nicht weiter auffallen, der anscheinend nicht aus Erfahrung weiß, daß diese Stelle bei der Lektüre in der Schule gar keinen Anstoß erregt, weil die jungen Leser noch nicht so verdorbenen Gemütes sind, um den tieferen Sinn zu erfassen. Das gleiche gilt von der Stelle: „In frechem Mute haben sie geschworen, der Schmach zu weihen alle Jungfrauen“, die der prüde Herr Ullsperger natürlich ebenfalls ausläßt. Schlimmer ist es, daß er den Vers streicht: „Und vor des Bastards Augen, ihres Buhlen“, woran jeder Pädagoge glatt vorüberkommt, wenn er Buhle mit Geliebtem erklärt. Ist denn nicht auch Agnes Sorel die Geliebte Karls, und heißt es nicht ausdrücklich so im Personenverzeichnis des Stückes? (Wahrscheinlich entzieht der vorsichtige Herr den Schülern auch die Kenntnis von Goethes „König in Thule“ oder Geibels Cita mors ruit — die in allen Lesebüchern stehen — weil darin das versemte Wort Buhle vorkommt.) Alles irgendwie ans Geschlechtliche Streifende ist natürlich getilgt, so der Vers „den sie in ihrem Mutterschoß getragen“, wo doch jedes Bedenken beseitigt wird, wenn der Lehrer, falls überhaupt eine Erklärung nötig ist, darauf hinweist, wie die Mutter das hilflose Kind im Schoße gewiegt u. a., das jetzt aus Dank die Waffen gegen sie führt. Ebenso ist die Zeile ausgelassen: „Dem ich das Dasein gab, will ich es rauben.“ Das Ärgste aber passiert dem Herausgeber im fünften Auftritt des ersten Aufzuges. Dort heißt es: „Du aber bist un-kriegerisch gezeugt.“ Das ändert er in: „Du aber hast un-kriegerischen Sinn.“ Dabei aber läßt er ein paar Szenen weiter ruhig stehen: „Wer sind die gottgeliebten Eltern, die dich zeugten?“ und begeht noch das drollige Versehen, zur Erklärung seiner Verböserung „du aber hast un-kriegerischen Sinn“ die Homerstelle beizufügen: „Denn mich auch gebar nicht ganz un-kriegerisch die

Mutter“, die doch nur Sinn hat, wenn der echte Schillersche Text beibehalten wird! Und mit solchen Mägchen sucht man die Sittlichkeit der Jugend zu heben!“

Noch einige andere Belege, mit welcher Prüderie Schulausgaben bearbeitet werden, seien zu dem in der Frankfurter Zeitung abgedruckten Artikel angeführt und zwar nur aus den Schillerschen Dramen Wilhelm Tell und Wallenstein, deren Lektüre man ja wohl für die Jugend nicht für unpassend halten wird. In der Freytagschen Schulausgabe, bearbeitet von Paul Strzemcha, sagt Baumgarten: „Mein gutes Hausrecht hab' ich ausgeübt am Schänder meiner Ehr' und meines Hauses“ statt „Weibes“ bei Schiller. Die ganze nachfolgende Erzählung Baumgartens bis zu den Worten: „Und mit der Art hab' ich ihm's Bad gesegnet“ ist ausgelassen. Auch die Kützlizene ist verballhornisiert. An dem Wort „Pfaffe“ nimmt der Herausgeber Anstoß. Stauffacher: Dem Kaiser selbst versagten wir Gehorsam, da er das Recht zu Gunst der „Pfaffen“ bog. Hier lesen wir bei Freytag „Mönche“. Die Worte Melchthals: „Den Roßberg übernehme ich zu ersteigen, denn eine Dirn des Schlosses ist mir hold und leicht betör' ich sie, zum nächtlichen Besuch die schwanke Leiter mir zu reichen“ lauten in der Schulausgabe: „Und leicht, so hoff' ich, überred' ich sie, die schwanke Leiter mir herab zu reichen.“ Hedwig begrüßt im fünften Akt ihren Sohn, drückt ihn an ihr Herz und sagt: „Ha, du bist mir wieder gegeben, zweimal habe ich dich geboren, zweimal litt ich den Mutterschmerz um dich.“ Natürlich werden auch diese Worte als unpassend ausgelassen. Die Herausgeber sind auch oft über das, was passend ist oder nicht, verschiedener Ansicht. Vergleichen wir z. B. in dieser Beziehung Wallensteins Lager in den Schulausgaben von Freytag, herausgegeben von Franz Ullsperger, und von Teubner, herausgegeben von Baumann. Beide lassen die Verse aus: Es sträubt sich, der Krieg hat kein Erbarmen, das Mägdlein in unsern sehnigen Armen. Von den folgenden Versen: Dirnen, die ließ er gar nicht passieren, mußten sie gleich zur Kirche führen, da lief ich, konnt's nicht ertragen mehr, hat die Freytagsche Ausgabe nur den letzten Vers, während Baumann diese Worte nicht beanstandet. Ebenso bleibt hier der Vers stehen: Soff und Spiel und Mädels die Menge, wofür bei Freytag: Soff und Spiel gab's da die Menge. Dagegen ist in der Kapuzinerpredigt die Freytagsche Ausgabe toleranter. Es heißt da ruhig: „Er müsse haben die Stadt Stralsund, und wär' sie mit Ketten an den Himmel geschlossen, hat aber sein Pulver umsonst verschossen.“ Der letzte Vers ist bei Baumann als unmoralisch ausgelassen. Doch genug davon. Da nun die Schüler gewöhnlich verschiedene Ausgaben, darunter auch die Originalausgaben, in der Hand haben, hat die ganze Sache keinen Zweck; es wird sofort gemerkt, wenn etwas ausgelassen ist und die Schüler werden dadurch nur unnötig auf zweifelhafte Dinge aufmerksam gemacht. Gewiß, Schulausgaben müssen sein, aber die Schillerschen Dramen wenigstens sollte man unserer deutschen Jugend unverstümmelt in die Hand geben.

## 3.

Weiteres über „sich spielen“. (Ztschr. XVIII, S. 667.)

Es hat sich im Verlaufe des verflossenen Jahres herausgestellt, daß meine im November 1903 aufgestellte Erklärung zu dem reflexiven Gebrauche von „spielen“ in hiesiger Gegend berichtigt und ergänzt werden muß.

Ich vermutete in dem Reflexivum nach den vielen beobachteten Fällen den Dativ der Mehrzahl und kam so zu der mitgetheilten Erklärung. Durch Kinder auf der Straße und in der Schule bin ich aber eines Besseren belehrt worden. Da rief ein kleiner Bursche: „Ich spiel' mich lieber im Garten.“ Auch „spiel' dich doch!“ und „er spielt sich“ habe ich öfter gehört.

Da scheint mir nunmehr doch eine einfachere Erklärung näher zu liegen, nämlich eine Analogiebildung von „sich amüsieren“. Erwachsene haben sie geschaffen, gebrauchen sie, und Kinder ahmen sie nach. Das Reflexivum wäre also doch als Objektsakkusativ zu erklären. „Sich spielen“ ist eben in die Gruppe „sich amüsieren“, „sich belustigen, erheitern, erfreuen, unterhalten uff.“ eingetreten.

Ist der reflexive Gebrauch von „spielen“ sonst verbreitet?

Baunzen.

Seminaroberlehrer Grätzschel.

## Bücherbesprechungen.

Georg Brandes, Gesammelte Schriften. Deutsche Original-Ausgabe.

1. Band: Deutsche Persönlichkeiten. 2. Band: Skandinavische Persönlichkeiten. München, Albert Langen, Verlag für Literatur und Kunst.

Es gewährt eine hohe innere Freude, sich in diese ausgezeichneten Essays des großen dänischen Literaturhistorikers zu versenken, der einen so tiefgehenden Einfluß auf die Entwicklung unseres modernen Geisteslebens ausgeübt hat. Meisterstücke psychologischer Analyse sind seine Charakterbilder von Moltke, Schopenhauer, Luther, Lessing, Fichte, Ludwig Holberg, Kamilla Rahbel, Heiberg und Herz. Wie kongenial vermag er seine Helden zu schildern, z. B. Moltkes Feldherrnbegabung, Ortsinn, Schlichtheit, Pflichtgefühl und Seelenadel! Immer überrascht uns der Glanz seiner Diktion, die Feinheit und Schärfe seines Urteils, die Vielseitigkeit seiner Bildung, das intuitive Erfassen der jeweiligen Individualität. Von großem Interesse für die Beurteilung dieses erlesenen Kopfes ist sein Selbstbekenntnis im Vorwort: „Trotzdem ich mehr von Nordländern und Franzosen, als von Deutschen und Engländern gelernt habe, so gehöre ich doch zu den Schriftstellern, die der deutschen Kultur unendlich viel zu danken haben. Ohne das Studium der deutschen Philosophie und ohne die Kenntnis der deutschen Poesie wäre ich nicht derselbe, der ich bin. Ich bin einer der ungezählten Europäer, deren Geistesleben

seine Weihe von Goethe empfangen hat. Es war eine meiner Bestrebungen, mich in die deutsche Kultur so einzuleben, daß ich in der Beziehung nicht hinter den geborenen Deutschen zurückstände. Ich habe auch zuweilen die Deutschen auf das Ausgezeichnete aufmerksam machen können, das, noch nicht anerkannt, in ihrer Mitte erstanden war, bin so einer der ersten gewesen, die auf Klinger und Nießsche die Aufmerksamkeit hinlenkten." Gern böten wir eine Blütenlese von Brandes' Gedanken: der Raum verbietet es. Wenn man bedenkt, daß so viele ungenaue Texte in schlechtem Deutsch von den meisten seiner Bücher existieren, so müssen wir es als ein verdienstvolles Unternehmen des rührigen Verlages von Albert Langen anerkennen, daß er diese deutsche Originalausgabe veranstaltet. Wir sind überzeugt: sie wird einen großen dankbaren Leserkreis in Deutschland finden, der aus ihr Erquickung und Belehrung schöpft. Der zweite Band bietet das Bild des Autors. Wir sehen den folgenden Bänden mit lebhaftem Interesse entgegen.

Dresden.

Lic. Dr. Kurt Warmuth.

- I. Das deutsche Knabenbuch. Ein Jahrbuch der Unterhaltung, Belehrung und Beschäftigung für unsere Knaben. 17. Bd. Stuttgart, Verlag von R. Thienemann, 1903. 8°. 400 S. Preis 6,50 M.
- II. Das deutsche Mädchenbuch. Ein Jahrbuch der Unterhaltung, Belehrung und Beschäftigung für junge Mädchen. 11. Bd. Stuttgart, Verlag von R. Thienemann, 1903. 8°. 400 S. Preis 6,50 M.

I. enthält im ganzen 9 Erzählungen und viele wichtige Mitteilungen aus den weiten Gebieten der Geschichte, der Physik, Astronomie und Naturgeschichte, soweit sie für Knaben geeignet und verständlich sind. Dazu kommen interessante Angaben über die Marine, wie „Besuch an Bord“ u. a., auch Darbietungen über Handfertigkeitsunterricht, wie „Drechslerkunst“, Spiele, wie „Ping-Pong oder Tafel-Tennis“ und mancherlei Kleinigkeiten.

Aus dem sonstigen Inhalt wollen wir namentlich die Abschnitte: „Der Brief, Die Saalburg, Justus Liebig, Exotische Schmetterlinge“ als besonders gelungen hervorheben.

Außer dem Texte enthält das Buch 6 Aquarelle, 151 schwarze und 28 bunte Bilder.

II. bringt ebenfalls 9 Erzählungen, ferner gebiegene Biographien aus dem Gebiete der darstellenden Kunst und Musik, wie Rembrandt, Velasquez, Gändel, Reisebilder, wie Lichtenstein und die schwäbischen Volkstrachten, auch eine Amerikafahrt mit dem Schnelldampfer „Deutschland“, je einen Abschnitt: Berufswahl einer Ärztin, Kunstfertigkeiten und Handarbeiten, Spiele, wie Salta, und Kleinigkeiten.

Dem Texte dieses Buches sind 6 Aquarelle, 159 schwarze und 23 bunte Bilder beigegeben.

Wolffstein.

Dir. Dr. Karl Löschhorn.



### Kleine Mitteilungen.

**Auszeichnung.** Der altbekannten Langenscheidtschen Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt), Berlin, Hallesche Str. 17, Spezialverlag von Hilfsmitteln für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, ist für ihre Leistungen auf diesem Gebiete, namentlich für Herausgabe der rühmlichst bekannten Wörterbücher (Sachs-Billatte, Muret-Sanders usw.) sowie der seit einem halben Jahrhundert einen Welt Ruf besitzenden Unterrichtsmittel nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt, auf der Weltausstellung in St. Louis der Große Preis zuerkannt worden.

### Zeitschriften.

Pädagogisches Archiv, herausgegeben von Prof. Dr. Ludwig Freytag. 46. Jahrg. 7. und 8. Heft. Inhalt: Friedrich Paulsen, Die höheren Schulen Deutschlands und ihr Lehrerstand in ihrem Verhältnis zum Staat und zur geistigen Kultur. — Dr. Heinrich von Lenk, Über die Sprache und Literatur der Buren. — Oberlehrer Karl Koller, Die Beschäftigung der Schüler der höheren Lehranstalten außerhalb der Schule, vom gesundheitlichen Standpunkte aus betrachtet. — Dr. Karl Lorenz, Die Lyrik in den Oberklassen höherer Schulen. — Prof. E. Boehm, Die Privatbibliothek des Schülers. — Prof. Dr. Matthias, Einige Reisebeobachtungen über die Pflege der Muttersprache in Frankreich. — Oberlehrer Karl Koller, Der I. Internationale Kongress für Schulhygiene zu Nürnberg (4. bis 9. April 1904). — Richard Eichhoff, Die diesjährigen Parlamentsverhandlungen über das höhere Schulwesen.

Pädagogische Blätter von Rehr, herausgegeben von Muthesius. 1904. 8. Heft. E. F. Thienemann, Gotha. Inhalt: von Salkwürk, Logik und Schulwissenschaft. — Kaiser, Zeichenunterricht und Kunstanschauung.

Der Deutsche Schulmann. 7. Jahrg. 10. Heft. Inhalt: Anschauungstypen. Experimentelle und pädagogische Betrachtung von Max Lobsien in Kiel (Schluß folgt).

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. 15. Jahrg. 11. und 12. Heft.

Inhalt: Die neue erzählende und dramatische Kunst. Von Prof. Dr. L. Bräutigam in Bremen. — Tabellarische Übersicht der Berechtigungen in den einzelnen deutschen Staaten. Von Realgymnasialdirektor Dr. Steinbart in Duisburg.

— 16. Jahrg. 1. Heft. Inhalt: Die diesjährigen Parlamentsverhandlungen über das höhere Schulwesen. Von Prof. Rich. Eichhoff in Remscheid, W. d. R. — Die Durchführung der preussischen Schulreform in ganz Deutschland. Von Realgymnasialdirektor Dr. Steinbart in Duisburg. — Lateinunterricht an Oberrealschulen.

Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte. 4. Band. 3. Heft.

Inhalt: Günther Koch, Gleim als Anacreonübersetzer und seine französischen Vorgänger. — A. K. T. Fielso, Aus Otto Bildemeisters Jugendübersetzungen. Ungedruckte Proben. — Rudolf Unger, Textgeschichtliche Studien zu Platens Ohaselen nach den Münchner Handschriften. — Anton Rippenberg, Die Sage von Robert dem Teufel in Deutschland und ihre Stellung gegenüber der Faustsage. — Hermann Tardel, Neuere Bearbeitungen der Sage von Robert dem Teufel. — Hermann Henkel, Zu Goethes Divansgedicht „Selige Sehnsucht“. — Karl Renne, Aus dem Leben des hallischen Kanzlers Aug. Herm. Niemeyer.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, Bücher usw. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-N., Fürstenstraße 52 L

UNIV. OF MICH.

JAN 11 1905

# Zeitschrift für den deutschen Unterricht

Begründet unter Mitwirkung von Rudolf Hildebrand

Herausgegeben von

Prof. Dr. Otto Lyon

18. Jahrgang 12. Heft

Herausgegeben am 19. Dezember 1904



Leipzig und Berlin  
Druck und Verlag von B. G. Teubner

1904

Verlag von W. G. Teubner in Leipzig und Berlin.

# Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten

in engem Anschluß an die preussischen Lehrpläne

von Direktor **M. Eberz** und Prof. **H. Walz**.

Ausgabe A: für evangelische Anstalten. Ausgabe B: für paritätische Anstalten

2. Auflage. In neuer Rechtschreibung. Geschwachtboll gebunden. I. (Sexta) Mk. 2. — II. (Quinta) Mk. 2.20. III. (Quarta) Mk. 2.40. IV. (Tertertia) Mk. 2.40. V. (Obertertia) Mk. 2.

**Sieben erschien: Teil VI für Untersekunda Mk. 2.40.**

Der Prosateil bietet in Erzählungen neben Meisterwerken aus der älteren Zeit auch solche von Wilibald Alexis, Gottfried Keller, Wilhelm Raabe, Detlev von Liliencron. Der 2. Abschnitt enthält Lehrhaftes in einfach verständlicher und anregender Form, so die Bildung des Stils von Wustmann, über das Fremdwort von Palleske. Dazu kommen Aufsätze, die besonders wichtige Gegenstände des Lehrplanes behandeln, so über die Dichtung der Befreiungskriege, über das Lied von der Glode, über Tell und die Jungfrau von Orléans. Zur Einführung in die Kunst dienen bezeichnende Abschnitte aus Ludwig Richters Lebenserinnerungen u. a. Die Aufsätze aus dem Gebiete der Geschichte, die den 3. Abschnitt bilden, behandeln besonders die großen Männer und Ereignisse der Freiheitskriege und der deutschen Einigung. Sehr reichhaltig ist der Inhalt des 4. und 5. Abschnittes, die Stoffe aus der Naturwissenschaft, aus der Länder- und Völkertunde enthalten und Aufsätze von A. v. Humboldt, Helmholtz, Dassar-Cohn, Neumeyer, Philippson, F. Raue und vielen anderen bedeutenden Forschern der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit bieten. Die Auswahl ist so getroffen, daß sie auch den Bedürfnissen der Realschule genügt, zugleich aber den Schülern der Gymnasien und Realgymnasien neben dem in der Klasse zu verarbeitenden Stoff eine wertvolle Privatlektüre bietet. Der Prosateil schließt mit Reden und Briefen insbesondere von bedeutenden Männern des 19. Jahrhunderts.

Der poetische Teil berücksichtigt in erster Linie die vaterländische Dichtung (58 Gedichte, namentlich die der Befreiungskriege (45 Gedichte), daneben werden aus der klassischen Dichtung Gedichte von Schiller und Goethe, aus der neueren Gedichte von Körke, Storm, Fontane, Liliencron u. a. wiedergegeben, den Schluß bilden eine Anzahl Volkslieder.

Im Anhang wird ein Überblick gegeben über die vaterländische Dichtung und die Volkslieder, die das Gesamtwerk enthält.

Das Lesebuch ist von den kgl. Provinzialschulkollegien Westpreußens, Schlesiens, Westfalens und der Rheinprovinz zur Einführung genehmigt, außerdem wird es an zahlreichen Schulen der thüring. Staaten gebraucht.

Die Monatschrift für höhere Schulen urteilt über das Werk im Februarheft 1904: „Das Lesebuch wirkt in allen bisher erschienenen Teilen so recht erfrischend durch seine fesselnden, kernigen, von gesundem Humor durchzogenen Inhalt und durch seine anregende, allem Moralisieren und ausdringlich Lehrhaften abholde Schreibart. Anerkennung verdient auch die planmäßige Erweiterung des Gedanken- und Gesichtskreises der Schüler, sowie die durch Gliederung und andere Hilfsmittel des Drucks erreichte klare Übersicht.“

Bei beabsichtigter Einführung helfe ich den Herren Direktoren und Fachlehrern ein Exemplar gern kostenlos zur Verfügung. Das Ergebnis der Prüfung bitte ich mir feinerzeit freundlich mitzuteilen.

W. G. Teubner.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin.

# Musterbeispiele zur deutschen Stillehre.

## Ein Handbüchlein für Schüler

von Professor Dr. Oskar Weise.

Zweite, verbesserte Auflage, viertes bis neuntes Tausend.

8°. [34 S.] Preis geheftet 30 Pf.

Der Königl. Provinzialschulrat F. Buschmann in Koblenz urteilt in der Monatschrift für höhere Schulen (II. Jahrgang, 11. Heft) über die 1. Auflage:

„Eine wirklich dankenswerte Hilfe für den deutschen Unterricht hat Weise in seinen Musterbeispielen zur deutschen Stillehre dargeboten; das Büchlein behandelt auf 20 Seiten in Regeln und Beispielen übersichtlich und anschaulich diejenigen Stilgesetze, gegen die am allermeisten und nicht bloß von den Schülern gesündigt wird. Das Buch empfiehlt sich selbst und sollte ebenso wie die amtlichen Regeln über die deutsche Rechtschreibung von jedem Schüler dem deutschen Lesebuche oder dem grammatischen Lehrbuche in Anhang eingefügt werden.“

— Man verlange Prüfungsbeispiele. —

In den oberen Klassen höherer Lehranstalten und an Seminaren vielfach im Gebrauch sind die

# Musterstücke deutscher Prosa zur Stilbildung und zur Belehrung.

Von Professor Dr. Oskar Weise.

gr. 8. geb. Mt. 1.40.

„... ein Buch, dem man viele verlässliche Benutzer wünschen muß... eine bescheidene Sammlung wie die vorliegende, die durch bedeutenden Inhalt anzieht und durch kurze Hindeutungen auf das Wesentliche der darstellenden Kunst den Leser einläßt, über die Form des Gelesenen nachzudenken, ist uns erwünscht.“

(Das literarische Echo. VI. Jahrg. Nr. 7.)

# Biblisches Lesebuch v. Voelker u. Strack

12., neu bearbeitete Auflage in neuer Ausstattung.

Gesamtausgabe in 3 Bänden, geb. M. 1.80. Altes Testament geb. M. 1.20. Neues Testament geb. M. 1.-  
Neu: Ausgabe für Volksschulen geb. M. 1.— mit erläuternden Beilagen, Plänen und Karten.

**Der Evangelische Oberkirchenrat** in Berlin urteilt: „Es hat sich uns bei erneuter Prüfung des aus langer pädagogischer Erfahrung herausgewachsenen und mit Bescheid und Sorgfalt ausgearbeiteten Werkes die Überzeugung bestätigt, daß der in dem Biblischen Lesebuch gebotene Auszug besser, als es die ganze Bibel oder die Biblische Geschichte für die Schule darbieten kann, ein geeignetes Hilfsmittel werden könne, die reifere Jugend in den Gebrauch und das Verständnis der heiligen Schrift einzuführen.“

**Vorstufe: Biblische Geschichten** für die ersten 5 Schuljahre. 1. Aufl.  
A für Volksschulen. B für höhere Schulen.

Prospecte unentgeltlich und postfrei von Theodor Hofmann, Leipzig, Poststr. 3.

**Dr. Hermann Stohn:**  
**Lehrbuch**  
**der deutschen Literatur für höh. Mädchenschulen u. Lehrerinnenbildungsanstalten.**

Sechste Auflage, bearbeitet von

**Dr. Franz Violet,**

Oberlehrer an der Dorowhenschule in Berlin.

[XII u. 263 S.] gr. 8. geb. M. 2.80.

Die Neubearbeitung des Stohn'schen Lehrbuches ist tiefgreifender und einschneidender geworden, als ursprünglich beabsichtigt war, doch sind die anerkannten Vorzüge des Werkes, die Beschränkung auf das Wesentliche und die den Zielen der Mädchenschule entsprechende Behandlung des Stoffes, dabei gewahrt worden. Im einzelnen ist durchweg die Darstellung stilistisch gefeilt, das rein Anekdotenhafte beseitigt und durch inhaltlich Wichtiges ersetzt worden; eine ganze Anzahl kleiner Irrtümer mußte nach dem heutigen Standpunkt der Forschung berichtigt werden. Die Zahl der angeführten Gedichte ist mit Rücksicht auf die verschiedenen Sammlungen, welche an den einzelnen Anstalten benutzt werden, erheblich vermehrt worden. Eine besondere Rechtfertigung verdient die Behandlung der „neuesten Dichtung“.

**Dr. Hermann Stohn:**  
**Lehrbuch**  
**der deutschen Poetik für höhere Mädchenschulen u. Lehrerinnenbildungsanstalten.**

Dritte, verbesserte Auflage, besorgt von

**Dr. Johannes Heydmann.**

[VIII u. 102 S.] 8. geb. M. 1.60.

Die Schülerin lernt hier das Charakteristische der poetischen Sprache mit ihren Typen und Figuren, die deutschen und die hauptsächlichsten fremden Strophen kennen, sowie eingehend die Dichtungsgattungen und ihre Unterarten. Durch Beschränkung des Stoffes hofft der Verfasser in dem vorliegenden Werkchen überall durchgeführter zu haben, das für die Schülerin Wissenswerte in eine möglichst lebendige, zusammenhängende und dadurch fesselnde Darstellung zu kleiden und durch sorgfältig ausgewählte Beispiele zu erläutern. — Ferner ist Verfasser der Ansicht, daß die höhere Mädchenschule, da sie ja ihren Zöglingen den Abschluß ihrer Bildung geben soll, dieselben nicht entlassen dürfe, ohne ihnen wenigstens einen Einblick in das Wesen der Kunst überhaupt und in das Verhältnis der Poesie zu den übrigen Künsten zu geben, und hat aus seiner eigenen Unterrichtspraxis erfahren, wie sehr eine solche, allerdings nur kurze, aber lichtvolle, dem Verständnis des Mädchens angepaßte Darstellung die Schülerinnen lebhaft interessiert, und welchen Nutzen dieselbe auch bei der Lektüre und Literaturgeschichte gewährt. Hierdurch bestimmt, hat der Verfasser der eigentlichen Poetik eine besondere Beachtung geschenkt.

**D. König,**

Direktor der höheren Mädchenschule zu Bunsau.

**Geschichte der deutschen Literatur in v  
 sammenhängender Darstellung**

für den Schulgebrauch sowie für jeden, der in die geschichtliche Entwicklung der poetischen Literatur der Deutschen einführen will.

Fünfte Auflage, in der neuen Rechtschreibung

[VIII u. 152 S.] gr. 8. geb. M. 1.60.

Vorliegendes Buch ist aus der Praxis des Unterrichts hervorgegangen. Während die gebräuchlichste Leitfäden und Hilfsbücher für den Unterricht in deutscher Literaturgeschichte an dem einen Mangel leiden, daß sie mehr Nachschlagebücher sind als Bücher für den Unterricht, ist hier der Stoff auf Notwendige beschränkt.

Das Buch will die Jugend in die Geschichte der poetischen Literatur einführen, es will dazu beitragen bei ihr Liebe und Verständnis für die Schöpfung unserer deutschen Dichter zu erwecken, und ihr zugleich ein Ratgeber für die Wahl der Lektüre sein.

**Margarete Hensdike:**  
**Deutsche Prosa.**

**Ausgewählte Reden und Essays.**

Zur Lektüre auf der obersten E  
 höherer Behranstalten zusammenge  
 Mit 4 Abbildungen. gr. 8. [XV u. 110

Preis geb. M. 3.—, geb. M. 3.50.

! gebunden Post-Kyrtlar zum ermäßigten Preise von 1

(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und gegen Einzahlung des Betrages auch direkt von

„Jeder, der mit heranwachsenden Mädchen hat Gelegenheit genug zu konstatieren, wie sie sich im allgemeinen gerade gebiegener und belehrlicher Art gegenüber verhalten. In Umstand zweifellos auf eine Überfütterung während der Schulzeit, besonders während der Jahre, zurückzuführen ist, ist ebenso klar, andere Ursache, daß gerade das Verständnis die zeitbewegenden Fragen und Ideen an der historischen, volkswirtschaftlichen, turwissenschaftlichen u. Prosaliteratur weit sie Voren zugänglich sind, gewei gebildet werden kann. Die Herausgabe vorliegenden Sammlung fällt also wirklich beklagte Lücke aus, indem sie von herbar Prosaisten aus den verschiedensten Aufsätze und Reden, Bruchstücke aus gr Werken zum Gebrauch in den Selektion, freien Kurzen, auch wohl in den ersten der höheren Mädchenschulen zusammen

Soeben erschienen:

**OTTO JESPERSEN:**  
**PHONETISCHE  
GRUNDFRAGEN.**

MIT 2 FIGUREN IM TEXT.

[IV u. 185 S.] gr. 8. 1904. geb. M 3.60,  
geb. M 4.20.

Die Grundfragen der Phonetik knüpfen an das kürzlich erschienene Lehrbuch an und bilden gewissermaßen dessen theoretische Grundlage; sie begründen die Darstellungsweise und viele Einzelheiten, sind aber dabei durchaus selbständig.

Nach einer Einleitung über das Verhältnis zwischen Laut und Schrift werden die für die Phonetik wie für die Sprachwissenschaft überhaupt bedeutungsvollen Probleme behandelt.

**OTTO JESPERSEN:**  
**LEHRBUCH  
DER PHONETIK.**

AUTORISIERTE ÜBERSETZUNG  
VON HERMANN DAVIDSEN.  
MIT 2 TAFELN.

[VI u. 255 S.] gr. 8. 1904. geb. M 5.—,  
geb. M 5.60.

Die Darstellung zeigt die von der Kritik anerkannten Vorrüge des ursprünglichen Werkes. Sie verbindet wissenschaftliche Gründlichkeit und Originalität mit anziehender Form und pädagogisch geschickten Aufbau. Die Lautlehre der drei europäischen Hauptsprachen, Deutsch, Englisch und Französisch, ist ausführlich dargestellt, so daß das Buch den Anforderungen der neu sprachlichen Lehrer in jeder Hinsicht gerecht wird.

**Urteile der Presse:**

„Jespersen hat sich durch mehrere gedankenreiche und persönlich-eigenartige Schriften in der Sprachforschung einen Namen gemacht. Mit dem vorliegenden Werke wollte er ein Buch für weitere Kreise und für Anfänger schreiben. Er hat dieses Ziel energisch im Auge behalten. Ich kenne keine Phonetik die sich an gemeinverständlicher Haltung von ferne mit der seinigen vergleichen könnte. Dieses Buch wird sicherlich keinen Leser abschrecken, manchen ermutigen. Mit einer nie versagenden Klarheit verbindet sich ein großes pädagogisches Wohlwollen und eine sehr unpedantische Gemütlichkeit.“  
(Andreas Heusler in der Deutschen Literaturzeitung.)

„Der kopenhagener universitätsprofessor O. Jespersen zählt zu den allerhervorragendsten vertrettern der phonetischen wissenschaft und seine werke sind für den neu sprachlehrer aus dem grunde von besonderer wichtigkeit, weil er, selbst früherer lehrer, sich ununterbrochen in fühlung mit den bedürfnissen des neu sprachlichen unterrichts gehalten hat, was wir sonst nur noch von Viktor und Paul Passy kennen. Soweit ich sehe, sind alle seine schriften von direktem und zumelst sehr hohem werte für den neu sprachlehrer.“  
(Prof. Dr. H. Klinghardt in Neuere Sprachen.)

**W. VIËTOR:**

**DEUTSCHES LESEBUCH  
IN LAUTSCHRIFT.**

ALS HÜLFSBUCH ZUR ERWERBUNG EINER  
MUSTERGÜLTIGEN AUSSPRACHE.

I. TEIL: FIBEL UND ERSTES LESEBUCH.

2. Aufl. [XII u. 159 S.] 8. 1904. In Leinwand  
geb. M 3.—

II. TEIL: ZWEITES LESEBUCH.

[VI u. 139 S.] 8. 1902. In Leinwand geb. M 3.—

Der Marburger Universitätsprofessor Viëtor, weiteren, für die Lautschrift interessierten Kreisen bereits durch seine „Ausprache des Schriftdeutschen“ vorteilhaft bekannt, bietet hier ein Hilfsbuch zur Erwerbung einer mustergültigen Aussprache des Hochdeutschen. Wir wünschen dem Buche besten Erfolg.

**OSKAR BRENNER:**

**DIE LAUTLICHEN UND  
GESCHICHTLICHEN GRUNDLAGEN  
UNSERER RECHTSCHREIBUNG.**

Preis geb. M 1.—

„Jeder, der mit der orthographischen Bewegung der Gegenwart zu tun hat, vor allem der Lehren aber auch sonst jeder Gebildete, wird in diesem klar und fesselnd geschriebenen Büchlein, das die Frage stets mit Rücksicht auf die physiologische Grundlag der Sprache, wie im Zusammenhang mit der Sprachgeschichte behandelt, reiche Belehrung und Anregung finden.“ (Amtl. Schulblatt, Bern, Nr. 10. VI. Jahrg.)

„Wir wünschen dieser Schrift die weiteste Verbreitung; denn erst die Kenntnis des bestehenden Zwiespalts zwischen Sprache und Schrift wird die allgemeine Bedürfnis nach einer Schreibweise wecken die weniger Inkonssequenzen, Mißverständnisse und Irrtümer in sich trägt.“

# Deutsche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts

Ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus

Herausgegeben von Prof. Dr. Lyon

Die Erläuterungen haben den Zweck, in sachkundiger und lebendiger Weise zu einem tiefen vollen Verständnis der Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts hinzuzuführen. — Das Künstlerische steht im Mittelpunkte der Erklärung. Sie soll helfen, das Kunstwerk als Ganzes zu erfassen, indem sie Aufbau und Kunstmittel zu lebendigem Bewußtsein bringt und Grundbegriffe des künstlerischen Schaffens am konkreten Beispiel entwickelt. — Das Werk wieder als Ganzes wird als Zeugnis der sich entwickelnden Persönlichkeit aufgefaßt und in den zeit- und literaturgeschichtlichen Zusammenhang eingereiht. — Die Einzelerklärung wird nicht vernachlässigt, dabei stets ihre Bedeutung für das Ganze berücksichtigt. Sachliche und sprachliche Schwierigkeiten werden kurz erklärt, das Stoffgeschichtliche und rein Biographische wird auf das Notwendige beschränkt. — Der Umfang eines Bändchens beträgt etwa drei Bogen zum Preise von je 50 Pf.

Es erschienen bisher folgende Bändchen:

- Hest 1: Fritz Reuter, Ut mine Stromtid, von Professor Dr. Paul Vogel.  
 Hest 2: Otto Ludwig, Makkabäer, v. Dr. R. Peisch.  
 Hest 3: Hermann Sudermann, Frau Sorge, von Prof. Dr. G. Boetticher.  
 Hest 4: Theodor Storm, Immensee u. Ein grünes Blatt, von Dr. Otto Labendorf.  
 Hest 5: Wilhelm Heinrich von Riehl, Novellen: Der Glanz der Schönheit, Am Quell der Genesung, Die Gerechtigkeit Gottes, von Dr. Th. Matthias.  
 Hest 6: Gustav Srenssen, der Dichter des Jörn-Uhl, von Karl Münzel.  
 Hest 7: Heinrich von Kleist, Prinz Friedrich von Homburg, von Dr. Robert Peisch.  
 Hest 8: Gottfried Keller, Martin Salander, von Dr. Rudolf Fürst.  
 Hest 9: Fr. W. Weber, Dreizehnlinden, von Direktor Dr. Ernst Wasserzähler.  
 Hest 10: Richard Wagner, Die Meisterfänger, von Dr. Robert Peisch.

- Hest 11: Konrad S. Meyer, Jürg Jenatsch, v. Professor Dr. Jul. Sahr.  
 Hest 12: Grillparzer, Sappho, Ahnfrau, von Geh. Reg.-Rat Dr. Adolf Matthias.  
 Hest 13: Serd. Avenarius als Dichter, von Dr. G. Heine.  
 Hest 14: Herm. Sudermann, Heimat, von Prof. Dr. G. Boetticher.  
 Hest 15: Paul Herse, Colberg, v. Prof. Dr. H. Glöck.  
 Hest 16: Grillparzer, Libussa, v. Prof. Dr. R. Meyer.  
 Hest 17: Theodor Storm, Pole Poppenspäler, ein stiller Musikant, von Dr. Otto Labendorf.  
 Hest 18: K. S. Meyer, Der Heilige, von Dr. Karl Credner.  
 Hest 19: Wilh. Raabe, Alle Meister, von Prof. Paul Gerber.  
 Hest 20: Adalbert Stifter, Studien, von Dr. Rudolf Fürst.

## Ein Führer durchs Lesebuch. Erläuterungen poetisch- und prosaischer Leseübungen

aus deutschen Volksschul-Lesebüchern. Von Fr. Polach, Kgl. Schulrat u. Kreis-Schulinspektor, u. Dr. P. Polach, Seminar-Direktor. 2 Teile.

I. Teil. geb. M. 2.—, geb. M. 2.50. Auch in 2 Hft.: 1. Hft. geb. M. 1.—, 2. Hft. geb. M. 1.—  
 II. Teil. geb. M. 5.—, geb. M. 5.60. Auch in 2 Hft.: 1. Hft. geb. M. 2.50, 2. Hft. geb. M. 2.50.

„Die Erläuterungen sind trefflich, ebenso die „Verwertungen“, welche teils ethische Gesichtspunkte aufstellen, teils prakt. Blicke eröffnen, teils Aufgaben zu schriftl. Darstellungen darbieten. Die alphabet. Inhaltsverzeichnisse erleichtern das Nachschlagen; der Anhang: „Kurzer Abriss der deutschen Poetik“ u. „Kurze Biographien der hervorragendsten Dichter“ bildet eine dankenswerte Beigabe.“ (Preuss. Schulztg.)

Prospekte unentgeltlich u. postfrei v. d. Verlagsbuchhdlg. Theodor Hofmann, Leipzig, Oststr. 2.

## Zwei tüchtige Schriften über Deutsche Sprache

aus dem Verlage von Hubbing & Bückle in Stuttgart.

Ausgegeben wurde soeben das 4. und 5. Tausend des Werkes:

# Etymologisches Deutsches Handwörterbuch,

mit besonderer Berücksichtigung der Mundarten, Lehn- und Fremdwörter sowie der Eigennamen.

Von Professor Paul Imm. Fuchs.

Im neuem Nachtrag: Verzeichnis der nach der neuesten Rechtschreibung zu ändernden oder umzuschaltenden Wörter. Ein Band in Schreibheft-Format, 360 meist zweispaltige Seiten, ca. 15000 Artikel enthaltend. Gut ausgestattet, ungebunden 3 Mk. 25 Pf., kartonniert 3 Mk. 75 Pf., in ganz Led. gebunden 4 Mk.

Das Etymologische Deutsche Wörterbuch von Prof. Fuchs ist wohl das reichhaltigste und gründlichste, sowie das billigste aller nicht streng wissenschaftlichen Wörterbücher. Seinen ganz besonderen Vorzug hat es in der alphabetischen Ordnung des Stoffes nach Wortstämmen, statt nach Wortformen. Dadurch erhält es seinen vorzüglich ausläurenden und seinen wirklich etymologischen Charakter, der es zu einem wertvollen, zuverlässigen Berater für jeden Deutsch-Lehrer, Studierenden, Juristen, Redner und Schriftsteller macht.

### Probe-Artikel.

**Maß** 2) f Nahrung, Fütterung; maß gemäset, wohlbelebt, eig. Part. Bildung; mäßen fett machen; so got. mats Speise, Wz. mat. — **maßleidig** heisse überdrüssig, überfättigt. — Hierher viel. **Rus** n Speise (bei. gefochte); Koll. **Ge-müß** n Garten- und Feldgewächse zu solcher Speise; **Rus-teil** m, n, der auf die Witwe fallende Teil („an Speisen“); — nhd. **Wett** n zerhobtes Schweinefleisch; \***warr** f Wurst daraus. — **Reffer** n ahd. mozzirabs = mozzir-sabs „Speisechwert“; zu sabs (wohl verwandt lt. saxum Fels, also urpr. Steinmesser) auch **Sachs** (cf. d. Franke) benannt nach der Hauptwaffe, dem sabs Schwert. — nhd. **Reß** Reffer.

**Einige Urteile.** — „An die Spitze der höchst verdienstvollen Versuche, dem deutschen Volke im weitesten Umfange die Schätze unserer Sprache zu erschließen, darf das Wörterbuch von Prof. Fuchs gestellt werden.“ *Deutsche Zeitung* (Berlin).

„Auf Sammlung, Sichtung und Anordnung des reichen Stoffes ist viel Fleiß und Mühe verwendet worden. — So sei das Werk als nützlich und anziehend bestens empfohlen.“

*Litt. Handweiser* (Münster in Westf.)

„Es sind Rudolf Hildebrands Spuren, in denen der Herausgeber wandelt. Wir zweifeln nicht, daß sich sein Werk, für dessen beispiellos niedrigen Preis-anjah die Verlags-handlung besonderen Dank verdient, viele Freunde erwerben wird.“

*Wissensch. Beilage der Leipziger Zeitung.*

## Deutsche Stillehre.

Von Oberlehrer Imm. Hammerer.

Umfang 160 Seiten, ungebunden 1 Mk. 50 Pf., gebunden (kartonniert) 1 Mk. 80 Pf.

**Inhalt:** Leitfaden der deutschen Wortbildungs- und Satzbaulehre. Die Formenbildung, der Periodenbau; Musterperioden. Über Fremdwörter. Die Bibel-sprache. Beispiele falscher Wort- und Satz-bildungen. Musterstücke deutschen Prosa-stils usw.

**Einige Urteile.** — *Prenslische Lehrerzeitung:* „Das ist ein Buch, das jeder Seminarist und jeder junge Lehrer wenigstens zweimal im Jahre durcharbeiten müßte.“ — *Sächsische Schulzeitung:* „Es ist keine Stillehre, wie die anderen Bücher, die sich gewöhnlich so bezeichnen, sondern eine im Sinne des Allgem. D. Sprachvereins geschriebene Belehrung über den richtigen stilistischen Gebrauch der einzelnen Wortarten und Satzformen.“ — *Pädagog. Worte:* „Es ist eine ähnliche Arbeit wie Wustmanns „Sprach-dummbreiten“, aber für den Schulgebrauch zugeschnitten und für diesen Zweck vorzüglich geeignet.“ — *Neue Westdeutsche Lehrerzeitung:* „Den Büchern von Wustmann, Weise und Schrader reißt sich das vorliegende in würdiger Weise an. Aus der Lehrarbeit heraus entstanden, will es beherrschen der Lesepre-